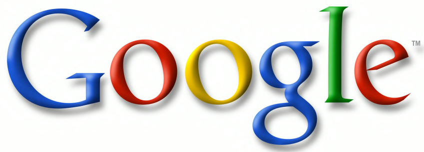
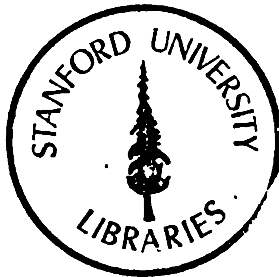
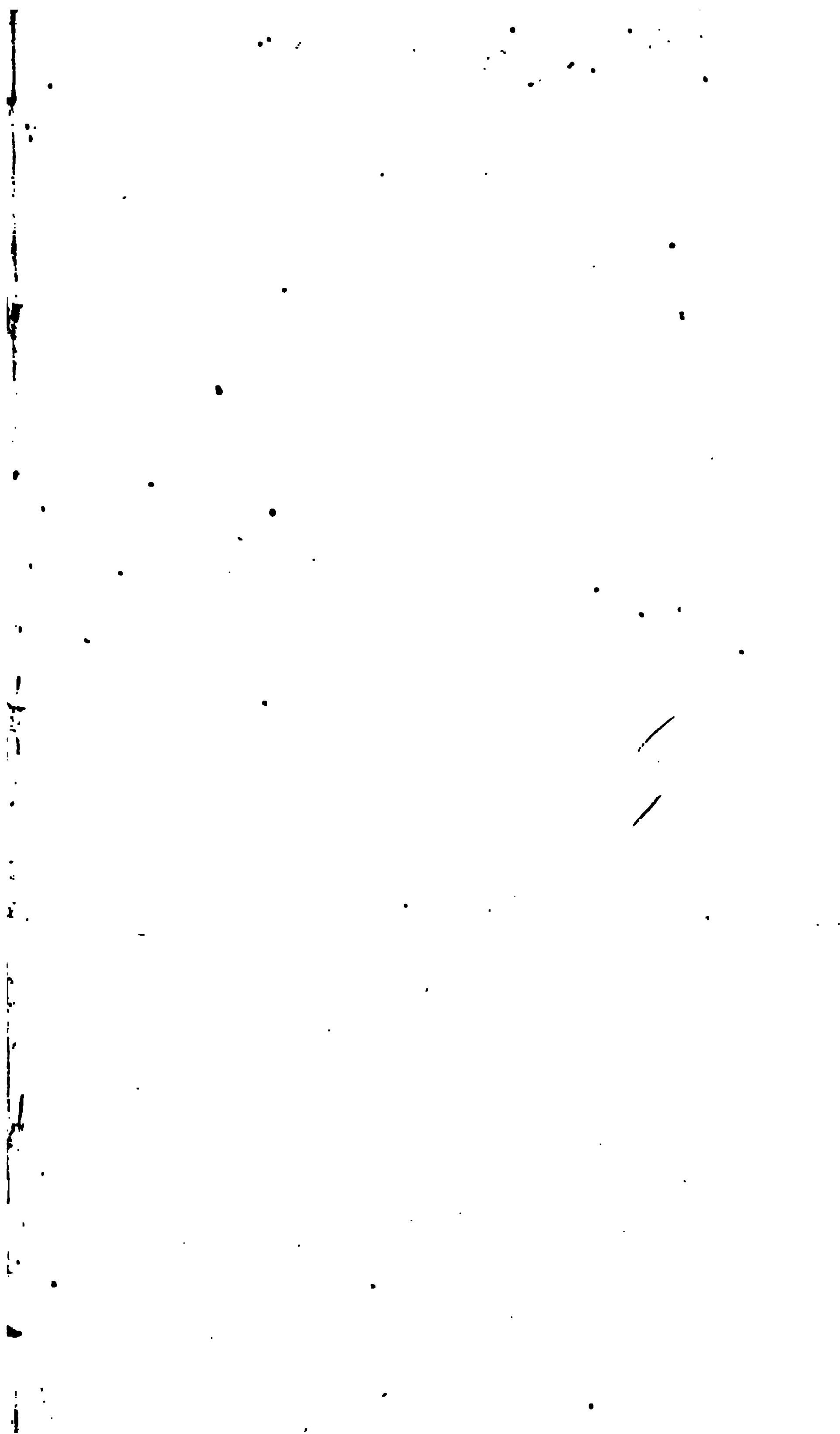





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Cyclus

historisch-romantischer Schilderungen

aus

Oesterreichs neuester Geschichte.

Band 1 bis 3.

1866 oder Custozza und Königgrätz.

Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

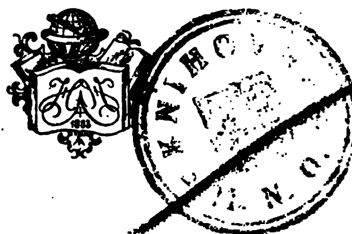
1866

oder

Custozza und Königgrätz.

Historisch-romantische Enthüllungen
aus
Oesterreichs neuester Geschichte.

Erster Band.



Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1867.

Vorwort.

Mit staunendem Blick sehen wir zurück auf die blutigen Ereignisse, die sich im Jahre 1866 vollzogen haben.

Die Thatsachen, die sich nicht ableugnen lassen, erscheinen Vielen wie ein Traum, so überraschend sind sie hereingebrochen, mit so wunderbarer Schnelligkeit sind sie vorübergezogen und schon sanken sie in das Meer der Vergessenheit, noch ehe die staunende Welt sich von ihrem Vorhandensein klar überzeugt hatte.

Die Kräfte von drei großen Reichen und einer Menge kleinerer Staaten waren auf das Aeußerste angespannt zu einem Kriege, dessen gewitterschwangere Wolken sich immer schwärzer, immer furchtbarer aufthürmten und sich ihrer Blitze mit vernichtender Gewalt entladen zu wollen schienen; — und was war das Resultat dieses Krieges, dessen Veranlasser Herrsch- und Ländersucht in das Gewand heiligen Eifers für das Gemeinwohl zu hüllen trachteten?

Eine siegreiche Schlacht Oesterreichs im Süden und in Folge davon für das besiegte Italien der Gewinn der Provinz, welche durch die hartnäckige Festhaltung ihres Besitzes dem Kaiserstaate schon so viele Opfer an Geld und Blut gekostet hatte, die jetzt aber freiwillig hingegeben wurde, und die Italien, welches noch vor kurzer Zeit für die Erwerbung bedeutende Summen zu zahlen erbötig war, jetzt, obgleich besiegt, als Geschenk nicht annehmen wollte, so daß es von dem schlauen Vermittler auf dem französischen Kaiserthrone durch Drohungen gewissermaßen zu der Annahme gezwungen werden mußte.

Eine verlorene Schlacht im Norden, und Oesterreichs Macht, die Freund und Feind für so gewaltig hielten, auf die es selbst aber mit Recht stolz sein zu dürfen glaubte, lag am Boden, so gänzlich niedergeworfen, daß sie sich, für den Augenblick wenigstens, nicht mehr

aufzuraffen vermochte, obgleich die Söhne des Landes schaarenweise zu den Fahnen eilten, unentmuthigt durch die Catastrophe von Königgrätz, vielmehr erfüllt von dem glühenden Verlangen, an den Feinden des geliebten Vaterlandes blutige Rache zu nehmen.

Oesterreichs Macht, sagen wir, lag durch den einen Schlag niedergeschmettert am Boden und vermochte — wenigstens für den Augenblick, sagen wir nochmals — nicht, sich von demselben aufzuraffen. Und doch schien dieses Aufraffen in den Augen Vieler, die den scharfen Blick der Diplomaten nicht hatten, und die tiefen Kenntnisse der Staatsmänner nicht besaßen, so leicht zu sein! Ungarn, dessen tapferes Volk unter der großen Maria Theresia Oesterreich schon einmal vor dem drohenden Untergange bewahrt hatte, als die Kaiserin, ihren kleinen Thronfolger auf dem Arme, vertrauensvoll in die Mitte der tapferen Magyaren trat, und auf ihre Bitte um Hilfe unter jubelndem Säbelgerassel die unvergeßliche Antwort erhielt:

Moriamur pro rege nostro!

— — Ungarn wartete nur auf ein Wort seines Königs, die gerechten Wünsche der Nation zu erfüllen, und es herrschte in ganz Oesterreich das Vertrauen, daß dieses Königswort aus dem Munde des Kaisers auch jetzt, wie damals unter seiner Ahnherrin, in Ungarn Armeen aus der Erde stampfen würde.

Und wahrlich, in dem Kampfe mit den Völkern Oesterreichs, die sämmtlich mit wetteiferndem Feuer nach diesem Kampfe sich sehnten, die ihn vielfach und wiederholt laut forderten, hätte das preußische Heer nicht leicht auf einen Sieg rechnen dürfen.

Aber dieses Wort der Verheißung für Ungarn wurde damals nicht gesprochen, sondern die Regierung des Kaisers zog es vor, statt den Kampf fortzusetzen, einen Frieden zu schließen, der zwar nicht schmachvoll war, Oesterreich aber dennoch das schmerzliche Opfer auferlegte, seinem Nebenbuhler um das Uebergewicht in Deutschland nicht nur dieses zu überlassen, sondern sich auch ganz aus eben dem Deutschland ausgeschlossen zu sehen, dessen unbestrittener Führer das Haus Habsburg an der Spitze Oesterreichs Jahrhunderte hindurch gewesen war.

So kam nach einer Kriegsdauer von nur wenigen Tagen der Friede von Nikolsburg zu einem vorläufigen Abschlusse, wenn auch in vielen Herzen ahnungsvoll das Gefühl schlummernd zurückblieb, dies sei nur der erste Akt des blutigen Rivalitäts-Dramas gewesen, und Oesterreich habe nur deshalb jetzt nicht Alles auf einen Wurf

setzen wollen, um durch einen baldigen Frieden neue Kräfte zu der Fortsetzung des Kampfes schöpfen zu können.

Nahe lag nun der Gedanke, dieses reiche Material historischer Thatsachen, welche eine Masse der interessantesten Episoden boten, zu einer romantischen Darstellung zu benutzen, und der Verfasser, der schon während des Kampfes und der Friedensverhandlungen diese Idee faßte, legt hiermit den freundlichen Lesern das Resultat seiner Arbeit vor.

Er wurde bei derselben durch die zufällig gewonnene Kenntniß von der Anspinnung und Verschlingung gewisser Fäden unterstützt, die sich bisher noch dem Lichte der Oeffentlichkeit entzogen, und hat dabei die Genugthuung genossen, daß Enthüllungen, welche der Titel seines Romanes verspricht, und die bei Beginn desselben noch streng bewahrtes Geheimniß waren, während des Druckes schon zum Theil an die Oeffentlichkeit gelangten und so das bestätigten, was er verheißen hatte.

Nicht leicht war es oft, die handelnden Hauptpersonen des Romanes, die zum großen Theile nicht reine Phantasiegestalten sind, mit den historischen Ereignissen in Verbindung zu bringen; dabei ist dem Verfasser aber schon jetzt die Befriedigung geworden, daß gewisse Ereignisse, Thatsachen und Handlungen, die er, während er die nachfolgenden Blätter schrieb, nur andeuten durfte, seitdem offizielle Bestätigungen erfahren haben.

So hofft denn der Verfasser, dem manche Quellen zu Gebote standen, die nicht Jedermann zugänglich waren, und die auch jetzt noch nicht allgemein eröffnet sind, daß er durch die nachfolgenden Schilderungen, denen er eine möglichst wechselvolle und bunte Färbung zu geben bemüht war, das Interesse seiner Leser anzuregen und zu fesseln verstanden haben wird.

Ohne sich im Entferntesten mit dem Altmeister Göthe vergleichen zu wollen, darf der Verfasser behaupten, daß die Schilderungen, die er hiermit dem Richterstuhle des Publikums übergibt, „Dichtung und Wahrheit“ enthalten, und wenn es ihm gelang, beide Elemente so zu verschmelzen, daß sie die Leser zu fesseln und ihre Theilnahme zu erregen vermochten, so fühlt er sich reichlich belohnt.

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bandes.



Druck von R. v. Waldheim.

I.

Der Zweck heiligt die Mittel.

In einem der ersten Hôtels von Wien ging im Monat Februar des Jahres 1864 mit langsamen gemessenen Schritten ein Fremder der vor zwei Tagen mit der Eisenbahn von Oderberg in der Kaiserstadt angekommen war, auf und nieder durch die drei Zimmer, welche er zu seiner Wohnung genommen hatte.

Er schien in ernstes Nachdenken versunken zu sein, denn er ließ den Kopf herabsinken und seine Stirne war gerunzelt, seine Augenbrauen waren finster zusammengezogen und die Hände hatte er auf dem Rücken gekreuzt, wie dies viele Menschen zu thun pflegen, wenn sie mit besonders ernsten und wichtigen Gedanken beschäftiget sind, und wie dies namentlich eine bekannte Eigenthümlichkeit des ersten Napoleon war, dessen minder großer, in Intriguen aber ungleich bewanderterer Neffe, seitdem er den Thron bestiegen hat, von welchem der Onkel, hinabgestürzt, in ein qualvolles Exil wandern mußte, sich zu einer Art politischen Gesetzgebers für ganz Europa emporgeschwungen hat.

Außer der nachdenklichen Haltung des erwähnten Fremden verrieth indeß kein äußeres Zeichen die Gefühle, die ihn bewegten und in der That würde es selbst dem erfahrenen Menschenkenner kaum möglich gewesen sein, etwas aus seinem Gesichte, aus dem Ausdruck seiner Züge herauszulesen, oder aus demselben zu errathen, was in seinem Innern vorging; denn seine Augen verbargen sich hinter einer Brille mit großen blauen Gläsern, ein dichter, dunkelfarbiger Vollbart bedeckte den größten Theil seines Gesichtes und was von diesem erkennbar blieb, hätte selbst des Studiums eines Lavater gespottet, so regungslos war es, so nichtssagend und ausdruckslos schien es zu sein. Wer aber hinter die blauen Brillengläser hätte sehen können, der würde erschrocken sein über den lauernden, tückischen Blick des großen, feurigen Auges.

Der Fremde, der sich als Graf Woronski aus Rußland angemeldet hatte, war ein Mann von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau, indeß schien seine eine Schulter ein wenig höher zu sein, als die andere, und wenn er rasch ging, hinkte er etwas, aber so unbedeutend, daß nur ein schärferer Beobachter es bemerken konnte und selbst ein solcher würde noch zuweilen in Zweifel gerathen sein, ob er sich nicht täusche.

Graf Woronski hatte eine stolze Haltung, und dies sowohl, wie seine vornehmen Gewohnheiten erweckten bei dem Zimmerkellner die Ueberzeugung, daß der Graf ein wirklicher großer Herr sei. Würde er auch sonst wohl drei Zimmer für sich in Anspruch genommen haben, obgleich seine ganze Dienerschaft aus einem jungen Menschen von etwa 18 bis 19 Jahren bestand, der die persönliche Bedienung seines Herrn versah und den Rang eines Kammerdieners zu bekleiden schien, da er keine Livrée trug, im Gegentheil vielmehr so fein und modern gekleidet war, daß er selbst sehr gut für einen vornehmen jungen Herrn hätte gelten können.

Der Umstand mit den drei Zimmern konnte indeß auch noch einen anderen Grund haben, denn sie bildeten die Ecke des Hauses; das mittelste derselben hatte daher keinen eigenen Eingang, und der Fremde konnte sich darin mit Denen, die ihn besuchten, unterhalten, ohne Furcht, gehört zu werden, wenn er die beiden Nebenzimmer absperrte.

Er hatte aber triftige Gründe, bei seinen Unterhaltungen das Geheimniß zu bewahren; davon uns zu überzeugen, werden wir sogleich Gelegenheit finden.

Als Graf Woronski seine gedankenvolle Promenade geendet hatte, schien er zu einem Entschlusse gekommen zu sein. Er ging rasch zu der Thür, klingelte dem Zimmerkellner und sagte zu dem Eintretenden:

„Haben Sie die Güte, mir meinen Kammerdiener zu schicken!“

Zwei Minuten darauf trat der junge Mann ein, dessen wir flüchtig erwähnten.

Er war in der That nur neunzehn, höchstens zwanzig Jahr alt. Sein blondes, natürlich gelocktes Haar, seine gesunde Gesichtsfarbe, sein offenes, von Gutmüthigkeit und Sanftmuth zeugendes Auge, sein schlanker und dennoch Kraft verrathender Körperbau, der klare und angenehme Ausdruck seines Gesichtes machten ihn zu einer sehr angenehmen, bestechenden Erscheinung. Er war ganz dazu geeignet, trotz seiner großen

Jugend, oder eben wegen derselben, Weiberherzen schneller klopfen zu machen; auch war er sich dessen schon sehr gut bewußt, und ungeachtet seines unschuldigen Aussehens, seines beinahe schüchternen Wesens hatte er, wie man zu sagen pflegt, den Schelm im Nacken und seine Freunde wußten manchen lustigen Streich von ihm zu erzählen und sogar einige tolle und beinahe mehr als ausgelassene.

„Schließ die Thür ab, Eduard,“ sagte Graf Woronski zu ihm, sobald er eingetreten war, „und folge mir dann in das andere Zimmer.“

Der junge Mann befolgte mit unwilliger Miene den Befehl, und kaum war er über die Schwelle des Eckzimmers getreten, wo er gewiß sein konnte, von Niemand, außer von seinem Herrn, gehört zu werden, da sagte er mit einer Stimme, die fest und entschlossen sein sollte, der man aber dennoch ein leises Beben anhörte:

„Bruder, ich muß Dir ganz offen sagen —“

„Schweig!“ fuhr Graf Woronski ihn mit zornigem Tone an und setzte dann augenblicklich mit dem Ausdrucke der größten Heftigkeit hinzu:

„Laß Dir, so lange wir in Wien sind, nicht noch ein einziges Mal einfallen, mich Bruder zu nennen, wo irgend Jemand es hören könnte.“

„Auch nicht, wenn wir unter vier Augen sind und vor Lauschern sicher, wie jetzt?“ fragte eingeschüchtert der jüngere Bruder.

„Auch dann nicht!“ entgegnete strenge Graf Woronski. „Die Wände können selbst in einem scheinbar so sichern Zimmer Ohren haben und überdies darf man nicht etwa aus einem der gegenüberliegenden Fenster irgend ein Zeichen der Vertraulichkeit zwischen uns bemerken; denn das könnte Verdacht erwecken und Du weißt wohl, daß uns Alles daran liegen muß, den zu vermeiden.

„Deßhalb mußt Du dich selbst unter vier Augen daran errinnern, daß Du mein Kammerdiener bist, und mich daher mit der Ehrerbietung behandeln, die Du Deinem Herrn schuldest.“

Er betonte diese Worte sehr scharf; Eduard erröthete vor Unwillen darüber und biß die Lippen zusammen, um sich selbst daran zu verhindern, ein zorniges Wort hervorzustoßen, durch das er den Jähzorn seines Bruders hätte erwecken können, vor dessen fürchterlichen Ausbrüchen er schon mehrmals erbebt war. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, nach einer kleinen Pause zu sagen:

„Die Kammerdiener-Rolle, die ich hier spielen soll, widerstrebt mir aber im Innersten meiner Seele und ich sehe nicht ein, weshalb ich hier nicht eben so gut Cavalier sein kann, wie den vergangenen Sommer in Karlsbad, wo diese Rolle mir besser gefiel, und zu der ich mich auch für besser geeignet fühle, wie zu der eines dienenden Geistes!"

„Du siehst das nicht ein?" fragte der ältere Bruder spottend.

„Nein!" entgegnete Eduard.

„Nun, das thut nichts," fuhr der Graf fort. „Es genügt, daß ich es einsehe. — Uebrigens hatte ich damals andere Zwecke zu verfolgen, als hier, deshalb gewöhne Dich ohne weiteren Widerspruch an die Rolle, die Du für einige Zeit spielen mußt."

Eduard runzelte finster die Stirn, und ballte unwillkürlich die Fäuste; Graf Woronski schien auf diese Zeichen unterdrückten Unwillens einige Rücksicht zu nehmen, denn er sagte mit freundlicherem Tone und Wesen als bisher:

„Es ist nöthig, Eduard, daß Du dich in das Unvermeidliche fügst, denn Du weißt ja, was auf dem Spiele steht!"

„Nichts weiß ich!" sagte Eduard heftig, „und das ist es ja eben, weshalb mich die demüthigende Rolle empört, zu der Du mich zwingst!"

„Habe ich Dir nicht gesagt," entgegnete mit der größten Ruhe der ältere Bruder, „daß mein Glück, und folglich auch das deinige, von dem Gelingen meiner Pläne abhängt?"

„Das wohl," erwiederte Eduard „aber von den Plänen selbst weiß ich nichts, und nach den Mitteln, die Du anwendest, und zu deren Anwendung Du auch mich zwingen willst, scheinen sie mir sehr unheiliger Art zu sein."

„Du bist ein Kind, ein wahres Kind!" erwiederte Graf Woronski mit einem Zuge bittern Spottes um den Mund. „Merke Dir Eines, mein Freund. Ein heiliger, ein ausgezeichneter Mann, dessen scharfer Blick weit über das Maß gewöhnlicher Menschen mit berechnender Klugheit tief in die Zukunft hineindrang, hat seinen Jüngern als Weisheitsregel den Wahlspruch hinterlassen: „Der Zweck heiligt die Mittel!"

„Das war ja Ignaz Loyola, der Stifter des Jesuitenordens!" rief der junge Mann erbebend. „An den Grundsatz dieses katholischen Ordens werden doch wohl wir Protestanten uns nicht halten sollen?"

„Und weshalb nicht?" rief lächelnd über den Schrecken des

jungen Mannes der ältere Bruder. „Weshalb nicht? Der Spruch ist weise; er hat schon zu manchen großen Dingen geführt, daher ist er gut. — Unser Zweck ist groß, ist heilig, folglich dürfen wir nicht allzu ängstlich auf die Mittel achten, sollten sie auch in den Augen Mancher als schlecht erscheinen!“

„Wie in den meinigen zum Beispiel,“ sagte Eduard seufzend. „Wenn ich nur zum Trost für die mir bekannten schlechten Mittel wenigstens den heiligen Zweck auch kennte!“

„Du wirst ihn später kennen lernen, und dann über seine Größe, seine Heiligkeit staunen und mit mir übereinstimmen.“

„Gebe das Gott!“ sagte Eduard mit einem noch tieferen Seufzer.

„Noch Eines muß ich Dir übrigens einschärfen,“ fuhr nach einer kurzen Pause Graf Woronski fort. „Du betontest vorhin ganz besonders, daß wir Protestanten sind; das laß Dir gegen Niemand merken, denn es würde durchaus nicht in meinen Kram passen. Vielmehr mußt Du hier den Katholiken machen, den eifrigen Katholiken sogar, fleißig zur Beichte gehen, Dich vor jedem Heiligenbilde bekreuzen —“

„Aber ich verstehe es ja gar nicht einmal, das Kreuz zu schlagen,“ unterbrach Eduard seinen Bruder, dessen Gebot der Ehrerbietung vergessend.

„So lerne es!“ warf Graf Woronski leicht hin. Dann fuhr er ernst fort:

„Ueber Deinem albernen Geschwätz bin ich bis jetzt noch nicht einmal dazu gekommen, die Frage an Dich zu richten, wie es mit Deiner Liebschaft steht?“

Dies geringschätzende Wort schien das Gefühl des jungen Mannes zu empören; er sah daher seinen Bruder mit einem zornigen Blicke an und sagte mit ausdrucksvollem Tone:

„Liebschaft?“

„Allerdings Liebschaft!“ entgegnete der ältere Bruder, der den Sinn dieser Frage sehr wohl aufgefaßt hatte. „Oder soll ich etwa sagen: Mit Deiner Liebe?“

„Ja, das sollst Du sagen, denn ich liebe Amalie mit dem ganzen Herzen, von ganzer Seele, und an dies heiligste aller Gefühle soll Niemand tasten, hörst Du wohl, Bruder, Niemand!“ rief Eduard mit der Feuergluth seiner zwanzig Jahre.

Wie ein kaltes Sturzbad trafen ihn die Worte seines Bruders:

„Kammerdiener, setzen Sie die Achtung gegen Ihren Herrn und Gebieter nicht aus den Augen!"

Graf Woronski schleuderte ihm diese Worte mit so zornsprühenden Augen zu, daß die Blitze derselben durch die blauen Brillengläser zu leuchten schienen.

Dann schritt er auf seinen Bruder zu, erfaßte seine beiden Hände, drückte sie mit Riesenkraft, als wollte er sie ihm zerquetschen, und sagte mit eisig kaltem Wesen, jedes einzelne Wort scharf betonend:

„Erinnere Dich daran, daß Du mir geschworen hast, ich sollte Herr über alle Deine Handlungen sein, und bedenke, daß ich es fürchterlich rächen würde, solltest Du Dir einfallen lassen, Deinen Schwur zu brechen und es entständen dadurch für mich verderbliche Folgen, wie dies nur zu leicht möglich wäre."

Eduard riß sich von dem Eisengriffe seines Bruders los, sah demselben scharf in das Gesicht und sagte bitter:

„Gedrängt von der Noth, machte ich Dich zum Gebieter meiner Handlungen."

„Und bedroht von Schande," sagte der Graf mit höhnischem Lächeln.

„Meinethalben auch von Schande," entgegnete beinahe gleichgiltig Eduard, „obgleich meine Schande wohl leichter zu tragen gewesen wäre, wie die manches Andern, der Verbrecher war, während ich mich nur jugendlichen Leichtsinnes anzuschuldigen habe."

Graf Woronski biß sich auf die Lippen und Eduard fuhr fort:

„Ich habe Dir geschworen, Du solltest Herr über meine Handlungen sein, aber über meine Gefühle nicht; — bin ich es da doch selbst nicht! — Oder glaubst Du etwa, daß das Herz unter das Commando des Kopfes zu bringen sei, wie ein Soldat unter das seines Vorgesetzten?"

„Du kannst vielleicht Recht haben," entgegnete Graf Woronski mit beinahe bebender Lippe, „ich weiß es nicht, denn es ist schon lange her, seit ich die Stimme meines Herzens zum letzten Male vernahm."

Diese Worte sprach er dumpf in sich hinein. Dann versank er einige Secunden in tiefes Schweigen, und endlich sagte er mit einem gewissen Anklange der Rührung und Herzlichkeit:

„Auch ich habe einst geliebt, wahr und innig geliebt, und ich glaube, ich wäre damals nicht im Stande gewesen, meine Gefühle zu unterdrücken, hätte es selbst mein Leben gegolten. Deshalb will ich Deine Liebe nicht verdammen, aber ich bitte, ich beschwöre Dich, Deinem Versprechen dadurch nicht ungetreu zu werden. Deine Liebe, wenn sie getheilt wird —"

„Das wird sie! Das wird sie!" fiel Eduard dem Bruder mit dem Feuer der Jugend in das Wort.

„Ich glaube Dir!" sagte Graf Woronski, indem er den schönen jungen Mann mit einem Ausdrucke des Wohlgefallens betrachtete; „deshalb will ich auch Deiner Liebe nicht entgegen sein, obgleich ich nicht leugne, daß eine Liebschaft mir angenehmer gewesen wäre und da Deine Amalie die Tochter eines höheren österreichischen Staatsbeamten ist, der vermöge seiner Stellung in manche Staatsgeheimnisse eingeweiht sein muß, würde wahre Liebe für unsere Pläne sogar noch vortheilhafter sein, als eine bloße Liebelei. Denn durch das Mädchen und dessen Vater könnte —"

„Was könnte?" fragte Eduard gespannt, als sein Bruder plötzlich inne hielt, wie wenn er fürchtete, zu viel zu sagen.

„Nichts, nichts!" rief Graf Woronski. „Genug, ich gestatte Dir, Deine Bekanntschaft mit Fräulein Amalie fortzusetzen, und ich würde sogar nichts dawider haben, wenn sie vertraut würde, sehr vertraut, hörst Du wohl? So vertraut, daß sie Dir endlich nichts abzuschlagen vermöchte, was Du auch von ihr fordertest!"

Eduard sah seinen Bruder forschend an.

„Ich verstehe Dich nicht," sagte er endlich zögernd.

„Das ist auch nicht nöthig; für jetzt wenigstens nicht," sagte der Graf mit sehr entschiedenem Tone. „Wenn der Augenblick dazu gekommen ist, werde ich mich Dir schon verständlich machen; — doch jetzt ist es Zeit, Deine Wanderung zu den Orten anzutreten, die ich Dir bezeichnet habe. — Suche Dich überall beliebt zu machen, Dir Freunde zu gewinnen und spare dazu kein Geld. — Du bist damit doch noch versehen?"

„Ich habe noch etwa fünfzig Gulden," entgegnete Eduard etwas schüchtern, denn er hatte während seines kurzen Aufenthaltes in Wien für seine persönlichen Bedürfnisse mehr ausgegeben, als er selbst für gerechtfertigt hielt. Sehr angenehm wurde er daher überrascht, als sein Bruder sagte:

„Das ist nicht genug, denn Du mußt auf alle Fälle gefaßt sein. — Da nimm!“

Bei diesen Worten reichte der Graf seinem jüngeren Bruder ungezählt ein Päckchen Banknoten zu fünf und zehn Gulden, indem er lächelnd sagte:

„Wir schöpfen aus einem großen Beutel, auf dessen Boden wir schwerlich kommen werden. Ueberdies ist es billig, daß wir den guten, ehrlichen, gemüthlichen Oesterreichern etwas zu verdienen geben, da sie am Ende vom Liede doch die Zeche werden bezahlen müssen.“

„Ich danke Dir, Bruder!“ rief Eduard freudig überrascht durch eine solche Großmuth und verließ dann eilig das Zimmer.

Sein Bruder blickte ihm mit einem eigenthümlichen Ausdruck nach und sagte darauf, leise mit sich selbst sprechend, wie dies seine gefährliche Gewohnheit war:

„Der Bursche ist mir durch den täuschenden Schein seines unschuldigen Wesens und bei seiner unbedingten Abhängigkeit von mir ein nicht genug zu schätzender Gehilfe; seine leidenschaftliche Liebe zu dem Mädchen gefällt mir aber nicht, denn sie könnte mir leicht einen gefährlichen Strich durch die so klug angelegte Rechnung machen. — Indeß werde ich hoffentlich diese gefährliche Klippe eben so gut umschiffen, wie ich schon so manche andere umschiffte, und das, was eine scheinbare Gefahr ist, zu einem wesentlichen Vortheil umgestalten.“

Er warf sich in einen Sessel, versank in Sinnen und sagte nach einer längeren Pause, kaum hörbar:

„Wie hätte ich mir wohl in meinen kühnsten Träumen so etwas denken können? — Vor nicht viel länger als einem Jahre noch —“

Er zuckte schaudernd zusammen, und wagte es nicht einmal, gegen sich selbst den Gedanken auszusprechen. Nach einigen Sekunden aber umspielte ein triumphirendes Lächeln seine Lippen und er ergänzte seine abgebrochene Rede:

„Und jetzt der Bevollmächtigte, der Vertraute, ich möchte beinahe sagen, die rechte Hand eines mächtigen Ministers und in gewisser Beziehung Lenker, Schiedsrichter von dem Geschicke vieler Tausende, vieler Hunderttausende und Millionen sogar!“

Stolz richtete er während dieser Worte seinen Körper zu seiner ganzen Größe empor und sagte dann, lauter als bisher sprechend:

„Dahin habe ich es nach manchem harten Kampfe durch meine Talente, durch mein Genie gebracht und jetzt bin ich gewiß, in den

sicheren Hafen des Glückes einzulaufen! — Was kümmert es mich, wenn auch dessen Wellen mit Blut gefärbt sind. Die Verantwortlichkeit trifft Den, als dessen Werkzeug ich mich betrachten muß.

„Vorwärts also auf dem mir bezeichneten Wege, den ich bisher mit so entschiedenem Glücke verfolgt habe; und es lebe der Wahlspruch: Der Zweck heiligt die Mittel!"

Nach diesen Worten verließ er rasch das Zimmer, ertheilte dem Portier einige flüchtige Weisungen und eilte die Straße hinab.

II.

Zwei alte Bekannte.

In den weiten Räumen des jedem Wiener bekannten Schwender'schen Etablissements in Fünfhaus, dessen Besuch gewiß auch nur wenige Fremde versäumen, so weit hat sich sein Ruf verbreitet, wurde eines der Feste gefeiert, welche während des Carnevals viele Tausende von Vergnügungslustigen in diese glänzenden und großartigen Localitäten locken.

Schon erschallte die Musik seit längerer Zeit und die Paare wirbelten trotz Staub und Hitze im wilden Tanze umher, die Damen sämmtlich verlarvt, die Herren mit wenigen Ausnahmen im gewöhnlichen Anzuge und ohne Maske vor dem Gesicht.

Mitternacht war nahe, da begegneten einander zwei Männer, die sich nicht eben durch die Eleganz ihrer Kleidung, noch durch die Gewandtheit und Feinheit ihres Benehmens auszeichneten.

„Du hier?" tönte es mit dem Ausdrucke der Verwunderung von den Lippen Beider zu gleicher Zeit. Es war deutlich zu erkennen, daß sie sich mit eben so viel Staunen als Vergnügen fanden, denn ihre Gesichter wurden freudestrahlend und unwillkürlich sanken sie einander in die Arme.

Nach einigen herzhaften Küssen rief der Aeltere und Größere der beiden Männer, der ein angehender Vierziger sein mochte:

„Ja, sag' mir nur, Heinzelmann, wie kommst Du denn eigentlich nach Wien?"

Bei dem Namen Heinzelmann fuhr der Angeredete erschrocken zusammen, blickte scheu umher, als fürchte er, daß irgend Jemand den Namen gehört haben möchte, legte den Finger auf die Lippen und flüsterte dem Freunde mit gedämpfter Stimme in das Ohr:

„Nenne mich um Gottes Willen nicht bei dem Namen; ich heiße hier ganz anders und es könnte leicht mein Unglück sein, wenn die Polizei erführe, daß ich jemals den Namen geführt habe."

„Also liegst Du noch immer mit der Polizei im Kriege? fragte der Andere mit verschmitztem Lächeln.

„Zu Hause nicht mehr," entgegnete Der, welchen wir für den Augenblick noch Heinzelmann nennen müssen, bis wir den Namen kennen gelernt haben, den er jetzt führt. „Ich bin da nicht nur zu Gnaden angenommen, sondern stehe auch unter dem Schutze eines hohen Gönners, der sich meiner zu einer wichtigen Sendung bedient. — Aber trotz meines Gesandtschaftspostens bin ich weder bei der hiesigen Regierung, noch bei der hiesigen Polizei accreditirt, und wenn diese durch einen bösen Zufall erführe, daß der Name, der auf meinem Passe steht, eigentlich nicht mein rechter ist, so könnte sie mir leicht ein böses Spiel bereiten, obgleich meine Legitimation ganz in der Ordnung ist."

„Weißt Du wohl, Franz," entgegnete Heinzelmann's Bekannter, indem er klug den Ausweg ergriff, statt des Vatersnamens den Taufnamen zu nennen, „weißt Du wohl, daß es spaßhaft ist, wie sehr wir uns in gleicher Lage befinden?"

„Wie so das?" fragte Franz neugierig.

„Weil ich auch nicht mehr den Namen führe, unter dem Du mich gekannt hast; dabei ist indeß der kleine Unterschied, daß ich damals, das Beispiel der vornehmen Herren nachahmend, incognito reiste, und daher den Namen eines meiner Güter angenommen hatte. Seitdem ich aber von meiner großen Tour zurückgekehrt bin, habe ich meinen ehrlichen Namen wieder angenommen, da der falsche durch verschiedene Unannehmlichkeiten und Unglücksfälle in einen ziemlich üblen Geruch gekommen war."

Die beiden Bekannten, die sich hier so unerwartet wiederfanden, hatten dies ganze Gespräch zwar mit leiser Stimme geführt, und indem sie sich in einen Winkel des Gemaches zurückzogen, welches zu den abgelegensten Räumlichkeiten des Etablissements gehörte und daher zufällig eben leer war, als sie sich trafen.

Jetzt aber stürmte lachend und schwatzend ein Schwarm junger

Leute herein, deren jeder ein maskirtes Mädchen am Arme führte. Sie setzten sich um einen der Tische und riefen lauter als nöthig gewesen wäre, nach dem Kellner.

Franz Heinzelmann und dessen Gefährte schienen es unter solchen Umständen nicht gerathen zu finden, ihre vertrauliche Unterhaltung fortzusetzen, da sie für fremde Ohrenzeugen nicht geeignet war. Beide aber empfanden offenbar den Drang, sich ihre gegenseitigen Schicksale seit ihrer Trennung mitzutheilen, und beinahe gleichzeitig riefen sie:

„Komm mit!"

Sie verließen das Zimmer, unbeachtet von der muntern Gesellschaft, nicht aber eben so auch unbemerkt von einem sehr anständig gekleideten Herrn, der sie schon seit einiger Zeit von dem Nebengemache aus beobachtet und wahrscheinlich einen Theil ihres Gespräches belauscht hatte, ohne von ihnen gesehen zu werden.

Als sie Arm in Arm mit einander fortgingen, folgte er ihnen heimlich.

Sie traten auf die Straße.

„Weißt Du hier in der Nähe irgend einen Ort, wo wir sicher und ungestört mit einander plaudern können? — Ich möchte Dir Vielerlei mittheilen!"

„Du? Und ich erst!" entgegnete sein Freund. „Ich denke, wir machen wieder Compagniegeschäfte, wie damals, wo es uns so gut ging, bis —"

„Schon gut! Schon gut!" fiel ihm Heinzelmann in das Wort. „Ich erinnere mich nicht gerne an die verflossenen Zeiten. Auch habe ich jetzt nicht mehr nöthig, solche Geschäfte zu betreiben, wie damals; denn wir haben Moses und die Propheten, mein Lieber. Deshalb verschmähe ich aber Deinen Beistand zu meinem jetzigen Geschäfte nicht, und wenn Du nicht zu vornehm geworden bist, um Dich von einem alten Freunde tractiren zu lassen, so erlaube ich mir, Dich zu einem Glase Punsch einzuladen, den ich, wie Du Dich wohl noch erinnern wirst, sehr gern trinke und jedenfalls lieber, wie [illegible] und [illegible] Oesterreicher."

„Bis jetzt habe ich noch keine Ursache gefunden, stolz zu werden," entgegnete lachend Heinzelmanns Gefährte. „Deshalb erlaube ich Dir, mich mit Punsch zu tractiren, den wir uns in der Bierhalle eines andern Hauses, wo wir zu dieser Zeit gewiß einen Winkel finden,

in welchem wir uns ohne Gefahr, behorcht zu werden, unterhalten können."

„Na, so komm!" sagte Heinzelmann und zog seinen Freund mit sich fort.

Der Fremde war ihnen gefolgt, nahe genug, um zu hören, wohin sie gehen wollten.

Als er den Ort kannte, wo sie ihren Punsch verzehren wollten, kehrte er um nach Schwenders Etablissement.

Auf dem Wege dahin murmelte er in einem leisen Selbstgespräche:

„Der Kerl wäre im Stande, mehr zu schwatzen, als er verantworten kann; denn ich weiß, daß der Punsch ihm nur allzuleicht die Zunge löst, und es ist daher beinahe eine Unbesonnenheit von mir, daß ich ihm schon so viel sagte, wie er weiß. Für heute aber werde ich es verhindern, daß er zu weit geht. Zugleich will ich prüfen, ob sein Genosse vielleicht für unsere Pläne zu benutzen ist."

Er trat in die Vorhalle zu Schwenders Sälen, eilte nach der Garderobe, hüllte sich dicht in seinen Mantel, zog eine pelzgefütterte Kappe tief in das Gesicht, so daß von demselben nur die Augen sichtbar blieben und eilte raschen Schrittes auf die Bierhalle zu, durch dessen Thor er wenige Minuten darauf verschwand.

Inzwischen hatten Heinzelmann und dessen Begleiter in einem Nebengemache der Bierhalle das stille Plätzchen gefunden, welches zu ihrer vertraulichen Unterhaltung wie geschaffen zu sein schien, und bald saßen sie, sich ihrer Sicherheit und Ungestörtheit freuend, hinter der dampfenden Bowle, denn Franz Heinzelmann hielt es bei der günstigen Finanzlage, in welcher er sich befand, seiner für unwürdig, den so unerwartet wiedergefundenen Freund und Genossen mit einem elenden Glase Punsch abzufertigen; auch trank er selbst lieber maßweise, als mäßig, und sie würden daher in ihrem Gespräche zu oft durch den Kellner gestört worden sein, hätte Heinzelmann jedes Glas seines Lieblingsgetränkes einzeln bestellen müssen.

Wie lästig dies gewesen sein würde, erkannte er schon jetzt, denn über dem Kommen und Gehen des Kellners, bis derselbe alles Bestellte an Speisen und Getränken gebracht hatte, verfloß beinahe eine Viertelstunde, so daß Heinzelmann ungeduldig zu werden begann und in ziemlich derben Worten seine üble Laune äußerte, die schon dadurch in hohem Grade erregt worden war, daß der Kellner, ganz gegen den

in Wien üblichen noblen Gebrauch, die Bezahlung für den Punsch gleich bei der Bestellung desselben verlangt hatte.

Das Aeußere Heinzelmann's mochte für dessen Zahlungsfähigkeit kein sonderliches Vertrauen bei dem Kellner erweckt haben, daher dessen Abweichung von dem Gebrauche.

In dieser Beziehung wurde der Verdacht des Zahlkellners allerdings beseitigt, als Heinzelmann eine Brieftasche hervorzog und mit vornehm sein sollender, ganz entschieden aber verächtlicher Miene eine Zehnernote auf den Tisch warf und mit stolzem Tone sagte:

„Machen Sie sich bezahlt, mein Lieber!"

Da aber die Brieftasche sehr reichlich mit Noten von gleichem Werthe angefüllt war, so daß sie offenbar eine ziemlich bedeutende Summe enthielt, erwachte in dem Zahlkellner ein Verdacht anderer Art. Er betrachtete daher die Banknote sehr genau, wendete sie nach allen Seiten hin und her und schien beinahe überzeugt, daß er daran irgend ein Zeichen entdecken müsse, sie sei falsch.

Ein solches Zeichen fand er nun zwar nicht, und er gab daher nach einigem Zögern den von der Bezahlung der Zeche übrig bleibenden Betrag heraus; aber sein Verdacht war keineswegs beseitigt, und indem er das Zimmer verließ, richtete er noch einen argwöhnisch forschenden Blick auf die beiden späten Gäste und beschloß, ein wachsames Auge auf sie zu behalten.

Bei solcher Stimmung fühlte der Zahlkellner sich daher nicht überrascht, als bei seiner Rückkehr in das große Gastzimmer ein Herr, der in einen sehr eleganten Mantel gehüllt war, eine nicht weniger elegante Pelzmütze tief in das Gesicht gezogen hatte, und beinahe zugleich mit ihm von der Gartenseite hereintrat, rasch auf ihn zukam und ihn fragte, ob nicht so eben zwei Männer von gemeinem Aussehen bei ihm ein Paar Gläser Punsch bestellt hätten?

Der Kellner wußte nicht, was er aus dem beinahe ganz vermummten Gaste machen sollte und er fragte daher, um je nach den Umständen eine passende Antwort geben zu können:

„Wie sollen denn die Herren ausgesehen haben?"

„Herren möchte ich sie nun wohl nicht eben nennen," entgegnete der Mann im Mantel; „Männer aber sind es jedenfalls!"

Dann beschrieb er Heinzelmann und dessen Genossen so genau, daß der Kellner die beiden ihm verdächtig vorgekommenen Punschtrinker nicht verkennen konnte. Dennoch zögerte er mit der Antwort, denn er hatte

mit jener scharfen Beobachtungsgabe, die den Wiener Zahlkellnern im Allgemeinen mit Recht nachgerühmt wird, die Entdeckung gemacht, daß dem Fremden an einem genauen Aufschlusse viel zu liegen schien und er wollte natürlich die Gelegenheit nicht unbenützt lassen, durch die Gewährung für sich selbst Nutzen zu ziehen.

Er sagte daher, einer directen Antwort noch immer ausweichend:

„Ich glaube, ich weiß, wen Euer Gnaden meinen; die Herren — oder die beiden Männer, wie Euer Gnaden sie nennen — haben sich den Punsch geben lassen, und —“

„Wo sind sie?“ unterbrach ihn der Fremde mit lebhafter Ungeduld. „Sitzen sie in zahlreicher Gesellschaft oder allein?“

„Ganz allein!“ entgegnete der Kellner.

„Und können Sie mich an irgend einen Ort bringen,“ fragte der Mann im Mantel hastig weiter, „von wo ich sie sehen, beobachten und hören könnte, ohne selbst von ihnen gesehen zu werden?“

Der Kellner sah den Fragenden mit einem schlauen Blicke an, welcher zu sagen schien:

„Du kömmst mir schon recht!“

Eine Antwort aber gab er nicht.

Der Fremde besaß genug Erfahrung und Menschenkenntniß, um den Blick des Kellners richtig zu deuten; er sagte daher:

„Ich verlange Ihre Gefälligkeit keineswegs umsonst.“

Dabei zog er eine elegante, reichgefüllte Börse aus der Tasche, nahm ein Geldstück heraus und drückte es dem Kellner in die Hand, indem er nun seinerseits auf denselben einen Blick richtete, als wollte er sagen: „So wird es hoffentlich recht sein?“

Aber seine Erwartung wurde keineswegs befriedigt.

Verwundert, baares Geld zu erhalten, zugleich aber unangenehm berührt durch die Kleinheit des Geldstückes, hielt er es der Klugheit für angemessen, sich von dem Werthe erst genauer zu überzeugen, ehe er die verlangte Auskunft gäbe.

Er erhob daher die Hand und sah mit Verwunderung, daß das Geldstück nicht von weißer Farbe, also Silber sei, wie er es erwartet hatte, sondern von gelber, folglich Gold — oder vielleicht auch ein werthloser Rechenpfennig; denn der gewandte und kluge Zahlkellner konnte sich keiner großen Kenntniß der Goldmünzen rühmen, und er betrachtete daher die ihm durchaus unbekannte Münze mit kaum

minder argwöhnischen Blicken, als kurze Zeit zuvor die Banknote Heinzelmanns.

Der Fremde erkannte die Zweifel des Kellners und sagte lächelnd:

„Es ist russisches Gepräge und gutes Gold, an Werth etwa zehn Gulden.“

Ueberrascht, ein so großes Geschenk für einen so kleinen Dienst zu erhalten, sagte der Hocherfreute mit unterwürfigem Wesen:

„Ich bedaure unendlich, Euer Gnaden, daß ich Sie nicht an einen Ort führen kann, von wo Sie die beiden Menschen sehen und zugleich auch hören können; aber wenn Sie mit dem Hören allein zufrieden wären —?“

„Es ist wenigstens das Wichtigste,“ fiel ihm der Fremde in das Wort; „aber nur schnell, damit mir nicht zu viel von ihrem Gespräche entgeht. — Vorwärts also!“

„Folgen mir Euer Gnaden!“ entgegnete der Kellner, ging rasch voran und flüsterte während des Weges:

„Ich bringe Euer Gnaden in eine Kammer, die von dem Zimmer, in welchem die beiden Kerle ihren Punsch trinken, nur durch einen Bretterverschlag getrennt ist. Hören können Sie von da aus Alles, was die Strolche mit einander sprechen; sehen werden Sie aber schwerlich etwas, es müßten denn einige Ritzen in der Wand sein, was ich freilich nicht weiß.“

„Schon gut!“ sagte kurz der Mann in der Pelzmütze. „Ich werde das sehen, wenn durch die Ritzen Licht in meine Kammer fällt.“

Mit diesen Worten trat er geräuschlos durch die Thür, welche der Kellner vor ihm öffnete, indem er ihm noch zuflüsterte:

„Grade gegenüber steht ein Bett; wenn sich Euer Gnaden darauf niedersetzen und das Ohr an die Wand legen, müssen Sie jedes Wort verstehen können, welches die Beiden miteinander sprechen.“

Der Kellner hatte den Fremden nicht getäuscht, denn unmittelbar darauf ward er Zeuge des Gespräches, welches Franz Heinzelmann mit seinem Genossen führte, und das in mehr als einer Beziehung von hohem Interesse für den Lauscher war.

Unsere Leser werden sich davon selbst überzeugen, wenn wir Gelegenheit finden, sie mit diesem Gespräche bekannt zu machen.

III.

Ein gefährlicher Lebensretter.

In Prag hatte seit etwa einem Jahre ein junger Mann eine Steindruckerei, verbunden mit einer xylographischen Anstalt, errichtet, die sich binnen kurzer Zeit eines sehr schwunghaften Betriebes erfreute, so daß er den Neid aller seiner Concurrenten um so mehr erregte, da er so billige Preise stellte, daß sie behaupteten, er verstehe sein Geschäft nicht und müsse dabei zu Grunde gehen.

Aber die Prophezeihung der neidischen Concurrenten traf nicht ein; vielmehr hob sich die Anstalt des Herrn Neumeister immer mehr und mehr.

Dadurch gesellte sich zu dem Neide der Concurrenten auch noch deren Haß, und sie boten Alles auf, um den gefährlichen Eindringling aus Prag zu vertreiben.

Das glaubten sie leicht bewirken zu können, denn Neumeister war ein Ausländer, noch dazu ein Protestant, aber dennoch scheiterten die Neider, denn der geschickte Künstler, der sich freundlich und gefällig gegen Jedermann zeigte, und der daher auch bei den zahlreichen Bekannten, die er sich während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Prag gewonnen hatte, allgemein beliebt war, bot selbst bei der eifrigsten Nachforschung der vielfach bestürmten Polizei nicht den geringsten Anhalt, welcher eine Ausweisung Neumeisters, oder auch nur eine Concessionsentziehung, hätte rechtfertigen können.

Seine Papiere waren in der besten Ordnung; er hatte mehrere wichtige Empfehlungsbriefe, zum Theile von hochgestellten preußischen Beamten und an einflußreiche Personen in Prag, mitgebracht; bei dem Ankaufe eines älteren, ganz herabgekommenen und kaum noch im Betriebe befindlichen Geschäftes, war von ihm der Beweis geliefert worden, daß er viel mehr als die erforderlichen Capitalien besaß, um das Geschäft auf eine solide Weise zu führen, und erst auf alle diese Beweise hin war ihm die Concession ertheilt worden. Wie konnte man also jetzt dieselbe zurücknehmen?

Die Neumeister feindlich gesinnten Bittsteller wurden daher abschlägig beschieden und seine zahlreichen Freunde wünschten ihm von Herzen Glück zu dem Siege, den er errungen hatte.

Keiner von all den Glückwünschen war aber aufrichtiger und herzlicher, als der eines Mädchens, dessen Liebe Neumeister gewonnen hatte, und das mit ganzer Seele an ihm hing.

Margarethe war die Tochter eines kaiserlichen Beamten, welcher — wie allgemein behauptet wurde — das ganz besondere Vertrauen seines Chefs, des Grafen Liczinski, besaß, der sich sogar über viele seiner Privatangelegenheiten ohne Rückhalt mit ihm berieth und ihm von amtlichen Dingen mehr mittheilen sollte, wie man nach seiner nicht sehr bedeutenden dienstlichen Stellung hätte erwarten dürfen.

Herr Braunthal — so wollen wir Margarethen's Vater nennen, dessen wahren Namen aus leicht begreiflichen Gründen wir nicht verrathen dürfen — verdiente aber dieses Vertrauen auch im höchsten Grade, denn er war ein eben so treuer Diener seines Kaisers, wie ergeben dem persönlichen Interesse seines Chefs, der ihn mit so vieler Freundlichkeit und Herablassung behandelte, daß die bösen Zungen, welche nie an reine, wahrhaft edle und uneigennützige Beweggründe bei einem auffallenden Thun der Menschen glauben können, am wenigsten aber bei vornehmen oder hochgestellten Personen, sich die Köpfe darüber zerbrachen, was unter dem vertraulichen Verhältnisse des Chefs mit seinem Untergebenen wohl Strafbares, mindestens aber Verdächtiges liegen möge.

Da diese bösen Zungen nun mit Gewißheit nichts zu entdecken vermochten, Margarethe aber ein sehr schönes Mädchen war, kamen sie endlich zu dem ihrer Meinung nach ganz unverwerflichen Schlusse, der Graf müsse zu der Tochter in einem noch vertraulicheren Verhältnisse stehen, wie zu dem Vater.

Nichts konnte aber verleumderischer sein, als diese Vermuthung, denn Margarethe war ein Mädchen von strenger Tugend, von unbefleckter Keuschheit, und die Gefühle, welche der Chef ihres Vaters für diesen hegte, waren lediglich auf die Achtung vor dessen redlichem, strenggeprüften und in allen Prüfungen bestandenen Charakter begründet.

Neumeister hatte die Bekanntschaft Margarethens unter Umständen gemacht, die es ihm gestatteten, ihr einen nicht unbedeutenden Dienst zu leisten, indeß glaubte das Mädchen, daß dies nicht reiner Zufall war, denn seit einiger Zeit schon bemerkte sie ihn oft in ihrer Nähe, sie mit seinen Blicken, doch ohne Unbescheidenheit, verfolgend,

und so kam es denn, daß er auch eben wieder in ihrer Nähe war, als sie in die beinahe alltägliche Gefahr gerieth, durch eine mit unvernünftiger Schnelligkeit daherrollende Equipage beschädigt zu werden.

Rasch entschlossen und mit augenscheinlicher eigener Gefahr, unter die Räder zu kommen, war er den Pferden in die Zügel gefallen und hatte die Thiere in eben dem Augenblicke zum Stehen gebracht, als die Deichsel schon das Kleid des erschrockenen Mädchens berührte.

Während Neumeister mit der einen Hand das Stangenpferd bändigte, daß es keinen Schritt weiter vorwärts thun konnte, riß er mit der andern Margarethe zurück.

Diese war so betäubt, so angegriffen, daß sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte, und sich mit schwindenden Kräften an ihren Retter stützen mußte. Als sie aber wieder zum klaren Bewußtsein des Vorgefallenen kam, da erschöpfte sie sich in den wärmsten Danksagungen.

Sie hatte ihrer Meinung nach dazu allen Grund, denn sie hielt ihn unbedingt für ihren Lebensretter. Er aber versicherte, etwas ganz Gewöhnliches und für ihn, da er mit Pferden umzugehen wüßte, ganz Gefahrloses gethan zu haben. Mit glühenden Worten rief er dann:

„Weit entfernt, daß Sie mir zu Dank verpflichtet wären, kann ich vielmehr den Zufall nicht genug preisen, daß er es mir vergönnte, Ihnen einen kleinen Dienst zu leisten und so meinen glühendsten Wunsch zu erfüllen, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Das war nun eine Liebeserklärung in aller Form, und Margarethe schlug erröthend die Augen nieder, zumal die feurigen Blicke, die er bei seinen Worten auf sie richtete, einen fast unheimlichen Ausdruck hatten, so daß sie darüber erbebte, und eine Art Schauder, ein beinahe abstoßendes Gefühl empfand.

Aber die Dankbarkeit ließ sie diesen Eindruck schnell überwinden, und als Neumeister sie mit bescheidenem und sogar schüchternem Wesen um die Erlaubniß bat, sie nach ihrer Wohnung begleiten zu dürfen, da vermochte sie es nicht über sich, ihm diese Bitte abzuschlagen. Indeß schritt sie wortkarg, beinahe stumm, neben ihm her und nur zuweilen, wenn sie unbeachtet zu sein glaubte, warf sie einen scheuen Seitenblick auf ihn.

Dabei konnte sie denn nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß ihr Begleiter, der nur wenig über dreißig Jahr alt zu sein schien, ein stattlicher Mann sei. Man hätte ihn ohne einen finstern Zug zwischen den Augenbrauen sogar schön nennen können.

Diesen Zug zu bemerken hatte aber Margarethe jetzt keine Muße, denn bald waren sie und ihr Retter bei ihrer Wohnung angelangt.

Der Zufall, der sich heute schon einmal Neumeister so günstig bewiesen, zeigte seine Gunst jetzt zum zweiten Male, und sogar noch auffallender; denn nahe der Hausthür trafen sie mit Margarethen's Vater zusammen, und als dieser aus dem Munde seines einzigen, innig geliebten, beinahe von ihm vergötterten Kindes erfuhr, was Neumeister gethan, da lud er denselben mit wahrhaft herzlichen Worten ein, mit zu ihnen hinauf zu kommen, damit er ihm seinen Dank besser aussprechen könnte, als ihm das hier auf der Straße möglich wäre.

Man kann sich leicht denken, daß Neumeister nicht zögerte, dieser Einladung zu folgen. Hatte er doch dadurch den ersten Schritt zu der Erreichung eines Zieles gethan, dessen Verfolgung für den Augenblick seine Lebensaufgabe war.

Daß er seit einiger Zeit sichtlich danach gestrebt hatte, mit Margarethe Braunthal bekannt zu werden, war, wie wir sahen, dem Mädchen selbst nicht entgangen, und wenn sie nach der Rettung durch ihn sich unwillkürlich, und in ihrer aufrichtigen, tiefgefühlten Dankbarkeit eines unwillkürlichen Gefühles der Abneigung, des Schreckens sogar, nicht erwehren konnte, so war dies, wie man glauben muß, die Stimme eines geheimnißvollen Instinctes, die ihr vernehmlich, wenn auch nicht mit klaren Worten, eine Warnung in das Ohr flüsterte.

Und diese Warnungsstimme war wohlberechtigt, denn nur unlautere Absichten hatten Neumeister nach der Bekanntschaft des Mädchens streben lassen.

Den unwiderleglichen Beweis dafür lieferte ein Brief, welchen er noch an demselben Abende schrieb, unmittelbar nach der Rückkehr aus dem Hause Braunthals, wo er von Vater und Tochter mit gleicher Dankbarkeit, Achtung und Herzlichkeit behandelt worden war.

Der Brief, an einen Adressaten gerichtet, welchen wir für den Augenblick zwar noch nicht nennen können, der uns aber gewiß nicht unbekannt bleiben wird, lautete:

„Bl. u. E."

„Ihr Lob hoffe ich zu verdienen, wenn ich Ihnen anzeige, daß es mir endlich gelungen ist, mich dem Mädchen zu nähern, welches Sie mir als eines der Mittel bezeichneten, die ich mit allem Eifer zu

verfolgen hätte, wenn ich mich der Gunst des hohen Herrn und meiner vollständigen Begnadigung würdig machen wollte. Zwar kam ich bei der Erreichung dieses schwierigen Zieles in eine große Gefahr, allein was kömmt auf mein elendes Leben an, wenn es gilt, meine unbedingte Ergebenheit, meinen blinden Gehorsam, zu beweisen? Bin ich doch jeden Augenblick bereit, es zu opfern.

„Ich glaubte Anfangs, es würde mir leicht sein, mit dieser gepriesenen Schönheit eine Bekanntschaft anzuknüpfen, denn man munkelt so Manches über ein intimes Verhältniß zwischen ihr und der hohen Person, deren genaue Beobachtung und Ueberwachung mir zur besondern Aufgabe gemacht worden ist; aber die Kleine thut gewaltig spröde, und wenn man es nicht besser wüßte, sollte man sie für einen wahren Tugendspiegel halten.

„Doch gleich viel! Ich bin durch ein kleines Hinterpförtchen in die Festung eingedrungen, und ich denke, mich in derselben bald festzusetzen, so daß ich Ihnen manches Interessante werde berichten können.

„Uebrigens muß ich Ihnen noch bekennen, daß das Mädchen ganz allerliebst ist, und daß es mir beinahe leid thut, sie auf eine nicht ganz edle Art mißbrauchen zu sollen.

„Aber was fällt mir da ein? — Gewissensbisse! Ich? — Davor möge der Himmel oder die Hölle mich bewahren, denn etwas Schrecklicheres kann ich mir nicht denken.

„Weitere Instructionen erwartend, bin ich ihr treu ergebener und blindgehorsamer Nr. 7

„Für Bl. u. E."

IV.

Eine verruchte That.

Es war ein reizender Herbstabend, als in einer der rauhesten Gegenden des sächsischen Amtes Schwarzenberg in dem Erzgebirge, das an wildromantischen Naturscenen so reich ist, zwei einsame Wanderer einen der steilsten Fußpfade hinanklimmten, welche sich in Schlangenwindungen von Joachimsthal aus zu dem Gipfel des Keilberges hinanziehen.

Die Sonne war dem Sinken nahe; ihre Strahlen fielen nur noch schräg durch die belaubten Wipfel des Waldes und beleuchteten mit wunderbaren Schattirungen das in den verschiedensten Farben erglänzende Laub der kräftig zum Himmel emporstrebenden Blätterkronen.

Zu den Füßen des Pfades, welchen die Wanderer mühsam und keuchend hinanstiegen, rauschte mit monotonem Gemurmel das tückische Schwarzwasser, jetzt träge und entkräftet in seinem steinigen Bette dahinrieselnd, das es in wildem, verheerenden Grimme überfluthet, wenn die heftigen Herbstregen oder der schmelzende Schnee des Winters es riesig anschwellen, und das harmlose Bächlein in einen laut tosenden Bergstrom verwandeln.

Aus den benachbarten Thälern schallte, bald dröhnend und mächtig, bald nur in gedämpften Tönen, je nach der Entfernung und der Richtung der Schluchten, in denen sie lagen, das geschäftige Lärmen der Hammerwerke, Blechhütten und Zainhämmer herüber, welches dieser erzreichen und fruchtarmen Gegend ein so reges Leben verleiht.

Da ertönte, den Wanderern kaum hörbar, das Geläute einer Kirchenglocke bis zu der Höhe herauf, deren Gipfel sie jetzt nahe waren, und plötzlich verstummte das Geräusch des arbeitsamen Geschäftslebens.

Es war die Feierabendstunde, welche eingeläutet wurde, und als die letzten Klänge der Glocke verhallten, da herrschte feierliche Stille in der ganzen Natur rings umher. Selbst die gefiederten Bewohner des Waldes schienen es nicht zu wagen, diese Stille durch ihr Gezwitscher zu unterbrechen und suchten stumm den schützenden Zweig zu ihrem Nachtlager auf.

Es war kaum möglich, sich einen reizenderen Abend, eine erhabenere Natur, zu denken, aber die beiden Wanderer hatten keinen Sinn für all das Schöne, von dem sie umgeben waren, denn finstere Gedanken erfüllten ihre Herzen und ihr Sinn stand nur nach der Verübung eines Verbrechens.

Lautlos waren die beiden Männer bisher nebeneinander dahingeschritten; denn das mühsame Ersteigen des steilen Pfades raubte ihnen beinahe den Athem, so daß sie von Zeit zu Zeit keuchend stehen blieben.

Endlich hatten sie den Gipfel des Berges erreicht und damit auch, wie es schien, das nächste Ziel ihrer Wanderung, denn wie auf Ver-

abredung blieben sie stehen und ließen die Blicke forschend umherschweifen.

„Ist es hier, Franz?“ fragte der Aeltere und Größere der beiden Wanderer, indem er etwas freier Athem schöpfte.

„Wenn die Weisung, die ich mir geben ließ, richtig ist, muß es hier sein,“ entgegnete der mit dem Namen Franz Angeredete. „Bleibst Du noch bei Deinem Entschlusse, Michel?“

„Das versteht sich,“ entgegnete dieser. „Ein ehrlicher Mensch hält, was er geschworen hat, und Du weißt doch, daß ich eben so wie Du einen Eid darauf ablegte, mich, wenn ich es irgend möglich machen könnte, für den Streich zu rächen, den dieser von Gott verfluchte Mensch uns spielte.“

„Bist Du aber auch überzeugt, daß Er es wirklich ist, den wir hier als Förster finden werden? — Bist Du nicht etwa durch den gleichen Namen irre geführt?“

„Sei ohne Sorgen!“ entgegnete Franz. „Ich bin meiner Sache gewiß und überdies werden wir ihn ja erst sehen, bevor wir handeln. Ich möchte selbst nicht gern an einen Unrechten kommen. — Aber wo liegt denn nur die verdammte Försterwohnung? — Hast Du sie vielleicht bemerkt?“

„Das nicht,“ sagte Michel, „aber ich hörte vorhin, als wir nur noch etwa fünfzig Schritte von hier entfernt waren, einen Hund in der Richtung dorthin bellen; da wird sie also gewiß sein.“

Bei diesen Worten streckte er den Arm nach der rechten Seite aus, und seine Vermuthung wurde dadurch bestärkt, daß ein kaum betretener Fußpfad, den sie jetzt erst bemerkten, nach jener Richtung in ein so dichtes Gebüsch führte, daß es jede Aussicht in die Ferne versperrte.

„Du wirst Recht haben,“ sagte Franz. „Laß uns daher nachsehen, denn wir müssen doch das Terrain recognosciren — wie mein Hauptmann bei dem Manöver zu sagen pflegte — um mit Sicherheit handeln zu können.“

Sie schlugen den Pfad durch das dichte Gehölz ein, der so eng von den Büschen eingeschlossen war, daß nur Einer hinter dem Andern gehen konnte; aber noch waren sie nicht weit vorwärts geschritten, als in ihrem Rücken der Hufschlag eines Pferdes ertönte.

Erschrocken sprangen sie in das eng verwachsene Unterholz hinein, denn sie wollten nicht gesehen werden und sie hatten dazu verschiedene triftige Gründe.

Erstlich lag ihnen ganz besonders daran, es nicht wissen zu lassen, daß sie überhaupt in dieser Gegend gewesen wären, dann aber fürchteten sie ganz besonders, von dem Menschen, welchem ihr Besuch auf dieser Höhe galt, erkannt zu werden.

Davor sahen sie sich für den Augenblick gesichert, denn der Reiter, welcher sich auf dem schmalen Fußpfade nicht hätte durchwinden können, verfolgte einen andern Weg, der in einem kleinen Bogen um die Stelle herum führte, wo die beiden Männer sich versteckt hielten.

Noch ein dritter Grund, die Blicke der Menschen zu scheuen, war das zerlumpte Aussehen der beiden Wanderer, das sie jedenfalls in Verdacht hätte bringen müssen, zumal in einer solchen abgeschiedenen Einsamkeit.

Sie hielten sich daher nicht nur sorgfältig hinter dem dichten Laubwerk verborgen, sondern sie duckten sich auch noch so tief als möglich nieder, die Blicke forschend auf die Richtung gewandt, in welcher die Hufschläge ertönten.

Da wurde der Reiter durch eine lichtere Stelle sichtbar, zwar nur auf einen Augenblick, aber dieser war dennoch dem einen der Versteckten genügend, um ihn zu erkennen.

Er faßte krampfhaft den Arm seines Gefährten, drückte ihn heftig und flüsterte mit dem Zischen einer Schlange:

„Er ist es; wir sind also unserm Wilde auf rechter Fährte!“

„Bist Du Deiner Sache auch gewiß, Franz?“ fragte der Andere mit dem Tone des Zweifels. „Ich konnte ihn nicht deutlich genug sehen, um ihn zu erkennen.“

„Du darfst mir glauben!“ versicherte Franz. „Ich wäre ja der undankbarste Mensch von der Welt, könnte ich den Liebesdienst vergessen, den mir der gute Kröber erwiesen hat. — Ist er doch die Veranlassung, daß ich drei Jahre lang auf Staatskosten meine etwas vernachlässigten Studien vervollkommnen konnte, und ich brenne vor Verlangen, ihm meine Schuld dafür zu berichtigen. — Ich habe es ihm zugeschworen und ich sage eben so wie Du: „Ein ehrlicher Mann hält sein Wort!“

„Recht so, Franz!“ spöttelte der Andere, „und daß wir Beide ehrliche Leute sind, sieht uns gewiß Jeder auf den ersten Blick an.“

Während dieses Gespräches hatte der Reiter seinen Weg verfolgt, und bald verkündete freudiges Hundegebell, daß die Försterei, — offenbar das Ziel des Reiters — wirklich ganz in der Nähe liegen mußte.

„Die verwünschten Hunde!“ brummte Franz. „Die werden uns am Ende einen Strich durch die Rechnung machen.“

„Sorge Dich deshalb nicht,“ entgegnete sein Genosse. „Ich verstehe es, mit solchen Bestien umzugehen, und werde sie zu zähmen wissen. Mir machen sie keine Furcht, also kannst auch Du ganz ruhig sein.“

Die beiden Freunde schlichen sich darauf der Försterei, deren Lage sie jetzt kannten, so nahe, als sie dies ohne Furcht vor Entdeckung thun konnten, streckten sich dann auf den Rasen nieder und besprachen flüsternd, wie sie ihre Pläne ausführen sollten; denn die Zeit des Handelns war für sie noch nicht gekommen.

Ihr finsteres Werk bedurfte zur Ausführung der Dunkelheit der Nacht.

Ohne Ahnung der Todfeinde, die in seiner Nähe lauerten, und die er sich durch treue Pflichterfüllung zugezogen hatte, indem er als Gendarm durch seine Klugheit und seine rastlose Thätigkeit zwei Verbrecher der wohlverdienten Strafe zuführte, ritt der königlich sächsische Förster Kröber auf den Hof seines Forsthauses, wo ihm die Hunde mit dem Freudengebell entgegensprangen, welches den einen der lauernden Bösewichter mit Besorgniß vor den treuen und wachsamen Hütern des Hauses erfüllte.

Ein Jägerbursche eilte herbei, dem Förster das Pferd abzunehmen und den großen Mantelsack abzuschnallen, der vermuthen ließ, daß der Herr des Hauses von einer weiteren Reise zurückkehrte.

Der Förster Kröber erwiederte liebkosend die freudige Bewillkommnung der Hunde, nickte wohlwollend dem Jägerburschen zu, und schritt dann hastig nach der Hinterthür des Hauses, in welcher Frau und Tochter mit freudestrahlenden Gesichtern erschienen.

Der Förster schloß Beide herzlich in seine Arme, drückte der Frau einen Kuß auf den Mund, der lieblichen Tochter einen nicht minder herzlichen auf die Stirn und ließ sich dann willig von ihnen nach dem nur wenige Schritte entfernten ebenerdigen Wohnstübchen führen.

In geschäftiger Eile zogen Frau und Tochter ihm hier den warmen Reiserock aus, den die herbstlich kühlen Tage schon nöthig gemacht hatten, und den behaglichen, wenn auch verblichenen und abgeschabten Schlafrock an, brachten Stiefelknecht und bequeme Hausschuhe herbei, und erst als der Gatte und Vater es sich in dem großen Armstuhl ganz behaglich gemacht hatte, fragte die Frau:

„Nun, Alter, wie ist denn Deine Reise ausgefallen?“

Sie wußte eigentlich die Antwort schon voraus, und that sie daher mit vollem Vertrauen, denn die freudige Miene, mit der ihr Mann vom Pferde gestiegen war, ließ sie an dem günstigen Erfolge seiner Reise nicht zweifeln; aber sie wollte dennoch die Bestätigung aus seinem Munde vernehmen.

Und er ließ sie nicht darauf warten.

„Alles nach Wunsch, mein gutes Riekchen, ganz nach Wunsch wenn auch freilich nicht ohne einige Schwierigkeiten, sonst würde ich schon gestern nach Haus gekommen sein. — Hört also:“

Frau und Tochter hatten Stühle genommen, und rückten damit ganz nahe an seine Seite, um sich keines seiner Worte entgehen zu lassen.

„Ich wendete mich also zunächst an den Kriegsminister von Rabenhorst, sagte ihm, was ich für nöthig und vortheilhaft hielt, aber ohne ruhmredig meine Dienste zu preisen, die ich dem Vaterlande als Soldat und als Gendarm geleistet zu haben glaubte, und ich hatte die Genugthuung, in seinen Augen, seinen Mienen, zu lesen, daß er mich mit wirklicher Aufmerksamkeit, vielleicht sogar mit wahrer Theilnahme anhörte, so selten die auch bei einem der hohen Herren unser Einem gegenüber zu finden ist.

„Daß ich mich aber nicht geirrt hatte, bewies mir seine Antwort, denn er sagte mir mit großer Freundlichkeit sogleich zu, daß unser Karl augenblicklich, wenn auch ausnahmsweise, vor der Zeit in die Reserve gestellt werden sollte, um mich bei meiner Kränklichkeit in meinem Dienste zu unterstützen. Freilich fügte er dabei die Bedingung hinzu: Wenn die Dienstzeugnisse unseres Karl in jeder Beziehung zu seinen Gunsten lauteten.“

„Nun, was das betrifft, so können wir ganz ruhig sein,“ sagte die Försterin mit dem freudestrahlenden Gesichte einer auf ihren Sohn stolzen Mutter. „Ich bin gewiß, daß die ganze sächsische Armee wenige Soldaten zählt, die meinem Karl gleich stehen.“

Der Förster lächelte über den mütterlichen Stolz seiner Frau, aber er konnte sich nicht enthalten, ihn zu theilen, denn auch er betrachtete den Oberjäger Karl Kröber im dritten königlich sächsischen Schützenbataillon als einen der ausgezeichnetesten Soldaten der ganzen sächsischen Armee; und hätte er für dieselbe Orden zu vertheilen gehabt, — wer weiß, ob nicht sein Sohn den ersten erhalten haben würde.

Dennoch fuhr er ruhig, und scheinbar sogar gleichgültig fort:

„Der Minister Rabenhorst sagte nach der freundlichen Zusicherung: „Ueber die Entlassung Ihres Sohnes aus dem activen Dienst kann ich zwar entscheiden, das heißt, für den Augenblick, denn für den Fall eines Krieges, — der freilich nicht wahrscheinlich ist, — müßte er natürlich auch wieder eintreten; aber was seine Ernennung zu Ihrem Gehilfen, Stellvertreter und eventuellen Nachfolger betrifft, so kann ich dazu nichts thun; aber ich rathe Ihnen, sich an Seine Excellenz, den Herrn Minister von Beust, zu wenden, und verspreche Ihnen sogar, Ihre Angelegenheit bei demselben zu befürworten, wenn das Zeugniß für Ihren Sohn so günstig lautet, wie Sie glauben."

„Konnte ich mehr, — konnte ich selbst nur so viel von unserem Kriegsminister verlangen?" fragte der Förster seine Frau mit einer Stimme, der man ein leises Beben der Rührung anhörte.

Sie winkte stumm bejahend, und auch Auguste, die etwa sechzehnjährige Tochter, gab durch ein leises Neigen des Kopfes ihre Zustimmung zu erkennen.

„Ich ging also zu dem Herrn Minister von Beust," fuhr Kröber fort. „Ich mußte etwa eine halbe Stunde warten, bis er mich vorließ; dann aber sprach er eben so herablassend wie freundlich mit mir, und ich erreichte von ihm — immer vorausgesetzt, daß unserem Karl durch seine Vorgesetzten unbedingtes Lob seiner Führung ertheilt wird, — die Zusicherung der Erfüllung aller meiner Wünsche: „Denn ich weiß die treue Pflichterfüllung aller Diener meines königlichen Herrn wohl zu würdigen," sagte Herr von Beust, indem er mich entließ, „und mein aufrichtigster Wunsch ist, sie alle nach Verdienst belohnen zu können."

Seine Frau schien durch diesen Bericht, so hoffnungsreich er auch klang, nicht befriedigt zu sein, denn sie sagte mit einem leisen Anklange des Vorwurfs: „Um solche schöne Worte zu hören, hättest Du wohl nicht nöthig gehabt, so lange fortzubleiben!"

„Laß mich doch nur erst ausreden!" sagte ihr Mann. — „Ich dachte so wie Du zuletzt eben: Freundliche Worte der großen Herren sind zwar schön, aber Handlungen sind doch noch schöner. Deshalb blieb ich so lange in Dresden, bis Herr von Rabenhorst und Herr von Beust ihre Versprechungen erfüllt hatten, und —"

„Und unser Karl —?" fragte Frau Kröber in freudiger Erwartung.

„Ist vorläufig vom Dienst dispensirt und zu meinem Gehilfen,

Stellvertreter und Nachfolger ernannt. Er erwartet nur noch alle die Papiere und Dokumente, die er in Schwarzenberg bei dem Bezirksgerichte erhalten soll — wahrscheinlich schon morgen früh, — mich aber trieb die Ungeduld voraus, Euch die freudige Nachricht mitzutheilen."

„Und ich danke Dir, daß Du uns nicht hast warten lassen," sagte seine Frau, indem sie ihrem Manne herzlich die Hand reichte.

„Wo ist denn aber der Werner, daß er sich noch nicht sehen ließ, um mich zu begrüßen?" fragte Kröber mit sichtlich übler Laune.

„Er glaubte, einem Wilddiebe auf der Spur zu sein, und hofft ihn zu attrappiren," berichtete die Frau Försterin.

„Und Schelding?" fragte der Förster weiter.

„Seine Mutter ist plötzlich so schwer erkrankt, daß ihr Tod befürchtet wird; sie ließ ihn daher bitten, ihr das letzte Lebewohl zu sagen, ihren letzten Segen zu empfangen, und ich konnte ihm die Erlaubniß unmöglich verweigern, zu der Sterbenden hinab zu eilen. — Morgen Mittag versprach er unter allen Umständen wieder hier zu sein, um seinen Dienst zu versehen."

Der Förster entgegnete nichts, aber er schüttelte mit sichtlich verdrießlicher Miene den Kopf.

„Was hast Du denn nur?" fragte verwundert seine Frau. „Wenn man Dich nicht besser kennte, sollte man wahrhaftig glauben, Du fühltest Furcht, mit uns zwei schwachen Weibern und dem jungen Fritz allein in der einsamen Försterei zu sein, als wäre dieselbe ringsum von fürchterlichen Feinden belagert."

„Das nicht, meine gute Frau," sagte der Förster, „und Du weißt auch wohl, daß ich mich so leicht nicht fürchte; eben jetzt wäre aber allerdings einiger Grund zur Furcht vorhanden, denn auf meinem Wege hieher erfuhr ich, daß einige der gefährlichsten Züchtlinge ausgebrochen sind, und wenn ich recht berichtet bin, so befinden sich unter denselben zwei Menschen, deren Rache ich vielleicht zu fürchten hätte.

„Einige der Verbrecher scheinen sich in diese Gegend gewendet zu haben, wo sie in den Gebirgen am leichtesten sich verbergen und entkommen zu können hoffen dürfen; es soll auch verdächtiges Gesindel in der Gegend bemerkt worden sein, und wenn meine beiden Feinde mit darunter wären, dann hätte ich allerdings große Ursache zur Furcht — wenn auch nicht für mich selbst, denn ich würde mich ihrer schon

erschrocken taumelte sie zurück, als ihr Rauch und Flammen entgegenschlugen.

Beinahe in demselben Augenblicke wurde an dem nebenliegenden Fenster auch der Förster sichtbar.

Er mußte eben so wie seine Frau den offenbar gehegten Gedanken aufgeben, zu dem Fenster hinauszuspringen.

Aber auch hinter ihm züngelten die Flammen bereits durch die geöffnete Thür und der gräßliche Feuertod schien unvermeidlich zu sein.

Dennoch verlor Kröber den Kopf nicht.

„Eile die Treppe hinauf, Friederike," rief er seiner Frau zu „und springe zu dem Giebelfenster hinaus; dort scheint das Dach noch nicht zu brennen!"

So war es auch in der That, denn weil die Giebelwand im Erdgeschosse weder Thür noch Fenster hatte, hielten die Mordbrenner es nicht für nöthig, auch dort Reisig und Stroh anzuhäufen.

Die Förstersfrau hatte noch so viel Besinnung, den Rath ihres Mannes zu hören und zu befolgen. Sie eilte der Treppenthüre zu und rief auf ihrer Flucht zurück:

„Kömmst Du nicht mit, Kröber? — Aber, um Gottes Willen — wo ist denn Auguste?"

„Ich komme gleich nach," antwortete er. „Ich hole nur Auguste, denn das Unglückskind scheint noch nicht erwacht zu sein!"

„Verdammt!" brummte Franz, als er die Mahnung hörte, welche Kröber seiner Frau zurief. „Sollten sie uns noch im letzten Augenblick entwischen, während bis jetzt Alles so schön geglückt ist? — Da müßte die Hölle d'rin sitzen!"

Mit diesen Worten raffte er ein glimmendes Holzscheit vom Boden auf und lief nach der Giebelseite des Hauses.

In eben dem Augenblick, als er dort ankam, sprang die Frau des Försters aus dem Fenster.

Ohne sich Schaden zu thun, fiel sie in den weichen Rasen, der das Haus umgab, dicht neben dem Bösewicht nieder, und eben wollte sie sich aufraffen, als Franz ihr mit dem Holzscheite einen wüthenden Schlag über den Kopf versetzte.

Mit einem gellenden Schmerzensschrei stürzte die bejammernswerthe Frau leblos zu Boden, ein Blutstrom rieselte ihr über das Gesicht, und um das Unglück vollständig zu machen, wurde zugleich ihr Hemd von einem der herumfliegenden brennenden Holzstücke entzündet.

In eben dem Augenblicke brach das Dach des Hauses zusammen, den Förster und seine Tochter begrabend.

„Fort! Fort!“ rief die warnende Stimme Michels seinem Genossen zu. „Es kömmt Jemand!“

Ohne sich erst über den einzuschlagenden Weg zu berathen, liefen Beide davon, in der Richtung nach der böhmischen Grenze zu, denn sie hatten schon vorher verabredet, daß sie suchen wollten, Klösterle zu erreichen, wo Michel Freunde hatte, bei denen er gewiß war, einen Versteck und Beistand zu finden.

Ohne Gewissensbisse zu fühlen, ohne einen Blick auf die flammende Trümmerstätte des Försterhauses zu richten, liefen sie die Höhe des Keilberges auf der böhmischen Seite hinab, nicht achtend auf das Klagegeheul eines Hundes, das hinter ihnen her von der Stelle erschallte, wo noch kurze Zeit zuvor die glückliche Familie des Förster Kröber gelebt hatte, von der jetzt nur noch der mit so vieler Freude erwartete Sohn Karl übrig war.

V.

Bismark und Roon.

Geht man in der preußischen Königsstadt, „der Stadt der Intelligenz,“ wie die aufgeblasenen Berliner ihren Wohnort so gerne nennen, die prachtvolle und in der That großartige Promenadenstraße „Unter den Linden,“ gegen das mit dem Siegeswagen gekrönte „Brandenburger Thor“ hinab und biegt dann, beinahe bis an das Ende der Promenade gekommen, links in die „Wilhelmsstraße“ ein, so erblickt man an beiden Seiten der breiten Straße eine Reihe stattlicher Paläste und palastartiger Gebäude, von denen viele mit Auffahrten versehen sind, die ein äußeres Zeichen von dem hohen Stande oder Range der Personen geben, welche hier residiren.

Zuerst, die rechte Ecke der Straße bildend, das Palais der Familie der Grafen von Voß, die Geburtsstätte des unglücklichen Königs von Hannover, der hier das Licht der Welt in der Verbannung erblickte, welche ihm auch jetzt wieder, im Herbste seines Le-

bens, durch das Glück der preußischen Waffen und die unbegreifliche Lässigkeit des baierischen Feldherrn, beschieden ist.

In diesem Palais residirte lange Jahre des jetzigen Königs von Hannover Vater, der damalige Herzog von Cumberland, nachmaliger König Ernst August von Hannover.

Auch er war verbannt aus seinem Vaterlande, doch nicht durch die Gewalt der Waffen einer fremden Macht, sondern durch die Gewalt der öffentlichen Meinung des eigenen Volkes, die ihn bei einem geheimnißvollen blutigen Ereignisse, welches nie aufgeklärt worden ist, als Anstifter, oder wohl gar als Thäter beschuldigte, so daß die Regierung seinen längeren Aufenthalt in England nicht für gerathen hielt, und ihm daher die Weisung ertheilte, eine Reise auf den Continent zu unternehmen.

Wenige Schritte weiter, auf derselben Seite, kömmt man an dem Palais des Prinzen Friedrich vorüber.

Etwas weiterhin, links, präsentirt sich die stattliche Front des Sitzes der preußischen Justiz, das Ministerium und zugleich die Wohnung des Justizministers.

Daneben das Palais der Grafen von Arnim, in deren Familie die Ministerwürde erblich zu sein scheint.

Wieder eine kleine Strecke weiter das Palais der Grafen von Dönhof, und unmittelbar neben diesem, die Ecke der Wilhelmsstraße und des Wilhelmsplatzes bildend, der säulengeschmückte Palast des Prinzen Karl, das ehemalige Ordenspalais, die eine ganze Front des Platzes einnehmend, der rings um mit schönen Linden eingefaßt ist, während englische Parkanlagen die ganze Mitte desselben zieren.

Gegenüber dem Palais des Prinzen Karl geht man an dem Palais der mit dem preußischen Königshause nahe verwandten Fürsten von Radzivil vorüber.

Ist man dann an der langen Seite des Wilhelmsplatzes hinabgeschritten, so kömmt man zu einem Gebäude, das — wenn auch in Berlin gelegen — für die neueste Geschichte Oesterreichs von der höchsten Wichtigkeit, und von verhängnißvollem Einfluße ist.

Dieses Gebäude, dem Palais des Prinzen Karl, an der andern Ecke des Wilhelmsplatzes gegenüber gelegen, ist das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, der Sitz des Grafen Bismark, und in den Räumen dieses Gebäudes wurden seit Jahren

alle die traurigen Geschicke ausgebrütet und vorbereitet, von denen der österreichische Kaiserstaat in den jüngsten Tagen so schwer heimgesucht worden ist.

In einem geräumigen, elegant und dennoch mit einer gesuchten Einfachheit möblirten Arbeitskabinete dieses Ministerial-Palastes saßen einige Monate vor der Zeit, in welche wir den Anfang unserer Geschichte verlegten, in einem ernsten Gespräche mit einander begriffen, zwei Männer von reifem Alter beisammen.

Der Eine trug die Uniform eines preußischen Generals und seine Brust war mit zahlreichen Orden geschmückt.

Die ganze Erscheinung des Generals hatte etwas Martialisches, etwas Steif-Soldatisches, und wer das kalte, finstere Gesicht, die buschigen dunklen Augenbrauen, die hohe eckige Stirn, den in eine hohe schwarze Binde eingezwängten Hals, den starken Schnurbart betrachtete, welcher nach der ehemals dienstmäßigen Weise mit den Ohren durch einen Backenbart verbunden war, der das Gesicht in zwei ungleiche Hälften theilte, der konnte nicht daran zweifeln, einen Mann vor sich zu sehen, welcher den Gamaschendienst als die höchste Lebensregel betrachtete, der durch und durch Soldat, nur Soldat war, der den Bürgerstand verachtete, oder wenigstens geringschätzte, und den der Glaube erfüllte, daß das Wohl und Wehe des Staates einzig und allein von dem Soldatenstande abhinge, daß die Gesetze und alle bürgerlichen Einrichtungen nur Nebendinge wären, so lange in einem zahlreichen und gut disciplinirten Heere blinder Gehorsam gegen die Befehle der Vorgesetzten herrscht und die Träger der Uniformen nicht zögern würden, auf das Gebot ihrer Offiziere ihre eigenen Väter und Brüder niederzuschießen, wenn diese ihnen, irgend ein wohlbegründetes Recht fordernd, in bürgerlicher Kleidung gegenüberständen.

Wer diesen Mann nach dem von uns beschriebenen Aeußern so beurtheilt hätte, der würde sich nicht getäuscht haben, denn der Mann war der königlich preußische Kriegsminister General von Roon.

Er lehnte sich gemächlich in einen bequemen Armsessel zurück und richtete die größte Aufmerksamkeit auf die Worte eines andern Mannes, mit dem er sich allein in dem Kabinet befand, welches das äußerste Ende einer langen Reihe von Gemächern bildete, und in welchem man daher vor dem Ohre jedes Lauschers sicher war, denn das davor liegende Zimmer durfte ohne besondere Erlaubniß Niemand betreten

Dieser zweite Mann, der dem General von Roon gerade

gegenüber und eben so gemächlich wie dieser in einem Armsessel ruhete, trug einfache, aber elegante Civilkleider. Sein langes, schmales Gesicht, ohne andern Bart, als einen schmalen Streifen auf der Oberlippe, lief in eine hohe Stirn aus, und der kahle Scheitel zeigte uns die drei historisch berühmt gewordenen Haare des preußischen Premierministers; denn dieser Mann war der Freiherr von Bismark-Schönhausen, der bald darauf zur Belohnung der Verdienste, die er sich durch die Aufstellung seiner beiden Grundsätze: „Blut und Eisen“ und „Gewalt geht vor Recht“ erworben hatte, von seinem dankbaren Könige in den Grafenstand erhoben werden sollte.

Dieser Lenker der Geschicke Deutschlands, damals Tyrann des preußischen Volkes, das er in seinen Abgeordneten verhöhnte, dieser jetzige Freiheitshort der preußisch gewordenen deutschen Nation, früher der eifrigste Anhänger der Reaction, seitdem Beförderer der Revolution und der Empörung der Völker gegen ihre legitimen Herrscher, diese Chamäleons-Natur, ohne Zaudern und ohne Reue kein Mittel verschmähend, welches zur Erreichung seiner Zwecke führen kann — kurz, der Herr von Bismark — fuhr in der vertraulichen Herzensergießung, bei welcher wir ihn belauschen wollen, gegen seinen militärischen Minister-Collegen fort:

„So sind wir also vollkommen einverstanden über unsere Pläne und versprechen uns gegenseitig, Hand in Hand zu gehen, ohne uns durch irgend Etwas, oder durch irgend Jemand irre machen, oder auf unserem Wege aufhalten zu lassen?“

„Vollkommen, Excellenz,“ entgegnete Herr von Roon. „Auf mich dürfen Sie unbedingt zählen. Sind Sie aber auch Seiner Majestät des Königs gewiß?“

„Unbedingt!“ versicherte Herr von Bismark. „Er sieht nur mit meinen Augen, hört nur mit meinen Ohren, und es wird mir hoffentlich auch ferner, so wie bisher, gelingen, von ihm alle Personen, alle Einflüsse fern zu halten, welche meine Pläne durchkreuzen könnten. Ich verstehe es, ihn zu isoliren; übrigens hätte ich auch Niemand zu scheuen, als allenfalls den Kronprinzen, den ich bisher noch nicht für meine Prinzipien zu gewinnen vermochte.“

„Er ist durch seine Gemahlin angesteckt von dem Freiheitsschwindel der Engländer!“ bemerkte der Kriegsminister und eine Art von Lächeln überflog sein strenges, kaltes Gesicht.

„Freilich wohl,“ stimmte der Premierminister bei, „zum Glück

aber liebt er die Nähe seines königlichen Vaters nicht, und dieser läßt mir völlig freie Hand, denn er ist überzeugt, daß ich nur danach strebe, die Macht und Größe Preußens zu erhöhen und das Königshaus wieder auf den Gipfel des Glanzes zu erheben, von welchem es herabzuzerren die sogenannten Volksfreunde fortwährend bemüht sind."

„Ich mache Euer Excellenz übrigens mein Compliment," sagte Herr von Roon, „über die Gewandtheit, mit der Sie es verstehen, unserem königlichen Herrn Ihre Gedanken einzuimpfen, so daß er sich zuletzt einbildet, Sie folgten nur seinen Instructionen, führten nur seinen Willen aus."

„Was das betrifft," entgegnete Herr von Bismark mit dem Tone falscher Bescheidenheit, „so erkenne ich willig Euer Excellenz als meinen Meister in dieser nicht ganz leichten Kunst!"

„Ich wüßte nicht, wodurch ich dieses Lob verdient hätte," entgegnete Herr von Roon.

„Sollten Sie es vergessen haben," sagte der Premier, „daß Sie die Idee von der Reorganisation der Armee schon einige Zeit vorher gegen mich aussprachen, ehe der König, der jetzt für diese Idee, wie für seine allereigenste, schwärmt, darüber das erste Wort verlor?"

„Das ist allerdings wahr," erwiderte der Kriegsminister, „allein er hat den hingeworfenen Gedanken mit einer Gluth erfaßt, die ich ihm nicht zugetraut hätte, und dann so weit ausgesponnen und durchdacht, daß er vollkommen berechtigt ist, sich selbst für den eigentlichen Urheber dieser Armee-Reorganisation zu halten."

„Lassen wir ihn nicht nur bei diesem Glauben," sagte lächelnd Herr von Bismark, „sondern bestätigen wir ihn sogar auf alle Weise in demselben; in ihm dürfen wir die zuverläßigste Stütze unserer Absicht erkennen, denn der alte Herr träumt, wie ich wahrhaftig kaum bezweifle, Tag und Nacht davon, noch als Greis den Kriegsruhm zu erneuern, den er sich als Jüngling während der Freiheitskriege auf ziemlich wohlfeile Weise erworben hat."

„Ew. Excellenz haben vielleicht nicht Unrecht," sagte Herr von Roon. „Schreiten wir daher rüstig vorwärts mit der Reorganisation, ohne uns um den Widerspruch des Abgeordnetenhauses zu bekümmern."

„Danach frage ich nicht!" erwiederte Herr von Bismark, und er runzelte finster die Stirn, indem er an alle die derben und beißenden Worte dachte, welche ihm von den Mitgliedern des Abgeor-

netenhauses schon gesagt worden waren. „Diese kecken Schreier, diese frechen Schönredner, welche um die Gunst der unvernünftigen Menge buhlen, die sie pomphaft das Volk, die Nation nennen, werde ich durch Vertagung, durch Auflösung des Hauses wieder zum Schweigen zu bringen wissen, wie ich das schon gethan habe.“

„Pöbel! Lumpengesindel,“ brummte der Mann des Säbels. Dann fügte er hinzu: „Und wie Sie es hoffentlich wieder thun würden, wenn uns das Volk dieselben widerwärtigen Gesichter nochmals über den Hals schicken sollte.“

„Zuverlässig würde ich das,“ versicherte der Lenker des preußischen Staates, „wenn Ew. Excellenz mir die Versicherung geben können, daß wir im schlimmsten Falle der Armee vollkommen sicher sein dürften, wenn es nämlich zu einer Revolution kommen sollte, wie ich dies beinahe fürchte, oder wenigstens nicht für unmöglich halte.“

„Ich bürge Ihnen unbedingt für meine Soldaten,“ entgegnete der Kriegsminister mit dem Tone der vollkommensten Zuversicht. „Wir würden das Gesindel schon zu Paaren treiben, indem wir es ohne Gnade und Barmherzigkeit niederkartätschten.“

„Und fürchten Sie nichts von dem verderblichen Einflusse der elenden sogenannten liberalen Blätter der Fortschrittspartei?“ fragte Herr von Bismark.

„Nicht das Geringste. Uebrigens habe ich diesen Einfluß durch das Verbot zu verhindern gewußt, diese verrückten Schmierereien zu lesen, jeden Soldaten oder Unteroffizier mit strenger Strafe bedrohend, der es wagte, gegen das Verbot zu handeln, und die Nase in einen Wisch der Art zu stecken.“

„Schade,“ seufzte Herr von Bismark, „daß man dieses Verbot nicht auch auf die Offiziere ausdehnen kann.“

„Bei denen ist es nicht nöthig,“ versicherte der Kriegsminister. „Unsere Offiziere sind durchweg von den loyalsten Gesinnungen erfüllt. Sie kennen ja den vortrefflichen Geist unseres jungen Adels, den die Volksmänner mit dem Schimpfnamen der Junker beehren, und ich kann Ew. Excellenz die Versicherung geben, daß ich täglich die überzeugendsten Beweise von diesem Geiste empfange.“

„Gibt es aber keine Ausnahmen?“ fragte der College des Herrn von Roon. „Sollten nicht einzelne Offiziere, namentlich bürgerliche, von dem Gifte des Liberalismus angesteckt sein?“

„Das wohl,“ gestand der Soldatenminister mit einem beinahe

komischen Seufzer ein, „aber ich kenne diese wenigen räudigen Schaafe und weiß durch ihre baldige Entfernung die Ansteckung der übrigen gesunden Heerde zu verhindern.“

„Und die Arbeiten der Offiziere, welche jährlich Urlaub in die böhmischen Bäder erhalten und dafür so ansehnliche Zulage empfangen, daß sie in den Stand gesetzt sind, sehr anständig zu leben?“ fragte der Premier weiter.

„Eben die hatte ich bei meinen vorhin gesprochenen Worten im Sinne,“ entgegnete Herr von Roon. „Es ist eine wahre Freude die genau detaillirten Berichte zu lesen und die Situationspläne zu sehen, von denen sie begleitet sind.“

„Wer den Krieg will, muß sich im Frieden darauf vorbereiten,“ sagte Herr von Bismarck lachend, indem er den bekannten Spruch parodirte. „Und sind diese Arbeiten wirklich so schätzenswerth?“

„Unschätzbar!“ versicherte der Kriegsminister. „Die Pläne sind mit einer Genauigkeit ausgearbeitet und die begleitenden Erläuterungen mit einer Deutlichkeit und Bestimmtheit geschrieben, welche nichts zu wünschen lassen. — Ich bezweifle daher auch, daß die Offiziere des österreichischen Generalstabes auf ihrem eigenen Terrain so genau bekannt, mit allen Einzelnheiten desselben so vertraut sind, wie wir auf diesem feindlichen Gebiete.“

„Sie vergessen, mein lieber General,“ sagte Herr von Bismarck mit dem Tone des Spottes, „daß Sie von dem Gebiete unseres theuren, vielgeliebten Bundesgenossen sprechen, der uns so bereitwillig seine Hilfe zu der Eroberung von Schleswig-Holstein gewährt, durch das ich unser liebes Preußen gegen Nordwesten recht hübsch abzurunden und zu einer Seemacht zu machen hoffe. — Diese ehrlichen Oesterreicher sind doch wahrhaftig recht gutmüthig und vertrauensvoll,“ fügte er lachend nach einer kurzen Pause hinzu.

„Sie werden aber fürchterlich erwachen,“ sagte der Kriegsminister, „wenn wir als Feinde auf dem uns so vertrauten Boden Böhmens stehen und sie dort den Kugelregen unserer unübertrefflichen Zündnadelgewehre gleich einem Hagelschauer auf sich niederrauschen hören.“

„Und fühlen!“ ergänzte Herr von Bismarck.

„Und fühlen, versteht sich,“ stimmte der Kriegsminister bei. „Gebe nur der Himmel, daß das bald geschieht!“

„So bald,“ entgegnete der Mann des Eisens und Blutes auf diesen frommen Wunsch seines Collegen, „so bald es mir gelungen sein

wird, das Bündniß mit Italien zum festen Abschluß zu bringen und unsern allergnädigsten Herrn zu überzeugen, daß wir von allen Seiten durch unsere Feinde mit einem Angriffe bedroht werden. Denn der König ist leider zu fromm und zu ehrlich, um mir die Erlaubniß zum Kriege zu ertheilen, wenn er nicht in seinem Innersten von der Nothwendigkeit desselben überzeugt ist."

„Und wird es lange dauern, bis Sie diese beiden Ziele erreicht haben?" fragte Herr von Roon.

„Dem ersten stehe ich so nahe, daß ich binnen der kürzesten Zeit die befriedigendste Zusicherung der Alliance zu erhalten hoffe; und was die Ueberzeugung des Königs von der unabweislichen Nothwendigkeit eines Krieges gegen Oesterreich betrifft, so zweifle ich nicht einen Augenblick daran, daß es mir gelingt, sie zu erwecken; doch kann das allerdings noch viel Mühe und Zeit kosten."

„Nun, was die Mühe betrifft," sagte der General, „so weiß ich, daß Sie die nicht scheuen, und hinsichtlich der Zeit will ich rastlos, doch in der möglichsten Stille, alle Vorbereitungen dazu treffen, um im entscheidenden Augenblicke kampfbereit dazustehen, als könnte ich Armeen aus der Erde stampfen."

„Bravo!" sagte Herr von Bismark lachend. — „Ich hätte Ihnen kaum diese Vertrautheit mit unserem großen Dichter zugetraut. Doch auch ich bin schon seit einiger Zeit nicht müßig gewesen, meine Vorbereitungen zu dem Kampfe zu treffen, der nur noch eine Frage der Zeit ist. — Wie Eure Excellenz das Terrain in Böhmen in topographischer Beziehung recognoscirt und sich mit allen Details desselben genau vertraut gemacht haben, so umgarnte ich auf einem andern Terrain nicht nur Böhmen, sondern den ganzen österreichischen Staat mit einem Netze, dessen Maschen ich beliebig zuziehen kann, und durch das ich, wenn die Zeit gekommen ist, unseren braven Schützen manches Wild zum Schusse zu bringen hoffe."

„Und darf ich wissen," fragte Herr von Roon gespannt, „aus welchen Fäden die Maschen dieses Netzes gedreht wurden?"

„Sind wir nicht auf Leben und Tod verbündet?" entgegnete der Premier. „Ihnen darf ich daher kein Geheimniß aus einem Systeme machen, das ich mir entworfen habe, von dem aber bis jetzt noch kein Mensch eine Ahnung hat, obgleich ich bei der Ausführung desselben verschiedener Gehilfen nicht entbehren konnte. — Daß dieselben in meine eigentlichen Pläne nicht eingeweiht sind, versteht sich von

komischen Seufzer ein, „aber ich kenne diese wenigen räudigen Schaafe und weiß durch ihre baldige Entfernung die Ansteckung der übrigen gesunden Heerde zu verhindern.“

„Und die Arbeiten der Offiziere, welche jährlich Urlaub in die böhmischen Bäder erhalten und dafür so ansehnliche Zulage empfangen, daß sie in den Stand gesetzt sind, sehr anständig zu leben?“ fragte der Premier weiter.

„Eben die hatte ich bei meinen vorhin gesprochenen Worten im Sinne,“ entgegnete Herr von Roon. „Es ist eine wahre Freude die genau detaillirten Berichte zu lesen und die Situationspläne zu sehen, von denen sie begleitet sind.“

„Wer den Krieg will, muß sich im Frieden darauf vorbereiten,“ sagte Herr von Bismark lachend, indem er den bekannten Spruch parodirte. „Und sind diese Arbeiten wirklich so schätzenswerth?“

„Unschätzbar!“ versicherte der Kriegsminister. „Die Pläne sind mit einer Genauigkeit ausgearbeitet und die begleitenden Erläuterungen mit einer Deutlichkeit und Bestimmtheit geschrieben, welche nichts zu wünschen lassen. — Ich bezweifle daher auch, daß die Offiziere des österreichischen Generalstabes auf ihrem eigenen Terrain so genau bekannt, mit allen Einzelnheiten desselben so vertraut sind, wie wir auf diesem feindlichen Gebiete.“

„Sie vergessen, mein lieber General,“ sagte Herr von Bismark mit dem Tone des Spottes, „daß Sie von dem Gebiete unseres theuren, vielgeliebten Bundesgenossen sprechen, der uns so bereitwillig seine Hilfe zu der Eroberung von Schleswig-Holstein gewährt, durch das ich unser liebes Preußen gegen Nordwesten recht hübsch abzurunden und zu einer Seemacht zu machen hoffe. — Diese ehrlichen Oesterreicher sind doch wahrhaftig recht gutmüthig und vertrauensvoll,“ fügte er lachend nach einer kurzen Pause hinzu.

„Sie werden aber fürchterlich erwachen,“ sagte der Kriegsminister, „wenn wir als Feinde auf dem uns so vertrauten Boden Böhmens stehen und sie dort den Kugelregen unserer unübertrefflichen Zündnadelgewehre gleich einem Hagelschauer auf sich niederrauschen hören.“

„Und fühlen!“ ergänzte Herr von Bismark.

„Und fühlen, versteht sich,“ stimmte der Kriegsminister bei. „Gebe nur der Himmel, daß das bald geschieht!“

„So bald,“ entgegnete der Mann des Eisens und Blutes auf den frommen Wunsch seines Collegen, „so bald es mir gelungen sein

„Meine Zeit muß das wohl erlauben," sagte Herr von Bismarck zu seinem Collegen. „Entschuldigen Euer Excellenz mich daher. — Ich werde nicht säumen, Sie an einem der nächsten Tage mit dem bekannt zu machen, was ich Ihnen für jetzt leider nicht mittheilen kann."

Der Kriegsminister verabschiedete sich, und nachdem der Premierminister sorgfältig alle Fächer seines Schreibtisches verschlossen hatte, verließ er mit eiligen Schritten das Ministerium des Aeußern, sprang in den bereitstehenden Wagen und folgte im schnellsten Laufe der Pferde dem Befehle seines königlichen Herrn und Gebieters.

VI.

Ein harmloser Künstler.

Seit einigen Wochen hielt sich in Olmütz ein durchreisender Künstler auf, ein Photograph, dem Alt und Jung, Vornehm und Gering, zuströmte, sobald seine ersten Porträts von Hand zu Hand gegangen waren.

Der Fremde, der sich Bernstein nannte, war ein Mann von feinem, abgeschliffenem Wesen, so daß man nicht zweifeln konnte, er sei häufig in den vornehmsten Kreisen eingeführt gewesen, oder wenigstens mit Personen der höchsten Stände in Berührung gekommen. Jedenfalls hatte er sich viel von deren höflichen, aber etwas kalten Manieren angewöhnt.

Er mußte in sehr gemächlichen Verhältnissen leben, denn seine reiche Garderobe war nach der neuesten Mode; seine Wäsche — dieser Prüfstein eines wahren Gentleman, von blendender Weiße und einer Leinwand, wie man sie von solcher Feinheit nur bei den ersten Cavalieren zu finden pflegt. Er speiste täglich in dem ersten Hôtel von Olmütz zu Mittag, in dem Goliath, und ließ sich mit den leckersten Speisen, den feinsten Ausländer-Weinen bedienen, ohne jemals eine Bemerkung über die Preise zu machen, welche in der harmonischesten Uebereinstimmung mit dem Namen des Hôtels standen.

Herr Bernstein schien seiner Physiognomie und seinem Namen auch jüdischer Abkunft zu sein, indeß auf seinem Passe, von der her-

zoglich anhaltinischen Polizei zu Dessau ausgestellt, war die Rubrik: „Religion" mit „katholisch" ausgefüllt und er besuchte überdies jeden Sonntag die Messe, war auch während seines Aufenthaltes in Olmütz bereits ein Mal zur Beichte gegangen. Man konnte also an seiner Religion und Religiösität nicht zweifeln.

Mehr als alle diese Umstände sprach jedoch zu seinen Gunsten, daß er Zutritt zu vielen vornehmen Häusern, dem Herrn Erzbischof hatte, und sogar, wie die Neuigkeitskrämer, die Alles auszukundschaften wissen, mit voller Bestimmtheit versicherten, von einem in Preußen lebenden Verwandten des Herrn Erzbischofs an diesen ein sehr warmes Empfehlungsschreiben mitgebracht haben sollte.

Nachdem der Künstler einige Tage in dem Goliath gewohnt und während dieser Zeit verschiedene Ausflüge in der Umgegend von Olmütz gemacht hatte, dachte er endlich daran, seine Kunst auszuüben, wozu er inzwischen die polizeiliche Erlaubniß erhalten hatte.

Er miethete zu diesem Zwecke zwei elegante Zimmer bei einer Familie, die am Oberring wohnte, dieser schönsten, vornehmsten, daher aber auch theuersten Gegend von Olmütz. Er sagte gleich bei seinem Eintritte, daß es ihm auf den Preis durchaus nicht ankäme, und so wurde man dann ohne besondere Schwierigkeiten handelseinig, obgleich die Familie für gewöhnlich nur das eine Zimmer zu vermieten, das andere aber selbst zu benützen pflegte.

Sobald Herr Bernstein sein Atelier in dem ersten Zimmer eingerichtet hatte, von wo ihm die Aussicht auf den schönen Springbrunnen, diese Zierde von Olmütz, vorzüglich aber des Oberrings, so wie auf die herrliche, 114 Fuß hohe Dreifaltigkeitssäule, das Meisterwerk von Donner, besonders erfreulich war, wie er seiner Wirthin versicherte, — sobald sein Atelier eingerichtet war, sagen wir, erließ er in der Olmützer Zeitung eine Anzeige, durch die er sich dem Publikum zu freundlicher Berücksichtigung empfahl.

Die Anzeige schmeichelte in mancher Beziehung der Eitelkeit der Bewohner und fand daher allgemeinen Beifall, obgleich Herr Bernstein dadurch den Beweis geliefert hatte, daß er in der Kunst, Reclame zu machen, nicht unbewandert sei.

Indeß: der Zweck heiligt die Mittel, wie Graf Woronski zu seinem Bruder Eduard sagte und wie wir diesen Grundsatz auch den Minister von Bismarck gegen den Minister von Roon aussprechen hörten.

Das Mittel aber bewährte sich bei Herrn Bernstein, — woraus wir freilich keineswegs auf die Heiligkeit seines Zweckes schließen wollen; denn schon am nächsten Morgen erhielt er mehrere Besuche.

Er empfing alle mit der größten Artigkeit und Zuvorkommenheit und fügte sich mit Bereitwilligkeit in jeden gegen ihn ausgesprochenen Wunsch.

Da überdies die Bilder des Herrn Bernstein wirklich ganz ausgezeichnet waren, und er sie, wo es verlangt wurde, um einen beinahe fabelhaft geringen Preis retouchirte, gewann er binnen wenigen Tagen eine große Popularität.

Diese steigerte sich besonders auch noch dadurch, daß er — bei Vornehmen und Reichen auf sehr hohe Preise haltend — beinahe oder sogar ganz umsonst arbeitete, wo er sah, daß schüchterne Liebe gern ein Bild von ihm gehabt hätte, während die Bezahlung dafür nur mit schweren Opfern würde erschwungen worden sein.

So war Herr Bernstein sehr bald eine eben so allgemein bekannte, wie beliebte Persönlichkeit für Olmütz geworden.

Und konnte dies anders sein?

Kein Bettler, selbst kein verschämter Armer ging unbeschenkt an ihm vorüber; für die Kinder hatte er beständig irgend eine Näscherei in der Tasche, oder in Ermanglung derselben einige Kupferkreuzer; — in den Kaufmannsgewölben kaufte er beinahe täglich irgend etwas ein, und wenn dies auch meistens nur Kleinigkeiten waren, so gewannen die Käufe dadurch um so höheren Werth, daß sie meistens Tändeleien betrafen, die dem Käufer ganz unnütz waren, und die er daher, um sich bei seinem künstlerischen Wanderleben nicht mit unnützem Ballast beladen zu müssen, in der Regel schon nach wenigen Tagen wieder verschenkte, wozu es ihm an Abnehmern, besonders aber an Abnehmerinnen nicht fehlte.

Herr Bernstein war deshalb auch bei dem schönen Geschlechte ganz besonders beliebt und man darf sich darüber nicht wundern, denn seine Freigiebigkeit wurde noch dadurch unterstützt, daß man ihm ein sehr angenehmes Aeußere nicht absprechen konnte, wenn er auch nicht eben Anspruch auf die Bezeichnung eines schönen Mannes machen konnte.

Es ist allgemein bekannt, daß in der Regel alle Menschen beliebt sind, welche viel Geld ausgeben, ohne Schulden zu machen, und da nun Herr Bernstein Alles baar bezahlte, und zwar in Silber ohne es mit der Herausgabe des Agios sehr genau zu nehmen, war

er schon aus diesem Grunde beliebt; seine Beliebtheit steigerte sich aber noch wesentlich dadurch, daß die sämmtlichen hochwürdigen Herren des hohen Domkapitels sich von ihm hatten photographiren lassen, und — ganz besonders — daß er sehr häufig von dem Herrn Erzbischofe empfangen wurde, der sich dann gewöhnlich längere Zeit mit ihm vertraulich unterhielt, während er allerhand Gegenstände in den erzbischöflichen Gemächern photographirte, denn der hohe Herr war seit der Bekanntschaft mit dem Photographen von einer wahren Leidenschaft für die Photographie befallen worden; der Künstler durfte nie ohne seinen Apparat kommen, und ein bisher nur wenig benütztes Kabinet mit leeren Wänden war eigens dazu bestimmt worden, die verschiedenen Photographien Bernsteins in allen Dimensionen aufgenommen, und in theils zierliche, theils elegante Rahmen eingefaßt, rings umher aufgehängt zu sehen.

Erregte nun nach dem bisher Gesagten der junge, artige und uneigennützige Photograph allgemeines Wohlgefallen sowohl durch seine künstlerischen Leistungen, wie durch seinen persönlichen Umgang, so fühlten sich doch einige Personen, und namentlich die vornehmeren Herren und Damen, dadurch verletzt und mitunter sogar beleidigt, daß er oft für Niemand zu sprechen war, obgleich seine Wirthin, von den Besuchern gedrängt, nicht in Abrede stellte, daß er in seinem Zimmer sei.

Aufmerksamere Beobachter würden bemerkt haben, daß diese entschiedene Zurückweisung aller Kunden jede Woche regelmäßig zwei Mal Statt fand, und wer durch das Schlüsselloch hätte blicken können, der würde ihn mit emsigem Briefschreiben beschäftigt gesehen haben.

Noch eine andere Eigenthümlichkeit, um nicht zu sagen, Sonderbarkeit, des Herrn Bernstein war, daß er beinahe alle Punkte der nächsten Umgebung von Olmütz photographisch aufnahm, so wenig malerisch oder künstlerisch-interessant dieselben auch zum größten Theile waren.

Er schien für dergleichen landschaftliche Bilder aber eine besondere Vorliebe zu haben, denn der Auslagekasten, der neben der Eingangsthür seines Hauses hing, war damit angefüllt; und wer eine ganze Gallerie davon nahm, dem ließ er die zierlichen kleinen Bildchen um einen wahren Spottpreis. Sie waren daher auch bald allgemein gesucht, denn Jedermann wollte die ganze Umgebung von Olmütz in seiner Stube aufgehängt haben, um sich so gewissermaßen ohne Mühe und Anstrengung in der freien Natur ergehen zu können.

Auf diese Weise hatte Herr Bernstein, der allgemein als ein Muster der Solidität galt, weil er nie nach eilf Uhr Abends zu Haus kam und jede Mädchenbekanntschaft zu vermeiden schien, sich in Olmütz förmlich eingebürgert, und Viele würden es gern gesehen haben, hätte er die Festung zu seinem dauernden Aufenthalte gewählt. Da trug sich eines Tages ein Ereigniß zu, welches großes Aufsehen machte und den Photographen beinahe unrettbar zu Grunde gerichtet hätte.

Als er nämlich von einem seiner Ausflüge in die Umgegend zurückkehrte, sagte ihm seine Wirthin mit ernster Miene und forschendem Blicke, während seiner Abwesenheit hätte ein junges, sehr hübsches Mädchen, ihrem Dialecte nach wahrscheinlich eine Landsmännin von ihm, mehrmals, mit allen Zeichen heftiger Aufregung, nach ihm gefragt, und auf die Antwort, daß er noch immer nicht nach Haus gekommen sei, verlangt, in seinem Zimmer auf ihn zu warten.

Das hätte sie natürlich verweigert, sagte die Wirthin, und darauf wäre das Mädchen unter heftigen Verwünschungen fortgegangen mit der lauten Aeußerung:

„Und wenn der Herr Lieutenant sich auch noch so hartnäckig vor mir verläugnen läßt, werde ich ihn doch zu finden wissen, nun ich einmal seinen Aufenthaltsort entdeckt habe. — Bestellen Sie ihm einstweilen einen freundlichen Gruß von Bertha Kleinert; dann wird er schon wissen, woran er sich zu halten hat — der saubere Herr Lieutenant!“

Bei den ersten Mittheilungen der Frau, die offenbar durch das auffallende Erscheinen und Benehmen des fremden Mädchens argwöhnisch gegen ihren Zimmerherrn geworden war, und ihn daher scharf fixirte, schien Herr Bernstein in einige Verlegenheit zu gerathen; bald aber war davon jede Spur verschwunden, und als er zuletzt den Namen des Mädchens und die von demselben ausgestoßenen Worte vernahm, lächelte er mit dem Ausdrucke der vollkommensten Gleichgültigkeit und sagte ruhig:

„Liebe gnädige Frau, das Mädchen muß durch eine Gleichheit des Namens getäuscht worden sein, denn der Name Bertha Kleinert ist mir vollkommen fremd und ich habe nie in meinem Leben die Ehre gehabt, Lieutenant zu sein. — Wenn das Mädchen wieder kömmt, haben Sie daher nur die Güte, sie zu mir einzulassen; sie wird sich dann schnell von ihrem Irrthum überzeugen.“

Mit einem höflichen Gruße gegen seine Hausfrau begab Bern-

stein sich auf sein Zimmer. Indeß war er innerlich keineswegs so ruhig, als er sich äußerlich mit großer Selbstüberwindung zu zeigen vermocht hatte.

Kaum war die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen, als er mit heftigen Schritten und allen Zeichen gewaltiger Aufregung in dem Gemache auf und niederging.

„Verwünschte Geschichte!“ brummte er in den Bart. „Wie Bertha es erfahren haben mag, daß ich hier bin? — Ihr Besuch kann die bösesten Folgen haben! — Ein wahres Glück nur, daß sie meinen wahren Namen noch nicht genannt zu haben scheint, denn das würde Alles verderben und meine glänzenden Aussichten vernichten! — Ich muß um jeden Preis verhindern, daß sie Skandal macht und sie dahin bringen, daß sie erklärt, sich geirrt zu haben und augenblicklich wieder abreist. — Aber wie fange ich das an? — Zum Glück bin ich reichlich mit Geld versehen, und die gute Bertha ist für Geschenke, für Putzgegenstände besonders, nicht unzugänglich; ich hoffe daher, mit ihr fertig zu werden.“

So weit war er in seinem Selbstgespräche gekommen, als an die Thüre geklopft wurde, und gleich darauf, ohne das „Herein!“ abzuwarten, die schöne Bertha Kleinert, deren Gesicht jetzt aber finster und zornig war, auf der Schwelle erschien, die sie sogleich hastig überschritt, die Thür hinter sich zuwerfend.

In eben dem Augenblick hatte Bernstein auch schon seinen Entschluß gefaßt.

Noch ehe das Mädchen ein Wort hervorzubringen vermochte, sprang er auf sie zu, packte sie mit der einen Hand an der Gurgel, die er ihr heftig zuschnürte, ergriff mit der andern ein dolchartiges Messer, das auf seinem Arbeitstische lag, und flüsterte ihr halblaut, mit den Tönen unterdrückter Wuth zu:

„Unglückliche, kein lautes Wort, oder Du bist des Todes!“

Dabei funkelten seine Augen so unheimlich, daß das erschrockene Mädchen einsah, wenn sie ihn jetzt noch reizte, wäre er im Stande, seine Drohung auszuführen.

So schnell und unerwartet auch sein Angriff erfolgt war, hatte er Bertha indeß dennoch nicht verhindern können, einen gellenden Angstschrei auszustoßen. Jetzt aber war sie leichenblaß, zitterte heftig und keuchte aus der zusammengepreßten Kehle hervor:

„Gnade, Albert! Gnade! Ich will ja Alles thun, was Du verlangst!“

Neugierig, wie die Weiber sind, war Bernsteins Wirthin, sobald sie das fremde Mädchen zu ihrem Zimmerherrn hineingelassen hatte, zu der Verbindungsthür zwischen ihrem Zimmer und dem ihres Miethherrn geschlichen, an die sie lauschend ihr Ohr legte. Sie hörte daher den lauten Angstschrei Berthas und dadurch gespannt, horchte sie nur noch aufmerksamer.

Als danach Alles einige Secunden lang still blieb, stieg der fürchterliche Verdacht in ihr auf, Bernstein hätte das Mädchen ermordet. Dieser Verdacht schwand zwar schnell wieder, als sie leises Geflüster vernahm, aber das Alles sagte ihr, daß in dem anstoßenden Zimmer irgend etwas Ungewöhnliches vorgegangen sei und vielleicht noch vorgehe.

Sie war daher sorgfältig bemüht, die Worte des Geflüsters zu verstehen, aber so sehr sie auch ihr Gehör anstrengte, wurde ihr aus den einzelnen Sylben, die sie dann und wann deutlich vernahm, von dem Inhalte des Gespräches nichts klar. Nur so viel schien sie nach und nach nicht bezweifeln zu können, daß die Unterhaltung immer freundschaftlicher wurde, und zuletzt glaubte sie sogar den verdächtigen Schall einiger Küsse zu vernehmen.

Sie hatte sich darin auch wirklich nicht getäuscht, und wir, die wir Kraft unseres Privilegiums, unsichtbare Zuhörer waren, wollen unseren Lesern erzählen, wie es kam, daß der Mordanfall, mit welchem das Zusammentreffen anfing, zu einer so friedfertigen und sogar zärtlichen Lösung führte.

Als Bertha, wie wir hörten, um Gnade flehte, sagte Bernstein, der fortwährend mit gedämpfter Stimme sprach, und sie dadurch stillschweigend aufforderte, seinem Beispiele zu folgen:

„Wenn Du vernünftig sein willst, mein Mädchen, so füge ich Dir kein Leid zu, und Du sollst sogar mit mir sehr zufrieden sein; aber Du mußt unbedingt Alles thun, was ich von Dir verlange!"

„Ach, Albert," sagte weinend das arme schöne Kind, das sich von dem gehabten Schreck noch immer nicht erholen konnte, „wie war es denn nur möglich, daß Du mich so heimlich, so ganz ohne allen Abschied verlassen konntest, besonders da Du doch wußtest —"

Sie schlug erröthend die Augen nieder.

„Befehl meiner Vorgesetzten, Bertha, strenger Befehl. Ich werde Dir das näher auseinandersetzen können, wenn ich nach Magdeburg zurückkehre."

„Also wirst Du dahin zurückkehren?“ fragte Bertha mit freudeerfülltem Tone.

„Versteht sich, wenn auch vielleicht nur auf kurze Zeit, denn ich hoffe zuversichtlich, als Hauptmann nach Berlin in den großen Generalstab versetzt zu werden, wenn ich das, womit ich hier beauftragt bin, glücklich und zu voller Zufriedenheit Derer vollbracht habe, die mir den Auftrag ertheilten.“

„Aber was ist denn das nur?“ fragte das Mädchen. „Und wozu hast Du Dich denn für einen Photographen ausgegeben? Und weshalb hältst Du Dich hier unter dem Namen Bernstein auf?“

Diese Fragen beantwortete Der nicht, welchen wir jetzt als einen verkleideten Photographen erkannt haben, hinter dem aller Wahrscheinlichkeit nach wirklich ein Lieutenant versteckt war, wie Bertha gegen seine Wirthin herausgestoßen hatte — und zwar ein preußischer Lieutenant, da er von seiner Garnison in Magdeburg und seiner Versetzung nach Berlin sprach.

Da diese Versetzung mit einem Avancement verbunden sein sollte und dieses ihm als Belohnung des glücklichen Gelingens der Aufträge verheißen war, die er von seinen Vorgesetzten für Olmütz empfangen hatte, mußten diese Aufträge wohl sehr wichtiger Art sein; um so mehr Grund hatte daher der sogenannte Bernstein, dieselben vor Bertha geheim zu halten.

Deshalb antwortete er auf die Frage des Mädchens nur, indem er seinerseits die Gegenfrage that:

„Aber wo in Aller Welt hast Du denn das Alles erfahren, während ich das Geheimniß meines hiesigen Aufenthaltes, meiner Beschäftigung und meines Namens streng bewahrt glaubte?“

Bertha zögerte mit der Antwort und sah erröthend zu Boden.

„Du kannst es mir nicht sagen?“ rief Bernstein. „Höre, die Sache kommt mir verdächtig vor! — Ich weiß nur eine Quelle, aus der Du geschöpft haben kannst.“

Bertha faßte einen herzhaften Entschluß und sagte mit einer Art von Keckheit:

„Ich war bei dem Hauptmann von Wurmbrand, der, wie Du mir selbst mehrmals gesagt hast, Dein bester Freund ist, und bei dem ich daher etwas über Dich erfahren zu können glaubte.“

„Bei Wurmbrand? — Bei diesem ausgemachten Mädchen-

jäger, vor dem kein Frauenzimmer in ganz Magdeburg sicher ist?" fragte der falsche Bernstein. — „Höre, Du bist mir doch nicht etwa untreu geworden?"

„Nein, gewiß nicht!" sagte Bertha, und legte betheuernd die Hände auf ihren schönen vollen Busen. „Er wurde zwar zudringlich, aber ich wies ihn ganz entschieden zurück. Dabei fiel ein Brief von dem Tische; ich erkannte Deine Handschrift, und da der Hauptmann ärgerlich an das Fenster trat, benutzte ich die Gelegenheit, um unbemerkt den Brief einzustecken."

„Und durch diesen Diebstahl erfuhrst Du das Geheimniß, das Du dann auf eine Weise mißbrauchtest, welche mir alle Aussichten für die Zukunft rauben, mich in das Verderben stürzen kann?" sagte Bernstein mit drohendem Tone.

„Diebstahl?" wiederholte das arme Mädchen erschrocken. — „Und in das Verderben sollte ich Dich gestürzt haben?"

„Es ist wenigstens leicht möglich, da Du meiner Wirthin sagtest ich wäre Lieutenant, während mich hier alle Welt nur als Civilisten und Photographen kennt."

„Ach, Albert, es war ja nur meine innige Liebe zu Dir, die mich bestimmte, Dich aufzusuchen; denn der Gedanke, daß Du mich fliehen, mich im Stiche lassen wolltest, machte mich beinahe wahnsinnig. — Was soll ich denn nun nur thun, um das Unglück von Dir abzuwenden? — Sprich! — Ich will ja gern jeden Befehl befolgen, den Du mir ertheilst."

„So sprichst Du vernünftig, mein Mädchen," sagte Bernstein jetzt sehr freundlich. „Ich hoffe, daß noch nichts verdorben ist, wenn Du hernach meiner Zimmerfrau erklärst, daß Du Dich in meiner Person geirrt hast und dann noch heute wieder abreisest. — Hoffentlich hast Du weiter keine Unbesonnenheit, die mir gefährlich werden könnte, begangen, als daß Du mich gegen meine Wirthin als Lieutenant bezeichnetest," fügte er hinzu, indem er zu seinem Schreibtische ging und aus der Brieftasche einige Banknoten nahm.

Er wendete ihr dabei den Rücken und bemerkte deshalb nicht, daß sie bei seinen letzten Worten in sichtliche Verlegenheit gerieth; vielleicht eben deshalb gab sie ihm keine Antwort, wahrscheinlich, weil sie seine Hoffnung nicht zu bestätigen vermochte und doch auch seinen Zorn nicht auf's Neue reizen wollte.

„Mein gutes Mädchen," sagte Bernstein, indem er sich wieder

zu Bertha wendete, „ich kann mir denken, daß es Dir nicht leicht geworden ist, die weite Reise von Magdeburg hierher zu bestreiten und Du wirst es daher nicht übel nehmen, wenn ich Dir das Reisegeld ersetze und auch für Deine Rückreise sorge. — Da nimm!"

Bei diesen Worten übergab er ihr eine Anzahl Banknoten, welche eine viel größere Summe bildeten, als erforderlich gewesen wäre, und ohne ihr Zeit zu lassen den Dank auszusprechen, den er auf ihren Lippen schweben sah, fügte er, ihr noch einige Noten einhändigend, hinzu:

„Und hier, mein liebes Kind, noch etwas, um Dir ein Andenken aus Oesterreich mitzunehmen, einen hübschen Hut, ein Tuch, ein Kleid, oder irgend etwas dergleichen."

Das Gesicht des putzsüchtigen Mädchens strahlte vor Freude, und wieder wollte ihr Mund in Danksagungen überströmen; doch abermals drängte Bernstein die Fluth ihrer Worte zurück, führte sie zu einem Fache seines Kastens, zeigte ihr die verschiedenen Einkäufe, die er in den letzten Tagen gemacht hatte, und sagte — freilich stark von der Wahrheit abweichend:

„Da sieh den Beweis, wie ich an Dich gedacht habe. Alle diese hübschen Kleinigkeiten kaufte ich für Dich und wollte sie Dir bei meiner Rückkehr nach Magdeburg mitbringen. Da Du nun aber selbst hier bist, kannst Du sie auch schon jetzt mitnehmen und Dich einstweilen an diesen Beweisen meiner Liebe erfreuen, bis ich wieder bei Dir bin."

Bertha war entzückt über die vielen, zum Theil wirklich reizenden und ebenso reichen als eleganten Sächelchen; sie richtete gleichwohl nur einige flüchtige Blicke darauf und rief mit dem Tone aufrichtiger Rührung: „Ach, wie gut Du doch bist, mein Albert!" fiel ihm dann um den Hals und bedeckte seinen Mund mit den feurigsten Liebesküssen.

Das waren die Küsse, deren Schall das lauschende Ohr der Hauswirthin Bernsteins vernommen hatte.

Bernstein erwiederte diese Liebkosungen, wenn auch nicht mit gleichem Feuer; dann sagte er:

„Jetzt, meine Bertha, geh zu meiner Wirthin hinüber, sage ihr, daß Du Dich in meiner Person geirrt hast, und eile, Deine Einkäufe zu machen, denn mit dem nächsten Zuge, der in etwas mehr als einer Stunde abgeht, mußt Du reisen, und es ist eine weite Strecke bis hinaus zu dem Bahnhofe."

„Ich kann gleich fahren," sagte Bertha. „Diese allerliebsten Geschenke sind mir Andenken genug an Olmütz, und mir liegt jetzt

nur Alles daran, die Gefahren abzuwenden, die mein längeres Verweilen für Dich haben könnte, wie Du meinst."

Sie eilte darauf zu der Wirthin Bernsteins hinüber, ihr die Erklärung zu geben, welche ihr Geliebter von ihr verlangt hatte, kehrte zurück, nahm die Sachen, welche Bernstein inzwischen zusammengepackt hatte, in Empfang, ging nach dem Gasthause, in welchem sie vor einigen Stunden eingekehrt war, wo deshalb auch noch Niemand ihren Namen und Stand kannte, ließ sich nur so viel Zeit, ihre kleine Rechnung zu bezahlen und ihr geringes Reisegepäck zu empfangen und fuhr dann ohne Säumen nach dem Bahnhof hinaus.

Dort trat ihr Bernstein bereits entgegen und überreichte ihr das Fahrbillet, das er für sie gelöst hatte.

Zwar hätte er gern ein abermaliges Zusammentreffen mit dem Mädchen vermieden, aber er wollte sich von dessen wirklicher Abreise überzeugen, obgleich er eine gewisse Scheu davor empfand, sich öffentlich mit Bertha zu zeigen, wäre es auch nur für einige Minuten.

Er glaubte sich dadurch einer geringeren Gefahr auszusetzen, als die gewesen wäre, wenn Bertha mit ihrer Abreise — vielleicht von seiner Aufrichtigkeit noch nicht ganz überzeugt, oder gar von Eifersucht ergriffen, — einige Tage länger in Olmütz geblieben wäre.

Wie sehr er sich bei dieser Voraussetzung täuschte und wie folgenschwer dieser Besuch Bertha Kleinerts, sowie sein Zusammentreffen mit ihr auf dem Bahnhofe, für ihn und andere Personen werden sollte, davon hatte er freilich keine Ahnung, als er ihr den Abschiedsgruß in den dahinbrausenden Waggon zuwinkte. Nur zu bald sollte er davon wenigstens eine Ahnung bekommen; unsere Leser aber werden sich überzeugen, daß wir guten Grund hatten, diesen Besuch Berthas bei dem Photographen Bernstein folgenschwer zu nennen, und deshalb ausführlicher in allen seinen Details zu erzählen, als es dem Anschein nach nöthig oder gerechtfertigt gewesen wäre.

VII.

Eine geheime Gesellschaft.

Wir müssen jetzt Deutschland verlassen und uns nach Italien wenden; denn auch dort wurden einige Maschen des Netzes geschürzt, mit welchen Herr von Bismark, wie er sich gegen seinen Kollegen Roon rühmte, das arglose, seinem Verbündeten vertrauensvoll nach Schleswig-Holstein folgende Oesterreich heimlich und tückisch zu umgarnen schon seit längerer Zeit beschäftigt war.

In einer der vielen schmalen und finstern Wassergäßchen Venedigs, von denen die Lagunenstadt nach allen Richtungen wie ein unentwirrbares Labyrinth durchschnitten wird, und in die nur dann ein Lichtstrahl fällt, wenn die Sonne ihre versengend heißen Strahlen senkrecht in den schmalen Spalt sendet, stand ein nicht ganz kleines, aber unansehnliches und halb verfallenes Haus, auf welches die Polizei schon seit längerer Zeit ihr besonderes Augenmerk richtete, denn es galt als ein geheimer Zusammenkunftsort der Unzufriedenen, welche unablässig an der Losreißung Venedigs von der österreichischen Monarchie und an seiner Vereinigung mit dem Königreiche Italien arbeiteten.

Seine Lage machte das Haus dazu ganz besonders geeignet, denn auf der einen Seite nicht weit entfernt von dem Ausgange des Canal Grande in den Canal der Giudecca, der St. Georgsinsel grade gegenüber, also in nur geringer Entfernung von dem berühmten Platze des heiligen Markus, — auf der andern ziemlich nahe der Rialto-Brücke, also in leichter Verbindung mit den beiden Hauptpunkten des geringen Festlandes der Stadt Venedig — wenn man bei dieser überhaupt von Festland sprechen darf, — lag es so ziemlich in der Mitte der belebten Stadt, eine leichte Verbindung mit diesen beiden Punkten gewährend, und doch auch einsam und entfernt genug, um in dem Straßen- und Häusergewirre zu verschwinden, zumal es sowohl auf der Vorder- als auf der Rückseite einen Ausgang nach einem der kleinsten Sackkanäle hatte. Der eine dieser Auswege, dem Canal Grande zunächst gelegen, war sogar seit längerer Zeit vergessen und daher so geheim, daß nur die allergenauesten Freunde des Besitzers

ihn kannten, der den Gebrauch desselben für gewöhnlich nicht gestattete, sondern für die Nothwendigkeit einer Flucht vorbehielt.

Das Aeußere dieses Hauses hatte durchaus nichts Verdächtiges und eigentlich konnte man dies auch nicht von den wenigen Bewohnern sagen, die es für gewöhnlich beherbergte.

Diese bestanden aus nicht mehr als fünf Personen; und zwar dem sechzig Jahre alten Pietro Bacchini, welcher das Geschäft eines Weinschänkers betrieb. Dies konnte ihn aber unmöglich ernähren, denn außer einigen Verdächtigen, verdächtig nicht sowohl durch ihren Lebenswandel, als durch ihre politischen Gesinnungen, und die man beinahe täglich bei dem alten Bacchini ein- und ausgehen sah, verirrte sich nur selten ein Gast zu ihm; wem aber das Unglück ein Mal begegnete, der ließ sich den Besuch gewiß zur Warnung dienen und kam sicher nicht zum zweiten Male.

Wir nannten den Besuch der Weinschänke Bacchinis ein Unglück und wir halten uns zu diesem Ausdrucke für berechtigt, denn der Wein, welchen der Alte den Gästen vorsetzte, war so entsetzlich sauer und herbe zugleich, daß man ihn eher für ein giftiges Gebräu, wie für wirklichen Rebensaft halten konnte; er verursachte auch nicht selten gewaltiges Bauchgrimmen und dabei verlangte der alte Schelm, dem mehr daran zu liegen schien, Gäste abzuschrecken, als anzulocken, dafür einen wahrhaft heidenmäßigen Preis.

Wehe aber Dem, der sich geweigert hätte, diesen Preis zu bezahlen, denn seiner sechzig Jahre ungeachtet hatte der alte Bacchini noch sehr kräftige und derbe Fäuste, und nicht rathsam wäre es gewesen, mit denselben auf eine feindliche Weise in zu nahe Berührung zu kommen; das würde aber bei fortgesetzter Zahlungsverweigerung unfehlbar sehr schnell geschehen sein.

Die Frau Bacchinis, Antonina, um etwa zehn Jahre jünger wie er, war die zweite Hausbewohnerin. Sie war häßlich, wie die meisten Italienerinnen es in ihrem Alter sind, und vielleicht eben dieser Häßlichkeit wegen und bei der Erinnerung der ausgezeichneten Schönheit, deren sie sich in ihrer Jugend erfreute, so mürrisch, daß selbst ihr eigener Mann es scheute, näher mit ihr in Berührung zu kommen, oder mehr Worte mit ihr zu wechseln, als der tägliche häusliche Verkehr nöthig machte.

Eben so häßlich und brummig wie die Mutter war, eben so liebreizend und freundlich war die Tochter, die sechzehnjährige Isa-

bella, welche Jeder, der sie kannte, bedauerte, daß sie in der Einsamkeit des finstern Hauses unter der Tyrannei einer solchen Xantippe verkümmerte. Denn außer dem Gange, den sie jeden Sonntag an der Seite ihrer Mutter zur Kirche machen mußte, durfte sie das Haus niemals verlassen, und die liebliche, eben in ihrer schönsten Frische und Pracht der Knospe entquollene Blume entbehrte des Sonnenlichtes, dieses unentbehrlichen Lebenselementes aller Blumen.

Ihre Wangen zeigten daher auch nicht jene Frische und Röthe welche bei ihrem jugendlichen Alter so natürlich gewesen wären, ihre Augen hatten einen trüben, matten Schimmer, und die Haltung ihres schlanken und dennoch üppig gerundeten Körpers verrieth etwas Schmachtendes, um nicht zu sagen, etwas Hinwelkendes.

Wer sie so sah, der konnte glauben, sie leide an Liebesgram; aber wie hätte der bei Isabella entstehen können? Sie sah ja junge Männer nie anders, als in der Kirche, und auch hier nur ganz verstohlen, denn ihre strenge Mutter litt nicht, daß sie die Augen aufschlagen durfte, und gesprochen hatte sie seit Jahren mit keinem Manne, außer mit ihrem Vater; denn wenn diesen seine gerngesehenen Gäste besuchten, mußte Isabella in ihrem Zimmer bleiben, und das alte Ehepaar besorgte selbst die Bedienung.

Die Familie Vacchini wohnte in dem Erdgeschosse; der zweite Stock des erwähnten Hauses stand schon seit Jahren leer, wie so viele Wohnungen in dem einst so glänzenden, so dichtbevölkerten Venedig.

Den dritten Stock endlich hatte ein Mann von mittleren Jahren inne, dessen alte Mutter so krank war, daß sie das Bett nie verlassen konnte.

Dieser vierte Hausbewohner war bei der Polizei als Doctor Bondini, aus Turin, angegeben, und wegen dieses verdächtigen Geburtsortes anfangs scharf beobachtet worden; aber er hatte sich während seines vier- oder fünfjährigen Aufenthaltes in Venedig so ruhig und sogar musterhaft verhalten, daß die Ueberwachung seines Thuns vollständig eingeschlafen war. Um seine kranke Mutter bekümmerte sich selbstverständlich Niemand, und als vor schon längerer Zeit ein Polizeiagent ihr Zimmer betrat, wurde er durch das Stöhnen der im Bette liegenden Alten und den Anblick der vielen herumstehenden Medizinflaschen und Schachteln von solchem Schrecken ergriffen, daß er eiligst das Krankenzimmer verließ und nach der Beschreibung, die er davon

machte, verging seinen sämmtlichen Kollegen die Lust, dasselbe jemals auch nur mit einem Fuße zu betreten.

Der Doctor Bondini besaß auch noch eine Eigenschaft, die in den Augen einer jeden gut organisirten Polizei sehr vortheilhaft für ihren Besitzer ist. Er verließ nämlich nur sehr selten das Haus, besuchte nie irgend einen öffentlichen Ort und führte so gut wie gar keine Correspondenz. Die einzigen Sendungen die er erhielt, bestanden in medizinischen Büchern; das war aber bei einem Arzte doch sicher nichts Verdächtiges; — so meinte die Polizei — wenn auch freilich in diesem Falle sehr mit Unrecht, wie wir seinerzeit sehen werden.

Obgleich das Haus Bacchinis von Leuten besucht wurde, die man als Unzufriedene kannte und daher, wie wir bereits erwähnten, scharf beaufsichtigte, fiel doch auf den Doctor Bondini kein Verdacht, denn man hatte nie bemerkt, daß er mit den Gästen des Hauses Umgang hielt, oder auch nur in das Erdgeschoß hinabkam, wenn einer derselben in dem Gastzimmer war.

Die sonst so kluge und scharfsichtige Polizei hatte sich aber diesmal durch den pfiffigen Italiener hinter das Licht führen lassen, denn der scheinbar so unschuldige Doctor Bondini war einer der thätigsten von allen Oesterreich feindlichen Agenten, der eigentliche Mittelpunkt der ganzen italienischen Agitation in Venetien, dennoch aber nur den Vertrautesten und Eingeweihtesten als solcher überhaupt, und noch Wenigeren persönlich bekannt; denn nach dem Muster der ehemaligen heiligen Vehme auf dem westphälischen Boden der rothen Erde, — theilweise auch nach dem Beispiele der Carbonari in Italien selbst, durften — vielleicht noch bis zu der allerneuesten Zeit, — die Mitglieder des Bundes, welcher die Losreißung von Oesterreich und die Vernichtung der weltlichen Herrschaft des Papstes anstrebte, sich untereinander nicht kennen und mußten einem unsichtbaren Oberhaupte blindlings gehorchen.

Wir sind nicht hinreichend eingeweiht in die Statuten dieser zwar in ihren Wirkungen öffentlich genug auftretenden, ihrem Wesen nach aber jedenfalls geheimen Verbindung; — wir sind überhaupt Feind eines jeden solchen Wirkens im Dunkeln, und glauben, daß jede berechtigte Forderung mit offenem Gesicht, den Kopf stolz emporgetragen, und auf Recht und Gesetz sich stützend, einhergehen soll; — aber wir können es nicht in Abrede stellen, daß die italienische Agitation die tiefste Heimlichkeit vorzog, und daß namentlich der Doctor

Bondini sie für eine unerläßliche Bedingung für das Gelingen seiner Pläne hielt.

Und man mußte ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dabei mit einer bewunderungswürdigen Klugheit verfahren war, denn die venetianische Polizei hatte, so ausgezeichnet sie auch genannt werden mußte, bisher zwar Verdacht auf das Haus Pietro Bacchinis geworfen, aber von dem geheimnißvollen Treiben, welches wirklich in demselben stattfand, schien sie keine Ahnung zu haben, sonst würde sie unfehlbar kräftig eingeschritten sein, und sie hätte dann oft in diesem scheinbar so öden, menschenleeren, häufig aber zahlreich bevölkerten Hause einen sehr wichtigen Fang thun können. Denn nicht selten fand in dem unbewohnten zweiten Stockwerke eine Versammlung von sechzig, achtzig, zuweilen sogar hundert Männern statt; aber es wurde kein Licht angezündet, aus dem doppelten Grunde, um durch die ungewöhnliche Beleuchtung bei der Polizei, deren Beobachtungen man kannte, keine Aufmerksamkeit zu erregen, zugleich aber auch, um die Mitglieder der Versammlung über einander in völliger Unkenntniß zu lassen.

Auch die kranke Mutter des Doctors, die einem der Polizeiagenten eine solche Scheu eingeflößt hatte, daß seine Collegen nach seiner Erzählung ihr Zimmer gleich dem einer Pestkranken mieden, wäre ein würdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen, denn wenn sie sich aus ihren grauen Locken, ihrer flatternden Spitzenhaube, ihren Umschlägen und Pflastern entpuppte, kam sie als ein ganz allerliebstes junges Mädchen zum Vorschein, welches dem Doctor Bondini sehr nahe stand, ob als Schwester, als eine etwas entferntere Verwandte, oder gar als seine Geliebte, wollen wir unentschieden lassen.

So viel aber können wir mit authentischer Gewißheit versichern, daß sie bei dem Doctor das Amt eines Secretärs verrichtete und beinahe den ganzen Tag mit dem Copiren von Briefen und allerhand anderen Schreibereien beschäftigt war.

Wir wollen unsere Verrätherei, jetzt wo sie nicht mehr als eine verächtliche Denunciation erscheinen kann, sogar so weit ausdehnen, daß wir sagen, die Polizei würde bei einer wirklich genauen Durchsuchung des Zimmers in einigen der Medizinflaschen und Pillenschachteln Stoffe gefunden haben, die durchaus nicht gesundheitfördernd, sondern vielmehr in ihrer Nachwirkung sehr verderbenbringend hätten sein können.

Nach dieser verrätherischen Mittheilung war die junge, schöne,

geistreiche, Witz und Leben sprühende Isolde schon an und für sich eine sehr gefährliche Person, werth, die ganze Aufmerksamkeit der Polizei zu erregen, und die Entdeckung ihrer Verwandlung aus einem reizenden jungen Mädchen in ein abschreckendes altes Weib zu lohnen.

Diese Verwandlung ging übrigens mit überraschender, beinahe zauberhafter Schnelligkeit vor sich, sobald der Doctor Bondini, der in dem ersten Zimmer hinter der Eingangsthür sein Arbeitscabinet aufgeschlagen hatte, durch einen verborgenen Draht telegraphenartig das verabredete Zeichen gab.

Mit wunderbarer Gewandtheit beseitigte Isolde dann die Schreiberei, mit der sie eben beschäftigt war, warf den kunstvoll arrangirten Kopfputz über, der ihre reizende Jugend wie mit einem Zauberschlage in abschreckendes Alter verwandelte, sprang in das Bett, hüllte sich bis an die Nasenspitze in die Decken und stieß die stöhnenden Klagelaute aus, die den Agenten der Polizei in die Flucht getrieben hatten.

Diese Flucht in das Bett war aber nicht nur nöthig, um ihre Person zu verbergen, sondern auch, um als tapfere Garnison eine Festung von der höchsten Wichtigkeit zu vertheidigen.

Denn — und hier müssen wir uns der größten Verrätherei schuldig machen — das Krankenbett der alten Mutter bildete und verdeckte den geheimen Eingang zu dem Nachbarhause, durch welches die Unzufriedenen, die wir mit Fug und Recht Verschworene nennen dürfen, aus und eingehen konnten, ohne Verdacht zu erregen, denn das Haus war sehr groß, war verhältnißmäßig für Venedig stark bevölkert und hatte zahlreiche Miethparteien aller Stände.

Auch das war eine Veranstaltung der Verschworenen, für welche dieser Umstand einen deckenden Schild bot.

An einem stürmischen Herbstabend des Jahres 1865 war wieder eine Versammlung nach dem Hause des alten Bacchini berufen, und da sie zahlreicher werden sollte, als die meisten vorangehenden, trafen die Mitglieder schon seit einigen Stunden vereinzelt ein, denn es mußte alle Vorsicht angewendet werden, um keine Aufmerksamkeit bei der Polizei zu erwecken, welche das Haus Bacchini's Tag und Nacht nicht aus dem Auge ließ, wie man bestimmt wußte, wenn auch die Diener und Gehilfen der Polizei sich nicht immer sichtbar machten.

Zu dem Weinhändler traten daher nur Die ein, welche so gravirt waren, daß sie jeden Augenblick auf ihre Verhaftung gefaßt sein mußten; alle Uebrigen gingen durch das Nachbarhaus, und die Bett-

Thür Isoldens blieb auf ihren verborgenen Rollen in einer fortwährenden Bewegung des Oeffnens und Schließens.

Endlich war die Versammlung vollzählig und der Doctor Bondini eröffnete, von dichter Finsterniß umgeben, die Sitzung, indem er einen Bericht über die Begebenheiten erstattete, die sich seit der letzten Versammlung zugetragen hatten, so wie über die Schritte, die von den Brüdern gethan worden waren, der Erreichung ihres Zieles näher zu rücken.

Seine Angaben lauteten sehr günstig und wurden alle mit einem leisen Murmeln des Beifalls aufgenommen, der in lauten Jubel ausgebrochen sein würde, hätten sie nicht das Beisammensein so vieler Menschen in diesen unbewohnten Räumen geheim halten müssen.

Bondini erklärte, die allerbestimmtesten Nachrichten empfangen zu haben, daß die Franzosen den Vertrag halten und Rom zu der bestimmten Frist räumen würden.

„Dann aber," fuhr er mit begeisterter Stimme fort, „wird das Volk die Reformen vornehmen, die es seit so langer Zeit fordert, die päpstliche Regierung aber trotz aller Ermahnungen Frankreichs so hartnäckig verweigert, und wehe Jedem, der sich dann den gerechten Forderungen des Volkes zu widersetzen wagt!"

„Und die Befreiung Venedigs?" fragte eine Stimme. „Wie lange wird die noch auf sich warten lassen?"

„Nicht lange mehr, mein Bruder," entgegnete Bondini. „Es bereiten sich in Florenz höchst wichtige Dinge vor, die — so Gott will — schon in kurzer Zeit die Erfüllung unserer Wünsche im Gefolge haben werden."

„Und was sind das für Dinge?" fragte eine andere Stimme als die, welche vorhin ertönt war.

„Sie müssen für den Augenblick noch in das strengste Geheimniß gehüllt bleiben," sagte Bondini.

„Auch für uns?" fragten mehrere Lippen zugleich.

„Auch für Euch, meine Brüder!"

Es erhob sich ein leises, aber dennoch drohendes Gemurmel des Unwillens in der Versammlung.

Bondini schien von dem heißen Blute seiner Landsleute einen heftigen Ausbruch zu fürchten, denn er beeilte sich, in begütigendem Tone zu sagen:

„Geduld, meine Brüder; nur noch eine ganz kurze Zeit Geduld, und

Ihr werdet Alles erfahren. Ich hoffte Euch, schon heute die eben so wichtige als erfreuliche Mittheilung machen zu können, und berief Euch sogar in dieser Voraussetzung zu der heutigen Versammlung, aber die erwartete Nachricht blieb leider aus. Ich kann Euch daher noch keine Kunde geben, denn für den Augenblick ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß sich auch nicht das leiseste Gerücht dessen verbreite, was im Werke ist, dadurch könnte aber die ganze Sache scheitern. Nur so viel darf ich Euch schon jetzt sagen, daß das verhaßte Oesterreich binnen Kurzem zwischen zwei Feuer genommen wird und daß ihm dadurch die Lust und die Macht benommen werden soll, nur noch einen Unterthanen italienischer Zunge unter seinem Scepter zu behalten."

Während Bondini der Versammlung diese beruhigende Zusicherung gab, vernahm Isolde, welche an dem Krankenbette die Pförtnerin gemacht hatte, jetzt aber ihres Amtes enthoben zu sein glaubte, und deshalb ihre Schreibereien vornehmen wollte, das Zeichen, durch welches die Eingeweihten Einlaß begehrten. Verwundert, daß jetzt noch ein Verspäteter sich einfand, ließ sie die Feder spielen, das Bett rollte zur Seite und durch die niedere Oeffnung kroch mit sichtlicher Hast ein Mann herein.

Als er sich aufgerichtet hatte, erkannte ihn Isolde, und mit freudigem Ausdruck sagte sie:

„Du kommst doch noch? — Bondini hatte schon darauf verzichtet, Dich heute noch zu sehen. — Was bringst Du für Nachrichten?"

„Gute!" rief er, „doch halte mich jetzt nicht auf, denn ich muß augenblicklich Bondini sprechen. — Sind Alle beisammen?"

„Vollzähliger wie seit langer Zeit!" versicherte das schöne Mädchen. „Bondini hat soeben die Sitzung eröffnet."

„Dann muß ich hinab!" sagte der Fremde, eilte an dem Mädchen vorüber und verfolgte, der Dunkelheit ungeachtet, mit raschen und sicheren Schritten den ihm vertrauten Weg nach dem Versammlungssaale der Verschwornen.

Hier endete Bondini soeben die oben erwähnte Beschwichtigungs- und Ermahnungsrede, da wurde hastig die Thüre aufgerissen und der Neuangekommene rief in die Versammlung hinein:

„Triumph, meine Brüder, Triumph! — Ein seit einiger Zeit beabsichtigtes und mit der nothwendigen Heimlichkeit betriebenes Schutz- und Trutzbündniß mit dem mächtigen Preußen wurde gestern definitiv

abgeschlossen. Die Erringung unserer Freiheit ist uns daher gewiß, denn zugleich im Norden durch Preußen und im Süden durch uns angegriffen, muß Oesterreich erliegen!"

„Wird der Krieg sogleich beginnen?" fragte Bondini.

„Sollen wir uns jetzt endlich erheben?" riefen mehrere Stimmen aus der Mitte der Versammlung.

„Noch nicht," entgegnete der Bote. „Unser Verbündeter ist zwar bereits vollständig gerüstet, wir aber bedürfen noch einiger Zeit, um unsere Vorbereitungen zu beendigen, bei denen unser Alliirter uns großmüthig mit Geld und Waffen unterstützen wird. Die Ankunft dieser beiden wichtigen Gegenstände muß daher jedenfalls erst erwartet werden."

„Und soll das Bündniß so lange Geheimniß bleiben?" fragte Bondini.

„Das nicht," erwiederte der Ueberbringer der Freudenbotschaft. „Es wird verlauten, ohne offen eingestanden, am wenigsten aber in seinen einzelnen Bestimmungen veröffentlicht zu werden."

„Und wann gedenkt Preußen an Oesterreich den Krieg zu erklären?" fragte Einer.

„Wahrscheinlich gar nicht! Der König Wilhelm von Preußen, der so religiös gesinnt sein soll, wie dies bei einem Ketzer möglich ist, legt ein großes Gewicht auf die öffentliche Meinung; er wünscht diese für sich zu gewinnen und deshalb soll Oesterreich so lange geneckt und gekitzelt werden, bis es die Geduld verliert und den ersten Streich führt."

Bei diesen Worten durchlief ein beifälliges Lachen die Versammlung und Bondini rief:

„Klug erkannt, bei meiner Seele! — Wahrlich, dieser Bismark ist so schlau, daß er verdiente, ein Italiener zu sein!"

Wir wissen nicht, ob der Herr Graf von Bismark diese Aeußerung Bondini's für eine Schmeichelei gehalten haben würde, so viel können wir aber [illegible], daß der Italiener in seinem Nationalstolze sie wirklich [illegible].

„[illegible]" rief einer der Versammelten.

„[illegible]" [illegible] der [illegible].

„[illegible]

viele Tausende entschlossener Herzen und kräftiger Arme rechnen dürfen. Wir können uns daher nur auf das Heer Victor Emanuels stützen, und wenn dieses noch nicht hinreichend zu dem Kriege vorbereitet ist, wie unser Freund und Bruder versichert, so würden wir Oesterreich einen großen Vortheil in die Hand spielen, wenn wir ihm den Vorwand böten, den Kampf zu eröffnen. — Warten wir daher bis zu der offiziellen Kriegserklärung Preußens und Italiens an Oesterreich, während wir zugleich in's Geheim unsere Werbungen mit aller Kraft fortsetzen."

„Ja, warten wir noch kurze Zeit!" riefen mehrere Stimmen ihren Anschluß an die Meinung ihres Präsidenten aussprechend.

„Und nun, meine Brüder," schloß Bondini die Sitzung, „entfernt Euch mit der nöthigen Vorsicht, verbreitet die erfreuliche Neuigkeit unter unseren Freunden und ermahnt sie dabei zur Geduld. — Ehe wir uns trennen, stimmt aber mit mir ein in den Ruf:

„Es lebe das einige Italien! — Es lebe Victor Emanuel! — Es lebe der König von Preußen! — Es lebe Graf Bismark!"

„Es lebe das einige Italien! — Es lebe Victor Emanuel! — Es lebe der König von Preußen! — Es lebe Graf Bismark!" wiederholte die Versammlung mit nur mühsam gedämpfter Stimme.

Dann ließ die Pförtnerin Isolde die Mehrzahl der Verschworenen durch das caudinische Joch ihrer Bettpforte hinaus, von Vielen mit einem freundlich-wohlwollenden Lächeln, zuweilen sogar noch etwas vertraulicher, begrüßt, während die Gravirten sich durch die Thür der verrufenen Weinschänke des alten Bacchini entfernten.

VIII.

Ein böser Geist.

Sechs bis acht Wochen waren vergangen, seitdem Neumeister den Brief geschrieben hatte, den wir zum Schlusse unseres dritten Kapitels mittheilten, und schon hätte er viel darum gegeben, ihn nicht geschrieben zu haben.

Von Herrn Braunthal auf das Freundlichste eingeladen, ihn

so oft zu besuchen, wie er wollte, und sein Haus ganz wie das eigene zu betrachten, war er dieser Aufforderung bald und zuletzt beinahe täglich nachgekommen.

Anfangs trieben ihn dazu die unlauteren Absichten und Beweggründe an, von denen der erwähnte Brief eine Andeutung enthielt, bald aber empfand er bittere Reue über das Schreiben im Allgemeinen, besonders aber über die wegwerfenden Ausdrücke, deren er sich in Beziehung auf Margarethe bedient hatte.

Dort sprach er von ihr wie von einer leichtfertigen Dirne, deren strafbares Verhältniß mit dem Grafen Liczinski er als erwiesen betrachtete, und je besser er das Mädchen kennen lernte, desto mehr überzeugte er sich von Margarethen's unbefleckter Reinheit, ihrer strengen Tugend, ihren ehrenwerthen Grundsätzen.

Nach dem verleumderischen Geschwätze der Menge hatte er nicht daran gezweifelt, daß Graf Liczinski Hausfreund des ihm untergebenen Beamten und der anerkannte Liebhaber von dessen Tochter sei; als er selbst aber ein täglicher Gast in dem Hause geworden war, versicherte er sich auf das Bestimmteste, daß der Graf nie in dasselbe kam; begegnete derselbe aber dem schönen Mädchen zufällig auf der Straße, oder an irgend einem öffentlichen Orte, dann benahm er sich gegen Margarethe mit einer an Ehrerbietung grenzenden Achtung, und selbst der argwöhnischeste und böswilligste Beobachter hätte kein Wort, keine Miene erhaschen können, die im Stande gewesen wären, auf ein unlauteres Verhältniß hinzudeuten, geschweige denn es zu beweisen.

Neumeister gehörte zu der großen Menge jener Unglücklichen, welche jeden Glauben an weibliche Tugend verloren haben, und die darüber vergessen, daß sie eine Mutter gehabt haben, die sie durch ihren Unglauben noch im Grabe beschimpfen.

Durch den Umgang mit Margarethe kehrte aber dieser Glaube allmälig bei ihm zurück, und je mehr sich derselbe befestigte, desto mehr fühlte er sich in seinen eigenen Augen gehoben und geläutert.

Bei dem täglichen Verkehr mit dem lieblichen Geschöpfe, das eben so geistreich als gebildet, eben so natürlich als unbefangen war, konnte es nicht fehlen, daß Neumeister bald die glühendste Liebe für Margarethe empfand, doch nicht mehr jene sinnliche, begehrende Liebe, mit der er die Annäherung an sie gesucht, und deren leichte Befriedigung er gehofft hatte, sondern eine reine, wahre und daher auch

schüchterne Liebe — eine Liebe, zu der er selbst sich nach so manchen Stürmen des Lebens nicht mehr für befähigt gehalten hätte.

Noch wagte er nicht, seine Gefühle gegen Margarethe auszusprechen, aber wie hätte sie verkennen können, was sein Herz für sie empfand? Die Mädchen, und wären sie auch noch so unschuldig, besitzen in dieser Beziehung einen bewundernswürdigen Scharfsinn. Die Brust des Mannes scheint für sie von Glas zu sein.

Margarethe wußte daher, daß Neumeister sie liebte, wahr und innig liebte, — wie sie sich überzeugt hielt — und sie erwartete täglich, daß er seine Liebe auch in Worten aussprechen würde, nachdem er sie durch sein Thun, seine Blicke, schon so deutlich verrathen hatte.

Aber von einem Tage zum andern zögerte er, ihre Erwartung zu erfüllen, und wir wollen es verrathen, daß dies ihr unerklärliche Zögern sie unangenehm berührte, denn sie sehnte sie nach dem Augenblicke, wo auch sie ihm mit klaren Worten sagen könnte, daß sie seine Gefühle erwiedere.

Ihre Blicke, ihr ganzes Benehmen gegen ihn mußte ihm dies längst verrathen haben; eben deshalb aber zürnte sie ihm beinahe darüber, daß er noch immer stumm blieb.

Die instinktmäßige Scheu vor ihm, die sie im ersten Augenblicke seiner Bekanntschaft empfunden hatte, wo doch ihr Herz nur von Dankbarkeit für ihre Rettung aus so großer Gefahr hätte erfüllt sein müssen, war schon längst verschwunden und sie machte sich sogar Vorwürfe, daß sie solchen feindlichen Gefühlen gegen ihren Retter nur einen einzigen Augenblick hatte Raum geben können.

Neumeister selbst schwebte das Geständniß seiner Liebe, die Werbung um ihre Hand schon mehrmals auf den Lippen. Was das Geständniß zurück hielt, war nicht etwa, wie Margaretha vermuthete, Schüchternheit oder Zweifel an ihrer Gegenliebe; denn Schüchternheit würde er unter anderen Umständen nicht empfunden haben und an ihrer Liebe zweifelte er nicht. — Ihn hielt das Gefühl seiner Abhängigkeit von traurigen Verhältnissen zurück, der schmerzende Druck der Fesseln, in die er sich geschlagen wußte.

Allmälig aber verschwand dies peinigende Gefühl, da kein äußeres Ereigniß ihn an diese drückenden Fesseln erinnerte.

Er faßte daher den Entschluß, sich auf jede Gefahr hin zu erklären, und er benutzte die Gelegenheit einer Landparthie, die er mit Margaretha und ihrem Vater an einem wunderschönen Feiertage

gemacht hatte, um dem lieblichen Mädchen, das eben heute bei der reizendsten Laune war, sein Herz auszuschütten.

Statt aller Antwort sank Margarethe ihm in die Arme, barg das Gesicht an seiner Schulter, und drückte innig seine Hand, welche bei seiner Erklärung die ihrige erfaßt hatte.

Dies war geschehen, indem Neumeister eine kurze Abwesenheit Herrn Braunthals benützte.

Als dieser zurückkehrte, wurde ihm augenblicklich das geschlossene Herzensbündniß, mit der Bitte um seinen Segen gestanden, und er ertheilte diesen mit der innigsten Vaterfreude.

Die entstehende Liebe Neumeisters war ihm nicht entgangen; er hatte daher den jungen Mann scharf beobachtet, und Alles, was er von ihm sah und hörte, gewährte ihm die Ueberzeugung, daß er das Glück seines geliebten Kindes nicht besser sichern könnte, als durch die Verbindung mit diesem in jeder Beziehung achtbaren Manne, dessen blühendes Geschäft seiner geliebten Margarethe eine sorgenlose Zukunft sicherte.

Die drei glücklichen Menschen kehrten daher von ihrem ländlichen Ausfluge in der heitersten Stimmung nach Prag zurück.

Eben saßen sie bei ihrer einfachen Abendmahlzeit, welche durch eine Flasche Champagner gewürzt wurde, da man dem guten, alten Gebrauche nach auf die beglückende Verlobung ein Hoch ausbringen mußte, da erschien die Magd mit einer telegraphischen Depesche, die eben für Herrn Neumeister abgegeben worden war, den man, wie seine Hausfrau wußte, seit einiger Zeit jeden Abend hier zu finden gewiß sein konnte.

Neumeister schien durch das Telegramm überrascht zu sein, und wären die beiden Anwesenden argwöhnisch gewesen, so würden sie geglaubt haben, seine Hand zittere, indem er die Empfangsbestätigung unterschrieb, auf welche der Bote wartete.

Als die Magd sich mit der Bescheinigung entfernt hatte, öffnete Neumeister mit sichtlichem Zögern das Couvert und richtete die Blicke auf den Inhalt der Depesche.

Kaum aber hatte er sie gelesen, da wurde er leichenblaß, preßte, wie von Verzweiflung ergriffen, die Hand an die Stirn und rief aus ängstlich beklommener Brust und als würde die Kehle ihm zugeschnürt:

„O mein Gott — das hatte ich vergessen!“

Dann blieb er, in sich selbst zusammengesunken, wie vernichtet auf seinem Stuhle sitzen, ohne weiter ein Wort zu sagen.

„Mein Gott, was ist denn nur?“ fragte Margarethe mit dem Tone der innigsten Theilnahme und Besorgniß.

Neumeister antwortete nur durch eine abwehrende Bewegung mit der rechten Hand, indem er die linke fest auf beide Augen drückte.

Da Margarethe von ihrem Verlobten keine Antwort erhielt, ergriff sie das Telegramm, in der Hoffnung, durch dasselbe Aufschluß zu erhalten.

Neumeister that nichts, sie zurück zu halten und sie las die ihr ganz unverdächtig erscheinenden Worte:

„Sie vernachlässigen offenbar die Ihnen übertragene Arbeit. Erinnern Sie sich der Conventionalstrafe. Ablieferung spätestens binnen drei Tagen hier (die Depesche kam aus Wien) sonst —!

Bl. u. E.“

Margarethe reichte die Depesche ihrem Vater, und nachdem auch dieser sie gelesen hatte, waren Beide ganz beruhigt, nur konnten sie nicht begreifen, wie diese wenigen Worte Neumeister in solche Aufregung zu bringen vermochten.

Herr Braunthal fragte daher mit theilnehmendem Tone:

„Was ist denn das für eine Arbeit?“

„Eine außerodentlich wichtige!“ entgegnete Neumeister mit sichtlicher Verlegenheit.

„Und Sie haben dieselbe trotzdem ganz vergessen?“ fragte Herr Braunthal verwundert.

„Nein — das nicht — das heißt —“ stammelte Neumeister mit wachsender Verlegenheit, — „ich habe zwar daran gedacht — ich fing sie auch an — aber — ich fürchte, daß ich nicht fähig sein werde, sie zu Stande zu bringen; denn — die Aufgabe geht jetzt — über meine Kräfte.“

„Und ist denn die Arbeit so sehr schwer?“ fragte Herr Braunthal, während Margarethe ihren Geliebten forschend ansah und nicht wußte, wie sie sich sein ganzes Benehmen deuten sollte, zumal er es sichtlich vermied seine Blicke den ihrigen begegnen zu lassen.

„In gewisser Beziehung,“ entgegnete Neumeister, dem man ansah, daß ihm jedes Wort schwer wurde, und daß er es gern vermieden hätte, auf die ihn peinigenden Fragen zu antworten, — „in gewisser Beziehung ist sie das nicht und da ich schon — ähnliche Arbeiten gemacht hatte, die vollkommen gelungen ausgefallen waren“ — bei diesen Worten stieß er einen tiefen, schmerzlichen Seufzer aus —

wurde uns der Auftrag ertheilt, den ich auch damals ganz bereitwillig übernahm — und dem ich mich ganz gewachsen fühlte. Seitdem aber —"

Er hielt inne, sah Margarethe mit einem eigenthümlich liebevoll-schmerzlichen Blicke an und wurde im raschen Wechsel hintereinander leichenblaß und dunkelroth.

Es ließ sich nicht verkennen, daß ein furchtbarer Kampf in seinem Innern vorgehen mußte.

Als er fortwährend schwieg, fragte Herr Braunthal, um ihn zu ermuthigen, sein Herz von der drückenden Bürde, die es allem Anscheine nach belastete, zu befreien:

„Seitdem aber sind Sie über Ihre Aufgabe anderer Meinung geworden, mein lieber Neumeister?"

„Seitdem," stöhnte dieser aus tiefster Brust hervor, — „seitdem habe ich erkannt, — daß es über meine Kräfte geht, diese Arbeit auszuführen!"

„Nun, dann würde ich mich an Ihrer Stelle nicht so der Verzweiflung hingeben," sagte Margarethen's Vater; „ich würde mich in das Unvermeidliche fügen und die bedungene Conventionalstrafe zahlen."

„Nimmermehr! Nimmermehr!" schrie Neumeister. „Lieber gäbe ich mir selbst den Tod!"

„Heinrich!" sagte Margarethe mit dem Tone des Vorwurfs.

„Pfui, schämen Sie sich, einen so gottlosen Gedanken auszusprechen," rief Herr Braunthal, „einen Gedanken, der des Mannes und des Christen gleich unwürdig ist."

Neumeister wagte nicht, seiner Geliebten oder deren Vater auch nur ein Wort zu erwiedern. Er blickte finster vor sich nieder und seine Brust hob und senkte sich heftig, beinahe krampfhaft.

Nach einer Pause fragte Braunthal mit freundlich-theilnahmvoller Stimme.

„Ist denn die Conventionalstrafe so bedeutend? Und läßt sich denn gegen die Bezahlung derselben gar kein Auskunftsmittel finden?"

„Keines! Durchaus keines! — Der Contract ist zu bindend!" — versicherte Neumeister.

„Nun, dann müssen wir die Zahlung möglich zu machen suchen," sagte Braunthal. „Ich besitze zwar nicht viel, aber was ich dazu beitragen kann —"

„Sie ist ganz unerschwinglich," unterbrach ihn Neumeister beinahe heftig." Es wird mir daher wohl nichts anderes übrig bleiben, als die Arbeit, die sogar schon beinahe fertig ist, zu vollenden; denn diese unglückselige Conventionalstrafe würde meine ganze Existenz vernichten, meine Verbindung mit Margarethe für alle Zeit unmöglich machen. — Eher aber, als daß ich Dich aufgebe, mein geliebtes Leben, eher will ich Alles über mich ergehen lassen!"

Bei diesen Worten ergriff er Margarethen's Hand, zog sie an seine Lippen und drückte einen langen, innigen Kuß auf die zarten, weißen Finger.

„Nun, so vollende in Gottes Namen die schwierige Arbeit," sagte Margarethe mit innigem Tone. „Und während Du damit beschäftigt bist, denke an mich und unsere Liebe; das wird Dir die Arbeit erleichtern und die Mühe gering erscheinen lassen."

Neumeister antwortete nichts; er sah sie wieder mit dem früheren Schmerzensblicke an und preßte dabei die Hand auf das Herz, als wollte er die gewaltig hämmernden Schläge desselben zum Schweigen bringen.

Nach einer Pause des Stillschweigens, welche für alle Drei gleich peinlich zu sein schien, sagte Neumeister endlich:

„Ich hatte gehofft, den ganzen Abend in ungestörtem Glücke mit Ihnen, mein theurer, verehrter Vater, und mit Dir, meine geliebte Margarethe, beisammen bleiben zu können; nach dieser Unglücks-Depesche ist mir das aber leider nicht möglich, denn wenn ich die Arbeit, die mir jetzt unendlich schwer werden wird, binnen der bestimmten Frist in Wien abliefern soll, muß ich alle Kräfte und meinen ganzen Fleiß daran setzen. — Ich bitte daher, mich zu entschuldigen, wenn ich jetzt schon gute Nacht sage!"

„Gehen Sie mit Gott," sagte Herr Braunthal, und reichte seinem künftigen Schwiegersohne zum Abschiede die Hand.

„Dein Schutzheiliger geleite Dich, mein Heinrich, und die Engel mögen Dir bei der Arbeit zur Seite stehen, um Dir die schwierige Aufgabe zu erleichtern."

Bei den Wünschen des frommen Mädchens zuckte Neumeister unwillkürlich zusammen und eine finstere Wolke überflog sein Gesicht. Schnell aber wurde er Herr der Gefühle, die ihn zu überwältigen drohten; er zog Margarethe in seine Arme und küßte sie auf die Stirn.

Es schien, als fühlte er sich in diesem Augenblicke nicht würdig, die reinen Lippen des Mädchens mit den seinigen zu berühren.

Verwundert blickte sie zu ihm auf.

Sie hatte bestimmt erwartet, wohl auch gehofft, daß er an dem Abend ihrer Verlobung nicht ohne Abschiedskuß von ihr gehen würde; der Blick, den sie auf ihn richtete, trug daher einen Ausdruck, in welchem er einen zärtlichen Vorwurf zu lesen glaubte.

Er konnte dabei den Gedanken nicht ertragen, daß sie seine Zurückhaltung für Kälte, für Gleichgiltigkeit nehmen und sich dadurch verletzt fühlen möchte. Ueberwältigt von seinen Gefühlen umarmte er sie daher nochmals und überströmte ihren Mund mit den glühendsten Liebesküssen.

Anfangs duldete und erwiederte sie, wenn auch mit dem dunkeln Erröthen jungfräulicher Scham, diese Ergüsse der Zärtlichkeit, dann aber drängte sie ihn sanft von sich ab und sagte freundlich, doch ernst:

„Geh nun, Heinrich!“

Er riß sie noch einmal stürmisch an sich, preßte einen Kuß auf ihre Stirn, rief heftig: „Gute Nacht! Lebe wohl!“ und stürzte fort, so hastig, mit einem solchen Ausdrucke der Verzweiflung, als sollte er die Geliebte niemals wiedersehen.

Verwundert blickten Vater und Tochter ihm nach. — Sie wußten sich sein auffallendes Betragen bei einem scheinbar so einfachen Ereignisse durchaus nicht zu erklären.

Margarethe fühlte sich dadurch von einer bangen Ahnung ergriffen, und unwillkürlich erinnerte sie sich wieder der unheimlichen Abneigung, die sie bei der ersten Bekanntschaft gegen ihren Verlobten empfunden hatte. Ihr Vater suchte sie aber zu beruhigen und nach einiger Mühe gelang ihm dies auch vollkommen, so daß sie mit den heitersten, beglückendsten Aussichten in die Zukunft ihr Lager suchte.

In seiner Wohnung angekommen, ging Neumeister mit hastigen Schritten und verstörten Blicken durch die stillen Geschäftsräume, welche von sämmtlichen Arbeitern schon seit länger als einer Stunde verlassen waren, eilte nach einem kleinen Kabinet, das er sich zu seinen eigenen Arbeiten vorbehalten hatte, schloß die Thür hinter sich ab, und warf sich erschöpft auf einen Sessel.

Die Augen starr vor sich auf den Boden gerichtet, die Hände schlaff an dem Leibe herabhängend, die Stirn bedeckt mit kalten Schweißtropfen, versank er einige Minuten lang in ein dumpfes Brüten.

Endlich stöhnte er:

„Ach, ich hatte mich dem beglückenden Traume hingegeben, an der Hand dieses Engels, gestärkt durch ihre Liebe, auf den Pfad des Rechtes und der Tugend zurückkehren zu können, aber dieser Mensch, der mein böser Geist ist, will das nicht zugeben! — Kaum habe ich den Fuß erhoben, um mich dem Abgrunde zu entreißen, in den seine höllischen Verführungskünste mich stürzten, so stößt er mich auch schon erbarmungslos wieder zurück!"

Abermals schwieg er eine Minute, seinen finstern Gedanken nachhängend. Dann sprang er plötzlich auf, als hätte er irgend einen herzhaften Entschluß gefaßt.

„Nein!" rief er heftig. „Ich will mich seinen Geboten nicht fügen; — ich will gegen ihn kämpfen, bis ich unterliege, oder den Sieg erringe! — Nein, Gott der Allmächtige kann einen Menschen nicht im Stiche lassen, der den redlichen Willen hat, sich dem Guten wieder zuzuwenden, — der aus tiefster Seele das Verbrechen verabscheut, die strafbaren Handlungen bereut, zu denen er sich hat hinreißen und verlocken lassen!"

Aber aufs Neue entmuthigt, fügte er nach einer Pause hinzu:

„Thor, der ich bin, mich nur einen Augenblick dem trügerischen Gedanken an die Möglichkeit einer Umkehr hinzugeben! — Ach, ich bin in zu feste Bande verstrickt! — O, Margarethe, Margarethe! — Auf dich verzichten zu müssen! — Und doch! — Sollte es denn kein Mittel geben, mich frei zu machen von meinem bösen Geiste?"

Mit einer an Wuth grenzenden Bewegung riß er ein verborgenes Fach seines Schreibtisches heraus, zog aus dem geheimen doppelten Boden desselben eine Platte und ein kleines äußerst feines Papierblatt hervor, legte beides vor sich auf den Tisch, zündete eine Lampe an und betrachtete prüfend die beiden Gegenstände.

Je länger er die Platte mit dem Papier verglich, desto ruhiger schien er zu werden, und allmälig verbreitete sich über seine Züge sogar ein Ausdruck der Zufriedenheit und des Stolzes.

„Ja!" rief er, „ich bin ein Künstler! — Wer könnte eine so gelungene Arbeit hervorbringen?"

Dann ergriff er eine auf dem Tische stehende Loupe und betrachtete durch diese bald die Platte, bald das Papier.

„Vortrefflich!" rief er mit künstlerischem Entzücken, hingerissen

durch die Bewunderung seines eigenen Werkes. „Meisterhaft! Ich verdiente den ersten Preis jeder großen Ausstellung, vielleicht sogar einen Orden, wenn —“

Er sprach den Gedanken nicht aus, der ihn plötzlich mit unaussprechlicher Trauer zu erfüllen schien.

Wieder schwieg er, mit gerunzelter Stirn die Platte und das Papier betrachtend. Dann sagte er nach einer abermaligen Pause dumpf in sich hineinsprechend:

„Sollte denn aber diese Kunstfertigkeit, mit der Gott selbst mich begabte, und die auf anderen Wegen mir Ehre und Ruhm verschafft, mich zu einem großen berühmten Künstler, zu einem reichen Manne gemacht haben würde, wäre ich nicht in die Hände meines bösen Geistes gefallen, — sollte diese Kunstfertigkeit denn stets nur zum Bösen angewendet werden müssen? — Sollte ich nie die Fesseln zerreißen können, in welche Jugend, Unerfahrenheit und Verführung mich geschmiedet haben?“

Finstern Blickes betrachtete er wieder die beiden vor ihm liegenden Gegenstände, die noch kurz zuvor seinen Künstlerstolz so sehr befriedigt hatten.

Plötzlich schien er von einem lichten Einfalle durchzuckt zu werden.

„Ja!“ rief er mit freudestrahlendem Blicke, „so wird es gehen!“

Hastig ergriff er einen Grabstichel, that damit nur einen Zug auf der Platte, und verschloß dann diese, sowie das Papier, mit welchem er sie verglichen hatte, wieder in das geheime Fach, das er sorgfältig verwahrte und rief mit triumphirendem Tone:

„Zeit gewonnen, Alles gewonnen! — Jetzt Herr Graf Ko[illegible] — oder wie Sie sonst heißen mögen, — trete ich Ihnen gerüstet und wieder getrosten Muthes entgegen. Ich wage muthig den Kampf mit Ihnen, und unter der Zauberrüstung meines redlichen Willens hoffe ich siegreich aus dem Gottesgerichtskampfe hervorzugehen, den ich gegen Sie [illegible] will!“

IX.

Blut und Eisen.

Wir haben die beiden „alten Freunde" Franz Heinzelmann, der aber nicht mehr so heißen will und dessen jetzigen Namen wir noch nicht kennen lernten, sowie seinen uns noch gar nicht genannten Genossen, so lange in der Bierhalle bei ihrer Bowle Punsch gelassen, daß sie volle Zeit gehabt hätten, sich den Rausch anzutrinken, von dem der unbekannte Lauscher fürchtete, er möchte Heinzelmann auf eine gefährliche Weise geschwätzig machen.

Wir eilen, diese Vernachlässigung zwei so wichtiger Personen wieder gut zu machen, und kehren daher zu ihnen zurück, um unsichtbar an ihrem Tische Platz zu nehmen und so mit viel größerer Bequemlichkeit ihre Unterhaltung anzuhören, wie der geheime Lauscher hinter der Bretterwand.

Wir kommen noch grade zu rechter Zeit, um nicht ein Wort ihrer Unterhaltung zu verlieren.

„Na," sagte der ehemalige Franz Heinzelmann mit spöttischer Höflichkeit, „nun sage mir vor allen Dingen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen, damit ich mich nicht der Unart schuldig mache, Dich zu niedrig zu tituliren."

„Ich bin auch in der That vornehm," sagte in gleichem Tone der Genosse, „denn ich bin ein Edelmann!"

„Du ein Edelmann?" rief Heinzelmann und lachte laut auf.

„Ein wirklicher und echter Edelmann," versicherte der Andere ernsthaft, „denn ich bin gesetzlich berechtigt, mich Edler von Schreckenberger zu nennen.

„Wie kämest Du denn zum Adel?" fragte Franz.

„Wie die meisten vornehmen Herren zu ihren wohlklingenden Namen und ihrem Adel gelangen: Durch das Recht der Geburt!"

„Ist das wirklich wahr?"

„Im vollen Ernst," versicherte der Edle. „Da ich aber nicht die Mittel besitze, meinen Adel mit Glanz aufrecht zu halten und ein armer Edelmann in dieser elenden verderbten Welt nur eine sehr

traurige Rolle spielt, unterdrückte ich aus der jedem echten Edelmanne angebornen Bescheidenheit meinen Adelstitel und nenne mich kurzweg: Schreckenberger."

„Also — mein nicht Edler Michel Schreckenberger —

„Mit dem Michel ist es auch nichts mehr," unterbrach der bescheidene Edelmann seinen Freund. „Das war ebenfalls nur ein angenommener Name, jetzt aber heiße ich, wie ich getauft bin: Julius! — Das ist doch gewiß ein viel wohlklingenderer und eines Edelmannes würdigerer Name, wie der gemeine Michel, der mich immer an den deutschen Michel erinnert, über den schon so viel gespottet worden ist. — Aber nun sage Du mir auch, wie ich Dich jetzt nennen muß, um durch den Franz Heinzelmann nicht anzustoßen oder Dir gar Unannehmlichkeiten zu bereiten."

„Ich habe jetzt auch einen vornehmen Namen und mein Geschlecht ist in mehreren Aesten und Zweigen, welche sich durch die Schreibart unterscheiden, sehr zahlreich und ausgebreitet."

„So?" fragte Herr Julius Schreckenberger. „Dann nennst Du Dich wohl gar etwa Müller, oder Schulze?"

„O nein, mein Lieber; mit einem so gemeinen Namen befasse ich mich nicht! — Ich heiße Meier, — Anton Meier und ich bitte Dich, Dir diesen Namen gut zu merken, damit Du Dich nicht etwa in Gedanken versprichst und mich wieder, wie vorhin in dem Colosseum, mit dem Namen Heinzelmann anredest."

„Soll geschehen, Herr Anton Meier."

„Jetzt aber," sagte dieser, „haben wir von wichtigeren Dingen zu sprechen. — Sage mir also zunächst: Womit beschäftigst Du Dich jetzt oder, mit anderen Worten, wovon lebst Du?"

„Ja, mein lieber Freund," entgegnete der Edle von Schreckenberger, „die Frage ist eigentlich schwer zu beantworten. Meine Beschäftigungen sind sehr verschiedener, meistentheils aber etwas gefährlicher Art, und abwerfen thun sie so wenig, daß ich auf Deine Frage „Wovon lebst Du?" — mit gutem Recht antworten könnte: „Ich weiß es selbst nicht!"

„Ich verstehe!" sagte Herr Anton Meier lächelnd. „So würdest Du vielleicht nicht ungern eine geregelte Beschäftigung annehmen, die mit gar keiner Gefahr, mit keiner Arbeit und mit geringer Mühe verbunden wäre, Dir aber ein festes monatliches Einkommen von etwa fünfzehn bis — nein, von zehn bis fünfzehn Gulden gewährte?"

„Wo will denn nur der Schelm eigentlich hinaus?“ murmelte der Horcher hinter der Wand.

„O ja,“ meinte Schreckenberger, „eine solche Anstellung würde mir sehr zusagen. Aber bist Du etwa geheimer Minister geworden, daß Du solche Gunstbezeigungen zu ertheilen hast?“

Sich mit komischem Stolze in die Brust werfend, entgegnete Anton Meier:

„Minister bin ich vorläufig noch nicht, doch hoffe ich, es dahin eben so gut zu bringen, wie mancher Andere, der sich bei seiner Geburt nichts von einer solchen Excellenz träumen ließ; — Geheimer bin ich aber allerdings jetzt schon, obgleich es mir schwer fallen würde, Dir mit Bestimmtheit zu sagen, was für ein Geheimer ich bin; denn ein Titel ist mir bisher noch nicht verliehen worden. Ich glaube aber, ich werde mit der Zeit Anspruch auf den Titel erheben können: „Geheimer königlich preußischer Ministerial—“

„Blut und Eisen!“ sagte mit dumpfem Grabestone der verborgene Lauscher, laut genug, um von Anton Meier gehört zu werden.

Dieser hatte dem Punsche schon so fleißig zugesprochen, daß er nicht zu unterscheiden vermochte, von wo die Worte ertönt wären, gehört aber hatte er sie sehr deutlich, das bewies der Schrecken, mit dem er plötzlich verstummte, indem er sich ängstlich nach allen Seiten umsah.

„Hast Du nichts gehört?“ fragte er bebend seinen Freund.

„Nichts, als Deine Worte,“ versicherte der Edle von Schreckenberger.

Diese Versicherung beruhigte Herrn Anton Maier, — wenigstens suchte er sich selbst davon zu überreden, indem er sagte:

„Meine Phantasie wird mir einen Streich gespielt haben; auch kommt es mir oft selbst in meinen Träumen vor, als würden mir diese beiden verwünschten Wörter zugerufen.“

„Was für Wörter?“ fragte Schreckenberger.

„Nichts! Nichts!“ sagte Meier abwehrend. „Aber sie haben auch einen so furchtbaren Klang, als hätte die Hölle sie geboren!“

Mit Gewalt das ihn bedrückende Gefühl abschüttelnd, und zur Unterstützung seiner Bemühungen ein neues Glas Punsch hinunterstürzend, fuhr er nach einer kurzen Pause fort:

„Ich bin nicht Minister und habe auch keine Aemter zu vergeben, aber was ich Dir in Aussicht stellte, kann ich Dir, — wie ich nicht bezweifle — durch meine Protection verschaffen, und zwar von

einem Manne, von dem ich selbst meinen Gehalt beziehe, und der, wie ich vermuthe, wirklich Minister ist, oder doch nicht viel weniger."

„Und was ist das für ein Mann?" fragte Schreckenberger.

„Ich wünschte selbst für mein Leben gern, daß ich Dir das mit Gewißheit sagen könnte, aber ich stehe da vor einem mir unauflöslichen Räthsel."

„Kannst Du mir das nicht etwas deutlicher erklären?" fragte Schreckenberger.

„Ich will es wenigstens versuchen," entgegnete Anton Meier. „So höre denn!"

Er rückte bei diesen Worten näher zu seinem Genossen heran, als besorgte er, von irgend einem Zeugen gehört werden zu können, obgleich er versichert zu sein glaubte, daß er keinen zu fürchten hätte. Dann begann er seine Erzählung:

„Kurze Zeit nachdem wir uns getrennt hatten, mußte ich mich in Folge einer Unvorsichtigkeit, die ich begangen hatte, in eine kleine, aber sehr anständige geschlossene Gesellschaft aufnehmen lassen, in der meine Einschreibung indeß nur auf ein Jahr lautete. — Zu gleicher Zeit mit mir war Mitglied dieser Gesellschaft ein Mann, von dem alle Uebrigen mit einer Art von ehrfurchtsvoller Scheu sprachen. Er sollte, so hieß es, die verschiedenartigsten Rollen in der Welt gespielt haben und oft in einer glänzenden Equipage, sogar mit vier Pferden, gefahren sein, oft aber auch in Lumpen gebettelt haben. — Man sagte, er spräche vier oder fünf Sprachen mit gleicher Geläufigkeit, verstehe die Kunst, jede Handschrift mit täuschender Genauigkeit nachzuahmen, sei ein vollendeter Taschenspieler, wäre sogar einige Zeit Seiltänzer gewesen; — kurz, er sei ein wahrer Tausendkünstler, ein Universalgenie. — Du kannst Dir daher wohl denken, daß wir Alle einen solchen Menschen wie unseren König betrachteten; denn wie hoch stand er über uns Allen, die wir uns im Vergleich zu ihm nur als elende Stümper betrachten konnten."

„Das ist leicht begreiflich!" sagte Schreckenberger, unwillkürlich von Bewunderung für den ausgezeichneten Mann ergriffen. — „Doch erzähle weiter; — ich bin neugierig, mehr von diesem Tausendkünstler zu erfahren."

„Dieser große Geist, dieses ausgezeichnete Genie," fuhr Anton Meier fort, „sollte wegen verschiedener Anwendungen seines Talentes an ungeeigneter Stelle zehn Jahre Mitglied der geschlossenen Gesell-

schaft bleiben, welcher anzugehören auch ich die Ehre genoß. Von diesen zehn Jahren waren erst zwei oder drei verflossen, da wurden wir eines Tages durch die Nachricht überrascht, Steinheim — denn so hieß er damals — hätte uns plötzlich verlassen.

„Unsere Ueberraschung war groß, denn ein solcher Fall erschien als eine höchst seltene Ausnahme. Bei Vielen regte sich Neid, bei Manchen aber auch aufrichtiges Bedauern, und zu diesen Letzteren gehörte ich selbst, denn ich hatte gehofft, durch diesen ausgezeichneten, kenntnißreichen, vielseitig gebildeten und erfahrenen Mann Manches zu gewinnen. Deßhalb schloß ich mich auch näher an ihn an, bat ihn, mich in diesem und jenem zu unterrichten und er fand — wie ich mir schmeicheln darf — an mir einen so gelehrigen Schüler, daß er gewiß alle Ursache hatte, mit mir zufrieden zu sein."

„Ich habe mich doch in der Befähigung dieses Menschen nicht geirrt!" flüsterte der Lauscher hinter der Bretterwand.

„Nun, und hast Du nicht erfahren, was aus diesem merkwürdigen Menschen geworden ist?" fragte der Bescheidene Edle von.

„Nein!" sagte Anton Meier; „das heißt — ich weiß selbst kaum, was ich davon denken soll! — Doch höre weiter, Bruder," fuhr er fort, und es schien als finge seine Zunge an, unter der Last des darüber hinweg in die Kehle gelaufenen Punsches schwer zu werden. „Ich dachte mich noch zwei volle Monat in der gewissen geschlossenen Gesellschaft aufzuhalten, da ließ unser Präsident mich eines Tages rufen und sagte mit sehr freundlichem Wesen:

„Mein lieber Herr Heinzelmann — denn damals hieß ich noch so —"

„Hat er wirklich Herr gesagt und mein lieber?" unterbrach Schreckenberger spottend seinen Freund.

„Ich kann mich darauf nicht mehr genau besinnen," entgegnete Anton Meier mürrisch, „genug, er verkündete mir meine Frei —, das heißt meine Ausschließung aus der Gesellschaft, indem er mir zugleich die freudige Mittheilung machte, ich würde unmittelbar in eine sehr günstige Staatsanstellung eintreten, und hätte mich zu diesem Zwecke sofort nach Berlin zu verfügen, wo ich meine weiteren Instruktionen erhalten würde. — Du kannst Dir wohl denken, daß ich nicht zögerte, dieser freundlichen Aufforderung nachzukommen, zumal der Direktor unserer Gesellschaft mich an einen Begleiter wies, der dieselbe Reise machte, und der so außerordentlich liebevoll war, nicht nur das

Fahrgeld auf der Eisenbahn für mich zu bezahlen, sondern auch für alle meine Bedürfnisse während der Reise zu sorgen."

„Ich verstehe, ich verstehe!" sagte der Edle von Schreckenberger. „Und wie sah es in Berlin mit der Staatsanstellung aus?"

„Ganz vortrefflich. Zwar erhielt ich kein Patent, aber ein Herr, zu dem ich gewiesen wurde, und der in dem Victoria-Hotel unter den Linden wohnte, händigte mir eine ganz anständige Summe als Reisegeld und zur Bestreitung meiner ersten Bedürfnisse ein, und ertheilte mir dann meine Instruktionen, die kinderleicht zu erfüllen sind, wie Du gleich hören wirst."

„War der Herr etwa der Minister Bismark selbst?" fragte Meiers Freund.

„Narr," lachte Meier, „wie kannst Du Dir so etwas einbilden. Es war ein sehr vornehmer Herr, elegant und reich gekleidet und mit zwei oder drei buntfarbigen Bändern in dem Knopfloch, was also darauf schließen ließ, daß er Inhaber eben so vieler Orden sei. — Er hatte eine starke goldene Uhrkette, an welcher ohne Zweifel auch eine goldene Uhr hing; an seinem Finger blitzte ein Ring mit einem großen Diamant, der aber vielleicht falsch war; seine dunkelblaue Brille war in Gold gefaßt, — kurz ich konnte an Allem sehen, daß ich einen reichen und vornehmen Mann vor mir hatte. Dennoch aber glaubte ich, den Herrn schon früher, und zwar unter ganz anderen Verhältnissen und keineswegs in so glänzender Lage gekannt zu haben. — Rathe einmal, wer er war, oder für wen ich ihn wenigstens hielt?"

„Ja, wie kann ich das rathen?" entgegnete Schreckenberger.

„Du hast Recht," sagte Anton Meier, „denn Du sahst ihn a nicht, und warst auch früher nicht mit ihm zusammen. — Denke Dir also, daß ich mir steif und fest einbildete, dieser scheinbar so vornehme und so reiche Herr sei Niemand Anderer, als mein ehemaliger Gesellschaftsgenosse, das Universalgenie, von dem ich Dir vorhin erzählte, — mein theurer Lehrer Steinheim."

„Warum nicht gar!" rief verwundert Meier's Zuhörer, während zugleich der Lauscher hinter der Wand zwischen den zusammengebissenen Zähnen brummte: „Verdammt!"

Anton Meier fuhr fort:

„Obgleich er alles Mögliche gethan hatte, um sich zu verstellen und unkenntlich zu machen, hielt ich mich doch meiner Sache für so gewiß, daß ich voller Freude ausrief: „Du bist es, Steinheim?"

„Unverschämter!“ fuhr er mich barsch an, „wie können Sie sich unterstehen, mich so vertraulich anzureden?“

„Ich erschrak heftig, weil ich in diesem Augenblick glaubte, mich geirrt zu haben, denn die Stimme und der Accent waren freilich nicht so, wie ich sie von Steinheim so lange und so oft gehört hatte. Ich stammelte daher eine Entschuldigung, indem ich von einer großen Aehnlichkeit sprach; er aber unterbrach mich.“

„Schon gut!“ sagte er. „Für diesmal mag die Aehnlichkeit Sie entschuldigen; aber lassen Sie sich eine solche Vertraulichkeit nicht wieder einfallen, wenn wir öfters zusammenkommen, wie dies zuverlässig geschehen wird. Sie kennen mich dann gar nicht, außer wenn ich selbst das erste Zeichen unserer Bekanntschaft gebe; unter keinen Umständen aber kennen Sie mich unter dem Namen Steinheim, — oder was es sonst für ein Name war, den Sie nannten. — Jetzt können Sie gehen. Reisen Sie noch heute nach Wien ab, und zwar mit diesem Passe.“

„Dabei nahm er das wichtige Dokument von einem Tische und händigte es mir ein.

„Ich betrachtete den Paß mit argwöhnischen Blicken, als ich darauf den Namen gelesen hatte, den ich jetzt führe. Er mußte meine Gedanken, meine Zweifel errathen, denn er sagte lächelnd:

„Er ist ganz in der Ordnung und wirklich von der königlich preußischen General-Polizei-Direktion ausgestellt. Es ist darauf nichts falsch, als Ihr Name, deshalb vergessen Sie nie, daß Sie nicht mehr Franz Heinzelmann heißen, sondern Anton Meier.“

„Er machte eine gnädige Handbewegung, wie dies die Gewohnheit der hohen Herren sein soll, und ich war entlassen.“

„Und worin bestanden Deine Instructionen? — Was hast Du hier in Wien zu thun?“ fragte Schreckenberger.

„Weiter nichts, als aus einem Wirthshause in das andere zu gehen, auf alle möglichen Einrichtungen zu schimpfen und so viel wie immer möglich dazu beizutragen, Unzufriedenheit gegen die Regierung zu erregen, ihre Maßregeln und Anordnungen zu verdächtigen.“

„Höre, Du,“ sagte Schreckenberger, „die Aufgabe ist zwar nicht schwer, aber gefährlich, besonders für Dich, dem man den Norddeutschen gleich bei den ersten Worten anhört.“

„Glaube das nicht“, sagte Meier; „ich kann ganz gut wienerisch plauschen und wo das nicht geht — „bin ich Böhm, was nicht kann gut deutsch!“

Er ahmte bei diesen letzten Worten den scharfen böhmischen Dialect, wie man ihn in Wien sehr häufig hört, so gut nach, daß **Schreckenberger** darüber lachen mußte.

„Das mag ganz gut sein," sagte er dann, „aber wenn Du solche Reden führst, kann es geschehen, daß Du vor Gericht gestellt und eingesperrt wirst."

„Das ist leicht möglich," entgegnete **Meier** mit dem Tone der größten Gleichgültigkeit, „aber ich würde dann von meiner Regierung als **gefährlicher Verbrecher** reclamirt und ausgeliefert werden, und wäre ich über die Grenze gebracht, so würde ich augenblicklich wieder in Freiheit gesetzt und zurückgeschickt, um an einem anderen Orte dasselbe Spiel von vorn anzufangen."

„Weißt Du das so gewiß?" fragte **Schreckenberger**.

„Wenigstens hat mir die feste Versicherung jener vornehme Herr gegeben, den ich für **Steinheim** halte."

„Den Du für ihn gehalten hast, willst Du wohl sagen?"

„Nein, den ich noch für ihn halte, denn ich habe mir seitdem so Manches in das Gedächtniß zurückgerufen, wodurch ich mich überzeugte, daß ich mich damals nur durch den fremden Ton der Stimme und den Dialect seiner Sprache irre machen ließ."

„Hast Du nicht erfahren, wie er jetzt heißt? — Und weißt Du nicht ob er in Wien ist?"

„Gesprochen habe ich hier nicht mit ihm, doch glaube ich gewiß, daß ich ihn neulich auf dem Graben sah. Um mich zu überzeugen ob er es wirklich sei, versuchte ich es, ihn einzuholen, doch es kamen mir so viele Menschen entgegen, daß er mir plötzlich aus den Augen verschwand. — Was aber den Namen betrifft, den er jetzt führt, so heißt er Graf **Wo** —."

Bei den letzten Worten **Anton Meiers** war der geheime Lauscher unter merklichen Zeichen der Unruhe und der Aufregung immer aufmerksamer auf das Gespräch geworden und als der Erzähler im Begriffe stand den Namen auszusprechen, dessen erste Silbe wir angaben, rief er so laut, daß diesmal auch **Schreckenberger** es hörte:

„Blut und Eisen! — Verstumme! — Augenblicklich **allein** fort von hier!"

Meier wurde leichenblaß und zitterte merklich, indem er die Wand anstarrte, aus welcher diese Worte ertönt zu sein schienen.

Dann sprang er hastig auf und rief mit einer Zunge, die entweder der Schreck oder der Punsch schwer gemacht hatte:

„Fort! Fort! — Ist denn dieser fürchterliche Mensch überall unsichtbar zugegen?“

Er riß seinen Hut vom Nagel und stürzte der Thüre zu.

„Wo willst Du denn hin? — So bleib doch!“ rief Schreckenberger, eilte ihm nach, faßte seinen Arm und versuchte ihn zurückzuziehen.

„Laß mich!“ schrie Anton Meier, der auf seinen Füßen nicht ganz fest zu stehen schien. Zugleich stieß er seinen Trinkgenossen wüthend zurück und rief, wie von Entsetzen ergriffen: „Hast Du denn nicht den Befehl gehört, daß ich allein gehen soll? — Du kennst diesen Menschen nicht! — Er ist ein wahrer Satan, zu Allem fähig, und fürchterlich ist die Rache, mit der er mir drohte, wenn ich nur dem geringsten Befehle ungehorsam wäre, der mir von ihm oder in seinem Namen mit der Zauberformel „Blut und Eisen“ ertheilt würde. Mir gefällt aber mein jetziges Leben zu gut, als daß ich mich der Gefahr aussetzen möchte, von seiner Rache getroffen zu werden; die würde aber gewiß nicht ausbleiben, denn Steinheim ist in dergleichen Dingen ein Mann von Wort.“

Und ohne sich aufhalten zu lassen, stürmte der geheime königlich preußische Ministerial-Beamte, wie Herr Anton Meier sich selbst voll Stolz genannt hatte, hinaus in die dunkle Nacht und rannte unaufhaltsam fort, bis er athemlos an der Thür des Hauses zusammensank, in welchem er seine bescheidene Wohnung in einem Seitengäßchen des Bezirkes Mariahilf genommen hatte.

Der Edle von Schreckenberger blickte ihm einige Secunden verwundert nach; dann aber kehrte er zu dem Tische zurück und trank ganz gemüthlich den Rest des Punsches aus.

„Schade,“ sagte er dabei zu sich selbst, „daß Heinzelmann, — nein, Anton Meier wollte ich sagen, — mich nicht förmlich anwerben konnte. — Auf die Regierung zu schimpfen, das sollte mir nicht schwer werden, wenn ich es gut bezahlt bekäme. — Uebrigens“ — sagte er nach kurzem Besinnen — „was hindert mich denn, es einstweilen auch ohne Bezahlung zu thun? Das werden die Spione erfahren, die dieser Wundermann Steinheim ohne Zweifel in reicher Menge hier in Wien hat; sie rapportiren es ihrem Oberhaupte, und dieser nimmt mich dann hoffentlich auf unter seine Geheimen. —

Um einen schönklingenden Titel ist es mir nicht zu thun, sondern nur um den schönen, wenn auch nicht klingenden, sondern nur papierenen Gehalt. — Von morgen an mache ich es also zu meinem Geschäft, zu räsonniren; vielleicht trägt mir das mehr ein, als meine bisherigen Geschäfte."

Zugleich mit diesem Selbstgespräche war auch der Punsch zu Ende, und Herr von Schreckenberger entfernte sich, indem er zufrieden vor sich hinmurmelte:

„Ein Vortheil ist es schon immer, daß ich die Parole dieser Geheimen kenne: „Blut und Eisen." — Die Worte will ich mir merken! — Das wird mir übrigens nicht schwer werden, denn ich habe ja selbst schon manches Mal in diesen beiden Artikeln gehandelt, die der preußische Minister zu seinem Wahlspruch gemacht hat."

Mit diesen Worten verschwand der alte Freund des geheimen königlich preußischen Ministerial-Beamten in der Dunkelheit der Nacht.

Es hatte sich den Maschen des Netzes, mit welchem Herr von Bismarck das arme Oesterreich umgarnte, eine neue hinzugefügt, die allem Anscheine nach den früher schon geschürzten an Brauchbarkeit nicht nachstand; auf Ehrenhaftigkeit machte ja der preußische Premier dabei keinen Anspruch!

X.

Das erste vergossene Bruderblut.

Wir glauben, für den Augenblick genug von den Maschen des Netzes bezeichnet zu haben, mit denen der Freiherr und Graf von Bismarck das vertrauensvolle, gegen einen solchen Gegner viel zu ehrliche Oesterreich schon seit Jahren umgarnte, wie er sich dessen selbst gerühmt hat; wir halten es daher für gerechtfertigt, einen längeren Zeitraum zu überspringen und uns zu den Ereignissen des Krieges selbst zu wenden, den der preußische Premier, der seinen Meister selbst übertreffende Schüler des dritten Napoleon, seit langer Hand vorbereitete, und der endlich ausbrechen und durch seinen für Oesterreich so unerwartet traurigen Ausgang des preußischen Junkerchefs kühnste Erwartungen übertreffen sollte.

Wir halten uns zu diesem Sprunge für um so mehr berechtigt, da wir im Laufe unserer Enthüllungen mehrfach Gelegenheit finden werden, die unheilvolle Einwirkung darzuthun, welche die Maschen dieses Netzes auf den Gang der Ereignisse im Allgemeinen, sowie auf einzelne Episoden des großen, soeben zum Abschlusse gebrachten blutigen Kriegsdramas im Einzelnen hatten; eines Dramas, zu welchem vielleicht in nur allzukurzer Frist von den Regisseuren des europäischen Kriegstheaters eine Fortsetzung in Scene gesetzt werden dürfte.

Doch hinweg von den Reflexionen! — Thatsachen, Ereignisse, verlangen unsere Leser, und es fehlt uns nicht an reichem Material dazu, wenn es auch großen Theils der Art ist, daß jedes gut-österreichische Herz über den Erfolg bluten muß, so erhebend in vielen Fällen der Heldenmuth, die Selbstverleugnung, der edelste Patriotismus sind.

— — — — — — — — — — — — — —

Der 26. Juni war ein Tag banger Erwartung für die Bewohner des Städtchens Nachod, welches durch die neuesten Kriegsereignisse zu einer historischen Berühmtheit gelangt ist, auf welche es gewiß gern für alle Zeiten verzichtet hätte.

In angstvoller Spannung standen zahlreiche Menschengruppen auf der Straße, die Blicke in der Richtung nach dem Dorfe Zdarek gewendet, das hart an der schlesisch-böhmischen Grenze liegt, und wo, wie dunkle Gerüchte behaupteten, die Preußen wenige Stunden zuvor mit großer Macht eingebrochen sein sollten.

Bald ließ sich an der Wahrheit dieser Gerüchte nicht mehr zweifeln, denn anfangs vereinzelt, bald aber in Haufen, kamen, bleich vor Furcht und Schrecken, athemlos durch die Eile ihrer Flucht, Landleute aus den verschiedenen Ortschaften zwischen Nachod und der preußischen Grenze daher, bepackt mit allerhand Habseligkeiten, die sie vor den fürchterlichen Feinden in Sicherheit bringen wollten.

„Sie kommen! Sie kommen!“ riefen sie den Bürgern zu, von denen Viele durch den Schrecken angesteckt wurden, so daß sie nach Hause eilten und zusammenpackten, was sie allenfalls auf der Flucht in die naheliegenden Wälder und Berge, zu der sie bei dem wirklichen Erscheinen der Preußen entschlossen waren, mit sich fortbringen konnten. Was sie sonst noch besaßen, das wollten sie gern im Stiche lassen, wenn sie nur ihr Leben und das retten konnten, was sie als das Werthvollste betrachteten.

Aber die Gefürchteten kamen trotz der bestimmten Versicherung der Bauern noch nicht.

Es verging der Nachmittag des 26., endlich der Abend und noch immer war Nachod verschont von dem fürchterlichen Unglück, der Schauplatz des Kampfes zu werden.

Endlich suchten die Bewohner ihr Lager auf, aber nur Wenigen wird in dieser Nacht der Schlaf genahet sein.

Der Vormittag des nächsten Tages, des 27., verging in der gleichen peinigenden Erwartung, und noch immer erschienen die Preußen nicht.

Indeß zeigten die in Nachod aufgestellten Truppen die größte Kampfbegier und voll Ungeduld sahen sie dem Zusammentreffen mit dem Feinde entgegen.

Nur ein Hauptmann des Regiments Khevenhüller, das dichtgedrängt auf dem Marktplatze stand, jeden Augenblick den Befehl zum Vorrücken erwartend, theilte offenbar die Kampfslust und die Siegeszuversicht seiner Kameraden und seiner Soldaten nicht.

Finster die Augen auf den Boden geheftet, stand er regungslos neben seiner Compagnie, nichts von alle dem beachtend, was rings um ihn her vorging.

Doch war es offenbar nicht etwa Furcht, was den Offizier so starr und stumm machte, was seine Orden geschmückte Brust unter schweren, tiefen Athemzügen mächtig hob und senkte; denn seine Züge verriethen eine unverkennbare Ruhe.

Verwundert, den Hauptmann, der wegen seiner sonst stets heitern, oft sogar in tolle Lustigkeit ausartenden Laune bekannt war, in einer so trüben Stimmung zu sehen, trat ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft von Nachod, der die Bekanntschaft des Hauptmanns während der Badesaison in Franzensbad gemacht hatte, und sogar näher mit ihm befreundet worden war, zu ihm heran, ergriff seine Hände, schüttelte sie herzlich und sagte halb scherzend, halb ernst:

„So ganz in trübe Gedanken versunken, lieber Hauptmann, daß Sie Ihre Freunde nicht einmal sehen, wenn sie nur wenige Schritte von Ihnen [illegible] und Ihnen wiederholt einen guten Tag zurufen?"

„Verzeihen Sie mir, Freund," sagte der Hauptmann; „ich hatte Sie wirklich nicht bemerkt; ich weiß überhaupt kaum, wo ich war."

„Ei, mein Freund," sagte verwundert der Gutsbesitzer, „sollten Sie etwa Todesahnungen haben? Man sagt, [illegible] Soldaten [illegible] von einer [illegible] ergriffen."

„Wäre es weiter nichts," sagte der Hauptmann mit einem tiefen Seufzer, „dann wollte ich Gott danken, aber es ist Schlimmeres, worüber ich brüte."

„Schlimmeres?" fragte noch verwunderter der Edelmann.

„Viel Schlimmeres!" entgegnete der Hauptmann einsilbig.

„Ach, ich begreife! Ich finde Ihre Stimmung dabei ganz natürlich. — Sie fürchten, zum Krüppel geschossen zu werden!"

„Das wäre eine Kleinigkeit, auf die jeder Soldat gefaßt sein muß," sagte der Offizier.

„Eine Kleinigkeit nennen Sie das?" rief mit immer größerem Staunen der Freund des Hauptmanns. „Wahrlich, dann begreife ich Sie nicht. — Ich habe keine Ahnung davon, was Sie meinen können."

„Das glaube ich gern," rief der Hauptmann, „denn was mich beschäftigt, ist so gräßlich, daß unter gewöhnlichen Umständen der menschliche Verstand nicht darauf verfallen kann."

„Können Sie mir nicht mittheilen, was Sie bedrückt?" fragte voll Theilnahme mit der Stimmung seines Freundes der Gutsbesitzer. „Das erleichtert vielleicht Ihre Brust."

„Ich glaube kaum," erwiederte der Hauptmann, „indeß kann ich es immerhin versuchen. Wenigstens wird dadurch die Zeit bis zum Kampfe abgekürzt und schon das ist eine Wohlthat, denn diese Zeit unthätiger Erwartung ist für mich eine fürchterliche Marter. — So hören Sie denn, was mich bedrückt."

Er schien sich indeß erst sammeln zu müssen; nach einer kurzen Pause begann er:

„Ich bin, wie Sie vielleicht wissen, ein geborner Preuße. Viele meiner Verwandten dienen in der preußischen Armee, und ich selbst war preußischer Offizier, ehe ich vor sieben oder acht Jahren in den kaiserlichen Dienst übertrat, in welchem ich an der Seite meiner Landsleute den schleswig-holsteinischen Krieg mitmachte, wie Sie an dieser Medaille sehen."

„Ich fange an, Ihre Gefühle zu begreifen," sagte der Gutsbesitzer.

„Schwerlich," meinte der Hauptmann. „Doch hören Sie weiter. Als dieser unglückliche Krieg drohte, hatte ich einen harten Kampf mit mir selbst zu bestehen. — Ich dachte daran, den Abschied zu nehmen. Aber was würden meine Kameraden, was würde die Welt von mir gedacht haben? Ich wäre natürlich allgemein der Feigheit beschuldigt worden, und das ist der fürchterlichste Gedanke für einen Soldaten.

— Ich hätte mich einem solchen Verdachte vielleicht entziehen können, wenn ich den Krieg in der preußischen Armee mitgemacht hätte, aber es widerstrebte meinem Gefühle, gegen den Kaiser zu fechten, dem ich Treue geschworen habe — gegen das Land, welches ich liebe, welches mein zweites Vaterland geworden ist, und an das ich noch außerdem durch die heiligsten Bande gefesselt bin; — denn ich liebe ein Mädchen aus einer alten, österreichischen Familie, ich bin mit ihr verlobt und ohne diesen Krieg würde ich jetzt schon ihr Mann sein."

„Armer, armer Freund," sagte der Zuhörer, von Theilnahme ergriffen und innig gerührt. — „Ja, ich verstehe mehr und mehr Ihre Gefühle!"

„Nein, Sie verstehen Sie immer noch nicht," entgegnete mit finsterem Kopfschütteln der Hauptmann. „Das Alles sind Unannehmlichkeiten, man könnte es vielleicht ein Unglück nennen; es ist indeß etwas Alltägliches, und ich theile es mit vielen Hunderten, vielleicht Tausenden; doch es liegt darin nicht das Gräßliche, was mir die Brust zu zersprengen droht."

„Was ist denn das aber? So sprechen Sie es endlich aus!" sagte mit ungeduldigem Tone, beinahe ärgerlich, der Gutsbesitzer.

Da faßte der Officier des Freundes Hand, drückte sie heftig, beinahe krampfhaft, erbebte am ganzen Körper und keuchte dann aus gepreßter Brust hervor:

„Ich habe einen jüngeren Bruder; wir lieben uns seit unserer Kindheit so innig, wie nur je zwei Brüder sich geliebt haben können; wir verloren unsere Eltern, unsere anderen Geschwister, schon längst, sind einander gegenseitig Alles auf der Welt, und kannten keine größere Freude, als wenn wir uns wiedersehen konnten, indem Einer oder der Andere Urlaub nahm."

„Und dieser Bruder?" fragte der Edelmann gespannt.

„Dieser Bruder steht in einem der Regimenter, gegen die wir heute aller Wahrscheinlichkeit nach in das Gefecht kommen sollen!"

„Das ist wirklich fürchterlich!" sagte des Hauptmanns Freund tief ergriffen.

„Denken Sie sich nun," rief der Officier, „daß wir uns so nahe kommen, um uns erkennen, uns Auge in Auge sehen zu können; denken Sie sich, daß ich meiner Compagnie kommandiren muß: „Feuer!" daß ich den geliebten Bruder durch die Kugeln stürzen sehe, die mein Commando gegen seine theure Brust abfeuern ließ!"

„Ja, der Gedanke ist wirklich gräßlich,“ sagte der Freund.

„Es ist ein Gedanke, über den ich wahnsinnig werden könnte!“ rief der Hauptmann und schlug sich heftig vor die Stirn.

In diesem Augenblick wurde der trübe Gedankengang des Hauptmanns auf eine wohlthuende Weise gestört.

Es ertönte von rückwärts her der donnernde Hufschlag einer größern Anzahl Pferde, unter dem der Erdboden erbebte, und wenige Minuten darauf rasselte im Galopp ein Regiment Cürassiere an den Leuten von Khevenhüller vorüber.

„Kameraden,“ riefen die Reiter lustig den Infanteristen zu, „wir wollen die Bekanntschaft der Herren Preußen machen!“

„Grüßt sie von uns und sagt ihnen, wir würden gleich nachkommen!“ riefen die Infanteristen den Cürassieren nach, die eine Minute darauf ihren Blicken entschwunden waren.

Beinahe unmittelbar darauf empfing auch das Regiment Khevenhüller den sehnlichst erwarteten Befehl, vorzurücken.

„Gott sei Dank!“ sagte der Hauptmann, und drückte seinem Freunde mit heiterem Gesicht die Hand. „Jetzt wird mir wieder wohl, da die lähmende Unthätigkeit schwindet! — Vielleicht befreit auch bald eine wohlthätige preußische Kugel meine Brust von der Last, die sie zu erdrücken droht!“

Und kräftigen Schrittes ging er bei den belebenden Klängen der Musik seiner Compagnie voran.

Kaum war seit dem Durchmarsch der Cürassiere eine Viertelstunde verflossen, da fiel der erste Kanonenschuß, das Zeichen, daß der Kampf entbrannt war.

Bald folgten mehrere Schüsse, anfangs so einzeln, daß man sie hätte zählen können, dann aber immer rascher und rascher, bis das Geschützfeuer beinahe ununterbrochen seine tödtlichen Donner ertönen ließ.

Nach der Richtung des Schalles zu urtheilen, mußte der Kampf zwischen den Dörfern Slany und Bjelowetz entbrannt sein, und mit fieberhafter Spannung suchten die geängsteten Bewohner von Nachod aus dem Schalle der Schüsse zu errathen, ob das Gefecht sich entferne oder nähere, ob also die Freunde oder die Feinde im Vortheil wären.

Einzelne Reiter, Ordonnanzen, Adjutanten, sprengten durch die Stadt zurück und die Bewohner riefen ihnen ängstlich zu:

„Wie steht es?“

Doch die Reiter hatten zu große Eile, um sich mit einer Antwort aufzuhalten, hätten sie dieselbe auch mit wenigen Worten geben können.

Aber es mußte schlecht stehen, denn nach einer kurzen Zeit kam ein zweites Reiter-Regiment dahergesprengt und jagte durch die Stadt dem Feinde entgegen.

Auch diese Reiterschaar schien jedoch nichts auszurichten vermocht haben, denn immer näher und näher ertönte das jetzt wieder seltener und zuletzt ganz vereinzelt werdende Feuer der Artillerie.

„Sollten die Unseren geschlagen sein?" fragten die Bürger einander und Keiner wagte darauf eine verneinende Antwort zu geben.

Bald jedoch konnte ihnen darüber kein Zweifel mehr bleiben.

Etwa um 8 Uhr Abends zogen finster und wortkarg, wie geschlagene Truppen es stets sind, zwei Infanterie-Regimenter durch die Stadt. Das zweite war das Regiment Khevenhüller, und an der Seite einer Compagnie desselben ging festen Schrittes und beinahe heiteren Angesichtes der Hauptmann, dessen Gespräch mit seinem Freunde wir mittheilten.

Dieser Freund stand, sein Pferd am Zügel haltend, um nach seinem Gute sprengen zu können, sobald er bestimmte Nachricht über den Stand der Dinge erhalten haben würde, an der Seite der Straße, auf welcher das Regiment Khevenhüller vorüberzog.

Als er den Hauptmann erblickte, rief er ihm zu:

„Nun, Freund, Ihre finsteren Ahnungen haben sich also nicht erfüllt?"

„Bis jetzt, Gott sei Dank, noch nicht!" entgegnete der Hauptmann. „Das Regiment meines Bruders stand uns nicht gegenüber!"

Der Hauptmann marschirte weiter, der Gutsbesitzer schwang sich auf sein Pferd und sprengte den Soldaten nach, um auf seiner Besitzung die nöthigen Anordnungen zu treffen.

Es entstand nun eine entsetzliche Verwirrung in Nachod. Mit jedem Augenblicke erwartete man das Einrücken der Preußen, und die größte Furcht herrschte vor einem Straßenkampfe, denn noch war die Cavallerie nicht zurückgekehrt, die jedenfalls die Aufgabe hatte, die Feinde so lange als möglich zurückzuhalten.

Endlich erfuhr man, daß die Cürassiere sich, die Stadt vermeidend, zurückgezogen hätten, und die Bewohner Nachods gewannen dadurch einige Ruhe.

Diese benützten Viele, um die schon vorbereitete Flucht auszuführen, und als gegen 10 Uhr Abends die Preußen wirklich in Nachod einzogen fanden sie die ganze Stadt wie ausgestorben. Nur wenige

Kranke, Alte und Schwache, oder Solche, die nichts zu verlieren hatten, waren zurückgeblieben.

Bald rückten mehr und mehr Truppen nach, und am Morgen entspann sich ein neuer hartnäckiger Kampf. Besonders blutig war derselbe in den Engpässen zwischen Nachod und Skalitz, welche das Regiment Khevenhüller mit heldenmüthiger Tapferkeit vertheidigte. Endlich aber mußte es vor der Uebermacht weichen.

Die Compagnie des Hauptmannes, den wir unseren Lesern vorführten, dessen Namen wir aber nur mit den Buchstaben von A. bezeichnen können, bildete die Nachhut. Sie hielt so tapfer Stand, daß es zum erbittertesten Handgemenge kam, Mann gegen Mann, Bajonnet gegen Bajonnet. Zuletzt mußten unsere Leute dennoch weichen, aber sie thaten es nur Schritt für Schritt, und wenn sie eine Strecke zurückgegangen wären, machten sie immer auf's Neue wieder Front gegen den Feind, um ihn nicht zu berechtigen, von den Oesterreichern zu sagen, sie wären vor ihm geflohen; denn vor der Uebermacht fechtend zurückzuweichen ist selbst für den tapferen Soldaten keine Schande.

Eben wendeten unsere Leute sich so wieder gegen die Preußen, da sah der Hauptmann von A. über seinem Haupte den Säbel eines feindlichen Offiziers blitzen.

Den seinigen hatte eine feindliche Kugel zerbrochen, so daß ihm davon nur noch ein kurzes Stück in der Hand geblieben war, ungenügend, den drohenden Hieb zu pariren.

Er warf daher die ihm unbrauchbar gewordene Waffe fort, riß den Revolver aus dem Säbelkuppel und schoß auf den feindlichen Offizier, der sein Leben bedrohte.

In dem Augenblicke, als der Schuß abgefeuert wurde, sahen sich die beiden Feinde Auge in Auge, und voll Entsetzen erkannten sie sich.

Die finstere Ahnung des Hauptmann von A. hatte sich erfüllt, doch auf eine noch fürchterlichere Art, als er es sich gedacht. Denn nicht das von ihm commandirte Feuer seiner Compagnie hatte seinen geliebten Bruder getödtet, sondern seine eigene Hand.

Der Säbel entsank dem preußischen Offizier, er schlug die Hand auf die Brust, der ein dichter Blutstrom entquoll, schwankte einige Sekunden und stürzte dann mit dem Ausrufe nieder:

„Durch deine Hand, mein Bruder, muß ich fallen?"

Außer sich, warf der Hauptmann von A. sich nieder über den blutenden Körper seines Bruders. Er hatte die Gefahr vergessen, in der

er selbst schwebte, den Kampf, den ganzen Krieg; er sah nichts mehr, als seinen sterbenden Bruder, dessen im Tode schon erbleichenden Lippen er mit Küssen bedeckte, so innig, so liebevoll, als wäre er selbst ein liebendes Mädchen und der Bruder seine Geliebte.

Er suchte mit der einen Hand das Blut, mit dem das Leben entströmte, zu stillen, stützte mit der andern den Kopf des theuren Bruders und rief mit den Klagetönen der Verzweiflung:

„Ferdinand — Ferdinand, — ich bin Dein Mörder, — doch fluche mir deshalb nicht, — sprich meine Verzeihung aus, wenn Du willst, daß ich noch eine ruhige Stunde auf Erden haben soll!“

„Ich Dir fluchen?“ stammelte der Sterbende. „Nein, Ernst, nicht Du bist mein Mörder, — ich falle — als ein Opfer — des Bürger= — des Bruderkrieges Deutscher gegen Deutsche — mein Blut — komme über Den, der diesen Bruderkrieg entzündet hat. — Dich segne ich — für all die Liebe — die Du mir bewiesen hast — so lange — ich — denken — kann!“

Seine Seele war entflohen!

Krampfhaft klammerte der Hauptmann von A. sich an die Leiche des theuren, von seiner Hand gefallenen Bruders und eine wohlthätige Betäubung bemächtigte sich seiner.

Längst schon war seine Compagnie zurückgedrängt und kein Oesterreicher mehr in seiner Nähe, da wurde er von derben Händen emporgerissen, und eine Stimme rief ihm zu: „Sie sind unser Gefangener.“

„Was wollt Ihr!“ rief er erschrocken. „Kommt Ihr schon, den Brudermörder zu Gericht zu führen? — Ich folge Euch! — Ja, ich bin sein Mörder, und ich hatte ihn doch so unendlich lieb!“

Thränen entstürzten seinen Augen und er sank wieder nieder auf die Leiche.

„Lassen wir ihn!“ sagte der Unteroffizier des zweiten brandenburgischen Grenadierregimentes, welcher ihn gefangen genommen hatte. „Er ist wirklich der Bruder unseres guten Lieutenant von A. — Ich habe ihn mehrmals gesehen, wenn er seinen Bruder auf Urlaub besuchte. — Tragen wir den Todten fort und er wird uns gewiß von selbst folgen.“

Vier Mann hoben den Todten empor, legten ihn auf ihre Gewehre und trugen ihn so behutsam davon, als wäre er nicht todt, sondern nur verwundet.

Der Unteroffizier hatte sich nicht geirrt. Als die Grenadiere den

Todten faßten, um ihn vom Boden aufzuheben, da versuchte es anfangs der Hauptmann, sie abzuwehren; als er aber sah, daß er zu schwach sei, um das Wegtragen der Leiche zu verhindern, erhob auch er sich von der Erde, und taumelnd wie ein Betrunkener wankte er hinter den Soldaten her.

Dabei murmelte er ein Mal über das andere dumpf vor sich hin:

„Brudermörder! — Brudermörder!“

So oft er das Wort aussprach, schauderte er heftig zusammen.

Endlich schien er zur Besinnung zu kommen. Er sah den Unteroffizier, welcher den traurigen Leichenzug geleitete, an und fragte, indem er ihn zu erkennen glaubte:

„Habe ich Sie nicht bei meinem Bruder gesehen?“

„Ja wohl, Herr Hauptmann,“ sagte der Unteroffizier, und nur mit Mühe schien er Thränen der Rührung über den unendlichen Schmerz des feindlichen Offiziers zu unterdrücken.

„Sie müssen ihn ja auch geliebt haben, denn er war so gut, so seelensgut, so freundlich und wohlwollend auch gegen seine Untergebenen. Nicht wahr?“

„Gewiß, Herr Hauptmann, gewiß!“ versicherte der Unteroffizier.

„Nun, dann gestatten Sie mir aus Liebe zu ihm, den armen Gemordeten in sein Grab zu senken, ehe Sie seinen Mörder als Gefangenen abliefern.“

„Wie können Sie sich seinen Mörder nennen?“ sagte tröstend der Preuße. „Ihr Herr Bruder ist ja nur als ein Opfer des Krieges gefallen und Sie sind vollkommen unschuldig an seinem Tode!“

„Vielleicht!“ seufzte der Hauptmann, „und dennoch werde ich mich ewig seinen Mörder nennen. — Wo aber bestatten wir ihn?“ fragte er dann, indem er sich zum ersten Male seit dem traurigen Ereignisse frei in der Gegend umsah.

Sie traten eben aus dem Engpasse, in welchem der heftigste Kampf gewüthet hatte, und wo daher die Todten und Verwundeten, Oesterreicher und Preußen bunt untereinander, so dicht gebettet lagen, daß die Träger des Lieutenants von A. mehrmals Mühe hatten, mit ihrer Last darüber hinwegzusteigen.

Vor ihnen, in nicht sehr großer Entfernung, lag Skalitz, in welchem mehrere Häuser brannten, ohne daß daran gedacht wurde, das Feuer zu löschen; denn die Einwohner waren sämmtlich entflohen; es fehlte an Löschgeräthen, und wären diese auch in hinreichender Menge vorhanden gewesen, wo hätten sich die Hände zu dem Löschungswerke finden sollen?

Am Wege saßen und lagen mehrere Verwundete von dem Regimente des Lieutenants von A. Als diese hörten, wer der Todte sei, den ihre Kameraden trugen, standen sie auf und schlossen sich dem Hauptmann an, der ihnen als der Bruder des Gefallenen bezeichnet wurde.

Nur mühsam schleppten sich einige der Verwundeten fort, aber ihr Herz drängte sie, dem allgemein beliebten Offizier das letzte Ehrengeleite zu geben.

Auch einige österreichische Verwundete vermehrten das Leichengefolge, als sie einen ihrer Offiziere als ersten Leidtragenden sahen.

So erreichte der Zug, der mit jedem Schritte zahlreicher wurde, die ersten Häuser von Skalitz. In einem Garten, unter einem großen dichtbelaubten Baume, wünschte der Hauptmann seinen Bruder zur Ruhe bestattet zu sehen. Gern kam der Unteroffizier seinen Wünschen nach; Grabscheite wurden schnell herbeigeschafft und nach wenigen Minuten ruhte der preußische Lieutenant von A. in dem kühlen Schooße des feindlichen Bodens.

„Jetzt führen Sie mich, wohin Sie wollen," sagte der Hauptmann zu dem Unteroffizier. „Ich habe auf Erden nichts mehr zu thun!"

XI.

Ein treuer Beamter.

Graf Woronski ging in sehr übler Laune in seinem Eckzimmer umher, seiner Gewohnheit nach eifrig mit sich selbst sprechend.

Er kannte selbst sehr gut diese gefährliche Schwäche, aber trotz aller Mühe, die er sich schon gegeben, sie abzulegen, war sie bereits zu tief eingewurzelt; um nun aber die daraus möglicherweise entspringende Gefahr durch Belauschung abzuschwächen, pflegte er die Schwelle seines Eckzimmers nicht zu überschreiten, wenn er, wie eben jetzt, in der Laune war, seinen Gedanken Audienz zu geben.

Hier war er wenigstens sicher, in den Ergüssen seiner geheimsten Gefühle nicht behorcht zu werden.

„Verwünscht!" brummte er. „Es will nicht vorwärts gehen! — Ueberall stoße ich auf Hindernisse — auf Dummheit, auf bösen Willen,

und ich fürchte beinahe, auch der Verrath wird nicht ausbleiben. — Besonders scheint die Liebe sich gegen mich verschworen zu haben; — in Prag hat sich der Neumeister, dessen ich auf alle Weise sicher zu sein glaubte, auf eine alberne Weise in die Margarethe Braunthal verliebt, so daß er darüber seine zweite Hauptaufgabe vernachlässigte und ich ihn drohend an die Erfüllung derselben erinnern mußte, und auch die erste wird er bei seiner Liebe nur lässig betrieben haben, daran zweifle ich kaum noch. — Doch wehe ihm, wenn er sich einfallen lassen sollte, sich von mir frei machen zu wollen. — Zum Glück weiß der Vogel, daß ich die Schnur, an der er hängt, und die ihm leicht den Hals zuschnüren könnte, fest in der Hand halte, und daß er bei seinen Freiheitsbestrebungen nicht weiter flattern könnte, als ich es ihm erlaube.

„Und hier,“ fuhr er in wachsender übler Laune fort, „hier macht mir mein eigener Bruder viel Sorge und Verdruß. — Der Bursche ist bis über die Ohren in seine Amalie verliebt; statt das Mädchen und durch sie auch ihren Vater in unser Netz zu ziehen, scheint er sich daher immer mehr und mehr in ihr Netz zu verstricken. — Ich glaube wahrhaftig, ich werde zuletzt genöthigt sein, dem Burschen einen andern Wirkungskreis anzuweisen, wo die Liebe mir keine Striche durch meine Rechnung zieht, und mir aus meiner Garde einen andern vertrauten Kammerdiener zuzulegen, auf den ich mich vielleicht noch besser verlassen kann, wie auf meinen eigenen Bruder!“

Nach dem Sprichwort:

„Wenn man den Wolf nennt,
Kömmt er gerennt!“

trat in diesem Augenblicke Eduard ein.

„Nun,“ fragte Graf Woronski, „hast Du etwas ausgekundschaftet?“

„Ziemlich viel sogar,“ entgegnete Eduard, „wenigstens in der einen Richtung. — Ich habe über die Lage und den Charakter der Telegraphenbeamten mit der größten Vorsicht Erkundigungen eingezogen, und es sind mir Mehrere bezeichnet worden, die sich in ziemlich mißlichen Verhältnissen befinden. — Aeltere Schulden, bei Einigen noch von der Zeit herrührend, wo sie in der Armee dienten, aus der sie eben deshalb austreten mußten, — der geringe Gehalt, der für die meisten niederen Beamten Oesterreichs kaum zum allerbescheidensten Leben hinreicht — zum Theil auch zahlreiche Familie, wiederholte Krankheitsfälle in derselben —“

„Genug, und mehr als genug, um die armen Menschen in ein Meer von Sorgen zu stürzen," fiel Graf Woronski seinem Bruder in das Wort. „Und ist Dir Keiner besonders bezeichnet worden, der vor den Anderen geeignet sein würde auf unsere Pläne einzugehen?"

„Keiner!" entgegnete Eduard, „und ich mochte natürlich auch mit meinen Fragen keinen Verdacht erregen. Indeß ist mir Einer genannt worden, der unter der Last der Sorgen in Folge rasch aufeinanderfolgender Unglücksfälle erdrückt zu werden scheint, und der daher wohl geneigt sein dürfte, den Rettungsanker zu ergreifen, den eine hilfreiche Hand ihm bieten würde."

„Und wie heißt er?" fragte hastig Graf Woronski.

„Güldenberg," entgegnete Eduard lachend. „Es scheint beinahe, als hätte das Schicksal durch die Ertheilung dieses Namens seines Elends spotten und ihm dasselbe nur noch fühlbarer, noch drückender machen wollen."

„Nun, wir wollen es ihm zu erleichtern suchen, indem wir ihm „güldene Berge" in Aussicht stellen und als Handgeld schon einige Goldkörner davon gewähren," sagte der ältere Bruder. „Du mußt nun aber vor allen Dingen keine Zeit versäumen, Eduard, seine Bekanntschaft zu machen, und mir Gelegenheit zu verschaffen, ihn zu sprechen."

„Das ist bereits geschehen," entgegnete Eduard, stolz darauf, den Wünschen seines Bruders, unter dessen Tyrannei er seufzte, zuvorgekommen zu sein. „Ich erkundigte mich, wo Güldenberg her sei, und da man mir sagte, aus dem nördlichen Böhmen, in der Nähe von Trautenau, oder vielleicht auch aus Trautenau selbst, ging ich zu ihm und sagte, ein Landsmann von ihm ließe ihn bitten, heute zwischen vier und fünf Uhr in Trebers Bierhalle zu kommen, wo er ihm eine Mittheilung zu machen hätte, die ihm gewiß sehr erfreulich sein würde. Er fragte mich nach dem Namen dieses Landsmannes; ich entschuldigte mich damit, daß ich ihn nur flüchtig gehört, leider aber vergessen hätte. Wir wären, sagte ich, [illegible] auf der Eisenbahn von [illegible] angekommen [illegible], in einer [illegible], [illegible] Bekanntschaft [illegible]; [illegible] Herr [illegible] [illegible] Güldenberg [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

doch sehr viel daran läge, seinen Landsmann, den er seit mehreren Jahren nicht gesehen, noch heute zu sprechen, um ihm die freudige Nachricht mitzutheilen."

„Bravo, mein Sohn," sagte der ältere Bruder, und klopfte dem jüngeren freundlich auf die Achsel. „Du fängst an, Dich zu kultiviren, und hast für diesmal Deine Sache klug und pfiffig angestellt; denn auf diese Weise kann er, selbst wenn ich mit meinem Anerbieten scheitern sollte, keine Ahnung davon haben, wer ich bin, und daß er mich bei einem andern Zusammentreffen nicht zufällig wieder erkennt, dafür will ich schon sorgen."

„So gehst Du also nach Drehers Keller?" fragte Eduard.

„Versteht sich," erwiderte der ältere Bruder. — „Du gehst einen Augenblick voraus, überzeugst Dich, ob „mein Landsmann" zugegen ist, kömmst zurück, um ihn mir genau zu beschreiben, mir zu sagen, an welchem Tische er sitzt, und ich gehe dann hinein, um mein Glück bei ihm zu versuchen."

Wie Alles hier verabredet worden war, so wurde es ausgeführt.

Zu der festgesetzten Stunde stieg der Graf Woronski, der vor dem Opernkaffeehause die verlangte Auskunft von seinem Bruder Eduard erhalten hatte, die Treppe zu Drehers Bierhalle hinab und ging geradesweges nach dem hintern Saale, wo der kaiserliche Telegraphenbeamte Güldenberg mit bekümmerter Miene an dem bezeichneten Tische saß und mit dem unverkennbaren Ausdrucke gespannter Neugier die Blicke auf die Thür richtete, durch welche der unbekannte Landsmann eintreten sollte.

Dieser stellte sich ihm denn auch bald mit freundlichem Wesen vor, aber wer den altersgrauen, gebückt gehenden, beinahe kleinen Mann mit dem runzelvollen Gesicht, den zusammengekniffenen, blinzelnden, rothrandigen Augen, den bleichen Lippen und dem schlotternden Gange gesehen hätte, den Greis, welcher wenigstens an die siebzig Jahre zählen mußte, der würde sicher weit entfernt gewesen sein, in ihm den stattlichen Grafen Woronski zu erkennen, wie wir ihn unseren Lesern im ersten Kapitel unserer Erzählung beschrieben haben.

Der metamorphosirte Woronski schritt also, wie erwähnt, gerade auf den Telegraphisten Güldenberg zu, und als dieser die Frage, ob er der Gesuchte sei, bejaht hatte, nahm der scheinbar hochbejahrte Mann an der Seite des jungen Beamten Platz.

„Sie haben mir aus meiner Heimat eine erfreuliche Nachricht

zu bringen?" fragte Güldenberg, dem danach verlangte, bald zu erfahren, was der Fremde ihm Gutes zu sagen hätte.

„Ja wohl, mein junger Herr," entgegnete der Graf mit der leise zitternden, etwas schneidenden Stimme eines Greises. „Das heißt, es ist weniger eine Nachricht, die ich Ihnen zu bringen habe, als eine Aussicht, die ich Ihnen eröffnen, ein Vorschlag, den ich Ihnen machen will, und der, wenn Sie darauf eingehen, binnen kurzer Zeit alle die Sorgen von Ihnen nehmen würde, von denen Sie seit einiger Zeit bestürmt werden, wie ich mit der aufrichtigsten Theilnahme gehört habe."

Güldenberg stieß einen tiefen Seufzer aus und sein Auge umflorte sich; indeß brach er nicht, wie Woronski es erwartet hatte, in Klagen aus; vielmehr fragte er ruhig und höflich:

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? Und welchem Umstande verdanke ich die Theilnahme, die Sie so freundlich äußern?"

„Ich heiße Reithmayer," erwiderte Woronski, „doch werden Sie sich meines Namens schwerlich noch erinnern, obgleich ich einer der ältesten und besten Freunde Ihres so ehrenwerthen verstorbenen Herrn Vaters war."

„Ich erinnere mich in der That nicht mehr," sagte Güldenberg, indem er sich auf den seinem Ohre fremden Namen zu besinnen suchte, und dem theilnehmenden Greise forschend in das Gesicht sah, ob er sich vielleicht die Züge besser zurückrufen könnte, wie den Namen.

„Das glaube ich gern! Das glaube ich gern!" sagte Woronski. „Sie waren noch sehr jung, als ich Trautenau verließ, um eine große Reise zu unternehmen, und als ich von derselben zurückkehrte, hatten Sie das väterliche Haus bereits verlassen, wenn ich nicht irre, um in Prag zu studiren, wie mir Ihr guter Vater sagte. — Denn Sie haben doch in Prag studirt? Nicht wahr?"

„Allerdings!" entgegnete Güldenberg, und blickte den alten Mann scharf an, als wollte er sagen: „Komm nun endlich zu der Sache."

Woronski verstand den Blick und begann — nicht ohne einige Verlegenheit, denn er erkannte sehr gut das Mißliche des Versuches, den er wagen wollte:

„Die Theilnahme für meines alten Freundes Sohn, dessen rasch aufeinanderfolgende harte Schicksalsschläge mich mit wahrem Schmerz erfüllten, als ich zufällig davon hörte, brachte mich auf den Gedanken, daß Ihnen vielleicht bei Ihrer augenblicklichen Verlegenheit mit einem kleinen Darlehen gedient sein würde."

Ohne die Antwort des jungen Mannes abzuwarten, zog er seine Brieftasche heraus, nahm aus derselben eine Banknote von hundert Gulden und legte sie vor Güldenberg auf den Tisch.

Der in allen Ränken erfahrene Mensch wußte — und vielleicht hatte er das sogar an sich selbst mehrmals erprobt — daß für Den, welcher sich in Bedrängniß befindet, nichts verlockender ist, als der Anblick des Geldes, besonders wenn die Summe groß genug ist, um der dringendsten Noth für den Augenblick, vielleicht sogar dauernd, ein Ende zu machen, und daß der Unglückliche, der dadurch in Versuchung geführt wird, um dieser zu widerstehen einer großen Seelenstärke bedarf.

Woronski schien sich auch in dieser schlauen Berechnung nicht getäuscht zu haben, denn Güldenberg's Augen funkelten, indem er sie mit begehrlichen Blicken auf die Banknote richtete.

Er überrechnete in einem Nu, was er mit dieser Summe Alles bestreiten könnte; daß sie hinreichte, seiner geliebten Frau, die von einer schweren Krankheit noch nicht vollständig genesen war, alle die Erquickungen und Stärkungen zu verschaffen, die ihr Zustand so dringend erforderte, die sie jetzt aber entbehren mußte, da es ihm oft sogar an dem täglichen Brot mangelte.

Er sagte sich, wie er für seine lieben Kinder — er hatte zwei kleine Mädchen und ein nur wenige Monate altes Söhnchen — so Manches, dessen sie dringend bedurften, anschaffen könnte, wenn dies Geld ihm gehörte.

Er hätte es daher gern genommen, aber er war zu ehrlich, zu ehrenhaft, um gegen den Retter, den der Himmel selbst ihm zu senden schien, nicht seine Zweifel auszusprechen.

„Mein geschätzter Herr Reithmayer,“ sagte er, „ich bin Ihnen sehr dankbar für die Theilnahme, die Sie dem Sohne Ihres alten Freundes beweisen; ich sage Ihnen auch offen, daß mir diese Summe eine große Hilfe sein würde; aber die Ehre zwingt mich, Ihnen zu gestehen, daß ich nicht wüßte, auf welche Weise ich Ihnen dies große Darlehen jemals zurückerstatten könnte.“

„Machen Sie sich deshalb keine Sorgen, mein lieber junger Freund,“ sagte Woronski, nahm die Banknote, drückte sie Güldenberg in die Hand und zwang ihn mit sanfter Gewalt, sie einzustecken. „Das hätte keine Eile und würde sich leicht finden. Uebrigens,“ fügte er, seinem Ziele näher rückend, mit einem lauernden Blicke hinzu — übrigens gäbe es auch vielleicht ein Mittel, wie Sie Ihre Schuld mit

leichter Mühe tilgen und mich noch außerdem zu Ihrem Schuldner machen könnten, so daß ich Ihnen gern noch öfter einen ähnlichen Betrag zahlen würde, wenn ich darauf rechnen dürfte, daß Sie mir dann und wann eine kleine Gefälligkeit zu erzeigen geneigt wären."

Diese Worte schienen Güldenberg stutzig zu machen. Er sah den vermeintlichen Greis groß an und sagte:

„Das würde ich natürlich mit dem größten Vergnügen thun, aber ich habe wahrlich keine Ahnung davon, wie ich Ihnen oder irgend einem anderen Menschen einen Gefallen zu erzeigen im Stande wäre für den ich hunderte von Gulden beanspruchen könnte."

Woronski, der so pfiffig, so gewandt war, der die Menschen, wie er meinte, so zu durchschauen und zu behandeln verstand, war ohne Zweifel in der Beurtheilung und Behandlung von Schelmen, wie Anton Meier, erfahrener, wie in der von Ehrenmännern; denn er erblickte in der Frage Güldenbergs eine Art Entgegenkommens gegen seine Wünsche und sagte daher mit weniger Vorsicht, als sonst in seiner Art lag:

„Wenn Sie mir zum Beispiel wichtige Telegramme, die durch Ihre Hand gehen, gleichzeitig mit den Adressaten, oder, wenn es sein könnte, noch vor denselben zukommen ließen. Sie dürften einer sehr anständigen Bezahlung —"

Weiter konnte er nicht sprechen.

Bei seiner ersten Eröffnung schon waren die sorgengebleichten Wangen Güldenbergs von dunkler Röthe überzogen worden; als der Verführer aber von Bezahlung sprach, da sprang der junge Mann zornig auf, und rief mit donnernder Stimme, so daß alle in dem Locale Anwesenden halb erschrocken, halb neugierig nach ihm hinsahen:

„Sie Elender! Darin also bestand Ihre vorgebliche Theilnahme für den Sohn Ihres alten Freundes? — Um sich zu bereichern, wollten Sie mich zu einer Schurkerei, zu einer Verletzung meines Diensteides verleiten? — Sie dachten, weil ich arm bin, weil die Noth, die Sorgen um Frau und Kinder, mich der Verzweiflung nahe bringen, könnten Sie mich durch Ihre elenden hundert Gulden bestechen?"

Er riß die Banknote aus der Tasche, warf sie Woronski vor die Füße und rief noch lauter als zuvor:

„Ja, ich bin dem Verhungern mit Weib und Kindern nahe, aber lieber würde ich sie alle vor meinen Augen sterben sehen und ihnen dann

selbst nachfolgen, als daß ich sie vor dem Elende rettete, um sie in Schande zu stürzen!“

Er nahm seinen Hut und stürmte hinaus.

Lautes Bravorufen und Händeklatschen begleitete ihn, als aber die Stiegenthür sich hinter ihm geschlossen hatte, erhob sich gegen den Verführer ein so drohendes Gemurmel, daß der Herr Reithmayer es für gerathen hielt, das Weite zu suchen, bevor das gegen ihn heranziehende Ungewitter zum Ausbruche käme. Er entfernte sich daher eiliger, als man es von dem gebückten, schwächlich aussehenden Greise hätte erwarten sollen.

Wie Güldenberg mit Aeußerungen des Beifalls begleitet worden war, so folgten seinem Verführer gellendes Pfeifen und Zischen, untermischt mit einzelnen Rufen: „Alter Schuft! — Alter Sünder!“

Gleichgiltig gegen diese Beschimpfungen, froh, thätlichen Beleidigungen entgangen zu sein, und von Wuth erfüllt über das Mißlingen seines Bestechungsversuches, erreichte Woronski das Freie, und beeilte sich, aus dem Bereiche von Dreher's Keller zu kommen, aus Furcht, es möchte einem oder dem andern Zeugen des Auftrittes einfallen, ihm nachzukommen und ihm noch auf der Straße einen Skandal zu bereiten.

XII.

Der Meister und der Schüler.

Als Woronski so der drohenden Gefahr einer thätlichen Mißhandlung entgangen war, schritt er rasch durch einige Straßen der Kreuz und der Quere, um Die irre zu führen, die ihm etwa gefolgt sein sollten, bog dann in ein vielbetretenes Durchhaus ein, und schlüpfte in ein ebenerdiges Zimmer, zu dem er den Schlüssel aus der Tasche zog, und welches sich unmittelbar auf den Durchgang öffnete.

Sorgfältig schloß er die Thür hinter sich ab und blieb darauf etwa eine Viertelstunde in dem Zimmer, dessen Fenster dicht verhangen waren, so daß er Licht anbrennen mußte, so oft er sich darin befand.

Als der gebrechliche, siebzigjährige Reithmayer war er hineingegangen, und als der frische, kräftige Graf Woronski kam er wieder heraus.

Diese Verwandlung hatte ihm keine sonderliche Mühe gemacht, denn das Zimmer enthielt ein wahres Arsenal der verschiedenartigsten Bekleidungs- und Toilette-Gegenstände. Es hatte ganz das Ansehen einer Trödlerbude. An den Wänden hingen Röcke, Beinkleider, Westen von allen Formen und Moden, neu und elegant, altmodisch und abgetragen, und selbst einige geflickte Anzüge waren mit darunter.

Ueber den Kleidern sah man dazu passende Kopfbedeckungen, ebenfalls von der verschiedensten Art und Form; am Boden standen Fußbekleidungen, von den plumpen, dicksohligen Kothtretern an, bis zu den zierlichsten, glanzledernen Stiefeln.

Auf einem Tische machte sich ein buntes Gemisch von Tiegeln, Büchsen und Fläschchen aller Art breit. Pomaden, Schminken von allen Farben, so daß ein Schauspieler sich keine vollständigere Sammlung hätte wünschen können, um sich zu den Rollen seines ganzen Repertoires in den Stand zu setzen.

Auch von Perrücken fand sich eine große Auswahl; nicht minder waren Bärte vorhanden, kurz, es zeigte Alles, daß Graf Woronski diese reichhaltige Garderobe benutzte, um sich zu den verschiedenen Rollen vorzubereiten, die auch er spielte, ohne gerade Schauspieler von Profession zu sein.

Uebrigens stand zuverlässig mancher berühmte Bühnenkünstler dem Grafen Woronski bei der consequenten und naturgetreuen Durchführung der verschiedenartigsten Charaktere nach.

Als der alte Reithmayer in dem Garderobezimmer ab- und Graf Woronski angelegt war, ging dieser Letztere in der übelsten Laune von der Welt nach seinem Hotel zurück.

Schon auf der Schwelle kam ihm Eduard mit der Meldung entgegen:

„Ein gewisser Neumeister hat nach dem Herrn Grafen gefragt. Ich habe ihn nach einer halben Stunde wieder bestellt und die ist beinahe verflossen, so daß ich ihn jede Minute erwarte. — Soll ich ihn einlassen?"

„So wie er sich einstellt!" sagte der Graf und ging an seinem Kammerdiener vorüber nach dem Eckzimmer.

„Der kömmt mir eben recht!" brummte er, sobald er sich allein sah. „Wehe ihm, wenn er mir nicht volle Ursache gibt, mit ihm zufrieden zu sein."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Neumeister, dem Eduard die Thüre öffnete, hereintrat.

Er grüßte den Grafen höflich, doch kalt und abgemessen; man konnte es ihm deutlich ansehen, daß er sich zu dem Gruße Gewalt anthat.

„Sie haben lange nichts von sich hören lassen, mein Lieber,“ fuhr der Graf ihn barsch an. „Ich will nicht hoffen, daß Sie Ihre Pflicht ganz vernachlässigten, wie ich beinahe glauben könnte, da ich Sie daran mahnen mußte, Nachricht von sich zu geben.“

„Herr Graf,“ sagte Neumeister, mit mühsam unterdrückter Aufregung, „ich that, was ich konnte und was ich sollte, aber —“

„Nicht viele Worte und besonders kein „Aber“ — fiel ihm Woronski in das Wort. „Sie wissen, daß ich das nicht liebe! — Zur Sache also. — Haben Sie die Platte mitgebracht?“

„Hier ist sie,“ sagte Neumeister und zog ein kleines Päckchen aus der Tasche.

„Fertig?“ fragte der Graf.

„Fertig!“

„Lassen Sie sehen,“ fuhr Woronski fort, wickelte die Platte aus ihrer Umhüllung und betrachtete sie prüfend mit der größten Genauigkeit.

Er war offenbar mit dem Resultate seiner Prüfung zufrieden, denn er sagte freundlich mit dem Kopfe nickend:

„Gut! Sehr gut; wenigstens allem Anscheine nach! — Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie Ihre Kunst noch nicht verlernt haben, obgleich Ihnen einige Jahre die Gelegenheit mangelte, sie zu üben.“

Bei diesem Lobe, besonders aber bei den letzten Worten, zuckte es krampfhaft in den Zügen Neumeisters, und seine Augen blitzten in jenem unheimlichen Feuer, welches Margarethe bei der ersten Begegnung mit ihm so beängstigt hatte.

Woronski bemerkte den Ausdruck wohl, aber er hatte nur ein geringschätziges Lächeln für das, was in dem Innern des jungen Mannes vorging, der sein willenloser Sclave war, wie er glaubte.

„Und der Abzug?“ fragte der Graf nach einer kleinen Pause, während welcher er seine Augen durchbohrend auf Neumeister gerichtet hielt.

„Hier ist er,“ sagte dieser. „Ich habe ihn erst gestern, kurz vor meiner Abreise gemacht, und ich hoffe, daß Sie damit zufrieden sein werden!“

Damit überreichte er Woronski ein feines Blatt Papier.

Dieser nahm es, zog aus der Brusttasche eine Zehnguldennote und verglich sie längere Zeit sehr aufmerksam mit dem von Neumeister empfangenen Abdruck der Platte.

„Vortrefflich!" sagte er dann. „Ganz vortrefflich! Wahrlich, Sie sind ein Altmeister, mein lieber Neumeister."

Ein finsteres Stirnrunzeln war die einzige Antwort, welche der gelobte Künstler gab.

„Nun noch die letzte entscheidende Prüfung," fuhr Woronski fort; „die Besichtigung mit der Loupe."

Er ging zu einem seitwärts stehenden kleinen Tische, nahm von demselben das Vergrößerungsglas, und betrachtete durch dasselbe nochmals das gelobte Werk der Fälschung.

Plötzlich rief er aus:

„Was ist denn das?"

Bei diesen Worten flog blitzschnell ein Zug der Freude über Neumeisters Gesicht, dann aber sagte er mit unbefangenem Tone des Staunens:

„Was denn, Herr Graf?"

„Da, sehen Sie hier!" sagte Woronski zornig, und deutete auf eine Stelle der Note, „das ist ja ein so auffallender Fehler, daß ich mich jetzt über mich selbst wundern muß, ihn nicht schon mit bloßem Auge bemerkt zu haben. — Der letzte Zug dieses Buchstabens ist ja ganz verzerrt!"

„Ja, wahrlich!" sagte Neumeister, indem er mit innerer Zufriedenheit bemerkte, daß der eine Zug des Griffels, den er in Prag an dem Abend machte, als die Freude seines Verlobungsfestes durch das Telegramm aus Wien gestört wurde, seine Schuldigkeit gethan hatte; der Zug, den er mit den Worten begleitete: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen!"

„Ich weiß nicht, Herr Graf, wie mir das begegnet ist," fuhr er fort. „Es muß wahrscheinlich die Aufregung gethan haben, denn ich wollte eben mit diesem Zuge die Arbeit beendigen, da erhielt ich Ihr Telegramm, und vor Schreck darüber wird mir die Hand ausgeglitten sein. — Da bleibt nun freilich leider nichts Anderes übrig, als die Arbeit von vorne anzufangen. Ich will mich damit so viel als möglich beeilen und dabei nur wünschen, daß sie mir wieder eben so gut gelingen möge, wie das erste Mal."

Aber seine Absicht, den Grafen Woronski durch diese Worte zu beschwichtigen, mißlang vollkommen.

ter heran, der scheinbar eine eisige Ruhe bewahrte,
ganzen Körper leise bebte, leichenblaß war und sich
erwehren konnte.
seit langer Zeit den Jähzorn des Menschen, dem er
der in seinen wildesten Ausbrüchen an Wahnsinn grenzte.
auf Alles, was kommen konnte, vorbereitet und war
Muthe erfüllt, den er bei einem plötzlichen feindlichen
mit seinem bösen Geiste nicht empfunden haben würde.
wiederholte Woronski, „Du wagst es, mir zu
— mir? — Vergißt Du, wer Du bist, — welcher
rch meine großmüthigen Absichten mit Dir, mit Dei-
ohlergehen, entriß, — in wie günstige Verhältnisse,
nsten Wünsche sich nie hätten träumen lassen, ich Dich
— Wenn aber die Dankbarkeit, die Du mir dafür
Dich das Alles vergessen läßt, — vergißt Du dann
Wort von mir hinreichend sein würde, Dich wieder in
abzuschleudern, aus dem ich Dich hervorgezogen habe?“
esse nichts von alledem, Herr Graf, was Sie da eben
n,“ entgegnete Neumeister, seine Ruhe noch immer
m auch nur mit der äußersten Anstrengung. „Aber eben
ich ältere Sachen vergessen, an welche Sie sich nicht
rn scheinen. Ich habe es nicht vergessen, daß Sie unter
, sich des Verlassenen, ohne Rather und Freund auf der
nden hilfreich anzunehmen, mein Talent ausbilden ließen

Offenbar hatte derselbe Argwohn geschöpft, und vielleicht wurde er darin bestätigt, da Neumeister seine Freude über die nothwendig gewordene, das heißt von ihm absichtlich herbeigeführte Zögerung nicht hinreichend zu verhehlen im Stande gewesen war.

Er brach in einen Zorn aus, der an Wuth grenzte, und der Neumeister wahrscheinlich erschreckt haben würde, wäre er nicht, wie wir wissen, vor den Grafen mit dem festen Entschlusse hingetreten, mit ihm den Kampf zu wagen, was auch immer daraus entstehen möchte.

Er blickte daher seinem Feinde, seinem bösen Geiste, wie er ihn genannt hatte, fest in das Auge, als Woronski mit donnernder Stimme rief:

„Mensch, willst Du es etwa wagen, mit mir ein falsches Spiel zu treiben?“

„Woraus schließen Sie das?“ fragte Neumeister so gelassen, als es ihm möglich war. „Ich weiß nicht, wodurch ich Ihnen Anlaß zu einer solchen Vermuthung gegeben habe, denn ich befolgte pünktlich die Befehle, die Sie mir ertheilten.“

„Schweig!“ schrie der Graf. — „Du hast mich frech belogen, als Du mir sagtest, der Schreck über mein Telegramm hätte diesen Fehler zur Folge gehabt!“

„Woraus schließen Sie, daß das eine Lüge war?“ fragte Neumeister.

„Weil Du nicht zugleich mein Telegramm lesen und an der Platte arbeiten konntest; weil Dir folglich auch nicht über dem Lesen die Hand ausgeglitten sein kann, um die ganze Arbeit vergeblich zu machen.“

Neumeister schlug verlegen die Augen zu Boden, denn er sah die Richtigkeit dieser Bemerkung ein, und wußte daher nicht, was er darauf antworten sollte.

Woronski fuhr fort:

„Daß Du die Platte absichtlich verdorben hast, um sie unbrauchbar zu machen, daran zweifle ich nicht einen Augenblick. Noch erkenne ich zwar Deine Absicht nicht, aber tückisch ist sie jedenfalls, und wenn Du auch vielleicht für den Augenblick nur Zeit gewinnen wolltest.“

Ohne Ahnung, wie sehr er bei dieser Bemerkung den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, sagte Woronski mit steigender Heftigkeit:

„Was Du aber auch beabsichtigen magst — nimm Dich vor mir in Acht, denn so wie ich die Ueberzeugung gewinnen sollte, daß Du auf Verrath sinnst, zertrete ich Dich wie einen elenden Wurm, der Du bist!“

Mit mühsam unterdrückter Aufregung, die gleichwohl seiner Stimme nnbar anzuhören war, entgegnete *Neumeister*:

„Der getretene Wurm krümmt sich und zuweilen sticht er die es Fußes, der ihn tritt, spritzt sein Gift in die Wunde, und und Opferer verfallen zu gleicher Zeit dem Tode!“

„Elender!“ schrie *Woronski*, außer sich vor Wuth; Schaum m vor den Mund, er ballte krampfhaft die Fäuste und trat *Neumeister* heran, der scheinbar eine eisige Ruhe bewahrte, ber auch am ganzen Körper leise bebte, leichenblaß war und sich cht nicht ganz erwehren konnte.

Aber er kannte seit langer Zeit den Jähzorn des Menschen, dem er rstand, und der in seinen wildesten Ausbrüchen an Wahnsinn grenzte. e sich daher auf Alles, was kommen konnte, vorbereitet und war mit einem Muthe erfüllt, den er bei einem plötzlichen feindlichen nentreffen mit seinem bösen Geiste nicht empfunden haben würde.

Elender!“ wiederholte *Woronski*, „Du wagst es, mir zu — Du — mir? — Vergißt Du, wer Du bist, — welcher Dich durch meine großmüthigen Absichten mit Dir, mit Dei- nftigen Wohlergehen, entriß, — in wie günstige Verhältnisse, Deine kühnsten Wünsche sich nie hätten träumen lassen, ich Dich habe? — Wenn aber die Dankbarkeit, die Du mir dafür wärest, Dich das Alles vergessen läßt, — vergißt Du dann aß *ein* Wort von mir hinreichend sein würde, Dich wieder in grund hinabzuschleudern, aus dem ich Dich hervorgezogen habe?“

Ich vergesse nichts von alledem, Herr Graf, was Sie da eben hlt haben,“ entgegnete *Neumeister*, seine Ruhe noch immer nd, wenn auch nur mit der äußersten Anstrengung. „Aber eben g habe ich *ältere* Sachen vergessen, an welche *Sie* sich nicht n erinnern scheinen. Ich habe es nicht vergessen, daß Sie unter rwande, sich des Verlassenen, ohne Rather und Freund auf der Dastehenden hilfreich anzunehmen, mein Talent ausbilden ließen, dann zu Ihrem Vortheil und meinem Verderben auszubeuten; habe es nicht vergessen, daß Sie mich zu dem Affen machten, Sie die gebratenen Kastanien aus den glühenden Kohlen holen — ich habe es nicht vergessen, daß Sie mich feig oder boshaft iche ließen, als es Ihrem Einflusse wahrscheinlich leicht gewesen mich aus der Schlinge zu befreien, in die ich durch Sie, durch Rathschläge, Ihre Verführung, gerathen war; — ich —“

Offenbar hatte derselbe Argwohn geschöpft, und vielleicht wurde er darin bestätigt, da Neumeister seine Freude über die nothwendig gewordene, das heißt von ihm absichtlich herbeigeführte Zögerung nicht hinreichend zu verhehlen im Stande gewesen war.

Er brach in einen Zorn aus, der an Wuth grenzte, und der Neumeister wahrscheinlich erschreckt haben würde, wäre er nicht, wie wir wissen, vor den Grafen mit dem festen Entschlusse hingetreten, mit ihm den Kampf zu wagen, was auch immer daraus entstehen möchte.

Er blickte daher seinem Feinde, seinem bösen Geiste, wie er ihn genannt hatte, fest in das Auge, als Woronski mit donnernder Stimme rief:

„Mensch, willst Du es etwa wagen, mit mir ein falsches Spiel zu treiben?“

„Woraus schließen Sie das?“ fragte Neumeister so gelassen, als es ihm möglich war. „Ich weiß nicht, wodurch ich Ihnen Anlaß zu einer solchen Vermuthung gegeben habe, denn ich befolgte pünktlich die Befehle, die Sie mir ertheilten.“

„Schweig!“ schrie der Graf. — „Du hast mich frech belogen, als Du mir sagtest, der Schreck über mein Telegramm hätte diesen Fehler zur Folge gehabt!“

„Woraus schließen Sie, daß das eine Lüge war?“ fragte Neumeister.

„Weil Du nicht zugleich mein Telegramm lesen und an der Platte arbeiten konntest; weil Dir folglich auch nicht über dem Lesen die Hand ausgeglitten sein kann, um die ganze Arbeit vergeblich zu machen.“

Neumeister schlug verlegen die Augen zu Boden, denn er sah die Richtigkeit dieser Bemerkung ein, und wußte daher nicht, was er darauf antworten sollte.

Woronski fuhr fort:

„Daß Du die Platte absichtlich verdorben hast, um sie unbrauchbar zu machen, daran zweifle ich nicht einen Augenblick. Noch erkenne ich zwar Deine Absicht nicht, aber tückisch ist sie jedenfalls, und wenn Du auch vielleicht für den Augenblick nur Zeit gewinnen wolltest.“

Ohne Ahnung, wie sehr er bei dieser Bemerkung den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, sagte Woronski mit steigender Heftigkeit:

„Was Du aber auch beabsichtigen magst — nimm Dich vor mir in Acht, denn so wie ich die Ueberzeugung gewinnen sollte, daß Du auf Verrath sinnst, zertrete ich Dich wie einen elenden Wurm, der Du bist!“

Mit mühsam unterdrückter Aufregung, die gleichwohl seiner Stimme erkennbar anzuhören war, entgegnete Neumeister:

„Der getretene Wurm krümmt sich und zuweilen sticht er die [...]e des Fußes, der ihn tritt, spritzt sein Gift in die Wunde, und [...]er und Opferer verfallen zu gleicher Zeit dem Tode!“

„Elender!“ schrie Woronski, außer sich vor Wuth; Schaum [...] ihm vor den Mund, er ballte krampfhaft die Fäuste und trat [...] zu Neumeister heran, der scheinbar eine eisige Ruhe bewahrte, [...]i aber auch am ganzen Körper leise bebte, leichenblaß war und sich [...] Furcht nicht ganz erwehren konnte.

Aber er kannte seit langer Zeit den Jähzorn des Menschen, dem er [...]nüberstand, und der in seinen wildesten Ausbrüchen an Wahnsinn grenzte. [...] hatte sich daher auf Alles, was kommen konnte, vorbereitet und war [...]rch mit einem Muthe erfüllt, den er bei einem plötzlichen feindlichen [...]sammentreffen mit seinem bösen Geiste nicht empfunden haben würde.

„Elender!“ wiederholte Woronski, „Du wagst es, mir zu [...]en? — Du — mir? — Vergißt Du, wer Du bist, — welcher [...] ich Dich durch meine großmüthigen Absichten mit Dir, mit Dei[...] künftigen Wohlergehen, entriß, — in wie günstige Verhältnisse, [...]he Deine kühnsten Wünsche sich nie hätten träumen lassen, ich Dich [...]racht habe? — Wenn aber die Dankbarkeit, die Du mir dafür [...]ldig wärest, Dich das Alles vergessen läßt, — vergißt Du dann [...], daß ein Wort von mir hinreichend sein würde, Dich wieder in [...] Abgrund hinabzuschleudern, aus dem ich Dich hervorgezogen habe?“

„Ich vergesse nichts von alledem, Herr Graf, was Sie da eben [...]gezählt haben,“ entgegnete Neumeister, seine Ruhe noch immer [...]ahrend, wenn auch nur mit der äußersten Anstrengung. „Aber eben [...]wenig habe ich ältere Sachen vergessen, an welche Sie sich nicht [...]r zu erinnern scheinen. Ich habe es nicht vergessen, daß Sie unter [...] Vorwande, sich des Verlassenen, ohne Rather und Freund auf der [...]lt Dastehenden hilfreich anzunehmen, mein Talent ausbilden ließen, [...] es dann zu Ihrem Vortheil und meinem Verderben auszubeuten; [...] ich habe es nicht vergessen, daß Sie mich zu dem Affen machten, [...] für Sie die gebratenen Kastanien aus den glühenden Kohlen holen [...]ußte; — ich habe es nicht vergessen, daß Sie mich feig oder boshaft [...] Stiche ließen, als es Ihrem Einflusse wahrscheinlich leicht gewesen [...], mich aus der Schlinge zu befreien, in die ich durch Sie, durch [...] Rathschläge, Ihre Verführung, gerathen war; — ich —“

Er grüßte den Grafen höflich, doch kalt und abgemessen; man konnte es ihm deutlich ansehen, daß er sich zu dem Gruße Gewalt anthat.

„Sie haben lange nichts von sich hören lassen, mein Lieber," fuhr der Graf ihn barsch an. „Ich will nicht hoffen, daß Sie Ihre Pflicht ganz vernachlässigten, wie ich beinahe glauben könnte, da ich Sie daran mahnen mußte, Nachricht von sich zu geben."

„Herr Graf," sagte Neumeister, mit mühsam unterdrückter Aufregung, „ich that, was ich konnte und was ich sollte, aber —"

„Nicht viele Worte und besonders kein „Aber" — fiel ihm Woronski in das Wort. „Sie wissen, daß ich das nicht liebe! — Zur Sache also. — Haben Sie die Platte mitgebracht?"

„Hier ist sie," sagte Neumeister und zog ein kleines Päckchen aus der Tasche.

„Fertig?" fragte der Graf.

„Fertig!"

„Lassen Sie sehen," fuhr Woronski fort, wickelte die Platte aus ihrer Umhüllung und betrachtete sie prüfend mit der größten Genauigkeit.

Er war offenbar mit dem Resultate seiner Prüfung zufrieden, denn er sagte freundlich mit dem Kopfe nickend:

„Gut! Sehr gut; wenigstens allem Anscheine nach! — Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie Ihre Kunst noch nicht verlernt haben, obgleich Ihnen einige Jahre die Gelegenheit mangelte, sie zu üben."

Bei diesem Lobe, besonders aber bei den letzten Worten, zuckte es krampfhaft in den Zügen Neumeisters, und seine Augen blitzten in jenem unheimlichen Feuer, welches Margarethe bei der ersten Begegnung mit ihm so beängstigt hatte.

Woronski bemerkte den Ausdruck wohl, aber er hatte nur ein geringschätziges Lächeln für das, was in dem Innern des jungen Mannes vorging, der sein willenloser Sclave war, wie er glaubte.

„Und der Abzug?" fragte der Graf nach einer kleinen Pause, während welcher er seine Augen durchbohrend auf Neumeister gerichtet hielt.

„Hier ist er," sagte dieser. „Ich habe ihn erst gestern, kurz vor meiner Abreise gemacht, und ich hoffe, daß Sie damit zufrieden sein werden!"

Damit überreichte er Woronski ein feines Blatt Papier.

Dieser nahm es, zog aus der Brusttasche eine Zehnguldennote und verglich sie längere Zeit sehr aufmerksam mit dem von Neumeister empfangenen Abdruck der Platte.

„Vortrefflich!" sagte er dann. „Ganz vortrefflich! Wahrlich, Sie sind ein Altmeister, mein lieber Neumeister."

Ein finsteres Stirnrunzeln war die einzige Antwort, welche der gelobte Künstler gab.

„Nun noch die letzte entscheidende Prüfung," fuhr Woronski fort; „die Besichtigung mit der Loupe."

Er ging zu einem seitwärts stehenden kleinen Tische, nahm von demselben das Vergrößerungsglas, und betrachtete durch dasselbe nochmals das gelobte Werk der Fälschung.

Plötzlich rief er aus:

„Was ist denn das?"

Bei diesen Worten flog blitzschnell ein Zug der Freude über Neumeisters Gesicht, dann aber sagte er mit unbefangenem Tone des Staunens:

„Was denn, Herr Graf?"

„Da, sehen Sie hier!" sagte Woronski zornig, und deutete auf eine Stelle der Note, „das ist ja ein so auffallender Fehler, daß ich mich jetzt über mich selbst wundern muß, ihn nicht schon mit bloßem Auge bemerkt zu haben. — Der letzte Zug dieses Buchstabens ist ja ganz verzerrt!"

„Ja, wahrlich!" sagte Neumeister, indem er mit innerer Zufriedenheit bemerkte, daß der eine Zug des Griffels, den er in Prag an dem Abend machte, als die Freude seines Verlobungsfestes durch das Telegramm aus Wien gestört wurde, seine Schuldigkeit gethan hatte; der Zug, den er mit den Worten begleitete: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen!"

„Ich weiß nicht, Herr Graf, wie mir das begegnet ist," fuhr er fort. „Es muß wahrscheinlich die Aufregung gethan haben, denn ich wollte eben mit diesem Zuge die Arbeit beendigen, da erhielt ich Ihr Telegramm, und vor Schreck darüber wird mir die Hand ausgeglitten sein. — Da bleibt nun freilich leider nichts Anderes übrig, als die Arbeit von vorne anzufangen. Ich will mich damit so viel als möglich beeilen und dabei nur wünschen, daß sie mir wieder eben so gut gelingen möge, wie das erste Mal."

Aber seine Absicht, den Grafen Woronski durch diese Worte zu beschwichtigen, mißlang vollkommen.

Offenbar hatte derselbe Argwohn geschöpft, und vielleicht wurde er darin bestätigt, da Neumeister seine Freude über die nothwendig gewordene, das heißt von ihm absichtlich herbeigeführte Zögerung nicht hinreichend zu verhehlen im Stande gewesen war.

Er brach in einen Zorn aus, der an Wuth grenzte, und der Neumeister wahrscheinlich erschreckt haben würde, wäre er nicht, wie wir wissen, vor den Grafen mit dem festen Entschlusse hingetreten, mit ihm den Kampf zu wagen, was auch immer daraus entstehen möchte.

Er blickte daher seinem Feinde, seinem bösen Geiste, wie er ihn genannt hatte, fest in das Auge, als Woronski mit donnernder Stimme rief:

„Mensch, willst Du es etwa wagen, mit mir ein falsches Spiel zu treiben?“

„Woraus schließen Sie das?“ fragte Neumeister so gelassen, als es ihm möglich war. „Ich weiß nicht, wodurch ich Ihnen Anlaß zu einer solchen Vermuthung gegeben habe, denn ich befolgte pünktlich die Befehle, die Sie mir ertheilten.“

„Schweig!“ schrie der Graf. — „Du hast mich frech belogen, als Du mir sagtest, der Schreck über mein Telegramm hätte diesen Fehler zur Folge gehabt!“

„Woraus schließen Sie, daß das eine Lüge war?“ fragte Neumeister.

„Weil Du nicht zugleich mein Telegramm lesen und an der Platte arbeiten konntest; weil Dir folglich auch nicht über dem Lesen die Hand ausgeglitten sein kann, um die ganze Arbeit vergeblich zu machen.“

Neumeister schlug verlegen die Augen zu Boden, denn er sah die Richtigkeit dieser Bemerkung ein, und wußte daher nicht, was er darauf antworten sollte.

Woronski fuhr fort:

„Daß Du die Platte absichtlich verdorben hast, um sie unbrauchbar zu machen, daran zweifle ich nicht einen Augenblick. Noch erkenne ich zwar Deine Absicht nicht, aber tückisch ist sie jedenfalls, und wenn Du auch vielleicht für den Augenblick nur Zeit gewinnen wolltest.“

Ohne Ahnung, wie sehr er bei dieser Bemerkung den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, sagte Woronski mit steigender Heftigkeit:

„Was Du aber auch beabsichtigen magst — nimm Dich vor mir in Acht, denn so wie ich die Ueberzeugung gewinnen sollte, daß Du auf Verrath sinnst, zertrete ich Dich wie einen elenden Wurm, der Du bist!“

Mit mühsam unterdrückter Aufregung, die gleichwohl seiner Stimme unverkennbar anzuhören war, entgegnete Neumeister:

„Der getretene Wurm krümmt sich und zuweilen sticht er die Ferse des Fußes, der ihn tritt, spritzt sein Gift in die Wunde, und Opfer und Opferer verfallen zu gleicher Zeit dem Tode!"

„Elender!" schrie Woronski, außer sich vor Wuth; Schaum trat ihm vor den Mund, er ballte krampfhaft die Fäuste und trat dicht zu Neumeister heran, der scheinbar eine eisige Ruhe bewahrte, dabei aber auch am ganzen Körper leise bebte, leichenblaß war und sich der Furcht nicht ganz erwehren konnte.

Aber er kannte seit langer Zeit den Jähzorn des Menschen, dem er gegenüberstand, und der in seinen wildesten Ausbrüchen an Wahnsinn grenzte. Er hatte sich daher auf Alles, was kommen konnte, vorbereitet und war dadurch mit einem Muthe erfüllt, den er bei einem plötzlichen feindlichen Zusammentreffen mit seinem bösen Geiste nicht empfunden haben würde.

„Elender!" wiederholte Woronski, „Du wagst es, mir zu sagen? — Du — mir? — Vergißt Du, wer Du bist, — welcher Lage ich Dich durch meine großmüthigen Absichten mit Dir, mit Deinem künftigen Wohlergehen, entriß, — in wie günstige Verhältnisse, welche Deine kühnsten Wünsche sich nie hätten träumen lassen, ich Dich gebracht habe? — Wenn aber die Dankbarkeit, die Du mir dafür schuldig wärest, Dich das Alles vergessen läßt, — vergißt Du dann auch, daß ein Wort von mir hinreichend sein würde, Dich wieder in den Abgrund hinabzuschleudern, aus dem ich Dich hervorgezogen habe?"

„Ich vergesse nichts von alledem, Herr Graf, was Sie da eben aufgezählt haben," entgegnete Neumeister, seine Ruhe noch immer bewahrend, wenn auch nur mit der äußersten Anstrengung. „Aber eben so wenig habe ich andere Sachen vergessen, an welche Sie sich nicht mehr zu erinnern scheinen. Ich habe es nicht vergessen, daß Sie unter dem Vorwande, sich des Verlassenen, ohne Rather und Freunde auf der Welt Dastehenden hilfreich anzunehmen, mein Talent ausbilden ließen, um es dann zu Ihrem Vortheil und meinem Verderben auszubeuten; — ich habe es nicht vergessen, daß Sie mich zu dem Affen machten, der für Sie die gebratenen Kastanien aus den glühenden Kohlen holen mußte; — ich habe es nicht vergessen, daß Sie mich [illegible] in Ihrem Einflusse wahrscheinlich leicht gewesen wäre, mich aus der Schlinge zu befreien, in die ich durch Sie, durch Ihre Rathschläge, Ihre Verführung, gerathen war, — ich —

„Ich bewundere Ihr Gedächtniß, mein Lieber,“ sagte mit kaltem, boshaftem Lächeln Graf Woronski, Neumeister unterbrechend, dem die Hast, der Zorn, mit dem er gesprochen hatte, für einen Augenblick den Athem raubten. — „Erinnern Sie sich nicht vielleicht noch an einige andere unbedeutende Kleinigkeiten der Art?“

„Allerdings!“ entgegnete Neumeister, der allmälig seine erzwungene Ruhe kaum noch zu bewahren vermochte. — „Ich erinnere mich, daß Sie es verstanden, mich unter ihrem verderblichen Joche zu halten; — ich erinnere mich, daß ich Sie, als Sie mich aus meiner fürchterlichen Existenz befreiten, beinahe fußfällig anflehte, nicht neue Verbrechen, neue verächtliche Handlungen, von mir zu verlangen; — ich erinnere mich, daß ich Ihnen gestand, ich wäre von Reue erfüllt, ich wünschte sehnlichst, ein neues Leben beginnen, mich der Achtung der Menschen wieder würdig machen zu können; — ich erinnere mich, daß Sie dies Geständniß mit einem höhnischen Gelächter beantworteten, und mir den Spott ins Gesicht schleuderten, es sei für mich zu spät zur Umkehr; — ich erinnere mich endlich noch daran, daß durch Ihre Worte mein Muth gebrochen wurde, und daß ich die Nothwendigkeit erkannte, oder damals wenigstens zu erkennen glaubte, mich in das Unvermeidliche zu fügen.“

„Sehr gut!“ sagte Woronski. „Wie kömmt es denn nun aber, daß sie alle diese sehr verständigen Erinnerungen plötzlich wieder zu vergessen scheinen, indem Sie es wagen, mir Trotz zu bieten, mir, Ihrem Herrn und Meister, der unbedingte Gewalt über sie hat?“

„Wie das kömmt?“ fragte Neumeister, und seine Stimme nahm einen schneidenden, drohenden Ton an. „Das kömmt daher, weil neben alle diesen alten, aber dennoch lebendigen Erinnerungen plötzlich auch noch eine bisher erloschene bei mir erwacht ist.“

„Und was ist das für eine, wenn man es wissen darf? fragte höhnisch Woronski, bei welchem das entschlossene Auftreten Neumeisters, so ganz verschieden von dessen bisherigem ängstlichen und unterwürfigen Wesen, eine Spannung erweckt hatte, die von Besorgniß nicht ganz frei war.

„Das ist,“ entgegnete Neumeister mit scharfer Betonung, und indem er seinem Widersacher mit herausforderndem Trotze in das Gesicht sah, — „das ist die Kenntniß, die ich von den Streichen eines Menschen habe, den ich der österreichischen Polizei nur zu bezeichnen brauchte, um durch seinen Beistand Ihre Angriffe auf mich, Herr Graf, unschädlich zu machen.“

„Und wie heißt dieser Mensch, dem Sie eine so große Macht zutrauen?“ fragte Woronski mit hörbar bebender Stimme.

„Steinheim!“ sagte Neumeister, und seine Augen nahmen jenen mehrfach erwähnten, unheimlich blitzenden Ausdruck an.

Bei der Nennung dieses Namens, den er Neumeister vollkommen unbekannt glaubte, und von welchem er nicht begriff, wie derselbe ihn erfahren haben konnte, taumelte Woronski zurück, als hätte er einen Kolbenschlag bekommen.

Es bedurfte indeß kaum einer Sekunde, um sich von der Ueberraschung vollkommen wieder zu erholen.

„Unglücklicher,“ rief er, „Du hast dein Todesurtheil gesprochen!“

Mit diesen Worten sprang er zu der Wand, und wollte ein Paar Pistolen, die dort hingen, herabreißen; aber noch ehe er sie erreichen konnte, faßte Neumeister seinen Arm, schleuderte ihn heftig zurück, zog einen Revolver aus der Brust seines Rockes und rief mit wildem Lachen:

„Nicht so hastig, Herr Graf! — Wer Sie so genau kennt, wie ich, der stürzt sich nicht tollkühn in den Rachen des Löwen. — Für den Augenblick sind Sie in meiner Gewalt, nicht ich in der Ihrigen; denn wenn Sie mich wirklich jetzt nöthigten, Sie niederzuschießen, so könnte mir nichts Schlimmeres begegnen, als das, was ich durch Ihre Rache zu erwarten habe. — Vielleicht aber sind Sie vernünftig genug, einzusehen, daß Ihre bisherige Herrschaft über mich mit diesem Augenblick aufgehört hat, und daß wir einander als zwei gleich starke feindliche Mächte gegenüberstehen, deren jede die Mittel in Händen hat, ihren Feind zu vernichten.“

„Und wenn ich das einsehe, was dann?“ sagte Woronski mit verbissener Wuth, indem er die Arme übereinander schlug und Neumeister mit durchbohrendem Blicke ansah, als wollte er aus dessen Innerem herauslesen, was er beabsichtigte.

„Dann,“ entgegnete Neumeister, „dann könnten wir vielleicht Frieden schließen!“

„Frieden?“ fragte Woronski. „Und unter welchen Bedingungen, — welchen Garantien?“

„Unter der Garantie der gegenseitigen Sicherheit und unter der Bedingung, diese Sicherheit nicht zu gefährden.“

Woronski schien sich den Vorschlag des Menschen, der bisher sein Sclave gewesen und plötzlich sein furchtbarer und mächtiger Feind

geworden war, zu überlegen. Er bedurfte indeß keiner langen Zeit, um zu einem Entschlusse zu kommen.

„Topp!" sagte er. „Ich bin es zufrieden. — Wir wissen von nun an gegenseitig nichts mehr von einander!"

„Und verzichten auf jeden Angriff!" ergänzte Neumeister seines Feindes Worte.

„Das versteht sich von selbst!" versicherte Graf Woronski.

„Ich gehe jetzt," sagte Neumeister, der vollkommen beruhigt und befriedigt zu sein schien. — „Sollten Sie es sich einfallen lassen, mich wieder anzugreifen, so erinnern Sie sich daran, daß ich das Joch der Furcht abgeschüttelt habe, unter dem Sie mich so lange hielten, und daß ich jetzt meine Haut gegen Sie zu vertheidigen weiß."

Woronski sah ihm mit tückisch funkelnden Blicken nach und murmelte dabei voll Wuth:

„Geh nur, du Thor! — Für diesmal ist es dir gelungen, mich zu überrumpeln, aber ich verachte dich dennoch als einen Gegner, der mir nicht gewachsen ist."

Dann setzte er sich an den Schreibtisch, warf hastig einige Zeilen auf das Papier, und sobald Neumeister seiner Rechnung nach das Haus verlassen hatte, rief er Eduard herein.

„Die Sachen sind doch, wie ich es ein für alle Mal befohlen habe, gepackt, so daß wir augenblicklich abreisen können?"

„Jede Minute," versicherte Eduard. „Nur das Wenige, was sich hier im Zimmer befindet, habe ich noch in die Reisetasche zu thun, doch das ist im Umsehen geschehen."

„So thu' es und bezahle die Rechnung, während ich selbst auf das Telegraphenamt eile, um dies Telegramm zu besorgen."

„Verlassen wir Wien?" fragte Eduard und wurde blaß, denn er dachte vor Allem zuerst an seine Trennung von der Geliebten.

Sein Bruder errieth seine Gefühle und sagte lächelnd:

„Beruhige Dich! Du kannst Deine Amalia nach wie vor sehen. Nur der Graf Woronski ist gezwungen, Wien eiligst zu verlassen; wir bleiben hier, indeß müssen wir ein anderes Hotel beziehen und einen andern Namen annehmen. — Welchen meiner Pässe wir dazu benutzen werden, weiß ich selbst noch nicht; hierher aber kehre ich nicht wieder zurück. — Fahre mit dem Gepäck in einem Fiaker auf den Nordbahnhof, besorge durch den Lohndiener, den Du von hier mitnimmst zwei Billets nach Brünn, nach Olmütz, oder wohin es Dir sonst einfällt,

schicke Fiaker und Lohndiener zurück und erwarte mich dann. Ich werde bald bei Dir sein."

Darauf eilte er fort, doch überlas er der Vorsicht wegen erst noch einmal das Telegramm, um zu sehen, ob er auch in der ersten Hitze und Aufregung dabei kein Versehen begangen hätte.

Zufrieden mit dem Inhalte las er halblaut:

„Neumeister ein Verräther. Große Gefahr. Schleunigst geeignete Vorkehrungen treffen. — 1. Bl. u. E."

Dann ging er eiligst auf das Telegraphenamt, um trotz seines Versprechens den vergifteten Pfeil gegen den seiner Meinung nach arglosen Neumeister abzuschießen.

XIII.

Vom Tode erstanden.

Michel — in welchem unsere Leser ohne Zweifel den jetzigen Edlen von Schreckenberger erkannt haben werden, rief in eben dem Augenblicke, als das einstürzende Dach des Försterhauses den Förster Kröber und dessen Tochter Auguste unter seinen Trümmern begrub, seinem Genossen Franz — dessen Identität mit Herrn Anton Meier wir wohl nicht erst zu beweisen brauchen, mit warnender Stimme zu:

„Fort! Fort! Es kömmt Jemand!"

Unsere Leser werden sich dessen hoffentlich noch von dem Schlusse des vierten Kapitels erinnern. Eben so haben sie wohl noch nicht vergessen, daß die beiden Bösewichte bei ihrer hastigen Flucht nach der böhmischen Grenze das Gebell eines Hundes hinter sich ertönen hörten.

Michel hatte sich in der That nicht getäuscht, als er rief, es käme Jemand, denn kaum waren die beiden Mordbrenner auf dem nach Böhmen hinabführenden Fußpfade des Keilberges verschwunden, als auf der sächsichen Seite ein Mensch keuchend, und mit der äußersten Anstrengung seiner Kräfte hinaufstieg.

Ein Glück war es dabei für die beiden Schurken, daß sie auf ihrer Flucht von jenem Manne nicht bemerkt wurden, denn sonst hätte

derselbe ihnen zuverlässig aus seinem nie fehlenden Rohre eine Kugel nachgesendet, die wenigstens Einen von ihnen niedergestreckt und für die Zukunft unschädlich gemacht haben würde.

Dieser Mann war der Jagdgehilfe Werner, dessen Abwesenheit der Förster Kröber ahnungsvoll beklagt hatte.

Auf seiner Jagd nach dem Wilddiebe, dem er schon lange nachspürte, und den er heute ganz gewiß bei der Verübung eines Jagdfrevels zu überraschen hoffte, war Werner plötzlich durch den Feuerschein des brennenden Försterhauses erschreckt worden.

Er war mit allen Windungen und Richtungen des Gebirges so vertraut, daß er nicht in Ungewißheit darüber sein konnte, es sei wirklich die Wohnstätte seines Vorgesetzten, so wie seine eigene, welche brannte, und schnell den Wilddieb vergessend, eilte er die Höhe hinan, um Rettung zu bringen, wenn sie noch möglich sei.

Bald sollte er sich überzeugen, daß er trotz seiner Eile zu spät kam.

Dem Gebell seines ihm vorangesprungenen Hundes folgte plötzlich ein lautes Klageheul des Thieres.

Eben hatte Werner eine Lichtung erreicht, von wo er den brennenden Trümmerhaufen überblicken konnte, und was er hier sah, ließ ihn an dem Verbrechen einer absichtlichen Brandstiftung nicht zweifeln. Die Klagetöne seines Hundes erfüllten ihn daher mit den finstersten Ahnungen.

Obgleich ihm die Brust durch den hastigen Lauf bergan zu zerspringen drohte, stürzte er, durch die Herzensangst neu gestärkt, auf die Richtung zu, aus welcher das Geheul des Hundes ertönte.

Als er auf den baumfreien Kreis rings um das Haus trat, sah er, wie das treue Thier neben dem regungslosen Körper der Försterin lag, und seine Klagetöne nur unterbrach, um das noch immer rinnende Blut der unglücklichen Frau von deren Gesicht zu lecken. Das brennende Hemd war zum Glück erloschen, doch leider nicht ohne einige Brandwunden zurückzulassen.

Werner warf sich neben ihr nieder auf den Rasen und untersuchte mit klopfendem Herzen ihre Wunde.

Sie war breit, gerissen, mit Brandbläsen umgeben, aber sie schien nicht tief zu sein, und er athmete erleichtert auf, denn als Jäger war er nicht unbewandert in der Beurtheilung von Wunden, und hier hielt er sich überzeugt, daß die der Försterin nicht tödtlich sei.

Nur der Blutverlust war vielleicht zu fürchten, aber auch in dieser Beziehung schwand bald seine größte Besorgniß, als er den Puls

der immer noch Leblosen untersuchte. Er klopfte, sehr matt zwar, aber regelmäßig, und da das Blut noch nicht gestockt war, konnte die Verwundung erst vor kurzer Zeit erfolgt sein.

Werner dachte deshalb vor allen Dingen daran, die Blutung zu stillen, und dies gelang ihm ohne große Mühe, indem er ein breites Stück Feuerschwamm auf die Wunde legte, und mit der Hand so lange darauf drückte, bis es fest saß, und das Blut nur noch in einzelnen kleinen Tropfen darunter hervorquoll.

Dann ließ er es seine Sorge sein, die Ohnmächtige zum Bewußtsein zurückzurufen. Er stürzte daher nach dem Hofe des Försterhauses, dessen niedergebrannte und glimmende Planke er übersprang.

In Ermanglung jedes Gefäßes benutzte Werner seine Mütze, um das Wasser aufzufangen, eilte im raschen Laufe damit zurück und besprengte Gesicht und Brust der Ohnmächtigen mit der kühlenden Flüssigkeit.

Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten.

Nach wenig mehr als einer Minute schlug die Försterin matt die Augen auf, und der eigenen Schmerzen vergessend waren ihre ersten Worte:

„Mein Mann? — Meine Tochter?“

Werner war durch die Hilfe, welche die Försterin erheischte, so ganz in Anspruch genommen gewesen, daß er darüber jeden Gedanken an seinen Prinzipal vergessen hatte, dem er mit ganzer Liebe anhing, so wie an das freundliche, liebevolle Mädchen, der er vielleicht noch innigere Gefühle widmete.

Die Frage der Försterin erschien ihm aber jetzt als ein niederschmetternder Vorwurf, und schmerzergriffen rief er aus:

„O ich elender, undankbarer Mensch! — Daß ich an meinen guten Herrn, an mein liebes — liebes Fräulein Auguste so gar nicht gedacht habe!“

Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn, aber er wußte nicht, was er machen sollte, denn ein verzweiflungsvoller Blick, den er auf die mehr und mehr erlöschende Brandstätte richtete, aus der nur noch hier und dort einzelne Flammenzungen aufschossen, sagte ihm mehr als deutlich, daß hier keine Hilfe mehr möglich sei.

Da wurde plötzlich durch seinen Hund ein schwacher Strahl der Hoffnung in ihm erweckt.

Als das Thier seinen Herrn mit der Försterin beschäftigt gesehen,

hatte es wahrscheinlich seine Pflicht bei dieser für erfüllt gehalten, und war winselnd um die ganze Brandstätte herumgeschweift, Witterung suchend, die Nase in die Luft gereckt. Mehrmals trachtete dabei das treue Thier, in die zusammengestürzten Mauern des Gebäudes einzudringen, aber immer war es durch die Gluth zurückgeschreckt worden.

So kam es auf seiner Ronde auch zu einem Kellerfenster auf dem Hofe; da blieb es plötzlich stehen, kratzte den Boden, rasselte mit den Pfoten an dem geschlossenen Fenster, an dem eine der kleinen Scheiben eingestoßen war, und bellte und winselte dabei abwechselnd, als wollte es seinen Herrn zur Hilfe herbeirufen.

Endlich hörte und verstand Werner die Mahnung und im Nu war er an der Seite des klugen Thieres.

Sobald der Hund ihn erblickte, kratzte er zuerst wie wüthend vor dem Fenster, sprang dann mit beiden Füßen gegen die Scheiben und sah dabei seinen Herrn an, als wollte er ihm sagen:

„Wirst Du mich denn nicht endlich verstehen und mir zu Hilfe kommen?“

Werner aber verstand das treue Thier vollkommen. Im Nu war er an dem Fenster. Mit einem kräftigen Fußtritte stieß er dasselbe ein, bog sich hinab durch die Oeffnung und fragte mit angstbeklommener und zugleich herzlich-theilnahmvoller Stimme:

„Sind Sie hier, lieber Herr Förster?“

Dichter Rauch drang ihm durch die Oeffnung entgegen, welche zugleich der frischen Luft Eingang verschaffte, aber seine Frage blieb ohne andere Antwort, als ein dumpfes Röcheln.

Doch dies allein schon sagte Werner genug.

Schnell gefaßt dies eine Fenster, an dem er stand, vollständig zertrümmernd, und dann mit Blitzesschnelle auch noch das zweite einschlagend, um der freien Luft schnelleren Eingang zu verschaffen, sprang er zum Brunnen, füllte einen Eimer, den er jetzt zum Glück in einer Ecke des Hofes stehen sah, und ließ sich mit demselben durch die enge Oeffnung des Kellerfensters hinabgleiten in den finstern unterirdischen Raum.

Ueber dem Anblick, der sich ihm hier bot, drohte sein Blut zu Eis zu erstarren aber der wackere junge Mann verlor darüber dennoch die Geistesgegenwart nicht.

Beinahe unmittelbar unter dem Fenster, durch welches Werner heruntergestiegen war, lag der Förster Kröber; seine Brust hob sich

röchelnd, seine Augen waren geschlossen, seine rechte Hand, gegen das Kellerfenster ausgestreckt, krampfhaft geballt, wie man dies bei Personen finden soll, die dem Erstickungstode nahe sind.

Mit dem linken Arme umschlang er seine Tochter, die wie ein schlummerndes Kind an der treuen Vaterbrust zu ruhen schien.

War sie bereits zu einem besseren Dasein durch die verruchte Hand der Mordbrenner abberufen worden?

Wer sie so leichenblaß, so regungslos daliegen sah, mußte es glauben, und doch entströmte ihren Lippen noch ein leiser Hauch des Lebens; aber er war so schwach, daß er mit jedem Moment zu erlöschen drohte.

Auf diese rührende Gruppe richtete Werner seine ganze Aufmerksamkeit, sobald er sich in den Keller hinabgelassen hatte, und er bemerkte darüber nicht, daß unter dem zweiten Fenster der arme Jägerbursche Fritz in einem ähnlichen Zustande lag, wie der Förster und dessen Tochter.

Werner besprengte zunächst Beide mit dem eiskalten Wasser des tiefen Bergbrunnens, rieb dann Beiden den Puls, die Schläfe und hatte die unendliche Freude, sie binnen wenigen Minuten zum Leben zurückkommen zu sehen, wozu der frische Luftzug, der durch den Keller strich und den erstickenden Rauch vertrieb, wohl viel beitragen mochte.

Kröber erholte sich zuerst, denn seine kräftigere Natur hatte den verderblichen Einflüssen am meisten widerstanden.

Er richtete sich matt empor, fragte kaum hörbar: „Wo bin ich? Was ist mit mir geschehen?“ und sah dabei wie irre umher.

Sein erster Blick fiel auf Auguste, die noch immer regungslos an seiner Brust lag, aber unter den fortgesetzten Bemühungen Werners doch schon kräftigere Zeichen des Lebens gab.

Plötzlich erwachte die Erinnerung dessen, was geschen war, klar und erschütternd bei dem Förster.

„Mein unglückliches Kind!“ rief er mit herzzerreißendem Tone und warf sich über Auguste, ihren bleichen Mund mit Küssen überströmend, als könnte er sie durch seine Liebkosungen in das Leben zurückrufen.

„Beruhigen Sie sich, Herr Förster,“ sagte Werner tröstend; „Fräulein Auguste ist außer Gefahr, und ich stehe Ihnen dafür, daß sie sehr bald die Augen aufschlagen wird.“

Dabei beschäftigte er sich fortwährend wieder mit ihr, denn Krö-

der war noch immer wie halb betäubt und zu erschöpft, um selbst hilfreiche Hand leisten zu können.

Theilnahmvoll sah er dem Thun Werners zu, da rief er, von einer fürchterlichen Erinnerung erfaßt:

„Gerechter Himmel — mein Weib — meine gute Friederike!"

Mit ängstlicher Spannung sah er bei diesen Worten Werner fragend an und alle Muskeln seines Gesichtes zuckten, so sehr fürchtete er die Antwort.

„Sie ist auch außer aller Gefahr!" versicherte Werner mit solchem Klange der Ueberzeugung, daß der Förster an der Wahrheit der Versicherung nicht zweifeln konnte.

So über das Schicksal seiner Lieben beruhigt, ließ sein immer klarer zurückkehrendes Bewußtsein ihn auch seines armen Jägerburschen gedenken, der von einem alten Freunde und Kriegskameraden seiner väterlichen Sorgfalt anvertraut worden war und den er daher behandelte und liebte wie einen eigenen Sohn.

„Können Sie mich auch über den armen Fritz beruhigen?" fragte er Werner.

„Fritz?" wiederholte dieser erschrocken. „Von dem weiß ich nichts."

„Er sprang mit uns in den Keller, wenigstens ist mir so, als hätte ich das bemerkt, wie uns der Weg über die brennende Stiege nach dem Giebelfenster abgeschnitten war, durch das ich mit meiner ohnmächtigen Auguste auf dem Arme Rettung zu finden hoffte. Es erschien mir daher wie ein gnädiger Wink des Himmels, als ich, durch den Schrecken, die Sorge um mein geliebtes Kind, die mich schon umspielenden Flammen und den erstickenden Rauch verwirrt und meiner Besinnung halb beraubt, über den eisernen Ring der Fallthüre zu dem Keller strauchelte, so daß ich beinahe mit meiner theuren Last zu Boden gestürzt wäre. Rasch riß ich die Thüre empor und sprang die Stufen hinab; da glaubte ich Fritz mir folgen zu sehen, doch gewiß weiß ich es nicht, denn beinahe in demselben Augenblicke wurde ich durch das furchtbare Gepolter des einstürzenden Daches so betäubt, daß ich nur noch eben genug Besinnung behielt, zu dem Kellerfenster zu eilen und eine Scheibe desselben einzuschlagen. Dann sank ich, durch den Qualm erstickt, nieder, und was weiter geschah, weiß ich nicht."

Mit Spannung und Theilnahme hatte Werner diese Schilderung angehört, dann aber rief er, sich des armen Fritz wieder erinnernd:

„Sie bedürfen wohl für den Augenblick meiner Hilfe nicht mehr, lieber Herr Förster, ich will daher sehen, ob ich den guten Jungen nicht vielleicht finden und eben so in das Leben zurückrufen kann, wie Sie und Fräulein Auguste."

Er eilte nach der Thür des Kellers, aber sie war durch den darauf niedergefallenen Schutt eingedrückt, und machte es ihm unmöglich, hindurchzugelangen. Er wendete sich daher wieder zurück, da sah er Fritz unter dem zweiten Fenster liegen, allem Ansehen nach eine Leiche.

Er stürzte auf ihn zu, warf sich neben ihm auf den Boden, untersuchte seinen Puls, legte die Hand auf sein Herz, aber es war kein Lebenszeichen zu entdecken. Dennoch gab er seine Versuche nicht auf. Er erinnerte sich, wie durch die Eingebung eines guten Geistes, kürzlich in der Gartenlaube, oder in irgend einem ähnlichen Blatte, gelesen zu haben, welche Versuche man anstellen muß, um einen Erstickten wo möglich wieder in das Leben zurückzurufen.

Bei dem Förster und dessen Tochter war ihm dies durch die leichteren Mittel, kaltes Wasser und Frottirungen, gelungen, bei dem armen Burschen aber, der schon viel länger betäubt sein mußte, schien ihm dies nicht hinreichend. Aether oder ähnliche Essenzen, die ebenfalls vorgeschrieben waren, hatte er nicht zur Hand, und so griff er denn zu dem letzten der in jenem Artikel vorgeschriebenen Mittel, dem Versuche einer künstlichen Athemerzeugung. Zu diesem Zwecke legte er die linke Hand auf den Magen, die rechte auf die Brust des Leblosen und übte wechselsweise einen nicht zu starken Druck auf diese beiden Theile aus.

Einige Zeit schien diese Manipulation ohne alle Wirkung zu bleiben, endlich aber glaubte Werner eine leise Röthe auf den bleichen Lippen des Jünglings entstehen zu sehen, und mit gesteigertem Eifer setzte er nun den Doppeldruck fort. Als er darauf einen Moment anhielt, bemerkte er mit unendlicher Freude, daß die Brust des Patienten sich leise hob. Anfangs war die Bewegung kaum zu erkennen, allmälig aber wurde sie sichtlicher und sichtlicher, und nun durfte Werner nicht mehr daran zweifeln, daß er den armen Fritz von den Todten erweckt hatte.

Um sein Werk zu vollenden, wusch er dem Jüngling darauf das Gesicht mit kaltem Wasser, rieb ihm die Schläfe, die Pulsadern, und als er dies einige Minuten fortgesetzt hatte, schlug Fritz die Augen auf und kehrte bald darauf zum Bewußtsein zurück.

Kröber und dessen Tochter hatten sich während dieser Zeit voll-

ständig erholt, und Alle trachteten nun, den Keller zu verlassen, der von Rauch noch immer nicht ganz frei war.

Anfangs schien dies beinahe unmöglich zu sein, denn bei der Tiefe des Kellers lagen die Fenster so hoch, daß es die Kräfte der drei Erschöpften überstieg, bis zu ihnen hinaufzugelangen; aber Werner schaffte Rath. Mit Hilfe eines Fäßchens, welches Wintervorräthe enthielt, und das er unter das Fenster rollte, stieg er selbst mit großer Anstrengung hinaus, und eilte nach dem Stalle, der von dem Feuer verschont geblieben war, weil der in entgegengesetzter Richtung wehende Wind die Flammen von demselben abgewehrt hatte.

Er holte aus demselben eine kleine Leiter, schob sie in den Keller hinab, und bald standen die drei Geretteten im Freien.

Des Försters erste Frage war jetzt nach seiner Frau, und Werner, der über den Rettungsversuchen die Unglückliche eben so vergessen hatte, wie früher über der Hilfe, die er ihr leistete, den Förster und Auguste, führte ihn zu ihr.

Sie lag noch immer da, wo er sie verlassen hatte, wimmernd vor Schmerzen, welche die Brandwunden ihr verursachten, so leicht sie auch in Beziehung auf Gefahr waren; zugleich aber bebend vor Frost.

Dadurch wurden die Anderen auf eine große Gefahr aufmerksam gemacht, die ihnen Allen drohte.

Die Försterin war ohne jedes andere Kleidungsstück, als einzelne Trümmer des verbrannten Hemdes; der Förster war nur mit dem Hemd bekleidet: Auguste hatte das Schamhaftigkeitsgefühl so viel Besinnung und Zeit finden lassen, wenigstens ein leichtes Unterröckchen überzuwerfen, und nur Fritz, der zuerst erwacht zu sein schien, war bis auf Rock und Weste vollständig angezogen.

Die herbstliche Morgenluft machte ihre Frische, die in dieser Höhe beinahe schneidend war, so fühlbar, daß Alle vor Kälte klapperten und sich daher auf den Tod erkälten mußten, wenn sie nicht bald eine, wenn auch nur nothdürftige Bekleidung irgend einer Art fanden; aber wo sollte dazu Rath geschaffen werden?

„Die Pferdedecke!“ rief plötzlich Werner, eilte nach dem Stalle und kehrte im Nu zurück, um sie der Försterin überzuwerfen, welche einer Hülle am bedürftigsten war. Doch kaum hatte die Decke ihren an vielen Stellen wunden Körper berührt, als sie laut aufschrie. — Die Wolle verursachte ihr zu heftige Schmerzen und sie selbst warf die Decke wieder ab.

„Vater“ sagte Auguste, „geh' Du mit Werner und Fritz nach dem Stalle und sieh zu, was Du dort vielleicht noch findest; ich werde unterdessen der Mutter mein Hemd geben und darüber wird sie dann die Decke wohl vertragen können.“

Kröber befolgte ohne Zögern diesen Rath und nach wenigen Minuten kehrten die drei Männer mit dem gesattelten Pferde und einigen Futtersäcken zurück, die zertrennt und zu nothdürftigen Hüllen verwendet wurden. Werner gab dem Förster seinen Rock, die Försterin, deren Zustand der beklagenswertheste war, und die daher die meiste Sorgfalt erforderte, wurde auf den Sattel gehoben, Kröber und Werner gingen neben her, um sie davor zu bewahren, herabzufallen und so setzte sich der abenteuerlich aussehende Zug in Bewegung.

Auf der Hälfte des Weges begegnete ihnen der zweite Jagdgehilfe, Schelding, der durch ein dunkles Gerücht Kunde erhalten hatte, es wäre in der Nacht auf dem Gipfel des Keilberges ein heller Feuerschein bemerkt worden, und aller Wahrscheinlichkeit nach die Försterei abgebrannt.

Kaum hatte er diese Nachricht vernommen, als er das Sterbelager seiner Mutter verließ, deren letzten Segen er mit sich nahm; denn sein Herz trieb ihn an, Gewißheit über das Schicksal der Familie zu erfahren, an der er mit ganzer Liebe hing, seiner Mutter aber war er nutzlos.

Nach kurzer Begrüßung, und nachdem er durch eine hingeworfene Bemerkung Kröbers erfahren hatte, dessen Sohn Karl sei in Schwarzenberg, eilte Schelding voraus nach Joachimsthal, um dort Anstalten zu treffen, daß der Förster und dessen Familie Alles zu ihrer Aufnahme und was ihnen sonst noch für den nächsten Augenblick Noth thäte, bereit finden sollten. Namentlich wollte er dafür sorgen, daß der Arzt schon auf sie wartete, um der armen Frau sogleich Linderung ihrer immer heftiger werdenden Schmerzen zu bereiten.

Schelding beschloß aber, ohne von dieser Absicht etwas zu sagen, noch mehr zu thun, und zwar, nach Schwarzenberg zu reiten, Karl Kröber von dem Unglücke in Kenntniß zu setzen und ihn aufzufordern, sogleich nach Joachimsthal zu eilen, denn er war überzeugt, daß das unerwartete Erscheinen des geliebten Sohnes der beste Trost für die ganze Familie sein würde.

Sobald er daher in dem mit Kröber verabredeten Gasthause die Vorkehrungen zu der Aufnahme der verunglückten Familie und der

ständig erholt, und Alle trachteten nun, den Keller zu verlassen, der von Rauch noch immer nicht ganz frei war.

Anfangs schien dies beinahe unmöglich zu sein, denn bei der Tiefe des Kellers lagen die Fenster so hoch, daß es die Kräfte der drei Erschöpften überstieg, bis zu ihnen hinaufzugelangen; aber Werner schaffte Rath. Mit Hilfe eines Fäßchens, welches Wintervorräthe enthielt, und das er unter das Fenster rollte, stieg er selbst mit großer Anstrengung hinaus, und eilte nach dem Stalle, der von dem Feuer verschont geblieben war, weil der in entgegengesetzter Richtung wehende Wind die Flammen von demselben abgewehrt hatte.

Er holte aus demselben eine kleine Leiter, schob sie in den Keller hinab, und bald standen die drei Geretteten im Freien.

Des Försters erste Frage war jetzt nach seiner Frau, und Werner, der über den Rettungsversuchen die Unglückliche eben so vergessen hatte, wie früher über der Hilfe, die er ihr leistete, den Förster und Auguste, führte ihn zu ihr.

Sie lag noch immer da, wo er sie verlassen hatte, wimmernd vor Schmerzen, welche die Brandwunden ihr verursachten, so leicht sie auch in Beziehung auf Gefahr waren; zugleich aber bebend vor Frost.

Dadurch wurden die Anderen auf eine große Gefahr aufmerksam gemacht, die ihnen Allen drohte.

Die Försterin war ohne jedes andere Kleidungsstück, als einzelne Trümmer des verbrannten Hemdes; der Förster war nur mit dem Hemd bekleidet: Auguste hatte das Schamhaftigkeitsgefühl so viel Besinnung und Zeit finden lassen, wenigstens ein leichtes Unterröckchen überzuwerfen, und nur Fritz, der zuerst erwacht zu sein schien, war bis auf Rock und Weste vollständig angezogen.

Die herbstliche Morgenluft machte ihre Frische, die in dieser Höhe beinahe schneidend war, so fühlbar, daß Alle vor Kälte klapperten und sich daher auf den Tod erkälten mußten, wenn sie nicht bald eine, wenn auch nur nothdürftige Bekleidung irgend einer Art fanden; aber wo sollte dazu Rath geschaffen werden?

„Die Pferdedecke!“ rief plötzlich Werner, eilte nach dem Stalle und kehrte im Nu zurück, um sie der Försterin überzuwerfen, welche einer Hülle am bedürftigsten war. Doch kaum hatte die Decke ihren an vielen Stellen wunden Körper berührt, als sie laut aufschrie. — Die Wolle verursachte ihr zu heftige Schmerzen und sie selbst warf die Decke wieder ab.

„Vater“ sagte Auguste, „geh' Du mit Werner und Fritz nach dem Stalle und sieh zu, was Du dort vielleicht noch findest; ich werde unterdessen der Mutter mein Hemd geben und darüber wird sie dann die Decke wohl vertragen können.“

Kröber befolgte ohne Zögern diesen Rath und nach wenigen Minuten kehrten die drei Männer mit dem gesattelten Pferde und einigen Futtersäcken zurück, die zertrennt und zu nothdürftigen Hüllen verwendet wurden. Werner gab dem Förster seinen Rock, die Försterin, deren Zustand der beklagenswertheste war, und die daher die meiste Sorgfalt erforderte, wurde auf den Sattel gehoben, Kröber und Werner gingen neben her, um sie davor zu bewahren, herabzufallen und so setzte sich der abenteuerlich aussehende Zug in Bewegung.

Auf der Hälfte des Weges begegnete ihnen der zweite Jagdgehilfe, Schelding, der durch ein dunkles Gerücht Kunde erhalten hatte, es wäre in der Nacht auf dem Gipfel des Keilberges ein heller Feuerschein bemerkt worden, und aller Wahrscheinlichkeit nach die Försterei abgebrannt.

Kaum hatte er diese Nachricht vernommen, als er das Sterbelager seiner Mutter verließ, deren letzten Segen er mit sich nahm; denn sein Herz trieb ihn an, Gewißheit über das Schicksal der Familie zu erfahren, an der er mit ganzer Liebe hing, seiner Mutter aber war er nutzlos.

Nach kurzer Begrüßung, und nachdem er durch eine hingeworfene Bemerkung Kröbers erfahren hatte, dessen Sohn Karl sei in Schwarzenberg, eilte Schelding voraus nach Joachimsthal, um dort Anstalten zu treffen, daß der Förster und dessen Familie Alles zu ihrer Aufnahme und was ihnen sonst noch für den nächsten Augenblick Noth thäte, bereit finden sollten. Namentlich wollte er dafür sorgen, daß der Arzt schon auf sie wartete, um der armen Frau sogleich Linderung ihrer immer heftiger werdenden Schmerzen zu bereiten.

Schelding beschloß aber, ohne von dieser Absicht etwas zu sagen, noch mehr zu thun, und zwar, nach Schwarzenberg zu reiten, Karl Kröber von dem Unglücke in Kenntniß zu setzen und ihn aufzufordern, sogleich nach Joachimsthal zu eilen, denn er war überzeugt, daß das unerwartete Erscheinen des geliebten Sohnes der beste Trost für die ganze Familie sein würde.

Sobald er daher in dem mit Kröber verabredeten Gasthause die Vorkehrungen zu der Aufnahme der verunglückten Familie und der

Herbeirufung des Arztes getroffen hatte, eilte er, sich ein Pferd zu verschaffen, und schon eine Viertelstunde darauf sprengte er mit verhängtem Zügel dahin auf der Straße nach Schwarzenberg.

Während dessen setzte der kleine Zug seinen Trauermarsch mit der Langsamkett eines Leichenzuges fort, denn der Försterin that beinahe jeder Tritt des Pferdes furchtbar weh, und Auguste konnte bald kaum noch vorwärts, denn ihre einzige Fußbekleidung bestand aus Lappen eines Futtersackes, mit denen ihre Füße umwickelt waren, und schon drangen einzelne Blutstropfen durch die dünne Umhüllung, so hatten die spitzen Steine des steilen Bergpfades sie verwundet.

Die Mitglieder der kleinen Karawane begrüßten daher mit lebhafter Freude ein am Fuße des Berges einsam gelegenes Wirthshaus, denn hier konnten sie ausruhen und durften außerdem hoffen, die ersten Erleichterungen für ihren beklagenswerthen Zustand zu finden.

Sie hatten sich in dieser Hoffnung auch nicht getäuscht, denn der Wirth und dessen Frau nahmen sie unter den lebhaftesten Aeußerungen der Theilnahme mit der liebevollsten Freundlichkeit auf, brachten zunächst ein reichliches Frühstück herbei, dessen die Abgebrannten in der That sehr bedürftig waren, und häuften dann einen ganzen Berg der verschiedenartigsten Kleidungsstücke auf.

Kröber, seine Frau und seine Tochter nahmen davon das Unentbehrlichste, und machten sich dann, nach mehrstündiger Ruhe, wieder auf den Weg nach Joachimsthal.

Hier wurde den Verunglückten ein eben so theilnahmvoller und herzlicher Empfang zu Theil, wie in dem Gasthause am Fuße des Keilberges. Zahlreiche Gruppen, zum Theil freilich von eitler Neugier getrieben, standen vor dem Hause versammelt, als Kröber mit seiner Familie ankam; Viele aber, die ihn persönlich kannten, drängten sich hinzu, um ihm herzlich und mit wenigen wohlgemeinten Trosteworten die Hand zu drücken, denn er war allgemein beliebt und zählte viele persönliche Freunde.

Der Arzt wartete bereits. Er hatte zur Vorsorge schon Kalkwasser mit Leinöl gemischt, — nach den neuesten Erfahrungen das beste Mittel, um möglichst schnell eine Linderung der Schmerzen bei Brandwunden zu bewirken, — und sobald er die Leidende auf ein Bett hatte bringen lassen, säumte er nicht mit der Anwendung.

Dann verordnete er dem Förster und Augusten einige Vorkehrungen gegen die möglichen Folgen einer heftigen Erkältung, und eben

wollte er gehen, als der wilde Galopp eines Pferdes ertönte und ein Reiter vor dem Gasthause aus dem Sattel sprang.

Hastig wurde unmittelbar danach die Thür des Zimmers aufgerissen und hereinstürmte, mit Schweiß bedeckt, mit wild um den Kopf fliegenden Haaren, mit allen Zeichen der heftigsten Aufregung in den wettergebräunten, männlich kräftigen Zügen, ein junger Mann.

„Vater! Mutter! Schwester!“ rief er wie außer sich und er wußte nicht, zu welchem der Genannten er sich zuerst wenden sollte, die ihn mit dem gemeinschaftlichen Freudenrufe begrüßten:

„Karl!“

Da fiel das Auge des Sohnes auf das Schmerzenslager der Mutter, und augenblicklich schwanden seine Zweifel über den ersten Gegenstand seiner Begrüßung.

„Meine liebe, gute Mutter!“ rief er, sank neben dem Lager auf die Kniee, ergriff die Hand der Leidenden und bedeckte sie mit seinen Küssen, während Thränen in seine Augen traten und Rührung ihm die Sprache raubte.

„Mein guter Karl!“ sagte Frau Kröber, und ein trübes Lächeln erheiterte ihre durch die Schmerzen entstellten Züge; „Dein Anblick läßt mich alle Leiden vergessen!“

„Leidest Du sehr, meine gute Mutter?“ fragte der liebevolle Sohn.

„Vorhin wohl, doch jetzt nicht mehr!“ sagte sie lächelnd, und es lag der Ausdruck unendlicher Mutterliebe in diesen Worten, so wie in dem Tone, mit welchem sie dieselben aussprach.

Der junge Kröber wollte eine neue Frage an seine Mutter richten, da wurde er durch den Arzt daran verhindert.

„Herr Kröber,“ sagte derselbe, „ich bitte Sie, Ihrer Mutter die möglichste Ruhe zu gönnen; ich würde es als eine wahre Wohlthat für sie betrachten, wenn sie deu Schlaf finden könnte, dazu ist aber nöthig, daß sie nicht nur vor jeder äußeren Störung, sondern auch vor jeder heftigen Gemüthsbewegung bewahrt wird.“

„Ich danke Ihnen für diese Warnung,“ sagte der junge Mann.

Dann beugte er sich nieder über die Mutter, drückte — sorgfältig jede andere Berührung vermeidend, einen innigen Kuß auf ihre Lippen und sagte: „Versuche nun zu schlafen, meine gute Mutter!“

Darauf trat er zurück von dem Lager, um nun erst mit aller Herzlichkeit den theuren Vater, die geliebte Schwester zu begrüßen und

auch dem Burschen Fritz durch einen Händedruck seine Theilnahme zu bezeugen.

Auf einen Wink des Doctors entfernten sich zugleich mit ihm alle fremden Personen aus dem Zimmer, in welchem nur noch die Mitglieder der Familie Kröber allein zurück blieben.

„Nun aber, mein theurer Vater," sagte darauf der bisherige Schützen-Oberjäger und nunmehrige Förster-Adjunct, „nun aber erzähle mir, wie das fürchterliche Unglück gekommen ist?"

Der Förster theilte hierauf seinem Sohne das Wenige mit, was er von dem Ereignisse wußte, welches wir unseren Lesern mit allen einzelnen Umständen erzählt haben, und fügte dann hinzu:

„Nach dem, was Du jetzt weißt, kann ich an Brandstiftung nicht zweifeln, und zwar an Brandstiftung mit der entschiedenen Absicht, uns Alle in dem Hause zu verbrennen!"

„Abscheulich! Unerhört!" rief der Sohn und ballte unwillkürlich die Hände. „Und weißt Du, wer die Schurken waren?"

„Ich weiß es nicht mit voller Bestimmtheit," entgegnete der Förster, „aber ich bin so fest überzeugt, als hätte ich die Elenden bei der Ausübung ihres Bubenstückes gesehen, daß es die beiden gefährlichen Verbrecher sind, auf welche schon länger gefahndet wurde, und deren Einfangung meinen lange fortgesetzten Bemühungen endlich gelang, so so daß ich sie ihrer gerechten Strafe überliefern konnte."

„Ich erinnere mich!" sagte Karl, „der Dienst, den Du dadurch dem öffentlichen Wohle geleistet hattest, wurde ja so anerkannt, daß Du ihm hauptsächlich Deine schon früher nachgesuchte Anstellung als Förster zu verdanken hattest."

„Richtig! — Nun, als ich die beiden Kerle mit auf den Rücken gebundenen Händen vor mir hertrieb, wendeten sie sich, nachdem sie, trotz meines Verbotes, einige Zeit heimlich miteinander geflüstert hatten, plötzlich zu mir um und sagten, wie aus einem Munde, mit höhnischem Grinsen:

„Kröber, wir haben uns soeben zugeschworen, uns fürchterlich an Dir zu rächen, wenn sich uns jemals dazu die Gelegenheit bieten sollte. — Hüte Dich daher, vor einem nochmaligen Zusammentreffen mit uns, denn es dürfte nicht wieder so zu Deinem Vortheil ausfallen, wie das heutige!" — Mit einem schmerzlichen Seufzer fügte der Förster hinzu:

„Sie haben in dieser Unglücksnacht ihren Schwur auf eine fürch-

terliche Weise erfüllt, denn daß wir Alle mit dem Leben davon kamen, war nur eine gnädige und beinahe wunderbare Fügung Gottes!"

Als wollte seine Frau diese Worte bestätigen, zugleich aber auch die Größe der Frevelthat noch mehr hervortreten lassen, stöhnte Frau Kröber bei diesen Worten tief und anhaltend, und wimmerte dann:

„Ach, die Schmerzen in meinen Wunden sind zu fürchterlich! — So muß das höllische Feuer brennen!"

Da sprang Karl Kröber hastig von seinem Sitze auf, trat an das Lager seiner Mutter, legte die linke Hand auf die fieberisch brennende Stirn derselben, erhob die Rechte mit den ausgestreckten drei Vorderfingern zum Himmel und rief in furchtbarer Aufregung:

„Racheschwur denn gegen Racheschwur! — Ich gelobe bei diesem geheiligten Haupte, daß die Frevler, wenn der gerechte Gott sie jemals in meine Hände liefert, unter gleichen Qualen büßen sollen, was sie diese arme engelsgute Frau ausstehen lassen!"

„Mein Sohn," sagte Frau Kröber mit matter Stimme, „bedenke, daß Gott gesagt hat: die Rache ist mein!"

„Das will ich nicht vergessen, meine theure Mutter," sagte Karl Kröber; „deshalb verspreche ich Dir auch, die Rache nicht aufzusuchen, sollte aber Gott selbst die Beiden in meine Hände liefern, — und eine geheime Stimme sagt mir, daß dies früher oder später geschehen wird, — dann soll mir dies ein Zeichen sein, daß er selbst mir sein Rächeramt überträgt und ich werde nicht säumen, es auszuüben!"

„So stellen wir Alles dem Willen Gottes anheim!" sagte fromm Frau Kröber.

„Amen!" stimmten ihr Mann, ihr Sohn und ihre Tochter bei.

XIV.

Glücklich entkommen.

Wir erwähnten früher, daß der Künstler Bernstein gegen Bertha Kleinert, welche ihn durch ihren Besuch auf eine sehr unangenehme Weise überraschte, die Hoffnung aussprach, sie hätte keine weitere Unbesonnenheit, die ihm gefährlich werden könnte, begangen, wie daß sie ihn gegen seine Wirthin als Lieutenant bezeichnete.

Eben so werden unsere Leser sich erinnern, daß das Mädchen dabei in sichtliche Verlegenheit gerieth und eine Antwort vermied.

Endlich deuteten wir noch an, daß Bernstein sich in seiner Vermuthung getäuscht hätte, und daß der Besuch Berthas, so wie sein Zusammentreffen mit ihr auf dem Olmützer Bahnhof für ihn selbst, so wie für andere Personen unangenehme Folgen haben sollte.

Wir glauben, daß es jetzt die höchste Zeit ist, über diese flüchtigen Andeutungen nähere Aufklärungen zu geben, weil unseren geehrten Lesern sonst die betreffenden Personen und Umstände ganz aus dem Gedächtnisse schwinden möchten.

Bertha Kleinert war auf ihrer Eifersuchtsreise von Magdeburg nach Olmütz in Bodenbach in ein Coupé mit einem Herrn gekommen, der an dem hübschen, muntern Mädchen offenbar großes Wohlgefallen fand und ihr das sehr unverholen zu erkennen gab.

Sie fühlte sich durch seine Artigkeiten geschmeichelt, und obgleich dieselben zuweilen in Vertraulichkeiten auszuarten, und die Grenzen des Anstands zu überschreiten drohten, zeigte sich das leichtfertige Mädchen dadurch nicht verletzt, sondern stimmte vielmehr in den vertraulichen Ton des ihr fremden Herrn ein.

Zufällig saßen sie noch überdies allein in dem Coupé und so waren sie denn schon nach wenigen Stationen so bekannt miteinander, als wären sie seit Jahren miteinander umgegangen.

Als sie Prag nahe kamen, wußte der Herr, der nicht mehr ganz jung, aber doch auch nicht so alt war, um einem Mädchen nicht mehr gefallen zu können, bereits, daß seine Begleiterin Berthe Kleinert heiße, aus Magdeburg sei und nach Olmütz wolle.

Er war so zudringlich, einige verblümte Fragen nach dem Zwecke ihrer Reise an sie zu richten, aber er erhielt darauf keine Antwort; er wagte dann sogar eine neckende Aeußerung, daß sie ohne Zweifel in Liebesangelegenheiten reise, allein auch darauf blieb sie ihm die Antwort schuldig, obgleich ihr Erröthen ihm deutlich genug sagte, daß er durch seinen Scherz das Richtige getroffen hätte.

Dem Herrn, der sich mit großer Unbefangenheit seiner hübschen Reisegefährtin als Herr Pfeilhuber, Privatier und Hausbesitzer zu Mariahilf in Wien vorstellte, schien merkwürdiger Weise ganz besonders daran zu liegen, die Liebes- oder andern Geheimnisse des Fräulein Bertha Kleinert zu erforschen, denn als sie sich Prag näherten, machte er ihr den Vorschlag, einen Tag in der alten und berühmten

Königsstadt Böhmens zu verweilen; er schilderte ihr alle Sehenswürdigkeiten der Stadt Libussas, ihre wundervolle Lage und die reizenden Umgebungen mit solcher Beredsamkeit; er sprach mit einem solchen Feuer von den historischen Merkwürdigkeiten und Denkmälern; von dem prachtvoll-großartigen Hradschin; von dem großen Ring; von dem schönen Monument Kaiser Karl IV. auf dem Platze neben der Kreuzherrnkirche; von dem merkwürdigen Altstädter Brückenthurme; von dem Dome mit seinen zahlreichen Grabmälern großer und berühmter Männer; — kurz, er pries Alles, was Prag in einer oder der andern Beziehung Sehenswerthes bietet, mit einem solchen Feuer, er schilderte dabei sein Glück, ihren Cicerone machen zu dürfen, als so groß, daß er bald bemerken konnte, Bertha Kleinert hege das lebhafteste Verlangen, alle diese Herrlichkeiten durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Bald gestand sie ihm auch ganz offen, daß sie nur noch das eine Bedenken zurückhielte, das bis Olmütz bezahlte Reisegeld durch die Unterbrechung ihrer Reise einzubüßen.

„Wenn es weiter nichts ist, mein theures Fräulein," rief bei diesem Einwurfe der galante Hausbesitzer aus Mariahilf, „dann seien Sie ohne Sorgen. Ich bin mit dem Bahnhofdirector in Prag befreundet und werde ohne Mühe Ihr Billet für morgen umschreiben lassen."

Unter dieser Bedingung nahm Bertha Kleinert den Vorschlag an, mit Herrn Pfeilhuber einen Tag in Prag zuzubringen, und als der Zug auf dem Prager Bahnhofe hielt, bat Herr Pfeilhuber seine Begleiterin in der Restauration auf ihn zu warten, während er ihr das neue Billet für den nächsten Tag besorgte.

Darauf eilte er nach dem Directionszimmer und wenn Bertha, hätte sie ihn begleitet, hier auch die Entdeckung gemacht haben würde, daß ihr Reisegefährte nicht, wie er sich gerühmt hatte, ein Freund des Directors, vielmehr demselben persönlich vollkommen unbekannt sei, so wußte er dennoch durch ein so leise geflüstertes Gespräch, daß die anwesenden anderen Beamten davon kein Wort verstehen konnten, so wie durch die Vorzeigung eines Papieres, die Umschreibung des Billets für Bertha Kleinert zu bewirken.

Er kehrte schon nach wenigen Minuten nach der Bahnhofsrestauration zurück, theilte ihr die Nachricht des Gelingens mit, die sie mit großer Freude aufnahm, und fuhr dann mit ihr nach dem „schwarzen

Roß" in der Kolowratstraße, welches er ihr als eines der besten Hotels von Prag rühmte.

Es ist nicht unsere Absicht, eine genaue Beschreibung davon zu liefern, wie Herr Pfeilhuber und Fräulein Bertha Kleinert den Rest dieses Tages, sowie den folgenden bis zur Abfahrt des Mittagszuges verwendeten, um wenigstens den größten Theil der gerühmten Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen; es genügt zu unserem Zwecke vollkommen, wenn wir mittheilen, daß Herr Pfeilhuber und Fräulein Bertha Kleinert einen sehr vergnügten Tag miteinander verlebten, und daß der Erstere bei der Abfahrt aus Prag wußte, seine schöne und leichtfertige Gefährtin fahre nach Olmütz, um einen ungetreuen Geliebten aufzusuchen, der sich dort, wie sie ganz gewiß gehört hätte, unter einem falschen Namen aufhalten sollte und von dem sie behauptete, er wäre an einen hohen Geistlichen empfohlen, in dessen Palais sie daher auch nähere Auskunft über ihn zu erhalten hoffte.

Als Herr Pfeilhuber einmal so viel wußte, brachte er es ohne große Mühe heraus, daß dieser untreue Geliebte, der ganz plötzlich und auf eine beinahe geheimnißvolle Weise aus seinem Garnisonsorte Magdeburg verschwunden war, der preußische Lieutenant Baron von Eberstein sei.

Herr Pfeilhuber suchte nun auch zu erforschen, unter welchem Namen sich der ungetreue Lieutenant in Olmütz aufhielte, aber seine eifrigen Fragen schienen den Verdacht des Mädchens erregt zu haben, und obgleich sie es im Punkte der Treue gegen ihren Geliebten vielleicht nicht allzu genau genommen hatte, hing sie doch noch zu sehr an ihm, um ihn durch weiter getriebene unbesonnene Schwatzhaftigkeit vielleicht irgend einer Gefahr, oder auch nur einer Unannehmlichkeit aussetzen zu wollen. Sie nannte daher auch den Namen Bernstein, sowie die Künstlerschaft ihres Geliebten nicht, und so viel Mühe sich auch Herr Pfeilhuber während der Fahrt geben mochte, wußte er doch bei der Ankunft in Olmütz nicht mehr, als ihm schon bei der Abfahrt aus Prag bekannt gewesen war. Im Gegentheil wurde Bertha immer zurückhaltender und wortkarger, je näher sie ihrem Reiseziele kam.

Wie klug sie daran gethan, nicht noch mehr über die Verhältnisse des Baron von Eberstein, vulgo Bernstein, gesagt zu haben, das wurde ihr klar, als ihr freundlicher Reisebegleiter, um von ihr Abschied zu nehmen, auf dem Olmützer Bahnhofe einen Augenblick ausgestiegen war, und während er sich ihr mit dem freundlichen Wunsche empfahl,

sie möchte die Absicht ihrer Reise erreichen, plötzlich von einem vorübergehenden Bekannten mit der Frage angeredet wurde:

„Ei, Herr Polizeicommissär, wie kömmt man denn zu dem Vergnügen, Sie in Olmütz zu sehen?“

Als Bertha diesen Titel ihres Reisebegleiters hörte, zuckte sie erschrocken zusammen, denn der weibliche Scharfsinn sagte ihr augenblicklich, daß er eine besondere Absicht dabei gehabt haben müßte, ihr seinen wahren Stand zu verbergen, sie in Prag zurückzuhalten und sie über den Lieutenant von Eberstein mit einer Absichtlichkeit auszuforschen, die ihr jetzt erst vollkommen klar wurde.

Bei der Art instinktmäßiger Antipathie, welche so viele Menschen gegen jede nähere Berührung mit einem Mitgliede der Polizei empfinden, wie hoch oder wie niedrig auch dessen amtliche Stellung sei, eilte daher Bertha mit einem beinahe mehr als flüchtigen Abschiedsgruße gegen ihren Reisegenossen davon.

Als sie dann mehrmals von der Thür Bernsteins zurückgewiesen wurde, glaubte sie dessen Abwesenheit sei nur ein Vorwand, um sie abzuschrecken, weil er sie zufällig bemerkt hätte; sie entbrannte über diese muthmaßliche Geringschätzung in einen solchen Zorn, daß sie sich zu der Andeutung von der Lieutenantschaft des Photografen Bernstein hinreißen ließ und darüber den Polizeicommissär ganz vergessen hatte.

Erst als nach der Versöhnungsscene Bernstein die Hoffnung aussprach, sie würde weiter keine Unvorsichtigkeit begangen haben, erinnerte sie sich wieder des Beamten der Polizei, und ohne ein offenes Bekenntniß ihrer Unbesonnenheit zu wagen, was unter allen Verhältnissen viel Unheil verhüten kann, glaubte sie, jedes mögliche Uebel durch ihre schleunigste Entfernung verhindern zu können.

Daher ihre Hast, Olmütz zu verlassen, ohne mit dem als unschuldig erkannten Geliebten ein Versöhnungsfest zu feiern, obgleich ihr Herz sich danach sehnte.

Herr Pfeilhuber, der freilich einen andern Namen führte, war in der That ein Beamter der Polizei Wiens. Zu der Verfolgung und Aufsuchung eines gefährlichen Verbrechers entsendet, hatte er entweder über dem Zusammentreffen mit der hübschen Ausländerin seine Dienstpflicht einen Augenblick vergessen, oder — was wir bei der bewährten Diensttreue der Polizeibeamten, zu denen nur ganz verlässige Personen gewählt werden, für wahrscheinlicher halten, — er war durch die ersten

Mittheilungen des geschwätzigen Mädchens auf den Gedanken gebracht worden, er könnte durch sie in der von ihm verfolgten Richtung wichtige Mittheilungen erlangen; — genug, er beschloß, sie so viel als möglich auszuforschen, und dies zwar um so mehr, da er durch ihre Mittheilung auf den Argwohn gebracht wurde, der verkleidete und unter einem falschen Namen in Olmütz sich aufhaltende preußische Lieutenant verfolge hier Pläne, die sehr verdächtiger Art wären, und deren Enthüllung daher von großer großer Wichtigkeit, für ihn persönlich aber, als den Entdecker derselben, von wesentlichem Vortheil sein könnten.

Was hätte auch in der That ein preußischer Lieutenant für eine Ursache haben sollen, sich verkleidet und unter falschen Namen, also offenbar mit Verhehlung seines eigentlichen Zweckes, längere Zeit in einer österreichischen Festung aufzuhalten, wenn dieser Zweck nicht ein verwerflicher oder wohl gar verbrecherischer war?

Die Sache lohnte, nach der Ansicht des Polizeibeamten, jedenfalls der Mühe einer genauen Untersuchung, und gern wäre er in Olmütz geblieben, um sich gleich selbst mit einer solchen zu beschäftigen; allein sein Auftrag rief ihn gebieterisch nach Wien zurück und es blieb ihm daher für den Augenblick nichts übrig, als die Angelegenheit von dort weiter zu betreiben.

Das Einzige, was sich der falsche Herr Pfeilhuber bei der Sache, die ihm so verdächtig schien, nicht zu erklären wußte, war der Umstand, daß der Lieutenant von Eberstein an einen bekannten höheren Geistlichen empfohlen sein sollte. Er wäre dadurch beinahe irre geworden und hätte sich von der weiteren Verfolgung der Angelegenheit abschrecken lassen; denn wie ließ sich annehmen, daß der geistliche Herr sich auf irgend eine Weise in Etwas gemischt haben könnte, was nicht vollkommen lauter war?

Eine solche Vermuthung schon wäre in der That zu unsinnig gewesen, um auch nur einen Augenblick dabei zu verweilen, selbst wenn sie wirklich für einen Moment entstanden.

Wer bürgte übrigens aber auch dafür, daß es mit der Empfehlung, von welcher Bertha Kleinert gesprochen hatte, wirklich seine Richtigkeit habe?

War dies aber auch der Fall, konnte dann nicht der hohe Herr selbst getäuscht worden sein?

Nach reiflicher Erwägung zweifelte daher auch Herr Pfeilhuber — wie wir aus Unkenntniß seines wirklichen Namens den Beamten der

Polizei auch ferner nennen müssen — nicht mehr daran, daß eine unwürdige Hintergehung des hohen geistlichen Herrn bei der Sache im Spiele sei, und er wurde dadurch nur um so mehr in dem Vorsatze bestärkt, das, was er erfahren hatte, bei seiner Rückkehr nach Wien sogleich zur Anzeige zu bringen.

Herr Pfeilhuber zögerte auch nicht mit der Ausführung dieses Vorsatzes und am nächsten Tage erging an die Polizei in Olmütz die Weisung, die sorgfältigsten Nachforschungen nach dem Lieutenant, Baron von Eberstein, anzustellen und zu ermitteln, was denselben bewogen haben könnte, sich längere Zeit unter falschem Namen in Olmütz aufzuhalten.

Ueber die Persönlichkeit des Lieutenants selbst konnten der Instruktion zwar keine Andeutungen beigefügt werden, dagegen aber erfolgte eine so genaue Beschreibung der Bertha Kleinert, daß dieselbe ohne große Mühe hätte entdeckt werden müssen, wäre sie nicht bereits durch das geflügelte Dampfroß dem Bereiche der Olmützer Polizei entrückt gewesen.

Es hätte indeß dieser genauen Personalbeschreibung nicht bedurft, denn nach Empfang der Weisung entstand nicht der geringste Zweifel darüber, daß der Photograph Bernstein der gesuchte Lieutenant von Eberstein sei.

Es war zur Bestätigung dieser Vermuthung nicht einmal der Umstand nöthig, daß durch die Schwatzhaftigkeit von Bernstein's Hauswirthin bereits die Nachricht verbreitet worden, das fremde Mädchen hätte die bestimmte Behauptung ausgesprochen, der vermeintliche Photograph sei ein Lieutenant. Daß Bertha Kleinert später diese Behauptung gegen Bernstein's Wirthin zurücknahm, änderte nichts an der Sache, denn diese Rücknahme hatte durch den Schall der belauschten Lüge jede Glaubenswürdigkeit verloren.

Es erging daher sofort nach Empfang der amtlichen Weisung aus Wien der Befehl zur Verhaftung Bernsteins, der aus einer allgemein beliebten Persönlichkeit plötzlich zu einem gefährlichen Verbrecher wurde.

Die Verhaftung konnte zwar nicht sofort bewirkt werden, denn man fand Bernstein nicht in seiner Wohnung; diese aber wurde auf das Genaueste durchsucht und alle Papiere des Verdächtigen legte der fungirende Beamte unter Siegel.

Während dessen war Bernstein, oder der Lieutenant, Baron

von Eberstein, wie wir ihn jetzt nennen müssen, auf dem Bahnhof gewesen, und hatte, wie er dies stets zu thun pflegte, im Augenblicke der Abfahrt des Bahnzuges seine regelmäßige Correspondenz in den Briefkasten des Postwagens geworfen, eine Maßregel, zu der er wahrscheinlich seine besonderen Gründe hatte.

Nichts Arges ahnend, ging er, wie beinahe täglich um diese Zeit, in das Fichtnersche Kaffeehaus, um hier die Zeitungen zu lesen.

Kaum hielt er das erste Blatt in der Hand, als ein junger Mann, ein Kaufmann, mit dem er einen näheren Umgang angeknüpft, eine Art von Freundschaft geschlossen hatte, hastig in das Lokal eintrat, sich mit ängstlichen, beinahe verstörten Blicken rings umher umsah und, sobald er Bernstein gewahrte, den er allem Anschein nach suchte, auf ihn zueilte.

Er setzte sich dicht an dessen Seite und flüsterte ihm hastig zu:

„Um Gottes und aller Heiligen Willen, lieber Freund, was bedeutet denn nur das?"

„Was denn?" fragte Bernstein, und sah den Freund verwundert an, dessen Frage er sich nicht zu deuten wußte.

„Ihre Wohnung ist von der Polizei besetzt, Ihre Papiere sind versiegelt, und wie ich hörte, sucht man Sie, um Sie zu herhaften!" sagte der junge Kaufmann, welcher sich Spiller nannte und sich vielleicht zu Bernstein besonders hingezogen gefühlt hatte, weil sein verstorbener Vater, seit einer Reihe von Jahren in Olmütz etablirt, ein geborener Preuße gewesen war.

Bei den ersten Worten Spillers war Bernstein-Eberstein zwar leise zusammengezuckt, im nächsten Augenblicke aber entgegnete er ruhig lächelnd:

„Nun, wenn die Herren Vergnügen daran finden, meine Liebesbriefe und ein Paar harmlose poetische Versuche zu lesen, so mögen sie sich in Gottes Namen einige Zeit unterhalten."

Spiller war im höchsten Grade überrascht durch die Ruhe seines Freundes, und er fügte daher, ängstlicher als der Bedrohte selbst, hinzu:

„Aber man behauptet auch, Sie wären gar kein Photograph und hießen nicht Bernstein, sondern wären ein preußischer Lieutenant, Baron von Eberstein!"

„Hat Ihre Polizei das wirklich nach meinem längeren Aufenthalte in Olmütz herausgebracht?" entgegnete der entlarvte Lieutenant

mit beißend ironischem Tone. „Wahrlich, da bewundere ich die Weisheit derselben, nicht minder aber auch ihre Schwatzhaftigkeit; denn daß Sie — und außer Ihnen wahrscheinlich auch noch viele andere Personen, — von allen diesen Umständen so genau unterrichtet sind, noch ehe meine geringe, dennoch aber äußerst gefährliche Persönlichkeit in den Kerker irgend eines fürchterlichen Burgverließes geworfen wurde, muß mich in der That mit Staunen erfüllen."

Herr Spiller wußte nicht, was er von dem vollkommen gleichgiltigen Wesen seines Freundes halten sollte; dasselbe erschien ihm nach den unverhohlenen Geständnissen, die der entlarvte Lieutenant gemacht hatte, um so unbegreiflicher, da er — gleich so vielen ängstlichen Seelen — eine polizeiliche Untersuchung als das Fürchterlichste betrachtete, was einem ruhigen und anständigen Menschen begegnen kann, besonders, wenn dieser Mensch noch nebenher ein vorurtheilsvoller Spießbürger ist, wie Herr Spiller. Er sagte daher, beinahe zitternd vor Furcht, obgleich ihm selbst gar keine Gefahr drohte:

„Lieber Freund, ich begreife Ihre Ruhe in einer so entsetzlichen Lage nicht!"

„Entsetzlich?" rief Bernstein, und lachte laut auf. „Mein lieber Freund, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß meine Lage mir vielmehr höchst komisch vorkömmt. Ich freue mich daher schon jetzt über die langen Gesichter, die es geben wird, wenn diese ganze verdächtige Geschichte eine durchaus unschuldige und unverdächtige Auflösung findet."

„Das mögen alle Heiligen geben," sagte Spiller mit einem Schmerzensseufzer, und er sah seinen Freund dabei mit einem so mitleidigen Blicke an, als wollte er sagen:

„Armer Freund, ich bedauere dich wegen deiner Täuschung über das Gefährliche deiner Lage."

Die unbedingte Ruhe, welche Bernstein zeigte, war nicht erkünstelt, aber anders würde es gewesen sein, hätte sich die Hausdurchsuchung bei ihm nur etwa eine Stunde früher ereignet.

Für ihn selbst wären dann wahrscheinlich alle die lachenden Aussichten, die er von seinem Aufenthalte und seinem Thun in Olmütz nährte, vernichtet gewesen und die Folgen hätten von unberechenbarer Tragweite, von einer unendlichen Wichtigkeit für den österreichischen Kaiserstaat sein können, so gewiß ist es, und so wunderbar wird es oft durch die Geschichte bewiesen, daß häufig die wichtigsten Wirkungen,

wenigstens die letzten einer längeren Reihenfolge, aus scheinbar ganz unbedeutenden Ursachen entstehen.

„Lieber Freund," sagte Bernstein, „ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich durchaus nichts zu fürchten habe. Allerdings bin ich unter einem angenommenen Namen hier, allein die Veranlassung dazu ist durchaus unverdächtiger Art und hängt namentlich mit meinem hiesigen Aufenthalte nicht im Geringsten zusammen. Es wird sich Alles aufklären, und ich werde schneerein aus der Geschichte hervorgehen, die Ihnen jetzt schwarz wie eine Kohle erscheint. — Doch entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie nun verlasse; ich muß nothwendig einige Worte mit Jemand in dem erzbischöflichen Palais sprechen.

Bernstein-Eberstein grüßte den noch immer um ihn nicht ganz beruhigten Freund und eilte hinweg.

Er ging geradeswegs nach dem genannten Palais und fragte dort nach einem Beamten oder Diener, mit welchem er bekannt geworden war.

Er konnte denselben nicht sogleich sprechen, und trat daher, ihn erwartend, an ein Fenster, von wo er die Aussicht auf die Straße hatte. Da bemerkte er, daß die Polizei, wenn auch mit dem sittlichen Bemühen, kein Aufsehen zu erregen, alle Ausgänge des Palais nicht gerade besetzt, aber doch so im Auge behielt, daß er, auf den es offenbar abgesehen war, nicht hätte hinausgehen können, ohne sogleich festgenommen zu werden.

Er lächelte ironisch, als er diese Anstalten zu seiner Verhaftung sah, und gleich darauf ein höherer Beamter der Polizei durch das Thor des Palastes schritt.

„Kommt nur an!" sagte er dabei zu sich selbst. „Hättet ihr mich bei meiner Correspondenz überrascht, dann wäre es allerdings für mich eine fatale Geschichte gewesen, jetzt aber lache ich nur über Euch, denn ich werde Euch beweisen, daß ein preußischer Lieutenant selbst für Eure feinen Spürnasen zu klug ist."

Beinahe unmittelbar darauf wurde er zu einem der höchsten fürstlichen Beamten gerufen.

Als er in das Zimmer desselben eintrat, fand er den Polizeikommissär bei ihm; von dem aber, was darauf in dem Gemache gesprochen wurde oder vorfiel, vermögen wir nichts zu sagen, da der Respect es uns verbietet, in dem Palaste eines Kirchenfürsten von unserem Autorrechte Gebrauch zu machen, welches uns in gewöhnlichen Häusern, und selbst in den Wohnungen der Minister, die Erlaubniß ertheilt,

unangemeldet einzutreten und selbst die geheimsten Unterredungen als ungesehener Zeuge zu belauschen.

Wir beschränken uns deshalb darauf, das zu erzählen, was wir ohne Indiscretion, und in dem Vertrauen auf die Zuverlässigkeit unserer Quellen, verrathen zu dürfen glauben.

Das Gerücht also brachte die polizeiliche Umstellung des erzbischöflichen Palastes mit dem Einverständnisse in Verbindung, welches zwischen dem Photographen — den man, die frühere Sympathie mit demselben vergessend, der schwärzesten Verbrechen jetzt nicht nur für fähig hielt, sondern auch schon schuldig glaubte — und einem höheren Geistlichen bestehen und nichts Geringes bezwecken sollte, als einen Verrath an Oesterreich. Worin dieser Verrath bestände, das wußte freilich Niemand zu sagen.

Das Gerücht, welches so oft ohne Sinn und Verstand urtheilt, vergaß dabei ganz, daß Oesterreich mit Preußen in der innigsten Verbrüderung lebte, — daß die Krieger beider Mächte im Begriffe standen, mit wetteifernden Heldenmuthe einen deutschen Bruderstamm von fremdem Joche zu befreien.

Aber das Gerücht, diese schlangenartig sich jedem festen Griffe entwindende Person — wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf — zur Vernunft zu bringen, würde der Anstrengung jeder menschlichen Kraft spotten. Sprachen doch sogar Wiener Blätter von der Verhaftung des höheren Geistlichen, mit welchem der falsche Photograph in Verbindung stehen sollte. Wir wollen uns daher die vergebliche Mühe ersparen, das Gerücht zu widerlegen und uns an das Positive halten. Dies bestand in Folgendem:

Mit Blitzesschnelligkeit verbreitete sich durch ganz Olmütz die Nachricht von den gegen den Photographen Bernstein unternommenen polizeilichen Maßregeln, und schnell sammelten sich vor dem Palaste zahlreiche Menschenmassen, erfüllt von der Neugier, Zeugen der kommenden Ereignisse zu sein.

Bald aber sollten alle Gerüchte, wenigstens scheinbar, eine Bestätigung erhalten, denn in Begleitung des Polizeibeamten, und offenbar als dessen Arrestant, trat aus dem Thore des Palais der Verbrecher, der Photograph Bernstein, in welchem aber die Menge jetzt nur noch den preußischen Lieutenant von Eberstein, den Verräther an Oesterreich, sah, und zu dessen Mißhandlung sie sehr geneigt zu sein schien.

Er, der noch wenige Stunden zuvor der Liebling eines großen Theiles der Bewohnerschaft gewesen war, wurde jetzt mit Zeichen des Mißfallens, selbst mit Drohworten, begleitet.

Er ging jedoch ruhig, lächelnd sogar, neben dem Polizeibeamten einher, mit dem er sehr eifrig sprach, und wo er in dem ihn umgebenden Gedränge einen Bekannten bemerkte, da nickte er ihm freundlich grüßend zu, so unbefangen, als ginge das, was die Neugier der Menge erregte, ihn persönlich gar nichts an.

Allgemein schien man erwartet zu haben, daß der Verbrecher nach dem Polizeigefängniß abgeführt werden würde; groß war daher die Verwunderung, als der Beamte seinen Arrestanten nach dessen Wohnung begleitete, an deren Hausthür er zwei Mann Wache aufstellte während er selbst nur von einem Polizeidiener begleitet, mit Bernstein hinaufging.

Darin erblickte die unten versammelte Menge, welche für jede ihr auffallende Erscheinung nach einem Erklärungsgrunde sucht, eine Wirkung von der Protection jener hochgestellten Person, an welche Bernstein einen Empfehlungsbrief mitgebracht haben sollte.

In den Wohnzimmer Bernsteins angelangt, wurde mit diesem ein Verhör vorgenommen, das wir zwar nicht Punkt für Punkt verfolgen wollen, von welchem wir aber doch die Hauptsätze angeben zu müssen glauben.

„Sind Sie der königlich preußische Lieutenant, Baron von Eberstein, wie wir dies zu vermuthen alle Ursache haben? — Ich mache Sie hierbei darauf aufmerksam, daß ein offenes Eingeständniß der Wahrheit Ihrer Sache nur förderlich sein kann,“ begann der Commissär.

„Ich habe jetzt durchaus keine Ursache mehr, die Wahrheit zu scheuen,“ entgegnete der Gefragte; „also: Ja, ich bin der königlich preußische Lieutenant, Baron von Eberstein.“

Der Commissär schien, wie dies bei Angeklagten gewöhnlich ist, ein Leugnen, eine Berufung auf die Richtigkeit des Passes, oder irgend eine andere Ausrede, erwartet zu haben, er war daher durch die ganz unumwundene Antwort seines Arrestanten überrascht; aber er ließ sich dies nicht merken, sondern fuhr ruhig fort:

„Also gestehen Sie ein, sich eines falschen Passes bedient zu haben?“

„Nein, Herr Commissär,“ entgegnete Herr von Eberstein mit der größten Ruhe, „das gestehe ich keineswegs ein.“

„Wie!“ rief der Beamte heftig: „Sie sind nach Ihren eigenen Geständniß —“

„Ich bitte, Herr Commissär," fiel Eberstein dem Fragenden mit stolzer Haltung in das Wort, „hier ist von keinem Geständnisse die Rede, denn ich bin kein Verbrecher. Ich habe ganz einfach Ihre Frage beantwortet."

„Sie wollen also behaupten, der Paß sei nicht falsch?" fragte der Commissär, im höchsten Grade erstaunt.

„Das behaupte ich allerdings," sagte der preußische Lieutenant mit junkerlicher Zuversicht, doch ohne eine weitere Erklärung zu geben.

„Wie können Sie so etwas behaupten?" fragte mit zornigem Tone der Commissär, dem ein derartiges Benehmen eines Inquisiten, entschieden fest, aber keineswegs frech, noch nicht vorgekommen zu sein schien.

„Das will ich Ihnen sogleich erklären, sehr geehrter Herr," entgegnete Eberstein, „und ich hoffe zuversichtlich, daß Sie mir beistimmen werden, nachdem ich Ihnen offen gesagt habe, was mich bestimmt hat, einen falschen Namen anzunehmen."

„Ich bin wirklich neugierig, eine solche Erklärung zu hören," sagte der Commissär mit einer gewissen gutmüthigen Ironie. „Bis jetzt ist es mir noch unbekannt, inwiefern ein falscher Paß keine Fälschung ist."

„Urtheilen Sie selbst, geehrter Herr," sagte Lieutenant Eberstein. — „Ich habe ein Duell mit einem meiner höheren Vorgesetzten gehabt, und das Glück — vielleicht auch das Unglück — wollte, daß ich ihn lebensgefährlich verwundete. Ich war dadurch gezwungen, zu entfliehen, da es in Preußen üblich ist, daß zur Beobachtung des Scheines in einem solchen Falle, wie der meinige, der Duellant von jenseits der Grenze ein Gnadengesuch an den König richtet. — Ich hatte — schon aus Vorsorge — mir von dem mir befreundeten Polizeidirector einen Paß auf den Namen geben lassen, unter dem ich seit einigen Monaten hier lebe, — und zwar, wie ich zu behaupten wage, in jeder Beziehung friedlich und tadellos — und da die ausstellende Behörde meines Passes kein Bedenken trug, mir denselben unter dem Namen zu ertheilen, auf den er lautet, glaube ich dreist behaupten zu dürfen, daß derselbe als vollkommen richtig betrachtet werden muß!"

Der Commissär schien zwar durch diese etwas sophistischen Gründe nicht vollkommen befriedigt zu sein; er konnte ihnen doch aber auch den Glauben nicht vollständig verweigern, und sagte daher:

„Könnten Sie das, was Sie soeben behauptet haben, auch beweisen?"

„Das, was sich auf mein Duell bezieht, sogleich," entgegnete Eberstein, „was aber die Paßangelegenheit betrifft, so will ich es Ihnen, das heißt Ihrer Behörde, überlassen, über die Wahrheit meiner Angabe die nöthigen Erkundigungen einzuziehen."

„Und wie wollen Sie die Geschichte mit Ihrem Duell beweisen?" fragte, noch immer zweifelnd, indeß schon halb überzeugt, der Commissär.

„Durch einen Brief, der sich unter meinen Papieren befindet welche Sie — wie ich höre — versiegelt haben."

Hier wollen wir die genaue Verfolgung des Verhöres abbrechen und von dem Resultate desselben nur mittheilen, daß die Papiere des bisherigen Photographen durchaus nichts Strafbares enthielten; daß der Brief, auf den sich Eberstein bezogen hatte, die Versicherung seines Freundes Wurmbrand brachte, seine Duellangelegenheit würde bald zu seiner Zufriedenheit geordnet sein, und daß endlich, nachdem Eberstein auf sein Ehrenwort, Olmütz nicht vor einer entscheidenden Antwort seiner Behörde zu verlassen, von dieser an die Polizeibehörde von Olmütz das dienstfreundliche Gesuch einging, dem Lieutenant, Baron von Eberstein, den beifolgenden, auf seinen Namen lautenden Paß einzuhändigen und seiner Abreise nach Wien kein Hinderniß in den Weg zu legen.

An dem Abend des Tages, an welchem dies Gesuch der preußischen Militärbehörde eingegangen war, wurde dem jetzt in der öffentlichen Meinung wieder zu Ehren angenommenen ehemaligen Photopraphen Bernstein und jetzigen Lieutenant Baron von Eberstein ein Abschiedsfest in dem „Goliath" gegeben, und von dort ging der Gefeierte, wie im Triumphzuge von der größern Anzahl der Festtheilnehmer begleitet, nach dem Bahnhofe, um mit dem Morgenzuge nach Wien abzureisen.

Er verabschiedete sich unter zahllosen Umarmungen von seinen Begleitern, indem er ihnen die Versicherung gab, daß er sich seines Aufenthaltes in Olmütz stets mit wahrem Vergnügen erinnern würde.

Wir haben alle Ursache der Aufrichtigkeit dieser Versicherung vollen Glauben zu schenken, denn in einem Brief, den Eberstein am Abend zuvor, ehe er sich in den „Goliath" begab, an seinen Freund, den Hauptmann von Wurmbrand in Magdeburg, geschrieben und — wie seine ganze Correspondenz — wieder selbst in den Eisenbahn-Postwagen gesteckt hatte, erzählte er mit vieler Laune die Geschichte seiner Verhaftung, Ehrenrettung und Freilassung und sagte zum Schluß:

„Glücklicher Weise war meine hiesige Sendung eben erfüllt, sonst würde mir die Schwatzhaftigkeit Berthas einen üblen Streich gespielt haben. Aber ich wurde erst in dem Augenblick verhaftet, als ich kurz zuvor meinen letzten Bericht mit den letzten Zeichnungen und Plänen abgesendet hatte.

„So ist also unser Kriegsministerium im Besitze der vollständigsten Kenntniß aller starken und schwachen Seiten der Festung und der ganzen Umgebung. Es kennt die besten Angriffspunkte, die Lage, Stärke, und Armirung jedes einzelnen Forts, und wenn es daher zum Kriege gegen Oesterreich kömmt — was Gott recht bald geschehen lassen möge — und es sollte eine Belagerung von Olmütz nothwendig werden, so haben unsere Artillerie und unsere Ingenieure den zuverlässigen Anhalt, um mit Sicherheit vorzugehen und sich vor Schaden möglichst zu bewahren."

Man kennt jetzt ganz genau den Zweck von dem Aufenthalte des Photographen Bernstein in Olmütz, so wie den Grund von dessen häufigen Ausflügen in die Umgebung:

Die photographischen Aufnahmen dienten als Deckmantel für die militärischen Vermessungen und die Zeichnungen der Befestigungswerke!!

Wie nennt man ein solches Benehmen mitten im Frieden gegen eine befreundete Macht ausgeübt?

XV.

Ein Vollblut-Junker.

Der 6. Juni des Jahres 1866 war ein Tag großer Aufregung und Spannung für ganz Holstein, mehr aber noch für die Bewohner und die österreichische Besatzung Rendsburgs.

Nachdem in der letzten Zeit von Tag zu Tag das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen immer schroffer, immer feindseliger geworden war, konnten selbst die optimistischesten Friedensfreunde und Friedenshoffer den Ausbruch des Krieges nur mehr als eine Frage der Zeit betrachten; aber er sollte noch schneller erfolgen, als selbst die Schwarzseher erwartet hatten.

Der österreichische Statthalter von Holstein, General von Gablenz, der sich durch sein humanes Benehmen, welches die Gefühle der

und erst 1728 vollendete Marienkirche zu besichtigen, sondern stimmten ohne Widerspruch dafür, ein Gasthaus aufzusuchen.

Als dieser Entschluß gefaßt war, fragte einer der jungen Männer, dessen Schultern mit nagelneuen Lieutenantsepaulettes geschmückt waren, einen eben vorübergehenden, sehr anständig gekleideten Herrn mit einem gewissermaßen geringschätzigen Tone:

„Sie, mein Lieber, wo kann man denn hier etwas Gutes zu essen und zu trinken bekommen?“

Der Gefragte wollte ohne eine Antwort zu ertheilen vorübergehen, doch der Lieutenant faßte ihn am Aermel, und sagte keck:

„Sie! Ich bin königlich preußischer Lieutenant, und gewohnt, eine Antwort zu erhalten, wenn ich frage.“

„Und ich,“ entgegnete der Civilist, „ich bin holsteinischer Edelmann, und gewohnt, nur eine Antwort zu ertheilen, wenn ich auf eine artige Weise gefragt werde.“

Er sah den jugendlichen Epaulettenträger dabei mit so durchbohrenden und herausfordernden Blicken an, daß dieser sich einer gewissen Verlegenheit nicht erwehren konnte. Indeß entgegnete er doch, schnell gefaßt:

„Edelmann? — Ah, das ändert die Sache. — Entschuldigen Sie daher meine etwas unhöfliche Frage, und haben Sie die Güte, mir gefälligst zu sagen, wo man hier erwarten kann, mit Speisen und Getränken am besten bedient zu werden?“

„Jedenfalls in der Stadt Hamburg,“ entgegnete der holsteinische Edelmann, „wenn Sie nämlich Geld genug haben, um die etwas theuren Rechnungen dieses Hotels zu bezahlen.“

Damit verfolgte er, ohne zu grüßen, seinen Weg.

„Unverschämter Kerl!“ brummte der junge Lieutenant ihm nach. „Ich glaube gar, der elende Civilist wollte sich über mich lustig machen, weil er mir die Stadt Hamburg nur empfahl, wenn ich Geld genug hätte!“

„Lieber Bruder,“ beschwichtigte den Zornigen ein nur wenig älterer Offizier, „der Civilrock hatte keine Ahnung davon, daß du reich genug bist, um uns Alle zur Feier unseres Einzuges in dem preußenfeindlichen Holstein zu tractiren, sonst würde er gewiß aus Rücksiche auf Deine Füchse mit mehr Achtung gesprochen haben, zumal man von Dir noch nicht sagen kann:

„Daß Du sie hast durchgebracht,
Zu Glückstadt in einer lustigen Nacht!“

„Ich bin aber auch nicht der lange Peter von Itzehoe," sagte der Angeredete, „obgleich ich freilich leider Peter heiße, und meine lange Figur sehr bald den österreichisch-holsteinischen Ständemitgliedern in Itzehoe zu präsentiren hoffe, um sie, von Furcht und Schrecken erfaßt, aus dem Ständesaale entlaufen zu sehen."

„Hören Sie, lieber Kapphengst," sagte mit einem Tone, in welchem Ernst und Ironie mit einander kämpften, der etwas ältere Offizier, „mir scheint, als wäre Ihre lange Figur weit eher geeignet, den Weibern als den Männern Schrecken einzuflößen."

„Lieutenant von Bredow," rief der jugendliche Kampfheld, „wollen Sie mich etwa absichtlich beleidigen?"

„Fällt mir nicht im Geringsten ein," entgegnete lachend der Gefragte, „und zum Beweise erkläre ich mich bereit, mit Ihnen gemeinschaftlich eine holsteinische Batterie zu stürmen, wenn sie uns nämlich in der Gestalt einer riesigen Bowle Punsch oder einer Reihe von Champagnerflaschen erscheint, und Sie als Freiwilliger vorangehen, indem Sie dieselben bezahlen."

„Vorwärts zum Sturme!" riefen ungeduldig die Zeugen dieses Gespräches und Alle setzten sich, sieben bis acht an der Zahl, in Bewegung nach dem ihnen angerühmten Hotel zur Stadt Hamburg.

Lärmend zog der Trupp ein in das genannte Hotel und der Jüngste der ganzen Gesellschaft führte, wie er es schon auf der Straße gethan hatte, auch hier das große Wort, gehoben und ermuthigt durch das stolze Bewußtsein: „Ich tractire!"

Auf das gebieterische Commando des Lieutenant von Kapphengst wurde mit zauberhafter Schnelligkeit der Tisch mit den leckersten Gerichten der Speisekarte besetzt, und bald knallten die Champagnerpfropfen.

Unbeachtet von dieser munteren, bald bis zu den Grenzen der Ausgelassenheit gelangenden Gesellschaft, saß in einer dunklen und entfernten Ecke ein österreichischer Offizier.

Er war ein Mann von hohem Wuchs, von starken Gliedern und von entschlossenem Aussehen; aber seine bleichen Wangen, seine etwas gebückte Haltung verrieth, daß er entweder von einer schweren Krankheit erst kürzlich genesen sei, oder daß er noch jetzt an einem entkräftenden Uebel leide.

Bei dem Eintritte der preußischen Offiziere schien er sich anfangs entfernen zu wollen, und er erhob sich sogar mit einiger Anstrengung von

Sitze; aber er ließ sich sogleich wieder auf denselben niedersinken und beobachtete dann die Gruppe der feindlich-gesinnten Verbündeten mit gespannter Aufmerksamkeit.

War anfangs nur seine Neugier erweckt, so wurden doch bald seine Gefühle auf andere Weise erregt.

Die Preußen — nicht Alle — wohl aber einige von Ihnen, und namentlich der Lieutenant von Kapphengst, dem der Champagner bald in den Kopf zu steigen anfing, äußerten sich mit Geringschätzung über den ohne jeden Versuch des Widerstandes erfolgten Rückzug der Oesterreicher aus Rendsburg auf eine Weise, welche dem österreichischen Offizier die dunkle Röthe des Unwillens und der Scham wiederholt in die Wangen trieb, so daß er nur mühsam einen lauten Ausbruch des Zornes unterdrücken konnte.

Gleichwohl bezwang er seinen gerechten Unwillen, bis der Lieutenant von Kapphengst übermüthig ausrief:

„Das ist doch gewiß wahr, wo nur die preußischen Pickelhauben sich zeigen, da laufen die Oesterreicher vor den dahinter sichtbar werdenden Zündnadelgewehren davon!"

Eine solche Prahlerei war mehr, als der österreichische Offizier ertragen konnte, als er ertragen durfte, wenn er auch bis jetzt unbemerkt geblieben war.

Er sprang daher heftig auf, trat mit einigen Schritten gegen den Tisch vor, an welchem die preußischen Offiziere saßen, blickten den Lieutenant von Kapphengst durchbohrend und herausfordernd an, und rief so laut, daß alle anwesenden Gäste ihn hören mußten:

„Mein Herr, Sie sind ein —"

Doch er hielt plötzlich inne, indem er überlegte, daß er nur sich selbst erniedrigen könnte, wenn er die Beschimpfung ausspräche, welche ihm auf der Zunge schwebte.

„Was bin ich?" rief zornig der Jüngling.

„Ein — Preuße!" entgegnete ruhig der österreichische Offizier.

„Herr!" schrie der Lieutenant von Kapphengst, „wollen Sie mich etwa beleidigen, daß Sie das mit so wegwerfendem Tone sagen?"

„Wenn Sie es als einen Schimpf betrachten, ein Preuße zu sein," erwiederte mit ironischem Lächeln der Oesterreicher, „so steht es Ihnen frei, meine Aeußerung als eine Beleidigung zu betrachten."

„Ha, das fordert Blut!" rief der Herr von Kapphengst. „Sie werden sich mit mir schießen!"

„Nein, das werde ich nicht thun!“ sagte gelassen, doch mit entschiedener Festigkeit, der Oesterreicher.

Die anderen preußischen Offiziere, welche mit dem Benehmen ihres jungen Cameraden nicht ganz zufrieden zu sein schienen, hatten sich bisher nicht in den Streit gemischt; als sie aber die bestimmte Erklärung hörten, daß ihr österreichischer Camerad sich nicht schießen würde, und der Lieutenant von Kapphengst vor Staunen darüber einen Augenblick verstummte, sprang einer der Herren auf und sagte mit ziemlich herausforderndem Tone:

„Darf ich fragen, mein Herr, weßhalb sie einem preußischen Offizier, den sie beleidigt haben, die Genuggthuung verweigern, die er zu fordern berechtigt ist?“

„Wenn hier von einer Beleidigung die Rede sein kann, so bin ganz entschieden ich der Beleidigte,“ entgegnete der Offizier, den zwei Sterne auf seinem Kragen als Oberlieutenant bezeichneten. „Uebrigens aber verweigere ich eine Genugthuung für meine Worte keineswegs.“

„Sagten Sie nicht, daß Sie sich mit mir nicht schießen wollten?“ rief jetzt der junge Kapphengst.

„Allerdings!“ lautete die ruhige Antwort des Oberlieutenants.

„Und weshalb nicht?“ fragte eben so ruhig der Offizier, welcher sich in die Sache gemischt hatte.

„Weil ich der Meinung bin, daß die Waffe des Offiziers der Säbel ist; mit diesem stehe ich zu Dienst, und zwar könnte die Angelegenheit sogleich geordnet werden, wenn einer der Herren die Güte haben wollte, mir als Secundant zu dienen.“

„Ich bin gern dazu erbötig,“ sagte einer der älteren Offiziere, der, welcher von Bredow genannt worden war.

Dann wendete er sich zu seinen Cameraden und sagte:

„Ich glaube, daß sich gegen den Vorschlag des Herrn — darf ich um Ihren Namen bitten, den ich als Ihr Secundant doch wissen muß?“ fragte er den österreichischen Offizier.

„Oberlieutenant Baron von Eisenstern,“ entgegnete dieser.

„Ich glaube also,“ wiederholte Herr von Bredow zu seinen Cameraden, „daß sich gegen den Vorschlag des Baron von Eisenstern nichts einwenden läßt. — Seid Ihr derselben Meinung, so entfernt die überflüssigen Zeugen und schafft Raum.“

Man kann sich leicht denken, daß der Streit die ganze Aufmerksamkeit der Gäste erregt hatte, welche in dem Locale der Stadt

Hamburg sich befanden; sie umstanden daher, neugierig auf den Ausgang, dichtgedrängt, die preußischen Offiziere, und mancher ermunternde Blick des Beifalles flog aus dem Kreise der Civilisten dem Oesterreicher zu, der offenbar ihre ganzen Sympathien besaß. Als sie aber sahen, welche Wendung die Sache nahm, entfernten sich Alle auf die an sie ergehende Aufforderung, augenblicklich aus dem Zimmer, welches groß genug war, um als Kampfplatz zu dienen, nachdem die Kellner Stühle und Tische bei Seite geschafft hatten.

Die beiden Gegner traten darauf einander gegenüber, zogen die Säbel und legten sich aus.

„Los!“ rief Herr von Bredow, das Signal zu dem Kampfe gebend, und im Nu trafen die Klingen funkensprühend aufeinander.

Der Kampf war heftig, doch die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten.

Nach wenigen, mehr tollen als gewandten Hieben, die der Lieutenant von Kapphengst geführt hatte, lag er mit einer klaffenden Stirnwunde blutend am Boden.

Aber auch sein Gegner taumelte; Leichenblässe überzog sein Gesicht, und er würde niedergesunken sein, wäre nicht sein Secundant hinzugesprungen, um ihn zu stützen.

„Mein Gott, sind Sie denn auch verwundet?“ fragte theilnahmsvoll Herr von Bredow. „Ich sehe ja doch kein Blut.“

„Nein, das nicht,“ entgegnete mit matter Stimme Baron Eisenstein; „aber ich bin erst kürzlich von einer schweren Krankheit genesen, und konnte auch deshalb heute meinem Bataillon nicht folgen. — Die Aufregung durch den ganzen Vorfall — die Anstrengung —“

Seine Augen schlossen sich und ohnmächtig brach er in den Armen seines Secundanten zusammen.

Als Herr von Bredow von einem Kellner erfahren hatte, daß Baron Eisenstern in der Stadt Hamburg selbst wohne, brachte er den Ohnmächtigen auf dessen Zimmer, die Sorge um den verwundeten Kapphengst den anderen Cameraden überlassend.

Baron Eisenstern kehrte sehr bald zum Bewußtsein zurück und dankte dem Herrn von Bredow herzlich für seine Theilnahme.

Dieser wies freundlich den Dank zurück, und fragte dann:

„Würden Sie sich wohl stark genug fühlen, lieber Baron, um morgen mit dem Frühesten reisen zu können?“

„Wenn es durchaus sein müßte — allenfalls,“ erwiederte Baron

Eisenstern. „Aber was hätte ich für einen zwingenden Grund zur Abreise, da der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich noch nicht förmlich erklärt ist, und man mich folglich auch nicht als Kriegsgefangenen hier zurückhalten könnte."

Mit einiger Verlegenheit sagte Herr von Bredow:

„Ich fürchte, wenn der General von Manteuffel den heutigen Auftritt erfährt, wird er sehr zornig werden."

„Ich kümmere mich zwar nicht um seinen Zorn," sagte lächelnd Baron Eisenstern, „aber — Sie haben Recht — ich werde Ihren Rath befolgen; denn — nach dem, was man sich von dem Charakter Ihres commandirenden Generals, von seiner Brutalität, seiner Eigenmächtigkeit erzählt —"

„Ich bitte Sie, Herr Baron," fiel der Lieutenant von Bredow dem Sprechenden in das Wort, „gebrauchen Sie nicht solche Ausdrücke, denn Sie fühlen wohl selbst, daß ich sie nicht dulden dürfte."

Baron Eisenstern erröthete, daß er auf das Unschickliche seiner Worte hatte aufmerksam gemacht werden müssen; er sagte daher kurz:

„Ich danke Ihnen für Ihren Rath, Herr Camerad, und ich werde also jedenfalls reisen, denn ich darf mich der Möglichkeit einer unwürdigen Behandlung, die ich auf keinen Fall dulden würde, nicht aussetzen. Ich fahre daher morgen Früh ab, sollte ich mich auch noch matter fühlen, als in diesem Augenblick. Dürfte ich Sie wohl bitten, für mich die Vorkehrungen zu meiner Abreise zu treffen? — Ich bin dazu nicht fähig und will es versuchen, durch den Schlaf meine Kräfte zu stärken."

„Mit Vergnügen! sagte Herr von Bredow und wünschte dem Leidenden eine erquickende Ruhe.

Am nächsten Morgen geleitete er den Baron Eisenstern, der sich auf seinen Arm stützte, zu der Eisenbahn und mit einem herzlichen Händedrucke nahm er Abschied von ihm.

Die beiden Männer hatten sich gegenseitig achten gelernt und sprachen scheidend die Hoffnung aus, sich einst unter angenehmeren Verhältnissen wieder zu begegnen.

XVI.

Zahme Sereszaner.

Der Krieg war erklärt!

Der Krieg, den das eroberungssüchtige Preußen so [illegible] beigewünscht, auf den es sich seit mehreren Jahren unter der [illegible] der Freundschaft mit allen erdenklichen Mitteln vorbereitet hatte, th[illegible] öffentlich unter den unhaltbarsten Vorwänden, theils heimlich und mit Mitteln der Art, wie wir eines aus dem Briefe des Lieutenants von Eberstein an seinen Freund, den Hauptmann von Wurmbrand, kennen lernten.

Der Krieg über dem der ehemalige Freiherr, jetzige Graf von Bismark in seinem Sinne schon seit lange gebrütet hatte, wie dies mit bewundernswürdiger Offenheit seine Worte aussprachen, die sich in den weitesten Kreisen verbreitet haben:

„Werde ich Minister, so bekommen wir Krieg mit Oesterreich!“

Verhängnißvoll-prophetische Worte, welche leider an den Ohren der österreichischen Staatsmänner unbeachtet vorüberglitten!

Der Krieg endlich, der drohend hinter jenen anderen Worten verborgen lag, die nicht minder bekannt geworden sind, und welche Herr von Bismark, als er wirklich Minister Preußens geworden war, beinahe unmittelbar nach dem Antritte seines Amtes aussprach, indem er sein verrufenes Doppelsystem aufstellte: „Blut und Eisen“ — und „Gewalt geht vor Recht“ — Worte, die, kaum gesprochen, die Runde durch ganz Europa machten, die aber mehr mit Spott und Verachtung aufgenommen wurden, als mit der Würdigung, die sie verdienten; — Worte, die der Lenker des preußischen Staates auf eine Weise verwirklicht hat, die für Oesterreich so verhängnißvoll war, die es vielleicht für das vertrauensselige Deutschland, und sogar für das siegestrunkene preußische Volk selbst, sein werden, wenn es aus dem Traume erwacht, in welchem ihm ein Bismark, die lebendige Verkörperung des Absolulutismus, des Junkerthums und der Reaction, als der Hort, als der Apostel der Volksfreiheit erscheint.

Doch — [illegible] denn ich werde mich dessen durch mein jüngstes Kapitels. [illegible] hen.“

Der Krieg war [illegible] — ich will es glauben,“ erwiederte Herr [illegible]

Oesterreich, das [illegible] e zweite Bedingung,“ fuhr er dann fort, [illegible] dreisten Behauptung Preuß[illegible] it darauf verzichten Margarethe [illegible] arme bedrohte, aber vollständi[illegible] streben und Bedauern, zur Erha[illegible] sagte Reu- [illegible] Existenz, gezwungen, das bedrohend[illegible] es dabei [illegible] gerüstete Oesterreich anzugreifen. [illegible] ruft, [illegible] garethe [illegible] dann

Bei beiden Völkern, dem angegriff[illegible] welches man auch dafür halten möge, reg[illegible] und hüben wie drüben wetteiferten Corporation[illegible] Darbringung von Opfern.

Um diese Zeit das heißt am 30. Mai des Jahres [illegible] es, daß in dem Königshof, oder Hôtel Royal, [illegible] burger Thore, unter den Linden Nr. 3, in Berlin [illegible] sellschaft angesehener oder — was für gewöhnlich gleichbedeutend [illegible] reicher Männer, größtentheils dem Handelsstande angehörig, [illegible] sammelte, um über ein wichtiges patriotisches Unternehmen sich zu berathen.

Die bedeutendsten Firmen waren vertreten: S. Bleichröder, H. C. Plaut, Meyer Cohn, Moriz Güterbock, B. u. Mey-nus, J. Hirschfeld, Ferdinand Güterbock, Pringsheim, Salomon Speyer u. v. A. Aber außer dem Handelsstande hatte auch die Literatur ihr Contingent gestellt, und zwar ein hyper-humoristisches, bestehend aus dem Dr. Kalisch, dem Verfasser zahlreicher Possen — der hier vielleicht neuen Stoff zu finden hoffte — und Herrn Albert Hofmann, gleich dem Vorgenannten in weiten Kreisen bekannt als Stütze des Kladderadatsch.

Nachdem die Herren sich gegenseitig begrüßt und mit dem zu berathenden Gegenstande vertraut gemacht hatten, wurde zu der Wahl eines Vorsitzenden geschritten.

Dieses Ehrenamt fiel dem Herrn S. Bleichröder zu und nachdem derselbe an dem obern Ende der Tafel seinen Platz eingenommen hatte, eröffnete er die Sitzung mit dem für den Gegenstand erforderlichen feierlichen Ernste, der selbst durch die Anwesenheit der beiden Kladderadatsch-Heroen keine Störung erlitt.

„Meine sehr geehrten Herren,“ begann Herr Bleichröder, „es ist Ihnen gewiß allerseits durch das Berliner Fremden- und An-

XVI.

Zahme Sereszaner.

Der Krieg war erklärt!

Der Krieg, den das eroberungssüchtige Preußen so sehnlich herbeigewünscht, auf den es sich seit mehreren Jahren unter der Maske der Freundschaft mit allen erdenklichen Mitteln vorbereitet hatte, theils öffentlich unter den unhaltbarsten Vorwänden, theils heimlich und mit Mitteln der Art, wie wir eines aus dem Briefe des Lieutenants von Eberstein an seinen Freund, den Hauptmann von Wurmbrand, kennen lernten.

Der Krieg über dem der ehemalige Freiherr, jetzige Graf von Bismark in seinem Sinne schon seit lange gebrütet hatte, wie dies mit bewundernswürdiger Offenheit seine Worte aussprachen, die sich in den weitesten Kreisen verbreitet haben:

„Werde ich Minister, so bekommen wir Krieg mit Oesterreich!"

Verhängnißvoll-prophetische Worte, welche leider an den Ohren der österreichischen Staatsmänner unbeachtet vorüberglitten!

Der Krieg endlich, der drohend hinter jenen anderen Worten verborgen lag, die nicht minder bekannt geworden sind, und welche Herr von Bismark, als er wirklich Minister Preußens geworden war, beinahe unmittelbar nach dem Antritte seines Amtes aussprach, indem er sein verrufenes Doppelsystem aufstellte: „Blut und Eisen" — und „Gewalt geht vor Recht" — Worte, die, kaum gesprochen, die Runde durch ganz Europa machten, die aber mehr mit Spott und Verachtung aufgenommen wurden, als mit der Würdigung, die sie verdienten; — Worte, die der Lenker des preußischen Staates auf eine Weise verwirklicht hat, die für Oesterreich so verhängnißvoll war, die es vielleicht für das vertrauensselige Deutschland, und sogar für das siegestrunkene preußische Volk selbst, sein werden, wenn es aus dem Traume erwacht, in welchem ihm ein Bismark, die lebendige Verkörperung des Absolulutismus, des Junkerthums und der Reaction, als der Hort, als der Apostel der Volksfreiheit erscheint.

Doch — kehren wir zurück zu den Einleitungsworten unseres Kapitels.

Der Krieg war erklärt!

Oesterreich, das böse Oesterreich, hatte ihn nach der mehr als dreisten Behauptung Preußens mit Gewalt heraufbeschworen, und das arme bedrohte, aber vollständig gerüstete Preußen, sah sich, mit Widerstreben und Bedauern, zur Erhaltung seiner Selbstständigkeit, ja seiner Existenz, gezwungen, das bedrohende, aber dennoch nur unvollständig gerüstete Oesterreich anzugreifen.

Bei beiden Völkern, dem angegriffenen, wie dem angreifenden, welches man auch dafür halten möge, regte sich der Patriotismus, und hüben wie drüben wetteiferten Corporationen und Private in der Darbringung von Opfern.

Um diese Zeit das heißt am 30. Mai des Jahres 1866, geschah es, daß in dem Königshof, oder Hôtel Royal, nahe dem Brandenburger Thore, unter den Linden Nr. 3 in Berlin gelegen, eine Gesellschaft angesehener oder — was für gewöhnlich gleichbedeutend ist — reicher Männer, größtentheils dem Handelsstande angehörig, sich versammelte, um über ein wichtiges patriotisches Unternehmen sich zu berathen.

Die bedeutendsten Firmen waren vertreten: S. Bleichröder, H. C. Plaut, Meyer Cohn, Moriz Güterbock, B. v. Magnus, J. Hirschfeld, Ferdinand Güterbock, Pringsheim, Salomon Speyer u. v. A. Aber außer dem Handelsstande hatte auch die Literatur ihr Contingent gestellt, und zwar ein hyper-humoristisches, bestehend aus dem Dr. Kalisch, dem Verfasser zahlreicher Possen — der hier vielleicht neuen Stoff zu finden hoffte — und Herrn Albert Hofmann, gleich dem Vorgenannten in weiten Kreisen bekannt als Stütze des Kladderadatsch.

Nachdem die Herren sich gegenseitig begrüßt und mit dem zu berathenden Gegenstande vertraut gemacht hatten, wurde zu der Wahl eines Vorsitzenden geschritten.

Dieses Ehrenamt fiel dem Herrn S. Bleichröder zu und nachdem derselbe an dem obern Ende der Tafel seinen Platz eingenommen hatte, eröffnete er die Sitzung mit dem für den Gegenstand erforderlichen feierlichen Ernste, der selbst durch die Anwesenheit der beiden Kladderadatsch-Heroen keine Störung erlitt.

„Meine sehr geehrten Herren," begann Herr Bleichröder, „es ist Ihnen gewiß allerseits durch das Berliner Fremden- und An-

zeigeblatt bekannt, daß auf Anstiften des Herrn von der Heydt die Stadt Elberfeld ein Regiment freiwilliger Zuaven zu errichten beschlossen hat."

„Das werden liebe Jungens sein!" flüsterte Dr. Kalisch seinem Kladderadatsch-Kollegen zu.

Herr Bleichröder schleuderte von seinem Präsidentensitze herab dem Possendichter einen zornigen Blick zu, aber ohne von dessen Geflüster weitere Notiz zu nehmen, fuhr er in seiner Rede fort:

„Sie werden sicher mit mir darin übereinstimmen, meine Herren, daß es eine Schande für die erste Residenz des Landes wäre, wenn sie sich durch eine verhältnißmäßig so unbedeutende Handelsstadt, wie Elberfeld ist, überflügeln ließe."

„Gewiß! Gewiß!" riefen mehrere Stimmen.

„Ich stelle daher den Antrag," nahm Herr Bleichröder mit einer freundlich dankenden Verneigung seines Kopfes wieder das Wort. „daß auch wir ein Regiment Freiwilliger errichten."

„Nur nicht etwa auch Zuaven!" rief Herr Albert Hofmann. „Das wäre ein matter Abklatsch des Elberfelder Einfalles und Sie werden zuverlässig nicht bestreiten, daß Berlin, die Stadt der Intelligenz, gewissermaßen die Verpflichtung hat, etwas Originelles zu schaffen."

„Natürlich," sagte eine Stimme, „und da wir in unserer Mitte zwei Männer von seltener Originalität haben, kann uns das nicht schwer werden."

Sich für die Schmeichelei, die er bescheiden auf sich selbst bezog, verneigend, sagte Dr. Kalisch:

„Wie wäre es, meine Herren, wenn wir ein Regiment Sereszaner errichteten? Das würde unbedingt das erste in unserer Armee sein, und wahrscheinlich auch das einzige bleiben."

„Der Gedanke ist vortrefflich!" rief Herr Salomon Speyer, „und ich stimme ihm von ganzem Herzen bei. — Ich sehe schon in Gedanken, wie malerisch sich unsere Sereszaner in ihren rothen Uniformen ausnehmen werden!

„Roth sollten ihre Uniformen sein?" sagte ein Anderer. „Nein, dafür könnte ich nicht stimmen, denn das würde zu sehr an die Rothmäntler zur Zeit Friedrich's des Großen erinnern, jene wilden Banden, deren Name allein schon hinreichte, Schrecken zu verbreiten."

„Je nun, desto besser," meinte der Vorsitzende, „wenn unsere Sereszaner eben solchen Schrecken einflößten, wie die Rothmäntler Maria

Theresia's. Ich stelle daher den Antrag, unserem Freiwilligen-Regimente rothe Uniformen zu geben."

„Ich muß dem Antrage unseres geehrten Vorsitzenden zu widersprechen mir erlauben," sagte eines der Mitglieder — Herr H. C. Plaut, wenn wir recht berichtet sind. „Erstlich würde die rothe Farbe nicht nur an die Rothmäntler, sondern auch an die Rothhemden Garibaldi's erinnern, und wenn diese auch jetzt unsere Verbündeten sind, so muß ich doch gestehen, daß ich keine allzugroße Sympathie für dieselben empfinde, und durch unsere Freiwilligen nicht beständig an dieselben erinnert zu werden wünschte."

„Und ich," sagte einer der beiden Herren, Güterbock, „stimme deßhalb gegen die rothe Farbe, weil dieselbe zu theuer ist. Ich möchte daher lieber zu dem wohlfeileren Braun rathen."

„Wollen Sie mir einen Augenblick Ihr Gehör schenken, meine Herren," nahm ein älterer Herr, den wir nicht zu nennen wissen, das Wort, „so glaube ich, daß es mir gelingen wird, Sie über die zu wählende Farbe vollkommen einig zu machen."

„Sie haben das Wort!" sagte mit der wichtigen Miene seines Amtes Herr S. Bleichröder.

Darauf sagte der alte Herr:

„Ich glaube mich eines wesentlichen Vorzuges vor den sämmtlichen geehrten Anwesenden rühmen zu dürfen und zwar, daß ich die echten Sereszaner des Banus Jellacic im Jahre 1848 in Wien von Angesicht zu Angesicht zu sehen so glücklich war.

„Hört! Hört!" ertönte ein dumpfes Gemurmel des Staunens und der Bewunderung in der Versammlung, und mehr als Einer von den Anwesenden wünschte neidisch, ebenfalls das Vergnügen dieser interessanten Bekanntschaft genossen zu haben, der er indeß höchst wahrscheinlich scheu und vielleicht sagar von Furcht ergriffen, ausgewichen sein würde, wäre er den Sereszanern damals in Wien begegnet.

„Eines Tages," fuhr der Redner fort, „kam ich auf einem Geschäftsgange durch die Rabengasse, in welcher der Banus sein Hauptquartier in dem Palais der Prinzeß Beatrix aufgeschlagen hatte, und ich kann nicht leugnen, daß ich von einem etwas unheimlichen Gefühle ergriffen wurde, als ich vor mir die Straße von dieser damals vielgenannten Leibgarde des Freiherrn von Jellacic so angefüllt sah, daß man beinahe hätte sagen können, sie sei versperrt."

„Beschreiben Sie! Beschreiben Sie!" baten mehrere Stimmen zugleich.

„Riesige Gestalten!“ erfüllte der alte Herr die Bitte. „Struppiges, wild um den Kopf hängendes Haar, meistens schwarz, oder doch von dunkler Farbe; lang herabhängende, ungepflegte Schnurbärte; bloße Brust, haarig und zigeunerartig gefärbt; eben so dunkelsonnenverbrannte Gesichter, aus denen schwarze feurige Augen unheimliche Blitze schossen, und diese ganzen unheimlichen und wilden Gestalten in halbzerlumpte Mäntel gehüllt, unter denen hier und dort noch zerlumptere Kleidungstücke verschiedener Art hervorschauten.“

„Hu! Hu! Ich bekomme die Gänsehaut,“ sagte Dr. Kalisch halblaut vor sich hin; „aber so einen echten Sereszaner muß ich nächstens in einer meiner Possen anbringen; der Effect der Originalität kann hier, wo man die Originale nie sah, nicht fehlen!“

Durch diese unbemerkt gebliebene Parenthese der Rede desWorthabenden war dieser nicht unterbrochen worden, und er sprach weiter, sichtlich geschmeichelt durch die staunende Aufmerksamkeit der Versammlung:

„Sie dürfen mir glauben, meine Herren, daß es eines Aufgebotes meines ganzen Muthes bedurfte, um bei dem Anblicke dieser Halbwilden nicht umzukehren. Ich schämte mich aber meiner Furcht wegen vor mir selbst, und so ging ich denn vorwärts mich zwischen den braunen Riesen durchwindend, die so unbeweglich dastanden, als wären sie in den Boden gewurzelt. Dabei wurden mir mehrmals wilddrohende Blicke zugeschleudert, wenn ich hier und da auch nur leise an einen Mantel, eine Uniform anstreifte, wenn die Bezeichnung „Uniform“ für die verschiedenartigsten und unbeschreiblichen Kleidungsstücke dieser Krieger nicht zu keck ist.“

„Aber die Farbe?“ rief der Vorsitzende. „Sie haben uns nicht gesagt, in welche Farbe diese jedenfalls sehr romantisch aussehenden Sereszaner gekleidet waren.“

„Ich habe unserem geehrten Vorsitzenden auf diese Frage zu entgegnen, daß ich mich auch in diesem Augenblicke in der Unmöglichkeit befinde, über die Farbe einen bestimmten Aufschluß zu geben, und selbst der geschickteste Färbermeister würde schwerlich etwas Zuverlässigeres zu sagen vermögen, als ich. Verlangten Sie aber durchaus eine Auskunft, so würde ich sagen, Schmutzfarbe, und da dieser in der Farbenlehre noch keine bestimmte Stelle angewiesen ist, das Braun ihr aber jedenfalls nahe kommen dürfte, möchte ich mir den Vorschlag erlauben, unsere Berliner Sereszaner braun zu uniformiren.“

„Ja, ja! Braun!“ wurde mit Acclamation der Vorschlag angenommen.

„Da wir über diese Frage einig sind," nahm der Vorsitzende hierauf wieder das Wort, als sich die durch die Entscheidung entstandene Unruhe etwas gelegt hatte, „stelle ich nun eine zweite Frage, welche vielleicht sogar die erste hätte sein sollen. Ich frage daher, welcher der geehrten Herren sich bereit erklärt, irgend ein Opfer zur Errichtung unserer Sereszaner-Freiwilligen zu bringen, die übrigens, wie ich zuversichtlich hoffe, würdige Nebenbuhler der Elberfelder Zuaven des Herrn von der Heydt sein werden."

Während dieser Worte des Vorsitzenden, den er aber aus parlamentarischer Ehrfurcht nicht zu unterbrechen wagte, hatte Herr Salomon Speyer die sichtlichsten Zeichen der Ungeduld gegeben, das Wort zu ergreifen. Kaum endete daher Herr S. Bleichröder seine Rede, als Herr Speyer von seinem Sitze aufsprang, und voll patriotischen Feuereifers ausrief:

„Ich verpflichte mich, die ersten 500 Mann unseres Corps auf meine Kosten vollständig einzukleiden und zu armiren!"

„Bravo! Bravo!" ertönte es von allen Seiten unter lautem und allgemeinem Händeklatschen.

Angesteckt von diesem verführerischen Beispiele des Patriotismus riefen Dr. Kalisch und Herr Albert Hofmann wie aus einem Munde:

„Um auch meinerseits ein patriotisches Opfer zu bringen, erkläre ich mich bereit, als Offizier in dies ausgezeichnete braune Corps einzutreten."

Ein schallendes Gelächter der ganzen Versammlung war die Antwort auf dieses patriotische Anerbieten, welches allgemein als einer der lustigen Kladderadatsch-Einfälle betrachtet zu werden schien.

„Ich weiß nicht, meine Herren," sagte ziemlich aufgebracht Herr Albert Hofmann, „was es da zu lachen gibt? — Ich halte mich für vollkommen befähigt, eine solche Offiziers-Stelle mit allen Ehren auszufüllen."

„Ich ebenfalls!" rief Dr. Kalisch mit einem Ernste, den man an ihm nicht gewohnt war, und ohne alle Ironie. „Zwar will ich nicht behaupten, daß unsere „gesunden Berliner Jungen" so riesige, wildaussehende Kerle sein werden, wie der geehrte Herr Redner vorhin die Sereszaner von 1848 beschrieben hat. Unsere Kraft aber liegt in unserer Bildung, und durch diese sind wir den Oesterreichern ohnehin schon so schrecklich, daß wir der sonnenverbrannten Gesichter, der struppigen Bärte und haarigen Brüste der Leibgarde Jellacics nicht bedürfen."

„Ja, sprechen Sie denn wirklich im Ernst, meine Herren?“ fragte mit ungläubigem Tone einer der Anwesenden.

„Im vollkommenen Ernst!“ versicherten die beiden Männer des Kladderadatsch.

„Nun, dann muß ich Ihnen eben so ernst erklären, daß ich Ihr Talent ehre, daß ich vor Ihrer Satyre den Hut ziehe und Ihre Witze schon oft herzlich belacht habe. Dennoch aber glaube ich, eine so lustige Rolle Sie bei dem Kladderadatsch spielen, wo Niemand so gut an der Stelle wäre, wie Sie, eine eben so traurige Rolle würden Sie bei unseren Sereszanern spielen, bei denen Viele besser an der Stelle wären, wie eben Sie.“

„Glauben Sie etwa, ich würde nicht eben so gut Offizier spielen können, wie viele unserer jungen Gardelieutenantchens?“ fragte Dr. Kalisch.

„Ich müßte Sie bedauern, Herr Doctor,“ sagte das patriotische Mitglied mit einiger Schärfe, „wenn Sie wirklich einen solchen Vergleich aufzustellen wünschten.“

Der humoristisch-satyrische Dichter biß sich erröthend auf die Zunge, denn er fühlte, daß er sich mit seiner Frage übereilt hatte, und einer der Herren, der dies ganze Gespräch aufmerksam mit angehört hatte, wahrscheinlich einmal von der Peitsche des Kladderadatsch einen Hieb empfangen hatte, und sich dafür rächen wollte, sagte lachend:

„Ich bin nicht der Meinung, verehrter Freund, daß die beiden geehrten Herren bei unserem Regiment freiwilliger Sereszaner eine traurige Rolle spielen würden; vielmehr glaube ich, Sie würden dort als Offiziere eben so zum Gelächter reizen, wie als Matadore des Kladderadatsch.“

Der Vorsitzende, welcher diesen entstehenden Streit mit besorgten Blicken verfolgt hatte, und die zorngerötheten Wangen, die funkensprühenden Augen der beiden Literaten bemerkte, fürchtete den Ausbruch eines sehr unliebsamen Conflictes; er ließ daher seine Präsidentenklingel ertönen, und als dadurch der Zank für den ersten Augenblick unterdrückt, und durch die zweimalige Wiederholung des Zeichens die Ruhe vollständig wieder hergestellt war, sagte er, um die, wenn auch lautlos, noch immer hochgehenden Wogen zu beschwichtigen:

„Meine geehrten Herren, ich glaube, daß wir sämmtlich den Patriotismus der Herren Dr. Kalisch und Albert Hofmann dankend und sogar bewundernd, anerkennen, der sie zu dem Entschlusse

bestimmte, eine geehrte, einflußreiche und lukrative Stellung aufzugeben, um in die ganz untergeordnete und bedeutungslose von Lieutenants unseres Freiwilligen-Regimentes einzutreten, aber ich glaube eben so auch, daß wir uns versündigen würden, wenn wir einwilligten, die Herren einem Wirkungskreise zu entreißen, in dem sie so viel leisten, um sie in einen ihnen fremden zu stürzen, in welchem sie, selbst bei dem besten Willen, so gut wie gar nichts zu leisten vermöchten. Denn wenn Sie mir, wie ich zuversichtlich glaube, zugestehen werden, daß ein preußischer Lieutenant, — und trüge er die Nase auch noch so hoch, — in dem Staatsleben des Friedens eine vollständige Null ist, so werden Sie wahrscheinlich auch nicht läugnen, daß er sich selbst in dem Kriege, — einzelne besonders günstige Fälle ausgenommen, — höchstens zu einem geringen Bruchtheile einer Eins emporschwingen kann, und daß es daher jammerschade wäre, den Herrn Dr. Kalisch und den Herrn Albert Hofmann durch Ertheilung von Offiziersstellen bei unseren Sereszanern ihrer Wirksamkeit bei dem Kladderadatsch zu entziehen."

„Ja! Ja! Bei dem Kladderadatsch bleiben!" ertönte es von allen Seiten, und die beiden Literaten fühlten sich dadurch so geschmeichelt, daß sie darüber ihren Verdruß vergaßen, ihr patriotisches Anerbieten zurückgewiesen zu sehen. Wer weiß, ob sie nicht vielleicht sogar froh waren, auf solche Weise eine Uebereilung ohne Nachtheil für sie gutgemacht zu sehen.

Nachdem dieser Sturm durch die Geistesgegenwart und Ruhe des Vorsitzenden glücklich beseitigt worden war, richtete Herr S. Bleichröder an die Versammlung einen neuen Aufruf, die Opferwilligkeit zu beweisen, und es wurden an diesem Abend des 30. Mai 1866 von den wenigen Versammelten 80,000 Thaler für die Errichtung des Freiwilligen-Regimentes votirt, welches den Namen Sereszaner erhalten sollte, den wir in unserer Ueberschrift in den der zahmen Sereszaner verwandelten, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß die nicht eben in dem besten Rufe stehenden Berliner Kinder, aus denen es gebildet werden sollte, sehr leicht wild gemacht werden können.

Nachdem die Versammlung noch die Quantität von geistigen Flüssigkeiten vertilgt hatte, welche nöthig ist, um den Patriotismus als volle Wahrheit in dem Lichte einer glänzenden Illumination erscheinen zu lassen, wurde sie mit dem dreimal wiederholten Rufe geschlossen:

„Es leben die freiwilligen Berliner-Sereszaner!"

Ob sie in Folge dieses Hochrufes wirklich in das Leben getreten sind, wissen wir nicht; so viel aber können wir versichern, daß sie nicht solchen Schrecken verbreitet haben, wie weiland die Rothmäntler Maria Theresias.

Vielleicht liegt die Schuld nur daran, daß man diesen zahmen Sereszanern nicht die Zeit vergönnt hat, sich schrecklich zu machen.

XVII.

Ein reniger Verbrecher.

Als Woronski nach dem heftigen Auftritte mit Neumeister seinem Bruder Eduard den Befehl ertheilte, augenblicklich seine Sachen zu packen und Fiaker und Lohndiener durch die Leute des Hôtels besorgen zu lassen, um durch dieselben die Nachricht von seiner Abreise nach einem bestimmten Orte zu verbreiten, handelte er nur in Folge eines Systemes der Vorsicht und der Klugheit, welches er sich schon bei manchen anderen Gelegenheiten zur Regel gemacht hatte. Er that daran sehr wohl, aber er ahnete nicht, daß diese Maßregel zu seiner Sicherheit im höchsten Grade nothwendig war; denn über seinem Haupte schwebte eine drohende Gefahr und diese würde ihn ereilt haben, hätte er gezögert, den Grafen Woronski von dem Schauplatze seines bisherigen Handelns verschwinden zu lassen.

Er glaubte Neumeister, der sich ihm offen als seinen Todfeind zu erkennen gegeben hatte, durch das abgesendete Telegramm schon nach wenigen Stunden für sich unschädlich gemacht zu haben, denn er zweifelte nicht, daß nach Empfang desselben ohne das geringste Zögern bei der Prager Polizei die Anstalten zu Neumeisters Verhaftung getroffen werden würden. Der Grund, die Veranlassung dazu, war bereits gelegt worden, als Neumeister den Auftrag und mit diesem zugleich auch die Mittel empfing, sich in Prag in der doppelten Eigenschaft als Spion und Banknotenfälscher niederzulassen.

Aber der sonst so kluge, so vorsichtige, so behutsam gehende Woronski hatte sich bei der Beurtheilung seines bisherigen Sclaven Neumeister in mehr als einer Beziehung verrechnet.

Zuerst hielt er sich für überzeugt, daß Neumeister, nachdem

er, voll der von demselben geäußerten Treuherzigkeit Frieden geschlossen zu haben glaubte, und deshalb nichts mehr zu fürchten hätte, nach Prag zurückeilen würde, wohin ihn das doppelte Interesse seines Vortheils durch das von ihm etablirte Geschäft und seiner Liebe zu Margarethe Braunthal rief.

Dann glaubte er auch, Neumeister fürchte ihn trotz seines Empörungsversuches noch zu sehr, um schon jetzt etwas Entscheidendes gegen ihn zu wagen, wenn er auch allem Anscheine nach die Meinung hegte, sich von ihm unabhängig zu machen.

Wenn daher dennoch Woronski auf Neumeister's Verhaftung antrug, so geschah es mehr, um sich vor einer möglichen zukünftigen Gefahr zu sichern, als weil er schon für jetzt eine wirkliche durch Neumeisters Bestreben nach Erlangung seiner Freiheit zu fürchten hätte.

Er vergaß dabei unseres Schiller, von tiefer Weisheit dictirten Spruch:

„Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzitt're nicht."

Aber auch die Berechnung, welche Woronski auf die Macht des Eigennutzes und der Liebe stützte, war durchaus falsch, und es schien, als wäre der Schüler dem Meister plötzlich über den Kopf gewachsen, so klug, so umsichtig hatte er sich benommen, nachdem einmal der Entschluß in ihm feststand, den er an dem Abend faßte, als die Freude seines Verlobungsfestes durch das Telegramm aus Wien getrübt wurde: der Entschluß, den Kampf gegen seinen bösen Geist zu wagen, der Entschluß, bei dem er nach dem verhängnißvollen Striche, der die Banknotenplatte unbrauchbar machte, mit triumphirendem Tone ausrief: „Zeit gewonnen, Alles gewonnen!"

Während der Frist, welche ihm bis zu der befohlenen Stellung in Wien vergönnt war, hatte er mit Ruhe und Entschlossenheit seine Vorbereitungen zu dem Kampfe getroffen, der — wie er wohl fühlte — eine Art Gottesgerichtskampf auf Leben und Tod werden mußte.

Um unsere Leser mit diesen Vorbereitungen bekannt zu machen, deren Kenntniß ihnen zum Verständniß der folgenden Ereignisse unerläßlich ist, müssen wir bis zu dem Abend der Verlobung Neumeisters mit Margarethe Braunthal zurückgehen.

Die ganze Nacht, welche auf den Empfang des Telegrammes folgte, brachte er unter dem fürchterlichsten Zwiespalt mit sich selbst zu.

Bald befestigte er sich in den gefaßten Vorsätzen, den Kampf zu bestehen und auf die Bahn des Rechtes und der Ehre zurückzukehren, von der er mehr durch arglistige Bosheit hinabgedrängt worden war, als daß er aus freiem Antriebe von ihr gewichen wäre, und in solchen Augenblicken fühlte er sich von Muth und Kraft durchdrungen.

Bald aber bemächtigte sich seiner Muthlosigkeit und Verzweiflung, er hielt seine Kräfte dem Gegner nicht gewachsen, unter dessen anfangs mildes und freundliches, später aber eisernes Joch er sich seit seinen ersten Jünglingsjahren, oder vielmehr schon seit seiner Kindheit, gebeugt hatte; denn er war erst dreizehn oder vierzehn Jahre alt, als er durch den Empfang von Wohlthaten unter die despotische Herrschaft des Mannes gerieth, den er nicht mit Unrecht seinen bösen Geist nannte.

Wir werden bald Veranlassung finden, unsere Leser mit diesen Umständen näher bekannt zu machen; für jetzt müssen wir in der Gegenwart bleiben.

Oft drohten während dieser fürchterlichsten Nacht seines Lebens Neumeisters Muth und Kraft zu erlahmen, aber so oft er in dem Begriff stand, sich erschöpft von dem Ringen, dem Bösen verzweiflungsvoll und mit geschlossenen Augen in die Arme zu stürzen, und sich dem fremden Willen zu beugen, der so lange über ihn geherrscht hatte, erschien wie ein Rettung verheißender Engel, und mit flehenden Blicken ihn zu sich winkend, Margarethe.

Endlich siegte der Engel des Guten, der Engel der Rettung, über den Engel des Bösen, der Versuchung, und als Neumeister durch das Fenster seiner hochliegenden Wohnung den erhebenden Anblick des glänzendsten Sonnenaufganges genoß, da fühlte auch sein Herz sich gehoben, und wie die strahlende Himmelskönigin höher und höher stieg, so stiegen mit ihr seine Entschlüsse des Guten, sein Muth, seine Zuversicht auf das Gelingen seiner Vorsätze, seiner Pläne.

Als die Stunde erschienen war, in welcher er seinem künftigen Schwiegervater einen Besuch machen durfte, ehe derselbe auf sein Amt ging, trat er den Weg zu ihm an, mit schwerem, unendlich schwerem Herzen, denn von dem Gange hing seine ganze Zukunft, das Glück seines Lebens ab, noch mehr, selbst das Heil seiner Seele — Rettung aus den Klauen des Verderbers, oder Untergang in dem Pfuhle des Verbrechens und der Sünde.

So schwer aber auch ein beklemmendes Gefühl seine Brust belastete; so sehr er sich sagen mußte, daß vielleicht ein Wort, das er nicht

verschweigen durfte, sein Verderben besiegeln könnte, gab er seinen Vorsatz nicht auf, denn die Liebe, dieses in seiner Reinheit heiligste Gefühl des Menschen, belebte in seiner ängstlich klopfenden Brust das Gefühl der Hoffnung, weil er sich mit voller Ueberzeugung der Wahrheit sagen durfte, daß seine Liebe zu Margarethe rein und wahr sei.

Dennoch zögerte sein Fuß an der Schwelle des Hauses, in welchem sich vielleicht schon binnen wenigen Minuten entscheiden sollte, ob sein Geschick sich zum Guten oder Bösen wenden würde.

Aber er überwand die Scheu und die Furcht, welche ihn zurückzuhalten drohten, ging rasch entschlossen die Stiege hinan, klopfte an die Thür des Cabinets, in welchem Herr Braunthal um diese Zeit bei den vorbereitenden Arbeiten seines Dienstes beschäftigt und dabei allein zu sein pflegte.

Auf das „Herein!“ trat Neumeister bebenden Herzens über die Schwelle.

Seine Aufregung war so groß, daß sie ihm alles Blut zum Herzen trieb, und erschrocken über seine Leichenblässe rief ihm Herr Braunthal, ohne seinen Morgengruß abzuwarten, entgegen:

„Um Gottes Willen, lieber Neumeister, wie sehen Sie denn aus? — Sie müssen krank sein! — Setzen Sie sich und erholen Sie sich!“

Neumeister wankte auf den Sessel zu, den Margarethen's Vater ihm hinschob, sank darauf nieder und sagte mit bebender Stimme:

„Ich danke Ihnen! — Ich bin etwas zu hastig gegangen, glaube ich, und darüber war mir wirklich unwohl geworden; aber es geht schon besser, und bald werde ich mich ganz erholt haben.“

Herr Braunthal gönnte seinem künftigen Schwiegersohn die Zeit, sich zu erholen, konnte sich aber dennoch nicht enthalten, ihn während der dadurch entstehenden Pause so fragend anzusehen, als wollte er sagen: „Erkläre mir endlich, was dich zu dieser ungewöhnlichen Stunde zu mir führt, und was daher ohne Zweifel ebenfalls ungewöhnlich sein muß?“

Neumeister schien diese stumme Sprache zu verstehen, und sagte daher, als wollte er sie durch eine Gegenfrage beantworten:

„Herr von Braunthal, vertrauen Sie mir genug, um zu glauben, daß ich Ihre Tochter Margarethe glücklich machen werde?“

„Das ist nach dem gestrigen Abend eine sonderbare Frage,“ entgegnete nicht ohne Staunen Braunthal, „denn ich sollte meinen, eben dieser Abend müßte Ihnen bereits eine genügende Antwort gewe-

sen sein. — Hätte ich meine Einwilligung zu Ihrer Verlobung gegeben, wäre ich nicht überzeugt, daß darauf eine glückliche Ehe folgen wird?"

„Ich danke Ihnen für diese Erklärung, die ich mir eigentlich wohl selbst hätte geben können, und in der That auch wirklich gegeben habe," entgegnete Neumeister mit gerührter Stimme; indeß zögernd setzte er dann hinzu:

„Glauben Sie aber auch, mich hinlänglich geprüft zu haben, um zu dieser Ueberzeugung berechtigt zu sein?"

Herr Braunthal staunte sichtlich über diese Frage, so wie ihm das ganze Benehmen Neumeisters immer auffallender, immer räthselhafter erschien. Er zögerte daher einen Augenblick, indem er den jungen Mann forschend ansah; endlich sagte er:

„Ich kenne Sie zwar erst seit der Zeit, als Sie meiner Margarethe den wichtigen Dienst erwiesen; ich gestehe Ihnen aber, daß ich seitdem, als ich Ihre wachsende Neigung zu meinem einzigen geliebten Kinde bemerkte, Sie nicht nur genau beobachtete, sondern auch überall die sorgfältigsten Erkundigungen über Sie einzog. Alles, was ich von den verschiedensten Seiten über Sie erfuhr, über Ihre Geschäftsthätigkeit, Ihre künstlerischen Leistungen, Ihr streng solides Privatleben, lautet so ganz zu Ihrem Vortheile, daß ich nicht leugnen will, Ihrer Werbung um die Hand meiner Margarethe, die ich mit voller Zuversicht erwartete, mit einer wahren Freude, ja — als Sie damit zögerten — sogar mit einem ungeduldigen Verlangen entgegengesehen zu haben."

Neumeister wurde durch diese Worte seines künftigen Schwiegervaters sichtlich von den freudigsten Gefühlen ergriffen; seine Züge sprachen eine hohe Befriedigung aus, seine Augen glänzten und seine Brust hob sich hoch und mächtig unter schnelleren Schlägen seines Herzens.

Plötzlich aber flog eine trübe Wolke über sein Gesicht, als Herr Braunthal schwieg und mit stockendem Athem, mit zu Boden geschlagenen Blicken entgegnete er, zögernd, stammelnd, wie nach einem gewaltigen inneren Kampfe:

„Ich danke Ihnen, Herr von Braunthal, für das ehrende Zeugniß, welches Ihre Worte mir geben; ich danke Ihnen dafür aus der Tiefe meiner Seele; aber" — fügte er langsam und leise hinzu, „was Sie über mich erfahren haben, hat sich doch wahrscheinlich nur auf mein Leben, meinen Charakter, während meines Aufenthaltes hier in Prag bezogen?"

„Allerdings!“ entgegnete Herr Braunthal, der sich das Benehmen seines künftigen Schwiegersohnes je länger desto weniger zu deuten wußte.

Und fragend, eine Erklärung erwartend, sah er ihn an.

Als Antwort erhielt er die mit bebender Stimme ausgesprochene Gegenfrage:

„Und haben Sie nichts, gar nichts über mein früheres Leben vernommen?“

Diese Worte schienen einen erschütternden Eindruck auf Herrn Braunthal zu machen, denn sie verriethen, wenn auch nur ahnungsvoll, dem erfahrungsreichen Manne, daß das Vorleben Dessen, dem er das ganze Lebensglück seines einzigen Kindes anvertrauen wollte, irgend ein finsteres Geheimniß bergen müsse.

Er fühlte sich daher von einer fürchterlichen Aufregung ergriffen; aber er bezwang seine finstere Ahnung, oder er versuchte wenigstens sie zu bezwingen, und sagte mit gepreßter Stimme:

„Herr Neumeister, sollte auf Ihrem früheren Leben, wie ich aus Ihren Worten leider entnehmen zu müssen glaube, irgend ein Flecken haften, so sprechen Sie sich offen gegen mich aus und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich Sie mit den nachsichtigen Gefühlen eines liebevollen Vaters anhören werde, denn ich weiß jugendliche Fehler und leichtsinnige Schwächen bei meiner reichen Lebenserfahrung zu entschuldigen.“

„Ja, ja! Seien Sie mein zweiter Vater! Retten Sie mich vor Verzweiflung! Ziehen Sie mich von dem Abgrunde zurück, in den ich ohne Ihren barmherzigen Beistand unrettbar versinken muß!“

Bei diesen Worten stürzte Neumeister nieder zu den Füßen des Herrn Braunthal, ergriff seine Hand, bedeckte sie mit Küssen und überströmte sie mit brennend heißen Thränen.

Erschüttert durch den so ganz unerwarteten Auftritt, durch den er das ganze Lebensglück seines geliebten Kindes bedroht sah, sagte Herr Braunthal, ohne seine Hand zurückzuziehen, mit strengem, doch theilnahmvollem Tone, und indem er dem Knieenden wohlwollend die andere Hand auf die Schulter legte:

„Vertrauen, junger Mann! Unbedingtes Vertrauen, und es kann noch Alles gut werden! — Doch setzen Sie sich hier an meine Seite und sprechen Sie offen, ohne Rückhalt.“

„Ja,“ sagte Neumeister, indem er sich mühsam erhob und sich

auf den Sessel neben Herrn Braunthal niedersinken ließ, „ich will zu Ihnen so offen reden, als erflehte ich im inbrünstigen Gebete zu Gott selbst meine Verzeihung! — So hören Sie denn!“

Er schöpfte Athem, und während Herr Braunthal mit der größten Spannung, seine Amtsstunde zum ersten Male seit vielen Jahren vergessend, seinen Eröffnungen entgegensah, begann er:

„Ich war noch nicht ganz dreizehn Jahre alt, als ich meine Mutter und wenige Monate darauf auch meinen Vater verlor.

„Als eine hilflose, von aller Welt verlassene Waise stand ich da! Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte, denn ich hatte keinen Menschen, den ich um Rath oder gar um Hilfe und Beistand zu fragen wußte. — Als mein Vater beerdigt war, dessen Sarg ich ganz allein zu seiner letzten Ruhestätte begleitet hatte, saß ich am Abend in dem Zimmer, das wir bisher bewohnten. Es war kalt und dunkel, denn ich hatte kein Geld, um Feuer zu machen oder Licht anzuzünden. Wohl war ich nicht mehr ganz unerfahren, aber mir fehlten alle Hilfsmittel, denn unser Quartierherr hatte unter dem Vorwand einer restirenden Schuld die ganze geringe Verlassenschaft meines Vaters an sich genommen, selbst meinen zweiten besseren Anzug und meine geringe Leibwäsche, und ich besaß daher in dem eigentlichen Sinne des Wortes nichts weiter, als was ich auf dem Leibe trug.

„Mit bitteren Thränen verzehrte ich das trockene Brot, das ich mir für meinen letzten Groschen gekauft hatte, und in der Dunkelheit und Kälte so dasitzend, mit den schwärzesten Gedanken in meinem Herzen, aber doch schon alt und — wie ich mir einbildete — erfahrungsreich genug, um zu wissen, daß es für mich keine Hoffnung mehr gäbe, brütete ich, meiner Jugend ungeachtet, über einem Selbstmorde, da ging ganz plötzlich die Thüre auf.

„Verwundert zwar, aber dennoch beinahe gleichgiltig, hob ich den Kopf und sah meines armen Vaters Wirthin — die kalte, hartherzige Frau, gegen die ich einen tiefen Groll im Herzen nährte, weil sie meinen guten Vater während seiner letzten Krankheit mit einer Härte behandelt und an die Bezahlung seiner Schuld gemahnt hatte, die mein ganzes Gefühl um so mehr empörte, je weniger Begriffe ich damals noch von dem Werthe des Geldes hatte.

„Sie setzte das Licht, das sie in der Hand trug, auf einen Tisch, sagte zu einem großen, sehr vornehm gekleideten Herrn, der mit ihr zugleich eingetreten war: „das ist er!“ und ließ mich mit dem Fremden allein.

„Ich sah mürrisch vor mich nieder, biß stumm in meine Brodrinde und that, als beachtete ich den Mann nicht, der nach der Aeußerung der Wirthin offenbar meinetwegen gekommen war. Ich wußte mir auf keine Weise zu deuten, weshalb er mich — eben mich — den armen, verwaiseten, von aller Welt verlassenen Knaben, aufsuchte.

„Ich sollte darüber nicht lange in Ungewißheit bleiben.

„Heinrich," sagte der Fremde, indem er zu mir herantrat, mich unter das Kinn faßte und freundlich meinen Kopf emporhob, so daß ich ihm in das Gesicht sehen mußte, „Heinrich, armer Junge, sei nicht so traurig!"

„Diese Worte der Theilnahme, die ersten, die ich seit meines Vaters Tode vernahm, brachten meinen bisher stummen, verbissenen Schmerz zum lauten Ausbruch. Ein Thränenstrom entstürzte meinen Augen, und mit krampfhaftem Schluchzen rief ich in einzelnen, abgebrochenen Sätzen:

„Ach, mein lieber Herr, ich habe wohl alle Ursache, traurig zu sein, denn ich armer Junge stehe ja ganz allein auf der Welt! — Kein Mensch nimmt sich meiner an. — Ich habe hier mein letztes Stückchen Brot; morgen wirft meine Wirthin, die hartherzige Frau, mich zum Hause hinaus, das hat sie mir schon angekündigt, und es bleibt mir dann nichts übrig, als zu betteln, oder in das Wasser zu springen; und das ist mir doch noch lieber, wie als Bettler eingesperrt zu werden."

„Du sollst weder das Eine noch das Andere," sagte der Fremde, „denn ich werde mich Deiner annehmen."

„Ich sah ihn fragend, zweifelnd an, aber ich sagte kein Wort, denn was ich hörte, machte mich stumm vor Staunen und Freude.

„Der Fremde fuhr fort:

„Ich habe Deinen Vater gekannt, wenn auch nur oberflächlich, aber ich weiß doch, daß er ein Ehrenmann war. Ich hörte von Deiner traurigen Lage und erkundigte mich bei Deinen Lehrern nach Dir: sie gaben Dir das beste Zeugniß, sie lobten Deinen Fleiß, rühmten Dein Talent, namentlich Deine außerordentlichen Anlagen zum Zeichnen und sprachen sich nur tadelnd darüber aus, daß Du ein wenig vorwitzig, unbesonnen und leichtsinnig seist."

„Ich blickte zuerst bei den mir ertheilten Lobsprüchen stolz auf, als aber der Mann meines Leichtsinnes erwähnte, sah ich erschreckt zu Boden, denn es fiel mir in diesem Augenblicke schwer auf das Herz,

daß ich meinem guten Vater durch meinen Leichtsinn schon mehrmals schweren Kummer verursacht hatte.

„Ich wagte daher nicht, irgend eine Antwort zu geben und sah mit banger Erwartung dem entgegen, was der Fremde noch weiter sagen würde.

„Heinrich," nahm er nach einer kleinen Pause wieder das Wort, „wenn ich mich nun Deiner annähme, Dich weiter ausbilden ließe, würdest Du mir dafür dankbar sein, und willst Du mir geloben, in jeder Beziehung den Erwartungen zu entsprechen, welche ich für meine Wohlthaten von Dir zu hegen berechtigt wäre?"

„Jetzt konnte ich meine Gefühle nicht länger unterdrücken. Ich sprang auf, ergriff die Hand des fremden Mannes und bedeckte sie mit meinen Küssen.

„Ach, mein Herr," rief ich aus, „Sie sind ein Engel, den der gütige Himmel zur Rettung eines armen, hilflosen Knaben gesendet hat!"

„Er lächelte bei diesen Worten auf eine eigenthümliche Weise. Damals fiel es mir zwar nicht besonders auf, allein später habe ich mich mit Schaudern daran erinnert. — Er machte ungefähr eine solche Miene wie Mephisto, wenn der Schüler ihn fragt, ob er Theologie studiren soll.

„Ein von dem Himmel gesendeter Engel bin ich nun wohl gerade nicht," sagte er, „wenn Du mich aber dafür nehmen willst, so habe ich nichts dagegen, wenn Du mir nur versprichst, das zu erfüllen, was ich von Deiner Dankbarkeit zu fordern oder doch zu erwarten berechtigt sein werde."

„Das verspreche ich Ihnen heilig und gewiß!" rief ich und legte die Hand betheuernd auf das Herz.

„Nun gut," entgegnete er freundlich, „so ist also zwischen uns Alles abgemacht! — Besuche mich morgen gegen Mittag, damit ich die näheren Bestimmungen über Deine Unterbringung treffen kann. — Hier ist meine Adresse."

„Bei diesen Worten übergab er mir seine Visitenkarte, aber noch ehe ich Zeit gefunden hatte, dieselbe zu lesen, gebot mein Wohlthäter — denn als solchen mußte ich ihn betrachten:

„Jetzt rufe Deine Wirthin herein!"

„Ich that es, und sobald sie erschien, sagte der Fremde mit dem stolzen, gebieterischen Tone eines vornehmen Herrn, der daran gewohnt ist, Gehorsam zu finden:

„Sorgen Sie dafür, daß der arme Bursche ein gutes Abendessen bekömmt, behandeln Sie ihn freundlich — hören Sie wohl — freundlich, und schicken Sie ihn morgen in einem anständigeren Anzuge, als den er jetzt an hat, zu mir. — Ich bezahle Alles, was er nöthig haben wird, so lange er noch in Ihrem Hause ist.“

„Nach diesen Worten nickte er mir freundlich, meiner Wirthin kalt zu, und in dem nächsten Augenblick war er verschwunden.“

„Ich starrte ihm nach und würde den ganzen Auftritt vielleicht für ein Traumbild gehalten haben, hätte mich nicht die Karte, die ich in der Hand hielt, von der Wirklichkeit überzeugt.

„Neugierig, den Namen und Stand meines Wohlthäters kennen zu lernen, trat ich zu dem Lichte, welches die Wirthin auf dem Tische zurückgelassen hatte, und las:

Le Comte Woronski. — Hôtel de Brandebourg.“

Herr Braunthal hatte bisher der Erzählung Neumeisters mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört, ohne ihn nur mit einer Sylbe zu unterbrechen; als er aber den Namen Woronski hörte, da rief er aus:

„Woronski? — Ich glaube, den Namen schon irgend einmal, und zwar unter ganz besonderen Umständen, nennen gehört zu haben, aber ich kann mich nicht mehr erinnern, wann und wo?“

„Das ist wohl möglich, Herr von Braunthal,“ entgegnete Neumeister, „denn er hat öfters und in den weitesten Kreisen viel von sich sprechen gemacht; während der letzten Jahre aber dürfte sein Name verschollen sein, wie ich zu vermuthen berechtigt zu sein glaube.“

„Jedenfalls,“ sagte Herr Braunthal, „scheinen Sie ihm zu ...m Danke verpflichtet zu sein; wenn er nämlich wirklich erfüllt hat, ...r Ihnen an jenem Begräbnißabende Ihres Vaters versprach.“

...Das hat er!“ entgegnete Neumeister bitter. „Das hat er ... Grabe; doch gestatten Sie mir, über das, was ich Ihnen ...ten habe, flüchtig hinwegzugehen. — Wenn ich Ihnen meine ...ung mit diesem Menschen so ausführlich schilderte, so ge... weil ich hoffe, daß mir daraus in Ihren Augen eine ... vielleicht sogar eine Art von Rechtfertigung entstehen ...ie erkennen, wie sehr ich glauben mußte, meinem Retter ... Elend, meinem Wohlthäter, meinem zweiten Vater, zu ...tbarkeit, zu dem unbedingtesten Gehorsam verpflichtet

„Das mußten Sie in der That sein," sagte Braunthal gedankenvoll, denn ihm ahnete schon, daß dies Gefühl der Dankbarkeit auf irgend eine Weise von dem scheinbaren Wohlthäter gemißbraucht worden sei, und mit banger Erwartung sah er der Enthüllung entgegen, welcher Art dieser Mißbrauch gewesen sein konnte.

Nach einer Pause fuhr Neumeister fort:

„Graf Woronski sorgte, wie er es versprochen hatte, für meine weitere Ausbildung, namentlich aber für meine Vervollkommnung in der Zeichenkunst, zu welcher ich wirklich, wie ich wohl sagen darf, sehr viel natürliche Anlage hatte. Daneben wußte er in mir Neigung zur Gravirkunst zu erwecken, und nach wenigen Jahren verstand ich mit dem Grabstichel eben so geschickt umzugehen, wie mit dem Zeichenstifte und der Feder. Namentlich erregte meine Geschicklichkeit in der bis in die einzelnsten Züge treuen Copirung der mir vorgelegten Muster allgemeine Bewunderung, und stolz auf dies Lob verlegte ich mich mit allem nur erdenklichen Eifer auf die immer größere Ausbildung dieser Fertigkeit.

„Graf Woronski verreiste oft für längere oder kürzere Zeit, mich aber ließ er dann in Berlin zurück, indem er mich ermahnte, während seiner Abwesenheit recht fleißig zu sein.

„Dieser Ermahnung folgte ich auch mit allem Eifer, indem ich glaubte, meine Dankbarkeit nicht besser beweisen zu können.

„Endlich aber," sagte Neumeister nach einer abermaligen kurzen Pause mit peinlich beklommener Stimme, „sollte mir der eigentliche Zweck klar werden, wegen dessen Graf Woronski sich meiner mit scheinbar väterlicher Liebe angenommen und mein Talent so besonders hatte ausbilden lassen."

„Mir ahnet leider die Wahrheit," sagte Braunthal, „und Sie thaten wohl daran, mir den Anfang Ihrer Bekanntschaft mit diesem Manne so ausführlich zu schildern, denn wenn meine Vermuthung mich nicht trügt, kann ich Sie zwar nicht freisprechen, aber ich fühle mich schon jetzt mehr geneigt, Sie zu bedauern, als zu verurtheilen!"

„Ach, wenn das ist, Herr von Braunthal," rief Neumeister mit einer freudigen Regung, „so nehmen Sie das Schlimmste an, ersparen Sie mir aber das beschämende, das fürchterliche Geständniß des Verbrechens, zu dem ich mich durch Ueberredung, durch Drohungen, durch Dankbarkeit, verlocken ließ, und vernehmen Sie nur noch so viel, daß der Mann, den ich als meinen Wohlthäter geehrt, wie meinen zweiten Vater geliebt hatte, mich der schweren Strafe überlieferte, indem er

selbst geschickt den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und die ganze Schuld auf mich zu werfen verstand. — Ich wanderte in den Kerker, — er aber setzte das vornehm-üppige Leben fort, zu dem ich ihm schon seit einiger Zeit durch meine Kunst die Mittel verschafft hatte!"

„Armer beklagenswerther junger Mann!" sagte Braunthal, von aufrichtigem Mitgefühl mit den Qualen ergriffen, die Neumeister's Züge nur zu deutlich aussprachen. Er blickte ihn dabei theilnahmvoll an, dann aber erinnerte er sich plötzlich des Verhältnisses, in welchem seine Tochter zu diesem reuigen Verbrecher stand und die Hände vor das Gesicht schlagend, rief er mit herzzerreißendem Tone:

„O Gott! Meine arme Margarethe! Mein geliebtes, bedauernswerthes Kind!"

Dann aber fühlte er sich von Zorn ergriffen und heftig rief er Neumeister zu:

„Mensch, wie durften Sie es bei einer solchen Vergangenheit wagen, sich um die Liebe meiner engelreinen Margarethe zu bewerben?"

Neumeister war so ganz von Reue erfüllt, daß er im Begriffe stand, bei diesem Vorwurfe auch noch das Geständniß abzulegen, daß er sich Margarethen anfangs sogar in verbrecherischer Absicht genähert hätte, doch nach einem Augenblicke der Ueberlegung sagte er sich, daß dieser Akt der Selbstanklage ihm jede Hoffnung auf einen versöhnenden Ausgang rauben würde, und daß das mehr sei, als irgend ein Mensch von ihm fordern oder erwarten dürfe. Er sagte daher nur, demuthsvoll den Kopf beugend:

„Herr von Braunthal, spricht Ihr Ausruf meine Verurtheilung aus?"

„Nein!" entgegnete Braunthal nach einigem Besinnen. „Margarethe ist, wenn ich es recht überlege, die Hauptperson bei dieser ganzen Angelegenheit, ihr werde ich daher die Entscheidung anheimstellen."

„Lieber den Tod!" rief Neumeister heftig. „Was Sie, der erfahrungsreiche Mann mit dem edlen Herzen, als jugendlichen Fehler, als Folge einer Verführung, der vielleicht kein Mensch zu widerstehen vermocht hätte, zu entschuldigen, mit Nachsicht zu beurtheilen im Stande sind, das würde mir unrettbar Margarethen's Achtung rauben, und mit der Achtung würde, — wenn auch vielleicht erst später, — ihre Liebe schwinden; wenn ich aber nicht wagen dürfte, dreist zu ihr empor

zu blicken, dann wollte ich lieber darauf verzichten, sie jemals die Meine zu nennen; ja, schon jetzt würde ich unbedingt diesem höchsten Glück meines Lebens entsagen, glaubte ich nicht — nein — fühlte ich nicht in meinem innersten Herzen, daß Margarethe mir mit wahrer, reiner Liebe zugethan ist, und müßte ich daher nicht fürchten, daß ihr Herz bräche, oder ihr Seelenfriede für immer vernichtet würde, wenn sie gezwungen wäre, gewaltsam das Band der Liebe zu zerreißen, durch das sie an mich gefesselt ist."

Herr Braunthal blickte finster vor sich nieder, ernst darüber nachdenkend, welcher Weg das Lebensglück seiner Margarethe aus dem Lyyrinthe führen könnte, in das es gerathen war.

Neumeister sah mit ängstlicher Spannung auf ihn, seine Entscheidung erwartend und er wagte dabei kaum zu athmen.

„Ich glaube, Sie haben Recht, unglücklicher junger Mann," sagte Braunthal endlich. „Es wird das Beste sein, Margarethe für jetzt noch in Ungewißheit zu lassen, denn zu fürchterlich möchte bei ihrem feinen Gefühl, ihrem zarten Nervensystem, die Erschütterung für sie sein, würde sie plötzlich durch eine solche Nachricht aus allen Träumen ihres Himmels gerissen. — Ich willige daher ein, mein geliebtes Kind für jetzt noch in einer glücklichen Täuschung zu lassen. — Ihnen aber will ich das Vertrauen schenken, daß Ihre Reue wahr und aufrichtig ist!"

„Das ist sie!" rief Neumeister. „Das ist sie, so wahr ich an einen Gott im Himmel glaube."

„Ich will daher in die Fortdauer Ihres Verhältnisses zu meiner Tochter willigen, aber ich habe dabei Bedingungen zu stellen, deren strenge Erfüllung ich von Ihnen begehre."

„Ich füge mich einer jeden!" versicherte Neumeister.

„Die erste," sagte darauf Herr Braunthal, „ist natürlich, daß Sie überzeugende Beweise Ihrer Rückkehr auf den Pfad des Rechtes und der Ehre geben. Dazu ist Zeit erforderlich, und ich verlange daher von Ihnen, vor Ablauf von wenigstens zwei Jahren nicht an die Verbindung mit Margarethe zu denken."

„Ich sehe ein, daß Ihre Forderung nur gerecht ist," entgegnete Neumeister mit einem Seufzer, „und ich werde diese Frist so zu benutzen suchen, daß Sie mich nach Ablauf derselben, wenn auch noch nicht mit Freuden, doch wenigstens ohne zu großes Widerstreben als

Ihren Sohn annehmen; denn ich werde mich dessen durch mein jüngstes Leben würdig gemacht haben."

„Ich will es hoffen, — ich will es glauben," erwiederte Herr Braunthal ernst. — „Meine zweite Bedingung," fuhr er dann fort, „ist, daß Sie während dieser Zeit darauf verzichten, Margarethe zu sehen."

„Auch das erkenne ich für eine gerechte Forderung," sagte Neumeister mit einem noch schwereren Seufzer. „Ich betrachte es dabei als ein Glück, daß durch das Telegramm, welches mich nach Wien ruft, der Grund zu der Trennung gefunden ist, ohne daß Margarethe einen Argwohn gegen mich zu schöpfen braucht."

„Ihre verlängerte Abwesenheit zu rechtfertigen lassen Sie dann meine Sorge sein," sagte Herr Braunthal.

„Abschied darf ich aber doch von ihr nehmen?" fragte Neumeister.

„Das gestatte ich Ihnen," entgegnete Margarethen's Vater, „denn ich sehe ein, daß es verdächtig erscheinen würde, wenn Sie ohne Abschied reiseten; aber er sei kurz und erfolge in meiner Gegenwart."

„Und — darf ich an Margarethe schreiben?" fragte Neumeister zögernd „Ein Liebeswort von ihr würde meinen Muth, meine Kraft zu Anstrengung und Ausdauer stählen."

Nach einigem Besinnen sagte Herr Braunthal:

„Auch dazu gebe ich meine Einwilligung, denn Margarethe selbst würde zu schmerzlich berührt werden, bliebe sie ohne Nachricht von Ihnen; — aber Ihre Briefe müssen durch meine Vermittelung gehen, und Sie dürfen nicht zu oft schreiben. — Ich selbst aber erwarte von Zeit zu Zeit Nachrichten über das, was Sie zur Ausführung und zum Beweise Ihrer guten Vorsätze beginnen."

Als auf diese Weise der reuige Verbrecher von seinem künftigen Schwiegervater zu Gnaden angenommen war und so die kühnsten Hoffnungen erfüllt sah, die er für den Augenblick hegen durfte, ging Neumeister mit Herrn Braunthal hinüber zu Margarethen, um von dieser Abschied zu nehmen.

Die Trennung machte das liebliche Mädchen zwar traurig, aber sie war für sie nicht schmerzlich, denn sie ahnete nicht, wie lange sie den Geliebten nicht wiedersehen sollte.

Neumeister begleitete darauf Herrn Braunthal bis zur Thüre seines Amtes. Hier reichte der bejharte Mann dem Scheidenden die Hand

und sagte mit einem ernsten Tone, dem dennoch die innere Rührung anzuhören war:

„Gehen Sie mit Gott! — Er möge Ihnen Kraft verleihen, und auf Ihn setze ich die Hoffnung, daß ich Sie nach Ablauf der Frist mit Freuden werde begrüßen können!“

„Das sollen Sie, mein — Vater!“ betheuerte Neumeister und eilte hinweg, um seine hervorstürzenden Thränen zu verbergen.

Herr Braunthal hatte sie dennoch bemerkt und mit theilnahmvollem Blicke ihm folgend, murmelte er vor sich hin:

„Gott und die heilige Jungfrau mögen uns Alle glücklich durch diese schwere Prüfung führen!“

Dann ging er nach seinem Amtszimmer hinauf, das Herz von schweren Sorgen bedrückt.

Neumeister war diesen ganzen Tag über vielfach beschäftigt und in ununterbrochener Thätigkeit, bald in dem Arbeitskabinet, welches außer ihm Niemand betreten durfte, und in welchem wir ihn die meisterhaft gelungene Banknotenplatte durch einen Strich unbrauchbar machen sahen, — bald auf der Straße, indem er verschiedene Leute aufsuchte.

In seinem Geschäftslokale kamen und gingen mehrere Personen und seine Arbeiter konnten leicht bemerken, daß irgend etwas Ungewöhnliches vorgehen müsse. Sie wurden in ihrer Vermuthung bestätigt, denn am Abend, kurz vor dem Schluß der Arbeitszeit, versammelte Neumeister sein ganzes Personal, zahlte den laufenden Lohn aus, und stellte in einem Herrn, der an seiner Seite stand, den neuen Besitzer seiner Anstalt vor.

Er hatte dieselbe im Laufe des Tages an einen seiner bisherigen Concurrenten verkauft, und zwar unter so auffallend billigen Bedingungen, daß der Käufer mit der größten Bereitwilligkeit auf den sofortigen Abschluß des vortheilhaften Geschäftes einging.

Das war der erste Schritt, den Neumeister in dem Kampfe that, welchen er während der vergangenen qualvollen Nacht gegen den Grafen Woronski beschlossen hatte.

Am nächsten Morgen reiste er nach Wien ab, um dort den Kampf fortzusetzen. Wie dies geschah, davon waren wir Zeuge. Später werden wir sehen, welcher Waffen sich Neumeister gegen seinen bösen Geist bediente, nachdem er muthig die Sclavenfesseln gebrochen hatte, in denen Woronski ihn bisher gefangen hielt.

———

XVIII.

Zwei preußische Geheimräthe.

Abermals müssen wir unsere Leser bitten, uns nach Berlin zu folgen, und zwar beabsichtigen wir, sie wieder in ein Ministerium einzuführen, um hier eine vertrauliche Unterredung zu belauschen, ähnlich der zwischen Herrn von Bismark und Herrn von Roon in dem Arbeitskabinet des Erstern.

Diesmal aber ist es nicht das Ministerium des Aeußern, nach welchem wir uns ihre Begleitung erbitten, sondern das nur wenige Schritte davon entfernt in der Leipziger Straße Nr. 5 bis 7 belegene Kriegsministerium, dessen stattliche, drei und dreißig Fenster breite Front ganz geeignet ist, einen imponirenden Eindruck von der Größe der hier vertretenen Macht zu erregen, während die vier steinernen Figuren, welche, gleich riesigen Schildwachen, rechts und links neben den hohen Portalen zu beiden Seiten der Front stehen, keinen Zweifel über die Bestimmung dieses Prachtgebäudes zulassen, denn diese Bildsäulen stellen einen Kürassier, einen Gardeinfanteristen, einen Artilleristen und einen Husaren dar, also die Repräsentanten von vieren der Hauptelemente, auf denen die Größe des preußischen Staates balancirt wird, dessen König keine Bezeichnung lieber hört, als die des obersten Kriegsherrn, der es als eine Art Schmach zu betrachten scheint, einen Civilrock zu tragen, den man daher auch in dem eigenen Lande stets nur als Soldaten, nie aber als Bürger gekleidet sieht, — der jeden Offizier, welcher es sich einfallen läßt, das Kleid eines Bürgers zu tragen, streng bestraft, als läge in einem solchen Kleide eine Entehrung, und der daher auch die Liebe, das Vertrauen seines Volkes, das doch der Mehrzahl nach aus Bürgern besteht, nie in einem so hohen Grade erringen wird, wie ein anderer Monarch, der sich seinem Volke wenigstens zuweilen in dem Kleide des Volkes zeigt, wie dies z. B. der König von Sachsen für gewöhnlich thut, der daher auch vielleicht zum Theil gerade deshalb eine so große Liebe und Anhänglichkeit seines Volkes genießt.

Treten wir nun ein in das Kriegsministerium, durchschreiten die hohen, geräumigen Gänge des im Innern erst kürzlich neu ausgebauten

Palastes, begeben wir uns in ein umfangreiches, mit allem Comfort eingerichtetes Zimmer, das die Aussicht nach dem hinter dem Palais gelegenen Garten mit seinen Pracht-Alleen hundertjähriger Bäume hat.

In diesem Zimmer finden wir im traulichen Gespräche zwei Herren, durch Cigarren und Punsch angenehm beschäftigt.

Es waren zwei höhere Beamte, der Eine zu den Vertrauten des Kriegsministers von Roon, der Andere zu denen des Premierministers von Bismark gehörend.

Zwei Räthe natürlich, denn in Preußen, wo Alles eben so titel- als ordenssüchtig ist, gibt es kaum einen anständigen Menschen, der nicht wenigstens Rath ist, und wäre er auch nur Finanz-, Commerzien- oder gar Commissions-Rath.

Viele dieser königlich preußischen Räthe haben und wissen freilich nie etwas zu rathen, nicht einmal sich selbst; dennoch gibt ihnen aber ihr Titel in den Augen mancher Leute ein gewisses Ansehen, das größte aber freilich in ihren eigenen.

Die beiden Männer, zu denen wir, ohne ihre Einladung abzuwarten, eingetreten sind, waren aber nicht blos Räthe, sondern sogar Geheimräthe.

Den, welcher dem Kriegministerium angehörte, wollen wir Walter nennen, da leicht begreifliche Umstände es uns verbieten, seinen wahren Namen zu verrathen.

Aus gleicher Ursache stellen wir den Geheimrath, der in dem Ministerium des Herrn von Bismark stand, unseren Lesern als den Herrn von Beringer vor.

„Wissen Sie wohl, mein lieber Beringer," sagte der Geheimrath Walter, in dem Gespräche fortfahrend, welches schon vor unserem Eintritt begonnen hatte, „daß mir ein wahrer Stein vom Herzen gefallen ist, seitdem die Kriegserklärung erfolgte? — Ich hegte noch bis zum letzten Augenblicke die Besorgniß, es möchte Ihrem Chef nicht gelingen, Sr. Majestät von der Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit dieses Krieges zu überzeugen?"

„Da kennen Sie Bismark schlecht," entgegnete Herr von Beringer, „denn was sich der einmal vorgenommen hat, das setzt er auch durch, und die Wahl der Mittel, um zu seinem Ziele zu gelangen, macht ihm weder eine schlaflose Nacht noch die geringsten Gewissensbisse; höchstens zwickt es ihn zuweilen in den Füßen, wenn er seine Gedanken einmal zu sehr angestrengt hat."

„Den König von der Nothwendigkeit dieses Krieges zu überzeugen, kann Seiner Excellenz nicht schwer geworden sein, denn die dringendste Nothwendigkeit ist jederzeit der eigene Vortheil, und daß dieser Krieg, der ohne allen Zweifel zu unserem Siege führen wird, für uns vortheilhaft ist, muß unser allergnädigster Herr leicht erkannt haben. — Wie es aber dem Grafen Bismark gelang, bei Seiner Majestät auch den Glauben an die Gerechtigkeit des Krieges zu erwecken, das ist mir beinahe unerklärlich; denn unter uns dürfen wir schon gestehen, daß wir durch keinen äußern Feind gezwungen wurden, den Krieg herbeizuführen, sondern daß dazu die einzige Nothwendigkeit die Vergrößerung und Arrondirung Preußens ist."

„Das gebe ich gern zu," entgegnete Herr von Weringer, „der Welt gegenüber müssen wir aber wenigstens so thun, als glaubten wir an unsere eigenen Versicherungen. Was freilich die Berechtigung zu dem Kriege betrifft, so können wir uns darin beinahe mit den Leuten vergleichen, die eine Lüge so oft wiederholen, bis sie selbst, von der Wahrheit des Behaupteten überzeugt zu sein glauben. So mag es dem Grafen vielleicht bei dem Könige gelungen sein, ihn durch die beständige Wiederholung von der Behauptung unseres Rechtes zu überzeugen, daß wir dasselbe wirklich besitzen."

„Das muß wahr sein," sagte der Geheime Kriegsrath lachend, „so wenig Haare Bismark auf dem Kopfe hat, so viele hat er auf den Zähnen, und da sind sie bei ihm gewiß gut angebracht."

„Und so fehlt sein Schädel [illegible]

[illegible]

[illegible]

an, als wollte er sagen: „Du magst für das Kriegsministerium recht tüchtig sein, aber von der diplomatischen Feinheit des äußeren Ministeriums bist Du noch weit entfernt!“

„Allerdings!“ entgegnete Rath Walter. „Denn ich denke doch, wohl, wir sind darüber einig, daß dieser Krieg, zu dem wir schon seit Jahren so ungeheuere geheime Kraftanstrengungen gemacht haben, dazu führen soll, die uns feindlichen kleineren Staaten, vor allem anderen aber Hannover und Sachsen — Schleswig-Holstein selbstverständlich — zu annektiren?“

„Natürlich!“ entgegnete mit großer Ruhe und dem bereits erwähnten schlauen Lächeln Herr von Beringer. — „Und was nun weiter?“

„Wie soll diese Annexion aber möglich sein,“ rief Rath Walter verwundert aus, „wenn die zu dem Bündniß aufgeforderten Staaten auf dasselbe eingehen? — Denn wir können doch unmöglich unsere eigenen Verbündeten zu unserer Beute machen!“

„Davor bewahre uns der Himmel!“ rief Herr von Beringer mit jesuitischem Schrecken; „wenigstens für jetzt, wenn wir auch vielleicht später, wenn wir uns gekräftigt haben, und unsere bisherigen Verbündeten uns durch ihr Benehmen zu der traurigen Nothwendigkeit zwingen sollten, diese Annexion an ihnen vornehmen zu müssen.“

„Das erklärt mir aber noch immer nicht den Nutzen dieses Antrages zu einem Bündnisse?“ sagte Rath Walter und sah seinen Kollegen fragend an.

Dieser schien sich einen Augenblick zu besinnen, welche Antwort er auf die indirecte Frage geben sollte; dann aber sagte er:

„Lieber Walter, ich glaube, wir dürfen vor einander eben so wenig Geheimnisse haben, wie unsere Chefs, deshalb will ich ohne allen Rückhalt zu Ihnen sprechen und ich rechne darauf, daß Sie dies bei Gelegenheit, und wenn ich etwa Aufschlüsse über Ihre Vorkehrungen wünschen sollte, ebenfalls thun werden.“

„Darauf gebe ich Ihnen mein Wort!“ entgegnete Geheimrath Walter und reichte seinem Kollegen die Hand.

Dieser schlug herzlich ein, und sagte dann:

„Nun, so erfahren Sie denn, daß dieser ganze Bündnißantrag eigentlich nur eine Komödie ist, um den Schein zu retten, denn ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß wir in einer verwünschten Verlegenheit wären, wenn unser Antrag angenommen würde. Das zerstörte unsere

Pläne zum größten Theile, denn wir wüßten wahrlich kaum, wie wir uns gegen diese Verbündeten benehmen sollten."

„Und wenn dies nun dennoch geschähe, wie es doch leicht möglich wäre, da die betreffenden Regierungen wirklich sehr verblendet sein müßten, wenn sie nicht die Gefahr einsähen, die ihnen daraus erwachsen müßte, bewiesen sie sich uns feindlich? Obgleich das eine Feindschaft wäre, die auch für uns selbst zu einer großen Gefahr werden könnte?"

„Dagegen hat sich mein Chef vorgesehen, der gleich einem meisterhaften Schachspieler jeden möglichen Zug seines Gegners sich denkt und die danach nothwendig werdenden Gegenzüge im Voraus berechnet."

„Und worin besteht diese Voraussicht?" fragte der Geheimrath Walter gespannt.

„Darin, daß wir selbst dafür gesorgt haben, unsere Anträge zurückgewiesen zu sehen," entgegnete Herr von Beringer mit einem triumphirenden Lächeln, welches verrieth, wie stolz er auf das Intriguen-Genie seines Chefs sei.

„Sie selbst?" fragte Geheimrath Walter. „Und sind Sie des Gelingens in dieser Sache vollkommen gewiß? — Mir scheint dieselbe sehr mißlich zu sein."

„Urtheilen Sie selbst darüber," erwiederte Herr von Beringer, indem er aus der Brusttasche seines Rockes ein elegantes Portefeuille und aus diesem einige Papiere zog. Er legte dieselben vor sich auf den Tisch, wählte eines aus und sagte zu seinem Kollegen:

„Sie entschuldigen wohl, wenn ich wie ein Schulknabe lese, aber der Brief ist in Chiffern geschrieben und diese sind mir nicht so geläufig, wie unsere Deutsch genannte gothische Schrift.

„Diese Briefe sind erst heute eingelaufen," setzte er dann hinzu. „Ich hatte Seiner Excellenz daraus Vortrag zu halten und habe sie deshalb noch bei mir."

Darauf las Herr von Beringer seinem Kollegen die nachfolgenden wichtigen Aktenstücke vor, für deren diplomatisch getreue Wiedergabe wir zwar nicht einstehen mögen, deren wesentlicher Inhalt aber dem Sinne nach vollkommen wahr ist, sofern wir uns für berechtigt halten, unbedingtes Vertrauen in unsere Quellen zu setzen, deren Zuverlässigkeit sich übrigens durch verschiedene Mittheilungen bewährt hat, welche zur Oeffentlichkeit gelangt sind, seitdem wir die Notizen zu unseren Enthüllungen machten, deren Herausgabe wir uns schon

während der ärgsten Kriegswirren vornahmen, keine Mühe scheuend, durch unsere nicht ganz unbedeutenden Verbindungen uns neue und zuverlässige Quellen zu eröffnen."

Der Inhalt des ersten Papieres, welches Herr von Beringer entfaltete, lautete:

„Euer Excellenz zeige ich gehorsamst den Empfang Ihrer neuesten Instruction mit allem Danke für das beigeschlossene Papier an, welches ich nach Belieben verwerthen kann, ohne dadurch irgend einen Verdacht auf mich zu laden, wie dies bei einem auf meinen Namen lautenden Wechsel zu leicht der Fall sein könnte; ich ersuche daher Euer Excellenz bei ähnlichen Sendungen, die Sie die Gewogenheit haben wollen, mir zukommen zu lassen, die gleiche Vorsicht zu beobachten, da meine Sicherheit dies eben so erheischt, wie Eurer Excellenz Interesse.

„Was nun die Möglichkeit der Annahme des vorgeschlagenen Bündnisses betrifft, so glaube ich Ew. Excellenz in dieser Beziehung vollkommen beruhigen zu können. Der Widerwille, um nicht zu sagen der Haß, Hannovers gegen Preußen ist durch die Erinnerung an die preußische Occupation unseres Landes zur Zeit des ersten Napoleon in ganz Hannover noch zu tief eingewurzelt, als daß nicht unser König ihn theilen sollte, wenn auch in einem abgeschwächten Grade. Dennoch hat dieser Widerwille mir bereits als Hebel gedient, um den König mehr und mehr gegen Preußen zu stimmen. Ich benutzte dazu jede Gelegenheit, die sich mir bei meinem häufigen Zusammentreffen mit ihm bot, und wie es Euer Excellenz bekannt ist, bin ich nicht ganz ohne Einfluß auf Seine Majestät, so wenig auch meine amtliche Stellung dazu geeignet zu sein scheint. — Außerdem wußte ich aber auch vertraute Freunde, welche dem Könige näher stehen und in noch häufigere persönliche Berührung mit ihm kommen, als ich selbst, dahin zu beeinflussen, daß sie ganz in Eurer Excellenz Sinne handeln.

„Ich bin unablässig bemüht, Ew. Excellenz Wünschen in jeder Beziehung nach den Instruktionen zu entsprechen, die Sie die Gewogenheit hatten, mir zu ertheilen, als mir unlängst in Berlin die Ehre wurde, mich Ihnen vorzustellen; indeß bekenne ich offen, daß ich nicht durchschaue, weßhalb Euer Excellenz das Bündniß Hannovers, das denn doch immerhin eine nicht ganz zu verachtende Macht ist, nicht einer Feindschaft desselben vorziehen.

„Ich will mir indeß nicht anmaßen, Euer Excellenz Schritte meiner Beurtheilung zu unterwerfen und werde daher jederzeit streng nach den

Weisungen handeln, die Sie mir ferner zukommen zu lassen die Güte haben wollen."

Herr von Beringer faltete das Papier zusammen und legte es wieder in seine Brieftasche.

„Und wer ist dieser treue Diener zweier Herren?" fragte der Geheimrath Walter mit spöttischem Lächeln.

„Das gestatten Sie mir selbst Ihnen zu verschweigen, mein lieber Freund," sagte der Vertraute des Grafen Bismark. „Von einem Mißtrauen gegen Sie kann dabei natürlich keine Rede sein, aber es haben nicht nur, wie das Sprichwort sagt, die Wände Ohren, sondern auch die Luft selbst ist zuweilen mit so feinen Gehörnerven ausgestattet, daß ein selbst noch so leise ausgesprochener Name durch ihre Vibrationen weitergetragen zu werden scheint, bis er zuletzt an Orten vernehmbar wird, an denen er das strengste Geheimniß bleiben muß, wenn nicht der ganze Vortheil verloren gehen soll, den ein tüchtiger und brauchbarer Verräther in den meisten Fällen zu gewähren vermag."

„Sie haben Recht, lieber Beringer," entgegnete der Geheime Kriegsrath. — „Aber Geld, viel Geld kostet gewiß die Anknüpfung und Weiterspinnung solcher Fäden; denn allem Anscheine nach steht dieser Mann dem Könige von Hannover sehr nahe und seine Erkaufung kann daher nicht wohlfeil gewesen sein."

„Allerdings nicht," entgegnete Herr von Beringer, „aber nach dem Gelde fragen wir nicht."

Lachend fügte er dann hinzu:

„Zum Glück ist unser Budget nicht festgestellt, wir geben daher so viel Geld aus, als uns beliebt, und geht die Sache glücklich aus — wie wir das natürlich nicht anders erwarten dürfen — dann sagen wir mit reuiger Miene pater peccavi; die Indemnität wird uns ertheilt, mag nun die Summe einige Millionen mehr oder weniger betragen, und es bleibt Alles bei dem Alten; wir spielen nach wie vor mit den sogenannten Vertretern des Volkes wie die Katze mit der Maus, und kämen die Dinge früher oder später wieder ähnlich wie jetzt, dann nehmen wir abermals das Geld, wo wir es finden und bekümmern uns nicht um die Einwilligung oder Ermächtigung des Abgeordnetenhauses und seiner Schreier."

„Und wir," fiel der Rath des Krieges bestätigend ein, „wir fahren ungehindert in der Reorganisation des Heeres fort und lassen die dreijährige Dienstzeit unverkürzt bestehen, wenn auch die zweijährige noch so laut und noch so oft verlangt wird."

„Versteht sich!“ sagte lachend Herr von Beringer. „Wir thun, was wir wollen, und lassen die Abgeordneten sprechen, was sie wollen. — Man muß doch den guten Leuten eine Herzenserleichterung gönnen. — Nun aber, lieber Freund, erlauben Sie mir, Ihnen eine andere Depesche mitzutheilen.“

„Ich bin wirklich neugierig darauf,“ sagte Rath Walter. „Entspricht sie der ersten und bezieht sie sich ebenfalls auf die hannover'schen Angelegenheiten?“

„Diese, ja,“ erwiederte Herr von Beringer, „doch hätte ich Ihnen auch noch von manchen anderen Gegenden Enthüllungen zu machen, denn eine alte erfahrene Spinne befestigt ihr Netz nach allen Richtungen.“

Nach diesen Worten nahm er ein zweites Papier zur Hand und las:

„Euer Excellenz. — Nicht um mir selbst ein Lob zu ertheilen, sondern nur um mein langes Zögern bei der Befriedigung von Euer Excellenz Wünschen zu entschuldigen, hoffentlich sogar zu rechtfertigen, sage ich, daß es mir erst nach großer Mühe gelungen ist, über alle die Punkte Auskunft zu erhalten, welche mir durch Euer Excellenz Bevollmächtigten zur Beantwortung vorgelegt wurden. Bei mehreren Quellen, die mir nicht zugänglich waren, mußte ich mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, um nicht Verdacht gegen mich zu erwecken, denn dadurch würde mir jedes fernere Wirken in Euer Excellenz Interesse unmöglich gemacht worden sein. Endlich aber ist es mir gelungen, die zuverlässigsten Erkundigungen einzuziehen, und ich habe die Ehre, das Resultat derselben in den verschiedenen Beilagen zu überreichen.

„Um über die Armirung von Stade und Harburg nicht durch falsche Nachrichten getäuscht zu werden, begab ich mich selbst mit einem kurzen Urlaub nach den beiden Festungen und Euer Excellenz empfangen in der Anlage eine genaue und zuverlässige Specificirung des daselbst befindlichen Kriegsmaterials jeder Art. Dasselbe wird muthmaßlich ohne einen Schuß zu thun in die Hände der Angreifenden fallen, denn man gibt sich hier, wie ich mit der vollsten Zuversicht behaupten darf, in den maßgebenden Kreisen dem Glauben hin, daß es mit dem Kriege nicht vollkommener Ernst sei. In dieser Sicherheit, die ich meinerseits für trügerisch halte, werden denn auch die nothwendigsten Maßregeln versäumt, um sich auf einen kräftigen Widerstand vorzubereiten. — Die Commandanten von Harburg und Stade haben daher den Befehl er-

halten, unnützes Blutvergießen zu vermeiden, das heißt, keinen Widerstand zu leisten, und sich für den Fall eines preußischen Angriffes mit ihren Garnisonen auf die Armee zurückzuziehen, welche bei Göttingen zusammengezogen wird."

„Wahrlich," rief der Rath Walter, die Vorlesung des Berichtes unterbrechend, „eine solche Verblendung ist mir unbegreiflich, oder sie wird mir vielmehr nur dadurch erklärlich, daß der König blind ist."

„Mein Lieber Freund," entgegnete Herr von Beringer, „der unglückliche König ist nur körperlich blind; sein geistiges Auge aber wäre hellsehend genug, um unsere Manöver zu durchschauen, würde es durch das leibliche dabei unterstützt, manche seiner nächsten Umgebungen anders als durch das Ohr beurtheilen zu können."

„Aber diese Lauheit, diese vertrauensvolle Sicherheit?" fragte Rath Walter.

„Wirkung der Verbindungen, die wir mit weiser Voraussicht schon seit Jahren in allen Lagern angeknüpft haben, welche wir als uns feindlich betrachten mußten, oder betrachten wollten," sagte Herr von Beringer.

„Ja, das erklärt mir freilich Alles," rief der Geheime Kriegsrath, „und ich will mich nun über nichts mehr wundern, was Sie mir auch mittheilen mögen. — Nur noch die eine Frage erlauben Sie mir: Von welchem Tage ist der Brief?"

„Vom 14. Juni, also von dem Tage der verhängnißvollen Abstimmung, welche an dem Bundestage über den Antrag Oesterreichs stattfand: Die sämmtlichen nichtpreußischen Bundesarmeecorps mobil zu machen, jene famose Abstimmung, die unsere kühnsten Wünsche erfüllte, denn wie hätten wir unter einem plausibeln Grunde aus dem Bunde treten und den Krieg erklären können, wenn die Abstimmung gegen den Antrag Oesterreichs ausgefallen wäre?"

„Sehr wahr! Sehr wahr!" sagte mit dem Kopfe nickend Rath Walter.

„So freilich gewannen wir vollkommen freie Hand. Die erste Wirkung war, daß wir am 15., wie Sie wissen, an Hannover, Sachsen und Kurhessen den Krieg erklärten, indem wir, um nochmals den Schein unserer Versöhnlichkeit zu retten, die Sommation hinzufügten, von dem Beschlusse des Bundestages abzustehen und zugleich unseren eigenen Austritt aus demselben anzeigten. Wir predigten, wie wir voraus wußten, den tauben Ohren, die wir, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten,

vorher selbst zu verstopfen verstanden. — Unsere hochherzig zum letzten Male dargereichte Friedenshand wurde zurückgestoßen, und —"

„Und wir hatten unser erstes Ziel glücklich erreicht," fiel Rath Walter seinem Collegen in das Wort, „wir waren berechtigt, unserem eigenen Volke mit dem täuschendsten Scheine der Wahrheit die Versicherung zu geben, wir hätten vergeblich alles aufgeboten, den Frieden zu erhalten, aber unsere bösen, hartnäckigen und eigensinnigen Feinde, durch das uns stets feindlich gesinnte Oesterreich aufgehetzt, hätten durchaus den Krieg gewollt; es bleibe uns daher nichts übrig, als an den Patriotismus, an den bewährten Heldenmuth des preußischen Volkes zu appelliren, das seinen König bei den Angriffen tückischer und hinterlistiger Feinde gewiß nicht im Stiche lassen würde."

„Das Mißlingen unseres Antrages war natürlich vorausgesehen, und so erhielten denn unsere Truppen Befehl, unmittelbar nach Hannover einzurücken, was denn ohne allen Zweifel in diesem Augenblicke schon geschehen ist. Mit jeder Minute erwartet daher auch Graf Bismark von Herrn von Roon irgend eine erfreuliche Nachricht zu empfangen."

„Diesmal kann ich, wie ich aus Ihren Worten entnehme, Ihnen eine Neuigkeit mittheilen, die Ihnen offenbar noch unbekannt ist," sagte Geheimrath Walter. „So erfahren Sie denn, daß vor etwa einer Stunde ein Telegramm eingegangen ist, durch welches der General von Manteuffel meldet, daß er im Begriffe steht, die Elbe zu überschreiten und in das Hannover'sche einzurücken."

„Gott sei Dank!" sagte Herr von Beringer. „So wird also jetzt der erste Schuß gefallen sein!"

„Das glaube ich kaum," entgegnete der Kriegsrath, „denn nach dem, was ich Ihnen mittheilte, ist nicht anzunehmen, daß die Hannoveraner unseren Truppen Widerstand entgegensetzen werden."

„Und wenn auch nicht," sagte Herr von Beringer, „so ist doch jedenfalls der Krieg eröffnet und der König kann nicht mehr zurück, wenn er auch wollte."

„Er wird indeß nicht wollen," sagte lachend und mit der größten Zuversicht Rath Walter.

„Jetzt aber, lieber Freund, beruhigen Sie mich wo möglich über einen Punkt, der mir schon oft schwere Bedenken verursacht hat, und über den auch mein Chef, wie ich gewiß weiß, sich manchmal Sorgen machte," sagte Herr von Beringer.

„Und was ist das für ein Punkt?“ fragte der Geheimrath Walter, der durch die Worte seines Collegen überrascht zu werden schien.

„Wie steht es mit unserer Landwehr?“ sagte Herr von Beringer. „Sind Sie ihrer vollkommen gewiß? — Ist nicht offene Widersetzlichkeit von ihr zu fürchten? — Denn wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß bei diesen Familienväter-Soldaten der Krieg nichts weniger als populär ist.“

„Das läßt sich freilich nicht bestreiten,“ gestand Rath Walter, „dessenungeachtet aber dürfen wir darüber ganz ohne Sorgen sein. Zwar räsonniren die Landwehrmänner, besonders die älteren und verheirateten, tüchtig, daß sie von Haus und Herd fortgerissen werden, daß ihre Geschäfte zu Grunde gehen müssen, daß ihre Familien nichts zu leben haben; aber marschiren thun sie deshalb doch.“

„Ich hörte indeß schon von einigen Excessen und ich fürchte sehr, diese werden größere Dimensionen annehmen und dann wohl gar auch die Linie anstecken, so daß der Geist der Disciplin verloren geht.“

„Fürchten Sie das nicht,“ sagte der Geheimrath Walter. „Herr von Roon hat schon seine Maßregeln danach getroffen, und den Commandeuren die Weisung ertheilt, bei der Landwehr so Manchem durch die Finger zu sehen, was bei der Linie mit unnachsichtlicher Strenge bestraft werden würde. — Davon aber dürfen Sie sich fest überzeugt halten, lieber Freund, wenn die Landwehr erst in das Feuer kömmt, dann wird sie sich eben so gut schlagen, wie die Linie, und vielleicht noch besser.“

„Das gebe Gott!“ sagte Herr von Beringer und konnte dabei einen Seufzer nicht unterdrücken, welcher offenbar Zweifel aussprach, denen er jedoch keine Worte zu verleihen wagte.

„Jetzt aber, lieber Freund,“ sagte er dann, „muß ich Abschied von Ihnen nehmen, denn es wartet meiner heute noch manche Arbeit, und wenn ich Ihrem vortrefflichen Punsche noch mehr zuspräche, möchten meine Arbeiten die nachtheiligsten Wirkungen davon empfinden.“

„Ich halte Sie nicht zurück,“ sagte Geheimrath Walter, „denn auch ich muß noch Mancherlei besorgen. — Gute Nacht also!“

XIX.

Die Schlacht bei Langensalza.

Was Rath Walter seinem Collegen durch die Depesche des General Manteuffel angedeutet hatte, das wollen wir unseren Lesern jetzt in den einzelnen, mitunter wahrhaft ergreifenden Details mittheilen.

In der frühesten Morgenstunde des 15. Juni rasselte die Lärmtrommel durch die Straßen Altonas. Die aus dem süßesten Morgenschlafe aufgeschreckten Einwohner sprangen aus den Betten und eilten an die Fenster, die Ursache des Alarms zu erkunden.

Aengstlich wendeten ihre ersten Blicke sich dem Himmel zu, an welchem sie einen Feuerschein zu erblicken vermutheten, denn welche andere Ursache als Feuersgefahr konnte die Lärmtrommel in Bewegung gesetzt haben? — Waltete doch bisher noch der Friede, wenn sich auch nach den Vorgängen der letzten Zeit erwarten ließ, daß die Segnungen desselben nicht lange mehr erhalten bleiben würden.

Der Himmel aber war klar und heiter und bald sahen die Bewohner Altonas die Soldaten der preußischen Besatzung mit Sack und Pack zu ihren Stellungsplätzen eilen.

Das Staunen darüber war um so größer, als die Menge der Bevölkerung noch keine Ahnung davon hatte, daß der Krieg so nahe bevorstehend sei, obgleich an dem wirklichen Ausbruche schon seit längerer Zeit kein Mensch mehr zweifelte.

Das Staunen war daher auch allgemein, als sich noch im Laufe des Vormittags die Nachricht von der erfolgten Kriegserklärung verbreitete.

Man wollte es anfangs nicht glauben, und doch ließ sich an der Wahrheit dieser Nachricht nicht zweifeln, denn die Preußen bereiteten sich offenbar zum Aufbruch und wo jüngere Officiere einander begegneten, da riefen sie freudestrahlend einander zu:

„Endlich geht es, Gott sei Dank, los!“

Reges Leben herrschte an den Ufern der Elbe, und sowohl von Altona als von Hamburg sah man zahlreiche Menschenmassen herbeiströmen, mit ängstlicher Spannung den kommenden Dingen entgegensehend. Zwar hatte man für sich selbst nichts zu fürchten, aber mit den

Erfolgen der preußischen Waffen herrschte keine Sympathie. Deshalb blickten auch die Bürger meistens finster auf die Truppen.

Ohne irgend ein wichtiges Ereigniß verging der Morgen und ein Theil des Vormittags, indeß wurden überall Schiffe unter preußischer Eskorte herbeigebracht und an dem Ufer aufgestellt, offenbar dazu bestimmt, die Preußen über die Elbe an das hannoverische Ufer zu bringen.

Gegen 10 Uhr kam eines der Lokal-Dampfboote gegen Altona herangerauscht, da ertönte von dem preußischen Kanonenboote, welches vor Altona lag, ein donnerndes: „Halt!"

„Wo ist der Capitän?" rief der Commandant des Kanonenbootes nach dem Dampfboote hinüber.

Erschrocken eilten die Passagiere auf das Deck und an die Brüstung, von welcher gleichzeitig der Capitän des Dampfers antwortete:

„Hier bin ich! — Was wünschen Sie?"

„Sie werden so schnell als thunlich Ihre Passagiere an Ort und Stelle bringen, dann die Passagierfahrten einstellen und mit Ihrem Boote Punkt 12 Uhr an der hiesigen Landungsbrücke anlegen."

„Und wer ertheilt mir den Befehl?" entgegnete mürrisch der Capitän. „Wer hat das Recht, ihn mir zu ertheilen?"

„Ich! Im Namen unseres kommandirenden Generals, Seiner Excellenz, des Herrn von Manteuffel!" rief mit stolz-gebieterischem Tone der Commandant des Kanonenbootes. „Sie werden daher dem Befehle gehorchen, oder auf Ihre eigene Gefahr ungehorsam sein."

„Ich werde gehorchen," brummte der Capitän des Dampfbootes in den Bart, und gab zugleich das Zeichen, die Fahrt fortzusetzen.

Pünktlich um 12 Uhr lag sein Fahrzeug an der Altonaer Landungsbrücke, denn der gewaltthätige Character des General von Manteuffel war zu bekannt, als daß der Capitän es gewagt hätte, sich den Folgen des Ungehorsams auszusetzen.

Rasch entwickelte sich nun ein imposantes Schauspiel.

Mehrere Dampfboote, von den Preußen auf gleiche Weise requirirt, lagen in geringen Entfernungen von einander auf der Elbe, an deren rechtem Ufer zahlreiche Schiffe aufgereiht standen.

Diese wurden allmälich mit den preußischen Truppen angefüllt, von den Dampfern in das Schlepptau genommen und die ganze Flottille setzte sich gegen das hannoverische Ufer zu in Bewegung. Bald war dasselbe erreicht, und schon um 2 Uhr rückten die ersten Preußen, — ein Theil des 11. Infanterie-Regiments, eine halbe Batterie und eine

Abtheilung Kavallerie in Harburg ein, welches sie ganz ohne Besatzung fanden, so daß der Bericht jenes Verräthers an den Grafen Bismark als prahlerisch übertrieben erscheint.

Noch mehr zeigte sich dies in Stade, wo die Preußen ungefähr um dieselbe Zeit einrückten, nachdem sich die dortige Garnison auf den ausdrücklichen Befehl des Königs wenige Stunden vorher zurückgezogen hatte. Denn während Stade mehrseitig als eine Festung dargestellt worden ist, deren Verlassen ohne Kampf ein Beweis feiger Muthlosigkeit der Hannoveraner sein sollte, hätten die theils gänzlich zerstörten, theils arg verfallenen Ueberreste der einstigen Befestigungen eine Vertheidigung als durchaus nutzlos erscheinen lassen, ja, sogar als eine unsinnige Handlung verbrecherischen Blutvergießens.

Dennoch wurde von den Preußen die Besetzung Stades als eine wichtige Eroberung ausposaunt und preußische Blätter enthielten eine pomphafte Aufzählung des ungeheuren Kriegsmateriales, welches dort erbeutet worden sein sollte.

Nur 40 Mann waren in Stade zurückgelassen worden, um das vorhandene Kriegsmaterial und Staatseigenthum nicht der Plünderung des Pöbels Preis zu geben.

„Kinder," sagte der abziehende Commandant, die Soldaten tröstend, die unwillig darüber waren, daß eben sie dazu bestimmt sein sollten, den Preußen als Gefangene ausgeliefert zu werden," bedenket, daß der Soldat in allen Dingen dem Befehle seines Vorgesetzten blind gehorchen muß, und daß es keine Schande für Euch ist, die Stadt, die wir nicht vertheidigen können, dem Feinde zu überliefern. Füget Euch daher willig in das Unvermeidliche; vor allen Dingen aber vermeidet jedes Blutvergießen. Bedenket, daß Ihr durch unnützen Widerstand den ohnehin schon so übermüthigen Feind nur reizen würdet, und daß das Leben jedes Einzelnen von Euch dem Könige theuer ist. — Sie, Herr Feldwebel," wendete er sich darauf zu dem Führer des kleinen Häufleins, „Sie ermahne ich noch ganz besonders, keinen Widerstand zu leisten."

„Jetzt mit Gott!" rief er dann. „Hoch lebe unser König! — Marsch!"

„Hoch lebe der König!" stimmte die Mannschaft ein und marschirte ab.

Die Zurückbleibenden sahen ihren Kameraden finster nach und Einer von ihnen brummte vor sich hin:

„Ich werde aber doch die Preußen mit meiner Kugel begrüßen!"

Der Mann hielt Wort, denn als etwa zwei Stunden darauf die Preußen einrückten, und auf dem Marktplatze die 40 Mann, Gewehr bei Fuß, vor sich erblickten, da riß der, welcher jene Worte gemurmelt hatte, hastig sein Gewehr an die Backe und feuerte es gegen die Preußen ab.

Seine Kugel pfiff harmlos über die Köpfe der Feinde dahin, zum Glück dürfen wir sagen, denn hätte sie getroffen, so würde es wahrscheinlich um das Leben des unbedachtsamen Schützen und seiner 39 Kameraden geschehen sein, denn in der ersten Wuth wären sie sicher sämmtlich von den Preußen niedergemetzelt worden. So aber begnügte sich der Offizier derselben, welcher die Vorhut führte, mit einem derben Fluche zu rufen:

„Streckt die Waffen!“

„Nicht gerührt!“ flüsterte der Feldwebel seinen Leuten zu, und ruhig, als ginge der Befehl sie nichts an, blieben sie, Gewehr bei Fuß, stehen.

„Streckt die Waffen!“ gebot noch ein Mal mit donnernder Stimme der preußische Lieutenant, der eine schwarze Binde um die Stirn trug, und in welchem wir den Lieutenant von Kapphengst erkennen, welcher in Rendsburg das unglückliche Duell mit dem Oberlieutenant Baron Eisenstern gehabt, seiner Kopfwunde ungeachtet aber nicht hatte zurückbleiben wollen.

„Tausend Millionen Donnerwetter!“ schrie er wüthend, „ich werde Euch gehorchen lehren!“

„Gebt Feuer auf die Hunde!“ wendete er sich zu seinem Commando.

Aber die Soldaten zögerten, dem Befehle zu gehorchen, denn es erschien ihnen als ein feiger Mord, Leute niederzuschießen, die keine Miene machten, Widerstand zu leisten.

„Feuer!“ kreischte roth vor Zorn der Herr von Kapphengst und langsam zogen einige der Soldaten die Gewehre an die Backe.

Da sprengte ein Major herbei, und als er sah, daß die Soldaten im Begriffe standen auf das friedliche Häuflein der Hannoveraner Feuer zu geben, rief er schon von Weitem:

„Keine Uebereilung, Lieutenant von Kapphengst!“

Im nächsten Augenblick hielt er an der Seite des jungen Offiziers, den er ziemlich barsch fragte:

„Was gibt es, Lieutenant von Kapphengst, daß Sie auf die

Hannoveraner schießen lassen wollen, während Sie doch wissen, daß jedes unnütze Blutvergießen streng verboten ist?"

„Herr Oberstwachtmeister," entgegnete der Lieutenant mit einiger Verlegenheit über die erhaltene Nase, „die Kerle haben auf zweimalige Aufforderung die Waffen nicht gestreckt!"

„Das kann ich nur loben," entgegnete der Major, „denn es beweist, daß die Leute Ehrgefühl haben!"

Darauf ritt er zu den Hannoveranern heran und sagte mit freundlichem Tone:

„Nicht wahr, Kinder, Ihr denkt nicht daran, Widerstand zu leisten?"

Der Feldwebel trat vor und sagte mit männlich festem Tone:

„Es ist uns verboten, Herr Oberstwachtmeister, sonst würden wir, so groß auch Ihre Ueberzahl ist, unser Leben theuer verkauft haben!"

„Daran zweifle ich nicht, mein Braver," sagte der Major, „und ich kann eine solche Gesinnung nur loben; jetzt aber werden Sie sich gewiß nicht weigern, Ihre Gewehre an meine Leute abzuliefern."

„Sie mögen sie holen!" sagte, finster die Stirn runzelnd, der Feldwebel mit einem Trotze, der das Wohlwollen des Majors erregte, während er den junkerlichen Stolz des Herrn von Kapphengst gereizt haben würde.

„Herr Lieutenant," rief der Major zu den Preußen hinüber, „lassen Sie zwanzig Mann die Gewehre zusammensetzen und die Bewaffnung dieser braven Leute holen!"

„Verdammte Milde!" brummte Herr von Kapphengst, während er dem Befehle gehorchte, und die Hannoveraner ohne allen Widerstand und lautlos ihre Waffenstücke ablieferten, wenn auch freilich mit verbissenem Ingrimm und mit manchem drohenden Blicke, der zu sagen schien:

„Möchte bald die Zeit erscheinen, um Rache für diese Gewaltthat zu üben."

Als die Entwaffnung vollbracht war, sagte der Major zu dem Feldwebel:

„Wie wir berichtet sind, wurden Sie nur hier zurückgelassen, um das Kriegsmaterial vor der Plünderung durch den Pöbel zu bewahren?"

„Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister!" sagte der wackere Feldwebel mit einem Seufzer, und er mochte dabei denken: „Wäre nicht die

Strenge meiner Dienstpflicht gewesen, so würde ich das werthvolle Material lieber in die Hände der ärgsten Spitzbuben haben fallen sehen, als in die dieser — humanen Feinde."

„Sind Sie erbötig, es mir sogleich und nach den Listen auszuliefern, die Sie in Händen haben müssen?"

„Je eher, je lieber!" entgegnete der Feldwebel, „und ich habe dabei nur die Bitte, eine Quittung unter Angabe der Specifikation zu empfangen, damit ich gegen den Vorwurf einer Veruntreuung unter allen Umständen geschützt bin."

„Gewiß, gewiß!" sagte der Major, und lachend fügte er hinzu: „Es dürfte sich übrigens wahrscheinlich keine Behörde finden, welche berechtigt oder geneigt wäre, Sie der Veruntreuung anzuklagen."

„Unser Kriegsministerium —" begann der Feldwebel.

„Ihr Kriegsministerium am allerwenigsten!" unterbrach ihn der Major. „Doch führen Sie mich jetzt," sagte er darauf und winkte seinem inzwischen herangekommenen Adjutanten ihm zu folgen.

Als die Uebergabe des Materiales nach den vorhandenen Listen erfolgt war und der Feldwebel die gewünschte Quittung empfangen hatte, fragte derselbe mit beklommener Stimme:

„Und was wird nun mit mir und meiner Mannschaft?"

„Sie können gehen, wohin es Ihnen beliebt!" entgegnete freundlich der Major.

„Also nicht kriegsgefangen?" fragte der brave Feldwebel überrascht und richtete sich im Gefühle der bewahrten Freiheit stolz empor.

„Nein!" lautete die Antwort. „Wir haben den Befehl erhalten, Sie in Ihre Heimatsorte zu entlassen und Ihnen dabei nur die Ermahnung auf den Weg zu geben, sich ruhig zu verhalten. — Sobald die Commandantur auf dem Rathhause ihr Bureau errchtet hat, was spätestens in einer Stunde der Fall sein wird, können Sie dort für sich und Ihre Mannschaft die Pässe in Empfang nehmen."

„Ich danke," sagte der Feldwebel, „und ich werde nicht unterlassen, von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen."

Dann ging er, um zu seinen Leuten zurückzukehren, die in banger Erwartung der Entscheidung über ihr Schicksal harrten. Er bestellte sie zu der ihm angedeuteten Zeit auf das Rathhaus, und als sie hier die preußischen Pässe in Empfang genommen hatten, ging er mit ihnen nach einem vor der Stadt gelegenen Gasthause, das bisher von dem Besuche der Preußen verschont geblieben war.

Als die 40 Mann hier in dem großen Gastzimmer beisammen waren, redete der Feldwebel seine Kameraden feierlich an:

„Meine Kinder", — es ist bekannt, daß der Feldwebel „die Mutter der Compagnie" genannt wird; er hat daher auch die volle Berechtigung die Soldaten derselben „seine Kinder" zu nennen — „wir haben durch diese Pässe die volle Freiheit erhalten, uns in unsere Heimat zu begeben. Stimmt Ihr aber mit mir überein, so betrachten wir als unsere Heimat nicht die auf unseren Pässen bezeichneten Orte, sondern den, an welchem wir unser Regiment finden; denn ich denke, wir haben mit diesen übermüthigen Pickelhauben eine Rechnung zu ordnen!"

„Ja wohl! Ja wohl, Herr Feldwebel!" rief Der, welcher den Schuß abgefeuert hatte, und die Anderen wiederholten den Ruf: „Ja wohl! Ja wohl!"

„Ich danke Euch, meine Kinder," sagte mit sichtlicher Freude der Feldwebel. „So rufet denn mit mir: „Es lebe der König! Es lebe Hannover!" und dann laßt uns aufbrechen, um auf verschiedenen Wegen das gemeinschaftliche Ziel zu erreichen, über das wir gewiß bald Gewißheit erlangen werden, wenn wir in unser Land hineinkommen."

„Es lebe der König! Es lebe Hannover!" riefen die 39 Genossen des braven Feldwebel; dann schüttelten sie sich gegenseitig die Hände, verließen das Wirthshaus und schlugen zum Theil schon nach wenigen Schritten verschiedene Richtungen nach dem Innern des Landes ein.

— — — — — — — — — — — — — —

An eben dem Tage, an welchem Preußen in das zu einem Kriege gänzlich unvorbereitete Hannover einfiel, und mit einer Dreistigkeit, von der die neuere Geschichte kein Beispiel aufzuweisen hat, behauptete, von demselben feindlich bedroht zu sein, erschien der Prinz Gustav zu Ysenburg-Büdingen, königlich preußischer außerordentlicher Abgesandter und bevollmächtigter Minister an dem königlich hannover'schen Hofe, bei dem hannover'schen Staatsminister, Reichsgrafen von Platen zu Hallermund, um demselben nach diplomatischem Brauch eine Depesche vorzulesen, durch welche die preußische Regierung, d. h. Graf Bismark, dem armen unschuldigen Hannover alle die Sünden vorwarf, die es durch sein Festhalten am Bundestage und Bundesrechte gegen Preußen begangen haben sollte.

Der Schluß dieses durch die Zeitungen s. Z. veröffentlichten und daher hinlänglich bekannten merkwürdigen Aktenstückes, dessen Ausar-

beitung selbst dem berühmten Macchiavel Ehre gemacht haben würde, erwies dem Könige von Hannover die besondere Gnade, ihm unter der Bedingung, drei Punkte zu genehmigen, ein Bündniß mit Preußen anzubieten.

Wie ehrlich es damit gemeint war, wissen wir bereits aus den Herzensergießungen der beiden geheimen Räthe in dem Kriegsministerium zu Berlin.

Nachdem der Prinz von Ysenburg dem Grafen Platen-Hallermund dieses famose Aktenstück vorgelesen hatte, fügte er hinzu:

„Ew. Excellenz erlaube ich mir noch gehorsamst zu bemerken, daß ich von meiner Regierung angewiesen bin, noch im Laufe dieses Tages eine bestimmte Antwort zu empfangen; eine ausweichende würde ich mit aufrichtigem Bedauern zurückzuweisen genöthigt sein."

Mit der geschmeidigen Höflichkeit, welche in den höchsten Kreisen, besonders aber in den diplomatischen, üblich ist, entgegnete Graf Platen-Hallermund:

„Euer Durchlaucht erkennen wohl, daß ich in einer Sache von so ungeheurer Wichtigkeit nicht für mich selbst entscheiden kann, sondern daß ich den Willen Seiner Majestät, meines königlichen Gebieters, einholen muß."

Diese Worte, statt welcher ein gewöhnlicher Mensch, ohne höfische Bildung in sehr derber und allerdings nicht hoffähig-diplomatischer Sprache wahrscheinlich gesagt haben würde: „Geh, du elender Heuchler, du schuftiger Kerl," sprach Graf Platen mit dem milden Tone und der freundlichen Miene, welche die Etikette selbst unter den peinigendsten Umständen vorschreibt, und die beiden hohen Diplomaten verabschiedeten sich unter sehr anständigen Verbeugungen gegeneinander, nachdem Graf Platen die Abschrift der Depesche in Empfang genommen hatte.

Kaum aber war der Prinz von Ysenburg zur Thür hinaus, als dem Grafen Platen der bisher nur mühsam unterdrückte Zorn dunkle Röthe in das Gesicht trieb, indem er unwillig mit dem Fuße stampfte und vor sich hin murmelte:

„Jetzt endlich wird der König mir glauben, daß dem Bismarck nicht zu trauen, aber daß ihm [illegible] Alles zuzutrauen ist. Leider aber ist es nun zu spät, das Versäumte nachzuholen, und die kriegerischen Vorkehrungen zu treffen, zu denen ich [illegible] rieth, wobei ich aber immer auf den [illegible] Widerstand [illegible] und sogar bei vielen [illegible] Stimmen des [illegible], die doch sonst eben nicht gegen einen Krieg zu sein pflegen!"

Nach diesem hastigen Selbstgespräche ergriff Graf Platen seinen Hut und eilte zu Fuße nach dem königlichen Schlosse, denn die Zeit drängte zu sehr, um auf das Anspannen seiner Equipage warten zu können.

Wer den Minister so geflügelten Schrittes dahinstürmen sah und dabei seine finstere Miene beobachtete, der durfte nicht bezweifeln, daß sein Gang einen eben so wichtigen als unangenehmen Zweck hatte.

Mehrere Personen, die dem Grafen Platen begegneten, zogen grüßend ihre Hüte, er aber bemerkte sie nicht, und ohne einen flüchtigen Dank stürmte er weiter.

Beinahe athemlos erreichte er das Schloß und von seinem Privilegium Gebrauch machend, trat er unangemeldet in das Kabinet des Königs, sobald ihm gesagt worden war, daß derselbe darin zugegen und allein sei.

„Ew. Majestät!“ sagte mit bebender Stimme Graf Platen, indem er die Schwelle des königlichen Gemaches überschritt. Der König, auf dessen Gehör, wie in der Regel bei allen Blinden, die Schärfe des mangelnden Gesichts-Organes mit übertragen zu sein scheint, erkannte nicht nur an der Stimme seinen Minister, sondern auch an dem eigenthümlichen Tone dieser Stimme die Aufregung des Grafen Platen. Er unterbrach daher denselben gleich nach der Anrede, und rief hastig:

„Graf Platen, Sie bringen mir böse Nachrichten!“

„Leider — ja, Eure Majestät,“ entgegnete der Minister. „Indeß wage ich kaum —“

Er hielt stockend inne.

„Wagen Sie immerhin, lieber Platen!“ sagte der König mit freundlich-gutmüthigem Tone.

„Nun wohl, Eure Majestät,“ sagte Graf Platen, „so muß ich denn Eure Majestät sagen, daß Preußen Ihnen eine unerhörte Schmach anzuthun beabsichtigt.“

„Das sieht Preußen ähnlich,“ entgegnete mit bitterem Tone der blinde König.

Aber sogleich fügte er hinzu:

„Nein, nicht Preußen, sondern Bismark, denn der König ist ein edler Mann, mit dem redlichsten Willen, nur irregeleitet, weil — er noch blinder ist, als ich!“

Es lag eine unendliche Bitterkeit in dem wehmüthigem Tone, mit welchem König Georg diesen Spott auf sein eigenes Unglück aussprach.

Ein schmerzlicher Seufzer hob bei diesen Worten die Brust des armen blinden Königs.

Sich den peinigenden Reflexionen entreißend, die ihn jedes Mal ergreifen, sobald er seiner Blindheit gedenkt, eines Unglückes, für welches selbst eine Königskrone kein hinreichender Ersatz ist, sagte darauf der König:

„Nun aber, lieber Platen, theilen Sie mir Ihre Nachricht mit! — Ich habe mich leider einen Augenblick durch meine Hitze hinreißen lassen.“

Graf Platen zögerte nicht, der Aufforderung seines Königs zu folgen. Er las ihm daher die Sommation vor, die er von dem Prinzen von Ysenburg empfangen hatte.

Der König hörte mit der ungestörten Aufmerksamkeit zu, welche den Blinden eigenthümlich ist, wenn der Sinn des Gehöres bei ihnen besonders erregt wird.

Der König unterbrach den Minister nicht, bis derselbe zu den Bündnißbedingungen kam und mit etwas erhobener Stimme las:

1. Die königlich hannover'schen Truppen sind sogleich auf den Friedensstand vom 18. März d. J. zurückzuführen.

2. Hannover stimmt der Berufung des deutschen Parlamentes bei und schreibt die Wahlen zu demselben aus, sobald Preußen dies thun wird.

Der Minister hielt inne und sah den König fragend an; als dieser nichts sagte und statt aller Antwort nur finster die Stirn runzelte, fuhr Graf Platen zu lesen fort:

3. Preußen gewährleistet dem Könige von Hannover sein Gebiet und seine Souveränetät nach Maßgabe der Reformvorschläge vom 14. d. M.

Der König hatte mit sichtlicher Ungeduld das Ende der drei Punkte abgewartet; sobald aber Graf Platen schwieg, rief er mit Entrüstung und in bitterem Tone:

„Auf den Friedenfuß soll ich meine Armee zurückführen? — Als ob sie denselben jemals verlassen hätte! — Freilich wollte ich jetzt, diese Forderung wäre berechtigt, und ich hätte Denen nicht mein Ohr geliehen, welche unter Berufung auf die unnöthigen Ausgaben, so wie durch Vorschützung verschiedener anderer Gründe, mich beständig davon abzuhalten wußten, die Mobilmachung vorzunehmen! — Ich stände jetzt nicht so wehrlos einem übermüthigen Feinde gegenüber!“

„Eure Majestät werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen,

daß ich stets dazu gerathen habe, uns in wehrhaften Zustand zu versetzen, und jeden Schritt des Grafen Bismark nur mit Mißtrauen aufzunehmen," sagte Graf Platen.

„Das thaten Sie, Graf," entgegnete der blinde Monarch; „leider aber hörte ich mehr auf andere Rathgeber, wie auf Sie!"

Der König dachte einen Augenblick nach, als wollte er sich den Wortlaut des zweiten Punktes in das Gedächtniß rufen; dann sagte er:

„Antworten Sie auf den ersten Punkt, derselbe sei bereits erfüllt, denn ich hätte die Armee nie auf den Kriegsfuß gesetzt, sondern nur die alljährlichen Exerzierübungen etwas früher vorgenommen, als gewöhnlich, und ich hielte mich dazu Kraft der Souveränetätsrechte, welche Preußen mir so huldvoll gewährleisten will, für vollkommen berechtigt, könnte auch Niemand die Befugniß zugestehen, dagegen irgend einen Einwand zu erheben."

Der König machte eine Pause und fuhr dann mit sichtlich steigender Aufregung fort:

„Was nun die Berufung eines deutschen Parlamentes betrifft, so habe ich dagegen nichts einzuwenden; allein die Entscheidung darüber liegt bereits dem deutschen Bunde zur Beschlußfassung vor, und diese muß ich abwarten. Uebrigens bin ich auch nicht gesonnen, mich einer Aufforderung zu fügen, die einem Befehle nur zu ähnlich sieht; mir einen solchen zu ertheilen erkenne ich meinem Vetter von Preußen das Recht nicht zu."

„Und was bestimmen Eure Majestät über den dritten Punkt?" fragte Graf Platen, der mit den Entschließungen des Königs sehr zufrieden zu sein schien.

„Ich betrachte eine solche Gewährleistung als eine Lächerlichkeit oder einen Spott," entgegnete der König. „Wollte ich mich den Reformvorschlägen Bismarks fügen, so hieße das, in meine Mediatisirung willigen; lieber aber will ich gar nicht König sein, als ein halber, ein Schattenkönig unter bismarkisch-preußischer Oberhoheit. — Geben Sie daher keine ausweichende Antwort auf diese unverschämte Sommation, sondern eine entschieden abweisende."

„Ich bin dazu gern bereit," erwiederte Graf Platen, „indeß halte ich es für meine Pflicht, Eure Majestät darauf aufmerksam zu machen, daß wir dann vielleicht noch heute eine Kriegserklärung von Preußen zu erwarten haben."

„Mag es darum sein!" sagte der König nach kurzem Besinnen

mit männlicher Entschlossenheit. „Ich habe gegen den deutschen Bund heilige Pflichten zu erfüllen, noch heiligere gegen mein Volk, und gegen Beide würde ich sie zu verletzen fürchten, wenn ich mich feig den Forderungen Preußens fügte, gegen welches ich nur die eine Pflicht der Selbsterhaltung kenne."

„Sehr wahr!" stimmte Graf Platen bei. „Ich werde also Ew. Majestät Entscheidung sofort dem Prinzen von Ysenburg zukommen lassen; zugleich aber wird es nöthig sein, ohne den geringsten Zeitverlust die Armee in möglichst großer Zahl kampffähig zu machen."

„Dazu darf nichts versäumt werden," sagte der König. „Haben Sie die Güte, sogleich den Kriegsminister zu mir zu schicken."

Mit der Erkennung der dringenden Gefahr schien den König eine Entschiedenheit und Kraft zu durchglühen, die er bis dahin nicht bei allen Gelegenheiten gezeigt hatte, und mit einer bewundernswerthen Raschheit geschah Alles, was möglich war, das wenigstens in etwas nachzuholen, was leider so lange vernachlässigt oder ganz versäumt worden war. — Durch welche Einflüsse zum Theil, das wissen unsere Leser bereits aus dem Gespräche in dem preußischen Kriegsministerium.

Es wurde in der Unterredung, welche der König mit dem Kriegsminister hatte, und während welcher schon die Kriegserklärung Preußens durch den Prinzen von Ysenburg-Büdingen einging, die Bestimmung getroffen, daß gleich am nächsten Tage, den 16. Juni, die Garnison Hannovers, den König und den jugendliche Kronprinzen an der Spitze, nach Göttingen aufbrechen sollte, um sich dort zu concentriren, und dann in einem Zuge gegen Süden die Vereinigung mit den Bundestruppen zu versuchen.

Auch gab der König selbst den Befehl, daß augenblicklich die Eisenbahnen, auf denen die Preußen vorrücken konnten, unfahrbar gemacht werden sollten.

Ehe der König aber mit schwerem Herzen seine Residenz verließ, stand ihm noch ein schwerer, erschütternder Auftritt bevor: Die Trennung von seiner königlichen Gemalin, von seiner Tochter.

Der Abschied war schmerzlich, aber die beiden Gatten entwickelten dabei eine seltene Kraft.

„Ich werde ausdauern, was auch das Geschick uns bringen möge!" rief voll Muth die Königin. „Nimmer beuge ich mich dem preußischen Uebermuthe, sollte auch Gott es fügen, daß die preußischen Waffen siegen!"

Das Volk, welches Anfangs durch die schnell aufeinander folgenden überraschenden Nachrichten wie betäubt war, gerieth bald in eine heftige Aufregung, und die Liebe zu dem angestammten Herrscherhause, eine hervorstechende Eigenthümlichkeit, um nicht zu sagen eine von Generation zu Generation vererbte Tugend des deutschen Volkes, ist so unausrottbar tief eingewurzelt, daß manche Regentenfamilien sie nicht zu tödten vermochten, so viele Mühe sie sich auch dazu gaben. Diese Liebe und Anhänglichkeit zu dem Herrscherhause offenbarte sich auch hier in der regsten Theilnahme, denn als man erfuhr, daß der König und der Kronprinz bei der Königin wären, um von der Gattin, der Mutter, Abschied zu nehmen, versammelte sich eine zahllose Menschenmenge unter den Fenstern des königlichen Schlosses; doch statt des Lärmens, welcher sonst dergleichen Zusammenströmungen zu begleiten pflegt, herrschte eine feierliche Stille.

Das Volk trug instinktmäßig Scheu, den feierlich-schmerzlichen Abschied der Königsfamilie zu stören.

Der blinde König würde daher keine Ahnung von der Volksversammlung gehabt haben, die sich ohne ministerielle Berufung unter seinen Fenstern gebildet hatte, wäre er nicht durch die Königin selbst darauf aufmerksam gemacht worden, die sich zu ihm beugte, als wollte sie ihm einige Worte in das Ohr flüstern.

Ohne ihre Bewegung zu sehen, schien der warme Hauch ihres Athems, der seine Wange berührte, ihm ihre Meinung verrathen zu haben; denn rasch schritt er auf die Thür des Balkons zu, trat auf die freie Fläche desselben hinaus, beugte sich über die Brüstung und rief mit vor Rührung bebender Stimme hinab:

„Ich danke der treuen Bevölkerung meiner Residenz Hannover für den Beweis der Theilnahme mit dem Schlage, der mich und meine Familie, aber auch mein geliebtes Land getroffen hat. Diese lautlose Versammlung vor meinem Hause ist mir ein sicherer, ein erfreulicher Beweis, daß mein getreues Volk mit mir fühlt, was ich leide. — Ich muß mein geliebtes Hannover verlassen, um einem vielleicht verhängnißvollen Schicksale entgegenzugehen, und mein Sohn, der schon so viele Beweise Eurer Liebe und Anhänglichkeit empfing, wird mich begleiten. — Aber ich muß meine theure Gemalin, meine geliebte Tochter, zurücklassen, und vielleicht rückt schon morgen der übermüthige Feind hier ein, dem die theuren Mitglieder meiner Familie schutzlos überliefert wären, könnte ich sie nicht mit voller Zuversicht dem Schutze meiner

wackeren Bürgerschaft, meiner treuen städtischen Behörden anvertrauen. — Ich scheide daher ohne Bangen für meine Lieben, indem ich an die Bevölkerung der Residenz und ihre Vertretung die Bitte richte: „Schützet mir Frau und Kind bis auf ein, so Gott will, glückliches und frohes Wiedersehen!“

„Hoch unser König! Hoch unsere Königin und das ganze königliche Haus!“ ertönte voll Enthusiasmus die Antwort des Volkes auf diese Ansprache des Königs, die unverkennbar aus dem Herzen floß, während sie für gewöhnlich leider nur von den Lippen zu kommen pflegt, wenn ein Fürst das Volk einer unmittelbaren Ansprache würdigt.

Es wurde hier ein Versöhnungsakt gefeiert, denn wohl hatte das Volk manche Klage gegen seinen König oder doch gegen dessen Regierung zu erheben, aber in diesem Augenblicke hatte es Alles vergessen und gedachte nur noch seiner Liebe. Dieser Versöhnungsakt aber wird vielleicht eine nachhaltigere Wirkung haben, als Manchen lieb sein dürfte, welche der Meinung sind, ein Volk, oder auch nur ein Volksstamm, wäre unterjocht, wenn er für den Augenblick unterworfen ist; aber die Rachegöttin ist unsterblich in ihrer Vergeltung, wo das Recht durch die Gewalt getödtet — ermordet wird.

— — — — — — — — — — — — — —

Nach einem anstrengenden Marsche, und durch manche Entbehrungen leidend, war die Armee der Hannoveraner unter dem Oberkommando des Generallieutenant Alexander von Arentschild von Göttingen bis in die Gegend von Langensalza gekommen, ohne auf diesem langen Wege von den Preußen beunruhigt zu werden. Nur bei Mechterstedt hatte das erste Bataillon des vierten Regimentes ein unbedeutendes Scharmützel zu bestehen.

Beinahe verschwunden war indeß die Hoffnung, den Bundestruppen, namentlich den Baiern, die Hand bieten zu können, aber die braven Hannoveraner wurden dadurch nicht entmuthigt, vielmehr brannte die Armee, ungeachtet der vielen Rekruten, welche sie zählte, vor Verlangen, sich mit den Preußen zu messen und sich durch eigene Kraftanstrengung einen Weg zu bahnen, da die Verbündeten eben so unbegreiflich wie unverantwortlich zögerten, ihnen zu Hilfe zu kommen. Auch der König selbst war fest entschlossen, sich durchzuschlagen und wies entschieden die Capitulation zurück, welche die Entlassung seines Heeres verlangte.

Es sollte den Hannoveranern bald die Gelegenheit geboten werden ihren Muth zu bewähren!

Am 26. Juni lag das Hauptquartier des Königs von Hannover in Langensalza, in dessen nächster Umgebung die sämmtlichen Truppen Quartiere bezogen hatten.

Es schien eine gewitterschwüle Luft über ihren Häuptern zu lagern, denn es deutete Alles darauf hin, daß es vielleicht schon am nächsten Tage zu einer Schlacht kommen würde.

Und so geschah es auch!

Der 27. Juni des Jahres 1866 ist mit blutigen Zügen eingeschrieben in die Ehrentafel der hannover'schen Armee, denn sie erfocht, wenn auch mit schweren Opfern, einen Sieg über die Preußen, den letzten, der ruhmreich auf ihre Fahnen geschrieben werden sollte, denn mit diesem Ehrentage beschloß die hannover'sche Armee, welche so oft an der Seite der Preußen, als deren Bundesgenossin, tapfer gekämpft hatte, ihre Existenz:

Es hat aufgehört, hannover'sche Soldaten zu geben!

Doch die Armee kann sich durch den Gedanken trösten, daß sie mit vollen Ehren abgetreten ist von dem Felde kriegerischer Thaten und daß sie schöne Erinnerungen bewahren darf, die unvergänglich in die Annalen der Geschichte eingetragen sind.

Noch erhellte nicht die erste Morgendämmerung den östlichen Horizont, da schmetterten die Trompeten, da wirbelten die Trommeln den Mahnruf zum blutigen Kampfe durch die Lüfte. Ehe die dritte Morgenstunde geschlagen hatte, standen die Truppen auf den verschiedenen Posten, die ihnen durch den General von Arentschild für den Fall einer Schlacht spät am Abend zuvor angewiesen worden waren.

Doch noch sollte der blutige Waffentanz nicht beginnen. Es wurde den Truppen die Zeit vergönnt, sich durch ein Frühstück auf die Anstrengungen des Tages vorzubereiten; leider aber mangelte es an der nöthigen Verpflegung und nicht Jeder konnte seinen Hunger stillen.

Als das kärgliche Morgenmahl, angefeuchtet durch einen Trunk Kaffee, verzehrt war, traten die Bataillone in Reihe und Glied an, und wenige Minuten darauf kam der König mit seinem ganzen Gefolge angesprengt. Als er die Brigade Bülow erreichte, welche den rechten Flügel der Schlachtordnung bildete, setzte er sein Pferd in Schritt, und an der Fronte hinreitend sagte er mit bewegter Stimme:

„Guten Morgen, meine Kinder! — Es wird einen heißen Tag geben! — Haltet Euch wacker!"

Diese Worte wiederholte er im Centrum, vor der ersten Brigade, so wie auf dem linken Flügel, vor der Brigade Bothmer, und wo

er sie sprach, da wurde ihm durch ein enthusiastisches! „Es lebe der König!“ geantwortet. Dann riefen die Soldaten ein dreimaliges „Hurrah“ und die Offiziere schwangen ihre Säbel; nur zwei oder drei von ihnen blickten scheu zu Boden, als wagten sie nicht, in das Lebehoch auf ihren König einzustimmen.

Dieser ritt weiter, und nahm seine Stellung etwas rückwärts von Langensalza, bei Merxleben, auf einer Höhe, welche durch die Kirche des Ortes gekrönt war. Er hielt an der Seite des General von Arentschild, der von hier aus das zum Kampf erwählte Feld übersehen und dem Monarchen von jeder Bewegung, jedem Erfolge der beiderseitigen Truppen von Minute zu Minute Auskunft geben konnte.

Um 8 Uhr begann der Angriff der Preußen auf die Avantgarde, welche von der Brigade de Vaux gebildet wurde.

Nachdem das Feuern von beiden Seiten eine Weile im vereinzelten Kampfe gedauert hatte, wendete General von Arentschild sich zu einem seiner Adjutanten und rief ihm zu:

„Die Brigade de Vaux soll sich zurückziehen und die Stelle der ersten Brigade im Centrum annehmen, diese aber als Reserve sich hinter dem Centrum aufstellen. — Langensalza ist mit einem Bataillon zu besetzen, das sich so lange als möglich halten soll.“

Der Adjutant sprengte dahin, der Brigade de Vaux den Befehl zu überbringen.

„Euer Majestät,“ wendete einige Zeit darauf General von Arentschild sich zu dem Könige, „die Preußen folgen der Brigade de Vaux auf dem Fuße.“

„Ist Gefahr?“ fragte der König mit beklommener Stimme.

„Nicht die geringste,“ versicherte General von Arentschild, „obgleich sie durch die Besetzung des Holzes, nördlich von Langensalza, und der Badeanstalt eine günstige Stellung eingenommen haben; aber wir wollen sie bald daraus vertreiben.“

Darauf sich zu seinem Gefolge zurückwendend, rief er, ohne einen der Offiziere namentlich zu bezeichnen:

„Die Artillerie soll ihr Feuer gegen den Wald und das Bad eröffnen.“

Ein Offizier von dem Gefolge des Königs sprengte davon, und zehn Minuten später donnerte der erste hannover'sche Kanonenschuß.

Der Offizier aber kehrte nicht zurück, sondern jagte weiter, als müßte er noch andere Befehle überbringen.

Bald hatte er den äußersten linken Flügel der Hannoveraner erreicht. Ein kleines Gehölz entzog ihn Aller Blicken.

Scheu sah er umher, und als er sich überzeugt hatte, vor jeder Beobachtung sicher zu sein, steckte er sein weißes Taschentuch auf die Spitze seines Säbels und sprengte mit verhängtem Zügel hinüber nach der Seite, wo er auf die Preußen stoßen mußte.

Bald traf er auch in der That die Vorpostenkette derselben, welche hier unthätig stand, da sie auf dem äußersten rechten Flügel keinen Feind sich gegenüber hatte.

Verwundert blickte der Offizier, der mürrisch, an dem Kampfe keinen Antheil nehmen zu können, zwischen seinen vereinzeltstehenden Leuten hin und her ging, auf den Reiter, der von der feindlichen Seite kam.

Wegen des weißen Tuches, welches derselbe flattern ließ, hielt er ihn für einen Parlamentär; er trat ihm daher entgegen, um seine Botschaft in Empfang zu nehmen.

Einige Minuten später war der hannover'sche Offizier an der Seite des preußischen, neben dem er sein Pferd parirte.

„Augenblicklich an den General von Fließ zu besorgen!“ sagte der Reiter hastig, warf ein Papier, das um einen Stein gewickelt war, an den Boden, riß sein Pferd herum und jagte eben so schnell davon, als er gekommen war.

Verwundert, was für eine Botschaft der General von Fließ auf eine solche Weise zu empfangen hatte, hob der preußische Offizier das Papier vom Boden auf, wickelte es los von dem Steine und überflog es mit den Blicken.

Mit wachsendem Staunen las er:

„Brigade Bülow rechts, bei Merxleben — Brigade von Vaux Centrum — Brigade Bothmer linker Flügel — erste Brigade, Reserve im Centrum. — König und Arentschild auf der Höhe bei Merxleben, geschützt durch die Kirche — kein Bataillon über 500 Mann — Rekruten sämmtlich hinter der Reserve — 1000 Mann rückwärts zu Schanzarbeiten — Artillerie nur wenig Munition — Kavallerie hinter beiden Flügeln vertheilt — Cambridge-Dragoner bei Negelstädt. — Ganze Streitmacht höchstens 12,000 Mann.“

„O Du niederträchtiger Verräther,“ rief voll Unwillen der preußische Offizier, indem er dem Reiter, der eben zwischen den Bäumen

verschwand, mit einem Blicke unaussprechlicher Verachtung nachsah, „hätte ich das ahnen können, als Du neben mir hieltest, so würde ich dir meinen Säbel durch Deinen schurkischen Leib gestoßen haben!“

Nachdem er so seinen Gefühlen durch den Ausdruck der Verachtung Luft gemacht hatte, rief er einen seiner Soldaten aus der Postenkette heran, denn er sah ein, daß er seines Unwillens ungeachtet die Pflicht hatte, die verrätherische Nachricht, die von der höchsten Wichtigkeit sein konnte, dem General von Fließ so schnell als möglich zukommen zu lassen. Deshalb sagte er zu den Soldaten:

„Laufen Sie, was Sie können, zurück, übergeben Sie dies Papier dem ersten Reiter, dem Sie begegnen, gleichviel, welchen Ranges er ist, und sagen Sie ihm, es sei von der höchsten Wichtigkeit, die Meldung dem General von Fließ so bald als möglich zukommen zu lassen.“

Der Soldat lief davon, so schnell seine Beine ihn trugen, der Offizier aber blickte finster zu Boden und murmelte vor sich hin:

„Es ist schimpflich, vielleicht solchen Mitteln den Sieg verdanken zu müssen!“

Während die verrätherische Depesche ihren Weg zu dem kommandirenden General der Preußen suchte, verfolgte der Ueberbringer derselben den seinigen, und bald hielt er wieder an seiner Stelle in dem Gefolge des Königs, so ruhig, als hätte er sich nicht so eben der größten Schandthat schuldig gemacht.

Bald wurde der Kampf immer blutiger, immer erbitterter; der Kirchberg von Merxleben, den das Gotteshaus krönt, hinter welchem der König eine gesicherte, doch keineswegs gefahrlose Stellung fand, war hauptsächlich der Punkt, auf welchen die Preußen wiederholt ihre heftigsten Angriffe richteten, vielleicht weil sie nach der Depesche des Verräthers hier den König selbst mit dem Kronprinzen und dem commandirenden General wußten und danach die Hoffnung auf die Gefangennehmung der drei wichtigen Personen setzen mochten.

Drei Mal stürmten sie den Kirchberg mit großer Tapferkeit und drei Mal wurden sie mit eben so großer Tapferkeit zurückgeschlagen.

Da begannen die Reihen der Preußen zu wanken und mit gehobenem Tone sagte General Arentschild zu dem an seiner Seite ausharrenden Könige:

„Majestät, ich glaube, der Augenblick zu einer kräftigen Offensive ist gekommen! — Erlauben Sie, daß ich zu derselben übergehe?“

„Handeln Sie ganz nach Ihrer Einsicht," sagte der König, „mir fehlt leider eine jede, wie Sie wissen!"

Nach dieser Zustimmung des Königs flogen die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere nach allen Richtungen hin, der ganzen Linie den Befehl zu bringen, mit aller Kraft den Feind zurückzudrängen.

Mit einem freudigen Hurrah wurde dieser Befehl empfangen, und mit unwiderstehlicher Gewalt stürmten wetteifernd alle einzelnen Truppentheile vorwärts.

Das sechste Infanterie-Regiment kam in seinem wilden Laufe an die Unstrut, aber ohne sich durch die steilen Ufer des Flusses aufhalten zu lassen, sprangen die Officiere hinab in das Wasser, dessen Tiefe sie nicht kannten, um die sie sich aber auch nicht kümmerten und ohne Besinnen sprang das ganze Regiment ihnen nach.

Alle kamen glücklich hinüber und verfolgten die sich langsam und in guter Ordnung zurückziehenden Preußen, nur Einer, ein junges Bürschchen von schwächlichem Aussehen, kämpfte sich mühsam durch die Fluth, so daß er als der Letzte an das jenseitige Ufer kam.

Erschöpft durch das Ringen gegen das Wasser versuchte er es, sich auf das steile Ufer hinaufzuschwingen. Das Gewehr mit der linken Hand haltend, faßte er mit der Rechten eine kleine am obern Rande des Ufers wachsende Staude, an der er einen sichern Halt gefunden zu haben hoffte, aber indem er sich emporzuschwingen versuchte, gaben die Wurzeln des kleinen Strauches nach, und er stürzte mit dem Angstrufe in das Wasser zurück:

„O mein Gott, ich ertrinke!"

Das hörte ein preußischer Landwehrmann, der an eben der Stelle verwundet lag, an welcher der Hannoveraner emporzuklimmen versucht hatte, und von Mitleid ergriffen beugte er sich über das steile Ufer hinab, und sagte mit theilnehmendem Tone:

„Nein, Bruder, das sollst Du nicht, wenn ich es mit meiner schwachen Kraft verhindern kann."

Bei diesen Worten reichte er dem eben wieder aus dem Wasser auftauchenden Hannoveraner sein Gewehr hin, und rief: „Greif zu, Bruder, und halte fest!"

Beinahe instinktmäßig erfaßte der Hannoveraner das feindliche Bajonnet, das ihm als Rettungsanker gereicht wurde, und mit Anstrengung seiner ganzen Kraft schwang er sich daran glücklich auf das Ufer.

Aber sein Retter hatte sich in seinem menschenfreundlichen Eifer zu weit über dasselbe hinabgebeugt, und als er den Halt des Gegengewichtes verlor, stürzte er selbst, den Kopf voran, hinunter in die Unstrut.

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, ließ der Gerettete sich in das Wasser hinabgleiten, stieß sein Seitengewehr tief in die Erde, um einen Stützpunkt zu gewinnen, faßte den Verwundeten an dem Bandelier und zog ihn zu sich heran.

Ein paar Minuten lagen die Beiden, welche sich gegenseitig gerettet hatten, erschöpft neben einander an dem Ufer.

Sie bedurften einiger Zeit, um sich zu erholen, dann aber richteten sie sich beinahe gleichzeitig empor, und der preußische Landwehrmann, dessen Sprache ein Mitglied der gebildeten Stände verrieth, wie man in der preußischen Landwehr so viele selbst in den niedrigsten militärischen Graden findet, reichte dem Hannoveraner die Hand und sagte mit feierlich ernstem Tone:

„Wir sind doch Brüder, wenn wir uns auch feindlich gegenüber standen; hoffentlich kommt aber einmal die Zeit, wo nicht mehr die Fürsten oder ihre Minister darüber zu entscheiden haben, ob ein Krieg geführt werden soll, sondern nur noch das Volk, dann aber wird es keinen Krieg mehr geben, denn Völker bekriegen und hassen sich nicht, sondern nur die Leidenschaften der Machthaber führen das Blutvergießen herbei."

Dem Hannoveraner schienen die Ideen des Preußen zu hoch zu gehen, denn er sagte mit gutmüthigem Tone:

„Bruder, das verstehe ich nicht! — Jetzt aber muß ich meinem Regimente nach, denn sonst möchten die Kameraden glauben, ich wäre aus Feigheit zurückgeblieben!"

„So folge Deiner Pflicht, mein wackerer deutscher Bruder!" sagte der preußische Landwehrmann, und sah dem Davoneilenden mit einem eigenthümlich wehmüthigen Blicke nach. „Hoffentlich werden nicht mehr lange die Deutschen es als ein Gebot der Pflicht erkennen, sich gegenseitig auf „höchsten," oder „allerhöchsten" Befehl ohne irgend ein eigenes oder Volksinteresse todtzuschlagen!"

Nach diesen Worten fühlte er sich in Folge des Blutverlustes von einem Taumel, einer Ohnmacht, ergriffen, und indem er mit dem schwindenden Bewußtsein zwischen den Zähnen murmelte: „Hoch Deutschland! — Hoch die Freiheit des deutschen Volkes!" schloß er die Augen

und sank bewußtlos auf den Rasen nieder, während noch immer, ganz in seiner Nähe, die Wuth der Schlacht tobte.

Besonders heiß ging es bei dem Bade Langensalza her, wo das 20. preußische Infanterie-Regiment mit der gewaltigsten Erbitterung kämpfte.

Die hannover'sche Garde-du-Corps und das Regiment Cambridge-Dragoner, welche aus einiger Entfernung in gedeckter Stellung dem wilden Ringen zusahen, brannten vor Ungeduld, ihre Pallasche mit preußischem Blute zu färben, aber noch immer kam nicht der sehnlich erwartete Befehl zum Einhauen.

Endlich wurde der Wunsch der braven Reiter erfüllt!

Ein Adjutant des General von Arentschild sprengte heran, senkte vor dem Obersten der Garde-du-Corps salutirend den Säbel, und sagte:

„Sie sollen im Verein mit den Cambridge-Dragonern die Preußen von dem Bade zu verjagen suchen!"

„Marsch, marsch!" kommandirte der Oberst und Kürassiere und Dragoner rasselten gegen das 20. Regiment unter lautem Hurrah vor.

„Formirt das Quarré!" ertönte bei dem Herannahen der Reiter das preußische Kommando, und mit bewunderungswürdiger Präcision wurde das Manöver vollzogen, welches der Reiterei schon oft so verderblich geworden ist, wenn sie sich verleiten ließ, vor dieser geschlossenen Menschenmauer zu stutzen.

Aber die Hannoveraner stutzten nicht.

Mit dem Rufe: „Jetzt kommt die Garde-du-Corps!" sprengte ein junger Lieutenant, — Willi von Marschalk war sein Name — an der Spitze eines aus 20 Mann bestehenden Zuges gegen die linke Flanke des Quarrés vor, den Pallasch hoch schwingend, und das wilde Feuer seines herrlichen Pferdes durch den Sporn noch stachelnd.

„Wir müssen die Wand durchbrechen, koste es was es wolle!" rief Lieutenant von Marschalk, seine Reiter ermuthigend und schon war er dem Ziele so nahe, daß er es erreichen zu müssen glaubte, da knatterte die Salve der Preußen, welche die Kürassiere absichtlich bis auf die nächste Nähe hatten herankommen lassen und von sechs Kugeln durchbohrt sank der brave Marschalk aus dem Sattel. Sein Epaminondas, der ihm erst unlängst in einem steeple-chase den ersten Preis errungen hatte, machte einen gewaltigen Satz und stürzte dann todt an der Seite seines entseelten Herrn nieder.

Die Worte des Gefallenen aber waren prophetisch gewesen; denn die Kürassiere brachen wirklich hinein in die dichtgeschlossene Masse des Quarrés und es entstand ein fürchterliches Gemetzel, Mann gegen Mann.

Aber die Preußen verloren Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart nicht, und mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit formirten sie, dem Pallasche der Hannoveraner zum Trotz, ein neues Quarré, und zähneknirschend mußten die tapferen Reiter zurück!

Aber sie wichen nur, um sich zu einem neuen Angriffe zu ordnen.

Noch ein zweites Mal wurden die Quarrés gesprengt, und wieder mußten die Hannoveraner zurück.

Als sie aber, freilich mit ungeheuerem Verluste, zum dritten Male in die Quarrés einbrachen, da blieb der Sieg ihnen, und die Preußen waren zum Rückzuge genöthigt, hart verfolgt von den Hannoveranern, obgleich dieselben durch die angestrengten Märsche bei mangelhafter Verpflegung zum großen Theile so erschöpft waren, daß sich ohne die gewaltige Aufregung Manche kaum auf den Füßen zu erhalten vermocht haben würden.

Viel Blutvergießen kostete es noch, die Preußen wieder aus Langensalza selbst zu vertreiben, wo ein Koburg-Gothaisches Bataillon, das an der Seite preußischer Landwehr kämpfte, mit derselben an Tapferkeit wetteifernd, ungeheure Verluste erlitt.

Aber nichts vermochte den Hannoveranern zu widerstehen, deren Kraft durch das Bewußtsein des errungenen Sieges verdoppelt, verdreifacht zu sein schien, während die Preußen durch den Muth überrascht und theilweise gelähmt wurden, den ihre Feinde zeigten; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Hannoveraner wären ohne Disciplin, unwillig zum Kampfe, mangelhaft ausgerüstet, und selbst mit Munition nicht reichlich versehen; und dennoch hatten die Preußen die Schärfe der hannover'schen Pallasche gefühlt und unter den Kanonen- und Gewehrkugeln der unterschätzten Feinde viele ihrer Kameraden fallen sehen.

Die Gerüchte, welche theilweise verbreitet sein mochten, um den Muth der Hannoveraner zu brechen, schlugen daher nur zum Nachtheile ihrer Feinde aus, wie Gottes Gerechtigkeit dies so oft als Wirkung des beabsichtigten Verrathes wendet, die vergiftete Waffe in die eigene Brust dessen bohrend, der sich ihrer bedient.

Von diesem Walten göttlicher Gerechtigkeit gab der Kampf bei Langensalza ein erschütternd grelles Beispiel.

Als die Hannoveraner bei dem heftigen Kampfe in Langensalza einen Augenblick zu weichen begannen, sprengte ein Offizier mit dem Befehle heran, sich um jeden Preis zu halten, weil der Succurs binnen wenigen Minuten eintreffen würde.

Aber der Anprall der Preußen war zu heftig und die Hannoveraner mußten sich zurückziehen, wenn sie es auch nur fechtend thaten, und jeden Fuß breit Boden hartnäckig vertheidigten.

Der Offizier, der den Befehl überbracht hatte, wendete sein Pferd, um zurückzureiten, da streifte ihn eine preußische Kanonenkugel und mit einem lauten Schmerzensschrei glitt er vom Pferde hinab auf den Boden, den er mit seinem Blute tränkte.

Die Wunde war nicht unmittelbar tödtend, aber gräßlich.

Der Unterleib war zerrissen, so daß die Eingeweide heraushingen; der obere Theil des Hüftknochens war auf der einen Seite zerschmettert, und der Verwundete mußte entsetzlich ausstehen, denn er wandte sich hin und her, seine Nägel krallten sich in das Fleisch der krampfhaft geballten Fäuste ein und vor Schmerz biß er die Zähne knirschend auf einander, als wollte er sie sprengen.

Doch keine menschliche Seele achtete seiner Leiden oder hatte auch nur einen mitleidigen Blick für dieselben.

Hunderte stürmten an ihm vorüber, Keiner bemerkte ihn; wäre er aber auch bemerkt worden, was hätte ihm das geholfen? Er war verloren, — er fühlte den Tod mit Riesenschritten nahen, — Hilfe war nicht mehr möglich!

Und doch thut es so wohl, im Augenblicke des Scheidens aus diesem Leben ein Wort des Trostes zu vernehmen, einen Blick der Theilnahme auf sich gerichtet zu sehen.

Das Alles aber mußte der Verwundete entbehren, und zu den Schmerzen seines Körpers gesellten sich vielleicht auch noch Leiden der Seele! Wer die gräßlich verzerrten Züge des Sterbenden sah, der hätte wenigstens auf die Vermuthung kommen können, derselbe würde wegen eines schweren Verbrechens von seinem Gewissen gefoltert!

So lag er da, als die Preußen wieder zurückgedrängt wurden und ein Offizier, rückwärts blickend, ihn mit dem Fuße trat und beinahe über ihn gefallen wäre.

Bei dem gräßlichen Schmerzensschrei, den er ausstieß, sah der Offizier auf ihn nieder.

„Sie sind es?“ rief er überrascht, den Reiter erkennend, der

wenige Stunden zuvor, die verrätherische Nachricht an den General von Fließ überbracht hatte.

Doch der Anblick des Leidenden erregte sein Mitleid nicht, sondern mit dem Tone der Verachtung sagte er:

„Den Verräther hat die gerechte Strafe ereilt!"

Damit ging er zurück, denn eine Minute längeren Zögerns hätte ihm die Gefangenschaft gebracht.

„Den Verräther hat die gerechte Strafe ereilt!" stöhnte der Sterbende, die Worte wiederholend, die sein Verdammungsurtheil aussprachen.

„Ja!" stammelte er dann mit immer matter werdender Stimme, — „die Strafe ist gerecht, — denn ich sterbe — als Verräther an meinem Könige — meinem Vaterlande. — Gott sei mir gnädig!"

Es waren seine letzten Worte. Im nächsten Augenblicke rollte ein Geschütz über ihn hin, mitleidig seine Qualen verkürzend, indem die Räder mit ihrem Zentnergewicht ihn zu einer unförmlichen Masse zermalmten.

Während hier einen Sünder durch das Gericht Gottes der wohlverdiente Tod ereilte, wurde wenige Schritte davon ein Menschenleben auf eine beinahe wunderbare Weise erhalten.

Gedrängt durch die Hannoveraner wich ein preußisches Landwehrbataillon zurück, von Zeit zu Zeit Front machend gegen die Verfolger, die mit dem Bajonnet Jeden niederstießen, den sie ereilen konnten.

Einer der Landwehrleute, dessen Gewehr abgeschossen war, wehrte mit dem Laufe die tödtliche Bajonnetspitze eines Hannoveraners ab; da glitt sein Fuß aus, er sank auf ein Knie nieder, — das schützende Gewehr entfiel seiner Hand und das feindliche Bajonnet wurde zum vernichtenden Stoße gezückt. Unrettbar schien er verloren zu sein; da erhob er in seiner Todesangst flehend die Hände und rief mit einem herzzerreißenden Schrei:

„Bruder, ich habe sechs Kinder!"

Der Hannoveraner, der schon zu dem Stoße ausgeholt hatte, ließ, von Mitleid ergriffen, die Waffe sinken und sagte:

„Lebe für Deine Kinder! — Ich will keinen Mord auf meine Seele laden; aber Du mußt dich freiwillig hinter unsere Front in die Gefangenschaft begeben!"

„Gott segne Dich!" sagte der Landwehrmann, indem er sich von dem Boden erhob, um die Bedingung seines Siegers zu erfüllen. „Ehe ich

aber gehe, sage mir, welchen Namen ich meinen Kindern als den Retter ihres Vaters nennen soll?"

„Ich heiße Franz Brendler!" sagte der Hannoveraner, und eilte weiter, sich seinen Brüdern bei der Verfolgung der Preußen anzuschließen, die erst eine Stunde hinter Langensalza endete. — — —

„Eure Majestät," meldete der General von Arentschild, als der Kampf beendigt war, und die erschöpften Truppen sich der Ruhe überließen, „wir haben einen vollständigen Sieg errungen, aber er ist theuer, sehr theuer erkauft!"

„Gott ist mein Zeuge," — sagte der blinde König mit einem schmerzlichen Seufzer, „daß ich den Kampf gern vermieden hätte; aber das war nach den Anforderungen der Ehre unmöglich!"

„Dies Zeugniß wird jeder ehrliebende Soldat, wird die ganze Welt, Euer Majestät geben," entgegnete der General von Arentschild.

„Kennen Sie unsere Verluste schon?" fragte der König.

„Ganz genau noch nicht," entgegnete der General, denn noch jeden Augenblick gehen die Meldungen derselben ein; so viel sich aber jetzt schon übersehen läßt, werden wir als todt etwa 20 Offiziere und gegen 300 Mann zu beklagen haben, als Verwundete aber über 70 Offiziere und über 1000 Mannschaften, und das ist ein ungeheuerer Verlust im Verhältniß zu unserer ganzen Streitmacht; denn es konnten nur 12,000 Mann in das Gefecht geführt werden."

„Leider! Leider!" sagte der König seufzend.

„Daran bin ich zum Theil Schuld!" fuhr er nach einer Pause fort. „Weshalb ließ ich mich durch die Vorspiegelungen einschläfern, es würde nicht zum Kriege kommen."

Der General antwortete nicht, denn was er hätte sagen können, würde als ein unehrerbietiger Tadel der königlichen Entschließungen erschienen sein.

Nach einer abermaligen Pause fuhr der König fort:

„Einer von Denen, die mir so verderbliche Rathschläge ertheilten, — nein, nicht das, — denn zu rathen hatte er nichts — also Einer, auf dessen Meinung ich leider zu viel hörte, ist auch mit unter den Todten, und sein Verlust hat mich sehr schmerzlich berührt, denn ich weiß, daß er mich wirklich liebte, und daß er einer meiner treuesten Diener war. — Seine Leiche ist — gräßlich verstümmelt und kaum noch kenntlich — aufgefunden worden. — Armer ††† ruhe sanft! — Du hast einen schönen Tod auf dem Bette der Ehre gefunden!"

Das war der ehrende Nachruf eines verrathenen Königs für den Verräther!

Der König schlug nun, begleitet von dem General und seinem ganzen Gefolge, den Weg nach der Wohnung ein, die er vor der Schlacht in Langensalza innegehabt hatte und den Herrn von Arentschild zu sich rufend, fragte er ihn:

„Wie benutzen wir unseren Sieg, General?“

General von Arentschild zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann entgegnete er, wie nach schwerer Ueberwindung:

„Eure Majestät, ich muß das traurige Geständniß ablegen, daß unser Sieg leider ganz unfruchtbar ist!“

„Unfruchtbar?“ wiederholte der König erschrocken. „Ist das möglich?“

„Leider ist es sogar gewiß, Eure Majestät!“ sagte General von Arentschild mit gedrückter Stimme. „Hätten die Baiern, von deren Grenze wir nur wenige Meilen weit entfernt stehen, uns helfen — ich weiß nicht, soll ich sagen — können oder wollen, so würden sie von dem nahen Würzburg her während der Schlacht herangerückt sein; wir wären jetzt mit ihnen vereinigt, und könnten den kommenden Ereignissen mit einiger Ruhe entgegensehen, so schmerzlich es auch ist, ganz Hannover in den Händen der Feinde zu wissen.“

Ein leiser Seufzer war für den Augenblick die einzige Antwort des Königs, als aber der General von Arentschild schwieg, fragte er mit gepreßter Stimme:

„Welchen Rath ertheilen Sie mir unter diesen Umständen?“

„Zu capituliren,“ entgegnete mit dumpfem Tone General von Arentschild.“ Es bleibt uns kein anderer Ausweg übrig!“

„So sei es denn!“ sagte der König und am Morgen des 29. Juni ging ein Schreiben von ihm, lautend wie folgt, an den General von Manteuffel ab:

„Nachdem die hannover'sche Armee vorgestern Gelegenheit gehabt ihre alte Bravour glänzend zu bewähren, und nunmehr sich von den inzwischen herbeigeeilten Corps der Generale von Manteuffel und Göben eingeschlossen sieht, stellt dieselbe heute, der Uebermacht weichend, durch Capitulation ihr Schicksal der Bestimmung des Königs von Preußen anheim.“

Ohne lange Verhandlungen wurde darauf die Capitulation abgeschlossen, die nur aus den drei folgenden Punkten bestand:

1. Se. Majestät, der König von Hannover mit Sr. königlichen Hoheit dem Kronprinzen und beliebig auszuwählendem Gefolge nehmen ihren Aufenthalt nach freier Wahl außerhalb des Königreichs Hannover. Sr. Majestät Privatvermögen bleibt zu dessen Verfügung.

2. Offiziere und Beamte der hannover'schen Armee versprechen auf Ehrenwort, gegen Preußen nicht zu dienen, behalten Waffen, Gepäck und Pferde, so wie Gehalt und Competenzen.

3. Die Waffen, Pferde und Munition der Unteroffiziere und Gemeinen in der hannover'schen Armee werden an preußische Commissäre übergeben und begibt sich die Mannschaft in ihre Heimat mit dem Versprechen, gegen Preußen nicht zu dienen.

Außerdem wurde noch sämmtlichen Unteroffizieren, Musikern und Spielleuten das Versprechen ertheilt, bis zu ihrer Reactivirung ihre volle Löhnung zu erhalten.

Auch wurden der Armee ihre Fahnen und Standarten gelassen, an welche so viele ruhmreiche Erinnerungen sich knüpfen.

So war also der erste Akt des blutigen Dramas geschlossen, welches Preußen zu seiner gegenwärtigen eigenen Vergrößerung und der für die Zukunft verheißenen Beglückung Deutschlands für nothwendig erachtete, indem es zur Erreichung dieses doppelten Zieles einen deutschen Bürgerkrieg heraufbeschwor.

Mit trauerndem Herzen nahm der König Abschied von seinen tapferen Truppen, denen die Waffen mit einer anerkennungswerthen Schonung durch die preußischen Commissäre abgenommen wurden; dann begab er sich in die über ihn gekommene Verbannung, indem er in der Einsamkeit eines Schlosses, welches seinem Schwiegervater, dem Herzog Josef von Sachsen-Altenburg, gehört, den ersten Trost für die Schicksalsschläge suchte, von denen er betroffen worden war, und deren Härte sich später noch grausamer zeigen sollte, als der blinde König es damals befürchtete.

Die Truppen wurden zu dem Bahnhofe beordnet, um über Gotha in ihre Heimat befördert zu werden; da empfingen das Northeimer Kürassier-Regiment, und das Regiment Garde-du-Corps noch in dem Augenblicke des Scheidens einen ehrenden Beweis, wie sehr ihre bewiesene Tapferkeit selbst bei dem Feinde Anerkennung fand.

Den Chargirten beider Regimenter wurden auf Befehl des General von Manteuffel bei ihrem Abgange zur

Bahn als Belohnung des Muthes, den die Regimenter in der Schlacht bei Langensalza bewiesen hatten, ihre Pallaische zurückgegeben. — — —

Die Hannoveraner hatten gesiegt, aber sie mußten untergehen, weil sie von den Bundestruppen im Stiche gelassen worden waren!!

XX.

Der Brudermörder.

„Jetzt führen Sie mich, wohin Sie wollen. Ich habe auf Erden nichts mehr zu thun!“

Das waren die Worte, welche der österreichische Hauptmann von A. — den wir jetzt Arnheim nennen wollen, — nachdem er den von seiner Hand gefallenen Bruder in dem Garten des äußersten Hauses von Nachod zu seiner letzten Ruhe gebettet hatte, zu dem preußischen Unteroffizier sagte, dessen Gefangener er war.

Dabei wollte er ihm seine Uhr und seine Börse überreichen; der Unteroffizier aber wies die Gabe mit Erröthen zurück, und sagte mit feierlichem Tone:

„Kränken Sie mich nicht so, Herr Hauptmann, daß Sie mir zumuthen, den Bruder meines guten Lieutenants auszuplündern. — Sie werden Ihr Geld in der Gefangenschaft schon noch brauchen können!“

Der Hauptmann schien die Worte nicht gehört zu haben, denn noch immer hielt er Uhr und Börse hin; aber er sah den Unteroffizier dabei nicht an, sondern blickte finster vor sich nieder auf den Boden.

Der Unteroffizier schüttelte den Kopf, sah seine Begleiter an, deutete dann auf seine Stirn und sagte zu dem Gefangenen:

„Herr Hauptmann von Arnheim, im Namen Ihres Bruders erbitte ich von Ihnen Achtung Denen, die er selbst achtete!“

Die Nennung seines Bruders schien den Hauptmann aus seiner geistigen Abwesenheit zurückzurufen. Er blickte zu dem Unteroffizier auf, sah denselben mit einem eigenthümlich trüben Ausdrucke seines Blickes an und sagte:

„Sie haben Recht! — die preußischen Soldaten sind ja keine Plünderer!“

Damit steckte er die Börse ein, die Uhr aber reichte er nochmals dem Unteroffizier, indem er sagte:

„Werden Sie die Uhr auch verschmähen, wenn ich Sie bitte, sie zum Andenken an den Gemordeten zu behalten, der dort ruht und den Sie lieb gehabt haben, wie Sie sagen?“

Der wackere Unteroffizier blickte mit dem Ausdrucke inniger Rührung auf den Hauptmann, nahm die Uhr aus dessen Hand und sagte:

„Als Geschenk und unter solcher Bemerkung, empfange ich die Gabe gern und danke Ihnen herzlich dafür.“

Mit diesen Worten steckte er die Uhr ein; dann aber sagte er mit einem so ehrerbietigen Tone, als stände er einem Offizier seiner eigenen Armee gegenüber:

„Jetzt, Herr Hauptmann, muß ich Sie bitten, mir zu folgen, damit ich Sie zu den übrigen Gefangenen bringe, denn ich darf nicht länger von meiner Compagnie wegbleiben.“

Ohne Widerstreben folgte der Hauptmann von Arnheim dieser Aufforderung, indem er wie ein Träumender neben seinem Begleiter einherschritt.

Es schien, als wäre er so ganz in sich selbst versunken, daß er nichts von dem bemerkte, was rings um ihn her vorging; wenigstens achtete er auf nichts; von Zeit zu Zeit aber murmelte er vor sich hin:

„Brudermörder! — Brudermörder!“

In diesem Zustande wurde er zu den übrigen österreichischen Gefangenen abgeliefert.

Der Unteroffizier theilte dem Offizier, welcher die Eskorte der Gefangenen führte, mit wenigen Worten die eigenthümlichen Verhältnisse des Hauptmann von Arnheim mit, indem er namentlich eine Erklärung gab, weshalb derselbe so oft das Wort: „Brudermörder!“ murmelte und diese Erzählung erregte allgemeine Theilnahme für den Gefangenen; der Führer der Eskorte aber sah danach in ihm jetzt nur noch den Landsmann, den ehemaligen preußischen Offizier, und schien es zu vergessen, daß derselbe die feindliche Uniform trug. Er behandelte ihn daher mit Kameradschaftlichkeit und ließ ihm jede Freiheit, die mit seiner Dienstpflicht verträglich war.

Der Transport der Gefangenen wurde nach Glogau gebracht,

und während des ganzen Weges dahin blieb der Hauptmann von Arnheim auf gleiche Weise finster in sich versunken.

Er redete Niemand an, antwortete einsilbig, oft sogar unzusammenhängend, auf die an ihn gerichteten Worte, und nicht unbegründet schien die Besorgniß zu sein, er möchte in Wahnsinn verfallen.

Fortwährend betrachtete er sich als den Mörder seines Bruders, und wenn der Transport-Kommandant es versuchen wollte, ihm durch sanfte Trostesworte diesen Gedanken auszureden, dann schüttelte er trübe den Kopf, und sagte mit einem unheimlichen, an Wahnsinn mahnenden Lächeln:

„Sie meinen es gut mit Ihrem Troste, Herr Kamerad, aber ich bin Ihres Mitleids nicht würdig, denn ich bin doch ein Brudermörder! — Traf nicht meine Kugel meines theuren Bruders Herz?

Nur ein Mal während des Marsches schien er aus seinem Trübsinn zu erwachen. Er bat den Kommandanten des Transportes, einen Brief schreiben zu dürfen und dieser ertheilte ihm bereitwillig die Erlaubniß unter der Bedingung, daß der Brief keine militärischen oder politischen Nachrichten irgend einer Art enthalten dürfe.

Mit schonendem Zartgefühl verlangte er darauf das Ehrenwort des Gefangenen, und als dieser es gegeben hatte, versprach er, den Brief abzusenden, ohne ihn gelesen zu haben.

Hauptmann von Arnheim schrieb an seine Braut.

Er theilte ihr mit einer Klarheit, die man nach seinem ganzen Benehmen nicht hätte von ihm erwarten dürfen, die näheren Umstände von dem Tode seines Bruders mit; er sprach ihr mit den rührendsten Ausdrücken seinen furchtbaren Schmerz darüber aus; er gestand ihr ganz offen, daß er sich dem Wahnsinn nahe fühle und selbst nicht gewiß wüßte, ob er nicht bereits wahnsinnig sei.

Endlich schloß er mit den Worten:

„Unter diesen Umständen, meine theuere, einzig geliebte Pauline, muß ich auf das Glück verzichten, Dich die Meine zu nennen, denn ich fühle, daß ich Dich nicht glücklich machen könnte; auch würdest Du Dich nur mit Abscheu von dem Menschen abwenden, dessen Hände mit Bruderblut befleckt sind! — Willst Du mir aber noch eine letzte Liebe beweisen, so suche das Grab meines geliebten Bruders auf, und bete an demselben zu dem Gemordeten, daß er seinem Mörder verzeihen möge!“

Als er den Brief beendigt hatte, küßte er ihn, als wollte er so der Geliebten den letzten zärtlichen Abschiedsgruß senden.

Dann schrieb er die Adresse:

„An die Baronesse Pauline von Eisenstern, auf Schloß Eisenstern bei Prag.“

Nachdem er den Brief gesiegelt hatte, sagte er dumpf vor sich hin, immer von der einen fixen Idee des Brudermordes erfüllt:

„Jetzt habe ich mit der Welt abgeschlossen, und sie können kommen, um mich zu der Hinrichtung abzuholen. — So viel Freiheit sie mir auch lassen, werde ich dennoch keinen Versuch machen, mich der Strafe zu entziehen, denn sie ist gerecht und wohlverdient!“

Dann übergab er dem Kommandanten den Brief, und dieser versprach die pünktlichste Besorgung.

Wenige Tage darauf erreichte der Transport der Gefangenen seinen Bestimmungsort Glogau.

Der Zug rollte über die großartige Eisenbahnbrücke in Glogau ein, und so ergreifend der Anblick derselben auch für alle anderen unfreiwilligen Reisenden dieses Zuges war, machte er doch nicht den geringsten Eindruck auf den Hauptmann von Arnheim, der mehr als je in seinen Trübsinn versunken zu sein schien. Eben so wenig achtete er auf den alterthümlichen gothischen Dom, auf das schöne neue Rathhaus, an denen er auf seinem Wege zu der Commandantur vorüberkam, und welche bei allen seinen Unglücksgenossen, so trübe auch deren Stimmung war, eine mehr oder minder große Neugier oder Bewunderung erregten.

Die Gefangenen mußten auf dem Platze vor der Kommandantur ihrer Bestimmung warten, während der Kommandeur der Eskorte dem Kommandanten der Festung seinen Rapport abstattete.

Der Erstere hatte offenbar den Hauptmann von Arnheim auf besonders theilnehmende Weise erwähnt, denn als den übrigen Gefangenen ihre Bestimmungsorte angewiesen waren, behielt der Kommandant ihn allein zurück und sagte mit wohlwollendem Tone zu ihm:

„Hauptmann von Arnheim, ich habe mit aufrichtiger Theilnahme von dem Kummer gehört, der Ihr Herz bedrückt und ich würde mir deshalb ein Gewissen daraus machen, Sie dem Zwange einer strengen Gefangenschaft zu unterwerfen. Betrachten Sie daher ganz Glogau als Ihr Gefängniß, und miethen Sie sich in einer Privatwohnung ein, wo es Ihnen beliebt. Die einzige Verpflichtung, die ich Ihnen auferlegen muß, ist, sich täglich auf meinem Bureau zu melden.“

Der Hauptmann hatte sich gewaltsam seinem Trübsinn entrissen, um

den Kommandanten mit Aufmerksamkeit anzuhören. Als derselbe ihm mit so freundlichen Worten eine verhältnißmäßige Freiheit verkündete, dankte er daher für diese Begünstigung und entfernte sich dann, um eine passende Wohnung zu suchen. Diese Erlaubniß war für ihn eine besondere Wohlthat, da bei seiner Gefangenschaft ihm der Gedanke, besonders peinlich gewesen war, vielleicht an einen Ort gebracht zu werden, an welchem er einer zahlreichen und lärmenden Gesellschaft ausgesetzt wäre. Denn die Einsamkeit, die gänzliche Abgeschiedenheit von allen Menschen und die ungestörteste Ruhe waren ihm bei seiner Stimmung ein dringendes Bedürfniß, obgleich es für ihn vielleicht heilsamer gewesen wäre, gezwungen zu sein, sich Zerstreuung zu machen.

Er ging nach einem Gasthause, um hier zu fragen, ob man vielleicht eine Wohnung wüßte, und der Kellner wies ihn nach der preußischen Straße, zu dem Büchsenmacher Lange. Das Zimmer nebst Kabinet, welche leer standen, fanden den Beifall des Hauptmann von Arnheim, und dieser ließ sogleich die wenigen Effecten hinschaffen, die er sich während des Transportes gekauft hatte, um wenigstens den dringendsten Bedürfnissen des Augenblicks abzuhelfen.

Die Wirthsleute waren außerordentlich freundlich und zuvorkommend gegen ihren Miethsmann, dem sie durch ihre vielen Dienstanerbietungen sogar zudringlich erschienen und lästig wurden, so daß er zuletzt mit aufwallender übler Laune sagte, er wünschte, daß man ihn so einsam und ungestört als möglich lassen und nur auf sein Zimmer kommen möchte, wenn er selbst irgend eine Dienstleistung verlangen würde.

Gleichwohl verkannte er die freundliche Gefälligkeit seines Wirthes und dessen ganzer Familie nicht, aber er würde darauf weniger Werth gelegt haben, hätte er das Gespräch mit anhören können, welches unmittelbar nach seinem Einzuge der Büchsenmacher mit seiner Frau führte.

„Gott sei Dank, Mutter,“ sagte er, „daß wir endlich wieder das unglückselige Mordzimmer vermiethet haben, welches uns seit dem geheimnißvollen Tode der unglücklichen Sander ganz nutzlos gewesen ist, da es Niemand beziehen mochte, als ginge der Geist des unglücklichen jungen Mädchens darin um.“

„Ich kann das den Leuten im Grunde nicht verdenken,“ sagte Frau Lange. „Würde ich doch selbst um keinen Preis das unheimliche Gemach bewohnt haben, denn wenn ich mich auch nicht vor dem Ge-

spenst der armen Agnes Sander gefürchtet hätte, so würde ich doch beständig geglaubt haben, den Leichengeruch zu bemerken, der mich an dem Morgen jenes unglücklichen 6. October anzuwehen schien, als ich mich durch meine Neugier verlocken ließ, das Zimmer zu betreten, in welchem aller Wahrscheinlichkeit nach eine ruchlose That vollbracht worden war."

„Du hast wohl Recht, Mutter," sagte der Büchsenmacher, bei der Erinnerung an jenes unaufgeklärt gebliebene Ereigniß von einer sehr ernsten Stimmung ergriffen, „und ich selbst, so vorurtheilsfrei ich auch zu sein glaube, würde vielleicht Scheu getragen haben, das Zimmer zu bewohnen, in welchem ein Ereigniß vorging, welches die allgemeine Stimme der öffentlichen Meinung als die Folge eines Verbrechens betrachtete, und das eine unauslöschliche Schmach auf unsere Militärgerichtsbarkeit wirft, welche blind oder verworfen genug war, kein Licht in diese dunkle Angelegenheit bringen zu können oder zu wollen. — „Ja, das Licht, welches hier fehlt, fällt dadurch sogar, — freilich auf eine sehr nachtheilige Weise — auf die ganze preußische Justizverwaltung — denn wie muß es mit derselben beschaffen sein, wenn ein geheimnißvolles und schreckliches Ereigniß, bei dem sogar ein Menschenleben zu Grunde ging, nicht aufgeklärt werden kann, — wenn es sogar nicht einmal zu einer regelrechten Untersuchung führt, und das nur, weil dabei Offiziere betheiligt sind. — Ist denn das Leben eines Bürgers von so geringem Werthe in den Augen der Gerechtigkeitspflege, daß es keine Beachtung verdient, wenn durch eine strenge Untersuchung in dem muthmaßlichen Mörder ein Offizier erkannt erden könnte?"

„Mann, ich beschwöre Dich, sprich nicht so!" rief Frau Lange erschrocken. „Wenn dich Jemand so reden hörte, dann könnte dir das schlecht bekommen, besonders jetzt, wo die Soldaten durch die Vortheile, welche unsere Truppen über die Oesterreicher erfochten und ganz Hannover und Sachsen ohne Schwertstreich erobert haben, erst recht übermüthig sein werden."

„Ach was!" rief der Büchsenmacher ärgerlich, „ich zweifle nicht, daß die Militärexcesse, bei denen sich die adelichen Offiziere oft schlimmer betrugen, als die rohesten Bauerntölpel, und von denen vor dem Kriege beinahe jede Woche aus diesem oder jenem Theile von Preußen eine Meldung kam, ohne daß jemals von einer strengen Untersuchung, oder gar Bestrafung die Rede war, daß diese Exzesse, sage ich, nach dem

Frieden, wenn wir siegen sollten, erst recht in Gang kommen werden. Deshalb halte ich auch mein Maul, wo es mir Schaden bringen kann, wenn ich frei von der Leber weg spreche; aber hier, wo mich Niemand hört, will ich wenigstens einmal mein Herz frei ausschütten. — Und ich sage es dir, Frau, ein Land, in welchem nicht Recht und Gesetz über Allem stehen —"

„Doch nicht auch über dem Könige?" unterbrach die Frau voll Schrecken ihren Mann.

„Freilich auch über ihm," sagte der demagogische Büchsenmacher und fuhr dann mit steigendem Eifer fort: „Ein Land, dessen leitender Minister offen den Grundsatz ausspricht: Gewalt geht vor Recht! ein solches Land kann und wird nie auf dem Fundamente der Gewalt, also des Unrechts, ein dauerhaftes Gebäude aufführen. Erhöbe es sich auch schnell bis zu dem Himmel, so würde es doch eben so schnell wieder zusammenstürzen, — das sage ich Dir, wenn ich mich auch nicht für einen Propheten ausgeben will, sondern nur ein gesundes und natürliches Rechtsgefühl im Busen trage."

„Ach, laß mich in Ruhe mit deiner ewigen, langweiligen Politik," entgegnete die Frau, „und sage mir lieber, was Du von unserem österreichischen Miethsmanne denkst?"

„Was soll ich von ihm denken?" erwiderte der Mann. „Ich denke, daß wir froh sein müssen, ihn in das verrufene Zimmer bekommen zu haben, und daß wir Alles thun müssen, um ihn zufrieden zu stellen, denn als er mir die Miethe für den ersten Monat vorausbezahlte, sah ich, daß seine Brieftasche sehr reichlich gefüllt war, wenn auch freilich nur mit österreichischen Banknoten, von denen man nicht weiß, wie lange sie noch irgend einen Werth haben werden."

„Mir kömmt er ganz eigenthümlich vor," sagte die Frau, „und ich gestehe Dir, daß ich sogar eine gewisse Scheu vor ihm fühle."

„Du, das ist mir lieber, als wenn Du dich besonders zu ihm hingezogen fühltest!" scherzte Herr Lange.

„Ach, geh mir mit deinen albernen Späßen," rief ärgerlich die Frau, welche gescheidt genug war, um einzusehen, daß sie auf Eroberungen keinen Anspruch mehr machen konnte. „Ich sage Dir nur, daß ich mich beinahe vor unserem Miethsmann fürchte, denn so sanft und ruhig er auch zu sein scheint, hat er doch in seinem Blicke zuweilen einen eigenthümlich unheimlichen, beinahe wilden Ausdruck; und als ich vorhin auf seinem Zimmer noch Einiges in Ordnung brachte, saß er

regungslos an dem Tische da, den Ellbogen aufgestemmt, den Kopf in die Hand gestützt, und murmelte deutlich vor sich hin: „Brudermörder!“

„Brudermörder?“ wiederholte erschrocken der Büchsenmacher. „Sollten wir denn nur einen Mörder aus dem Zimmer verloren haben, um wieder einen andern, und einen noch viel verabscheuenswertheren hinein zu bekommen?“

„Gott gebe, daß das nicht ist,“ seufzte die Frau; „für den Augenblick aber wollen wir uns an das Gute halten und das Schlechte nicht fürchten; suche Du aber jedenfalls morgen etwas Näheres über den Hauptmann zu erfahren, dessen Name mir dadurch aufgefallen ist, daß er einem unserer zahlreichsten Adelsgeschlechter angehört.“

„Du hast auch Recht, Frau,“ sagte der Büchsenmacher, „der Name Arnheim kömmt ja in unserer Armee sehr häufig vor, und ich selbst erinnere mich jetzt, daß ich mehrere Offiziere dieses Namens gekannt habe. — Ich werde daher auch gleich morgen zu erfahren suchen, wie es kömmt, daß ein Offizier dieses Namens bei den Oesterreichern dient, und was es mit dem „Brudermörder“ für eine Bewandtniß hat.“

XXI.

Zu Glogau.

Ungefähr um eben die Zeit, als diese vertraulichen Herzensergießungen eines ehelichen Gespräches in Glogau stattfanden, empfing Fräulein Pauline von Eisenstern den Brief ihres Bräutigams.

Man kann sich leicht denken, wie gewaltig sie durch denselben erschüttert wurde, obgleich er ihr in gewisser Beziehung auch einen Trost gewährte, denn sie hatte nach dem Gefechte bei Nachod, bei dem er mitkämpfte, wie sie wußte, trotz ihrer eifrigen Nachforschungen weiter nichts erkunden können, als daß er in den Verlustlisten seines Regiments unter der Rubrik „Vermißt“ aufgeführt worden war; ob er aber verwundet in Gefangenschaft gerathen, oder ob er todt sei, das wußte Niemand, obgleich ein Gemeiner seiner Compagnie behauptete, gesehen zu haben, daß er einen preußischen Offizier niedergeschossen, aber auch beinahe in demselben Augenblicke über dessen Leiche niedergefallen sei; ob selbst

todt, oder nur verwundet, das wußte der Mann freilich nicht zu sagen. Jedenfalls aber ließ sich nach dieser Aussage annehmen, daß er wenigstens verwundet sei.

Die Baroneß Pauline fühlte daher ihr Herz von einer schweren Last erleichtert, als der Brief des Hauptmanns von Arnheim ihr die Nachricht brachte, daß ihr Verlobter wenigstens körperlich wohl sei.

Desto mehr aber fühlte sie sich durch die geistige Stimmung beunruhigt, welche aus jeder Zeile von dem Briefe des Hauptmanns hervorging, und kaum hatte sie denselben gelesen, als auch schon ihr Entschluß über das, was ihre Pflicht sei, bei ihr unerschütterlich fest stand; denn so zart auch der Körper des reizenden jungen Mädchens war, wurde derselbe doch durch einen kräftigen, entschlossenen, zu jeder Aufopferung fähigen Geist beseelt.

Sie hatte den Brief in der Gegenwart ihres Vaters, des Baron von Eisenstern, empfangen, eines Mannes von mehreren sechzig Jahren, den aber lange körperliche Leiden noch mehr niederbeugten, als die Last des Alters. Nachdem sie den Brief mit gespannter Aufmerksamkeit bis zu Ende gelesen, übergab sie ihn ihrem Vater, damit auch dieser sich mit dem Inhalte vertraut mache. Dabei sagte sie mit eigenthümlich feierlichem Tone:

„Was glaubst Du, Vater, daß ich nach diesem Briefe zu thun habe?“

Der alte Baron las, und sagte dann mit trübem Lächeln:

„Mein liebes Kind, dabei ist gar nichts Anderes zu thun, als daß wir uns geduldig in den Willen des Himmels fügen, das heißt, daß wir ruhig den Lauf der Dinge abwarten.“

„Nein, Vater, das ist nicht meine Meinung,“ sagte das schöne Mädchen mit edlem Feuer. „Ernst ist seinem Briefe nach in einer gefährlichen Stimmung; mein ahnendes Gefühl läßt mich von dieser Seite ein furchtbares Unglück erblicken, und ich erkenne es als eine heilige Pflicht, ungesäumt zu ihm zu eilen, um ihm die Hilfe, besonders aber den geistigen Trost zu bringen, dessen er allem Anscheine nach so sehr bedarf!“

Erschrocken rief der greise Baron:

„Was fällt Dir ein, Pauline? Du könntest daran denken, mich in dieser fürchterlichen Zeit zu verlassen, Dich allen Gefahren und Schrecken des Krieges auszusetzen?“

„Väterchen,“ sagte Pauline, und streichelte schmeichelnd des alten

Mannes Wange, eine Liebkosung, die — wie sie wohl wußte — nie ihre Wirkung verfehlte, — „Väterchen, darin machst Du Dir vergebliche Sorgen. Erstlich wärest Du ohne mich nicht verlassen, denn Du bist umgeben von treuen Dienern, die Dich alle liebend auf den Händen tragen, und eben so gut pflegen würden, wie ich; — besser sogar, denn mir fehlt — selbst Dir gegenüber, die Geduld, welche zu einer wirklich guten Krankenpflegerin ganz unerläßlich ist.“

Ihr Vater wollte etwas erwiedern, sie aber drückte ihm liebkosend die Hand auf den Mund und sagte halb scherzend, halb mit bitterem Ernst:

„Und dann gehen auch die Gefahren und besonders die Schrecken des Krieges nur vor den Preußen her; in ihrem Rücken aber ist Alles ruhig — weil es unserer Regierung nicht beliebte, den Landsturm zu organisiren, und ich zweifle daher nicht, daß ein harmloses Mädchen mit voller Sicherheit hinter der preußischen Armee reisen könnte, wenn sie sich einen Paß von einem höheren preußischen Offizier zu verschaffen wüßte. Das aber laß meine Sorge sein. — Ich bitte Dich daher um Deine Erlaubniß, mein guter Vater, morgen schon nach Prag abreisen zu dürfen, um dort alle meine Vorkehrungen zu treffen, dann aber nach dem Bestimmungsorte meines Ernst abzureisen, den er zwar leider in seinem Briefe nicht nennt, den ich aber gewiß leicht an dem Orte erfahren werde, von wo er mir geschrieben hat.“

Der alte schwache Baron Eisenstern bestritt zwar mit allen Kräften den Entschluß der geliebten Tochter, die schon seit Jahren eine beinahe unumschränkte Herrschaft über ihn ausübte, während er stets seinem eigenen Willen zu folgen glaubte, aber zuletzt setzte sie doch, wie immer, mit der Hilfe von Schmeicheleien, Liebkosungen und Bitten, ihren Willen durch.

Auch seinen letzten Einwurf, daß sie doch die Reise nicht allein unternehmen könnte, sondern daß sie jedenfalls eine kräftige und zuverlässige männliche Begleitung haben müßte, widerlegte sie dadurch, daß sie sagte:

„Die brauche ich allerdings, aber sie wird mir nicht fehlen, wenn Du mir gestattest, unsern alten Brenner mitzunehmen. Der ist treuergeben, muthig, klug, und besitzt so viel Erfahrung, daß er mir, wenn es nöthig sein sollte, guten Rath ertheilen könnte.“

„Ja, darin stimme ich Dir vollkommen bei, Pauline,“ entgegnete der alte Baron Eisenstern; „mit Vergnügen gebe ich Dir daher den

treuen Brenner mit, und wenn ich Dich in seiner Begleitung weiß, bin ich weniger Deinetwegen besorgt."

„Freilich," fuhr er nach einer kleinen Pause mit einem tiefen Seufzer fort, „wäre es mir noch lieber, Du bliebest bei mir; aber ich sehe auch ein, daß Dein edles, liebendes Herz sich danach sehnt, Deinem Verlobten den Trost zu bringen, dessen er allerdings sehr bedarf; denn sein Brief trägt wirklich Spuren des Wahnsinns, den er selbst befürchtet. — Gehe daher mit Gott, mein geliebtes Kind, und nimm meinen besten Segen mit auf den Weg. Möge Dein Werk der Barmherzigkeit Dir gelingen!"

Die Vorbereitungen zu der Reise waren bald getroffen, und mit einer starken Geldsumme versehen, deren sie vielleicht bedürfen konnte, um den kühnen Plan durchzuführen, den sie entworfen hatte, reiste Pauline von Eisenstern schon am nächsten Tage, begleitet von dem treuen Brenner, nach Prag ab.

Dort hielt sie sich nur einen Tag auf, den sie darauf verwendete, einen Grabstein für den Bruder ihres Verlobten zu bestellen, der in kürzester Frist fertig sein sollte, und zu dem sie selbst die Angaben zu der Form und der Inschrift machte.

Während der übrigen Zeit bot sie Alles auf, sich Empfehlungen zu verschaffen, die ihr die zuverlässigste Hoffnung gaben, den Paß eines kommandirenden preußischen Generals zu erlangen; um aber allenfalls auch ohne einen solchen ihr Ziel erreichen zu können, ließ sie sich auf ihren wirklichen Namen von der Prager Polizei für sich und ihren Diener einen Paß ausstellen, in welchem als der Zweck ihrer Reise angegeben war, daß sie nach Breslau ginge, um eine sterbende Verwandte zu besuchen.

Mit einer Umsicht, einer List, die man von einem so jungen und unerfahrenen Mädchen nicht hätte erwarten sollen, wußte sie sich das Couvert eines Briefes zu verschaffen, der vor ganz kurzer Zeit in Prag aus Breslau angekommen war.

In dieses Couvert steckte sie einen Brief, durch den der Adressat des Couverts ersucht wurde, dem Fräulein von Eisenstern auf Schloß Eisenstern unverzüglich die Nachricht zukommen zu lassen, daß ihre Tante, die dem Tode nahe sei, den dringenden Wunsch ausgesprochen hätte, sie wegen der ihr bekannten wichtigen Angelegenheiten vor ihrem Ende noch einmal zu sprechen.

Sie wagte dabei einen kühnen Streich, indem sie den Namen

dieser nicht existirenden Tante nannte und sie sogar als die Witwe eines höheren preußischen Staatsbeamten bezeichnete.

Sie wußte wohl, welcher Gefahr sie sich durch diese Fälschung aussetzte, aber sie wagte sie in dem Vertrauen auf den bekannten Spruch, daß das Glück den Kühnen hold ist.

Nachdem sie dann noch einige Einkäufe, zum Theil ziemlich sonderbarer Art, gemacht hatte, die sie aber zu der Erreichung ihres geheimen Planes für nothwendig hielt, reiste sie mit ihrem treuen Brenner ab zu der Fahrt, die man wohl eine abenteuerliche hätte nennen können, wäre man mit alle dem vertraut gewesen, was sie im Sinne hatte.

Das erste Ziel ihrer Reise war — das Grab in dem Garten zu Nachod.

Zwar glaubte sie nicht, daß es nöthig sei, zu Dem, dessen Seele in die himmlischen Regionen Eingang gefunden hatte, um seine Verzeihung für den unwillkürlichen Brudermörder zu flehen; aber sie wollte den dringenden Wunsch ihres Verlobten jedenfalls erfüllen, um Arnheim, — wenn sie ihn, wie sie hoffte, bald wiedersah — die Verzeihung seines Bruders bringen zu können.

Ihr Gebet um das, was sie von dem allgütigen Vater erflehte, war so inbrünstig, wie es nur je aus einem reinen Herzen zu dem Herrn der himmlischen Heerschaaren emporstieg.

Während sie so auf dem kühlen Erdhügel kniete, dem noch jeder Schmuck und sogar die grüne Bekleidung des Rasens mangelte, zog ein beruhigendes Gefühl ein in ihr beklommenes Herz, und es war ihr, als flüstere eine himmlische Stimme ihr zu:

„Gehe muthig Deinem Ziele entgegen! — Ich verheiße Dir die Gewährung Deines Wunsches!“

Gestärkt, ermuthigt, beinahe heiter, erhob sie sich von dem Grabhügel.

Dann ging sie zu dem Herrn des Hauses, in dessen Garten das Grab lag, und leicht verständigte sie sich mit dem armen, durch die kriegerischen Ereignisse in harte Bedrängnisse gerathenen Manne über die Bedingungen, unter denen er einwilligte, die Ruhestätte des gefallenen preußischen Offiziers zu berasen, mit Blumen zu bepflanzen und die Aufstellung des in Prag bestellten Denkmales zu bewilligen.

Als sie so einen nicht unwesentlichen Theil ihrer Aufgabe gelöst hatte, kehrte sie mit dem treuen Brenner in das Gasthaus zurück, in welchem sie abgestiegen war, und in dem auch der Kommandant der

kleinen preußischen Besatzung wohnte, welche hier zurückgeblieben war, um über die Pflege der Verwundeten zu wachen.

Sobald sie ihr Zimmer betreten hatte, wendete sie sich zu ihrem alten Diener und sagte:

„Jetzt, mein guter Brenner, müssen wir uns trennen.“

„Trennen?“ rief der alte Mann erschrocken aus. „Mein Gott, gnädiges Fräulein, Sie werden doch nicht ohne mich weiter reisen wollen?“

„Das will ich allerdings,“ entgegnete Fräulein von Eisenstern; „aber ich will es nur, weil ich es muß, denn ich gebe Dir die Versicherung, daß ich die Reise ohne Deine Begleitung nur mit einem gewissen Bangen antreten werde.“

„Weshalb wollen Sie mich dann nicht lieber mit sich nehmen, wohin Sie auch gehen mögen?“ fragte Brenner.

„Weil mir Deine Begleitung bei dem, was ich vorhabe, ein großes Hinderniß sein würde!“

„Ich Ihnen ein Hinderniß, Fräulein Pauline,“ sagte der alte treue Diener ihres Hauses mit schmerzlich bewegter Stimme. „Ach, das ist hart! Ich hatte gehofft, Ihnen immer nur eine Hilfe zu sein, nie aber Ihnen zu einem Hindernisse zu werden.“

„So darfst Du meine Worte nicht nehmen, mein guter Brenner,“ entgegnete das junge Mädchen mit dem Tone der wohlwollendsten Güte. „Ich war weit entfernt, Dich dadurch kränken zu wollen. — So höre denn!“

Sie theilte ihm darauf ihren Plan ausführlich mit, aber aus Furcht vor den im Hause wohnenden Preußen, von denen sich einige vielleicht in dem benachbarten Zimmer aufhalten konnten, so leise, daß kein fremder Lauscher davon ein Wort hätte verstehen können — und selbst wir nicht.

Als das Fräulein endete, sagte der treue Diener mit gerührtem Tone:

„Ich bewundere Ihren Muth, gnädiges Fräulein, aber wenn die Sache so ist, dann wage ich freilich nicht, Ihnen zu widersprechen. — Doch was wird der gnädige Herr Baron sagen, wenn ich ohne Sie nach Eisenstern zurückkehre?“

„Nichts wird er sagen,“ entgegnete das Fräulein lächelnd, „denn Du wirst eben nicht ohne mich zurückkehren.“

„Nicht?“ fragte Brenner verwundert. „Wo soll ich denn aber bleiben?“

„Zunächst," sagte Pauline, „wirst Du die Abholung des Grabdenkmals aus Prag und die Aufstellung desselben hier in Nachod mit möglichster Eile besorgen, dann aber in Prag meine Rückkehr erwarten. — Willst Du alle diese meine Wünsche erfüllen?" fragte sie freundlich.

„Ich muß ja wohl," erwiederte der treue Diener seufzend, „aber viel lieber wäre ich doch mit Ihnen gegangen, um Ihnen bei jeder Gefahr schützend zur Seite zu stehen."

„Ich glaube es Dir, Du redliche Seele," sagte Pauline und reichte ihm ihre zarte Hand. „Ich würde Dich auch gern bei mir gehabt haben, aber Du siehst wohl selbst ein, daß dadurch das ganze Gelingen meines Planes gefährdet würde."

„Leider! Leider!" klagte der alte Brenner. „Ich füge mich daher in Ihren Willen, obgleich ich dafür den Zorn des Herrn Barons fürchten muß; aber wenn ich Ihnen auch gehorche, so kann ich deshalb doch die Sorge um Sie nicht ganz aufgeben!"

Dem guten alten Manne für seine aufrichtige Theilnahme mit wahrer Herzlichkeit dankend, nahm Fräulein von Eisenstern Abschied von ihm und reiste noch in derselben Stunde ab, ganz allein, nur auf sich selbst verwiesen, sie, das zarte, schüchterne Mädchen der höheren Stände, das an die sorgsamsten Aufmerksamkeiten, an die eifrigsten Dienstleistungen in großen wie in kleinen Dingen gewöhnt war, das sich jetzt aber in der unruhigen kriegerischen Zeit der Gefahr aussetzte, als eine Abenteuerin angesehen und auf freche oder rohe Art behandelt zu werden.

Pauline von Eisenstern hatte sich über alle die Gefahren, denen sie sich aussetzte, nicht getäuscht, aber sie war durch dieselben nicht abgeschreckt worden und muthig lenkte sie ihr Schiff durch die stürmischen Wogen dem Hafen zu, den sie sich zum Ziele gesteckt hatte, obgleich sie in diesem Augenblicke selbst noch nicht wußte, wo sie ihn finden würde.

Das erfuhr sie indeß an dem Orte, wo der Hauptmann von Arnheim seinen Brief an sie auf die Post gegeben hatte.

„Glogau also ist mein Ziel!" sagte sie, und ein erleichternder Seufzer hob ihre Brust, die sich freilich in banger Erwartung zusammenzog, als sie am Abend desselben Tages in Glogau einfuhr, und dabei daran dachte, daß sie der Erreichung ihres Zieles so nahe, und dennoch vielleicht von demselben weiter entfernt war, als selbst bei ihrer Abreise.

Als sie auf dem Bahnhofe aus dem Waggon stieg und von allen Seiten die Anerbietungen ertönten, die Reisenden nach diesem oder jenem Hotel zu führen, vertraute sie ahnungsvoll ihrem guten Sterne, und ließ sich von dem Ersten Besten geleiten, der ihr seine Dienste anbot.

Sie hatte sich in ihrem Vertrauen nicht getäuscht, denn ein glücklicher Zufall brachte sie in eben jenes Gasthaus, in welchem Arnheim bei seiner Ankunft die Wohnung bei dem Büchsenmacher Lange nachgewiesen worden war.

Auf die Frage des Kellners, ob sie ein Zimmer zu haben wünschte, entgegnete sie mit einer gewissen Schüchternheit, die dem Fragenden nicht entging:

„Das weiß ich selbst noch nicht. Es kömmt auf die Erkundigungen an, die ich einziehe."

„Kann ich Ihnen dabei vielleicht nützlich sein, mein Fräulein, so befehlen Sie über mich!" entgegnete der gefällige Kellner, welcher von der gewöhnlichen Neugier seiner Standesgenossen keineswegs frei war, und der daher aus eigenem Interesse die Fragen der jungen und schönen Reisenden zu beantworten wünschte, um daraus etwas über die Verhältnisse der Dame selbst zu erfahren.

Pauline von Eisenstern fuhr fort:

„Ein Verwandter von mir, der Lieutenant von Arnheim, soll in dem Gefechte bei Nachod verwundet und hierher nach Glogau zur Pflege gebracht worden sein. Haben Sie vielleicht von ihm gehört?"

„Sie sind mit dem Lieutenant verwandt?" fragte, statt zu antworten, der Kellner und sah Pauline dabei mit einem eigenthümlich forschenden Blicke an, so daß sie dadurch etwas verwirrt wurde.

„Weitläuftig," entgegnete sie erröthend, „und da ich auf meiner Reise nach Breslau, Glogau berühren mußte, wollte ich mich nach seinem Befinden erkundigen, um wo möglich andere Verwandte, die ich in Breslau sehen werde, über ihn zu beruhigen."

Indem sie diese Auskunft auf die etwas unverschämte Frage des Kellners gab, gewann sie ihre volle Fassung wieder, und sagte mit vornehm-stolzem Tone:

„Uebrigens, mein Lieber, haben Sie nicht nach meinen verwandtschaftlichen Verhältnissen zu fragen, sondern auf meine Frage zu antworten. Ich wiederhole Ihnen also: Wissen Sie etwas von dem Lieutenant von Arnheim?"

Den Kellner, der eitel und eingebildet war, wie dergleichen Menschen sehr oft, verdroß die Zurechtweisung, welche Fräulein von Eisenstern ihm ertheilt hatte, und er versuchte es, sich an ihr zu rächen, indem er mit gleichgiltigem Tone sagte:

„Weiter nichts, als daß er bei Nachod nicht verwundet, sondern geblieben ist, und auf dem dortigen Schlachtfelde begraben liegt."

Er hatte Pauline bei diesen Worten scharf beobachtet und hoffte, sie heftig erschrecken zu sehen; er war daher sehr überrascht, als sie, die ja durch ihn nur das erfuhr, was sie selbst besser wußte, wie er, mit ruhigem, wenn auch theilnehmendem Tone sagte:

„Todt? — Das thut mir wirklich sehr leid. — Er war ein guter Mensch und seine näheren Verwandten werden seinen Verlust schmerzlich betrauern."

Der Kellner, der sich für einen großen Menschenkenner hielt, weil er täglich mit Menschen der verschiedensten Art in Berührung kam, wußte sich nach dieser Aeußerung noch weniger als zuvor in die Dame zu finden, denn der Gedanke, Pauline sei nicht eine „weitläuftige Verwandte," sondern die Geliebte, des Lieutenants, nach dem sie sich erkundigte, hatte sich bei ihm von allem Anfange an so festgesetzt, daß es ihn verdroß, sich in seiner Menschenkenntniß betrogen zu sehen.

Er sagte daher ohne eine bestimmte Absicht, sondern nur, um überhaupt etwas zu sagen:

„Da haben Sie wohl recht, gnädiges Fräulein, und die Familie Arnheim ist wirklich schwer vom Schicksal getroffen worden, denn der eine Bruder ist in Nachod begraben und der andere hier in Gefangenschaft und verrückt!"

„Verrückt?" rief Pauline, einen lauten Schreckensschrei nur mühsam unterdrückend. „Das wäre in der That beinahe noch fürchterlicher, als der Tod des Andern."

„Na, verrückt ist vielleicht zu viel gesagt," entgegnete mit einigem Mitleid der Kellner, „denn bis jetzt ist der österreichische Hauptmann von Arnheim nur so halb wahnsinnig darüber, daß er seinen Bruder in dem Gefechte bei Nachod erschossen hat; aber wenn er in der Wohnung bleibt, die er sich genommen hat, und die ich selbst ihm nachwies, dann ist es leicht möglich, daß er vollends verrückt wird."

„Was kann denn die Wohnung darauf für einen Einfluß haben?" fragte Pauline, die sich eine solche Wirkung von vier friedlichen Mauern in der That nicht zu deuten wußte.

Die Theilnahme, mit welcher die junge Dame sich auch nach dem zweiten Bruder erkundigte, hatte den menschenkennerischen Kellner vollends von seinem ersten Verdachte abgebracht, daß Pauline die Geliebte des Lieutenants sei; vielmehr hielt er sich jetzt von der angegebenen Verwandtschaft vollkommen überzeugt und antwortete daher:

„Gnädiges Fräulein, von der Geschichte, die vor etwa anderthalb Jahren hier passirte, ließe sich ein ganzes Buch schreiben und es ist auch darüber so viel geschrieben worden, daß es mich wundern sollte, wenn Sie nichts davon gehört hätten, daß hier ein junges Mädchen in der Schlafkammer eines Offiziers todt gefunden wurde, und daß über die nähern Umstände dieses Todesfalles von der Militärgerichtsbehörde selbst ein dichter offizieller Schleier gebreitet wurde."

„Ich erinnere mich in der That, vor einiger Zeit von einer solchen unheimlich geheimnißvollen Geschichte etwas gehört zu haben," entgegnete Pauline, „aber ich begreife nicht, wie dieses längst verflossene Ereigniß des hier in Preußen verübten Mordes mit dem Wahnsinn des österreichischen Hauptmannes von Arnheim in irgend einem Zusammenhange stehen kann?"

„Das will ich Ihnen sagen, gnädiges Fräulein," entgegnete der Kellner, der in sein eigentliches Element, die Schwatzhaftigkeit, eingeführt worden war.

Aber noch ehe er die versprochene Auskunft zu geben vermochte, wurde er abgerufen, und er ließ sich nur noch so viel Zeit, Pauline hastig zu sagen:

„Wenn das gnädige Fräulein sich in die Berlinerstraße zu dem Büchsenmacher Lange bemühen wollen, so werden Sie von dessen Frau die beste Auskunft erhalten können."

Damit eilte er hinweg, und befreite durch seine Entfernung Paulinen's Brust von einer unendlichen Last; denn es hatte sie eine beinahe übermenschliche Anstrengung gekostet, mit scheinbarer Ruhe Fragen zu thun und Antworten zu vernehmen, welche ihre tiefsten Gefühle erregten.

Gleichwohl war ihr das Gespräch mit dem schwatzhaften Kellner von großem Werthe, denn sie wußte doch nun, wo sie über ihren Verlobten die zuverlässigste Auskunft erhalten konnte, ohne viele vergebliche Nachfragen zu thun.

Als der Kellner sich entfernt hatte, suchte sie sich daher zu fassen, und als sie sich mit Muth und Kraft hinlänglich gewaffnet zu haben

glaubte, trat sie ihren Gang in die preußische Straße zu dem Büchsenmacher Lange an.

Mit laut pochendem Herzen klopfte sie an die Thür des Wohnzimmers, als aber das „Herein!“ ertönte, trat sie schon wieder vollkommen gefaßt über die Schwelle.

Sie fand die Frau Lange allein, und indem sie sich ihr, wie dem Kellner, als weitläuftige Verwandte des Hauptmann von Arnheim vorgestellt und mit dem Tone der sorgsamsten Theilnahme um eine genaue Mittheilung von dessen Zustand gebeten hatte, entgegnete die freundliche und gefällige Frau:

„Ach, mein gnädiges Fräulein, das ist eine sehr traurige Geschichte, und wir sind seelenfroh, daß Eines von der Freundschaft des Herrn Hauptmanns sich seiner annehmen kann, denn mein Mann und ich, wir wußten uns schon gar nicht mehr zu rathen, weil die Anfälle des armen Herrn Hauptmanns immer häufiger werden, und weil wir fürchten, daß sie endlich in Wuth ausbrechen möchten, wenn ihn vielleicht etwas ganz besonders aufregt; denn für gewöhnlich ist er nur still und in sich gekehrt.“

„Aber wie ist er denn nur eigentlich in diesen Zustand versetzt worden?“ fragte Pauline gespannt.

Frau Lange sagte darauf:

„Wie Sie schon gehört haben, gnädiges Fräulein, betrachtet er sich als den Mörder seines Bruders, weil er das Unglück gehabt hat, denselben in der Schlacht mit seiner eigenen Hand niederzuschießen. Dabei war er aber nur still, in sich gekehrt, doch lammfromm, wie ein Kind, so daß wir ihn Alle liebgewannen, und thaten, was wir ihm nur an den Augen absehen konnten.

„Die ersten zwei Tage ging auch Alles gut. Er besuchte auf den Rath meines Mannes den großen und freundlichen Garten der Guttmann'schen Restauration, wo am Abend, wenn die Vorstellungen des Sommertheaters dort sind, viel Leben herrscht, in dem aber während der frühen Morgenstunden und in den Stunden von 3 bis 5 Uhr Nachmittags kaum ein Mensch zu finden ist. Am dritten Tage nun kam Herr von Arnheim in einer gewaltigen Aufregung nach Hause. Er hatte, Gott weiß durch Wen oder auf welche Weise, erfahren, daß in eben der Kammer, in welcher er schläft, die unglückliche Agnes Sunder todt gefunden wurde, ohne daß ihr Tod aufgeklärt ward oder jemals aufgeklärt werden wird, und seitdem ist nun zu seinem Wahn,

der Mörder seines Bruders zu sein, auch noch der getreten, daß er es ist, durch dessen Schuld das arme Mädchen sein geheimnißvolles Ende fand; oder es wechselt und verwirrt sich vielmehr dieser Doppelwahn in seinem Gehirne. Dabei bemächtigt sich aber auch zuweilen der Zweifel seiner und er sitzt stundenlang vor dem Bett, auf welchem die Sander todt gefunden wurde, starrt es an und murmelt vor sich hin:

„Habe ich denn nur meinen Bruder in dem Hohlwege oder das mir unbekannte Mädchen auf diesem Bette ermordet?"

„Dann schweigt er gewöhnlich einige Zeit und scheint darüber nachzudenken, welche Schuld des Mordes ihn treffe, und endlich seufzt er tief auf und sagt:

„Nein! Meinen geliebten Bruder habe ich nicht erschlagen, aber ein Mörder bin ich dennoch!"

Pauline stieß bei dieser Schilderung von der Stimmung ihres Verlobten einen tiefen Schmerzensseufzer aus, denn sie sagte sich dabei, welche Seelenfolter er ausstehen mußte; dennoch aber riefen die Worte der Frau Lange bei ihr einen Strahl der Hoffnung hervor, denn es erschien ihr als eine Hinneigung zur Heilung der fixen Idee des Brudermordes, daß Arnheim selbst schon in dieser Idee irre zu werden und sich von dem Brudermorde freizusprechen anfing, um sich nur noch der minder verdammenswerthen Tödtung eines ihm unbekannten Mädchens anzuklagen. — Konnte dieser jedenfalls leichter zu hebende Wahn beseitigt werden, dann schien die gänzliche Heilung nicht schwer zu sein.

„Ist der Hauptmann jetzt zu Hause?" fragte Pauline, als Frau Lange ihre Schilderung beendigte.

„Ich weiß es nicht bestimmt," lautete die Antwort, „aber ich glaube es gewiß, denn er verläßt das Haus fast nie mehr, seitdem er in der aufgeregten Stimmung zurückkehrte."

„Wollen Sie nicht gefälligst nachsehen lassen?" bat Pauline, „und wenn er in seinem Zimmer ist, könnte ich ihn dann wohl vielleicht sehen und beobachten?"

„Das ist ganz leicht," entgegnete die Hausfrau, „denn wenn er in sein finsteres Brüten versunken ist, bemerkt er nichts, was um ihn her vorgeht. — Ist es Ihnen daher gefällig, gnädiges Fräulein, so folgen Sie mir, wir öffnen leise die Thür und treten dann entweder hinein oder unbemerkt wieder zurück, wie Sie es nach der Lage der Sache für gut finden werden."

Pauline war mit diesem Vorschlage vollkommen einverstanden,

und leisen Schrittes gingen die beiden Frauen nach dem oberen Stockwerke hinauf.

Geräuschlos wurde die Thür geöffnet, und mit so gewaltigen Pulsschlägen trat Pauline über die Schwelle, daß sie mit jedem neuen Schlage glaubte, ihr Herz müßte springen.

Das Zimmer war leer, aus der daran stoßenden Kammer aber tönte leises Gemurmel.

Auf den Zehen schlichen beide Frauen zu der halb geöffneten Kammerthür.

Angstbeklommen blickte Pauline hinein.

Da saß ihr Verlobter vor dem Bett, auf dem ein unschuldiges Opfer aller Wahrscheinlichkeit nach durch ein Verbrechen das Leben ausgehaucht hatte, ohne daß die preußische Militärjustiz den Schuldigen zu ermitteln vermochte.

Der Kopf des Hauptmannes war auf die Brust herabgesunken, seine Arme hingen schlaff an dem Körper herunter, seine Augen waren starr auf das verhängnißvolle Lager gerichtet, und er murmelte dumpf vor sich hin:

„Nein, nein! Meinen Bruder habe ich nicht ermordet, aber dies arme Mädchen, das mein Lager theilte, fand durch mich seinen Tod und mich wird die Strafe Gottes dafür treffen, mag auch die menschliche Gerechtigkeit wie bisher ihre Augen vor dem verbrecherischen Frevel schließen!"

Mit bebendem Herzen hörte Pauline diese Worte an und Thränen des innigsten Mitgefühles traten ihr dabei in die Augen. Dann aber schritt sie leise zu dem Hauptmann heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit dem liebevollsten Tone:

„Ernst!"

Erschrocken blickte er auf, aber ohne sie zu erkennen, schrie er laut, mit herzzerreißendem Tone: „Agnes Sander!" und stürzte bewußtlos zu Boden!

XXII.

Dem Verdienste seinen Lohn.

Unsere Leser haben hoffentlich den Telegraphenbeamten Güldenberg noch nicht vergessen, der das Bestechungsanerbieten des als Reithmayer verkleideten Woronski mit solcher Entrüstung zurückwies, obgleich seine an die äußerste Noth grenzende Lage nach Reithmayer-Woronskis Meinung keinen Zweifel ließ, daß er der so verlockenden Versuchung nicht würde widerstehen können.

Sollten sie ihn aber wirklich vergessen haben, so müssen wir sie daran erinnern, daß er, empört über die ihm angethane Schmach, aus Drehers Bierhalle fortstürzte, begleitet von dem Händeklatschen und den Bravorufen der zahlreichen Zeugen seiner Zurechtweisung des Verführers, daß diesem aber die Rufe: „Alter Schuft! — Alter Sünder!“ zur Begleitung dienten, als er in größter Hast dem getreuen Beamten folgte.

Dieses scheinbar unbedeutende Ereigniß sollte den folgenreichsten Einfluß auf die Existenz des ehrenwerthen Beamten üben, der unverschuldet sich in einer Lage befand, die ihn der Verzweiflung nahe brachte, und aus der sich seinem ängstlich forschenden Auge kein Rettungsweg zeigte.

Kaum hatte Herr Güldenberg das Dreherſche Lokal verlassen, als, während noch die größte Aufregung herrschte, ein Mann von sehr anständigem Aeußern, mit graugemischten Haaren und einem wohlwollend-freundlichen Gesichte, mit lauter, wohltönender Stimme sagte:

„Meine Herrschaften, ich glaube gewiß, daß Keiner von uns Allen ein gleichgiltiger Zeuge des Auftrittes war, den wir so eben hier erlebten! — Oder sollte ich in dieser Voraussetzung irren?“ fragte er, und blickte rings in dem Kreise umher, der sich um ihn gesammelt hatte, während er sprach.

„Gewiß nicht! Gewiß nicht!“ ertönte es von allen Seiten.

„Wenn das ist,“ fuhr der alte Herr fort, „so darf ich glauben, daß ein Vorschlag, den ich zu machen beabsichtige, keine tauben Ohren finden wird. — Gestatten Sie mir zu sprechen?“

„Sprechen Sie!“ riefen Einige.

„Wir hören!“ sagten Andere.

„Nun wohl!“ begann der Redner wieder.

Dann sagte er mit erhobener Stimme:

„Greifen wir in unser Herz, so werden wir uns gestehen müssen, daß bei der Lage Dessen, den wir so muthig der Versuchung widerstehen sahen, wohl nur wenige Menschen Kraft und Redlichkeit genug besessen haben würden, ein allem Anscheine nach vortheilhaftes Anerbieten zurückzuweisen.“

„Da haben Sie Recht!“ sagte einer der Umstehenden, halb ernst, halb scherzend, wie daraus hervorging, daß er lachend hinzufügte: „Ich wenigstens möchte in einem solchen Falle die Bürgschaft für mich selbst nicht übernehmen.“

Auf solche Weise in seiner Absicht unterstützt, sagte der erste Redner:

„Ich glaube daher, Sie werden auch darin mit mir übereinstimmen, wenn ich sage, daß das Benehmen des Mannes, den ich zufällig als den kaiserlichen Telegraphen-Beamten Güldenberg kenne, nicht nur eine ehrende Anerkennung verdient, sondern auch — was mehr werth ist, als Orden und Titel — eine materielle, das heißt, eine Belohnung. Eigentlich sollte der Staat ihm dieselbe gewähren, aber erstlich kennt der das Verdienst des Herrn Güldenberg nicht, und außerdem halten ihn auch noch verschiedene andere Gründe davon ab. Deshalb mache ich den Vorschlag, hier auf der Stelle eine kleine Sammlung für den unglücklichen Ehrenmann zu veranstalten, und ihm den Ertrag, mag er nun groß oder gering ausfallen, zur Linderung der dringendsten Noth unverzüglich zukommen zu lassen.“

„Einverstanden!“ sagte einer der Anwesenden. „Und das Geld schicken wir ihm dann anonym zu, um sein Ehrgefühl zu schonen.“

„Für die Anonymität bin ich niemals,“ entgegnete Der, welcher die ganze Angelegenheit in die Hand genommen hatte; „auch glaube ich in diesem Falle, daß das Ehrgefühl viel eher durch die Zusendung eines anonymen Geschenkes verletzt würde, als wenn dasselbe als offene Anerkennung seiner ehrenwerthen Handlung dem Herrn Güldenberg überreicht würde.“

„Der Meinung bin ich auch!“ sagte einer der Gäste, deren Kreis sich inzwischen durch die Neugier einiger erst Eingetretenen bedeutend vergrößert hatte.

Der erste Redner fürchtete, daß durch dergleichen Meinungsaustausche das Interesse an der Sache selbst erkalten möchte; er rief daher mit lauter Stimme:

„Alles Andere später; für jetzt zur Hauptsache. — Ich gebe also, um die wahrhaft erhebende Diensttreue eines in dringender Noth befindlichen kaiserlichen Beamten zu belohnen, was ich eben bei mir habe."

Dabei schüttete er den Inhalt seines Portemonnaies auf den Tisch, vor dem er stand, bat einen der Zunächststehenden, ihn zu überzählen und es fand sich, daß es drei Gulden und fünfundachtzig Kreuzer waren.

„Meine Herren, folgen Sie meinem Beispiele," sagte er darauf und von allen Seiten drängten sich die Geber herbei, ihr Schärflein beizutragen, da ertönte eine weibliche Stimme mit der Frage:

„Sind die Damen ausgeschlossen?"

„Keineswegs!" entgegnete der Sammler, und zu dem Tische trat ein allerliebstes junges Mädchen, nahm aus einer eleganten Brieftasche eine Fünfernote und legte sie auf den Tisch, sich mit einem graziösen Lächeln rings im Kreise umsehend.

Das Mädchen gehörte dem Anscheine nach der Demimonde an, die wegen ihrer leichten Moral zwar verrufen, wegen ihres guten Herzens jedoch der Mehrzahl nach beinahe eben so bekannt ist; dennoch aber, oder vielleicht eben deshalb, wollten einige Damen, die ihre Neugier hinzugedrängt hatte, nicht gegen ein „solches" Mädchen zurückstehen, und auch sie steuerten nach Kräften zu der allgemeinen Sammlung bei.

Als dieselbe geschlossen war, sagte der Anstifter des Auftrittes, die Summe überzählend:

„Meine Herrschaften, wir haben hier drei und sechzig Gulden, fünfzig Kreuzer, und ich übernehme es, diese Summe noch heute dem unglücklichen jungen Manne unter getreuer Erzählung der näheren Umstände zu überbringen; — das heißt, wenn Sie mir dazu Ihr Vertrauen schenken wollen. Damit Sie darüber urtheilen können, ob ich es verdiene, nenne ich mich Ihnen als der pensionirte kaiserliche Hauptmann Mühlenberg."

Bei diesen Worten zog er aus seiner Brieftasche einige Visitenkarten, und überreichte sie den Zunächststehenden.

„Einverstanden! Einverstanden!" riefen Einige, denen der Auftritt zu lange zu dauern schien, und die sich daher auch sogleich zurückziehen wollten.

„Noch auf ein Wort, meine Herrschaften!" rief der Hauptmann und nahm dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit wieder in Anspruch.

Als er sah, daß er dieselbe wenigstens in einem gewissen Grade erregt hatte, fuhr er fort:

„Was wir so eben gethan haben, wird zwar dem unglücklichen Familienvater, für den wir uns interessiren, eine augenblickliche große Freude machen, allein es bleibt nur ein Palliativmittel für eine schwere Krankheit; ich aber möchte dieselbe radikal kuriren; dazu reichen meine Kräfte allein nicht aus, aber machen wir den Wahlspruch: Viribus unitis auch zu dem uns'rigen. Ich ersuche Sie daher, meine geehrten Herren, die Damen nicht zu vergessen" — wendete er sich galant zu der Spenderin der Fünfguldennote — „Jeder in seinem Wirkungskreise unter einer möglichst ergreifenden Schilderung des so eben hier erlebten Auftrittes für eine weitere Sammlung zu Gunsten des Unglücklichen bemüht zu sein, und den Ertrag dieser verschiedenen Sammlungen mir zur Beförderung zukommen zu lassen, — unbenommen natürlich, Herrn Güldenberg direkt durch die einzelnen Erträge zu erfreuen."

Der Vorschlag fand Beifall und mehrere der Anwesenden versprachen, sich für die Sache zu interessiren.

Zufrieden, ein solches Resultat erzielt zu haben, entfernte sich der Hauptmann Mühlenberg, der sich bei dieser ganzen Angelegenheit wie ein Mann gezeigt hatte, dem Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen.

Ein junger Mann, welcher dem ganzen Auftritte von allem Anfange an mit sichtlicher Theilnahme beigewohnt und mit schüchternem Wesen sein ganzes Geld — nicht ganz einen Gulden — den Gaben beigefügt hatte, eilte ihm nach, ergriff auf der Treppe der Vorhalle seine Hand, und sagte mit einer Stimme, welche die Thränen der Rührung hörbar durchzitterten:

„Herr Hauptmann, ich bin nichts, ich habe nichts, aber ich kann dennoch vielleicht viel. Geben sie mir daher Ihre Adresse und gestatten Sie mir, Sie zu besuchen!"

Verwundert sah der Hauptmann den Sprechenden an, und als er das offene Auge, die rosigen Wangen, das schüchterne Wesen eines Jünglings von achtzehn, höchstens zwanzig Jahren erblickte, sagte er mit herzlichem Tone:

„Hier, mein junger Freund! — Ich sehe Ihrem Besuche mit Freuden entgegen!"

Dann schrieb er auf die Rückseite seiner Visitenkarte seine Wohnung und übergab die Karte dem jungen Manne, der sehr anständig und sogar elegant, gekleidet war.

Nach dieser kleinen Episode verfolgte Hauptmann Mühlenberg

seinen Weg mit der Absicht, sogleich in der Angelegenheit zu wirken, deren kräftige Betreibung er so menschenfreundlich übernommen hatte.

Noch an demselben Abend überbrachte er die in Drehers Bierhalle gesammelte Summe an den Telegraphisten Güldenberg, den er im Kreise seiner Familie fand, mit Frau und Kind den Hunger an einer magern Wassersuppe stillend.

Wir fühlen unsere Feder zu schwach, um den Eindruck zu schildern, den der Eintritt des fremden Mannes in der Familie hervorbrachte.

Erst verlegenes Staunen über den unerwarteten Besuch; — dann freudige Ueberraschung bei der Erklärung von der Veranlassung desselben; — endlich wortlose Rührung über die unerwartete Hilfe, die von dem Himmel selbst herabzufallen schien; — zuletzt stürmische Ausdrücke des Dankes, der bei der Frau so überströmend war, daß sie, während Thränen über ihre durch Krankheit und Gram gebleichten Wangen rannen, die Hand des Hauptmann Mühlenberg ergriff und sie an ihre Lippen ziehen wollte.

Mit dem Ausdrucke der Beschämung in den edlen Zügen wehrte der Hauptmann diese Huldigung ab, und sagte dann, sich auf den ihm gebotenen Sessel niederlassend:

„Ich hoffe, Herr Güldenberg, daß diese kleine Summe hinreichen wird, Ihre ersten und dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten; so Gott will, wird es indeß meinen Bemühungen gelingen, Sie Ihrer Noth ganz zu entreißen. Um dies aber zu können, muß ich Sie bitten, mir offen zu sagen, wie viel Sie bedürfen würden, um sich aller Ihrer Verbindlichkeiten zu entledigen, und sich auf eine solche Weise einzurichten, daß Sie im Stande sind, mit ihrem Gehalte auszukommen, — wenn Sie sich auch vielleicht harte Entbehrungen auferlegen müssen."

„Ach, mein Herr," rief die Frau, vor dem Manne das Wort ergreifend, „sollte es denn wirklich möglich sein, daß der Himmel uns vor Verzweiflung bewahren will, indem er uns Sie als seinen Rettungsengel sendet?"

„Und noch wissen wir nicht einmal —" sagte ihr Mann.

„Wer der Rettungsengel ist und wie er heißt?" fiel der Hauptmann ihm scherzend in das Wort.

Erröthend blickten die beiden Gatten zu Boden, denn es schien ihnen, als läge in den Worten des Hauptmanns ein verdeckter Tadel ihrer Neugier.

„Bekanntlich," fuhr der Hauptmann in seinem scherzenden Tone.

fort, „sind die Engel geschlechtslos; gestatten Sie mir nun, nachdem Sie mir die freilich unverdiente Rolle eines Engels zugetheilt haben, vor der Hand wenigstens auch noch namenlos zu bleiben und antworten Sie mir auf meine Frage eben so offen, wie ich sie gethan habe."

Güldenberg und seine Frau sahen einander an, als wollten sie sich gegenseitig um Rath fragen, welche Antwort sie auf diese Frage geben, welche Summe sie als nothwendig nennen sollten.

Hauptmann Mühlenberg bemerkte ihre Verlegenheit, und suchte ihnen zu Hilfe zu kommen, indem er fragte:

„Wie viel Vorschuß haben Sie auf Ihren Gehalt?"

Kleinlaut antwortete Güldenberg:

„Von der Direction noch siebenzig Gulden, monatlich mit zehn Gulden abzuziehen."

„Und auf Ihren Gehaltsbogen?" fragte der Hauptmann weiter.

Güldenberg antwortete auch darauf, und so kam der Hauptmann von Frage zu Frage zu der letzten:

„Danach würden also etwa drei hundert Gulden hinreichen, Sie ganz Schuldenfrei zu machen?"

„Vollkommen!" riefen der Mann und die Frau wie aus einem Munde, von Freude schon bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit ergriffen, daß ihnen durch den unbekannten Wohlthäter eine solche Summe zu Theil werden könnte.

Während der Hauptmann diese verschiedenen Fragen that, hatte er seine Blicke beobachtend und prüfend umhergleiten lassen, und Alles, was er sah und bemerkte, erweckte bei ihm das günstigste Urtheil über die Familie.

Die Wohnung war ärmlich, kaum nothdürftig eingerichtet, aber überall in derselben herrschten Ordnung und Reinlichkeit.

Der Anzug der Frau war mehr als bescheiden, aber eben so wie der der Kinder sauber und nett, und man hätte ihn geschmackvoll, beinahe sogar elegant nennen können, wäre nicht Alles aus den geringsten Stoffen gemacht und noch überdies abgetragen und verwaschen gewesen.

Die Kinder zeigten sich still und bescheiden, und ein Wink des Vaters oder der Mutter genügte, ihren Gehorsam zu bewirken.

Kurz, Alles überzeugte den Hauptmann, daß er eine so sorgsame Hausfrau und Familienmutter vor sich hätte, wie man in unseren verderbten Tagen nur wenige findet, besonders aber in Wien, und er

fühlte sich durch seine Beobachtung zu dem Entschlusse bestimmt, hier Alles, was in seinen Kräften stehen würde, aufzubieten, um der ihm zuertheilten Rolle eines Rettungsengels Ehre zu machen.

Er sagte daher, indem er aufstand, um sich zu entfernen, und zugleich Güldenberg die Hand zum Abschiede reichend:

„Versprechen kann ich Ihnen nichts, Herr Güldenberg, aber ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß es mir gelingen wird, Sie Ihrer verzweiflungsvollen Lage für immer zu entreißen, sofern es Ihnen möglich ist, dann mit Ihrem Gehalte auszukommen.“

Es schiene indeß, als sollte die Hoffnung des Hauptmann Mühlenberg getäuscht, oder doch nur in sehr geringem Grade erfüllt werden, denn trotz der mehrseitigen Versprechungen der Unterstützung seiner menschenfreundlichen Absicht, die ihm in Drehers Bierhalle ertheilt worden waren, und obgleich er täglich in dem Lokale Nachfrage hielt, gingen die Beiträge doch sehr spärlich ein, und nur in dem Kreise seiner eigenen Bekanntschaft gelang es ihm, eine regere und werkthätigere Theilnahme für seinen Schützling zu erwecken; aber dieser Kreis bestand nicht aus reichen Leuten, und so waren denn auch die Gaben, die der Hauptmann empfing, nicht bedeutend.

Schon verzweifelte er daran, die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, durchführen zu können, da trat eines Morgens jener Jüngling bei ihm ein, der ihn auf der Stiege von Drehers Bierhalle um seine Adresse gebeten, den er aber ganz vergessen hatte.

„Herr Hauptmann,“ sagte der junge Mann, als hätte er nöthig, sich wegen seines längeren Ausbleibens zu entschuldigen, „ich konnte nicht eher kommen, denn ich hatte nicht den Muth, mich Ihnen mit leeren Händen zu nahen, nachdem ich Ihnen mit einer unüberlegten Prahlerei gesagt hatte: Ich bin nichts, ich habe nichts, aber ich kann viel, — wie ich mich noch recht gut erinnere.“

Ueberrascht, beinahe gerührt, durch diese naive Anrede des Jünglings, sagte der Hauptmann lächelnd:

„Also kommen Sie jetzt nicht mit leeren Händen, mein junger Freund?“

„Gott sei Dank, nein!“ entgegnete der junge Mensch, mit freudestrahlendem Gesicht. Dann fügte er hinzu:

„Wenn Sie es mir gestatten, Herr Hauptmann, theile ich Ihnen jetzt mit, was mein langes Ausbleiben bei Ihnen hoffentlich entschuldigen wird.“

„Glauben Sie, deshalb eine Entschuldigung nöthig zu haben?“ fragte Hauptmann Mühlenberg sehr freundlich.

„Gewiß!“ entgegnete der junge Mann mit dem Tone der Ueberzeugung, „denn wenn ich nichts halten wollte oder konnte, brauchte ich Ihnen ja nichts zu versprechen!“

„Möchten doch alle Menschen so denken!“ seufzte der Hauptmann.

„Sie müssen also wissen,“ fuhr der junge Mann fort, „daß ich selbst nichts habe, als was mir die Güte meiner Schwester zukommen läßt, auf deren Kosten ich Musik studire. Sie ist eine unserer gefeiertesten Künstlerinnen, doch bitte ich Sie, ihren Namen verschweigen zu dürfen, weil —“

Er hielt stockend inne.

„Ich habe kein Recht, nach ihrem Namen zu forschen,“ sagte der Hauptmann wohlwollend, um dadurch den jungen Mann zu ermuthigen, in seiner Auseinandersetzung fortzufahren. Das that dieser auch sogleich.

„Die Künstler, zum Theile aber besonders die Künstlerinnen,“ sagte er, „sind ein munteres Völkchen und zuweilen, oft sogar, mögen sie es mit Moral und Sittlichkeit nicht allzugenau nehmen; aber das wird ihnen im Allgemeinen Niemand streitig machen können, daß die meisten Bühnenmitglieder ein theilnehmendes Herz und eine zum Wohlthun stets offene Hand haben.“

„Darin stimme ich Ihnen vollkommen bei,“ sagte der Hauptmann.

„Auf diese Neigung, fremde Leiden zu mildern,“ fuhr der junge Mann fort, „stützte ich meine Hoffnung, Ihnen einen namhaften Beitrag für den unglücklichen Mann überbringen zu können. Ich theilte sogleich meiner Schwester die Sache mit, und ich glaube, das mit recht ergreifenden Worten gethan zu haben; dennoch war die Wirkung anders, als ich erwartet hatte.

„Meine Schwester hörte mich zwar aufmerksam und freundlich an, aber als ich schwieg, sagte sie lächelnd:

„Mein guter Julius, auf die Weise, wie Du es Dir ausgedacht hast, wirst Du nichts ausrichten, oder doch nur sehr wenig.“

„So willst Du nichts geben, Amalie?“ rief ich verwundert aus; denn ich hatte diese Weigerung meiner Schwester, deren gutes Herz ich kenne, nicht erwartet.“

„O, doch,“ entgegnete sie, über mein betrübtes Gesicht lachend, „aber was können die zehn oder zwanzig Gulden nützen, die ich, eben

so wie meine Freunde und Freundinnen, allenfalls geben würden? — Die sollst Du haben, und ich werde mich Deiner Sache im Kreise meiner Collegen und Colleginnen annehmen, was jedenfalls vortheilhafter sein wird, als wenn Du mit Deinem schüchternen und bescheidenen Wesen sie betreibst."

„Ich war über dies Anerbieten meiner Schwester hocherfreut, denn ich zweifelte ebenfalls nicht daran, daß sie viel mehr ausrichten würde, als ich es vermocht hätte.

„Dann fuhr Amalie fort:

„Aber Julius, wenn eine Künstlerin ersten Ranges sich für etwas wahrhaft interessirt, dann muß das Resultat glänzend ausfallen, oder ihre Ehre leidet darunter. Ich aber gebe Dir die Versicherung, daß ich mich für Deinen Schützling wahrhaft interessiren werde; deshalb muß aber auch ein ausgezeichneter Erfolg gesichert sein, wie bei allen meinen Leistungen."

„Ich dankte meiner Schwester herzlich für ihren guten Willen," sagte Julius, wie wir den jungen Mann jetzt nennen können, „und bat sie nur um die größte Beschleunigung."

„Die ist nicht möglich," sagte sie, „denn ich muß erst die Rückkehr Goldmanns abwarten, der, wie Du weißt, noch etwa vierzehn Tage wegbleiben wird."

„Wer ist dieser Goldmann?" fragte der Hauptmann, mehr unwillkürlich, als aus wirklicher Neugier.

Erröthend schlug Julius die Augen zu Boden, indem er stockend antwortete:

„Meine Schwester nennt ihn nur so, denn sein wirklicher Name heißt anders. — Es ist der reiche Banquier, mit dem meine Schwester ein vertrautes Verhältniß hat, das aber geheim bleiben muß, weil die Frau des Banquiers, die eine wahre Furie sein soll, wüthend eifersüchtig ist."

Nach einer kurzen Pause fuhr Julius fort:

„Herr Goldmann ist noch nicht zurück, und mit der Sammlung unter den Bekannten meiner Schwester ging es auch nicht so schnell, wie wir es gewünscht hätten; ich kann Ihnen daher einstweilen nur das Wenige geben, was wir zusammenbrachten."

Mit diesen Worten übergab Julius dem Hauptmann Mühlenberg ein Päckchen Banknoten, welches, wie die Ueberschrift zeigte, nicht weniger als 200 Gulden enthielt.

„Und das nennen Sie Weniges, junger Mann?“ rief der Hauptmann, freudig überrascht, jetzt die kühnsten Wünsche seines Schützlings erfüllt zu sehen.

Lächelnd entgegnete Julius:

„Wie ich Ihnen sagte, Herr Hauptmann, würde meine Schwester ihre Ehre als Künstlerin ersten Ranges verletzt glauben, erzielte sie bei einer Sache, für die sie sich wahrhaft interessirt, nicht ein glänzendes Resultat; als ein solches aber betrachtet sie diese Summe keineswegs. — Daher ist sie nur eine Abschlagszahlung auf die größere, die ich Ihnen später bringen werde, wie ich zuversichtlich hoffe.“

„Junger Mann,“ sagte der Hauptmann, den die edle Wärme, mit welcher Julius sich der Sache eines Unglücklichen annahm, den er kaum dem Namen nach kannte, und selbst vielleicht das nicht einmal, mit Achtung und Rührung erfüllte, „ich danke Ihnen im Namen der Familie, deren Wünsche schon durch diese Summe erfüllt werden. Mit wahrer Genugthuung aber kann ich Ihnen die Versicherung geben, — und ich bitte Sie, dieselbe Ihrem Fräulein Schwester zu wiederholen — daß die Familie, wie ich mich selbst überzeugt habe, der Theilnahme, die wir ihr widmen, in jeder Beziehung würdig ist. — Wirken wir daher vereint für sie fort und erwerben besonders Sie sich dadurch das erhebende Bewußtsein, zu dem dauernden Glücke einer ganzen achtbaren Familie, vielleicht sogar für zwei Generationen, den Grundstein gelegt zu haben.“

Mit einem herzlichen Händedrucke verabschiedete er Julius, denn es drängte ihn, das Geld, zugleich mit dem, was er selbst gesammelt hatte, so daß das Ganze die als höchstes Ziel gewünschten 300 Gulden überstieg, an Güldenberg zu bringen.

Er fand nur die Frau, denn der Mann war im Dienste auf seinem Amte.

Diesmal ließ Frau Güldenberg es sich nicht nehmen, die Hand ihres Wohlthäters zu küssen; denn sie erblickte in ihm ein höheres Wesen, und fragte ihn in ihrem naiven Aberglauben ganz ernsthaft, ob er nicht wirklich ein Engel oder wenigstens ein Heiliger sei, der nur die Gestalt eines irdischen Wesens angenommen hätte, um sie dem Abgrunde des tiefsten Elends zu entreißen und auf den Gipfel eines nie geträumten Glückes zu heben.

„Ja, mein Herr,“ sagte unter einem Strome von Thränen die

tief ergriffene Frau, „Sie haben uns nicht nur vor Verzweiflung bewahrt, sondern sogar unser ewiges Seelenheil gerettet, denn ich muß Ihnen das beschämende Geständniß ablegen, daß mein Mann und ich an eben jenem Abend, an dem Sie wie ein rettender Engel bei uns erschienen, mit dem sündhaften Entschlusse kämpften, uns selbst und unsere drei unschuldigen Kinder durch einen freiwilligen Tod dem Verderben zu entziehen. Denn ein hartherziger Gläubiger, durch einen gewissenlosen Advokaten gehetzt, wie das oft ein Vergnügen dieser Menschen sein soll, drohte meinem armen Manne mit dem Schuldenarrest. Dadurch wäre er um seinen Dienst gekommen, und so zeigte sich uns denn kein Ausweg, dem Elend und der Schande zu entgehen, als der Tod!"

Wahrhaft gerührt durch das, was er vernahm, fragte der Hauptmann:

„Und dennoch wies Ihr Mann die Bestechung jenes Elenden zurück?"

„Ach, mein Herr," sagte Frau Güldenberg mit einer wahrhaft bewunderswürdigen Natürlichkeit, „hat denn mein Mann nicht einen Diensteid geleistet? — Sollte er eidbrüchig werden, um uns der Noth zu entreißen? — Nein, da hätte ich ihn nicht mehr achten können, und besser wäre es gewiß gewesen, mit reinem Bewußtsein unterzugehen, als mit beflecktem Gewissen ein elendes Dasein fortzuschleppen, wenn auch geschützt gegen äußere Noth und Sorgen!"

„Edle Frau, Sie verdienen meine ganze Bewunderung," rief der Hauptmann, wahrhaft gerührt durch die so einfachen Worte des schlichten Weibes, und voll Achtung, wir möchten beinahe sagen voll Ehrerbietung vor solchen Gesinnungen," zog jetzt er die Hand der Frau, wie früher diese die seinige, an seine Lippen.

Verwundert sah Frau Güldenberg ihn an und sagte mit kindlicher Unbefangenheit:

„Mein Gott, was ist denn daran so Besonders? — Ich denke, es ist doch ganz natürlich, daß ein kaiserlicher Beamter seinen Eid hält! — Das ewige Seelenheil ist doch wohl mehr werth, als ein sorgenloses Leben?"

„Zuverlässig!" sagte Hauptmann Mühlenberg, „Doch denken leider nur wenige Menschen so. Jetzt aber," fuhr er dann fort, „wird ein glücklicher Zufall Sie hoffentlich für immer vor dem sündhaften Gedanken des Selbstmordes geschützt haben."

„Ich schäme mich desselben heute bis in die Tiefe meiner Seele,"

sagte die Frau, „denn ich hätte nie an der Gnade unseres allgütigen Schöpfers verzweifeln sollen. — Aber einen Zufall mag ich das nicht nennen, was so sichtlich eine Fügung Gottes und seiner Heiligen ist."

„Bewahren Sie Ihre frommen Gesinnungen," entgegnete der Hauptmann, der die Frau mit jedem Worte, das sie sprach, aufrichtiger achten lernte, „und lassen Sie sich nie wieder durch sündhafte Gedanken in Versuchung führen, wenn auch neue Unglücksfälle Sie treffen sollten."

Er stand auf, um zu gehen, da ergriff sie seine Hand, sah ihm treuherzig in das Gesicht, und sagte mit bittendem Tone:

„Soll ich denn noch immer nicht wissen, welchen Namen wir selbst und unsere Kinder auszusprechen haben, wenn wir in unseren täglichen Gebeten des Himmels besten Segen auf das Haupt unseres Retters herabflehen?"

„Wozu das, Frau Güldenberg?" sagte der Hauptmann, verlegen darüber, von der Frau so gedrängt zu werden. „Ich sehe Sie noch wieder, und wenn Sie dann bei Ihrem Wunsche beharren, den Namen Dessen kennen zu lernen, den Gott durch einen glücklichen Zufall — ich bleibe bei dem Ausdrucke — zu dem Werkzeuge Ihrer Rettung erkor, dann will ich mich nicht länger sträuben, Ihnen meinen Namen zu nennen. — Für jetzt leben Sie wohl und auf baldiges, freudiges Wiedersehen."

„Gottes und aller Heiligen bester Segen geleite Sie!" sagte die Frau und man hörte es an dem Tone ihrer Worte, daß dieselben aus der Tiefe ihres Herzens hervorquollen.

Mit einem Kusse auf die Stirn der Kinder, welche schüchtern bei Seite gestanden hatten, entfernte der Hauptmann sich rasch, in so heiterer Stimmung, wie eine edle Handlung und die Erkennung edler Gesinnungen sie bei jedem guten Menschen erwecken.

Weit entfernt war er dabei, zu glauben, daß das, was er in der menschenfreundlichsten Absicht für den armen Güldenberg gethan hatte, diesem neuen Kummer bringen sollte, der bei seinem regen Ehrgefühl beinahe noch größer war, als der über die so wunderbar von ihm abgewendete Noth.

XXIII.

General Klapka.

In einem eleganten Cabinet in Florenz gingen in ernstem Gespräche zwei Männer auf und nieder, und was sie mit einander zu verhandeln hatten, schien von der höchsten Wichtigkeit zu sein, denn ihre Stirnen waren gerunzelt, ihre Augen sprühten Funken und sie sprachen sehr rasch und laut.

Beide Männer trugen Generalsuniform, der eine die italienische der Armee des Rè gentiluomo, der andere die preußische.

Der italienische General hatte ein scharf markirtes Gesicht, dessen Züge auffallend an die des Kaisers der Franzosen, Napoleon III., erinnerten, wie er aussah, als er noch mehrere Jahre jünger war. Seine Stirne war hoch, das Haar kurz geschnitten und sorgfältig gepflegt, unter der gebogenen Nase von ungewöhnlicher Länge breitete sich ein starker schwarzer Schnurbart aus, und das Kinn war in der ganzen Breite der Unterlippe von einem buschigen Zwickelbart beschattet. Die Augen lagen unter dichten Augenbrauen etwas tief in den Höhlen, waren klein und matt und blickten nur mit einzelnen Blitzen zuweilen unter den herabgesunkenen Augenlidern hervor.

Der Wuchs des Mannes war kräftig und proportionirt, ging aber nicht über die gewöhnliche Mittelgröße hinaus.

Eine ganze Reihe von Orden und Medaillen schmückten seine hochgewölbte Brust.

Das war der General Lamarmora, der Ministerpräsident König Victor Emanuels.

Der preußische General war um eine halbe Kopfeslänge größer als der italienische Minister; er hatte ein offenes, geistreiches Gesicht, hellbraunes, natürlich gelocktes Haar, große helle Augen und einen Bart, den er eben so sorgfältig zu pflegen schien, wie sein italienischer Kamerad das Haar. Auf seiner Brust schimmerten und funkelten ebenfalls zahlreiche Orden.

Das war der General von Weihern, zur Zeit in außerordentlicher Sendung an dem Hofe des Königs von Italien, um den Feldzugsplan der italienischen Armee, der zur Prüfung nach Berlin

„Und würden Sie geneigt sein," fragte General von Weihern, „in die Dienste meines Monarchen zu treten, wenn dieser Ihnen die Gelegenheit böte, für Ungarn die seit mehreren Menschenaltern vergebens erstrebten Rechte und Freiheiten zu erwerben?"

„Mit Freuden!" entgegnete Klapka feurig. „Das Streben meines ganzen Lebens ist ja nur dahin gerichtet gewesen, und gern würde ich meinen letzten Bluttropfen hingeben, könnte ich dadurch dieses Ziel erreichen."

„Nun wohl, Herr General," sagte der General von Weihern, „so dürfen Sie sich von diesem Augenblicke an als königlich preußischen General betrachten, denn ich bin bevollmächtigt, Ihnen das Patent eines solchen zu überreichen, und mit Vergnügen begrüße ich Sie als meinen Kameraden."

Bei diesen Worten reichte er dem General Klapka die Hand.

Dieser schlug zwar ein, aber nur mit sichtlichem Zögern, und sagte dann:

„Herr General, ich fühle mich hochgeehrt durch Ihren Antrag, und würde mich glücklich schätzen, mit Ihnen die gleiche Generalsuniform zu tragen, aber ich gebe Ihnen zu bedenken, ob es nicht für den Zweck, den ich verfolge, und zu dessen weiterer Verfolgung Sie selbst mich auffordern, vortheilhafter wäre, wenn ich, wenigstens scheinbar, meine Selbstständigkeit bewahrte, wie bisher, und daher meine Nationaltracht beibehielte?"

„Darin kann ich dem General Klapka nur beistimmen," sagte General Lamarmora. „Es möchte in Ungarn keinen guten Eindruck machen, wenn er in der preußischen Generalsuniform erschiene und nicht in dem Nationalcostüme, an dem die Nation mit solcher Zähigkeit festhält."

„Ich will Ihnen nicht widersprechen, meine Herren," sagte General von Weihern. „Wählen Sie sich daher jede beliebige Uniform, General Klapka, nur betrachten Sie sich von heute an als preußischen General und halten Sie sich bereit, den Instructionen zu folgen, die mein Monarch oder meine Regierung Ihnen zukommen lassen wird. Auch dürfen Sie im Voraus überzeugt sein, daß mein königlicher Herr und Gebieter die Dienste reichlich zu belohnen wissen wird, die Sie ihm zu leisten Gelegenheit finden werden."

„Dagegen nehmen Sie die Versicherung hin, Herr General, entgegnete Klapka," daß ich mich unendlich glücklich schätzen würde, wenn

ich im Stande wäre, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches Seine Majestät der König von Preußen mir auf eine so ehrende Weise darthut."

„Ich zweifle nicht daran, Herr General," entgegnete der General von Weihern, und fügte dann hinzu:

„Dürfte ich Sie bitten, mich nach meiner Wohnung zu begleiten, um dort das Patent, welches ich für Sie mitgebracht habe, entgegenzunehmen?"

„Ich stehe mit Vergnügen zu Befehl," entgegnete General Klapka, sich verbeugend.

Dann standen alle Drei auf und General von Weihern sagte, zu dem Ministerpräsidenten sich wendend:

„Noch nehme ich nicht Abschied von Eurer Excellenz, denn vor meiner Abreise, die ich auf morgen festgesetzt habe, werde ich noch ein Mal die Ehre haben, mich Ihnen vorzustellen."

„Es wird mir ein wahres Vergnügen sein, Sie noch einmal bei mir zu sehen," entgegnete mit vorschriftsmäßiger Artigkeit Lamarmora und die beiden preußischen Generale verabschiedeten sich von dem Ministerpräsidenten.

Sie hatten auf ihrem Wege von dem Ministerpalais bis zu der Wohnung des General von Weihern einen großen Theil der schönen Stadt zu durchschreiten, welche stolz ist auf den ihr mit Recht gebührenden Namen Firenze la bella.

Auf der Piazza del Gran Duca blickte der mit der Geschichte von Florenz vertraute General von Weihern nicht ohne ein Gefühl der Bitterkeit über die Tyrannei der vielgerühmten Kunstmecäne Medici auf die Stelle, wo zwischen dem kunst- und prachtvollen Neptunsbrunnen und der schönen, von Giovanni da Bologna gearbeiteten Reiterstatue Cosmus I. der Scheiterhaufen stand, auf welchem der unglückliche und berühmte Savonarola 1498 verbrannt wurde.

Durch die Brückenstraße der Ponte Vecchio, welche zu beiden Seiten die prachtvollsten und gesuchtesten Arbeiten der Goldschmiedekunst zeigt, und wo sich zwischen den Läden, mit unschätzbaren Reichthümern angefüllten Gewölben das kleine Häuschen gar ärmlich ausnimmt, in welchem der berühmte Benvenuto Cellini mehrere seiner Meisterwerke vollendete, an dem Dome vorüber, der größten, schönsten und prachtvollsten der [illegible] und achtzig Kirchen, welche Florenz la bella umschließen, gelangten sie zu dem Hôtel, in welchem General von Weihern seine Wohnung genommen hatte.

Hier nahm General Klapka das Generalspatent in Empfang, welches bereits mit seinem Namen ausgefüllt war, ein Beweis, daß man in dem preußischen Kriegsministerium nicht daran gezweifelt hatte, der Held der ungarischen Revolution werde die Sendung annehmen, die man ihm in dem Kriege gegen Oesterreich zu übertragen beabsichtigte.

Als Klapka so ganz unerwartet und ohne sein Zuthun preußischer General geworden war, und noch dazu mit der merkwürdigen Berechtigung, statt der preußischen Uniform ungarische Nationaltracht beibehalten zu dürfen, fragte er den General von Weihern:

„Wo, wann und bei wem habe ich mich zu melden?“

„In Berlin, bei dem Kriegsminister von Roon, und so bald als möglich,“ entgegnete Herr von Weihern.

„Ich bin bereit, die Reise dahin gleich morgen anzutreten,“ entgegnete der General Klapka, „doch möchte ich um die Erlaubniß bitten, über Paris gehen zu dürfen, wo ich bei einem Aufenthalte von nur zwei Tagen Manches zur Beförderung unserer Sache zu wirken hoffen darf.“

„Dann machen wir die Reise bis zu der Kaiserstadt gemeinschaftlich,“ entgegnete General von Weihern, „denn auch ich kehre über Paris zurück.“

Hiermit verlassen wir den General Klapka, den wir bald in der ihm übertragenen Thätigkeit wiederfinden werden, bei der er aber keineswegs den in Komorn erworbenen Ruhm erneuern, sondern vielmehr eine ziemlich klägliche Rolle spielen sollte.

XXIV.

Der Weg zur Ehre.

Als Graf Woronski nach dem heftigen Auftritte mit Neumeister das gegen diesen gerichtete Telegramm auf das kaiserliche Telegraphenamt brachte, und seinem Bruder Eduard den Auftrag ertheilte, während dessen die fingirte Abreise unter solchen Umständen zu bewirken, daß sie zugleich als unzweifelhaft und unverdächtig erscheinen

und durch die Leute des Hôtels, in dem er gewohnt hatte, bekannt werden mußte, ahnte er nicht, welcher Gefahr er sich dadurch entzog.

Nur vierundzwanzig Stunden längeren Weilens, und er wäre der Wiener Polizei in die Hände gefallen, wahrscheinlich, um den Rest seines Lebens in einem österreichischen Zuchthause zuzubringen.

Er war weit entfernt, in Neumeister, den er seit dessen Kindheit unter seiner Zuchtruthe gehalten hatte, den gefährlichen Feind zu erblicken, welcher derselbe wirklich war, und zwar sowohl dadurch, daß er über das verflossene Leben Woronskis mehr wußte, als dieser sich träumen ließ, als namentlich auch dadurch, daß die reine Liebe, welche das Herz des Gesunkenen mit ihrer heiligenden Flamme erwärmt, durchglüht hatte, dem bisher schwachen und abhängigen Schüler Willenskraft und Entschlossenheit verlieh, gegen den Meister, der früher unbedingt über ihn gebot, den Kampf auf Leben und Tod zu wagen.

Neumeister hatte jetzt nur noch ein Ziel zu erstreben: Sein früheres Leben vergessen zu machen, um durch eine — vielleicht sehr peinliche — Läuterung der Verbindung mit seiner geliebten Margarethe würdig zu werden, und mit der Achtung der Menschen auch seine eigene Selbstachtung wieder zu erringen.

Den ersten Schritt zu der Erreichung dieses Zieles hatte er dadurch gethan, daß er Margarethen's Vater das schwere, das demüthigende Geständniß seiner Schuld ablegte, und dieser Schritt hatte seinen Muth, auf der betretenen Bahn zu beharren, dadurch gestählt, daß Herr Braunthal ihm die Verbindung mit seiner Tochter nach einer überstandenen Prüfungszeit zusicherte.

Alle seine Gedanken waren deshalb nur noch darauf gerichtet, diese Prüfung mit Ehren und zu seiner eigenen vollen Zufriedenheit zu bestehen.

In dieser Absicht that er entschlossen den zweiten Schritt, indem er muthig die unwürdigen Ketten zerbrach, in denen ihn Woronski bisher gehalten hatte, und diesem offen und entschieden als Feind die Stirne bot.

Nun galt es aber, den dritten und entscheidendsten Schritt zu thun: Den Weg zu wählen, der ihn am sichersten und schnellsten zu seinem Ziele zu führen versprach, nämlich dahin, nach Ablauf der von Herrn Braunthal gesetzten Frist offen vor denselben hintreten, und zu ihm sagen zu können:

„Ich habe mein Wort erfüllt; halte Du nun auch das Deinige, indem Du mir Deine Tochter zum Weibe giebst."

Diesen Weg glaubte er entdeckt zu haben, und er zögerte nicht, ihn einzuschlagen, obgleich er dabei noch einmal das beschämende und in diesem Falle noch viel gefährlichere Geständniß seiner Schuld abzulegen gezwungen war.

Er entzog sich indeß dadurch, wie er nicht zweifelte, den Blicken und der Verfolgung Woronski's, die, wie er sich sagen mußte, unerbittlich war, und um so gefährlicher, da sein böser Geist durch die Kenntniß seines Vorlebens die schärfste Waffe gegen ihn in Händen hatte.

Als er sich von Woronski entfernte, überlegte er nochmals Alles, was er thun wollte, dann aber handelte er rasch entschlossen, ging nach der kaiserlichen Burg, und suchte eine der höchsten Personen aus der nächsten Umgebung des Monarchen auf.

Der, an den er sich zu wenden beschlossen, war ihm als eben so einflußreich, wie menschenfreundlich geschildert worden.

Nicht ohne Mühe gelang es Neumeister, bis zu dem hohen Herrn zu gelangen; endlich aber fand er Jemand, der es übernahm, denselben davon zu benachrichtigen, daß ein Fremder, ein Preuße, ihm eine Mittheilung von der höchsten Wichtigkeit zu machen wünschte. Er wurde darauf vorgelassen, und Der, welchen er sich zu seinem Gönner und Beschützer ausersehen hatte, dessen mächtige Hand ihn auf den Pfad der Ehre zurückgeleiten sollte, und den wir Fürst Löwenkron nennen wollen, da es uns nicht erlaubt ist, ihm seinen wahren Namen zu geben, trat ihm mit der stolzen Haltung seines hohen Ranges, zugleich aber in leutseliger Weise entgegen.

„Worin besteht die wichtige Mittheilung, die Sie mir zu machen haben?“ fragte er und sah Neumeister mit so forschendem Blicke an, als wollte er dessen geheimste Gedanken auf dem Grunde seiner Seele lesen. —

Neumeister hielt im Bewußtsein seiner guten Absicht den Blick des Fürsten aus, und schien dadurch bei diesem ein günstiges Vorurtheil zu erwecken.

Er setzte darauf dem Fürsten auseinander, nach welchem Systeme preußische Emissäre auf verschiedenen Punkten in verderblicher Weise thätig in Oesterreich wären, und gab so die ersten Winke von den fremden Elementen, welche später dazu führten, den Belagerungszustand über Wien und ganz Niederösterreich zu erklären.

Fürst Löwenkron hörte den Mittheilungen Neumeisters mit

der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, aber er schüttelte dabei mehrmals ungläubig den Kopf.

„Mein Lieber," sagte er endlich mit dem Tone des Mißtrauens, „was Sie mir da erzählen, klingt ziemlich fabelhaft!"

„Ich beschwöre Eure Durchlaucht, keine Zweifel in die Wahrheit meiner Worte zu setzen," bat Neumeister. „Sie dürfen überzeugt sein, daß ich Ihnen Alles genau so sagte, wie es ist!"

„Sind Sie so eingeweiht in die Pläne der preußischen Politik?" fragte Fürst Löwenkron mit spöttischem Lächeln.

„Das nicht, Eure Durchlaucht," entgegnete Neumeister; „aber ich kenne Den, welchen Graf Bismark zu seinem Hauptagenten gewählt hat, und kann daraus mit voller Zuversicht schließen, daß das, was Preußen gegen Oesterreich im Schilde führt, nichts Gutes ist."

Je länger Neumeister sprach, desto ernster, desto nachdenkender wurde der Fürst. Endlich sagte er mit finster gerunzelter Stirn:

„Sollte es denn wirklich möglich sein, daß Preußen mitten im Frieden, und während es scheinbar mit uns in freundschaftlichem Verhältniß steht, eine solche Perfidie gegen uns ausübt?"

„Halten Eure Durchlaucht sich davon überzeugt," versicherte Neumeister.

„Können Sie Beweise geben für das, was Sie behaupten?" fragte Fürst Löwenkron.

„Nein, Eure Durchlaucht, denn ich empfing meine Instructionen nur mündlich, und ich zweifle nicht, daß auch alle anderen Agenten ihre Weisungen nicht schriftlich erhalten haben werden, denn Der, welcher das Oberhaupt dieser königlich preußischen Verschwörung ist, besitzt zu viel Klugheit, um die Sache, die er leitet, durch irgend ein schriftliches Dokument zu gefährden, das den österreichischen Behörden in die Hände fallen und ihnen Licht geben könnte."

„Und worin bestehen diese Instructionen?" fragte Fürst Löwenkron, welcher der Sache immer größere Aufmerksamkeit widmete.

„Bei mir, und — wie ich vermuthen zu dürfen glaube, — bei den Anderen, oder wenigstens bei den meisten derselben, darin, mich auf irgend eine Weise in die Nähe höherer oder einflußreicherer kaiserlichen Beamten zu schleichen, Eingang in ihr Vertrauen zu gewinnen, kurz, Alles aufzubieten, um Nachrichten von den Schritten der österreichischen Regierung, wo möglich aber Befehle und Schriftstücke zu erlangen, die ihrer Natur nach geheim bleiben sollten."

„Das wäre aber ja eine wahre Nichtswürdigkeit!“ rief der Fürst unwillig aus, denn er hatte Neumeister, während derselbe sprach, fortwährend scharf beobachtet und glaubte sich dadurch von der Aufrichtigkeit seiner Mittheilungen überzeugt halten zu dürfen.

Neumeister fuhr fort, indem er aber jetzt nicht mehr mit der früheren Zuversicht und Offenheit sprach, sondern erröthend die Augen zu Boden schlug, und seine Worte nur langsam, wie zögernd aussprach, was dem Fürsten sogleich auffiel:

„Ich selbst hatte neben dieser Instruction, die ich für allgemein halte, noch einen besonderen Auftrag zu erfüllen.“

Er hielt inne, als widerstrebte es ihm, diesen Auftrag zu nennen.

„Und worin bestand derselbe?“ fragte Fürst Löwenkron, offenbar gespannt auf das, was er hören würde.

Mit leiser, bebender Stimme sagte Neumeister:

„Falsche österreichische Banknoten anzufertigen!“

„Herr, das wagen Sie mir so offen in das Gesicht zu sagen?“ fuhr der Fürst auf.

Aber Neumeister wurde dadurch nicht eingeschüchtert; er sah vielmehr dem Fürsten gerade in das Auge, und entgegnete mit seiner frühern Zuversicht:

„Ich würde das nicht wagen, Eure Durchlaucht, wenn ich mir bei diesem Geständnisse der geringsten Schuld bewußt wäre.“

Fürst Löwenkron sah ihn wieder mit seinem scharfen, durchbohrenden Blicke an und fragte:

„Weshalb wurden Sie dann verlegen und stockten, als Sie dieses Auftrages zu erwähnen begannen?“

„Ich glaube, Eure Durchlaucht am besten von meiner Aufrichtigkeit und der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen,“ entgegnete Neumeister, „wenn ich Ihnen offen bekenne, daß ich mich wegen dieses Auftrages schäme.“

„Sie mögen nicht Unrecht haben; doch ist im Grunde Ihre Schuld dabei nicht groß, wohl aber beweist dieser Auftrag, daß Der, welcher Ihnen denselben ertheilte, das größte Vertrauen in Ihre Kunstfertigkeit setzte. — Hatten Sie ihm dazu besondere Veranlassung gegeben?“ sagte Fürst Löwenkron, und wieder ruhte sein Blick mit dem Ausdrucke durchdringender Schärfe auf Neumeister.

„Leider, ja,“ entgegnete Dieser und erzählte darauf sein ganzes Verhältniß zu dem Grafen Woronski mit der gleichen Offenheit, wie

er es bereits dem Herrn Braunthal erzählt hatte, fügte dann aber sein Verhältniß zu Margarethe hinzu und sprach mit glühenden Worten sein Verlangen aus, auf den Weg der Ehre zurückkehren zu können.

Der Fürst hörte ihn sehr aufmerksam an, und einige Male flog ein Ausdruck des Wohlwollens über seine schönen, edlen Züge, wenn Neumeisters Worte die Tiefe seiner Reue, die Innigkeit seiner Liebe erkennen ließen.

Als Neumeister sein Bekenntniß beendigt hatte, schwieg der Fürst nachdenkend einige Augenblicke. Dann sagte er:

„Haben Sie die Banknoten wirklich angefertigt?"

„Die Banknoten selbst nicht," entgegnete Neumeister, „sondern nur die Platte, oder vielmehr die Platten dazu. — Einen Probedruck nur machte ich und kann Eure Durchlaucht selbst darüber urtheilen lassen, ob meine Arbeit gelungen war."

Mit diesen Worten zog er aus seiner Brieftasche die einzige falsche Banknote, die er gemacht hatte und überreichte sie dem Fürsten Löwenkron.

Dieser nahm aus seinem Portefeuille eine Note von gleichem Betrage, verglich beide mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit mit einander und sagte endlich:

„Ich kann nicht den geringsten Unterschied zwischen der Note erkennen, die ganz gewiß echt ist, und der, welche Sie als falsch bezeichnen."

„Ich schmeichle mir," sagte Neumeister mit gerechtem Künstlerstolz, „daß auch in der That nicht der geringste besteht."

„Das wäre ja offenbar der Ruin unserer Finanzen!" rief der Fürst beinahe erschreckend aus.

„Ich zweifle nicht," versicherte Neumeister, „daß dies auch in der That die Absicht bei der Anfertigung der falschen Noten war; denn so viel ich aus einzelnen hingeworfenen Aeußerungen entnahm, sollte sofort nach Ausbruch des Krieges ganz Oesterreich mit diesen falschen Noten überschwemmt und dadurch der Werth der Noten überhaupt auf Null herabgedrückt werden."

„Nach Ausbruch des Krieges?" fragte Fürst Löwenkron verwundert. „Welches Krieges denn?"

„Des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich," entgegnete Neumeister mit so zuversichtlichem Tone, als hätte er selbst den Auftrag empfangen, die Kriegserklärung zu überbringen.

Der Fürst erwiederte nichts; aber seine Stirn runzelte sich finster, seine Wangen überzog dunkle Röthe und er biß wie in heftigem Verdruß die Lippen zusammen.

Nach einer Pause fragte er endlich:

„Was für eine Absicht haben Sie aber dabei, mir das Alles zu sagen und sich so ganz offenbar der Strafe eines Banknotenfälschers auszusetzen?"

„Die fürchte ich nicht," entgegnete Neumeister mit dem Tone unbedingten Vertrauens, „denn diese Strafe könnte mich nur dann treffen, wenn Eure Durchlaucht mein Ihnen abgelegtes Geständniß zur Anzeige brächten; das aber werden Sie ganz gewiß nicht thun, denn Sie selbst sind überzeugt, daß ich an diesem Verbrechen unschuldig sei."

„Meinen Sie?" fragte der Fürst lächelnd.

„Ganz gewiß!" betheuerte Neumeister. „Eure Durchlaucht denken viel zu edel, als daß Sie einen Menschen, der mit unbedingtem Vertrauen sein reuevolles Herz vor Ihnen ausgeschüttet hat, erbarmungslos in den Abgrund zurückstoßen könnten, aus dem er sich mit Anstrengung all seiner Kräfte zu erheben trachtet."

„Ihr Vertrauen zu mir ist so groß und unbedingt," sagte Fürst Löwenkron mit freundlichem Tone, „daß ich wohl werde versuchen müssen, demselben zu entsprechen. — Sagen Sie mir also mit eben der Offenheit, die Sie bisher bewiesen haben, was ich Ihrer Meinung nach für Sie thun kann?"

„Mir Ihre rettende Hand reichen, um mich zunächst vor den Verfolgungen meines Todfeindes zu schützen, dann aber durch Gewährung des Asyles, um das ich Eure Durchlaucht anflehen will, mich auf den Weg der Ehre zu führen, der mir die Selbstachtung zurückgeben und den Besitz meiner theueren Margarethe sichern soll."

„Ich glaube nicht, daß ich Ihnen ein solches Asyl bieten kann," entgegnete Fürst Löwenkron.

„Doch, Eure Durchlaucht! Doch!" sagte Neumeister. „Ich erblicke ein vollkommen sicheres in dem Schooße der österreichischen Armee. — Gestatten Sie mir, unter Hinweglassung der ersten Silbe meines Namens in dieselbe einzutreten, und der bevorstehende Krieg wird mir dann einen ehrenvollen Tod oder ein ehrenvolles Leben bringen."

„Ich bin nicht ermächtigt, Ihnen diese Bitte zu gewähren," entgegnete der Fürst wohlwollend; „ich glaube indeß, Ihnen durch meine Vermittelung die Erfüllung Ihres Wunsches zusichern zu können."

„Dank, innigen Dank!" entgegnete Neumeister. „Eure Durchlaucht legen so den ersten Grundstein zu meiner Läuterung und meinem Glücke, und vielleicht wird noch Niemand die Uniform eines gemeinen österreichischen Soldaten mit so großem Stolze angelegt haben, als ich."

„Bleiben Sie Ihren Vorsätzen treu," sagte Fürst Löwenkron mit einem Anfluge der Rührung, „und es wird mich aufrichtig freuen, Ihnen meine Hand gereicht zu haben. — Suchen Sie mich morgen zu dieser Stunde hier wieder auf, um Nachricht wegen Ihres Eintrittes in unsere Armee zu empfangen. — Jetzt aber wünsche ich von Ihnen einige nähere Auskunft über die preußischen Agenten und deren Thätigkeit zu erhalten, die Ihrer Behauptung nach in Oesterreich zu dunklen Zwecken vertheilt sein sollen."

„Alles, was ich davon weiß, steht Eurer Durchlaucht zu Befehl," entgegnete Neumeister. „Es ist zwar wenig, kann aber dennoch vielleicht als Anhalt zu weiteren Nachforschungen dienen. — Auch fällt mir soeben ein, daß ich Eurer Durchlaucht den Beweis, den Sie von mir für die Wahrheit meiner Angabe forderten, vielleicht in einiger Art liefern kann, wenn auch nicht vollkommen genügend."

Damit nahm er aus der Brieftasche das Telegramm aus Wien, das er am Abend seiner Verlobung mit Margarethe in Prag erhalten hatte und überreichte es dem Fürsten Löwenkron.

Dieser las:

„Sie vernachlässigen offenbar die Ihnen übertragene Arbeit. Erinnern Sie sich der Conventionalstrafe. Ablieferung spätestens binnen drei Tagen hier, sonst —!

Bl. u. E."

„Was hat diese Depesche zu bedeuten?" fragte Fürst Löwenkron, indeß nur, um sich volle Gewißheit zu verschaffen; denn die Sache selbst war ihm auf der Stelle klar.

Neumeister entgegnete:

„Die Arbeit, von der hier die Rede ist, waren die Platten zur Anfertigung der Banknoten."

„Und die Conventionalstrafe?" fragte der Fürst.

„Die Hindeutung auf die Gefängnißstrafe, die in Preußen über mich verhängt werden würde, wo ich nur provisorisch meiner noch nicht ganz verbüßten Haft entlassen war."

„Und was bedeutet die Unterschrift: Bl. u. E.?" fragte Fürst Löwenkron weiter.

„Sie sind die Parole, die uns als Abkürzung der Worte „Blut und Eisen", welche Graf Bismark berühmt, oder vielmehr berüchtigt gemacht hat, zum Erkennungszeichen untereinander gegeben wurde. Dabei erhielten wir die Weisung, unter Anrufung dieser Worte oder der Abkürzung derselben, uns gegenseitig jeden in unseren Kräften liegenden Beistand zu leisten. — Aus dieser Weisung habe ich eben den Schluß gezogen, daß eine größere Anzahl geheimer Agenten in Oesterreich vertheilt sein müsse, denn wozu wäre sonst ein solches allgemeines Erkennungszeichen nothwendig gewesen?"

„Sie könnten wohl mit dieser Vermuthung das Richtige getroffen haben," sagte der Fürst, indem er nachdenkend mit dem Kopfe leise nickte, während eine nur mühsam unterdrückte Aufregung sich seiner zu bemächtigen schien.

Nach einer Pause, während welcher er einige Male mit großen Schritten in dem Zimmer auf und nieder ging, blieb er dann wieder vor Neumeister stehen und sagte:

„Wer aber ist der Führer dieser geheimen Agenten? — Das weiß ich noch immer nicht!"

„Er hat verschiedene Namen geführt," erwiederte Neumeister; „ich selbst aber kenne ihn seit dem Augenblicke, in welchem er sich meiner als eines verlassenen Knaben annahm, nur unter dem Namen eines Grafen Woronski und ich habe Ursache zu glauben, daß dies sein eigentlicher Name ist, mag er auch in dem Laufe seines an Abenteuern aller Art reichen Lebens noch so viele andere geführt haben."

„Graf Woronski!" rief der Fürst überrascht. „Ist es möglich? — Ich bin diesem Grafen Woronski in der letzten Zeit mehrmals in unseren ersten Häusern begegnet. So viel ich hörte, hat er sehr bedeutende Empfehlungen an hiesige Cavaliere mitgebracht; aber nicht aus Preußen, sondern aus Rußland; auch gibt er sich für einen Polen aus."

„Das ist er wirklich, wie ich mit Bestimmtheit versichern kann," sagte Neumeister.

Wieder versank der Fürst in Nachdenken. Dann sagte er, noch immer sinnend:

„Als ich den Namen jetzt zum ersten Male hörte, fiel er mir sogleich auf, und es war mir, als hätte ich ihn schon früher unter besonderen Umständen vernommen; aber ich achtete darauf nicht weiter, da ich den Grafen in den anständigsten und achtbarsten Verhältnissen sah. — Jetzt nun tauchen mir dunkle Erinnerungen auf, als hätte ich

den Namen schon vor einer Reihe von Jahren unter verdächtigen Umständen gehört. — Können Sie mir vielleicht einen Leitfaden geben?"

„Leider vermag ich das nicht," antwortete Neumeister, „denn ich weiß nur so viel, daß Graf Woronski ein sehr bewegtes Leben geführt und Abenteuer der verschiedensten Art bestanden hat; Näheres aber, was zu einem Anhalte von Nachforschungen über ihn dienen könnte, vermag ich nicht anzugeben."

„Nun, ich denke, wir werden das bald erfahren, wenn wir uns seiner Person bemächtigt haben, wozu ich augenblicklich die nöthigen Anstalten zu treffen veranlassen werde. — Wo ist er zu finden?"

Neumeister nannte das Hotel, in welchem Woronski seine Wohnung genommen hatte, und Fürst Löwenkron verabschiedete ihn, um sogleich die Verhaftung des gefährlichen Agenten zu veranlassen.

Daß dieselbe mißglückte, wissen wir bereits aus dem Vorstehenden, wir erwähnen daher nur, daß Neumeister, als er am folgenden Tag wieder bei dem Fürsten Löwenkron erschien, die erbetene Erlaubniß erhielt, in ein beliebig zu wählendes Regiment als Freiwilliger einzutreten, und daß er schon am nächsten Tage unter dem Namen Meister die Uniform des Regiments der lustigen und tapfern Wiener Kinder trug, das unter dem Namen Hoch- und Deutschmeister einen ehrenvollen Platz in den Reihen der österreichischen Armee einnimmt.

Während der so an der schützenden Hand des Fürsten Löwenkron auf den Pfad der Ehre Zurückgeführte sich mit unermüdlichem Eifer den Pflichten seines neuen Standes hingab, nachdem er Herrn Braunthal von dem gefaßten Entschlusse in Kenntniß gesetzt hatte, bot die Wiener Polizei Alles auf, des Grafen Woronski habhaft zu werden.

Ihre Bemühungen blieben in dieser Beziehung zwar erfolglos, obgleich Woronski unter einem andern, durchaus unverdächtigen Namen sich fortwährend in Wien aufhielt, wo er seine finsteren Machinationen mit verdoppeltem Eifer und nicht ganz unbedeutendem Erfolge fortsetzte.

Ueber das frühere Leben des Grafen Woronski jedoch erforschte die Polizei so Manches, was wir in dem folgenden Kapitel unseren Lesern mittheilen wollen, die vielleicht eben so sehr wie Fürst Löwenkron wünschen, etwas Näheres über den Mann zu erfahren, der ihnen schon wiederholt unter so zweideutigen Verhältnissen vorgeführt wurde, und der, wie daraus zu entnehmen ist, zu den wichtigsten Personen unserer Schilderungen gehört.

XXV.

Graf Woronski.

Trotz der rauhen Jahreszeit schien in den letzten Tagen des November 1830 eine gewitterschwüle Luft über Warschau zu schweben.

Geschäftig sah man junge Leute, welche die Uniform der Kadetten oder der Zöglinge der Ingenieurschule trugen, mit einander verkehren und in den Abendstunden besuchten einzelne Akademiker die beiden militärischen Institute, was in gewöhnlichen Zeiten nur äußerst selten geschah.

Das ganze Wesen und Benehmen der jungen Leute, ihr Geflüster mit einander, die beobachtenden, etwas scheuen Blicke, mit denen sie sich umsahen, wenn zufällig Mehrere auf der Straße zusammentrafen und einige Worte mit einander wechselten, deuteten darauf hin, daß irgend etwas Geheimes im Werke sei.

Wer ihre Worte hätte belauschen können, der würde in dieser Vermuthung bestärkt worden sein, denn meistens beschränkte sich die ganze Unterhaltung auf kurze Fragen, oft sogar nur auf wenige Silben, und scheinbar gleichgiltig an einander vorübergehend, nicht selten sogar, als ob sie einander nicht kennten, flüsterten sie sich zu:

„Wie steht es?“

„Gut!“

Und das Gespräch, wenn man es so nennen darf, war mit dieser kurzen Frage und der noch kürzeren Antwort beendigt.

An anderen Stellen war die Unterhaltung nicht minder lakonisch.

„Ist es Zeit?“ lautete die Frage.

„Noch nicht!“ hieß die Antwort, und wieder eilten Beide in entgegengesetzten Richtungen davon, um vielleicht schon nach wenigen Schritten dieselben Worte zu wechseln.

Dann wieder war die Frage:

„Wo heute Abend?“

Und die Antwort:

„Bei den Ingenieuren — oder den Kadetten — oder in der Akademie!“

Ging irgend wo ein russischer Soldat bei den sich Begegnenden

vorüber, so wurden demselben Blicke zugeschleudert, in denen das Feuer des glühendsten Hasses loderte.

Mehrmals auch ertönte die Frage:

„Was sagt Professor Lelewel?“

„Warten!“ lautete die Antwort. „Wachsam sein! Dem ersten Signale mit der Schnelligkeit des Blitzes folgen!“

Alle diese Zeichen einer dumpfen Gährung waren der wachsamen russischen Polizei nicht entgangen. Sie erkannte, daß irgend eine Verschwörung im Werke sei, und alle ihre Spione waren auf den Beinen, aber es wollte ihnen nicht gelingen, einen einzigen der angesponnenen Fäden zu erfassen.

Unter den Agenten der geheimen Polizei zeigte sich besonders Einer thätig, ein kleiner, dicker Mann, der seiner ungewöhnlichen Corpulenz ungeachtet so flink auf den Beinen war, wie man dies von seinen in der Regel spindeldürren Geschäftsgenossen gewohnt ist.

Der Mann betrieb nämlich das Geschäft eines Friseurs, und wenn er seinen dicken Bauch auf den verhältnißmäßig dünnen Beinen mit kleinen, eiligen Schritten durch die Straßen von Warschau trug, dann hätte man glauben können, es würde eine kolossale Kegelkugel fortgerollt.

Dieser kugelrunde Haarkräusler hieß Mackrodt und war, wie wir erwähnten, einer von den thätigsten Spionen der geheimen russischen Polizei, die beständig Verschwörungen witterte, weil sie sich bewußt war, daß dieselben bei den Maßregeln der russischen Regierung nicht ausbleiben konnten.

Wenn aber Meister Mackrodt sich einbildete, weil er zu der geheimen Polizei gehörte, sei auch seine Function bei derselben geheim geblieben, so irrte er darin ganz gewaltig, denn schon längst waren alle Patrioten vor ihm gewarnt, nachdem er einige Unglückliche durch seine Denunciationen nach Sibirien gebracht hatte.

Ging er in den Tagen dumpfer Gährung, deren wir erwähnten, an solchen jungen Leuten vorüber, welche sich die flüchtigen Worte zuflüsterten, so hörte man daher auch mit den Tönen verbissenen Zornes zwischen den Zähnen murmeln:

„Der nichtswürdige Spion!“

„Der dicke Halunke!“

„Du Schurke, dein letztes Brot ist dir gebacken!“

Kam es wirklich, wie es ganz den Anschein hatte, zu einem Ausbruche der Unzufriedenheit mit der russischen Regierung, dann mußte

der dicke Mackrodt, den seine mißgestaltete Nase, welche von vier Jungen wie in kindlicher Zärtlichkeit umgeben war, deutlich genug bezeichnete, unbedingt für sein Leben zittern, so groß war der Haß, der sich gegen ihn angehäuft hatte. Er schien auch eine Ahnung der über seinem Haupte schwebenden Todesgefahr zu haben, und mit fieberhafter Hast hetzte er, oft ganz außer Athem, durch die Straßen Warschaus. Er gerieth in Verzweiflung darüber, daß er weiter nichts zu erforschen vermochte, als das, was wir unseren Lesern bereits mittheilten. Das mochte allerdings in den Augen der Polizei besonderer Umstände wegen verdächtig sein, aber in der That lag doch gewiß nichts Strafbares darin, einander im Vorübereilen einen flüchtigen Gruß zuzurufen, geschah dies auch mit noch so leiser Stimme, oder bei einem zufälligen Zusammentreffen von drei oder vier Bekannten einige flüchtige Worte miteinander zu wechseln.

Mit betrübter Miene und schwer bedrücktem Herzen schlich daher der dicke Mackrodt am Abend des 28. November zu dem Polizeimeister, General Roznieckí, um demselben Bericht von seiner Thätigkeit des verflossenen Tages zu erstatten.

Mit dem Privilegium, dessen bei der Polizei Menschen genießen, welche das verächtlichste aller Gewerbe betreiben, nämlich das eines Spions und Denuncianten, trat Mackrodt unangemeldet bei Herrn von Roznieckí ein.

„Nun?“ fragte dieser, sobald er seinen Lieblingsspion erblickte, der ihm in früheren Zeiten schon so manche wichtige Nachricht gebracht hatte.

„Ich weiß leider noch immer nichts Gewisses, Eure Excellenz,“ sagte mit betrübter Miene und demüthigem Tone Herr Mackrodt, und fuhr dann fort:

„Die verdächtigen Zeichen mehren sich; an einer Verschwörung ist nicht mehr zu zweifeln und —“

„Einfältiger Mensch,“ fuhr der Chef der Warschauer Polizei ihn an, „das weiß ich längst auch ohne Sie. Aber wer sind die Rädelsführer, und auf wann ist der Ausbruch angesetzt? — Das zu erfahren ist von Wichtigkeit!“

„Excellenz, die Kadetten und die Ingenieurschüler —“

„Schweigen Sie!“ unterbrach ihn der Gewaltige zornig. „Daß diese dummen Jungen dabei sind, versteht sich von selbst; aber sie sind nur die Lehrbuben bei der Geschichte. Um sie bekümmere ich mich daher

auch nicht; die Führer will ich kennen, um dem Verschwörungskörper mit einem Streiche den Kopf abschlagen zu können. — Der Rumpf verblutet sich dann schon von selbst in unschädlichen Zuckungen."

Mackrodt versprach seinem Chef, Alles aufzubieten, um wenigstens eines von den Oberhäuptern der Verschwörung zu entdecken, und empfing dann noch verschiedene Instructionen über das, was er in den nächsten Tagen zu thun hätte, um der Fäden der Verschwörung habhaft zu werden.

Während diese Unterredung des Polizeimeisters mit seinem Spione Statt fand, standen in geringer Entfernung von seinem Palaste zwei junge Leute, eifrig, doch leise mit einander flüsternd.

Beide waren in große Mäntel gehüllt und hatten die Schirme ihrer Mützen so tief in die Stirn gezogen, daß es unmöglich war, auch nur einen Zug ihres Gesichtes zu erkennen.

„Der dicke Schurke ist schon wieder hinein zu dem General Roznieçki," sagte der Größere von Beiden. „Er erstattet ihm Bericht, doch dem Gotte Polens sei es gedankt, daß er bis jetzt noch nichts Wichtiges zu berichten hat!"

„Wo ich den Hund von Mackrodt treffe, wenn die Sache losgegangen ist," brummte der Andere, „da lasse ich ihn an dem nächsten Laternenpfahl aufhängen. — Aber wie lange soll es denn noch dauern, Wysocki? — Mir wird die Zeit schon beinahe zu lang."

„Mir ist sie das schon seit Wochen," entgegnete der mit dem Namen Wysocki Angeredete; „endlich aber sind wir am Ziele und es wäre gefährlich, noch länger zu zögern, denn die Sache hat bereits zu viele Mitwisser und nur zu leicht könnte sich unter ihnen ein Verräther finden."

„Und wann wird das Signal gegeben?" fragte der Zweite.

„Morgen Abend, wenn durch die Dunkelheit die Flammen des Dir bekannten Häuschens emporlodern, wird auf allen Punkten zugleich losgebrochen. Schlag sieben Uhr soll das geschehen und wo sich ein russischer Soldat blicken läßt, da wird er ohne Gnade niedergemacht. — Ich übernehme den Großfürsten. — Hast Du Dir schon einen Posten gewählt, Woronski?"

„Weise Du mir einen an," entgegnete Woronski, der auf diese Weise in das stürmische Leben eintrat, auf dessen Wogen er dann unablässig umhergeschleudert werden sollte. — „Weise Du mir einen an, je gefährlicher, desto besser."

„Damit kann ich dienen," entgegnete lachend Wysocki. „Das Wichtigste ist, der Masse des Volkes Waffen zu schaffen; dazu ist es nöthig, das Arsenal zu stürmen. Willst Du die Leitung des Sturmes übernehmen?"

„Mit Freuden!" entgegnete Woronski.

„Ueber Mangel an Gefahr wirst Du Dich da nicht zu beklagen haben," sagte Wysocki, „aber ich denke, wir Alle haben kein Kinderspiel übernommen."

„Wo gehst Du jetzt hin?" fragte Woronski.

„Ich mache die Ronde in den Kasernen," sagte Wysocki, „um zu sehen, ob Alles in Ordnung ist, dann aber muß ich mir die Gefährten zu dem Besuch bei dem allerungnädigsten Großfürsten Constantin auswählen."

„Ich will auch noch zu wirken versuchen und erforschen, ob bis jetzt Alles sicher ist," entgegnete Woronski.

Damit trennten sich die beiden Freunde, nach entgegengesetzten Richtungen ihren Weg verfolgend.

Am nächsten Tage, dem in die Geschichte Polens mit Strömen von Blut eingeschriebenen 29. November, herrschte in ganz Warschau den Tag über eine wahre Todtenstille, als aber die siebente Abendstunde herannahete, da wurden, wie auf Verabredung, alle Kaufmannsgewölbe geschlossen und die Blicke von Tausenden wendeten sich der Richtung zu, wo das verabredete Feuersignal aufsteigen sollte.

Endlich ertönten die sieben Schläge der zu dem Ausbruche der Revolution bezeichneten Stunde.

Aber es verging eine Minute nach sieben, es vergingen zwei, drei, fünf Minuten, und noch immer zeigte sich der ersehnte Feuerschein nicht.

Es bemächtigte banges Zagen sich der ganzen Bevölkerung und von Mund zu Mund ging ein ängstliches Flüstern: „Wir sind verrathen!"

Schon sah jeder Einzelne sich in der Gewalt der russischen Behörden und die Aengstlichsten dachten bereits daran, wie sie ihr Leben in Sicherheit bringen könnten.

Da endlich stieg das Feuersignal am Himmel empor, und wie aus einer Brust athmeten viele Tausende leicht auf, wie von einer furchtbaren Last befreit.

Ohne eine Ahnung dessen, was die nächsten Minuten bringen sollten, saß um diese Zeit der Großfürst Constantin, der Statthal-

ter Polens, in seinem Schlosse Belvedere, da eilte ein Trupp von nur sieben jungen Akademikern, geführt von Wysocki, auf die Schildwachen vor dem Hause zu und ehe die beiden Russen an Widerstand denken konnten, lagen sie blutend am Boden.

Aufgeschreckt durch den Lärm wollte die Wache in das Gewehr treten, aber die beiden Ersten, welche sich zeigten, wurden durch Pistolenschüsse niedergestreckt und die Anderen, welche nicht zu ihren Gewehren kommen konnten, wichen scheu in das Wachzimmer zurück, um ihr Leben zu retten, denn sie glaubten, das Schloß würde durch einen zahlreichen Volkshaufen bedroht.

Ohne weiter auf die Wache zu achten, stürmte Wysocki mit seinen sechs todesmuthigen Genossen die Treppe hinan, denn es galt den Großfürsten Constantin gefangen zu nehmen; dies kühne Unternehmen konnte aber nur im Augenblicke der ersten Ueberraschung gelingen, deßhalb that die größte Eile noth.

Als aber die sieben Verwegenen das erste Stockwerk erreichten, standen sie einen Augenblick still, denn sie wußten nicht, nach welcher Richtung sie sich wenden sollten.

„Rechts," rief einer von Denen, welche die Treppe zuletzt erstiegen hatten. „Dort sah ich einige Fenster erleuchtet, da also werden wir ihn finden!"

Und im raschen Laufe drangen sie in den Gang ein, auf den die verschiedenen Gemächer mündeten.

Aber schon war der kurze Augenblick des Zögerns hinreichend gewesen, den Großfürsten zu retten.

Bei dem Schalle der Schüsse war er aufgesprungen und mit dem wilden Jähzorn, der ihn characterisirte, auf die Thür zugeeilt; da wurde diese hastig aufgerissen und todtenbleich stürzte sein Kammerdiener herein.

Ohne dem Großfürsten Zeit zu lassen, eine Frage zu thun, rief er mit dem Ausdrucke des Entsetzens:

„Um Gottes Willen, retten sich Eure kaiserliche Hoheit, denn die Mörder folgen mir auf dem Fuße."

„Wer ist so frech —?" wollte der Großfürst fragen, aber der Kammerdiener ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Fort, fort, kaiserliche Hoheit!" rief er ängstlich; „ein wüthender Volkshaufe hat die Wache niedergemetzelt und viele hundert Mörder stürmen die Treppe herauf!"

Wie die Furcht des Kammerdieners die Zahl der Stürmenden verhundertfachte, wissen wir aus dem Vorstehenden, der Großfürst aber hatte keinen Grund, die Angabe des ihm treu ergebenen Dieners in Zweifel zu ziehen, und da in diesem Augenblicke die eilenden Fußtritte der Sieben in dem Gange vor dem Gemache hörbar wurden, ließ der Großfürst, zumal er keine Waffe zur Hand hatte, sich durch den treuen Diener in eine Thür drängen, welche nach dem rückwärtigen Theile des Schlosses führte, wo dasselbe an die Höfe und den Garten grenzte.

In eben dem Augenblicke riß Wysocki die Gangthür auf, die der Kammerdiener hinter sich wieder in das Schloß geworfen hatte.

Als er den Großfürsten erblickte, stieß er das laute Triumphgeschrei aus: „Wir haben ihn!“ und seine sechs Begleiter stimmten jubelnd ein.

Aber sie hatten zu früh triumphirt!

Noch ehe sie den Großfürsten erreichten, fiel die Thür zu, durch die er entfloh, und sie hörten, wie der Schlüssel in dem Schlosse umgedreht und wenige Secunden darauf eine zweite Thür zugeworfen wurde.

„Verdammt!“ rief Wysocki und stampfte mit dem Fuße auf den Boden. „Sollte er uns noch im letzten Augenblicke entkommen, während der Anfang so gut gelungen war?“

Wüthend rannte er gegen die Thür, um sie aufzusprengen, aber sie widerstand dem Angriffe.

„Warte!“ rief einer seiner Gefährten. „Ich weiß ein besseres Mittel!“

Dabei riß er eine Pistole aus dem Gürtel und feuerte sie gegen das Schloß der Thüre ab; diese sprang auf und alle Sieben stürzten der gegenüber liegenden Thür zu.

Derselbe Widerstand, dieselbe Beseitigung des Hindernisses.

So sprengten die jungen Männer nach einander noch drei Thüren, darüber aber ging so viel Zeit verloren, daß der Großfürst Constantin unangefochten den Hof erreichen konnte, an welchem die Stallungen lagen.

Unter der Thür des Stalles standen mehrere Stallknechte, mit bleichen Gesichtern nach dem Schlosse blickend, denn die wiederholten Schüsse in dem Innern der Gemächer erfüllten sie mit Furcht für ihr eigenes Leben. Wußten sie doch, daß sie als Russen und als Diener des Großfürsten den Polen beinahe eben so verhaßt waren, wie ihr Gebieter selbst.

Dieser aber, so glaubten die Stallleute, war bereits unter den Schüssen der Mörder gefallen, die — wie sie nicht zweifelten — in zahlloser Menge in das Schloß eingebrochen waren.

Da stürzte Großfürst Constantin in bloßem Kopfe, mit wildfliegenden Haaren, Wuth in den verzerrten Zügen, durch eine kleine Hinterthür auf den Hof.

„Ein Pferd!" schrie er den Stallknechten zu.

Diese aber schienen durch Schreck und Furcht erstarrt zu sein, denn keiner rührte sich.

„Ein Pferd!" wiederholte der Großfürst den Befehl mit einer Stimme, die mehr dem Gebrüll eines wilden Thieres glich, als dem Schrei eines Menschen.

Diesmal fand er Gehorsam, denn die Stallknechte sprangen sämmtlich den Stall hinein, den Befehl zu vollziehen.

Aber auch Wysocki und die Seinen hatten das Gebot gehört und nun erwachte in ihnen die Hoffnung, ihrer Beute habhaft zu werden.

Die letzte Thür war gesprengt und Fünf von den Sieben stürzten die Stiege hinab; die beiden Uebrigen traten an die Fenster, von wo sie hinab auf den Hof sehen konnten.

Schon wurde das Pferd gebracht, nur gezäumt, denn es zu satteln war keine Zeit, wenn der Großfürst seinen Verfolgern entrinnen wollte. Er griff nach dem Zügel, um sich auf den Rücken des Thieres zu schwingen, da rissen die beiden Akademiker die Fenster auf, an denen sie standen und feuerten ihre Pistolen ab auf den Großfürsten.

Eine der beiden Kugeln pfiff dicht an dem Ohre desselben vorbei, die andere schlug klatschend an die Stallwand.

In eben diesem Augenblicke stürzten Wysocki und seine vier Genossen auf den Hof und stürmten auf den Großfürsten zu.

Doch schon saß dieser auf dem Pferde; — einer der Stalldiener hatte die Geistesgegenwart gehabt, die Hofthüre zu öffnen, die nach dem Schloßpark führte und mit der geballten Faust wüthend zurück drohend, sprengte Großfürst Constantin durch die rettende Oeffnung.

Ihn zu verfolgen wäre vergeblich gewesen. Einen halbunterdrückten Fluch auf den Lippen, rief daher Wysocki seinen Gefährten zu:

„Hier ist nichts mehr zu thun! — Auf, nach Warschau!"

Im schnellsten Laufe kehrten die Sieben nach der Hauptstadt zurück, von wo ihnen schon das Getöse eines wilden Kampfes entgegenschallte; denn heiß ging es in den Straßen von Warschau zu.

Gleichzeitig waren die Offiziere, welche der nationalen Freiheit den Eid der Treue geschworen hatten, an der Spitze der von ihnen gewonnenen Soldaten aus den verschiedenen Kasernen hervorgebrochen und eine große Zahl ihrer Kameraden und der Mannschaften, die bisher noch nicht eingereiht waren, schlossen sich ihnen an, sobald sie erfuhren, um was es sich handelte.

Bald ertönten die unheimlichen Klänge der Sturmglocken; überall erschienen Lichter an den Fenstern, um den Freiheitskämpfern zu ihrem blutigen Werke zu leuchten; wildes Geschrei erschallte aus allen Richtungen; dazwischen knallten einzelne Schüsse und hier und dort hörte man das Röcheln Sterbender. Denn wo ein vereinzelter Russe gefunden wurde, der auf seinen Stellungsplatz eilen wollte, da fiel er unter den Streichen der Polen.

Ueberall sah man die Uniformen der Kadetten und der Zöglinge der Ingenieur-Akademie, einzelne Trupps führend, andere vereinigend oder mit Wort und Beispiel die noch Unentschlossenen anfeuernd, wo sie sich zeigten.

Allmälig aber sammelten sich dichtere Massen der Russen, die sich unter den Zurufen und Flüchen ihrer Offiziere von ihrem ersten Schrecken zu erholen anfingen und heißer, erbitterter wurde der Kampf.

Da erschallte der Ruf:

„Nach dem Arsenal!"

Wie ein elektrischer Funke zündete dieser Ruf unter der immer dichter sich drängenden Masse des Volkes, das der Mehrzahl nach nur mangelhaft mit Allem bewaffnet war, was im ersten Augenblicke als Wehr dienen konnte.

Da sah man Aexte, alte verrostete Piken, dazwischen Jagdgewehre und Büchsen, Messer, die an lange Stangen gebunden waren, auch Sensen, diese furchtbare und berühmte Waffe der polnischen Revolutionsmänner.

Von wildem Feuer ergriffen stürmten Tausende dem hochgewachsenen schönen jungen Manne nach, welcher mit geschwungenem Degen voraneilte, beständig den Ruf wiederholend:

„Folgt mir, Brüder! Auf nach dem Arsenal, uns Waffen zu holen!"

Dieser Führer war Graf Woronski, der so das Wort erfüllte, welches er seinem Freunde Wysocki gegeben.

Er hatte sich einen gefahrvollen Posten gewünscht, und — wahrlich, den fand er bei dem Arsenal.

Die Wichtigkeit dieses Postens erkennend und überzeugt, daß ihm der Hauptangriff der Polen gelten würde, hatten die Russen sich beeilt, das Gebäude zu besetzen, und als die kühnen Männer des Volkes und der Revolution die von außen zu den verschiedenen Stockwerken führenden Treppen hinanstürmten, um in das Innere des Gebäudes einzudringen, wurden sie mit einem mörderischen Feuer empfangen.

Aber die durch den lange genährten Nationalhaß fanatisch aufgeregte Menge ließ sich dadurch nicht abschrecken.

„Vorwärts! Vorwärts!" erschallte, den allgemeinen Lärm übertönend, die kräftige Stimme Woronski's, der auf eine wunderbare Weise von den russischen Kugeln verschont blieb, während neben und hinter ihm mancher Patriot blutend niedersank oder sich, schwer getroffen, an die Brüstung der Treppe lehnte, um nicht von den unablässig Nachdringenden unter die Füße getreten zu werden.

Aber auch von den an den Fenstern und oben auf der Treppe stehenden Russen fielen Manche unter den wohlgezielten Schüssen der Wenigen, die mit Jagdgewehren und Büchsen bewaffnet waren, und schon bekamen die Polen dadurch Luft, so daß sie Anstalt trafen, durch die schwächer besetzten Fenster einzudringen.

Hier und dort kletterten schon Einzelne darauf empor, da rasselten auf der Straße unter dem Arsenal schwere Räder und unmittelbar darauf donnerten Kanonenschüsse.

Es waren zwei russische Geschütze, welche mit Kartätschen unter die Menge feuerten, die auf dem Platze vor dem Arsenal Kopf an Kopf gedrängt stand.

Hunderte fielen unter dem mörderischen Hagel der kleinen eisernen Kugeln und es ertönte ein Schrei der Verzweiflung in dem dichten Gedränge.

Woronski, der schon den Augenblick nahe sah, wo ihm die Erstürmung des Arsenals gelingen würde, erkannte voll Schrecken die furchtbare Wirkung der Kartätschen und die Entmuthigung, die dadurch unter der Menge zu entstehen drohte.

Er beugte sich daher hinab über das Treppengeländer und rief mit dem ganzen Aufgebote seiner kräftigen, helltönenden Stimme:

„Drauf, meine Brüder! — Lasset ihnen nicht die Zeit, ihre Geschütze wieder zu laden und die Kanonen gehören Euch!"

Wäre seine Mahnung unmittelbar befolgt worden, so würden zahlreiche Opfer erspart worden sein; aber die Erschreckten zagten einen

Augenblick und dieser reichte hin, den russischen Artilleristen Zeit zu lassen, ihre Geschütze neu zu laden.

Wieder donnerten zwei Schüsse und wieder fielen Hunderte der Polen.

Nochmals wiederholte Woronski seinen Ruf:

„Stürmt die Geschütze, ehe sie nochmals geladen werden können! Stürmt muthig voran, denn jetzt habt ihr nichts zu fürchten!“

Aber Zaghaftigkeit begann unter den Polen einzureißen und schon wendeten Einzelne sich zur Flucht, da wurde der Muth Aller durch ein neues Ereigniß bis zur tollkühnsten Todesverachtung gesteigert.

Aus einer Seitenstraße drang ein Trupp von mehreren hundert Männern auf den Arsenalplatz.

Voran flatterte eine dreifarbige polnische Fahne und beinahe der ganze Trupp hatte eine gleichmäßige Bewaffnung guter Gewehre.

Das waren die Sieben von dem Belvedere, und Die, welche sie nach einer vorher schon getroffenen Verabredung während ihres Weges von dem Lustschlosse des Großfürsten bis zu dem Arsenale an sich gezogen hatten.

An der Spitze schritt Wysocki, der mit Gefühlen der Wuth die Kanonenschüsse gehört hatte und mit raschem Blicke die lähmende Wirkung derselben erkannte.

„Sieg, meine Brüder! Sieg!“ rief er. „Der Großfürst Constantin ist in unseren Händen! Lasset auch von den anderen Russen keinen entkommen!“

Wohl war die Freudenbotschaft falsch, aber Wysocki hatte sich in der Wirkung seiner Worte nicht geirrt.

Der Eindruck war eben so begeisternd bei den Polen, wie entmuthigend bei den Russen, welche die verhängnißvolle Nachricht ebenfalls gehört hatten.

Jetzt keine Furcht mehr kennend, an keine Flucht mehr denkend, drangen die Insurgenten, Wysocki folgend, auf die beiden Geschütze ein.

Wohl feuerte noch eines derselben; wohl war auch jetzt wieder die Wirkung furchtbar, aber die Stürmenden achteten nicht auf die Fallenden, und im nächsten Augenblick wurden die Artilleristen an ihren Geschützen niedergestoßen.

Die Kanonen mit ihrer Bespannung und dem Vorrathe an Munition waren in der Gewalt der Polen und deren Sache hatte dadurch einen mächtigen Beistand gewonnen.

Angefeuert durch den Sieg seines Freundes Wysocki und nicht ganz ohne Neid über dessen Triumph, verdoppelte Woronski seine Angriffe auf das Arsenal; der Widerstand wurde allmälig matter; vereinzelter erschallte das Feuern aus den Fenstern; von allen Seiten trug man Leitern herbei und legte sie unter den Fenstern an; da hielten die Russen jeden weitern Widerstand für vergeblich und es wurde aus einem Fenster des obern Stockwerkes als Zeichen der Ergebung ein weißes Tuch auf einem Bajonnet herausgesteckt.

Woronski gebot sogleich, das Feuern einzustellen, aber nur seinem wiederholten Rufen gelang es und noch mancher Russe blutete unter den Kugeln der erbitterten Polen.

Endlich verstummte das Feuern, die Thüren des Arsenals wurden geöffnet, und die Sieger drangen wie ein wildfluthender Strom hinein, um sich der hier angehäuften Gewehre zu bemächtigen.

Da schlich durch eine kleine Seitenthüre, auf die kein Angriff erfolgt war, weil man sie entweder nicht gekannt oder nicht beachtet hatte, ein Mann hervor, der sich in dem engen Gäßchen, auf welches die Thür führte, ängstlich und scheu nach beiden Seiten umsah und einen tiefen Seufzer der Erleichterung ausstieß, als er sie sowohl rechts wie links vollkommen menschenleer erblickte.

Rechts führte das Gäßchen auf den Platz vor dem Arsenale und links durch ein Thor auf einen Hof des Arsenales.

In dieser Richtung war Alles still, in der entgegengesetzten aber ertönte wilder Siegesjubel.

Gern hätte der Mann sich links gewendet, aber das Thor war verschlossen, und bot ihm daher keinen rettenden Ausweg, während er bei dem allgemeinen Freudenrausch, der auf dem Arsenalplatz herrschte, unbemerkt zu entkommen hoffte.

Zagend, und indem er mehrmals unentschlossen stehen blieb, schritt er dem Arsenalplatze zu, vor Furcht leichenblaß und am ganzen Leibe zitternd.

Wohl hatte er gegründete Ursache zur Furcht, denn er war — obgleich ein Pole, — ein Freund der Russen, was schon seine Anwesenheit in dem Arsenale während der Erstürmung desselben bewies und wurde er in diesem Augenblicke wilder Aufregung erkannt, dann durfte er kaum hoffen, sein Leben zu retten.

Als er die Ecke des Gäßchens erreichte, streckte er vorsichtig den Kopf vor, um wo möglich eine günstige Gelegenheit zu erspähen, die ihm gestattete, unentdeckt davon zu kommen.

In der That schien sich diese ihm zu bieten, denn Alles drängte noch fortwährend in das Arsenal, um Waffen zu erlangen und Die, welche sie schon erhalten hatten, hielten sich nicht auf, sondern eilten nach den verschiedenen Richtungen davon, aus denen ein beinahe ununterbrochenes Gewehrfeuer ertönte.

Der Arsenalplatz war daher nicht mehr dicht mit Menschen angefüllt; die noch Anwesenden aber drängten sich um das Arsenal zusammen und der übrige Theil des Platzes war leer, bis auf die Leichen, die noch auf demselben umherlagen.

„Gott sei Dank," seufzte der Mann, tief aufathmend, „ich werde entkommen können!"

Seine ganze Kraft zusammenraffend schoß er wie ein Pfeil aus dem Gäßchen hervor, oder wir hätten eigentlich sagen sollen, wie eine Kugel, weil er beinahe die Gestalt einer solchen hatte.

Schon war er etwa zwanzig Schritt fortgerannt, ohne aufgehalten zu werden, und er glaubte bereits glücklich eine auf den Platz mündende Straße zu erreichen, in der er Sicherheit zu finden hoffte, da kam Woronski die Stiege des Arsenales auf der Seite herab, auf welcher der Mann aus dem Seitengäßchen gekommen war.

Die über den freien Raum des Platzes hinspringende kugelrunde Gestalt erregte sogleich seine Aufmerksamkeit und kaum hatte er einen Blick auf den Flüchtling geworfen, da rief er den an dem Fuße der Treppe zunächst Stehenden zu:

„Haltet den nichtswürdigen Spion, den Mackrodt auf! — Der Hund muß hängen!"

Wohl sahen Einige sich bei Woronski's lautem Rufe um, aber zufällig kannte keiner von Denen, die den Ruf vernahmen, den dicken fünfnasigen Friseur, der den Ruf ebenfalls vernommen hatte und aus Schreck darüber beinahe zusammengebrochen wäre.

Aber er raffte sich auf und die Todesangst schien seinen dicken kurzen Beinen Flügel zu verleihen, so schnell flog er dahin.

Aber Woronski war nicht minder schnell.

Mit drei Sätzen erreichte er den Fuß der Treppe, zeigte Denen, die sein Ruf aufmerksam gemacht hatte, den Fliehenden und rief:

„Der Hallunke darf nicht entkommen, denn er hat mehrere Patrioten unglücklich gemacht und nach Sibirien gebracht."

Nun entstand eine wilde Hetze.

Der dicke Mackrodt hatte schon einen großen Vorsprung ge-

wonnen, und glaubte bereits seinen Verfolgern zu entgehen, als er, um eine Straßenecke biegend, unmittelbar neben sich eine offene Hausthür erblickte.

Er sprang hinein, warf sie hinter sich zu, und war dies nicht bemerkt worden, so durfte er hoffen, unentdeckt zu bleiben.

Er gönnte sich daher auch einen Augenblick der Ruhe, um Athem zu schöpfen; doch nur zu bald sollte der Unglückliche erfahren, daß seine Hoffnung vergeblich war.

In eben dem Augenblick, in welchem er die Hausthür hinter sich zuwarf, bog Woronski, welcher allen Verfolgern den Vorsprung abgewonnen hatte, um die Ecke der Straße. Er erblickte den Verfolgten zwar nicht mehr, aber er sah die Bewegung der Thür und konnte nicht in Zweifel sein, wo Mackrodt eine Zuflucht gesucht hatte. Sich zu Denen wendend, die ihm folgten, rief er:

„In jenes Haus ist der dicke Schurke gesprungen! — Jetzt kann er uns nicht mehr entgehen!"

Der Spion hörte diese Worte und eiskalt rieselte es ihm bei denselben durch alle Adern. Aber noch verlor er die Hoffnung nicht; denn nur zu wahr ist, was unser Schiller von dem Menschen singt:

„Und schließt er im Grabe d[illegible]den Lauf,
„Noch am Grabe pflanzt er [illegible]ffnung auf!"

Noch aber lag Mackrodt nicht im Grabe, und noch lebte daher in und mit ihm auch die Hoffnung.

Als er die Worte Woronski's hörte, rannte er, halb wahnsinnig, die Treppe zu dem ersten Stockwerke hinauf.

Er hoffte, hier irgend ein Versteck, eine Zufluchtsstätte, zu finden; aber krampfhaft rüttelte er an den Thüren, ohne daß eine sich ihm öffnete. Alle waren verschlossen, denn die Bewohner des Hauses waren sämmtlich Patrioten und ausgezogen zu dem heiligen Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes, und die etwa zurückgebliebenen Frauen und Kinder verhielten sich still und schweigend, ohne zu öffnen.

Schon aber tönten die Schritte der Verfolger auf der Treppe und Mackrodt flog in seiner Todesangst von Stockwerk zu Stockwerk, bis er endlich, die Verfolger immer dicht hinter sich, zu den öden Räumen eines Bodens gelangte.

„Und schließt er im Grabe den müden Lauf,
„Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf!"

Der Spion erblickte vor sich ein offenes Bodenfenster. — Auf

dem Dache — so flüsterte die Hoffnung ihm zu, findest du Rettung und Sicherheit, und mit einer Behendigkeit, die seiner Körperfülle spottete, erkletterte er die Fensterbrüstung.

In eben diesem Augenblicke erreichte ihn Woronski.

„Ich hatte geschworen, daß Du an einem Laternenpfahle hängen solltest," rief er, „aber wenn Du es vorziehst, Dir den Hals zu brechen, so soll Dir das gewährt sein."

Damit versetzte er der Fleischmasse, für die das Fenster beinahe zu eng war, einen heftigen Stoß, und mit einem gellenden Angstschrei stürzte Mackrodt auf das steile Dach hinaus.

Er kugelte an demselben hinunter, und in der nächsten Minute lag er, durch den vier Stockwerke hohen Fall zerschmettert, kaum noch kenntlich, auf dem Straßenpflaster.

Woronski trat beinahe bebend von dem Fenster zurück, als er dem Unglücklichen den Todesstoß versetzt hatte.

Der Verzweiflungsschrei Mackrodt's war dem jungen, aller lebendigen Eindrücke noch fähigen Manne durch Mark und Bein gegangen und im ersten Augenblicke nach der raschen That kam er sich beinahe vor, wie ein Mörder. Aber er ließ sich nicht die Zeit dazu, diesem Gedanken nachzuhängen, sondern eilte die Treppe wieder hinab, um sich in das Gewühl des Kampfes zu stürzen.

Er richtete auf die zerschmetterte Leiche des Spions kaum einen flüchtigen Blick und schnell hatte er den ganzen Auftritt vergessen, als er in einer der nächsten Straßen einen Reiter in der Uniform eines französischen Generals vorübersprengen sah, der von einigen bewaffneten Dienern umgeben war, und dem der laute Jubelruf folgte:

„Es lebe der General Chlopicki!"

Erfüllt von wilder Kampfeslust, die das heilige Feuer des Patiotismus entzündet hatte, eilte er dem General nach, und alle seine Freunde gaben ihm, als am nächsten Tage der erste Freiheitskampf siegreich beendet war, das Zeugniß, daß er mit wahrem Heldenmuth gekämpft hatte.

Sie versprachen ihm daher die ehrenvollste Laufbahn, als er, zu weiterem Kampfe für den Augenblick unfähig, durch eine zwar schmerzhafte, aber nicht gefährliche Wunde am linken Fuße an das Krankenlager gefesselt wurde.

So schließt der erste Akt von dem Lebensdrama des Grafen Woronski; aber wie wenig die Prophezeihungen seiner Freunde sich erfüllen sollten, das haben wir aus dem bereits ersehen, was wir

von dem Grafen Woronski sagten, von dessen zweitem Lebensakt wir nur einige kurze Mittheilungen machen wollen.

— — — — — — — — — — — — — —

Die polnische Insurrection von 1830 war nach einem heldenmüthigen Kampfe durch die russische Uebermacht besiegt, und die Anstifter und Theilnehmer derselben wurden entweder erschossen, nach Sibirien geschleppt, oder sie mußten als Flüchtlinge dem theuren Vaterlande den Rücken wenden.

Zu den Letztern gehörte auch der junge, schöne, geist- und kenntnißreiche Graf Woronski, dem die gütige Mutter Natur an seiner Wiege besonders gelächelt hatte, ihn ausstattend mit allen ihren reichsten Gaben.

War es Instinct, war es eine für sein Alter seltene Voraussicht, war es eine glückliche Benützung einer günstigen Gelegenheit; genug, während der Wirren des Freiheitskampfes hatte der junge Mann es klug verstanden, den größten Theil seines nicht unbedeutenden Vermögens so zu verwerthen, das er dasselbe baar oder in sicheren Werthpapieren bei sich trug, als er die Sache der Freiheit verloren geben mußte, und den Entschluß faßte, sich in das Ausland zu flüchten.

Unter mancherlei Gefahren entging er den russischen Verfolgern, wobei sein ukrainischer Renner ihm durch seine Ausdauer und Schnelligkeit die vortrefflichsten Dienste leistete. Schon war er der preußisch-schlesischen Grenze nahe, als er in einem Walde von der Nacht überrascht wurde.

Auch an diesem Tage war er eine weite Strecke lang von Kosacken verfolgt worden, so daß er den ganzen Tag keine andere Nahrung zu sich nehmen konnte, als die wenigen Bissen, die er zufällig bei sich trug.

Er fühlte sich daher sehr erschöpft und sein treues Thier drohte unter ihm zusammenzubrechen, als er endlich den Kosacken durch das schützende Dunkel des Waldes entgangen war.

Ein Nachtlager zu erreichen erschien ihm um so unmöglicher, als er die wilde Gegend, in der er sich befand, nicht kannte und daher auch nicht wußte, nach welcher Richtung er sich wenden sollte, ohne Gefahr zu laufen, seinen Verfolgern in die Hände zu gerathen.

Er war deshalb froh, als er an einen kleinen Bach kam, der seinem lechzenden Pferde und ihm selbst Labung bot, und dem Thiere

den Zaum abnehmend, warf er sich an dem Ufer des Baches auf dem weichen Rasen nieder, und war bald in einen tiefen, erquickenden Schlaf versunken.

Er wurde aus demselben durch lauten Lärm erweckt, und als er die Augen aufschlug, erblickte er in geringer Entfernung von sich auf einem mitten in dem Walde gelegenen freien Platze, den er durch die Zweige eines ihn selbst verdeckenden Gebüsches übersehen konnte, um ein Feuer gelagert mehrere wildaussehende verdächtige Gestalten.

Anfangs erschrak er, denn er fürchtete, es möchten seine Verfolger sein. Als er aber den Schlaf aus den Augen gerieben hatte, erkannte er leicht, daß er eine Bande von Schmugglern vor sich habe, wie deren während der polnischen Insurrection, wo die Grenzen auf russischer Seite an mehreren Punkten ganz unbewacht waren, ziemlich zahlreich gefunden wurden.

Von solchen Menschen hatte er, wie er glaubte, nichts zu befürchten, und da er sah, daß sie mit Speisen und Getränk reichlich versorgt waren, während ihn selbst Hunger und Durst plagten, erhob er sich von seinem Rasenlager, schritt dreist auf den Kreis der Schmuggler zu und sagte wie zu alten Bekannten:

„Guten Abend, meine Freunde!“

Ueberrascht durch die Anrede, und einen Ueberfall, oder wenigstens einen Verräther, fürchtend, sprangen Einige auf, und traten mit gespannter Pistole drohend auf ihn zu.

Woronski achtete indeß nicht auf diese drohende Haltung, warf sich, als gehörte er zu ihnen, nieder und sagte:

„Gebt mir etwas zu essen und zu trinken, denn mich hungert und durstet.“

Diese Ungezwungenheit schien den Schmugglern zu gefallen oder zu imponiren; sie gaben ihre feindselige Haltung auf, und Einer, welcher der Führer zu sein schien, fragte Woronski:

„Hast Du Geld, um zu bezahlen, was wir Dir geben?“

Die Antwort auf diese Frage konnte gefährlich sein, denn wenn die Schmuggler eine Ahnung von den bedeutenden Summen bekamen, die Woronski bei sich trug, erwachte leicht möglich bei ihnen die Lust, sich derselben zu bemächtigen, und auf ein Menschenleben würde es ihnen dabei warscheinlich nicht angekommen sein.

Woronski antwortete daher ohne alles Zögern:

„So viel bleibt mir allenfalls noch übrig, obgleich Ihr Euch wohl

leicht denken könnt, daß ein polnischer Patriot auf der Flucht vor den Russen nicht allzureichlich mit Geld versehen ist. — Hier habt Ihr Alles, was ich bei mir führe."

Damit reichte er Dem, welcher die Frage an ihn gerichtet hatte, seine Börse, die aus Vorsicht nur wenig Geld enthielt, während er die bedeutenden Summen, die er bei sich trug, an verschiedenen Theilen seines Körpers in seinen Kleidern versteckt hatte.

Der Schmuggler wies indeß die Börse mit einer gewissen Würde zurück und sagte:

„Wenn Du ein flüchtiger polnischer Patriot bist, wie Dein Aussehen es nicht bezweifeln läßt, so wäre es für uns eine Schande, Dir Deine paar Groschen abzunehmen und Du wirst dann hoffentlich unsere Gastfreundschaft nicht verschmähen."

Woronski nahm nicht nur diese Gastfreundschaft, die ihm sehr willkommen war, für den Augenblick an, sondern er benützte dieselbe auch noch einige Tage lang, um so mit Sicherheit über die streng bewachte preußische Grenze zu gelangen. Er fand sogar an der Gesellschaft, in die der Zufall ihn geführt hatte, ein gewisses Wohlgefallen, denn das abenteuerische Leben, welches er von da ab führte, schien in seiner Natur zu liegen, oder das Zusammenleben mit den Schmugglern war wenigstens nicht ohne allen Einfluß darauf.

Er blieb etwa acht Tage in dieser verdächtigen Gesellschaft, und während dieses Beisammenlebens schloß er — wie zum Scherze — mit einigen der Schmuggler eine Art von Freundschaft, die ihm bei den späteren Ereignissen seines bewegten Lebens mehrmals zum Vortheil gereichte und ihn durch bereitwillige Helfer aus manchen Gefahren befreite, ihm bei gewagten Unternehmungen manchen Beistand gewährte; ihm aber auch mehrfach Verlegenheiten bereitete.

Es ist indeß nicht unsere Absicht, dem Grafen Woronski auf seiner Abenteurerbahn Schritt für Schritt zu folgen, sondern es genügt uns, zu zeigen, wie er nach und nach zu dem Punkte kam, auf dem wir ihn unseren Lesern zum ersten Male vorführten. — — —

Viele Jahre waren seit der polnischen Revolution von 1830 verflossen, als in Berlin ein elegant gekleideter Herr in eines der reichen Juweliergewölbe trat, die an der eleganten Schloßfreiung liegen.

Er verlangte die Vorlegung einiger goldenen Schnupftabaksdosen, indem er einen ungefähren und ziemlich hohen Werth bestimmte.

Mit der freundlichen Bereitwilligkeit, welche einem solchen Kunden

gebührt, legte der Commis, der eben den Verkauf besorgte, die schönsten Dosen vor, es entsprach indeß keine dem Geschmacke des Käufers, und er äußerte dann noch den Wunsch, in Ermangelung einer Dose irgend einen andern Gegenstand von ungefähr gleichem Werthe zu kaufen, dessen er — wie er sagte — zu einem Geschenke bedurfte.

Es wurden ihm darauf mehrere Gegenstände verschiedener Art und von hohem Werthe vorgelegt, bis er sich endlich zu einem Brillantring entschied, den er, ohne zu handeln, bezahlte und in die Tasche steckte.

Mit einem vornehmen Kopfnicken wollte er sich darauf entfernen, da rief der Besitzer des Geschäftes, der während der letzten Verhandlungen seines Commis eingetreten war: „Halt, mein Herr, — Sie werden nicht gehen, bevor Sie die Brillantnadel herausgegeben haben, die Sie einsteckten, während Sie mit meinem Commis handelten.“

„Herr,“ rief Woronski mit dem aufbrausenden Zorne eines beleidigten Ehrenmannes, „wie können Sie sich unterstehen —“

Der Juwelier ließ ihn nicht aussprechen.

„Vom Unterstehen ist hier gar keine Rede,“ sagte er mit der größten Ruhe; „vielmehr sollten Sie mir die Schonung Dank wissen, daß ich nur die Rückgabe meines Eigenthums verlange und Sie nicht sofort der Polizei überliefere, wozu ich durch Ihren Diebstahl vollkommen berechtiget wäre.“

Doch Woronski ließ sich nicht einschüchtern.

„Diebstahl!“ wiederholte er mit gesteigerter Heftigkeit. „Herr, mäßigen Sie Ihre Ausdrücke, oder es wird Ihnen schlecht bekommen.“

„Sie wagen es noch, mir zu drohen?“ rief, nun auch heftig werdend, der Juwelier. „Da Sie einen solchen Ton anschlagen, werde ich meine anfängliche Schonung aufgeben und Sie der verdienten Strafe überliefern.“

„Herr Berger,“ wendete er sich darauf zu seinem Commis, „gehen Sie augenblicklich auf die Polizei, um Anzeige von dem Vorfalle zu machen. Ist der Polizeirath Eckert zugegen, so bitten Sie ihn, sich selbst her zu bemühen.“

Woronski hatte sich während des Streites der auf die Straße führenden Thür genähert und durch die Scheiben derselben hinausgesehen.

Allem Anscheine nach war es seine Absicht, zu entfliehen; allein es gingen draußen so viele Menschen hin und her, daß an ein Ent-

kommen nicht zu denken gewesen wäre. Ueberdies hätte er durch die Flucht nur die Anklage des Juweliers bestätigt. Er gab daher den Gedanken, zu entspringen, wieder auf, wenn er ihn überhaupt gehabt hatte, und schien einen andern Entschluß zu fassen.

Er kehrte sich wieder zu dem Juwelier um, der kein Auge von ihm wendete, und sagte mit würdevoller Ruhe:

„Ich habe nichts dagegen, daß Sie die Polizei holen lassen, aber ich erkläre Ihnen auf das Bestimmteste, daß kein Anderer, als ein höherer Beamter, mich untersuchen darf, mag das nun der von Ihnen genannte Rath Eckert sein, oder ein Anderer, ihm im Range Gleichstehender."

„Das wird sich finden!" entgegnete gleichgiltig der Juwelier. „Darüber haben Sie nicht zu entscheiden, sondern die Polizei."

Mit stolzer Ruhe ließ Woronski sich auf einem der Sammtfauteils nieder, die in dem Gewölbe standen, und wartete so in gemächlicher Haltung die Ankunft des Polizeibeamten ab.

Dieser erschien nach etwa einer halben Stunde, und da es wirklich der Polizeirath Eckert war, der berühmte Diebesfänger jener Zeit, erklärte Woronski sich willig, denselben die Untersuchung an sich vornehmen zu lassen, nachdem er sich mit der Haltung eines hohen Herrn bitter über die Anklage des Juweliers beschwert hatte.

Die ganze Erscheinung und das Wesen Woronski's machten auf den Polizeirath Eckert, der sich auf die Physiognomien und die Haltung von Spitzbuben aller Gattungen doch gewiß verstand, einen solchen Eindruck, daß er dem Juwelier zuflüsterte:

„Ich fürchte, mein lieber Freund, Sie haben einen Mißgriff begangen, und werden sich durch diese Anklage Unannehmlichkeiten bereiten."

„Ich bin meiner Sache zu gewiß, Herr Polizeirath," entgegnete der Juwelier eben so leise.

Woronski, dessen scharfem Gehöre die beiden Aeußerungen nicht entgangen waren, und der während derselben einen Moment hinter dem Polizeirath gestanden hatte, lächelte [illegible] bei den Worten des Juweliers und sagte dann:

„Darf ich bitten, Herr Polizeirath, dem lästigen [illegible] so [illegible] als möglich ein Ende zu machen? — Ich erkläre mich bereit, mich vor Ihnen, aber nur [illegible] [illegible], bis zum ganzen Körper [illegible] zu lassen. [illegible] genau und so [illegible] zu Ihrer [illegible]."

Die Durchsuchung konnte natürlich in dem Gewölbe nicht stattfinden; Woronski ging daher, begleitet von den Polizeirath Eckert und den Juwelier, nach dem kleinen Schreibzimmer des Letztern, welches hinter dem Gewölbe lag.

Als sie hier eintraten, wendete der Polizeirath sich zu Woronski mit der Frage:

„Wer sind Sie, mein Herr?"

Woronski zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann aber sagte er rasch:

„Ich wünschte eigentlich, Ihnen meinen Namen zu verschweigen, damit Niemand erfahren könnte, welch eine unwürdige Anklage auf demselben lastet; da indeß meine Rechtfertigung im nächsten Augenblick erfolgen muß, nehme ich keinen Anstand, Ihnen hier meine Karte zu überreichen, die Ihnen meinen Namen so wie meine Wohnung sagt." Bei diesen Worten nahm er aus seiner Westentasche eine Visitenkarte mit dem Namen: Le Prince de Rosenstein, überreichte sie dem Polizeirath und fügte dann hinzu: „Sagen Sie mir jetzt, was ich zu thun habe, Herr Polizeirath, denn ich weiß, daß ich mich, zumal in einem fremden Lande, den Anordnungen der Polizei fügen muß."

„Ich bedaure, Eure Durchlaucht," sagte der Polizeirath, „daß die Umstände mich zu der größten Strenge der Durchsuchung zwingen, — wenn Herr Edelheim nämlich auf seiner Anklage beharrt," wendete er sich zu dem Juwelier.

„Das muß ich allerdings," entgegnete dieser; „denn ich sah es zu deutlich, wie der Herr das Etui mit der Brillantnadel, die für mich selbst einen Werth von 500 Thalern hat, mit einem schnellen Griffe in die Brusttasche seines Rockes steckte."

„Wenn Sie das so gewiß gesehen haben," sagte Woronski lächelnd und mit spöttischem Tone, „dann muß sich das Etui noch darin befinden; haben Sie daher die Güte, Herr Polizeirath, zuerst meine Brusttasche zu untersuchen."

Mit einer Ruhe und Gelassenheit, als wäre er bei der ganzen Sache nur eine Nebenperson, knöpfte Woronski seinen Rock auf und bat den Polizeirath, ihn zu visitiren.

Rath Eckert that dies, nahm aus der Tasche ein elegantes Portefeuille, fühlte dann in den Ecken umher und sagte:

„Hier ist nichts!"

Herr Edelheim schien zu erschrecken, und mit unsicherer Stimme

machte er die Bemerkung, dann würde sich das Etui wohl in einer andern Tasche finden.

Die Durchsuchung wurde darauf mit aller Strenge fortgesetzt, und Woronski bestand selbst darauf, sich bis auf das Hemd zu entkleiden, damit seine Genugthuung vollständig sei, wie er sagte.

Und sie war es!

Das Etui mit der Brillantnadel fand sich nicht bei ihm vor, und der Polizeirath Eckert sagte mit einer achtungsvollen Verbeugung:

„Ich spreche nochmals mein Bedauern aufrichtig aus, daß meine Pflicht mir diesen Zwang auferlegte, und erlaube mir nur noch die Bitte, dem Herrn Edelheim den Mißgriff zu verzeihen, den er begangen hat.“

„Es geziemt meinem Range nicht, für eine solche Beleidigung durch die Bestrafung für Ehrenbeleidigung Genugthuung zu verlangen,“ entgegnete Woronski mit dem vornehm-stolzen Tone, den er schon mehrmals angeschlagen hatte. „Ich werde mich daher mit einer Abbitte und Ehrenerklärung des Herrn Edelheim hier in Ihrer Gegenwart, Herr Polizeirath, begnügen, und rechne es mir zugleich zur Ehre und zum Vergnügen an, bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft eines Mannes gemacht zu haben, der es versteht, die Strenge seines Amtes mit dem Benehmen eines Cavaliers zu vereinigen.“

Er verneigte sich bei diesen Worten leicht gegen den Polizeirath, und dieser dankte durch eine ehrerbietige Verbeugung für das Compliment, welches Der ihm gezollt hatte, den er für einen Fürsten hielt.

„Sind Sie bereit, dem gnädigen Herrn die verlangte Genugthuung zu gewähren?“ fragte er darauf den Juwelier, und Herr Edelheim antwortete heftig und kurz:

„Da sich der entwendete Gegenstand nicht gefunden hat, muß ich allerdings gestehen, mich geirrt zu haben, und ich bitte daher den Herrn, mir zu verzeihen.“

Woronski, der sich im Laufe dieser Verhandlungen wieder angekleidet hatte, sagte mit geringschätzendem Tone:

„Ich bin zufrieden, erlaube mir aber den Rath, in Zukunft sich bessere Augen anzuschaffen und weniger vorlaut zu sein.“

Der Juwelier biß sich, über diese Zurechtweisung erröthend, auf die Lippen, Woronski aber fragte den Rath Eckert:

„Ist es mir jetzt gestattet, mich zu entfernen?“

„Eure Durchlaucht,“ entgegnete der Polizeirath mit einer Höflich-

keit, die man bei den Männern seines Amtes selten findet, „ich spreche nochmals mein aufrichtiges Bedauern über die Sache aus, und bitte, mich mit meiner Amtspflicht zu entschuldigen.“

„Sie haben sich bei der Ausübung derselben wie ein Ehrenmann benommen,“ sagte Woronski, grüßte artig den Polizeirath, und entfernte sich, ohne den Juvelier nur eines Blickes zu würdigen.

Kaum war er gegangen, als Herr Edelheim heftig ausrief:

„Mag der Teufel wissen, wo er das Etui hinbrachte; aber ich bleibe doch noch dabei, daß er es gestohlen hat, und ich bin um meine 500 Thaler durch einen Betrüger der abgefeimtesten Sorte gebracht.“

„Lieber Freund,“ sagte Rath Eckert, der ein guter Bekannter des Juweliers war, „ich glaube, mich auf die Beurtheilung der Menschen zu verstehen, und bin daher der Meinung, daß Sie sich irren, und daß Sie den vermißten Gegenstand irgend wo vorfinden werden. Halten Sie daher die sorgfältigsten Nachsuchungen und haben Sie jedenfalls die Güte, mich von dem Erfolge derselben zu benachrichtigen.“

Herr Edelheim versprach dies, und der Polizeirath Eckert entfernte sich.

Noch an demselben Abend erhielt er von Herrn Edelheim die Anzeige, die Brillantnadel habe sich nirgend vorgefunden, sie sei also ganz sicher entwendet worden und es stände die Ueberzeugung, daß der wahrscheinlich nur vorgebliche Fürst Rosenstein der Dieb sei, bei ihm fester als je.

Rath Eckert schüttelte bei dem Empfang dieser Nachricht den Kopf, denn der Gedanke, durch einen abgefeimten Betrüger hinter das Licht geführt worden zu sein, beleidigte den polizeilichen Stolz seines Scharfsinnes und seiner Menschenkenntniß. Die Sache wurde ihm selbst indeß nun allerdings verdächtig, und er beschloß, den Fürsten Rosenstein nicht aus dem Auge zu lassen.

Um für den Augenblick wenigstens einige Gewißheit über denselben zu erlangen, sendete er augenblicklich einen seiner zuverlässigsten Agenten mit der von Woronski erhaltenen Visitenkarte nach der Stadt Rom, um sich daselbst erkundigen zu lassen, ob der Fürst wirklich dort wohnte, und wenn dies der Fall wäre, ihn wo möglich selbst zu sehen, jedenfalls aber Näheres über seine Lebensweise und seine Verhältnisse zu erkunden.

Der Agent kehrte mit der Meldung zurück, der Fürst Rosenstein wohne allerdings seit 14 Tagen in dem Hotel zur Stadt Rom,

er wäre indeß nur selten zu Hause, und er, der Agent, hätte ihn daher auch nicht sehen können, über die Verhältnisse des Fürsten jedoch so viel erkundet, daß derselbe die vornehmsten Kreise Berlins besuche und allem Anscheine nach sehr reich sei, obgleich er weiter keine Bedienung bei sich hätte, als einen Jäger und einen Kammerdiener.

Bei diesen vollkommen zuverlässigen Nachrichten wußte der Rath Eckert sich noch weniger als vorher den Zusammenhang des angeblich und muthmaßlich wirklich verübten Diebstahles zu erklären, oder doch nicht anders, als daß er denselben einer Art Idiosinkrasie zuschrieb, wie schon mancher vornehme Herr sie gehabt hatte, wofür ihm das Beispiel des besten aller Könige von Frankreich einfiel, Heinrich's IV., von welchem es bekannt ist, daß er dem Reize nicht widerstehen konnte, im Spiele zu betrügen und werthvolle Gegenstände einzustecken, wenn er es unbeachtet thun konnte.

Freilich wurde er dafür nicht als Dieb bestraft, denn erstlich war er ein König, und bekanntlich hängt man nur die kleinen Diebe; außerdem aber ersetzte er regelmäßig am nächsten Morgen den im Spiele verübten Betrug mit königlicher Großmuth und schickte ebenso die entwendeten Gegenstände zurück, oft sogar noch begleitet von einem werthvollen Geschenke als Schadloshaltung für den Verdruß oder die Sorge des Bestohlenen.

Der Polizeirath Eckert erwartete daher auch von dem Fürsten Rosenstein eine solche Entwickelung des von demselben ganz offenbar begangenen Diebstahles, bei dem er sich nur nicht zu erklären wußte, wo derselbe das Etui mit der Brillantnadel hingebracht hatte.

In dieser Erwartung saß er an dem nächsten Morgen bei seinem Frühstück, als ihm gemeldet wurde, der Baron Wildenburg wünsche ihn zu sprechen.

Er kannte den Baron als einen der angesehensten und reichsten Cavaliere, bat ihn daher augenblicklich einzutreten und ging ihm bis an die Thür entgegen, um ihn zu begrüßen.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Baron?“ fragte Rath Eckert, und lud den Baron durch eine Handbewegung ein, sich zu setzen.

„Es ist eine eigenthümliche Angelegenheit“, entgegnete Herr von Wildenburg, nachdem er Platz genommen hatte, „in der ich mir Ihren Rath und Ihren Beistand erbitten möchte.“

„Ich stehe mit Vergnügen zu Dienst, Herr Baron,“ entgegnete der Polizeirath. „Um was handelt es sich?“

„Ich bin das Opfer einer Betrügerei, die so fein angelegt ist, daß ich dafür bei den Gerichten nicht einmal Genugthuung erhalten könnte, sondern vielmehr durch eine Klage gegen den Betrüger Gefahr liefe, wegen Ehrenkränkung oder Verleumdung bestraft zu werden.“

„Sie machen mich wirklich neugierig, Herr Baron,“ sagte Rath Eckert gespannt, „denn Sie wissen wohl, daß es zu meiner Amtspflicht gehört, Betrügereien aller Art zu studiren, und ich gestehe Ihnen sogar, daß ich dieses Studium zu meiner Lieblingsbeschäftigung gemacht habe.“

„So hören Sie, Herr Polizeirath,“ sagte Baron Wildenburg. „Sie werden hier Stoff zu Ihrem Lieblingsstudium finden, denn der Betrüger ist offenbar keiner der gewöhnlichen Sorte, und hat es in seiner Kunst schon zu einer großen Virtuosität gebracht.

„Gestern Mittag,“ fuhr der Baron fort, „war ich bei einem großen Diner, und der Zufall hatte mich zum Nachbar eines Herrn gemacht, dessen Aeußeres, so wie sein ganzes Wesen, ihn als ein Mitglied der guten Gesellschaft, ich darf sogar sagen, der vornehmen Welt, bezeichnete.

„Im Laufe der Unterhaltung bemerkte ich an seinem Finger einen blitzenden Solitär. Ich bin ein Freund und — wie ich wohl sagen darf, — ein Kenner von Diamanten. Ich bat ihn daher, mir den Ring zu zeigen, und er that es mit der größten Bereitwilligkeit. — Ich mußte das seltene Wasser des Steines, sein beinahe noch selteneres Feuer bewundern, und fragte meinen Nachbar, ob und für welchen Preis er mir den Ring verkaufen wollte.“

„Ich verkaufe ihn nicht,“ entgegnete er, „denn er ist als ein theures Andenken an eine mir unvergeßliche Person für mich von unschätzbarem Werth; für Sie, mein geehrter Herr, wäre er aber vollkommen werthlos, denn so schön der Stein auch aussieht, ist er dennoch unecht!“

„Unecht?“ rief ich verwundert aus. „Das ist nicht möglich!“

Nochmals besah ich mir den Solitär, der mit echten Perlen umgeben, und zwar altväterisch, aber sehr solid gefaßt war, ganz genau. Ich überzeugte mich, daß er so echt wie nur immer möglich sei, und ich sagte daher:

„Sie sind im Irrthum, mein Herr, wenn Sie das Andenken bisher als einen unechten Stein betrachtet haben, und zum Beweise, daß ich Recht habe, biete ich Ihnen für den Ring zweitausend Thaler.“

„Mein Herr," entgegnete mein Nachbar, „Sie führen mich in eine peinliche Versuchung, denn ich befinde mich eben in einiger Geldverlegenheit, so daß ich mich beinahe verlocken lassen könnte, mich von dem theuren Andenken zu trennen und Ihr Gebot anzunehmen, müßte ich mich nicht fürchten, mich dadurch einer Art von Betrug schuldig zu machen. Denn ich gebe Ihnen nochmals die Versicherung, daß der scheinbare Solitär ein allerdings vortrefflich gearbeiteter pierre de Strass ist."

„Die Zuversicht, mit welcher diese Worte gesprochen wurden, machten mich an meiner Steinkenntniß irre.

„Ich sagte daher:

„Würden Sie mir den Ring auf eine Viertelstunde anvertrauen, um ihn von meinem Juwelier taxiren zu lassen?"

„Mit dem größten Vergnügen," entgegnete er; „Sie werden aber sehen, daß er den Werth der kleinen Perlen und der Fassung nur auf wenige Thaler angibt."

„Wenn das ist," erwiederte ich, meiner Sache gewiß, lachend, „dann verzichte ich auf den Kauf; wenn er ihn aber als echt taxirt?"

„Dann nehme ich Ihr Gebot an," entgegnete der Besitzer des Ringes, „denn ich darf mein Gewissen beruhigt fühlen, indem ich Ihnen nochmals die Versicherung gebe, daß der Stein nur ein pierre de Strass ist."

„Ich ließ meinen Bedienten rufen," fuhr der Baron von Wildenburg fort, „schickte ihn zu dem Juwelier, den ich durch zwei Zeilen bitten ließ, den Ring zu taxiren und nach einer Viertelstunde erhielt ich die Antwort, der Ring wäre unter Brüdern seine achtzehnhundert bis zweitausend Thaler werth."

„Nun also?" fragte ich meinen Nachbar, indem ich ihm den Ring gab, den er sogleich wieder an den Finger steckte.

„Ich nehme Ihr Gebot an," sagte er, „und trenne mich, wenn auch mit schwerem Herzen, von dem Andenken."

„Mit diesen Worten zog er den Ring vom Finger, drückte ihn an seine Lippen und sagte mit vor Rührung bebender Stimme:

„Verzeihe es mir, Du theurer Verstorbener, daß ich mich von Deiner Liebesgabe trenne; die Noth möge mir als Entschuldigung dienen."

„Dann stand er auf und sagte mit laut erhobener Stimme:

„Meine Herren, ich nehme Sie sämmtlich zu Zeugen, daß ich diesen Ring meinem Herrn Nachbar für den Preis von 2000 Thalern übergebe, indem ich öffentlich und feierlich erkläre: Der Stein ist unecht!"

„Dann übergab er mir den Ring und ich war froh über den Handel, der mir sehr vortheilhaft zu sein schien.

„Ich hatte zufällig, ehe ich zu dem Diner ging, bei meinem Banquier eine bedeutende Summe erhoben, so daß ich den Kaufpreis gleich in Kassenanweisungen bezahlen konnte.

„Der Verkäufer strich das Geld ein, und sagte dabei:

„Sie haben mir durch Ihre eigenthümliche Liebhaberei einen sehr großen Dienst erwiesen, denn ich wünschte schon seit einiger Zeit in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit eine Reise zu unternehmen, aber es fehlte mir dazu an den nöthigen Mitteln; Sie haben mich in den Besitz derselben gebracht und so werde ich denn schon in der nächsten Stunde auf dem Wege nach Frankreich sein."

„Mit diesen Worten erhob er sich, grüßte die Gesellschaft und verließ den Speisesaal."

„Und der Ring?" fragte der Polizeirath, welcher der Erzählung des Barons mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„War unecht!" entgegnete Baron Wildenburg mit einem schmerzlichen Seufzer. „Ich bin um 2000 Thaler geprellt, denn als ich diesen Morgen zu meinen Juwelier ging, um dem Ringe, den ich weiter nicht betrachtet hatte, eine moderne Fassung geben zu lassen, sagte Herr Edelheim lächelnd:

„Herr Baron, die Kosten ist der Straß nicht werth!"

„Ich betrachtete nun selbst erst den vermeintlichen Solitär genau, und überzeugte mich mit Schrecken, daß mir ein nichtswürdiger Betrug gespielt worden war. — Offenbar muß der Betrüger in dem Besitze von zwei scheinbar ganz gleichen Ringen gewesen sein und den unechten in dem Augenblicke untergeschoben haben, als er nach dem mit heuchlerischer Rührung aufgedrückten Kusse mir den Gegenstand unseres Handels übergab."

Mit einem sehr kläglichen Gesichte schloß Baron Wildenburg die Geschichte des ihm gespielten Streiches.

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Baron," sagte darauf Herr Eckert, „daß ich mich geneigt fühle, vor Ihrem Betrüger eine Art von Achtung zu hegen, denn er hat den Streich auf eine ganz besonders raffinirte Art ausgeführt. Wenn er es aber auch verstand, sich gegen die Criminaljustiz den Rücken zu decken, so hoffe ich doch, daß die Polizei ihn in ihre Zange bekommen, und für den Ihnen gespielten Betrug tüchtig zwicken wird."

„Glauben Sie, daß ich dadurch zu meinem Gelde komme?“ fragte der Baron.

„Das kann ich freilich nicht versprechen,“ entgegnete der Polizeirath, „möglich ist es indeß wohl. — Vorläufig haben Sie nur die Güte, mir den Namen des Betrügers zu sagen, den Sie mir bisher immer noch nicht nannten.“

„Weil ich ihn selbst nicht weiß,“ sagte Baron Wildenburg seufzend.

„Das ist freilich schlimm,“ meinte Herr Eckert. „In Ermangelung des Namens geben sie mir also seine Personalbeschreibung. Vielleicht gelingt es mir danach, ihn ausfindig zu machen.“

Eben wollte Baron Wildenburg diesem Verlangen entsprechen, als der Bediente des Polizeirathes eintrat.

„Gnädiger Herr,“ sagte er, „Sie haben das hier in der Tasche Ihres Rockes vergessen, den Sie gestern anhatten.“

Dabei legte er ein kleines, elegantes Etui auf den Tisch und entfernte sich wieder.

Hastig griff der Polizeirath nach dem Etui, öffnete es und — eine kostbare Diamant-Busennadel blitzte ihm entgegen.

Bei diesem Anblick stampfte er zornig mit dem Fuße und brummte halblaut vor sich hin:

„Verdammt! So angeführt zu sein! — Daß mir so etwas passiren mußte. — Aber warte nur, Kerl, du sollst deinen Lohn dennoch bekommen, oder ich will nicht Eckert heißen!“

„Was ist Ihnen denn?“ fragte Baron Wildenburg verwundert. „Sie scheinen ja ganz aufgeregt zu sein, Herr Polizeirath?“

„Das bin ich auch!“ entgegnete Herr Eckert; aber ohne sich auf eine weitere Erörterung seines Unmuths einzulassen, sagte er darauf:

„Diese Tuchnadel setzt mich in den Stand, Ihnen die Beschreibung des pfiffigen Betrügers zu geben, um die ich Sie vorhin bat, und der an mir selbst einen Betrug ausgeübt hat, der wo möglich noch feiner ist, als der mit dem echten und dem falschen Ringe.“

Er beschrieb darauf die ganze Persönlichkeit Woronski's Zug für Zug mit der scharfen Auffassung eines geübten Polizeiauges, und Baron Wildenburg erkannte ebenfalls Zug für Zug seinen Ring-Escamoteur.

„Nun, zum Glück hat der Betrüger es mir leicht gemacht, ihm meinen Beifall für das Taschenspieler-Kunststückchen zu zollen, das er

zu meinem persönlichen Amüsement gemacht hat, und ich hoffe, Ihnen bald den echten Ring einhändigen zu können; jetzt aber werden Sie mir verzeihen, wenn ich Sie bitte, mich zu verlassen, damit ich keine Zeit verliere, uns unsern Maun zu holen."

Baron Wildenburg ging, und zwei Minuten später folgte ihm der Polizeirath Eckert, um sich auf der Polizei die nöthige Assistenz zu holen, und mit dieser nach dem Hotel zur Stadt Rom zu eilen.

„Ist Fürst Rosenstein zu Hause?" fragte der Polizeirath den Portier.

„Er wird noch schlafen," entgegnete dieser, „denn seine Durchlaucht waren diese Nacht auf der Soirée des französischen Gesandten."

„So werde ich mir die Freiheit nehmen, seine Durchlaucht zu wecken," entgegnete der Polizeirath, der in dem Hotel bekannt war, und gegen dessen Anordnungen deshalb Niemand einen Widerspruch wagte.

Er ließ sich die Nummer von dem Zimmer des Fürsten sagen und trat ohne alle Ceremonie unangemeldet in dasselbe ein.

Das erste Zimmer diente als Vorgemach und war daher leer.

Den Lärm nicht vermeidend, öffnete der Polizeirath die Thür des zweiten Zimmers und schritt auf das in dem Hintergrunde desselben stehende Bett zu, in welchem er einen Schläfer erblickte.

Dieser fuhr bei dem lauten Geräusche empor und rief unwillig: „Wer untersteht sich, mich auf solche unverschämte Weise zu wecken?"

Rath Eckert blieb wie gelähmt stehen, denn Der, welcher sich mit zornfunkelnden Blicken in dem Bette aufrecht gesetzt hatte, war nicht der Gesuchte, und der Mann der Polizei, der Diebesfänger, der stolz auf seine List und Klugheit war, sah sich zum zweiten Male durch den listigen Betrüger geprellt, der sowohl ihn selbst, wie den Baron Wildenburg und den Juwelier Edelheim auf die schlaueste Weise angeführt hatte. Offenbar hatte er eine Visitenkarte des Fürsten benutzt, um von seiner Spur abzulenken.

Der Polizeirath entschuldigte sich gegen den Fürsten Rosenstein, der diese Entschuldigung durch einige sehr energische Flüche beantwortete, mit einer Verwechselung der Stubennummern bei der Verfolgung eines sehr gefährlichen Verbrechers, und verließ die Stadt Rom, erfüllt von einem Zorne, einer Wuth, die er, wenn auch nur mit großer Mühe, unterdrückte, weil er fühlte, daß er, der berühmte Diebesfänger, sich dem allgemeinen Spotte, und selbst dem seiner Untergebenen,

aussetzen würde, wenn er sich zu sehr merken ließ, wie es ihn verdroß, angeführt zu sein.

Sich selbst aber legte er das Gelübde ab, nicht zu ruhen noch zu rasten, bis er den frechen Betrüger ausfindig gemacht hätte, der ihm zwei so boshafte Streiche spielte, wie noch keiner der abgefeimtesten Spitzbuben, mit denen er bei seiner langen polizeilichen Laufbahn in Berührung gekommen war.

Es wurde daher die ganze Polizei aufgeboten, um den pfiffigen Betrüger zu entdecken; in allen Hotels, allen Gasthöfen, bis herab zu denen des niedrigsten Ranges, wurde unter genauer Angabe des Signalements nachgeforscht; alle polizeilichen Angaben einpassirter Fremder wurden in den verschiedenen Polizeivierteln nachgeschlagen; wer irgend wie verdächtig erschien, der wurde von den gewitzigsten Polizeidienern in Augenschein genommen, aber der Gesuchte war nicht zu entdecken.

Gleichwohl mehrten sich die Anzeigen von verübten Betrügereien verschiedener Art; viele derselben waren mit gleicher Schlauheit ausgeführt, wie die beiden erzählten Fälle, und Alles ließ vermuthen, daß sie sämmtlich von einer und derselben Person herrührten.

Der Polizeirath Eckert gerieth in eine Art von Verzweiflung, daß es ihm durchaus nicht gelingen wollte, den wichtigen Fang zu thun, von dem er gewissermaßen seinen ganzen Ruf als Diebesfänger abhängig sah.

Aber alle seine Bemühungen, so wie der fortwährend durch die glänzendsten Versprechungen angefeuerte Eifer seiner Untergebenen, blieben ohne Erfolg.

Der Hauptgrund dieser Erfolglosigkeit lag darin, daß Woronski gar nicht in Berlin wohnte, sondern in Potsdam, von wo er zu seinen Expeditionen nach Berlin herüber kam, um Abends dahin zurückzukehren, wenn er es nicht vorzog, die Nacht in einem Absteigeqartier zuzubringen, das er sich genommen hatte.

Die Streiche des neuen Cartouche waren bekannt geworden und hatten die allgemeine Neugier erregt; da wurde bei einem der Minister die Soirée gegeben, welche zu dieser Saison eine von dessen Amtspflichten bildete.

Die glänzendste Gesellschaft war in den festlich erleuchteten Sälen des Minister-Hotels versammelt, selbst einige Mitglieder der königlichen Familie beehrten die Soirée durch ihre Gegenwart, und es herrschte eine allgemeine, so anständige Fröhlichkeit, wie sie den Kreisen der höhe-

ren Stände, welche sich vorzugsweise die gute Gesellschaft nennen, nach den strengen Gesetzen der Etikette erlaubt ist, da trat mit ängstlichem Wesen der Kammerdiener des Ministers zu seinem Herrn und flüsterte mit sichtlicher Aufregung:

„Eure Excellenz, ich sah in Ihrem Arbeitscabinet Licht und hörte Geräusch, und da ich weiß, daß es nicht zu den Gesellschaftsräumen zugezogen wird, obgleich es unmittelbar an das letzte Zimmer derselben stößt, kam mir die Sache verdächtig vor. Ich trat daher durch die kleine Seitenthür ein, zu welcher Eure Excellenz mir den Schlüssel anvertraut haben, und als ich die Thüre öffnete, sprang ein Mann, der an Ihrem Schreibtische beschäftiget gewesen war, das auf demselben stehende Licht ausblasend, durch die Thüre, welche in die Gesellschaftszimmer führt; die, wie ich wußte, verschlossen war, die er also zuvor mit einem Nachschlüssel geöffnet haben mußte."

Der Minister war durch diese Mittheilung seines Kammerdieners offenbar sehr unangenehm berührt, und fragte hastig:

„Wann geschah das?"

„Vor einem Augenblick," entgegnete der Kammerdiener, „denn ich sprang dem Menschen nach, in der Hoffnung, ihn in dem hell erleuchteten Zimmer zu erkennen, aber er hatte vor die Thür einen Stuhl geworfen, den ich in der Dunkelheit nicht sah: ich fiel deshalb darüber nieder, und als ich in das nächste erleuchtete Gemach trat, war der Mensch verschwunden."

„Hoffentlich ist durch diesen kurzen Zeitverlust noch nichts verloren," sagte sehr heftig bewegt der Minister. „Sagen Sie dem Portier, daß er augenblicklich das Thor schließen und unter keinem Vorwand irgend Jemand hinauslassen soll. Jeder, der die Gemächer verläßt, oder auch nur Anstalt trifft, um sie zu verlassen, ist genau zu beobachten: außerdem aber schicken Sie gleich auf die Polizei und lassen Sie den Polizeirath Eckert ersuchen, mit einigen Mann der Polizei herzukommen."

Der Kammerdiener eilte fort, die Befehle seines Gebieters zu erfüllen, dieser aber begab sich in den Ballsaal, gebot im Vorübereilen an dem Orchester der Musik zu schweigen, trat dann in die Mitte der erstaunten Menge und rief mit lauter Stimme:

„Meine Herrschaften, ich bedaure unendlich, Ihr Vergnügen stören zu müssen, allein es hat sich soeben ein unerhörter Frevel ereignet, und ich sehe mich dadurch gezwungen, Ihnen zu erklären, daß es Niemand

gestattet ist, mein Haus zu verlassen, bis es der Polizei, die ich bereits herbeirufen ließ, gelungen ist, den kecken Verbrecher ausfindig zu machen, der es verstanden hat, sich in unsere Gesellschaft einzudrängen und die Gelegenheit zu benutzen, um, wie mein Kammerdiener mir sagte, in meinem Cabinet einen Einbruchdiebstahl zu verüben, dessen Wichtigkeit ich selbst in diesem Augenblick noch nicht ermessen kann."

Man wird sich leicht denken, welchen Eindruck diese Worte des Ministers auf dessen Gäste machten.

Erschrocken und erstaunt blickten die meisten einander an, als wollten sie sich fragen, ob es denn nur möglich wäre, daß in ihrer nobeln Gesellschaft etwas dergleichen passiren könnte.

Viele drängten sich um den Minister, um etwas Näheres über die Sache zu erfahren; Andere richteten auf verschiedene der Gäste, die ihnen unbekannt waren, scheue Blicke, aus denen offenbar der Verdacht sprach: „Solltest du etwa der Dieb sein?"

Einer aber, ein hochgewachsener schöner Mann von etwa 30 Jahren, von dem seine ganze echt-aristokratische Erscheinung jeden Verdacht fern halten mußte, ging unbefangen umher, suchte hier und dort ein Gespräch anzuknüpfen und warf die Aeußerung hin, der Minister würde ohne Zweifel durch eine Vision seines Kammerdieners getäuscht worden sein, denn in einer solchen Gesellschaft sei die Sache zu unglaublich.

Während dieser Gänge hatte der Herr sich allmälig dem Arbeitscabinet des Ministers genähert, die Thür desselben, von welcher jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit abgelenkt war, geöffnet, und mit Blitzesschnelligkeit schob er in ein Fach des Arbeitstisches verschiedene Papiere, die er hastig aus seiner Brusttasche nahm.

Während er dies Manöver vollbrachte, murmelte er vor sich hin: „Verdammt! Ich hatte die Sache so klug ersonnen und so glücklich ausgeführt, da mußte noch im letzten Augenblicke der böse Feind den verwünschten Kammerdiener herbeiführen! — Doch für diesmal hoffe ich noch glücklich davonzukommen; denn wenn man nichts bei mir findet, wer kann mir dann etwas beweisen?"

Nach dieser Handlung und diesem Monologe, welche unwiderleglich darthaten, daß dieser Herr mit dem aristokratischen Wesen wirklich der Dieb sei, erspähte derselbe vorsichtig, ob im Nebenzimmer Niemand sei, der seine Anwesenheit in dem Cabinet bemerkt haben könnte und als er es leer sah, schlüpfte er hinaus und schloß sich der übrigen Gesellschaft an, mit scheinbarer Unbefangenheit einige der ihm bekannten

Gäste in ein Gespräch ziehend; denn er hatte sich nicht etwa in diesen vornehmen Kreis eingedrängt, sondern gehörte in der That zu den von dem Minister Eingeladenen.

Es war inzwischen bereits bekannt geworden, daß der Polizeirath Eckert erwartet würde, um wo möglich den frechen Dieb zu entdecken, und man sah mit allgemeiner Spannung der Ankunft des Polizeibeamten entgegen, der wegen seines Scharfsinns in der Entdeckung von Verbrechern berühmt war, wie wir bereits erwähnten.

Mehrere der Anwesenden erklärten sich inzwischen bereit, sich jeder Untersuchung zu unterwerfen und Der, welchen wir als den Dieb kennen, gehörte zu den Ersten, welche diese Erklärung abgaben.

Seiner scheinbaren Ruhe und Unbefangenheit ungeachtet war ihm indeß nicht ganz wohl zu Muthe, als er hörte, daß es der Polizeirath Eckert sei, den man zur Untersuchung berufen hatte; er suchte sich indeß mit der ganzen Dreistigkeit und Keckheit zu waffnen, die er in reichem Maße besaß.

Nach kurzer Zeit schon trat Herr Eckert ein.

Der Minister machte ihn damit bekannt, um was es sich handelte, und bat ihn dann vorzunehmen, was er unter den obwaltenden Umständen für zweckmäßig erachtete.

Der Polizeirath ließ seine scharfen Blicke forschend in dem ihn umstehenden Kreise der Versammlung umhergleiten und sagte dann plötzlich lächelnd und mit dem Tone der Zuversicht:

„Ew. Excellenz, ich brauche den Dieb nicht lange zu suchen, dem ich schon seit Wochen emsig nachspüren lasse, ohne seiner bisher habhaft werden zu können.“

Damit schritt er auf Woronski zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit spöttischem Tone:

„Rechnen Sie es sich noch zur Ehre und zum Vergnügen, bei dem Juwelier Edelheim meine Bekanntschaft gemacht zu haben, — mein durchlauchtiger Fürst von Rosenstein?“

„Allerdings,“ entgegnete Woronski, der seine ganze Fassung zusammennahm; „wie aber kommen Sie dazu, Herr Polizeirath, mich Fürst Rosenstein zu nennen? — Ich habe keinen Anspruch auf diesen Namen. — Ich heiße Baron Steinheim, und Seine Excellenz der Herr Minister selbst können dafür Zeugniß ablegen.“

Der Minister war im höchsten Grade überrascht, gerade diesen Mann durch den Polizeirath Eckert mit solcher Zuversicht als Dieb

beschuldigt zu sehen, denn Woronski hatte ihm unter dem Namen Steinheim mehrere sehr dringende Empfehlungsschreiben überbracht und er konnte dieselben um so weniger unbeachtet lassen, da sie von hochgestellten oder einflußreichen Personen herrührten, deren Handschrift und Wappen ihm genau bekannt waren.

Wie Woronski sich diese Dokumente zu verschaffen gewußt hatte, wird unseren Lesern leicht erklärlich sein, wenn sie sich daran erinnern, daß ihm die bewundernswürdige Geschicklichkeit Neumeisters zur Verfügung stand, die er so sorgfältig hatte ausbilden lassen und der damals noch blindlings alle Befehle seines vermeintlichen Wohlthäters befolgte, größtentheils ohne zu wissen, stets aber ohne zu fragen, zu welchen Zwecken Woronski die Falsifikate benutzte.

Nachdem der Minister auf Woronskis Verlangen ein Zeugniß abgelegt hatte, das allerdings ganz unbedingt zu dessen Gunsten lautete, durch welches sich jedoch der Polizeirath in seiner Meinung von der Schuld Woronskis nicht irre machen ließ, wendete derselbe sich zu diesem und sagte mit dem scharfen Tone, den die Beamten der Polizei so gut anzunehmen verstehen, wenn es gilt, einen Verbrecher einzuschüchtern:

„Sind Sie etwa dreist genug, es zu leugnen, daß Sie mir, als ich Sie in dem Cabinet des Juwelier Edelheim fragte, wer Sie wären, eine Karte mit dem Namen: Le Prince de Rosenstein und der darunter geschriebenen Adresse: Hôtel de Rome, übergaben?“

„Ich erinnere mich wohl, Ihnen eine Karte gegeben zu haben,“ entgegnete Woronski, „aber ich sah sie nicht weiter an und war der Meinung, es sei eine der meinigen, von denen ich immer einige in der Westentasche bei mir trage, wie ich Ihnen auf der Stelle beweisen kann.“

Damit zog er aus der Westentasche eine Anzahl eleganter Visitenkarten, die allerdings den Namen: Le Baron de Steinheim trugen, und bei denen sämmtlich auf der Rückseite geschrieben stand: „Französische Straße, Nr. 87,“ die Adresse des Absteigequartiers.

Dann fuhr Woronski fort: „Habe ich Ihnen daher wirklich eine Karte mit dem Namen des Fürsten Rosenstein gegeben, so ist das nur eine Verwechslung, die mir nicht zur Last gelegt werden kann. — Ich hatte an eben jenem Tage die Bekanntschaft des Fürsten gemacht; wir tauschten unsere Karten gegeneinander aus, und so habe ich zufällig die seinige als eine der meinigen ergriffen.“

Polizeirath Eckert biß sich auf die Lippen, denn er sah, daß

er abermals von dem schlauen Betrüger hinter das Licht geführt worden sei. Die Ausrede klang ganz natürlich und Woronski konnte danach einer falschen Namensangabe nicht beschuldigt werden.

Rath Eckert bemerkte mit Verdruß, daß die Blicke der Umstehenden ihn einer Uebereilung bei der Anklage und Verdächtigung eines Ehrenmannes aus ihrem Gesellschaftskreise zu beschuldigen schienen, und er fürchtete, daß der aalglatte Betrüger — denn daß Woronski dies sei, bezweifelte er nicht einen Augenblick — ihm abermals entschlüpfen möchte, wie bei dem Juwelier Edelheim.

Der Polizeirath fühlte, wie schon früher, daß bei dieser Angelegenheit sein ganzer Ruf auf dem Spiele stand und er sagte daher in ziemlich gereizter Stimmung:

„War das Taschenspielerstückchen mit dem Etui der Diamantnadel etwa auch blos Zufall oder Verwechslung?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ entgegnete Woronski mit einem vornehmen Achselzucken; „übrigens werden Sie hoffentlich der Wahrheit die Ehre geben und der hochachtbaren Gesellschaft, die Sie durch das unerhörte Schauspiel eines Polizeiverhöres belästigen, die Mittheilung nicht vorenthalten, daß Sie bei der Gelegenheit, auf die Sie anspielen, genöthigt waren, mich mit einer Entschuldigung Ihrerseits und einer Ehrenerklärung und Abbitte von Seiten des Juweliers zu entlassen.“

„Das ist freilich wahr,“ entgegnete der Polizeirath mit sichtlichem Verdruß; „allein die Anklage war gleichwohl begründet, denn am nächsten Morgen fand mein Bedienter das Etui mit der Nadel in meiner linken Rocktasche.“

Mit spöttischem Lachen sagte Woronski:

„Daß in Ihrer Rocktasche ein entwendeter Gegenstand gefunden wurde, soll ein Beweis gegen mich sein? — Wahrlich, Herr Polizeirath, Sie scheinen hier bei der Berliner Polizei eine eigenthümliche Logik zu haben.“

„Wie soll aber das Etui in meine Tasche gekommen sein?“ fragte Rath Eckert nicht ohne eine sichtliche Verlegenheit, in welche diese spöttische Anspielung ihn versetzte.

„Darüber kann der Juwelier oder dessen Commis Ihnen vielleicht Auskunft geben,“ sagte Woronski; „es sei denn, daß Sie selbst das Räthsel zu lösen vermöchten. — Mich geht die Sache natürlich nichts an!“

„Das wird sich finden!“ meinte der Polizeirath, der durch diesen neuen Spott noch mehr gereizt wurde.

„Das wünsche ich in Ihrem eigenen Interesse,“ sagte Woronski mit scharfer Betonung; „Sie dürften sonst Ihr Renommé als Diebsfänger einbüßen. — Uebrigens,“ fügte er mit schneidender Schärfe hinzu, „scheinen Sie trotz Ihrer Berühmtheit mehr Geschick darin zu besitzen, Pferdediebe zur Haft in Spandau zu bringen, als fein angelegte Betrügereien mit dem Ihnen nachgerühmten Scharfsinne zu entdecken!“

Bei diesen Worten überzog einen Moment das Gesicht des Polizeirathes Leichenblässe, der augenblicklich dunkle Röthe folgte, während er die Zähne mit unterdrückter Wuth krampfhaft aufeinander biß; denn Woronski hatte ihm durch diese Anspielung die Erinnerung daran in das Gesicht geschleudert, daß er selbst vor einigen dreißig Jahren als ganz junger Mensch wegen Pferdediebstahles für einige Zeit ein Bewohner des Zuchthauses in Spandau gewesen war, eine Thatsache, die der Polizeirath, zu seinem hohen Posten gelangt, vergessen hatte und auch bei allen anderen Menschen vergessen glaubte.

Durch diese Mahnung zur höchsten Wuth gereizt, gelang es dem Rath Eckert dennoch, die äußere Ruhe zu bewahren, und er sagte, zu dem Minister sich wendend:

„Gestatten mir Eure Excellenz, den Herrn zu durchsuchen, den Sie selbst zwar als den Baron Steinheim bezeichnen, der Ihnen von angesehenen Personen dringend empfohlen ist, den ich aber dennoch für den Dieb halte, der bei Ihnen den frechen Einbruch verübte.“

Noch ehe der Minister zu Worte kommen konnte, sagte Woronski:

„Ich habe mich bereits, gleich mehreren der Herren, erboten, die Durchsuchung an mir vornehmen zu lassen und ich bitte, damit nicht länger zu zögern, denn ich glaube, daß Se. Excellenz und die ganze ehrenwerthe Versammlung eben so dringend, wie ich selbst, wünschen werden, diesen unangenehmen Auftritt beendigt zu sehen, der — wie ich kaum zweifle — nur durch ein Mißverständniß herbeigeführt wurde.“

„So folgen Sie mir in ein Nebenzimmer,“ sagte der Polizeirath, den die Sarkasmen dessen, der in seinen Augen nur noch ein gemeiner Verbrecher war, beinahe außer sich brachten, und zwar um so mehr, da er seinem Zorne hier nicht Luft machen durfte, wie er es in dem Polizeigebäude ohne Zweifel durch die heftigsten Aeußerungen gethan haben würde.

„Mit Vergnügen," erwiederte Woronski, „nur bitte ich zwei der Herren, uns als Zeugen zu begleiten; auch wünsche ich, daß Sie zuvor ihre eigenen Taschen untersuchen, damit sich nicht etwa später wieder Gegenstände in denselben vorfinden, wegen deren Entwendung Sie mich beschuldigen."

Das ruhige, stolze und satyrische Benehmen Woronskis, oder vielmehr des Baron Steinheim, hatte demselben Sympathien in dem vornehmen Kreise erweckt, der sich dadurch verletzt fühlte, daß der Polizeirath Eckert sich gegen Einen aus seiner Mitte gerade so benommen hatte, wie er gegen einen gemeinen Spitzbuben gethan haben würde, während doch ein Mann höheren Standes selbst als Betrüger noch immer mit einer seinem Range angemessenen zarten Rücksicht behandelt werden sollte.

Es wurde daher auch von der Gesellschaft mit Genugthuung vernommen, daß sich bei dem Baron Steinheim nichts gefunden hätte, was auch nur den geringsten Verdacht gegen ihn rechtfertigte.

Wieder sah deshalb der Polizeirath Eckert sich gezwungen, ihn wegen eines ungegründeten Verdachtes um Entschuldigung zu bitten.

„Eure Excellenz," sagte Woronski hierauf zu dem Minister, „ich glaube, daß ich berechtigt wäre, von Ihnen Genugthuung für den Schimpf zu verlangen, der mir in Ihrem Hause angethan wurde."

„Ich bin dazu bereit," entgegnete der Minister, „und wenn —"

Doch Woronski fiel ihm in das Wort, indem er mit der feinsten Courtoisie sagte:

„Verzeihung, Excellenz, daß ich Sie unterbreche; es geschieht indeß nur, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie durch den ungeschickten Mißgriff des Herrn Polizeiraths für vollkommen entschuldigt halte, was meine Person betrifft. — Ich bemerkte aber schon vorhin, daß ich glaube, die ganze Sache beruhe auf einem Mißverständnisse. — Die Aeußerung, die Eure Excellenz selbst vorhin machten, Sie wüßten noch nicht, wie hoch sich der Werth des Diebstahles belaufe, möge daher die allerdings etwas unbescheidene Frage entschuldigen, ob Eure Excellenz sich bereits mit eigenen Augen überzeugt haben, ob die Angabe Ihres Kammerdieners überhaupt begründet ist?"

„Nein, — allerdings" — sagte der Minister mit sichtlicher Verlegenheit, — „ich habe in der ersten Aufregung daran noch nicht gedacht, sondern nur daran, den Dieb nicht entrinnen zu lassen."

„Und auf die bloße, vielleicht nicht einmal in Wahrheit begründete

Angabe eines gemeinen Dieners suchen Eure Excellenz in einem Kreise, wie der, welchen ich hier versammelt sehe, einen Dieb, so die ganze Gesellschaft beschimpfend, ohne sich vorher überzeugt zu haben, ob überhaupt ein Diebstahl verübt worden ist?"

Bei den Worten Woronskis, die eine schwere Anklage gegen den Minister enthielten, wurde ein leises Murren in dem Kreise vernehmbar, denn allgemein gab man Woronski Recht, und der Minister selbst erkannte, daß er eine Uebereilung begangen hätte, den Worten seines Kammerdieners unbedingten Glauben zu schenken und so, ohne vorher Ueberzeugung zu gewinnen, ein Aufsehen zu erregen, wie es in den höchsten Kreisen unerhört ist.

Er entschuldigte sich daher, so gut es gehen wollte und bat dann einige der Herren, unter diesen aber vorzugsweise Woronski, so wie den Polizeirath Eckert, ihn nach seinem Arbeitscabinet zu begleiten.

Was sich hier zeigte, bewies allerdings ganz deutlich, daß ein Fach des Schreibtisches gewaltsam geöffnet worden war, auch lagen alle Papiere die es enthielt, bunt untereinandergeworfen in demselben, aber nach einer genauen Untersuchung erklärte der Minister, daß nichts fehle.

„Offenbar ist der Dieb gestört worden," sagte der Polizeirath Eckert, und richtete einen Blick auf Woronski.

„Ihr Scharfsinn urtheilt allem Anscheine nach sehr richtig," entgegnete dieser mit dem ironischen Tone, den er fortwährend gegen den Polizeirath angenommen hatte, „ich aber glaube eher, daß der Kammerdiener selbst den Diebstahl verübte, oder vielmehr zu verüben suchte, als irgend Jemand aus unserer Gesellschaft" —

„Sehr wahr! Sehr wahr!" sagten die Umstehenden und Woronski empfing von mehreren Seiten Danksagungen, daß er sich der allgemeinen Sache so warm angenommen und die eigene Beschimpfung mit so noblem Anstande verziehen und ignorirt hatte.

Mit dieser-Untersuchung war der ganze Skandal, wenigstens für den Augenblick, beendigt, und die Gäste entfernten sich rasch, denn zur Fortsetzung der Festlichkeit verspürte Niemand Lust; auch sehnte sich die Klatschsucht, von welcher die gute Gesellschaft eben so wenig frei ist, wie die geringerer Menschen, danach, das bei dem Minister erlebte Aergerniß weiter zu erzählen, was nicht ohne die bittersten Glossen über den Minister, so wie über den Polizeirath Eckert, geschah, denn Beide hatten sich der allgemeinen Meinung nach der unverantwortlichsten

Uebereilung schuldig gemacht, der Minister gegen die ganze Gesellschaft, der Polizeirath aber gegen den Baron Steinheim.

Für diesen sollte übrigens die Sache noch keineswegs beendet sein, wie er es ohne Zweifel geglaubt hatte.

Kaum trat er aus dem Hause, als der Polizeirath Eckert, welchem zwei Polizeidiener zur Seite standen, seinen Arm erfaßte und mit rauher Stimme sagte:

„Sie werden mir folgen!"

„Mit welchem Rechte verlangen Sie das?" fragte Woronski stolz.

„Mit dem Rechte, welches mein Amt mir verleiht, jeden Menschen zu verhaften, der mir verdächtig ist."

„Sie wünschen wahrscheinlich noch eine Lection zu erhalten?" sagte Woronski spöttisch.

Ohne auf diese Frage zu antworten, entgegnete der Polizeirath:

„Wollen Sie mir im Guten folgen, oder soll ich Gewalt brauchen?"

„Es fällt mir nicht ein, mich hier auf öffentlicher Straße mit Ihren Schergen herumzubalgen," sagte Woronski mit höhnisch-scherzendem Tone; „haben Sie daher die Güte, mir zu sagen, wohin ich mich in Ihrer angenehmen Gesellschaft zu begeben das Vergnügen haben soll?"

„Zuerst nach Ihrer Wohnung, um dort Haussuchung zu halten."

Die Durchsuchung erfolgte, und obgleich sich dabei nichts Verdächtiges vorfand, wurde Woronski in Haft behalten.

Polizeirath Eckert übernahm seinem Chef gegenüber für diese eigentlich willkürliche Handlung die Verantwortlichkeit, denn er war überzeugt, einen der gefährlichsten Betrüger in seine Gewalt bekommen zu haben, und er wollte sich denselben nicht entschlüpfen lassen.

Er bot daher nochmals Alles auf, Woronski der verübten Betrügereien zu überführen, und er überlieferte ihn dem Criminalgerichte unter den Anklagen: die Busennadel bei dem Juwelier Edelheim entwendet, dem Baron Wildenburg einen unechten Ring für einen echten verkauft, den Einbruch bei dem Minister verübt, auch sich betrügerisch den Namen des Fürsten Rosenstein beigelegt zu haben.

Aber von allen diesen Anklagen sprach das Gericht den Baron Steinheim frei; von der wegen des Ringes unbedingt, weil er unter Zuziehung vieler Zeugen erklärt hatte, der Ring sei unecht, und von den übrigen aus Mangel an hinreichenden Beweisen.

Dennoch bezweifelten die Richter selbst nicht, daß Woronski-Steinheim aller dieser Betrügereien wirklich schuldig sei, und zwar

entstand dieser Zweifel bei ihnen um so weniger, da er wegen einer erwiesenen Fälschung zu einem Jahre Strafhaus verurtheilt wurde.

Der Polizeirath Eckert hatte nämlich den Verdacht geschöpft, daß die Empfehlungsbriefe, die Steinheim an den Minister, so wie an verschiedene andere einflußreiche Personen, abgegeben hatte, falsch wären. Er zog deshalb darüber die genauesten amtlichen Erkundigungen ein und einstimmig erklärten alle Schreiber der Briefe, einen Baron Steinheim gar nicht zu kennen.

Die Handschriften sowohl, als die Wappen waren also nachgemacht; wie jedoch Woronski — der übrigens in den Augen der Polizei Baron Steinheim blieb, — in den Besitz der Urschriften und der Wappenabdrücke gelangt sei, das konnte nicht ermittelt werden.

Hätte die Berliner Polizei eine Ahnung von der Verbindung gehabt, welche zwischen Woronski und Neumeister Statt fand, dann würde eine Haussuchung in der Wohnung des Letztern darüber Aufschluß ertheilt haben, so aber endete die Untersuchung mit der geringen Verurtheilung Dessen, der die Handschriften nur in trügerischer Absicht gefälscht haben konnte, so wie mit dessen Abführung zur Bestehung der Strafe.

Das war der Schluß von dem zweiten Akte des Lebensdramas eines jungen Mannes, der mit den reichsten Gaben des Geistes, des Körpers, der Bildung und des Vermögens in das Leben eingetreten, nach und nach aber durch Leichtsinn, Verschwendung und Genußsucht bis zu der Stufe herabgesunken war, auf welcher wir ihn bei diesem zweiten Aktschlusse erblicken.

Und das war der Mann, der nach Neumeister's Angaben der Chef einer gegen Oesterreich gerichteten perfiden Agitation sein sollte!

XXVI.

Vorspiel der Schlacht von Custozza.

Unsere Leser mögen uns jetzt wieder nach Venedig und in das Haus des Pietro Vacchini folgen, das wir ihnen als den Sammelplatz der Unzufriedenen und Verschworenen bezeichneten, welche die Befreiung Venetiens von der Herrschaft, oder, wie sie selbst es nannten,

von dem Joche Oesterreichs und seine Vereinigung mit dem Königreiche Italien erstrebten.

Seitdem der Krieg zwischen dem Kaiserstaate und Italien erklärt war, herrschte in diesem sonst so stillen Hause eine große Lebhaftigkeit.

Den ganzen Tag über kamen und gingen Gäste, und die scheue Beobachtung der Umgebung, mit welcher früher die Wenigen, welche Meister Bacchini besuchten, sich zu ihm schlichen, war verschwunden, denn die Verschwörer traten jetzt offen und ohne Scheu mit ihren Absichten hervor.

Sie wußten oder glaubten zu wissen, daß die österreichischen Behörden in diesen aufgeregten Zeiten Manches übersehen würden, was bis dahin streng bestraft worden wäre.

Die, welche sich italienische Patrioten nannten, warteten daher nur noch auf das erste Signal, um die Revolution in hellen Flammen auflodern zu lassen.

Sie schienen nur zu geneigt zu sein, der sicilianischen Vesper, welche als eine ruhmreiche Befreiung von fremdem Joche noch lebendig in der Erinnerung vieler Italiener dasteht, eine venetianische Vesper an die Seite zu setzen.

Aber noch immer zögerten die Führer, das Signal zu geben, so ungeduldig auch die größere Menge danach verlangte.

Selbst der Doctor Bondini, dem man doch den Patriotismus für das einige Italien und den Haß gegen Oesterreich gewiß nicht absprechen konnte, ermahnte fortwährend zur Geduld.

„Unsere Stunde wird schlagen, wird bald schlagen," sagte er zu Denen, die ihn drängten; „allein es wäre eine Thorheit, ein Wahnsinn sogar, wollten wir jetzt losbrechen, wo es uns an Waffen gebricht, und eine starke und wachsame Garnison den ersten Ausbruch auf Kosten von dem Leben zahlreicher Patrioten schnell unterdrücken würde. — Schon ist aber dafür gesorgt, daß wir Waffen erhalten; einzelne kleine Transporte sind sogar bereits heimlich hereingebracht, und ich verspreche Euch, daß das Signal gegeben werden soll, so wie Waffen und Munition in hinreichender Menge vorhanden sind, um einen glücklichen Erfolg hoffen zu lassen."

Aber die Ungestümsten waren nicht länger zu beschwichtigen, und eben der Abend, an welchem wir unsere Leser zurückführen in das Haus Pietro Bacchinis war zu einer Berathung bestimmt, ob man nicht dem mäßigenden Rathe des Doctor Bondini entgegen,

die vorhandenen Waffen benutzen sollte, um dem lange unterdrückten Hasse gegen die verwünschten Tedeschi Luft zu machen.

Ohne sich um die Aufpasser der Polizei zu bekümmern, die vielleicht, wie gewöhnlich, in der Nähe lauerten, strömte eine zahlreiche Menschenmenge in das Haus Bacchinis, sowohl durch dessen öffentlichen ebenerdigen Eingang, als auch durch den geheimen in der Wohnung Bondinis, dessen Pförtnerin noch immer die schöne Isolde war, die jetzt zwar die lästige Maske der alten kranken Mutter des Doctors, ihre Thätigkeit und Wachsamkeit aber keineswegs zugleich mit abgelegt hatte.

Der mittlere Stock des Hauses, in welchem die Hauptversammlung abgehalten wurde, war auch heute wieder unbeleuchtet, aber es herrschte in demselben ein solches Gesumme von Stimmen, und einzelne tönten oft so laut hervor, daß den Augen der wachsamen Polizei gewiß nicht verborgen geblieben wäre, es müßte hier etwas Verdächtiges vorgehen, wäre nicht diese Wachsamkeit in der letzten Zeit durch die sich mehrenden Zeichen der Gährung so vielfach in Anspruch genommen worden, daß die Augen, über welche die Polizei verfügen konnte, nicht hinreichten, alle verdächtigen Punkte zugleich zu beobachten.

Die Hauptberathung fand in dem Mittelstocke statt, aber auch in dem Erdgeschosse, bei Bacchini, so wie in der Wohnung des Doctor Bondini, hatten sich mehrere Gleichgesinnte zusammengefunden, um in diesem oder jenem Sinne die Angelegenheit zu besprechen, die Allen gleich sehr am Herzen lag.

Wie gewöhnlich versah Antonina, die zänkische Frau Bacchinis, die Bedienung ihrer Gäste und ihre hübsche Tochter, die stille, durch eine trübe Stimmung niedergedrückte Isabelle, war, — wie immer, wenn sich mehrere Personen in dem Gastzimmer befanden, — in ihr kleines Kämmerchen verwiesen worden, welches ganz einsam und abgelegen sich in dem hintersten Theile des Hauses befand.

Das Sprichwort: „Stille Wasser sind tief!" bewährte sich auch bei Isabellen, denn ihre stille Ergebung in die harte, unmütterliche Behandlung Antoninas war mehr scheinbar, mehr Gebot der Klugheit, als wirkliches Erdulden des ihr auferlegten Zwanges.

Die Freiheit, welche ihre strenge Mutter ihr verweigerte, wußte Isabelle sich von ihrer Aufpasserin ungeahnet zu verschaffen.

Wir sagten früher, als wir Isabelle zuerst unseren Lesern vorführten, man würde glauben können, sie litte an Liebesgram, hätte

man nicht gewußt, daß sie nie anders als in der Kirche, wo sie stets an der Seite ihrer wachsamen Mutter war, junge Männer sah, während sie seit Jahren mit keinem andern Manne zu sprechen Gelegenheit fand, als mit ihrem Vater.

Und dennoch nagte Liebesgram an ihrem jungen Herzen, dennoch hatte sie ein Liebesband mit einem jungen Manne angeknüpft, so schwer, ja so unglaublich das auch unter ihren Verhältnissen erscheinen mußte.

Doch die Liebe verleiht Muth und Erfindungsgabe, und besonders bei den jungen Mädchen, deren Herz zum ersten Male durch das Feuer der Liebe erwärmt wird, bewirkt sie Wunder.

Die Schüchternste wird zur Heldin, wenn der Pfeil Amor's ihr Herz traf.

So war es auch bei Isabellen.

Als sie in der Kirche, an der Seite ihrer strengen Mutter, während ihres frommen Gebetes zufällig die Augen aufschlug, begegnete ihr Blick eines Tages dem eines jungen Mannes, der mit magnetischer Kraft die Augen auf sie geheftet hielt.

Zündend flog der Strahl von Auge zu Auge, und von den Augen in die Herzen Beider.

Isabelle fühlte, daß sie liebte, aber sie wußte auch, daß sie diese Liebe vor ihrer Mutter verbergen mußte, wenn sie nicht auf das Glück dieses Gefühles verzichten wollte; und mit jener Klugheit und Vorsicht, welche den jungen Mädchen die Liebe verleiht, wußte sie ihrer Mutter den Zustand ihres Herzens zu verbergen.

Seitdem flog ihr erster Blick, sobald sie das Gotteshaus betrat, der Stelle zu, auf welcher der Gegenstand ihrer Neigung ihr zum ersten Male erschienen war.

Regelmäßig fand sie ihn auf seinem Platze, und durch die stumme und doch so beredte Augensprache sagten sie sich gegenseitig Alles, was sie empfanden.

Bald aber genügte ihnen — wie das immer so zu gehen pflegt — diese stumme Sprache nicht mehr; was sie sich bisher nur mit Blicken gesagt hatten, sich auch mit Worten zu wiederholen, sehnten sich Beide, aber der Erfüllung dieses Wunsches setzten sich beinahe unüberwindliche Hindernisse entgegen. Das erkannte der junge Mann, der bald erkundet hatte, wer das Mädchen seiner Liebe sei, und der schon wenige Tage später mit der ganzen Lage Isabellens vertraut war.

Er wurde dadurch zu der größten Vorsicht gemahnt, denn der

alte Bacchini war wegen seines Hasses gegen die Oesterreicher bekannt, der junge Mann aber war, seines italienischen Namens ungeachtet, mit Leib und Seele Oesterreicher, denn seine Mutter, eine geborene Oesterreicherin, hatte die Liebe zu ihrem theuren Vaterlande in das Herz ihres Sohnes übertragen, der als Matrose auf einem österreichischen Kauffahrer diente, welcher zur längeren Ausbesserung in dem Hafen von Venedig lag.

Seiner geliebten Isabelle zu nahen, ihr seine Liebe aussprechen, von ihr das Geständniß der Gegenliebe empfangen zu können, war bald das ganze Dichten und Trachten des jungen, feurigen Matrosen, und schon nach wenigen Tagen fühlte Isabelle bei dem Ausgange aus der Kirche, wo ein Gedränge entstand, wie ihr ein kleines Papier in die Hände gedrückt wurde.

Mit heftigem Herzklopfen empfing sie es, und sobald sie ihre Wohnung erreicht hatte, benutzte sie den ersten Augenblick, in welchem sie sich unbeachtet sah, um das Liebesbriefchen zu lesen.

Sie erfuhr daraus, daß der Mann, der ihr Herz im Sturme erobert hatte, Nicolaus Cascosri heiße, ein Name, der damals dunkel und unbekannt war, bald aber, mit Ruhm bedeckt, von vielen tausend Stimmen mit ehrender Anerkennung genannt werden sollte.

Cascosri sprach in den feurigsten Ausdrücken das Geständniß seiner Liebe aus, beschwur Isabelle um ihre Gegenliebe und bat sie, ihm wieder zu schreiben und ihm zu sagen, ob es nicht auf irgend eine Weise möglich zu machen wäre, daß sie sich heimlich sehen und sprechen könnten.

Isabelle war zwar nicht sehr erfahren in der Kunst des Schreibens; aber was fragt die Liebe nach Orthographie und Stylistik? Sie sprach daher, so gut sie es vermochte, für die Liebenden aber vollkommen verständlich, das Geständniß ihrer Gegenliebe aus. — Dann fügte sie hinzu, daß sie bis jetzt zwar kein Mittel wüßte, um sich heimlich sehen und sprechen zu können, denn sie würde zu strenge bewacht, besonders von ihrer Mutter, die das Haus nie anders, als zu dem Gange in die Kirche verließe, da ihr Vater alle Geschäfte außerhalb des Hauses besorgte, selbst die Einkäufe für die Wirthschaft; daß sie aber Tag und Nacht über einem solchen Mittel sinnen und es ihm ungesäumt mittheilen würde, wenn sie eines entdecken sollte.

So wurde der geheime Briefwechsel einige Zeit fortgesetzt, da empfing Nikolaus Cascosri an einem Feiertage, der eine größere

Menge in die Kirche gelockt und dadurch den heimlichen Austausch der Briefchen erleichtert hatte, von Isabella den folgenden umfangreichen durch uns stylistisch verbesserten Brief, und man kann sich denken, von welcher Freude er durch denselben erfüllt wurde:

„Mein theurer, innig geliebter Nikolaus!

„Endlich habe ich ein Mittel entdeckt, Dir auch mündlich das Geständniß meiner Liebe machen zu können. Ein glücklicher Zufall ist mir zu Hilfe gekommen, um mir einen Weg zu zeigen, wie wir uns zuweilen heimlich sprechen können.

„Doch höre!

„Gestern waren die Freunde meines Vaters in größerer Anzahl wie gewöhnlich in dem großen Gastzimmer versammelt, und wie es dann immer der Fall ist, wurde ich in mein Kämmerchen verwiesen, das in dem Hintergrunde des Hofes liegt.

„Wenn dies geschieht, pflege ich mich sonst stets schlafen zu legen, ohne mich um das zu kümmern, was in dem vordern Theile des Hauses vorgeht; gestern aber fühlte ich eine solche Unruhe, solche Aufregung, daß ich nicht schlafen konnte.

„Ich glaube, die heilige Jungfrau legte eine Ahnung in mein Herz, daß sich irgend ein für unsere Liebe günstiges Ereigniß zutragen würde.

„Und so war es auch in der That!

„Statt mich zu Bett zu legen trat ich an das Fenster, blickte hinauf zu dem blauen Sternenhimmel, und dachte an Dich, wie schon so unzählige Male auf ein Mittel sinnend, wie wir uns sprechen könnten.

„Wie lange ich so träumend in meine Gedanken versunken war, weiß ich nicht, da wurde meine Aufmerksamkeit plötzlich durch lautes Geräusch in dem vordern Hause erregt.

„Es mußte irgend etwas Ungewöhnliches vorgehen, denn ich hörte heftige und zankende Männerstimmen und dazwischen die kreischenden Töne meiner Mutter, die offenbar in dem größten Zorne sprach.

„Ich strengte mein Gehör an, um zu entdecken, was es gäbe, aber ich konnte nichts deutlich verstehen.

„Plötzlich lief mein Vater, begleitet von einem Manne, dessen Gesicht ich noch nie in unserem Hause gesehen hatte, an meinem Fen-

ster vorüber, auf eine kleine Thür zu, welche zu einer finstern Kammer führt, in der allerhand altes Rumpelwerk aufgehäuft liegt, und die für gewöhnlich gar nicht geöffnet wird.

„Erschrocken sprang ich von dem Fenster zurück, allein mein Vater war offenbar in zu großer Eile, um an mich zu denken. Er bemerkte mich daher auch nicht.

„Die beiden Männer verschwanden in der erwähnten Kammer, aber nach wenigen Augenblicken kehrte mein Vater allein zurück und eilte wieder nach dem Vorderhause.

„Natürlich dachte ich, daß er den fremden Mann in der finstern Kammer versteckt hätte, um ihn irgend einer Gefahr zu entziehen.

„Es ging darauf noch einige Zeit in dem Vorderhause sehr laut zu, endlich aber wurde es still und ich schloß daraus, daß die Gäste sich entfernt haben müßten.

„Ich erwartete nun, daß mein Vater zurückkehren würde, um den Versteckten abzuholen, aber ich hörte wie meine Mutter sich einige Zeit mit ihrer gewöhnlichen gellenden Stimme mit ihm unterhielt und sah dann, wie das Licht in ihrer Schlafkammer ausgelöscht wurde.

„Ich glaubte Anfangs, das sei nur eine Maßregel der Klugheit, und hielt mich fest überzeugt, meinen Vater in der nächsten Viertelstunde erscheinen zu sehen, um den Fremden zu holen und aus dem Hause zu lassen.

„Aber es verging eine Stunde, es verging noch eine und es blieb Alles in dem Hause todtenstill.

„In gespannter Erwartung stand ich die ganze Zeit über auf meinem Beobachtungsposten, denn es wäre mir unmöglich gewesen, mich schlafen zu legen.

„Endlich erwachte in mir die Ueberzeugung, der fremde Mann müßte die Kammer durch einen zweiten Ausgang verlassen haben.

„Zwar wußte ich nicht, ob ein solcher vorhanden sei, aber ich erinnerte mich jetzt daran, daß die Rückseite unseres Hauses an den kleinen Sacco-Canal stößt, der auf seiner freien Seite nicht weit von der Rialto-Brücke mündet.

„Augenblicklich beschloß ich, die Kammer, die ich nicht betreten hatte, seitdem ich ein kleines Kind war, genau zu durchsuchen, denn mein ahnendes Herz sagte mir, daß ich hier das Mittel finden würde, mit Dir, mein geliebter Nikolaus, zusammenkommen zu können.

„Noch eine ganze Stunde wartete ich, als aber Alles in dem

Hause so still blieb, wie bisher, konnte ich meine Ungeduld nicht länger bemeistern.

„Ich ergriff meine Kerze und Feuerzeug, denn mit einem brennenden Lichte über den Hof zu gehen, wagte ich nicht.

„Die Thür der Kammer war nicht zu verschließen, das wußte ich; ich trat daher ungehindert hinein, zog sie hinter mir zu und befand mich in einem Raume, den die schwärzeste Nacht erfüllte.

„Ich zündete nun meine Kerze an und mein Herz klopfte dabei so gewaltig, als wollte es mir die Brust zersprengen.

„Denn auf der einen Seite wußte ich, daß ich mich der Gefahr grausamer Mißhandlung aussetzte, wenn ich entdeckt würde, auf der andern Seite aber winkte mir die Hoffnung des Zusammenkommens mit Dir, und diese Hoffnung ließ mich die Furcht überwinden, die sich unwillkürlich meiner bemächtigt hatte.

„Als ich bei dem Scheine der Kerze meine nächste Umgebung zu übersehen vermochte, fand ich die ganze Kammer bis beinahe zur Decke mit altem, zum Theil zerbrochenen Hausgeräth angefüllt und von einem zweiten Ausgange war nirgends eine Spur zu entdecken.

„Ja, war ein solcher Ausgang wirklich vorhanden, so schien es doch unmöglich zu sein, denselben zu erreichen, so dicht lagen die verschiedenartigsten Gegenstände übereinandergehäuft.

„Kein Mensch hätte es vermocht, sich durch das Gewirre zu winden!

„Und doch mußte es hier einen Weg geben, der nach einer zweiten Ausgangsthür an dem Canal führte, denn auf dem engen Raume, der zwischen der Eingangsthür und dem Gerölle frei blieb, war der Fremde, den ich hier hatte hineingehen sehen, nicht zu erblicken; wo sollte er also hingekommen sein?

„Der Schein der Kerze beleuchtete immer nur einen geringen Raum; es bedurfte daher einer längeren Zeit, bis ich den Weg auffinden konnte, der meiner festen Ueberzeugung nach zu dem Canale führen mußte.

„Endlich gelang es meiner Ausdauer, ihn zu entdecken, indem ich einen kleinen Kasten hervorzog, der, wie ich bemerkte, mit den übrigen Gegenständen nicht in so enger Berührung stand, wie die andern Geräthschaften, welche meistens, und allem Anscheine nach absichtlich, in einander verschlungen waren.

„Hinter dem Kasten zeigte sich mir ein niedriger und schmaler

Raum, der eben so absichtlich frei gelassen zu sein schien, wie die anderen Gegenstände absichtlich in einander geschoben waren.

„Man konnte diesen Weg nur zurück legen, wenn man auf Händen und Füßen vorwärts kroch; aber ich säumte nicht, dies zu thun, indem ich die brennende Kerze immer vorsichtig vor mir her schob.

„So gelangte ich denn auf einem wahren Schlangenpfade glücklich bis zu einem kleinen freien Raume auf der andern Seite, und als ich mich aufrichtete, erblickte ich zu meiner unaussprechlichen Freude die hier vermuthete Ausgangsthür.

„Sie war verschlossen, aber der Schlüssel steckte im Schlosse; ich öffnete und die frische Nachtluft wehte mir von dem Sacco-Canale entgegen!

„An dieser Thür nun, mein geliebter Nikolaus, erwarte ich Dich noch heute. Ich fürchte zwar kaum eine Entdeckung, denn weder mein Vater noch meine Mutter haben eine Ahnung davon, daß ich diesen geheimen Ausweg kenne, noch viel weniger aber, daß ich daran denken könnte, ihn für mich zu benützen, aber wir dürfen dennoch die Vorsicht nicht vernachlässigen. Ich bitte Dich daher, nicht vor Mitternacht zu kommen.

„Ich werde um diese Stunde Deiner in freudig-banger Erwartung harren, und Dir öffnen, wenn Du erst einen, dann zwei, und zuletzt drei leise Schläge an die Thür thust, die Du leicht wirst finden können, da Du ja die Lage unseres Hauses kennst.

„Deine

Isabelle.“

Wie man sich denken kann, säumte Nikolaus Cascosri nicht, dieser Aufforderung zu folgen, und an demselben Abend, oder vielmehr in derselben Nacht, als die Glockentöne der Geisterstunde kaum verhallt waren, sanken die Liebenden einander in die Arme, zum ersten Male mit der Stimme die Schwüre der Liebe und Treue aussprechend, die sie einander durch Blicke und Schrift schon so oft geleistet hatten.

Seit diesem ersten Zusammentreffen sahen Nicolaus und Isabelle einander jede Woche einige Male in der finstern Rumpelkammer, und jedesmal erneuerten sie ihre Schwüre, einander für das ganze Leben anzugehören.

Dem Wunsche nach ihrer Vereinigung schienen sich aber unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu stellen, denn der alte Pietro

Bacchini, Isabellen's Vater, war — wie wir wissen — einer der glühendsten Italianissimi, und von wüthendem Hasse gegen die Oesterreicher erfüllt, und nimmermehr würde er daher eingewilligt haben, seine Tochter einem Anhänger der Gehaßten zum Weibe zu geben.

Cascosri dagegen, der seinen Vater schon früher verloren hatte, und der unter der liebevollen Aufsicht und Pflege seiner Mutter aufgewachsen war, hing mit ganzer Liebe an der Frau, welche ihm das Leben gegeben hatte; die alte Cascosri aber, eine geborene Wienerin, hing mit eben so großer Liebe an ihrem Vaterlande, wie Bacchini an dem seinigen; auch sie würde daher schwerlich in die Verbindung gewilligt haben, so sehr sie auch ihren einzigen Sohn liebte, so willig sie für dessen Lebensglück das ihrige zum Opfer dargebracht hätte.

Diese düsteren Wolken, die über der Zukunft der beiden Liebenden schwebten, machten ihnen daher manche Sorge, aber sie vergaßen dieselbe über dem Glücke der Gegenwart, wie das gewöhnlich die Folge von dem leichten Sinne der Liebesleute ist, die für den nächsten Augenblick alle ihre Wünsche erfüllt sehen.

Sie unterließen indeß nicht, Pläne zu schmieden, wie sie trotz aller Hindernisse ihre Vereinigung bewirken könnten, und Nikolaus gab die Hoffnung nicht auf, seine Mutter trotz ihrer Abneigung gegen alle anti-österreichisch Gesinnten zur Einwilligung seiner Verbindung mit Isabelle zu bestimmen, sobald er in der Lage sein würde, eine Frau ernähren zu können.

Unter solchen Umständen brach der Tag an, mit welchem wir unser Capitel eröffneten.

Die verschiedenen Versammlungen und Berathungen in dem Hause Bacchinis hatten nach manchen heftigen Debatten zu dem Resultate geführt, daß — nach dem dringenden Verlangen des Doctor Bondini — zwar der offene Aufstand gegen die österreichischen Behörden erst dann erfolgen sollte, wenn genug Waffen vorhanden sein würden, um einen günstigen Ausgang des Kampfes hoffen zu lassen, zu dem das schon lange bearbeitete und vorbereitete Volk gegen die Garnison Venedigs entschlossen war, daß aber die Kampfbegierigsten es versuchen sollten, zu der italienischen Armee zu gelangen, die bereits alle Anstalten zu der Eröffnung des Krieges traf, welche schon in den nächsten Tagen zu erwarten stand.

Unter Denen, die sich dem Heere anzuschließen versuchen wollten,

befanden sich auch Bacchini und dessen Frau; sie dachten aber freilich nicht daran, in die Reihen der Kämpfenden einzutreten, sondern wollten sich denselben in der lukrativen Eigenschaft als Marketender anschließen.

Vielleicht vereinigte der alte Bacchini und sein boshaftes Weib damit auch noch den Nebengedanken, daß der Krieg ihnen vielleicht, besonders für den Fall einer Niederlage der Oesterreicher, auf die sie mit Sicherheit rechneten, Gelegenheit bieten würde, ihren Haß an den Unterdrückern auf eine oder die andere Weise auszulassen.

Wehe aber Jedem, welcher der alten Antonina, dieser entmenschten Megäre, in die Hände gefallen wäre!

Dieser Entschluß war Isabelle'n von ihren Eltern mitgetheilt worden, nachdem die Gäste sich entfernt hatten; und das Herz von Trauer, beinahe von Verzweiflung erfüllt, schlich sie, sobald sie dies mit Sicherheit thun konnte, nach der finstern Rumpelkammer, die sich seit einiger Zeit für sie in den strahlendsten Tempel der Liebe verwandelt hatte.

Sollte sie doch heute den Geliebten vielleicht zum letzten Male wiedersehen, vielleicht für das ganze Leben von ihm Abschied nehmen, denn ihr Vater hatte ihr gesagt, daß sie sich jeden Augenblick bereit halten müßte, ihn und ihre Mutter zu begleiten, um bei ihnen die Dienste eines Marketendermädchens zu verrichten, wenn sie das Glück haben sollten, die italienische Armee zu erreichen.

Die Hoffnung dazu bot sich, denn ein ihnen bekannter Schiffer, ein echter Patriot, hatte versprochen, sie auf seinem kleinen Boote, Allen Küstenwächtern zum Trotze, sicher bis Comacchio zu bringen, und von dort die Armee Victor Emanuels zu erreichen, stellte sich ihnen dann kein Hinderniß mehr entgegen.

Als Isabelle ihrem Geliebten die Trauerbotschaft mittheilte, daß sie Venedig vielleicht schon am nächsten Tage mit ihrem Vater und ihrer Mutter verlassen müßte, entgegnete er zu ihrem höchsten Erstaunen:

„Das erleichtert mir den Schmerz der Trennung, mein Mädchen!"

Verwundert fragte sie:

„Wie, Nikolaus, so leicht wird Dir die Trennung von mir?"

Es lag ein Ton bittern Vorwurfs in diesen wenigen Worten; Cascosri erkannte dies, und Isabelle in seine Arme ziehend, sagte er begütigend:

„Du glaubst gewiß selbst nicht, was Du sagst, Isabelle; ich darf aber mit gutem Grunde wiederholen, daß Deine Nachricht mir den Schmerz der Trennung erleichtert, denn auch wenn Du Venedig nicht verlassen müßtest, sähen wir uns heute zum letzten Male.“

„Zum letzten Male?“ wiederholte sie, und unwillkürlich durchrieselte ein Schauder alle ihre Glieder, denn seine Worte erklangen ihr in der dichten Finsterniß, die sie umgab, wie eine unheilvolle Prophezeihung, und sie wiederholte nochmals, und mit dem Tone des tiefsten Schmerzes:

„Zum letzten Male!“

„Mit welchem Grabesklange Du das sagst?“ rief Nikolaus. „Ich wollte damit nur aussprechen, daß wir uns ohnehin hätten trennen müssen, denn Du weißt, daß ich mich für die kaiserliche Flotte habe anwerben lassen. — Heute, vor wenigen Stunden, erhielt ich den Befehl, an Bord der Panzerfregatte „Ferdinand Max“ einzurücken, und morgen mit dem Frühesten muß ich mich auf den Weg zu meinem Bestimmungsorte machen. Ich kam daher nur her, um von Dir Abschied zu nehmen und Dir den Schwur meiner Liebe und Treue zu erneuern.“

„Also gehst Du dem Kampfe entgegen?“ fragte Isabelle zitternd und schmiegte sich zärtlich an ihn an, als könnte sie dadurch von dem Geliebten die feindlichen Kugeln abwehren, die vielleicht schon in den nächsten Tagen sein Leben bedrohten.

„So Gott will ja,“ entgegnete Cascosri auf ihre Frage, „denn der Kampf wird mir hoffentlich Gelegenheit bieten, mich auszuzeichnen, und darin erblicke ich das einzige, jedenfalls aber das sicherste Mittel, die Hindernisse unserer Verbindung aus dem Wege zu räumen, sollte ich Dich auch Deinen Eltern entführen müssen. — Würdest Du mir wohl willig folgen, wenn uns nichts Anderes übrig bliebe?“ fragte er mit zärtlichem Tone.

„Gern, mein Nikolaus,“ erwiederte Isabella. „Habe ich doch von meinem Vater, noch mehr aber von meiner Mutter, so lange ich mich erinnern kann, so wenig Liebe genossen, daß ich schon oft auf den Gedanken gekommen bin, ich sei gar nicht ihr wirkliches Kind!“

„Wie aber können wir uns Nachricht von einander geben?“ fragte nach einer trüben Pause Cascosri.

„Ich sehe dazu keine Möglichkeit,“ entgegnete Isabelle mit einem schmerzlichen Seufzer, „denn Du wirst in der nächsten Zeit auf

den Wellen des Meeres umhergeschaukelt, ohne selbst den einen Tag bestimmen zu können, wo Du am nächsten sein wirst, und mit mir ist es im Gefolge der italienischen Armee eben so. Wüßten wir aber auch genau, wo wir uns gegenseitig befinden, so würde es uns dennoch unmöglich sein, uns zu schreiben "

„So fügen wir uns denn in das Unvermeidliche," sagte Cascosri, „und stellen wir das Uebrige Gott und seinen Heiligen anheim. — Wenn wir aber auch längere Zeit nichts von einander hören sollten, so wollen wir doch nicht an unserer Liebe zweifeln; nicht wahr, meine Isabelle?"

„Ich baue so fest auf Dich, wie Du auf mich bauen kannst," entgegnete das Mädchen, und nach einem zärtlichen Abschiede trennten sich Beide mit schwerem Herzen von einander.

XXVII.

Unverschuldete Kränkung.

Eine muntere Gesellschaft war bei Julius Schwester versammelt, welche wir unter dem Namen Amalie als eine Künstlerin ersten Ranges bezeichneten, wie sie selbst sich mit Stolz, aber auch mit Recht, genannt hatte.

Der Zweck dieser Versammlung war kein anderer, als der, das ihrem Bruder gegebene Wort Amaliens zu lösen, mit glänzendem Erfolge seinem Schützling Güldenberg zu helfen, dessen Namen sie indeß eben so wenig kannte, wie Julius selbst, der ihn zwar gehört, aber wieder vergessen hatte, indem er sich lediglich mit vollem Vertrauen auf den Hauptmann Mühlenberg verließ.

„Wenn eine Künstlerin ersten Ranges sich einer solchen Sache annimmt, dann muß das Resultat ein ausgezeichnetes sein!" hatte Amalie zu ihrem Bruder gesagt und sie setzte ihren ganzen Ehrgeiz ihren ganzen Stolz darin, ihr Wort zur Wahrheit zu machen.

Mochte auch zum großen Theile Eitelkeit die Triebfeder sein, weshalb sie sich dieser Sache mit so besonderem Eifer annahm, so darf man doch auch ihrer Herzensgüte und ihrer Neigung zum Wohlthun einen reichen Antheil nicht versagen.

Bei dem Zwecke, welchen Amalie vor Augen hatte, bestand die muntere Gesellschaft, die sie bei sich versammelt hatte, ausnahmsweise nur aus Damen.

Da war Auguste, die liebliche Soubrette, deren schelmische Feueraugen schon so manches Männerherz in Brand gesteckt hatten.

Therese, die beflügelte Sylphide, die mit ihren in die Luft gestreckten Fußspitzen manche Männerbrust tödtlich verwundete, wenn auch nicht tödtlich für das Leben, so doch für das Vermögen des Verwundeten: denn man nannte bereits zwei oder drei Unglückliche, die sie zu Grunde gerichtet hatte.

Da war ferner Fanny, die pikante, frivole Lokalsängerin, bekannt durch ihre Launenhaftigkeit.

Da waren endlich noch zwei oder drei andere Künstlerinnen, sämmtlich Koryphäen der verschiedenen Theater Wiens.

Nachdem Amalie ihren Freundinnen mit einer Rede voll Pathos auseinandergesetzt hatte, um was es sich handelte, schloß sie mit den Worten:

„Hiernach nun, meine Freundinnen, fordere ich Euch auf, Euren gegenwärtigen Liebhabern jede Gunstbezeigung zu verweigern, bis sie auf dem Altare des Patriotismus einen namhaften Betrag niedergelegt haben, um diesen seltenen, ich möchte beinahe sagen beispiellosen Beweis der Beamtentreue zu belohnen!“

„Höre, Amalie, Du verlangst da viel!“ sagte mit liebenswürdiger Unbefangenheit und Offenheit die Sylphide Therese.

„Wie!“ rief Amalie verwundert, „sollte es Dir etwa schwer fallen, Deinem Goldmann unter solchen Umständen einige hundert Gulden herauszulocken?“

„Das nicht,“ entgegnete Therese lachend, „wohl aber wird es mir schwer werden, ihm die verlangten Gunstbezeigungen zu verweigern!“

Die Anderen stimmten bei diesem Geständniß in das Lachen der leichtfertigen Tänzerin ein und Amalie sagte mit mühsam erzwungenem Ernst:

„Nun, so bezwinge Dich einmal, indem Du an das schöne Gefühl denkst, einen Glücklichen gemacht zu haben.“

Mit ausgelassener Laune sagte Fanny, die pikante Lokalsängerin:

„Das Gefühl ist mir nicht neu, denn ich habe schon viele Glückliche gemacht; aber dazu ist ja die von Dir verlangte Strenge durchaus nicht nothwendig. Ueberdies stimme ich mit Theresen vollkommen

überein, daß die Ausführung deines Verlangens ihre großen Schwierigkeiten hat. — Viel leichter würde ich meinerseits das Gelingen halten, wenn ich das Verfahren umkehrte, und statt der Verweigerung die Gewährung jeder Laune in Aussicht stellte."

„Nun, Ihr mögt das halten, wie Ihr es nach dem Charakter Eurer Goldmänner und Eurem eigenen Temperamente für das Zweckmäßigste haltet! Wenn Ihr nur das Ziel erreicht, so will ich nicht nach den Mitteln fragen, die Ihr dazu anwendet."

„Unter der Bedingung sichere ich Dir mindestens dreihundert Gulden zu!" rief Therese.

„Und ich fünfhundert," sagte Fanny, sich stolz in die Brust werfend, daß sie die gefeierte Ballerina zu überbieten vermochte.

Therese fühlte den Hieb, und sie erröthete bei dem beschämenden Gedanken, daß Fanny's Gunstbezeigungen einen höheren Werth haben sollten, als die ihrigen.

Schon stand sie auf dem Punkte, eine spitze Antwort zu geben, aber sie bezwang sich und begnügte sich mit einem leichten Achselzucken. Dabei faßte sie indeß heimlich den Vorsatz, die übermüthige Vokalsängerin durch die Größe ihrer Gabe zu beschämen, sollte sie dazu auch genöthigt sein, das Opfer ihres Liebhabers durch ein eigenes zu vermehren.

„Wie heißt denn Dein Schützling?" fragte Auguste, die bisher still lächelnd dem eigenthümlichen Wettstreite zugehört hatte.

„Das kann ich Dir wahrhaftig nicht sagen," entgegnete Amalie mit einiger Verlegenheit. „Ich weiß nur so viel, daß der Hauptmann Mühlenberg sich warm für die Sache interessirt."

„Ein Offizier?" sagte eine der Damen, die bisher noch nicht gesprochen hatte. „Dann bin ich jedenfalls dabei, und ich verspreche Dir auch einen anständigen Beitrag. — Aber die Sache wird doch wohl in die Zeitungen kommen?"

„Ja, das muß geschehen!" riefen die Anderen. — „Wir Alle müssen als Geberinnen genannt werden!"

„Das könnt Ihr halten, wie Ihr wollt," entgegnete Amalie; „ich meinestheils verzichte auf diese Ehre."

Das bessere Gefühl des Mädchens sträubte sich in ihr dagegen, öffentlich mit ihrer Wohlthat zu prunken.

Und doch ist eben dieses öffentliche Prunken bei vielen Wohlthaten der einzige Beweggrund! — — —

Wir wollen diese triviale und unlautere Eifersucht für Den, dessen Berufstreue belohnt werden sollte, größere Gaben zu erwirken, nicht weiter in ihren Details verfolgen, sondern begnügen uns, mitzutheilen, daß Julius etwa acht Tage später mit freudestrahlendem Gesicht bei dem Hauptmann Mühlenberg eintrat und demselben als Resultat der durch seine Schwester veranstalteten Requisitionen die runde Summe von dreitausend Gulden übergab. — Sie hatte so auf überraschende Weise die Prahlerei verwirklicht, daß das Resultat glänzend sein müßte, wenn sich Künstlerinnen ersten Ranges einer solchen Angelegenheit mit wahrem Eifer annehmen.

Der Hauptmann glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Gerührt und mit wahrer Herzlichkeit schüttelte er dem jungen Manne die Hand, ihm mit den wärmsten Ausdrücken im Namen der Familie dankend, die ihrer Noth bereits entrissen ward, und deren Glück durch diese große Summe, wie sich nicht bezweifeln ließ, dauernd begründet wurde.

Julius lehnte bescheiden für sich selbst jeden Dank ab, als der Hauptmann ihn aber aufforderte, ihn am Abende, wo er Güldenberg dienstfrei wußte, zu der Familie zu begleiten, da konnte der edle junge Mann sich die Freude nicht versagen, Zeuge des Glückes zu sein, zu dessen Begründung er so viel beigetragen hatte, wie er sich, trotz aller Bescheidenheit, selbst sagen durfte.

Wir würden es vergebens versuchen, die stumme Rührung, den beinahe wortlosen Dank Güldenbergs und seiner Frau bei der Empfangnahme dieses neuen Geschenkes zu schildern.

Sie flehten des Himmels besten Segen auf den Hauptmann Mühlenberg herab, in welchem die Frau einen verkörperten Engel zu sehen mehr als je geneigt war, und als der Hauptmann ihnen sagte, daß er diesmal lediglich der Ueberbringer, der eigentliche Spender aber Julius sei, da wurde auch dieser zu dem Gegenstande einer Verehrung, welche ihn in die größte Verlegenheit brachte.

Als die beiden Wohlthäter gingen, nachdem sie eine Viertelstunde lang durch das Schauspiel, welches sie vor Augen hatten, des beseligendsten Gefühles genossen hatten, welches die Brust edler Menschen erfüllen kann, sagte Güldenberg ihnen zum Abschiede mit einer Stimme, welche von Thränen der Rührung durchzittert wurde:

„Meine Herren, Sie lassen hier vollkommen glückliche Menschen zurück!“

Doch nur zu bald sollte der arme Güldenberg sich überzeugen, daß es ein vollkommenes Menschenglück auf Erden nicht gibt, und daß auch das seinige von der Vollkommenheit weit entfernt war.

Nicht ohne Staunen, mitunter sogar nicht ohne Neid, hatten die Kollegen Güldenbergs aus so manchen unverkennbaren Zeichen gesehen, wie dessen verzweiflungsvolle Lage, die, wie leicht begreiflich, seinen Amtsgenossen kein Geheimniß geblieben war, sich ganz plötzlich verändert und sogar in das günstigste Gegentheil verwandelt hatte.

Daß dies aber wirklich der Fall sei, dafür lieferte seine Kleidung, sonst abgeschabt und beinahe mehr als ärmlich, jetzt aber sauber, sogar theilweise elegant, den unwiderlegbaren Beweis.

Noch mehr indeß zeugte dafür der Wiederbesitz seiner goldenen Uhr, welche, — wie man wußte, oder mit Sicherheit vermuthen konnte, — seit längerer Zeit versetzt gewesen war; — ganz besonders jedoch der Umstand, daß er durch Rückzahlung der Vorschüsse seinen Gehalt frei gemacht hatte.

Auch seine Frau, seine Kinder, die sich sonst kaum sehen lassen konnten, zeigten sich jetzt, wenn auch ohne allen Luxus, sehr anständig gekleidet.

Es wurde daher in dem Amte — denn außerhalb desselben hatte Güldenberg eben seines gedrückten Verhältnisses wegen, beinahe gar keinen Umgang mit seinen Kollegen — wiederholt die Frage an ihn gerichtet, ob er einen Terno gemacht hätte.

Ohne sich in weitere Erörterungen einzulassen, antwortete Güldenberg nur mit einfachen „Nein!"

Aber die Neugier, welche bei der sichtlichen Verbesserung seiner Lage übrigens sehr natürlich und daher verzeihlich war, ließ sich dadurch nicht beschwichtigen, und einige seiner Kollegen schienen eifrig bemüht zu sein, die Quelle seines so plötzlichen Wohlstandes zu erforschen.

Bald glaubten sie dieselbe entdeckt zu haben, und wenn Güldenberg im Amte erschien, war er der Gegenstand argwöhnischer Blicke; er bekam sogar manche verdeckte Stichelrede zu hören.

Es war nämlich allmälig ein Gerücht von der beabsichtigten Bestechung eines Telegrafenbeamten in Umlauf gekommen, und wenn dasselbe auch — ganz gegen die sonstige Gewohnheit solcher Gerüchte — wahrheitsgetreu die unwillige Zurückweisung des Antrages hinzufügte, so änderte das an der Sache selbst nichts zum Vortheile Güldenbergs. Denn daß dieser der Gegenstand des gemachten Versuches ge-

wesen sei, stand bald bei allen seinen Kollegen fest, obgleich das Gerücht seinen Namen nicht nannte.

Wo anders her, als aus der Bestechung, konnte daher der plötzliche Wohlstand Güldenbergs rühren, der ohne Zweifel nur in Folge kluger Vorsicht öffentlich, und scheinbar empört, das Anerbieten zurückgewiesen hatte, da es ihm mit einer kaum begreiflichen Unbesonnenheit an einem öffentlichen Orte gemacht worden war, wo es gar leicht von einem der Gäste an einem benachbarten Tische hätte belauscht werden können.

Daß Güldenberg der Verlockung aber später, seines geäußerten tugendhaften Unwillens ungeachtet, erlegen sei, wurde bald allgemein geglaubt, zumal auf Amaliens Antrieb die beabsichtigte Zeitungs-Anpreisung der geübten Wohlthätigkeit unterblieben war und der Hauptmann Mühlenberg aus schonendem Zartgefühl die durch ihn betriebenen Sammlungen so geheim als möglich gehalten und Güldenberg's Namen nur seinen vertrautesten Freunden genannt hatte.

Der Verdacht, der auf solche Weise gegen den pflichtgetreuen Beamten entstanden war, wurde nach Eröffnung des Krieges auf eine für ihn Verderben drohende Art durch den Umstand bestätigt, daß mehrmals amtliche Telegramme von der höchsten Wichtigkeit, an deren Geheimhaltung Alles gelegen gewesen wäre, dem Feinde ganz offenbar beinahe gleichzeitig mit den Civil- und Militärbehörden bekannt wurden, an die sie gerichtet waren.

Dies ließ sich nicht bezweifeln, denn preußische Zeitungen besprachen mehrmals ohne allen Zwang Thatsachen oder Befehle, zu deren Kenntniß sie nur durch Verrätherei oder Verletzung des Amtsgeheimnisses gelangt sein konnten.

Ohne daß Güldenberg in seinem Glücke, das sein Herz mit der innigsten Dankbarkeit gegen Gott und die ganze Welt erfüllte, eine Ahnung davon hatte, häuften sich so über seinem Haupte schwere Gewitterwolken an, aus denen Blitze niederzucken sollten, die ihn zu vernichten drohten.

In vollkommener Harmlosigkeit saß er eines Nachmittags, als er kaum aus dem Vormittagsdienst zurückgekehrt war, bei dem jetzt immer durch Heiterkeit und Frohsinn gewürzten frugalen Mittagsmahle, da ging, ohne das vorherige Anklopfen, welches die gesellschaftliche Sitte jedem gebildeten Menschen zur Pflicht macht, die Thür auf, und es traten drei Herren ein, während man bei dem Oeffnen der Thür

vor derselben zwei Polizeisoldaten im vollen Dienstanzuge bemerken konnte.

Ueberrascht blickten **Güldenberg** und dessen Frau auf den Besuch, der auf so unceremoniöse Weise bei ihnen eintrat und der Erstere fragte mit dem barschen Tone, zu dem er sich durch sein Hausrecht befugt hielt:

„Wer sind Sie? Was wollen Sie? Wie können Sie sich unterstehen, auf solche Weise bei mir einzudringen?“

„Nicht so barsch, Herr **Güldenberg**,“ sagte einer der drei Männer. „Sie werden Ihren Ton bald herabstimmen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Beamter der Polizei bin, und den Befehl habe, bei Ihnen die strengste Haussuchung vorzunehmen.“

Dabei überreichte er **Güldenberg** das Papier seiner Beglaubigung.

Güldenberg wies das Dokument, ohne es zu lesen, durch eine Handbewegung zurück und sagte, erblassend und stammelnd:

„Eine Haussuchung? — Bei mir? — Und aus welchem Grunde?“

Der Polizeibeamte, der, gleich den meisten seiner Standesgenossen, in jedem **Angeklagten** einen **Verbrecher** sah, entgegnete kurz und derb:

„Weil Sie eines landesverrätherischen Einverständnisses mit dem Feinde angeklagt sind!“

„O mein Gott!“ schrie **Güldenberg**'s Frau, schlug wie in Verzweiflung die Hände vor das Gesicht und war augenscheinlich einer Ohnmacht nahe.

„Des Landesverrathes angeklagt?“ rief **Güldenberg** mit bebender Stimme, indem er zugleich noch blässer wurde als zuvor, und am ganzen Leibe heftig zu zittern begann.

Dem Polizeibeamten erschien sowohl der Ausbruch der Frau als die heftige Aufregung, die Blässe, das krampfhafte Zittern **Güldenberg**'s als eben so viele Beweise der Schuld des Verbrechers, während es doch nur die Zeichen der schmerzlichsten Entrüstung waren, welche hier durch [illegible] erregt wurden, [illegible] zu werden.

In gänzlicher Verkennung der Gefühle, welche seine Erklärung in dem armen Manne hervorgerufen hatte, sagte der Beamte mit jener durch [illegible] welche der Mehrzahl seiner Standesgenossen [illegible]

lichen Veranlassungen zur andern Natur geworden ist, zu Güldenberg und dessen Frau:

„Sie bleiben an Ihrer Stelle! — Wollten Sie sich aus dem Zimmer entfernen, so mache ich darauf aufmerksam, daß draußen Wachen stehen, die Sie daran verhindern würden; Sie setzten sich also dadurch nur einer unangenehmen Behandlung aus.“

Frau Güldenberg hatte sich jetzt von ihrem ersten Schreck, ihrer ersten Betäubung, erholt, und mit jener Entschlossenheit und Schärfe, welche auch die schwächsten und schüchternsten Frauen oft bei der Verletzung ihrer heiligsten Gefühle finden, sagte sie:

„Vor der Thür könnte uns schwerlich eine unangenehmere Behandlung zu Theil werden, wie hier im Zimmer von Ihnen; auch wüßte ich nicht, was uns veranlassen könnte, uns zu entfernen. — Wir haben hier auf unser Eigenthum zu achten, und zugleich darauf zu sehen, daß nicht etwas gefunden wird, was noch nicht da war, ehe die Herren kamen.“

Empört über diese Aeußerungen, die er als eine unverantwortliche Frechheit betrachtete, rief der Beamte, roth vor Zorn:

„Frau von Güldenberg, Sie —“

Doch ohne auf ihn zu achten, fuhr die Frau in der heftigsten Aufregung, zu ihrem Manne sich wendend, fort:

„Anton, gib Du auch genau Acht auf das, was die Herren vornehmen, denn mir kömmt die Sache höchst verdächtig vor.“

Der Beamte stampfte heftig mit dem Fuße; dunkle Röthe des Zornes überzog sein Gesicht und er rief mit drohendem Tone:

„Frau, schweigen Sie augenblicklich, oder —“.

„Was denn — oder?“ fiel ihm Frau Güldenberg in das Wort; ihr Mann aber fürchtete irgend eine Gewaltthat, drückte seiner Frau mit sanfter Gewalt die Hand auf den Mund und sagte, zu dem Commissär sich wendend:

„Thun Sie Ihre Pflicht! — Ich aber werde Genugthuung verlangen, für die unerhörte Schmach, die einem kaiserlichen Beamten angethan wird, der immer redlich seine Pflicht erfüllte, und dem diese Ehrenkränkung nur in Folge einer schurkischen Denunciation zugefügt werden kann.“

Er hatte diese Worte mit solcher Ruhe und Würde gesprochen, daß er dem Beamten dadurch in etwas imponirte; er sagte daher mit weniger barschem Tone wie bisher:

„Das steht Ihnen frei; für jetzt aber verhalten Sie sich ruhig!“

Dann zu seinen beiden Begleitern sich wendend, gebot er ihnen:

„Halten Sie die genaueste Haussuchung, — hören Sie wohl, die allergenaueste, und legen Sie namentlich alles Geschriebene, das Sie finden, hier auf den Tisch!“

Die Unterbeamten machten sich sogleich daran, den erhaltenen Befehl zu vollziehen, und nur mit Mühe ließ Frau Güldenberg sich durch die bittenden Blicke und einen bedeutungsvollen Händedruck ihres Mannes bewegen, die Ausbrüche des Zornes zu unterdrücken, dem sie die heftigsten Worte zu leihen geneigt war, als sie sah, wie alle ihre Sachen, die sie in der sorgfältigsten Ordnung zu halten gewohnt war, von rücksichtslosen Händen umhergeworfen und durchwühlt wurden.

Ein flehender Blick, den sie stumm zum Himmel richtete, sprach deutlich die inbrünstige Bitte aus, Gott möchte sich ihrer erbarmen.

Die Durchsuchung ging mit der größten Genauigkeit vor sich, doch es fand sich natürlich nichts Verdächtiges, nicht eine einzige Zeile, die im Stande gewesen wäre, die unwürdige Anklage gegen den pflichtgetreuen Beamten zu bestätigen.

Es wurden nur wenige Schriften gefunden, diese aber sprachen sämmtlich zu Ehren Güldenbergs, denn sie bewiesen, daß sich derselbe mit Studien in seinem Fache, mit gründlichen Forschungen auf dem Gebiete der Telegraphie, beschäftigte.

Unwillig darüber, daß sich nichts vorfand, was den Angeklagten als wirklich strafbar erscheinen ließ, fragte der obere Beamte seine Untergebenen:

„Haben Sie auch wirklich alles Geschriebene hergelegt?“

Das hörte der kleine siebenjährige Sohn Güldenbergs, und in seiner kindlichen Unbefangenheit brachte er seine Schulschreibbücher herbei und legte sie zu den Arbeiten seines Vaters auf den Tisch.

Die unschuldige Handlung des Knaben war die bitterste Ironie auf die ganze resultatlose Haussuchung, und trotz der Verstimmung Güldenbergs flog dabei ein Lächeln über sein Gesicht.

Er wollte den Knaben liebkosend an sich ziehen, gleichsam um ihm für die Demonstration zu danken, die er in seiner Unschuld zu Gunsten seines Vaters gemacht hatte; aber auch der Agent fühlte die beißende Glosse, die in der stummen Handlung des Kindes lag, und er stieß den Knaben in eben dem Augenblicke, als Güldenberg ihn an

sich ziehen wollte, mit den Worten: „Fort Bube!“ so heftig zurück, daß der arme Kleine einige Schritt weit taumelte und wahrscheinlich niedergestürzt sein würde, wäre seine Mutter nicht schnell aufgesprungen, um ihn mit ihren liebenden Armen vor dem Falle zu bewahren.

Das war mehr, als die Geduld Güldenbergs zu ertragen vermochte.

Ueber sich selbst hatte er Alles mit stoischer Ruhe ergehen lassen, denn er sah ein, daß Widersetzung gegen die Polizeigewalt ihm zu nichts helfen könne und er tröstete sich überdies durch den Gedanken, daß die ganze Sache nur auf einem Mißverständniß beruhen könnte, das sich zu seinen Gunsten aufklären müßte.

Als er aber sah, daß sein armes unschuldiges Kind so hart behandelt wurde, da ließ sein verletztes Vatergefühl ihn jede Rücksicht vergessen.

Er sprang auf, trat in drohender Haltung vor den Beamten hin, und sagte mit Blitze schleudernden Blicken und vor Aufregung bebender Stimme:

„Herr, wie können Sie sich unterstehen, mein Kind zu mißhandeln? — Soll der Knabe vielleicht auch ein Landesverräther sein?“

„Sie schweigen!“ donnerte der Beamte ihn in dem stolzen Bewußtsein an, daß die Polizei von ihren amtlichen Handlungen keine Rechenschaft zu geben hat, selbst dann nicht, wenn sie sich dabei durch ihren Diensteifer zu Schritten bewegen läßt, die dem Betroffenen das Herz zerreißen möchten!

„Nein,“ sagte Güldenberg mit steigender Heftigkeit, und indem er den weinenden Knaben mit inniger Herzlichkeit an sich preßte, „nein, ich werde nicht schweigen, wenn Sie sich Eigenmächtigkeiten erlauben, zu denen der Auftrag, den Sie gegen mich zu vollziehen haben, Ihnen kein Recht verleiht.“

„Sie schweigen, das sage ich Ihnen nochmals,“ gebot der Beamte, „oder ich lasse Sie augenblicklich auf die Wache führen.“

Der Auftritt würde wahrscheinlich für Güldenberg üble Folgen gehabt haben; denn schon schwebte ihm eine beleidigende Antwort auf den Lippen, doch in eben dem Augenblick wurde die Thür hastig geöffnet und herein trat der Hauptmann Mühlenberg.

Ein glücklicher Zufall führte ihn eben jetzt an dem Hause vorüber, vor welchem sich eine größere Menschenmenge gesammelt hatte; denn der Eintritt der Polizeimacht war nicht unbemerkt geblieben und dadurch wurde natürlich die Neugier der Nachbarn erweckt.

Sie zweifelten nicht, daß es sich um die Verhaftung eines schweren Verbrechers handle, und bald wußte auch die Menge, wem der Polizeibesuch galt.

Mühlenberg wollte gleichgültig vorübergehen, da sagte unmittelbar neben ihm einer der neugierigen Gaffer zu einem andern Müssiggänger:

„Ein Telegraphist soll es also sein?“

„Ja,“ entgegnete der Gefragte.

„Und was hat er verbrochen?“ fragte Jener weiter.

„Das weiß man nicht,“ lautete die Antwort; „aber er muß ein sehr gefährlicher Mensch sein, denn die Polizei ist fünf Mann hoch bei ihm eingedrungen.“

So unverständig urtheilt nur allzuoft die Menge, daß sie nach der Macht, welche die Polizei entfaltet, auf den Grad der Strafbarkeit Dessen schließt, gegen den eine solche Streitmacht in das Feld geführt wird; als wäre es nicht allbekannt, daß die Welt sehr oft aus einer Mücke einen Elefanten macht.

Mehr als diese wenigen Worte brauchte Hauptmann Mühlenberg nicht zu hören, um sogleich seine lebhafteste Theilnahme erregt zu fühlen; denn daß es sich hier um seinen Schützling handle, konnte er nicht bezweifeln.

Er drängte sich daher durch die Menge, eilte die Stiege hinan und trat, wie wir sahen, eben zu rechter Zeit ein, um zu verhindern, daß der Streit zwischen Güldenberg und dem Polizei-Agenten ausartete.

Kaum hatte Frau Güldenberg den Hauptmann erblickt, als sie mit freudestrahlenden Augen auf ihn zueilte und mit dem Tone der innigsten Ueberzeugung rief:

„Gott sei Dank, jetzt wird Alles gut werden, denn unser Rettungsengel ist da!“

Auch die drei Kinder eilten zu ihm, und schmiegten sich an ihn an, als wären sie gewiß, bei ihm Schutz gegen die fremden Männer zu finden, die den zitternden Kleinen eine große Furcht einflößten.

Verwundert blickte Hauptmann Mühlenberg in dem Zimmer umher, welches überall die Spuren der grenzenlosen Unordnung zeigte, welche die Folge der Haussuchung war.

„Was geht denn hier vor?“ fragte er Güldenberg.

Mit bitterem Lächeln entgegnete dieser:

„Ich bin der Landesverrätherei angeklagt, Herr Hauptmann, und dieser Herr ist beauftragt, bei mir eine Haussuchung vorzunehmen, die so eben beendigt ist, wie ich glaube.“

Im höchsten Grade überrascht rief der Hauptmann:

„Der Landesverrätherei? — Sie! — Das ist ja ganz unmöglich!“

Darauf sich zu dem Beamten wendend, fragte er:

„Spricht Herr Güldenberg wirklich die Wahrheit?“

„Allerdings!“ entgegnete der Commissär. „Ich habe auch Befehl, Herrn Güldenberg mit den bei ihm gefundenen Schriften zu meinem Chef zu führen, welcher selbst die Untersuchung einleiten will.“

„Ach, Herr Hauptmann, die Schande!“ klagte Frau Güldenberg. „Das neue Unglück könnte ich nicht überleben!“

„Nur ruhig, ruhig, meine liebe Frau von Güldenberg,“ tröstete der Hauptmann mit liebevollem Tone. „Ich weiß ja, daß die Anklage falsch, grundfalsch ist; es muß daher Alles bald klar werden, und Sie haben keine Ursache, zu verzweifeln. Von Schande aber kann keine Rede sein, da die Unschuld Ihres Mannes hell wie die Sonne bewiesen werden wird.“

Dann sich zu dem Beamten wendend, sagte er:

„Sie sind also beauftragt, Herrn Güldenberg als Arrestanten zu Ihrem Chef zu begleiten?“

„Allerdings, Herr Hauptmann!“ entgegnete der Beamte, den Titel wiederholend, welchen Güldenberg und dessen Frau dem ihm selbst unbekannten Herrn gegeben hatten.

„Und wenn ich die Bürgschaft übernehme, daß er sich freiwillig stellt?“ fragte Hauptmann Mühlenberg.

„Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen,“ entgegnete zögernd der Commissär; „auch würden meine Pflicht, — meine Verantwortlichkeit —“

„Dieser glaube ich Sie entheben zu können,“ unterbrach ihn der Hauptmann, zog seine Brieftasche hervor, nahm aus derselben einige Papiere und überreichte sie lächelnd dem gewissenhaften Beamten.

Dieser überflog sie mit den Blicken, steckte die Hand in die Tasche, gab sie mit sehr freundlicher Miene zurück und sagte dann mit der größten Höflichkeit:

„Was sich mit meiner Pflicht verträgt, werde ich mit dem größten Vergnügen thun, um den Herrn Hauptmann zufrieden zu stellen.“

Nach einer freundschaftlichen Verabredung wurde darauf festgesetzt, daß der Hauptmann mit Güldenberg das Haus verlassen und

sich auf dem nächsten Wege zu dem Chef des Beamten begeben sollte, dieser Letztere aber, begleitet von seinen Untergebenen und den beiden Polizeisoldaten, würde in solcher Entfernung folgen, daß Niemand, der ihnen auf der Straße begegnete, eine Ahnung von dem auf diese Weise bewirkten Transport eines Arrestanten hätte.

Um aber den Beamten vor jeder Verantwortlichkeit zu sichern, wurde noch festgesetzt, daß die Vorausgegangenen bei der Wohnung des Chefs auf ihn warten sollten, so daß der Schein gerettet würde, er hätte Güldenberg, seiner Instruction gemäß, persönlich zum Arrest gebracht.

Es geschah Alles ganz so, wie es verabredet worden war, und als die Neugierigen, die vor dem Hause versammelt waren und unter denen einige Güldenberg persönlich kannten, diesen sich — scheinbar frei — entfernen sahen, fühlten sie sich in ihrer Erwartung getäuscht, einen gefährlichen Verbrecher unter polizeilicher Eskorte abführen zu sehen.

Dadurch entstand natürlich der Glaube von der Unschuld des Telegraphisten, und die Menge verlief sich unter zahlreichen, nicht sehr liebevollen Aeußerungen über die ohnehin allgemein verhaßte Angeberei, die sich nicht scheute, unbescholtene Bürger und sogar kaiserliche Beamte in einen unwürdigen Verdacht zu bringen.

Es fehlte nur wenig, so wären der Commissär und dessen Begleiter von der noch zurückgebliebenen Ansammlung insultirt worden; denn diese Menschen bedachten nicht, daß der niedere Beamte, eine willenlose Maschine, nur die empfangenen Befehle seines Vorgesetzten vollstreckt, also ohne alle Verantwortlichkeit für dieselben ist.

Als Güldenberg auf die erfolgte Meldung zu dem Vorgesetzten des Beamten, der die Haussuchung vollzogen hatte, eingeführt wurde, trat Hauptmann Mühlenberg mit ein, ohne die Erlaubniß dazu abzuwarten oder nachzusuchen.

Der höhere Beamte sah ihn daher mit einem verwunderten, zugleich aber verweisenden Blicke an und fragte nicht eben höflich:

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

„Ich bin der [illegible] Hauptmann Mühlenberg," entgegnete der Gefragte mit [illegible] Ruhe und Würde, „und ich will Sie vor der Gefahr schützen, gegen einen Ehrenmann, — [illegible] eine [illegible] Anklage — eine [illegible] [illegible] zu begehen — Deshalb bin ich hier, um in jener Beziehung für den Herrn Güldenberg Bürgschaft zu leisten."

Mit größerer Artigkeit als zuvor entgegnete der obere Beamte:

„Es soll mich freuen, Herr Hauptmann, wenn Herr Güldenberg als unschuldig erkannt wird, denn es ist immer ein peinliches Gefühl, einen kaiserlichen Beamten eines so schweren Verbrechens angeklagt zu sehen, wie der Verrath an dem Vaterlande, die Verletzung des geschworenen Eides und der Treue gegen den Kaiser ist; aber zu meinem Bedauern muß ich Ihnen gestehen, daß ich fürchte, Sie setzen Ihre Bürgschaft für einen Unwürdigen ein.“

„Darüber bin ich außer Sorge, Herr Rath,“ entgegnete der Hauptmann, „denn ich kenne die Ehrenhaftigkeit des Herrn Güldenberg so genau und so bestimmt, daß ich noch weiter zu gehen erbötig bin, als einfach für ihn zu bürgen: Ich stehe mit meiner eigenen Ehre für die seinige ein, und Sie werden gewiß an dem Ehrenworte eines im Dienste der Ehre ergrauten Offiziers nicht zweifeln.“

„Gewiß nicht, Herr Hauptmann, gewiß nicht!“ entgegnete der Rath. „Ehe ich indeß Ihr Ehrenwort annehme, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß die schwersten Verdachtsgründe gegen Herrn Güldenberg sprechen.“

Güldenberg, der bisher der Unterredung zwischen dem Polizeirath und dem Hauptmann zwar stumm, aber mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte, nahm jetzt das Wort:

„Darf ich fragen, worin diese Verdachtsgründe bestehen? Denn ich bin mir nicht der geringsten Handlung bewußt, die zu einer so entehrenden Beschuldigung Veranlassung gegeben haben könnte.“

Mit scharfem Tone entgegnete darauf der Beamte:

„Können Sie leugnen, daß Ihnen in Dreher's Bierhalle von einem älteren Manne, den zu erforschen wir bisher vergeblich bemüht waren, der Antrag gestellt wurde, ihm gegen eine anständige Belohnung telegraphische Geheimnisse zu verrathen?“

„Ich bin weit entfernt, dies zu leugnen,“ entgegnete Güldenberg, „wenn Ihnen aber diese Thatsache bekannt ist, dann werden Sie auch wissen, daß ich diesen schändlichen Antrag mit gerechter Entrüstung zurückgewiesen habe?“

„Das ist mir allerdings nicht unbekannt geblieben,“ erwiederte der Rath, und mit spöttischem Lächeln fügte er hinzu:

„Wie können Sie dann aber die wunderbar günstige Veränderung erklären, die beinahe unmittelbar nachher in Ihrer Lage vorging?“

Er glaubte Güldenberg durch diese Frage in Verlegenheit zu

setzen, und es erregte daher offenbar seine Verwunderung, als derselbe nicht nur vollkommen ruhig blieb, sondern auch ohne zu zögern entgegnete:

„Diese Erklärung kann ich leicht und zu Ihrer vollsten Zufriedenheit geben.“

Aber Hauptmann Mühlenberg fiel ihm in das Wort, indem er, zu dem Rath sich wendend, sagte:

„Gestatten Sie mir diese Erklärung!“

Darauf setzte er dem Rathe den ganzen Sachverhalt von Anfang bis zum Ende mit allen Nebenumständen auseinander, indem er sein eigenes Verdienst dabei so viel als möglich in den Schatten stellte.

Der Polizeirath hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu. Natürlich konnte er an der Wahrheit dessen, was der Hauptmann ihm erzählte, nicht zweifeln; allein aus einem Polizeigemüthe verschwindet der Argwohn nicht eben so leicht, wie er in demselben erweckt wird. Als Mühlenberg endete, sagte er daher, zu Güldenberg sich wendend:

„Was ich so eben von dem Herrn Hauptmann vernommen habe, erklärt allerdings die glückliche Veränderung Ihrer Lage, und ich freue mich, danach einen kaiserlichen Beamten von einer schweren Anklage freisprechen zu können, indem ich Ihnen zugleich aufrichtig zu der wahrhaft wunderbaren Art der Rettung Glück wünsche, die Ihnen zu Theil geworden ist.“

Nach einer kleinen Pause, und indem er die Blicke mit durchbohrender Schärfe auf Güldenberg richtete, fuhr er dann fort:

„Aber noch immer bleibt es unaufgeklärt, auf welche Weise der Feind mehrfach zur Kenntniß von Dingen gelangt ist, deren Geheimhaltung für uns von der größten Wichtigkeit war. — Das kann natürlich nur durch Verrath geschehen sein. — Vermögen Sie vielleicht darüber Aufschluß zu geben?“

Der Rath sprach diese letzteren Worte mit so scharfer Betonung, daß sich die Absicht nicht verkennen ließ, Güldenberg durch diese Frage in Verlegenheit zu setzen.

Der Redliche bemerkte in seiner Unbefangenheit nicht einmal diese Absicht, sondern entgegnete ganz einfach:

„Wären Sie mit dem Wesen des Telegraphen vertraut, so würden Sie wissen, daß es den Beamten durchaus unmöglich ist, vermittelst des Drahtes eine verrätherische Korrespondenz mit dem Feinde zu führen, denn was er demselben mittheilen wollte, würde für keine der Zwischenstationen ein Geheimniß bleiben. Ich begreife daher auch nicht, wie bei

meinem Amte, meinen Kollegen oder meinen Vorgesetzten, — kurz da, von wo die ganz unhaltbare Beschuldigung ausgegangen ist —"

„Ich habe nicht gesagt, daß von Ihren Vorgesetzten, Ihrem Amte oder von einem Ihrer Kollegen die Verdächtigung gegen Sie erhoben wurde," fiel der Rath ihm in das Wort.

„Das muß ich in der That selbst glauben," entgegnete Güldenberg, „denn von einem Fachmanne wäre die Beschuldigung zu widersinnig gewesen. Einem Laien, der von der Sache keinen Begriff hat, kann man sie verzeihen. Dennoch ist durch die Verdächtigung meine Ehre so schwer verletzt, daß ich darauf bestehen muß, meinen Ankläger zu kennen."

Mit kalt zurückweisendem Tone sagte der Polizeirath:

„Ich bin nicht befugt, Ihnen denselben zu nennen, und kann Ihnen nur den wohlgemeinten Rath ertheilen, in dieser Beziehung keinen Schritt zu thun; denn ein jeder würde vergeblich sein."

„Es ist hart, eine solche Beleidigung ruhig hinnehmen zu müssen," erlaubte sich Hauptmann Mühlenberg zu bemerken; „auch wäre meine unmaßgebliche Meinung, daß Herr Güldenberg wohl Anspruch auf irgend eine Genugthuung hätte."

„Diese gewähre ich ihm mit Vergnügen, indem ich ihn hiermit als vollkommen gerechtfertigt entlasse," sagte der Rath.

Dann wendete er sich zu Güldenberg selbst und sagte:

„Mehr dürfen Sie nicht verlangen, denn mehr könnte ich Ihnen kaum gewähren können."

„Dennoch ist diese Genugthuung bei der öffentlichen Beschimpfung, welche mir durch die zumal mit großem Aufsehen und sogar mit Anwendung von Gewalt vorgenommene Haussuchung zugefügt wurde, sehr ungenügend," sagte Güldenberg mit einem schmerzlichen Seufzer.

Der Rath, wie es schien ein äußerst humaner Mann, fragte jetzt rasch:

„Mit Gewalt, sagten Sie? — In wiefern?"

„Der Beamte hat sogar mein unschuldiges Kind, einen Knaben von sieben Jahren mißhandelt, indem er ihn so heftig stieß, daß er gefallen sein würde, hätte seine Mutter ihn nicht aufgefangen."

„Wahrscheinlich hatte der Bube sich unmanierlich oder keck benommen?" entgegnete der Rath mit finsterem Stirnrunzeln.

Güldenberg erzählte hierauf den Vorfall, und der Rath, noch mehr aber der Hauptmann, konnten sich eines Lächelns nicht erwehren,



als sie hörten, daß der Knabe seine Schulbücher mit zu den gefährlichen Schriften gelegt hatte.

„Nun, in dieser Beziehung wenigstens kann ich Ihnen volle Genugthuung gewähren," sagte darauf der Rath und schellte.

Durch den Amtsboten, der erschien, um nach seinem Befehle zu fragen, ließ er den Untergebenen hereinrufen und mit einigen scharfen Worten verwies er ihm sein Benehmen gegen den Knaben.

Einen Blick der Wuth und des Zornes auf Güldenberg schleudernd, verließ der Agent das Zimmer. Der Rath aber wendete sich wieder zu Güldenberg und sagte:

„Eine weitere Genugthuung nicht nur, sondern auch eine ansehnliche Belohnung, kann ich Ihnen in Aussicht stellen, wenn Sie es erforschen, von wem und auf welche Weise der Verrath geübt wird, an dem wir nicht zweifeln dürfen."

„Ich habe allerdings eine Ahnung davon, wie die Sache zusammenhängen kann," entgegnete Güldenberg nachdenkend.

„Und worin besteht diese Ahnung," fragte der Rath gespannt.

„Wie ich Ihnen bereits sagte," erwiederte Güldenberg, „wird jeder Mann vom Fach Ihnen bestätigen, daß eine direkte Korrespondenz mit dem Feinde unmöglich ist, — ausgenommen vielleicht, wenn der letzte Beamte auf unserer Seite ein Verräther wäre. — Das mag ich aber von keinem meiner Kollegen annehmen; ich bin daher vielmehr zu der Vermuthung geneigt, daß die Telegramme, bevor sie ihren Bestimmungsort erreichen, irgendwo heimlich abgefangen, und dann auf einem besonderen Wege weiter befördert werden."

„Abgefangen?" fragte der Polizeirath verwundert. „Wie wäre das möglich?"

„Ihnen dies auseinanderzusetzen würde zu weitläufig sein," entgegnete Güldenberg.

„Und wo könnte das geschehen?" fragte der Rath weiter.

„Darauf vermöchte ich nur eine Antwort zu geben," entgegnete Güldenberg, „wenn ich den ganzen Lauf des Drahtes genau kennte. Wahrscheinlich aber ist dazu mehr als ein Punkt geeignet; die Entdeckung dessen, um den es sich in der That handelt, dürfte daher große Schwierigkeiten haben."

„Und würden Sie sich getrauen, diese Entdeckung zu machen?" fuhr der Rath in seinen Fragen fort.

„Ohne Zweifel," versicherte Güldenberg, „wenn mir die Zei-

und die Mittel gewährt würden, die verschiedenen Leitungen mit der größten Genauigkeit zu verfolgen und zu untersuchen."

„Diese Zeit und diese Mittel sollen Ihnen werden," sagte der Polizeirath mit der größten Zuversicht. — „Treffen Sie deshalb Ihre Anstalten, gleich morgen abreisen zu können, denn es liegt der Regierung Alles daran, den geheimnißvollen Zusammenhang dieses verrätherischen Verkehrs zu erfahren. Finden Sie sich daher morgen auf dem Ministerium ein, um Ihre Instruktionen zu empfangen und danach augenblicklich abzureisen."

Güldenberg und Hauptmann Mühlenberg verabschiedeten sich hierauf von dem Rath und schlugen miteinander den Weg nach des Ersteren Wohnung ein, denn der so schwer Gekränkte sehnte sich danach, seiner Frau, die um ihn in schweren Sorgen sein mußte, so schnell als möglich Beruhigung zu bringen.

„Ich wünsche Ihnen vom Herzen Glück zu der Unternehmung, mein junger Freund," sagte während des Weges der Hauptmann. „Gelingt Ihnen die Entdeckung, dann dürfen Sie mit Sicherheit auf eine bedeutende Belohnung rechnen."

„Daran liegt mir wenig," entgegnete Güldenberg. „Mir ist es bei der Sache nur um die völlige Wiederherstellung meiner Ehre zu thun, und ich hoffe zuversichtlich, daß sie mir gelingen wird."

In wiefern sich diese Hoffnung verwirklichte, werden wir in der Folge sehen.

Für jetzt haben wir nur so viel mitzutheilen, daß Güldenberg schon am nächsten Tage zu der Expedition aufbrach, nachdem zu seiner Disposition Alles gestellt worden war, was er zu einem glücklichen Ausgange als nothwendig bezeichnete.

XXVIII.

Die Schlacht von Custozza.

Erstes Bild: Vor dem Kampfe.

Am 21. Juni hatte Italien an Oesterreich den Krieg erklärt und dabei die allgemeine Pflicht anerkannt, wovon Preußen sich, treu dem bismarkischen Grundsatze: „Gewalt geht vor Recht!" in eigener

Machtvollkommenheit bei seinen Kriegserklärungen frei machte: Die Pflicht, drei Tage bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten vergehen zu lassen.

Mit freudigem Beben war diese Kriegserklärung von der österreichischen Süd-Armee vernommen worden, die vor Ungeduld brannte, dem Feinde die bei Solferino und Magenta eingegangene Schuld mit Wucherzinsen zurückzuzahlen.

Voll Jubel nahmen daher sämmtliche Truppen den Armeebefehl auf, den der kommandirende General, Erzherzog Albrecht, am Tage nach dem Empfange der italienischen Kriegserklärung, am 22. Juni, aus seinem Hauptquartier Verona erließ, und welcher lautet:

„Soldaten!

„Der längst erwartete Augenblick ist endlich gekommen: Der Krieg beginnt!

„Von Neuem streckt der räuberische Nachbar die Hand aus nach diesem schönen Juwel in der Krone unseres Monarchen, welches Eurem Schutze anvertraut ist.

„Die Ehre der Armee, die Ehre jedes Einzelnen unter uns ist an die Behauptung dieses Pfandes geknüpft. Ich kann Euch keinen kräftigeren Beweis meines Vertrauens geben, als indem ich Euch offen sage: Daß der Feind mächtig gerüstet und uns an Zahl bedeutend überlegen ist.

„Schwer mag unsere Aufgabe sein, aber sie ist Eurer würdig!

„Mit entschlossener Tapferkeit im Kampfe, mit altösterreichischer Zähigkeit, die noch nie an sich selbst gezweifelt, werden wir sie auch dießmal mit Gottes Hilfe ruhmvoll lösen; denn unser ist das heilige Recht, welches zuletzt immer siegen muß.

„Was immer auch sich ereignen möge, nichts wird Euren feurigen Muth, nichts das feste Vertrauen auf den endlichen Triumph in Euch erschüttern.

„Verblendet durch leichte Erfolge, die unser Gegner im Bunde mit Verrath, Treubruch und Bestechung anderwärts gefunden, kennt er in seiner Anmaßung, seiner Raubsucht, keine Grenzen, vermeint er, seine Fahnen auf dem Brenner und auf den Höhen des Karstes aufpflanzen zu können; doch dießmal gilt es offenen Kampf mit einer Macht, welche fühlt, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein handelt, welche entschlossen ist, zu siegen oder ruhmvoll zu fallen, wenn es sein muß.

„Mögt Ihr den Feind erneuert daran erinnern, wie oft schon er vor Euch geflohen ist!

„Auf denn, Soldaten! Erwartungsvoll sehen Kaiser und Vaterland, mit begeisterter Theilnahme Eure Mütter, Frauen und Brüder auf uns! Auf denn, zum Kampfe! In Gottes Namen und mit dem weithin schallenden Ruf: „Es lebe der Kaiser!"

Mit Begeisterung wurde diese Ansprache von den Truppen aufgenommen.

Jeder Einzelne fühlte sich gehoben durch die vertrauensvollen Worte des geliebten Feldherrn, der sich durch die väterliche Sorge für das Wohl der ihm unterstehenden Truppen allgemeine Verehrung gewonnen hatte.

Mit Vertrauen, mit Siegeszuversicht, aber ohne Uebermuth, ohne die so gefährliche Unterschätzung des Feindes, sah das ganze Heer dem Kampfe entgegen.

Dieser mußte aller Wahrscheinlichkeit nach unmittelbar nach der gestellten Frist von drei Tagen entbrennen; denn schon gleich nach der Kriegserklärung begannen die Italiener Bewegungen, welche nicht bezweifeln ließen, daß der Angriff auf die Stellung der Oesterreicher sofort und von zwei Seiten erfolgen sollte.

An dem Po concentrirte Cialdini, der für einen der tüchtigsten italienischen Generale gilt, bedeutende Truppenmassen, um den Uebergang über den Fluß zu forciren und auf dem Gebiete Venetiens selbst seine Vereinigung mit dem Hauptheere zu bewirken, welchem die Aufgabe gestellt war, unter der eigenen Führung des Königs Victor Emanuel den Mincio zu überschreiten.

Dieser Aufgabe kam das Heer des Königs auch pünktlich nach, indem es am 23. Juni, eine Stunde nach Mitternacht, auf mehreren Punkten zugleich über den Mincio ging.

Diesem Uebergange setzte der Erzherzog Albrecht kein Hinderniß entgegen, sondern er begnügte sich damit, der Kavallerie-Brigade Pulz den Befehl zu ertheilen, den Feind zu beobachten, fortwährend Bericht über dessen Bewegungen zu erstatten, sich aber Schritt für Schritt vor den anrückenden Italienern zurückziehen, ohne sich in ein ernstes Gefecht einzulassen.

Aber der Erzherzog blieb deshalb in seinen Vorbereitungen zu einem kräftigen Empfange des Feindes nicht unthätig, und schon am 23. Juni herrschte auf der ganzen Linie der Oesterreicher eine rührige Thätigkeit, welche bewies, daß der Höchstkommandirende eine ernste Wahrheit ausgesprochen hatte, als er in seinem Armeebefehle vom 22. sagte:

„Der Krieg beginnt!"

In gespannter Erwartung der Ereignisse harrend, welche die nächsten Tage, vielleicht schon die nächsten Stunden, bringen mußten, befand sich die Brigade des Obersten, Prinzen von Sachsen-Weimar, in dem Lager der Reservedivision bei Pastrengo, da sprengte ein

Adjutant des Erzherzogs durch die Lagerreihen und überbrachte dem Brigadier den Befehl, augenblicklich nach Sonora aufzubrechen.

„Dort haben Eure Hoheit Stellung zu nehmen," vervollständigte der Adjutant den Befehl, „bis Castelnuovo Detachements vorzuschieben und weitere Ordre zu erwarten."

In sausendem Galopp, wie er gekommen, jagte der Adjutant wieder davon, die Lärmtrommel wirbelte, und wenige Minuten später brach die Brigade Sachsen-Weimar unter dem begeisterten Hurrah der Soldaten nach dem ihr angewiesenen Posten auf.

Beinahe gleichzeitig verließ General Rodich an der Spitze des fünften Armeecorps Verona, um die wichtige Höhenkette von Sona und Sommacampagna zu besetzen und von dort seine Vorposten bis Zerbare, in der Richtung gegen Custozza und Valeggio, vorzuschieben.

Während das neunte Corps, General Hartung, sich bei St. Lucia, vor Verona, konzentrirte, wurde das siebente, Moirocic, aus dem drei Meilen entfernten St. Bonifacio herbeigerufen. Es hatte indeß einen so beschwerlichen Marsch zurückzulegen, daß es erst am Abend des 23 bei St. Massimo vor Verona anlangte, und zwar in einem so erschöpften Zustande, daß es der Ruhe unerläßlich bedurfte, und daher zur Reserve bestimmt wurde; denn drückende Hitze und erstickender Staub hatten, vereint mit der Anstrengung des Marsches von sieben Stunden, selbst die Stärksten ihrer Kräfte beraubt.

Während so von dem Erzherzog Albrecht die weisesten Vorkehrungen getroffen wurden, waren die Italiener, wie wir bereits erwähnten, über den Mincio gegangen, und trafen auch ihrerseits alle Anstalten, den Kampf am 24. zu beginnen, nachdem in der Nacht zuvor ein heftiger Regen, zwar den beiderseitigen Truppen lästig, gefallen war, aber doch die wohlthätige Folge gehabt hatte, die schwüle Luft abzukühlen und den in dieser Gegend so überaus lästigen Kalkstaub zu dämpfen.

Indem während dieser Vorbereitungen die Kavallerie-Brigade Pulz sich fechtend vor dem Feinde zurückzog, kam es mehrmals zu kleinen Scharmützeln, und die braven Trani-Uhlanen folgten dabei oft nur mit Widerstreben dem Befehle, jedes ernstere Gefecht zu vermeiden.

Diesem Verbote vermochte aber der Trani-Uhlane Dombie in seinem ungestümen Muthe nicht zu gehorchen, als er sich bei dem Rückzuge auf der Straße von Villafranca, wo er der letzte Mann der Nach-

hgt war, von einem feindlichen Reiteroffizier so heftig verfolgt sah, daß er von demselben eingeholt zu werden fürchten mußte, wenn er nicht sein Pferd zum schnellsten Laufe anspornte. Dadurch würde aber der befohlene Rückzug in den Augen des Piemontesen zu einer feigen Flucht geworden sein, ein Gedanke, der dem braven Dombie unerträglich war. Er warf daher rasch sein Pferd herum, ließ die Lanze am Riemen hängen, und sprengte mit hochgeschwungenem Säbel auf den Feind ein.

In seinem ritterlichen Sinne verschmähte es Dombie, mit ungleicher Waffe zu kämpfen; die Lanze aber, in deren Handhabung er einer der Gewandtesten in seiner Schwadron war, würde ihm seiner Meinung nach einen zu großen Vortheil über den, nur mit einem Säbel bewaffneten Piemontesen gewährt haben; deshalb verzichtete er auf ihren Gebrauch.

Es entstand nun ein wüthender Zweikampf zwischen den beiden Reitern, von denen der eine in seinem Kampfesmuthe und begünstigt durch sein besseres Pferd, seinen Kameraden weit vorausgeeilt, der andere aber, nur seinen Muth zu Rathe ziehend, hinter seinem Ralliir-Trupp eben so weit zurückgeblieben war.

Hieb fiel auf Hieb; die Klingen sprühten Funken; Blitze schossen aus den Augen der Kämpfenden; die Pferde wurden bald rechts, bald links herumgeworfen, und allmälig steigerte sich das anfängliche Feuer der beiden Reiter bis zur Wuth, da sie einander gegenseitig nichts anhaben konnten, obgleich sie ihre ganze Geschicklichkeit und Kraft aufboten.

Da gab endlich der Piemontese bei einer falschen Wendung seines Pferdes eine Blöße; der Säbel des Uhlanen schmetterte nieder auf seinen ungedeckten Kopf, und mit einem unwillkürlichen Schmerzensschrei sank er aus dem Sattel und stürzte nieder auf den Boden, den sein Blut röthete.

In demselben Augenblicke war auch schon der wilde Zorn des Kampfes bei dem tapfern Dombie verraucht; er erblickte in dem besiegten Feinde nur noch den hilfsbedürftigen Soldaten, und ohne sich zu besinnen, sprang er vom Pferde, kniete nieder neben dem Schwerverwundeten, der mit der linken Hand krampfhaft den Zügel seines Pferdes festgehalten hatte, so daß das treue Thier zitternd und mit Schaum bedeckt neben ihm stand.

Dombie richtete den Oberkörper des halb betäubten Piemontesen, dessen Gesicht das strömende Blut überfluthete, empor, zog das Verband-

zeug hervor, das er aus Vorsicht bei sich trug, legte mit aller Sorgfalt einen flüchtigen Verband auf die Wunde, und sagte dann mit freundlichem Tone, aber mit fester, gebieterischer Stimme:

„Sie sind mein Gefangener und müssen mir folgen!“

Die Worte verstand der Italiener schwerlich, aber über den Sinn derselben konnte er in seiner Lage nicht zweifelhaft sein, als Dombie ihn vom Boden aufhob, ihn an sein Pferd führte, und ihn aufforderte, sich in den Sattel zu schwingen.

Der gefangene Offizier folgte ohne Widerstreben dem Befehle des Uhlanen; dieser ergriff den Zügel des fremden Pferdes und sprengte den Seinigen nach.

Es war die höchste Zeit, denn schon zeigte sich ein Trupp Reiter von dem Regimente des gefangenen Piemontesen und als diese Leute sahen, in welcher Lage sich ihr Lieutenant befand, trieben sie ihre Pferde zur höchsten Eile an, indem sie hofften, den Offizier der Gefangenschaft zu entreißen und dessen Sieger selbst gefangen zu nehmen.

Aber Dombie hatte noch immer einen bedeutenden Vorsprung und die Gefahr erkennend, in der er schwebte, trieb er jetzt mit Sporn und Zuruf sein treues Thier zur wildesten Flucht vorwärts; denn diese konnte nun nicht mehr als Feigheit erscheinen.

Das Pferd folgte der Mahnung seines Reiters mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft, denn es schien bei jedem Sprunge, als müßte es zusammenbrechen, während das kräftigere, oder durch die Anstrengungen der vorhergehenden Tage weniger erschöpfte Pferd des Gefangenen, der sich mit beiden Händen an dem Sattelknopfe festhalten mußte, munter neben her galoppirte.

Nur eine kurze Strecke noch brauchte Dombie zurückzulegen; dann war er gerettet und er hatte seinen Gefangenen in Sicherheit gebracht.

An dem Fuße eines Hügels angelangt, erblickte er den ersten Vorposten der Oesterreicher.

Um das munter flackernde Wachtfeuer theils gelagert, theils dasselbe umstehend, bot dies Piquet, aus zwei Offizieren und einigen zwanzig Mann bestehend, einen eigenthümlichen Anblick.

Die auf und niederschreitenden Posten ausgenommen, waren die Meisten der Uebrigen halb nackt, und Einige zeigten sich sogar in einem Costüme, von dem Adams in dem Paradiese nur wenig verschieden.

Sie benutzten nämlich die freie Zeit, welche sie bis zu dem Be-

ginn des Kampfes noch zu haben glaubten, um ihre Kleider, die von dem starken Regen der vergangenen Nacht gänzlich durchnäßt waren, an dem Wachtfeuer zu trocknen, besonders aber die Hemden, deren Nässe während des Kampfes das unbehaglichste Gefühl verursacht haben würde.

Die Wäsche zum Wechseln war bei der Bagage und so mußten denn die Offiziere sowohl, wie die Mannschaften, mit sehr mangelhafter Bekleidung umherspazieren, während die nur irgend entbehrlichen Kleidungsstücke an dem Feuer trockneten.

Der Uhlane Dombie ritt mit seinem Gefangenen die wenigen Schritte bis zu der Spitze des Hügels hinauf, und übergab den Piemontesen dem kaiserlichen Hauptmann, der die Feldwache commandirte.

Mit einfachen Worten erzählte er kurz, auf welche Weise er den feindlichen Offizier gefangen genommen hatte, und fügte dann mit gutmüthigem Tone hinzu:

„Aber, Euer Gnaden, Herr Hauptmann, sorgen Sie gut für den armen Teufel, wenn ich bitten darf; ich glaube, mein Säbel ist ihm ein Bissel zu hart auf den Schädel gefallen. — Nun muß ich aber machen, daß ich zu meiner Schwadron komme, denn ich habe mich durch die Schlägerei mit dem Piemontesen so schon verspätet!"

Damit wendete er sein Pferd und trabte den Hügel hinab, indem er noch zurückrief:

„Treffe ich Leute von der Ambulanz, so schicke ich sie her, um den Verwundeten abholen zu lassen."

Dann setzte er sein Pferd in rascheren Gang und bald war er den Nachschauenden aus dem Gesichte entschwunden.

„Hauptmann, das war ein Prachtkerl!" sagte der Lieutenant der Feldwacht zu dem commandirenden Offizier derselben. „Schade, daß wir ihn nicht nach seinem Namen gefragt haben, denn er verdiente doch offenbar für die Einbringung des Piemontesen, den er im Einzelkampfe gefangen nahm, die Medaille."

„Ich will sein Verdienst nicht herabsetzen," entgegnete der Hauptmann, „aber wenn der Kaiser jede tapfere Handlung eines unserer Soldaten so belohnen wollte, dann würde es dem Kriegsministerium bald an dem nöthigen Gelde fehlen, um alle Medaillen herbeizuschaffen und diese würden zu einem Montirungsstücke der meisten Regimenter werden."

„Herr Hauptmann," sagte der Lieutenant lachend, „ich will wahrlich die Tapferkeit unserer braven Soldaten nicht herabsetzen, aber auf

Ihre Behauptung muß ich Ihnen bemerken, daß in diesem Falle Viele, die auch nicht feig waren, in Arrest geschickt werden müßten, weil ihnen das vorschriftmäßige Montirungsstück mangelte."

So scherzten die beiden Offiziere fort, harmlos und heiter, als dächten sie nicht daran, daß jeder Witz, den sie machten, der letzte für ihr ganzes Leben sein könnte.

Während dessen, was wir bisher erzählten, oder vielmehr, wenigstens theilweise, noch vorher, hatten die verschiedenen österreichischen Corps die Stellung eingenommen, die sie entweder während der Schlacht, die als eine beschlossene Sache beider Theile erschien, zu behaupten hatten, oder aus denen sie, je nach den Umständen, hervorbrechen sollten, um auf Befehl des Höchstcommandirenden hier oder dort in das blutige Tagewerk einzugreifen.

Das neunte Armeecorps, Hartung, verließ noch vor Tagesanbruch, um 3 Uhr Morgens, die bisher eingenommene Stellung bei St. Lucia, und brach nach Sommacampagna auf, Namen, die, wie beinahe alle dieses denkwürdigen Tages, mit blutigen Zügen in die Kriegsgeschichte Italiens eingetragen sind.

General Rodich marschirte mit dem fünften Corps nach St. Giorgio in Salice, und ließ in seiner Position von Sona nur eine Abtheilung zurück.

Von der Reservedivision rückten alle Truppen, welche dieselbe entbehren konnte, von Sandra auf Castelnuovo vor, und die Cavallerie besetzte die Ebene auf dem linken Flügel des neunten Armeecorps, wo sich ihr ein freies Terrain zu ihren Operationen bot.

So standen am Morgen des denkwürdigen 24. Juni die beiden feindlichen Heere kampfbereit und kampflustig einander gegenüber.

Die österreichische Armee zählte dort nach ihren Listen 75,000 Mann mit 272 Geschützen, aber nach Abzug der Mannschaften, die bei allen kriegerischen Operationen auf eine oder die andere Weise dem activen Antheil an dem Gefechte entzogen werden, durfte ihre Stärke nicht höher veranschlagt werden, als auf 57,000 Mann; das haben selbst italienfreundliche Stimmen zugegeben.

Nur die 272 Geschütze blieben in ihrer effektiven Stärke vollzählig, und gaben in dieser Waffe den Oesterreichern ein bedeutendes Uebergewicht, denn die Artillerie der Italiener zählte nicht mehr als 192 Geschütze.

Dagegen betrug ihre Nominal-Stärke an Infanterie und

Cavallerie 117,000 Mann, oder — nach den erfahrungsmäßigen Abzügen, die wir auch bei der österreichischen Armee annahmen, in der Effektiv=Stärke mindestens 90,000 Mann.

Auf der italienischen Seite drang die Division des Kronprinzen Humbert von Villafranca gegen Dossobuono vor, und links von derselben rückte die Division Bixio in die Schlachtlinie ein.

Links von der Division Bixio ging die Division Cugia gegen Monte Torre und Staffalo vor.

Doch nicht auf diesen Punkten, wo die Schlacht später am heißesten entbrannte, sollte der Kampf eröffnet werden, sondern bei Alzarea.

Hier stieß die österreichische Reserve=Division auf die Vorhuth der Division Cerale, die sich vor der Uebermacht zurückzog und bei Oliosi Stellung nahm.

Hier entspann sich sofort ein heißer Kampf.

Um die siebente Morgenstunde fielen beinahe gleichzeitig auf beiden Seiten die ersten Kanonenschüsse.

Die Schlacht von Custozza, welche einen neuen Lorbeerzweig in den Ruhmeskranz des österreichischen Heeres flechten sollte, war eröffnet!

Ende des ersten Bandes.

Druck von R. v. Waldheim.



1866

oder

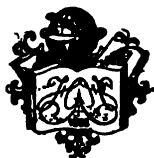
Custozza und Königgrätz.

Historisch-romantische Enthüllungen

aus

Oesterreichs neuester Geschichte.

Zweiter Band.



Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartlebens Verlag.
1867.

I.

Vorwort.

Neben mehrseitiger freundlicher und billigender Anerkennung unserer bisherigen Arbeit ist uns von einigen unserer Leser die Bitte zugekommen, für sie, welche die Ereignisse, die zu dem Kriege führten, mit weniger Aufmerksamkeit verfolgten, als es zum Verständniß mancher von uns geschilderten Begebenheiten nothwendig wäre, so wie für wahrscheinlich viele Andere, die sich mit ihnen in gleicher Lage befinden, eine gedrängte Uebersicht der Umstände zu geben, welche zu dem kurzen, für Oesterreich so verhängnißvollen Kampfe führten, der noch geringe Zeit vor dem wirklichen Ausbruche desselben gar Vielen, die sich um die Politik nicht kümmerten, als eine Unmöglichkeit erschien.

Wir kommen dem gegen uns ausgesprochenen Wunsche gern nach, indem wir die Bemerkung hinzufügen, daß Die, welche mit dem Gange der Ereignisse ohnehin vertraut sind, dies Vorwort ohne Beeinträchtigung der Handlung unseres Romanes überschlagen können, wenn sie nicht vielleicht durch dasselbe sich den Zusammenhang der zum Theil verdeckten Ursachen mit den nur allzusichtbaren Wirkungen in das Gedächtniß zurückrufen wollen.

Dem bisher Uneingeweihten wird es durch unsere, wenn auch flüchtige Skizze klar werden, weshalb Manches so gekommen ist, so kommen mußte, wie eben die Geschichte der jüngst verflossenen Monate es gezeigt hat.

Der Zankapfel, aus dessen Kernen der blutige Früchte tragende Baum des deutschen Bruderkrieges von 1866 entsproßte, war Schleswig-Holstein, welches durch den Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark, der am 15. November 1863 erfolgte, dem Rechte

nach an den Erbprinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg fiel, wie dies von den Schleswig-Holsteinern selbst, so wie von der ganzen liberalen Partei Deutschlands anerkannt wurde.

Der neue König von Dänemark, Christian IX., bestritt aber das Recht des Prinzen von Augustenburg, und der deutsche Bund beschloß daher, die Execution eintreten zu lassen. Mit derselben wurden Sachsen und Hannover in erster, Oesterreich und Preußen in zweiter Linie am 7. December 1863 beauftragt. Nach einigen resultatlosen Verhandlungen mit Dänemark, so wie nach verschiedenartigen Ansichten am Bunde, wurden die Executionstruppen, d. h. die Sachsen und Hannoveraner, zurückgedrängt und Oesterreich und Preußen erklärten Dänemark den Krieg.

Dieser führte nach einer heldenmüthigen Vertheidigung des kleinen Dänemark durch die riesige Uebermacht seiner beiden Gegner zur Eroberung von Schleswig-Holstein und Lauenburg, und in Berlin, vor dem königlichen Schlosse und in dem Lustgarten bei dem Museum, wurden die bei der Erstürmung der berühmten Düppler-Schanzen eroberten dänischen Geschütze mit gewaltiger Ostentation aufgestellt.

Sich stolz brüstend, als hätten sie selbst zu der Eroberung beigetragen, gingen die getreuen Berliner Spießbürger zwischen den Geschützen umher, obgleich wahrlich keine Ursache zum Stolze war, daß der gewaltige preußische Goliath den kleinen dänischen David niedergeworfen hatte.

In den Augen Unparteiischer hat gewiß Dänemark, trotz seiner Niederlage, durch diesen Krieg mehr Waffenruhm gewonnen, wie Preußen durch seinen Sieg.

Ein in Wien abgeschlossener Friede schuf einen Zustand der Halbheit, der — wie immer — die verderblichsten Folgen nach sich ziehen mußte.

Ohne über die Erbfolge in Schleswig-Holstein etwas zu bestimmen, traten die beiden Sieger, die den deutschen Bund in gegenseitiger Uebereinstimmung bei Seite geschoben hatten, einstweilen in den gemeinschaftlichen Besitz der gemachten Eroberung, von welcher jedoch das Herzogthum Lauenburg durch Kauf an Preußen allein überging.

Die unnatürliche Theilnehmerschaft zeigte sich indeß bald als unhaltbar, und es wurde daher in Gastein zwischen Preußen und Oesterreich ein Vertrag geschlossen, Kraft dessen — wieder einst-

weilen — Oesterreich die Verwaltung von Holstein, Preußen die von Schleswig übernahm.

Von einer Bestimmung der Erbfolge war bei diesen Verhandlungen abermals keine Rede, und eben so wenig von einer Berechtigung des Bundes, bei der Entscheidung ein Wort mitzusprechen, wohl aber trat Preußen immer deutlicher mit der Ansicht hervor, sich die Herzogthümer zuzueignen.

Dadurch entstanden natürlich Reibungen zwischen den beiden Mächten, und während Oesterreich in Holstein die Sympathien der Bevölkerung durch freisinnige Erfüllung mancher ihrer Wünsche zu gewinnen verstand, erregte Preußen durch Bedrückungen und wahrhaft drakonische Bestimmungen den Haß der Bevölkerung Schleswigs.

Die Spannung zwischen den Höfen und Cabinetten von Wien und Berlin wurde immer größer, und während Oesterreich sich dem lange vernachlässigten Bunde wieder annäherte, und sich dessen Mitwirkung zu sichern bemüht war, rüstete Preußen heimlich und öffentlich zu dem Kriege, den es unfehlbar kommen sah, den es bald als eventuelle Nothwendigkeit proklamirte, und den es im Innersten seines Herzens wünschte und wollte, obgleich schönklingende Phrasen wiederholt die Versicherung gaben, daß es sich zu demselben nur gezwungen und höchst ungern entschließen würde.

Indeß rückte der entscheidende Augenblick immer näher und immer unverkennbarer wurde es, daß Preußen einen friedlichen Ausgleich nicht wünschte, daß es vielmehr die Entscheidung der Waffen wollte, um den Streit auszutragen, bei welchem es jede Einmischung des Bundes als unberechtigt zurückwies, und eben so jede Erbberechtigung des Prinzen von Augustenburg auf die eroberten Herzogthümer verwarf.

Diese Berechtigung wurde indeß durch die österreichische Verwaltung in Holstein auf mehrfache Weise anerkannt und begünstigt.

Darüber kam es zu einem sehr heftigen Notenwechsel zwischen den beiden deutschen Großmächten und beide Theile rüsteten; d. h. Preußen fuhr jetzt ohne alle Heimlichkeit in seinen Rüstungen fort, Oesterreich aber begann die seinigen.

Ganz besonders aber suchte sich Preußen, dem bei der Art, wie sein Premierminister Bismark im Innern schaltete, alle Sympathien in Deutschland mangelten, nach außen hin durch ein Bündniß mit Italien, dem Todfeinde Oesterreichs, zu stärken und König Victor Emanuel ergriff mit Freuden die ihm dargebotene Hand, da sich ihm durch diese

unerwartete Allianz die sichere Aussicht bot, den glühenden Wunsch, das ungestüme Verlangen der italienischen Nation, zu erfüllen: die Aussicht, Venetien mit dem Königreiche Italien zu vereinigen.

Dieses längere Zeit geheim gehaltene, mehrfach bestrittene und behauptete Bündniß trat endlich unleugbar zu Tage und zeigte Oesterreich, in welcher Gefahr es schwebte, da es sich im Falle des wirklich ausbrechenden Krieges zugleich im Norden gegen das mächtig gerüstete Preußen und im Süden gegen das nicht minder gerüstete Italien vertheidigen mußte.

Es betrieb daher nun auch seinerseits, d. h. vom Februar 1866 an, die Rüstungen mit größerem Eifer und war zugleich bemüht, sich in den deutschen Mittelstaaten Verbündete zu gewinnen.

Wir wollen die einzelnen Züge nicht auseinandersetzen, die nun von Oesterreich und Preußen wechselweise auf dem politischen Schachbret gethan wurden, denn es kömmt im Grunde darauf nicht viel an.

Wir erwähnen daher nur noch die Ereignisse, die mit Dampfesschnelligkeit dem wirklichen Ausbruche des Krieges zudrängten, der im Wesentlichen bereits moralisch ausgebrochen war.

Preußen, welches vor nicht langer Zeit die Vorschläge des österreichischen Kaisers zu einer Bundesreform zurückgewiesen hatte, beantragte jetzt seinerseits eine solche, welche hauptsächlich auf Berufung eines deutschen Parlamentes, durch allgemeine und directe Wahlen hinauslief.

Bismark war also plötzlich liberal geworden, und der Mann, der in dem eigenen Lande die Befugnisse des Abgeordnetenhauses nicht nur fortwährend bekämpft, sondern sogar mehrmals verhöhnt hatte; der im Sinne der Regierung Wahlumtriebe der schlimmsten Art begünstigte; der Disciplinaruntersuchen, Versetzungen 2c. gegen jeden Beamten, jeden von der Regierung etwa abhängigen Mann ausführen ließ, welcher bei der Abgabe seiner Stimme nur seinem Gewissen folgte; — dieser Mann versuchte es, mit dem Volke zu kokettiren, weil er fühlte, daß er dessen Beistand bei der gegenwärtigen Lage der Dinge bedurfte.

Die Reform-Vorschläge mochten manches Gute enthalten, aber da sie von einem Bismark gemacht wurden, stießen sie auf allgemeines Mißtrauen, welches durch die Antecedentien des preußischen Premiers wohlberechtigt war, und durften daher auf die Annahme nicht rechnen.

Dies hatte Bismark auch ohne Zweifel vorausgesehen, denn noch ehe die Entscheidung erfolgt war, ehe sie auf der langen Bank

des Bundestages erfolgen konnte, waren während der ersten Tage des Mai die sämmtlichen Corps der preußischen Armee vollständig mobil gemacht.

Oesterreich richtete darauf wiederholt an Preußen die Aufforderung, die schleswig-holsteinische Angelegenheit und die Erbfolge des Prinzen von Augustenburg von der Entscheidung des Bundestages abhängig zu machen.

Preußen wies diesen Antrag abermals zurück und erklärte, sich an den Wiener Frieden und den Gasteiner Vertrag halten zu müssen, die beide den Bundestag und die Erbberechtigung des Herzogs von Augustenburg außer dem Spiele ließen.

Darauf gab Oesterreich am 1. Juni bei dem Bundestage die Erklärung ab, es überließe dem Bunde die Entscheidung über Schleswig-Holstein, und hätte seinem Statthalter in Holstein den Auftrag ertheilt, die Stände des Herzogthumes einzuberufen, damit durch deren Mund die Bevölkerung, welche bei der Sache jedenfalls am meisten betheiligt wäre, ihre Stimme ebenfalls laut werden lassen könnte.

Damit war der Bruch zwischen Oesterreich und Preußen vollständig gemacht.

Letzteres erhob Protest gegen den Antrag, den es für eine Verletzung des Gasteiner Vertrages und eine Provokation zum Kriege erklärte.

Der Statthalter von Holstein, General von Gablenz, berief dessenungeachtet unter dem 5. Juni die holsteinischen Stände für den 11. Juni nach Itzehoe und der Statthalter von Schleswig, General von Manteuffel, erhielt als Antwort darauf den Befehl, preußische Truppen in Holstein einrücken zu lassen.

Dies geschah am 7. Juni und den darauf folgenden Tagen, und als am 11. Juni die Abgeordneten des Volkes den Ständesaal in Itzehoe betreten wollten, wurden Sie durch preußische Bajonnete daran verhindert.

An eben diesem Tage stellte der österreichische Gesandte in einer außerordentlichen Bundestagssitzung den Antrag, die Bundesexekution gegen Preußen zu verhängen und zu diesem Zwecke die sämmtlichen Bundes-Armeecorps, mit Ausnahme der drei preußischen, mobil zu machen.

Die Entscheidnng über diesen hochwichtigen Antrag erfolgte bereits am 14. Juni und dieser Tag ist daher als der Ausgangspunkt des

Krieges zu betrachten, denn an demselben sonderte sich Deutschland in zwei einander entschieden feindliche Theile.

Für den Antrag Oesterreichs stimmte natürlich dieses selbst; außerdem aber Baiern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Liechtenstein mit Waldeck, den beiden Reuß, Lippe, Lippe-Schaumburg und Hessen-Homburg, Nassau, Sachsen-Meiningen, Frankfurt.

Gegen den Antrag stimmten Baden, Luxenburg und Limburg, die sächsischen Herzogthümer (außer Meiningen), Braunschweig, die beiden Mecklenburg, Oldenburg, Anhalt und die beiden Schwarzburg, Hamburg, Bremen und Lübeck.

Der Präsidialgesandte erklärte danach den Antrag Oesterreichs mit 9 gegen 6 Stimmen für angenommen, obgleich gegen diese Berechnungsweise Einwendungen erhoben wurden.

Preußen bezeichnete den Antrag so wie die Abstimmung als Bundesbruch, und erklärte darauf seinen Austritt aus dem Bunde, und diesen nach den Grundlagen von 1815 für aufgelöst.

Zugleich sagte der preußische Gesandte, daß seine Regierung die deutschen Regierungen gemäß den bismarkischen Reformvorschlägen zur Begründung eines neuen Bundes auffordern würde.

Mit dieser Erklärung war der Krieg zwischen den beiden Theilen factisch entschieden. Wie auch die formelle Kriegserklärung erfolgte, erwähnten wir bereits im Laufe unserer Erzählung.

II.

Ein Ausländer als österreichischer Verräther.

Als Woronski nach der Unterredung Neumeister's mit dem Fürsten Löwenkron der ihm drohenden Verhaftung durch seine vorsichtige und schnelle Entfernung aus dem bisher von ihm bewohnten Hôtel glücklich entgangen war, hielt er es für zweckmäßiger, sich eine Privatwohnung zu nehmen, weil er in einer solchen der Neugier und der Beobachtung weniger ausgesetzt zu sein glaubte, wie in einem Gasthause.

Nach längerem Suchen fand er eine sehr günstig gelegene, in einem der belebtesten Durchhäuser der Stadt, und unmittelbar auf die Stiege führend, so daß er seine Zimmer betreten oder verlassen konnte, ohne daß seine Wirthsleute wußten, wann er kam oder ging.

Eben so konnte er, ohne Verdacht zu erregen, heimliche Besuche der verschiedensten Art empfangen.

Er hielt indeß diese Vorsichtsmaßregel noch nicht für hinreichend, denn je weiter seine verrätherischen Verbindungen sich ausdehnten, und mit je mehr Leuten er dadurch in Verbindung trat, um so mehr Umsicht und Klugheit hielt er für geboten, um die Entdeckung zu verhindern, daß er chamäleonartig unter sehr verschiedenen Gestalten auftrat.

Er nahm daher außer der bereits erwähnten Wohnung, die er gewissermaßen zu seinem Hauptquartiere machen wollte, in einer entfernten Vorstadt noch eine zweite.

Diese hatte eine eben so günstige Lage, wenn auch in einer andern Beziehung.

Sie war im Hintergebäude eines bescheidenen Häuschens gelegen und bot die Aussicht auf einen Garten, der zu dem Hause gehörte und nach allen Seiten hin mit andern Gärten der umliegenden benachbarten Häuser grenzte.

Diese Wohnung wählte er zu einer Art von Schlupfwinkel, in den er sich für den Fall besonders dringender Gefahr zurückziehen konnte, und der ihm durch die Gärten, mit deren Lage er sich bald vollkommen vertraut gemacht hatte, verschiedene Wege zur Flucht bot, wenn diese ja einmal nothwendig werden sollte.

Wie man sieht, war Woronski, auf den sich die volksthümliche Bezeichnung: „Er ist mit allen Hunden gehetzt!“ mit vollem Fug und Recht anwenden ließ, im Voraus auf jeden möglichen Fall bedacht.

Er ging indeß in den Maßregeln seiner Klugheit noch weiter, denn in der eleganten Stadtwohnung trat er vermöge der verschiedenen Pässe, die ihm zu Gebote standen, als vornehmer Herr, als reicher Cavalier, unter dem Namen eines Baron Wildungen aus Baiern auf, in dem ärmlichen Vorstadt-Stübchen dagegen als der bescheidene Herr Weber, Musikant aus Sachsen, wo er zugleich einen glaubwürdigen Deckmantel dafür fand, daß er sehr häufig des Nachts, und sogar einige Tage hintereinander, nicht nach Hause kam: Er hatte dann entweder in Wien selbst, oder in den nächsten Ortschaften, Musik zu machen.

Jeden Argwohn seiner Wirthsleute wußte er aber ganz beson-

ders dadurch fern zu halten, daß er nicht nur den Miethzins für ein Vierteljahr voraus bezahlte, sondern auch seiner Zimmerfrau zur Aufbewahrung einige zwanzig Gulden übergab: „Seine kleinen Ersparnisse!“ — wie er sagte, die er weder in seiner eigenen Tasche, noch in seinem versperrten Zimmer sicher hielt.

Bei Leuten geringeren Standes, wie die, bei denen Woronski sich in der Nähe der Hernalser-Linie eingemiethet hatte, kann man aber bekanntlich nicht leichter unbedingtes Vertrauen erwecken, als wenn man zeigt, daß man in seinen finanziellen Umständen vollkommen geordnet ist.

Der Schuhmacher Weißhuber und dessen Frau hätten deshalb darauf geschworen, daß ihr „Zimmerherr“ der ordentlichste und unverdächtigste Mensch von der Welt sei, und es galt ihnen jedesmal für ein Fest, wenn Woronski einen Abend in ihrer Gesellschaft zubrachte, und ihnen dann auf seiner Violine etwas vorspielte.

Daß er dabei seine eigennützigen Absichten hätte, ahneten die ehrlichen, aber etwas geldsüchtigen Menschen um so weniger, da der „lustige Musikant“, wie sie Woronski nannten, jederzeit ein oder zwei Maß Bier zum Besten gab, wenn er einige Abendstunden mit ihnen verplauderte.

Die Masken zu den beiden Rollen, die Woronski nebeneinander — vielleicht außer noch mancher andern — zu gleicher Zeit durchführte, legte er immer in dem uns bereits bekannten trödelmarktartigen Garderobezimmer an, er wußte aber auch diese so ganz verschiedenen Charaktere in der Sprache consequent durchzuführen, indem er als Baron Wildungen einen leisen Anflug des bairischen Dialectes hören ließ, wie ihn selbst die höheren Stände nie ganz verleugnen können, als Musikant Weber aber den scharfen sächsischen Accent hatte, wie man ihn in der Gegend von Dresden und Meißen wahrhaft ohrenzerreißend vernimmt.

Es gehörte nämlich zu den Talenten Woronskis, daß er nicht nur mehrere Sprachen, sondern auch die verschiedenartigsten Dialecte mit gleicher Fertigkeit sprach, so daß er jede beliebige Nationalität je nach Bedürfniß annehmen konnte.

Um indeß seine Netze noch weiter auszuspannen, entband Woronski zu gleicher Zeit seinen Bruder Eduard der demselben schon längst so überaus lästigen Kammerdiener-Rolle, und ließ ihn eine eigene Wohnung nehmen, die er als eine weitere Zufluchtsstätte im Falle dringender Gefahr betrachten konnte, da Niemand die innige Verbindung kannte,

in welcher die beiden Brüder miteinander standen, die in den Augen der Welt sich gegenseitig fremd, oder höchstens oberflächliche Bekannte waren, die an einander kein Interesse irgend einer Art nahmen.

Während Woronski alle diese Vorkehrungen traf, benutzte er die verschiedenen Empfehlungsbriefe, über welche er verfügen konnte, um sich in die Kreise der Residenz einzuführen, von denen man glaubte, sie wären mit den Absichten und Plänen der Regierung vertraut, und diese vornehme Gesellschaft, die sich oft auf ihre gereiftere Menschenkenntniß und ihre scharfe Beobachtungsgabe so viel zu Gute thut, hatte keine Ahnung davon, daß der Baron Wildungen und der plötzlich verschwundene Graf Woronski eine und dieselbe Person seien, so verschieden waren Beide in Gang, Haltung, Sprache und Organ, ja selbst in der Größe, und sogar die Farbe der Augen schien bei Beiden verschieden zu sein.

Auch Fürst Löwenkron unterhielt sich mehrmals mit dem Baron Wildungen, ohne eine Ahnung zu haben, daß dies eben der Mann sei, dessen Auffindung für seine Regierung von um so größerem Werthe gewesen wäre, da mehrere höchst verdächtige Umstände darauf hindeuteten, daß die Angaben Neumeisters wirklich auf der vollen Wahrheit beruhten, und vielleicht sogar noch zu wenig sagten.

Baron Wildenburg ließ es sich unter den augenblicklichen Umständen besonders angelegen sein, mit Offizieren Bekanntschaft anzuknüpfen, und unter diesen schienen es wieder die Offiziere des Generalstabs zu sein, die auf ihn eine besondere Anziehungskraft übten.

Er ladete wiederholt einen oder den anderen derselben, oft auch einige zugleich, zu einem Frühstück bei sich ein, und [illegible] es [illegible] Unterhaltung ohne Mühe das Gespräch auf den [illegible] Ausdruck des Krieges und die [illegible] zu [illegible] zu bringen wußte, [illegible] er es, [illegible] die [illegible] Fragen, [illegible] Zweifel [illegible] die [illegible] Bemerkungen, [illegible] in den [illegible] Angaben, [illegible] Bemerkungen [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible] die [illegible] der [illegible] und [illegible] der [illegible] und Regiments-Commandanten [illegible] in [illegible] zu [illegible], die [illegible] der [illegible] des [illegible] und [illegible] jedem [illegible], [illegible] die [illegible] Offizieren [illegible] in der [illegible] des [illegible] keine Ahnung [illegible] [illegible]

gegenüber, wie Baron Wildungen, diese beinahe unbewußten kleinen Aeußerungen irgendwie nachtheilige Folgen haben könnten.

Unter den Offizieren, welche Woronski — denn diesen Namen wollen wir, wie für den Baron Steinheim, auch für den Baron Wildungen unseren Lesern gegenüber beibehalten, — unter den Offizieren also, welche Woronski seit einiger Zeit ganz besonders an sich zu ziehen bemüht war, befand sich auch ein junger Mann, der sich sowohl durch körperliche Schönheit, wie durch Geist, Witz und eine entschiedene Liebenswürdigkeit im Umgange vor den meisten seiner Cameraden vortheilhaft auszeichnete, und daher auch ein besonderer Liebling des schönen Geschlechts zu sein schien.

In wissenschaftlicher Beziehung aber mußte dieser Offizier nicht weniger ausgezeichnet sein, wie in körperlicher und gesellschaftlicher, denn obgleich er erst vor zwei oder drei Jahren als Unterlieutenant aus baierischen Diensten in österreichische übertrat, war er schon zum Oberlieutenant befördert und es hieß, er sollte, zu der nächsten Umgebung des Feldzeugmeisters Benedek bestimmt, dem Generalstabe zugetheilt werden; denn seine militärisch-wissenschaftlichen Kenntnisse hatten bereits die höchste Anerkennung gefunden.

Woronski war in Gesellschaften schon mehrmals mit dem jungen Manne zusammengetroffen, ohne denselben besonders zu beachten, obgleich er sich der stillschweigenden Bemerkung nicht enthalten konnte, daß der junge Oberlieutenant ein Mensch von höherer Begabung zu sein scheine.

Er warf daher auch halb gleichgiltig die Frage hin, wer der junge Mann sei, als er aber die Antwort erhalten hatte, er hieße Baron Thurmau, kümmerte er sich nicht weiter um ihn, und der Oberlieutenant schien ihm vollkommen gleichgiltig zu sein.

Diese Gleichgiltigkeit verschwand indeß, als Woronski einige Tage später einen Brief erhielt, der zwar nicht unterzeichnet war, über dessen Ursprung und Bedeutung aber die verschlungenen Buchstaben Bl. u. E., die das Siegel zeigte, keinen Zweifel ließen.

Woronski öffnete daher den Brief, wie jeden der Art, mit gespannter Neugier, und mit noch größerer Spannung las er den ziemlich umfangreichen Inhalt, der sich lediglich mit dem erwähnten Baron Thurmau beschäftigte.

„Das ist allerdings eine sehr wichtige Angabe," sagte Woronski. nach seiner Selbstgesprächs-Gewohnheit, „und ich werde nicht versäu-

men diese Nachrichten auszubeuten, dabei aber mit größerer Vorsicht zu Werke gehen, wie bei dem dumm-ehrlichen Telegraphisten, bei dem mir mein Bestechungsversuch beinahe schlecht bekommen wäre. — Doch hier habe ich dergleichen freilich nicht zu befürchten, denn nach diesen Mittheilungen halte ich den Herrn Baron von Thurmau bereits in meiner Scheere und ich werde ihn sicher nicht entrinnen lassen."

Von dem nächsten Tage an bemühte sich Woronski mit großem Eifer, jedoch ohne Auffälligkeit, mit dem Oberlieutenant von Thurmau in näheren Verkehr zu treten, obgleich er dazu, wie wir bald sehen werden, kaum so großer Umwege bedurft hätte, als die waren, welche er einschlug.

Denn der Oberlieutenant, der ein feines Glas Wein und Delicatessen aller Art sehr zu lieben schien, die Mittel aber nicht besaß, sich dergleichen Genüsse für sein eigenes Geld zu verschaffen, hatte nicht so bald von den Frühstücken gehört, die Baron Wildungen zuweilen gab, und bei denen es, nach der Versicherung aller seiner Cameraden, immer sehr hoch herging, als er sich auch schon sichtlich bemühte, mit zu diesen Collationen gezogen zu werden.

Wie man sich denken kann, war dies Entgegenkommen Woronski sehr erfreulich. Er ergriff daher auch ohne alle Umstände die erste Gelegenheit, Thurmau zu einer Gänseleberpastete, welche mit Champagner angefeuchtet werden sollte, zu sich einzuladen und mit eben so wenig Umständen sagte der Oberlieutenant zu.

In Erwartung seines Gastes ging Woronski, mit sehr ernsten Gedanken beschäftigt, in seinem Zimmer auf und nieder.

„Endlich," sagte er, „werde ich finden, was ich so lange vergebens suchte, daß ich schon daran verzweifelte, es würde mir gelingen, in den Reihen der österreichischen Armee einen Verräther zu finden. Wo ich mit der größten Vorsicht noch so leise anklopfte, da stieß ich auf die entschiedenste Zurückweisung, so daß ich glaube, einen eingeborenen Oesterreicher hätte ich selbst mit großen Summen und durch die Aussicht auf die größten Vortheile nicht zu gewinnen vermocht. Diese Menschen hängen in ihrer biederen Ehrlichkeit noch mit einer mir unbegreiflichen Liebe und Treue an ihrem Lande, so daß mit ihnen nichts anzufangen ist."

Es ertönten Tritte auf der Stiege und Woronski unterbrach sich in seinem Selbstgespräche, weil er glaubte, sein Gast käme.

Die Schritte verhallten indeß auf der Stiege zu dem obern Stockwerke und Woronski fuhr, seine Gedanken laut aussprechend, fort:

„Zum Glück hat Oesterreich nicht blos eingeborene Offiziere, sondern es zog von jeher viele Ausländer in seinen Dienst, hierin, wie in so vielem Andern, von dem System Preußens abweichend, wo nur Preußen zu Offizieren befördert werden, — ausländische Prinzen natürlich ausgenommen.

„Dieser Thurmau ist ein solcher Ausländer; von Anhänglichkeit und Liebe für das Kaiserhaus kann, nach meinen Instructionen, bei ihm natürlich keine Rede sein, sondern was er in dem österreichischen Dienst sucht, ist nur sein Vortheil. Kann ich ihm aber größere Vortheile bieten, als die, welche er hier in Aussicht hat, dann wird es mir hoffentlich nicht schwer werden, ihn zu dem zu bringen, was ich von ihm verlange. Will er aber nicht, so wird er müssen, denn nach dem, was ich durch den Brief über ihn erfahren habe, ist er an Händen und Füßen gebunden in meiner Gewalt und ich werde nicht unterlassen, ihm begreiflich zu machen, daß ich fest entschlossen bin, diese Gewalt mit der unnachsichtigsten Strenge in Anwendung zu bringen."

Wieder ertönten Schritte auf der Stiege; es wurde an die Thür geklopft und auf das „Herein!" Woronski's trat der Oberlieutenant von Thurmau über die Schwelle.

Die beiden Männer waren unter vier Augen, und nach den üblichen Empfangsbegrüßungen griffen sie ohne weitere Präliminarien die sehr einladend auf einem elegant servirten Tische sich präsentirende Straßburgerin an, die von vier silberhalsigen Flaschen wie von einer Ehrenwache umstanden war, welche die höchst achtungswerthe Veuve Cliquot aus ihrer Armee detachirt hatte.

Anfangs blieb die Unterhaltung ziemlich wortkarg, allmälig aber wurde sie unter den Einflüssen des Schaumweines belebter, und als der dritte Ehrenposten die Wache verlassen hatte, sagte Woronski, welcher sich bei der Verfolgung seines Zieles alle lästigen und zeitraubenden Umschweife ersparen zu können glaubte:

„Wie ich höre, Baron Thurmau, werden Sie zu dem Generalstabsbureau des Feldzeugmeisters Benedek gehören, der zum Commandanten der Nordarmee ernannt worden ist?"

„Mir wurde in der That diese Auszeichnung zu Theil!" sagte wohlgefällig der Oberlieutenant.

„Ist es auch wahr, daß Sie unmittelbar unter der Aufsicht des Generals Cricmanic arbeiten werden?"

„Das weiß ich selbst noch nicht," entgegnete Thurmau, dem

diese beiden Fragen nicht aufgefallen waren, da sie ihm nur als ein Beweis gewöhnlicher Neugier erschienen. „Meine nähere Bestimmung ist mir noch nicht kundgegeben. Mir ist bis jetzt nur so viel bekannt, daß ich zur Disposition des Feldzeugmeisters Benedek gestellt bin; wie derselbe mich zu verwenden gedenkt, hängt lediglich von seiner Bestimmung ab."

„Wie immer Ihre Beschäftigung sein möge," fuhr Woronski fort, „werden Sie doch höchst wahrscheinlich von allen Plänen und Befehlen des Feldherrn Kenntniß erhalten, und zwar meistentheils noch vor den Corpscommandanten oder anderen Abtheilungsführern, an welche diese Befehle gerichtet sind?"

Jetzt wurde der Oberlieutenant aufmerksam und die Fragen erschienen ihm nicht mehr so unschuldig und unbedeutend wie bisher.

Er antwortete daher nur zögernd:

„Ich glaube in der That, daß dies bei der bestehenden Einrichtung des Dienstes der Fall sein wird; doch kann ich es nicht mit Bestimmtheit behaupten, da ich erst nach zwei Tagen in meine Functionen eintreten soll."

„Ich zweifle nicht, daß dem wirklich so ist, wie Sie glauben," entgegnete Woronski, „und in dieser Voraussetzung habe ich eine Bitte an Sie zu richten."

„Eine Bitte? — An mich!" sagte Thurmau, dem die fortgesetzten Fragen Woronski's jetzt im höchsten Grade verdächtig zu erscheinen anfingen.

„Allerdings!" erwiderte Woronski mit so ruhigem Tone, als handelte es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt.

„Ich begreife wahrlich nicht," entgegnete der Oberlieutenant in einiger Aufregung, „welche Bitte Sie rücksichtlich meiner dienstlichen Angelegenheiten an mich richten könnten, oder welche ich Ihnen zu gewähren hätte!"

„Das sollen Sie sogleich hören," fuhr Woronski mit seinem gleichgültigen Tone fort. „Es handelt sich ganz einfach darum, daß Sie mir von jedem wichtigen Armeebefehle, jeder Instruction, jeder Disposition, welche durch Ihre Hände geht oder auf sichere Weise zu Ihrer Kenntniß gelangt, gleichzeitig mit der amtlichen Expedition, oder doch so bald als irgend möglich nach derselben, eine Abschrift zukommen lassen."

Dieser entehrende Antrag, der ganz unverschleiert gemacht wurde, hatte den Lieutenant von Thurmau durch seine unerhörte Keckheit

im ersten Augenblick so betäubt, daß er vor Staunen kein Wort hervorzubringen vermochte; als aber Woronski schwieg, da sprang der Offizier empört von seinem Sitze auf und rief mit wuthbebender Stimme:

„Baron Wildungen, Sie werden mir für diese unerhörte Beschimpfung Genugthuung gewähren und zwar auf der Stelle!"

So ruhig, als wäre diese Herausforderung nicht an ihn gerichtet worden, entgegnete Woronski:

„Davon kann keine Rede sein, denn ich bin genau von den Umständen unterrichtet, unter denen Sie den bairischen Dienst verließen, verlassen mußten. Sie sind daher in meiner Gewalt, und werden thun, was ich jetzt nicht mehr von Ihnen erbitte, sondern verlange."

Woronski's Worte hatten einen niederschmetternden Eindruck auf den jungen Mann gemacht.

Er war leichenblaß geworden, zitterte am ganzen Leibe so heftig, daß er sich auf den Sessel niedergleiten lassen mußte, schlug beide Hände vor das Gesicht, und stöhnte aus tiefster Brust mit einem gewaltigen Schmerzenslaut:

„O mein Gott! Mein Gott!"

Mit dämonischer Befriedigung blickte Woronski auf den Vernichteten; dann sagte er langsam und mit scharfer Betonung:

„Sie sehen wohl ein, daß ich hier nur eine Anzeige davon zu machen brauche, unter welchen Umständen Sie aus dem bairischen Dienst zu treten gezwungen waren, um augenblicklich Ihre schimpfliche Entlassung zu bewirken. — Erkennen Sie daher, daß Ihnen zur Bewahrung Ihrer hiesigen Stellung kein anderes Mittel bleibt, als meinen Willen zu erfüllen; hören Sie wohl: Meinen Willen, denn dieser steht unabänderlich fest."

Diese Worte brachten indeß nicht die Wirkung hervor, welche Woronski davon erwartete.

Der Oberlieutenant hatte sich von seiner ersten Betäubung erholt.

Er schien Trost in der Vermuthung gefunden zu haben, daß Woronski mit der Anspielung auf seine früheren Verhältnisse in Baiern nur einen Schreckschuß gethan hätte, um ihn zu dem geforderten Verrathe zu bestimmen, daß er jedoch in der That nur unbestimmte Gerüchte kannte, nicht aber die näheren Umstände, die ihn wirklich gezwungen hatten, aus dem bairischen Dienst zu treten und in dem österreichischen die Existenz zu suchen, die er in seinem Vaterlande verscherzt hatte.

Er sagte daher, zwar noch immer sehr aufgeregt, aber doch mit größerer Festigkeit als zuvor:

„Sie können nichts wissen, Baron Wildung'en, wodurch Sie mir hier zu schaden vermöchten!“

„Glauben Sie?“ entgegnete Woronski mit dem Tone des Hohnes, den er so gern anschlug, wie wir schon aus mehreren Beispielen sahen.

„Ich bin davon überzeugt,“ sagte Thurmau mit erzwungener Zuversicht. „Ich weise daher Ihren beschimpfenden Antrag entschieden zurück und verlange nochmals Genugthuung!“

Mit eisiger Kälte erwiederte Woronski:

„Sie sollen mich dazu bereit finden, wenn Sie noch darauf bestehen, nachdem Sie anhörten, was ich Ihnen mitzutheilen habe.“

Darauf ging er zu seinem Schreibtische, nahm aus demselben den Brief, von dem wir erwähnten, daß er sehr ausführliche Mittheilungen über den Oberlieutenant Baron von Thurmau enthielt, entfaltete das Schreiben und las, ohne daß Thurmau ihn zu verhindern oder zu unterbrechen wagte.

„Der frühere bairische Unterlieutenant, jetzige österreichische Oberlieutenant, Baron von Thurmau, welcher einer der angesehensten und einflußreichsten Familien Baierns angehört, ist ein junger Mann von außerordentlicher Begabung und von vielseitigen, theilweise sogar sehr gründlichen Kenntnissen. Es würde ihm daher in Baiern eine glänzende Carrière gewiß gewesen sein, wäre derselben nicht sein gränzenloser Leichtsinn im Wege gestanden. Durch diesen hatte er sich schon mehrfache Verlegenheiten und seiner höchst achtbaren Familie großen Kummer bereitet.

„Dennoch verdankte er es dem Einflusse derselben, daß er im Anfange des Jahres 1863 Adjutant des Generals von Kronenfels wurde.

„Einige Zeit schien es, als wollte er nach Erlangung dieser ehrenvollen Stellung seinem Leichtsinne Zügel anlegen, denn seine Aufführung wurde so geregelt, wie noch nie zuvor und namentlich bezwang er seine Leidenschaft zum Spiel und vermied den kostspieligen Umgang mit leichtsinnigen Frauen.

„Bald jedoch verfiel er wieder in seine alten Schwächen, schlug er wieder die alten Irrwege ein.

„Die Vorwürfe seiner Verwandten nützten nichts, selbst eine sehr

ernste Ermahnung seines Generals blieb fruchtlos und nachdem er die Bekanntschaft einer Tänzerin des königlichen Hoftheaters gemacht hatte, fing er sogar an, seinen Dienst zu vernachlässigen, in welchem er bis dahin, seines Leichtsinnes ungeachtet, eine lobenswerthe Pünktlichkeit gezeigt hatte.

„Schon war die Rede davon, ihn wieder in ein Regiment zu versetzen, und nur auf die dringenden Bitten seiner Verwandten wurde diese harte Maßregel noch verschoben, indem er das Versprechen leistete, sich zu bessern.

„Aber weit entfernt, Wort zu halten, ergab er sich nur um so leidenschaftlicher dem Spiele, und dieses schien ihn einige Zeit wunderbar zu begünstigen.

„In einer Nacht verlor er jedoch eine nicht unbedeutende Summe auf das Wort.

„Spielschulden müssen bekanntlich innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden bezahlt werden, wenn nicht auf Dem, welcher diese Ehrenpflicht unerfüllt läßt, ein unauslöschlicher Makel haften bleiben soll.

„Der Lieutenant Thurmau machte sich indeß in dieser Beziehung keine Sorge, denn er wußte, daß ein reicher Onkel — ungeachtet er ihm schon mehrmals geholfen hatte, und ihm das letzte Mal, als er dies that, jeden weiteren Beistand verweigerte — viel zu sehr auf die Ehre seines Namens hielt, als daß er den leichtsinnigen Neffen nicht auch diesmal durch die Bezahlung der Spielschuld vor der Schande bewahren sollte.

„Mit kecker Zuversicht ging deshalb der leichtsinnige junge Mann am nächsten Morgen zu seinem Onkel, fest überzeugt, das Geld von ihm zu erhalten. Wie vom Donner war er daher gerührt, als der Portier ihm sagte, der Baron sei am Abend zuvor plötzlich abgereist, und hätte befohlen, an ihn eingehende Briefe aufzubewahren, bis er die Weisung geben würde, wohin ihm dieselben nachzusenden wären.

„Rathlos, wie vernichtet, stand Lieutenant Thurmau eine Minute lang dem Portier gegenüber, der ihm diese verhängnißvolle Kunde mitgetheilt hatte und der erschrocken die theilnahmvolle Frage wagte:

„Mein Gott, Herr Lieutenant, was ist Ihnen denn?“

„Diese Worte brachten den Unglücklichen, der sich durch seinen Leichtsinn in einen Abgrund gestürzt sah, zur Besinnung.

„Nichts! Nichts!“ entgegnete er dem Portier und eilte fort, um dem Diener seines Onkels die verzweiflungsvolle Lage zu verbergen,

in der er sich erblickte. Denn außer diesem Onkel hatte er keinen Verwandten, keinen Freund, der ihm helfen konnte, selbst wenn er den guten Willen dazu gehabt hätte."

Während Woronski das las, was wir bisher mittheilten, warf er über das Papier hinweg mehrmals beobachtende Blicke auf seinen Zuhörer und er sah, welchen vernichtenden Eindruck der Inhalt des Briefes auf den Oberlieutenant machte, der leichenblaß und in sich zusammengesunken dasaß, wie ein Verbrecher, der einen Augenblick auf Freisprechung gehofft hat und nun schaudernd sein Todesurtheil vernimmt.

Baron Thurmau erkannte, daß der vermeintliche Baron Wildungen nur zu genau von den Umständen unterrichtet sei, unter denen er gezwungen war, in Baiern seinen Abschied zu nehmen, der ihm aus besonderer Rücksicht auf seine Familie, bei absichtlicher Unterdrückung der Oeffentlichkeit, auf eine ehrenvolle Weise ertheilt wurde und ihm so die Möglichkeit gewährte, gestützt auf Empfehlungen seiner achtbaren und angesehenen Verwandten, in den Dienst des Kaiserstaates eintreten zu können.

Als Woronski die Wirkung beobachtete, welche die Vorlesung aus dem Briefe hervorgebracht hatte, ließ er das Papier sinken und fragte mit spöttelndem Tone:

„Soll ich noch weiter lesen?"

Eine stumme, abwehrende Handbewegung war die Antwort Thurmau's.

„Also wollen Sie in mein Verlangen eingehen?" fragte Woronski und ein triumphirendes Lächeln, daß er das so lange vergeblich gesuchte Werkzeug des Verrathes endlich gefunden hatte, überflog bei der Frage sein Gesicht, welches in diesem Augenblicke ganz den unheimlichen Ausdruck der Schönheit eines gefallenen Engels trug.

Thurmau antwortete nicht sogleich auf diese Frage.

Es schien in seinem Innern ein gewaltiger Kampf vorzugehen, den Woronski mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte.

Endlich siegten bei dem leichtsinnigen jungen Manne die besseren Gefühle; er faßte einen gewaltsamen Entschluß, erhob sich kräftig aus seiner niedergebeugten Haltung, trat vor Woronski hin und sagte mit einer Stimme, der er Festigkeit zu geben versuchte, welcher man aber dennoch ein leises Beben anhörte:

„Baron Wildungen, Sie handeln wie ein Teufel in Menschengestalt, indem Sie die Gott weiß wie erlangte Kenntniß eines

leichtsinnigen Jugendstreiches, dessen ich mich vor zwei Jahren schuldig machte, zu meinem Verderben benutzen wollen, und mich durch Ihre Drohungen zu einer Handlung zu treiben versuchen, die mich in meinen eigenen Augen entehren würde, wie glänzend auch die Belohnungen sein möchten, die Sie mir ohne Zweifel als Preis des von mir verlangten Verrathes in Aussicht stellen werden."

Woronski hörte diese Worte mit wachsendem Erstaunen an; er war aber an die Gemeinheit der Menschen so gewöhnt und hatte im Allgemeinen eine so schlechte Meinung von ihnen, daß er auf die Vermuthung gerieth, Thurmau äußerte nur deshalb seinen Unwillen, um dadurch den Werth seines Verrathes zu steigern oder vielleicht auch, um die Größe der Belohnung zu erfahren, die er zu erwarten hätte. —

Der Verführer antwortete daher rasch:

„Sie dürfen natürlich überzeugt sein, daß Der, in dessen Auftrag ich Ihnen meinen Vorschlag machte, die Wichtigkeit der zu leistenden Dienste nicht unterschätzt und daß daher die Belohnung derselben angemessen sein wird."

„Schweigen Sie!" rief der Oberlieutenant heftig.

Woronski wollte etwas erwiedern, Thurmau aber verhinderte ihn daran, indem er sogleich fortfuhr:

„Keine Belohnung könnte groß genug sein, mich zu der Begehung einer solchen Nichtswürdigkeit zu bestimmen!"

„Ein preußisches Capitänspatent —" warf Woronski ein; doch Thurmau rief abermals und noch heftiger:

„Schweigen Sie!"

Jetzt schien Woronski die Geduld zu reißen und er sagte mit schneidendem Tone:

„Sie vergessen also, was in dem Briefe steht, — Sie vergessen, daß ich Sie durch die Veröffentlichung des weitern Inhaltes um Ihre hiesige Stellung bringen, — daß ich Sie entehren kann?"

Mit einer eisigen Ruhe, welche unter den gegenwärtigen Umständen etwas Imponirendes hatte und selbst auf Woronski einigen Eindruck machte, entgegnete Thurmau:

„Um meine Stellung können Sie mich allerdings bringen, wenn man das, was ich gethan habe, mit liebloser Strenge beurtheilen sollte, zu entehren aber vermögen Sie mich nicht, wenn Sie auch Alles veröffentlichen, was Sie von mir wissen; denn ich machte mich

zwar eines unverzeihlichen Leichtsinnes schuldig, aber keiner ehrlosen Handlung, das würde selbst der strengste Richter anerkennen. Deshalb verlange ich nochmals und mit dem entschiedensten Ernste, daß Sie mir Genugthuung für die Beleidigung gewähren, die Sie mir durch Ihren Antrag zugefügt haben."

Während der so unbedingten Zurückweisung Thurmau's waren die widerstreitendsten Gefühle auf Woronski eingestürmt, und so wenig auch die Züge seines Gesichtes dies verriethen, bestand er einen heftigen, inneren Kampf.

Der Unwille über das Scheitern des Planes, den er schon durchgeführt zu haben glaubte, — der Wunsch sich zu rächen, — das Sinnen, wie er sich gegen Thurmau benehmen sollte, den er, wenn auch auf eine andere, als die beabsichtigte Weise, dennoch zu benützen hoffte, — der Gedanke, wie er ihn zur Erreichung dieses Zweckes beschwichtigen könnte, wechselten mit Blitzesschnelle bei ihm ab; plötzlich aber schien er einen Entschluß zu fassen, und als Thurmau sein Verlangen der Genugthuung ausgesprochen hatte, sagte er mit der freundlichsten Miene von der Welt und mit einer scheinbar innigen Wärme des Gefühles:

„Die gewähre ich Ihnen mit wahrer Freude, braver junger Mann!"

Dabei ergriff er die Hand des Oberlieutenants und schüttelte sie herzlich.

Thurmau glaubte bei diesem so gänzlich veränderten Benehmen Woronskis seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen und er sah ihn daher mit einem fragenden Blicke an, der unverkennbar eine Erklärung forderte.

Woronski säumte nicht, diese stumme Frage zu beantworten.

„Sie werden es hoffentlich als eine hinreichende, als eine vollgültige Genugthuung anerkennen, wenn ich Ihnen sage, daß mein Antrag nichts weiter war, als — eine Prüfung."

„Eine Prüfung?" rief der Oberlieutenant verwundert, zugleich aber auch zweifelnd. — „Und was konnte Sie bestimmen, mich einer so beleidigenden Prüfung zu unterwerfen?"

„Der Wunsch Ihrer Familie!" entgegnete Woronski.

„Meiner Familie?" fragte Thurmau mit immer größerem Staunen.

„Ihres Herrn Onkels, hätte ich eigentlich sagen sollen," ant-

wortete Woronski, und ohne dem Oberlieutenant Zeit zu weiteren Fragen zu lassen, fuhr er fort:

„Sie wissen ja, daß der alte Herr zuweilen wunderliche Launen hat. Da er nun gehört hatte, daß Sie sich in drückender Geldverlegenheit befänden, glaubte er, Sie wären wieder in Ihren früheren Leichtsinn verfallen — Sie müssen mir diesen Ausdruck schon verzeihen — und um zu prüfen, in wiefern dieser Verdacht begründet sei und wie weit Sie sich dadurch hinreißen lassen würden, ertheilte er mir den Auftrag zu der Prüfung, die sie eben so glücklich wie ehrenvoll bestanden haben, und zwar, wie ich mit Vergnügen hinzusetzen kann, zu Ihrem eigenen Vortheil; denn für diesen Fall, den Ihr Herr Onkel hoffte, fügte er seinem Briefe eine Anweisung auf hundert Gulden bei, welche ich das Vergnügen haben werde, Ihnen sogleich auszuzahlen."

Damit ging Woronski zu seinem Schreibtisch, nahm aus einem Fache eine Banknote von 100 fl. und überreichte sie dem Oberlieutenant, zugleich mit einem Blatt und einer eingetauchten Feder, indem er scherzend sagte:

„Der strenge Geschäftsgebrauch wird mich entschuldigen, wenn ich die Bitte an Sie richte, mir zu bestätigen, diese Summe im Auftrage Ihres Herrn Onkels von mir empfangen zu haben."

Thurmau wußte kaum noch, was er von der ganzen Sache denken sollte, die natürlich nichts war, als eine Lüge, welche Woronski mit List und Geistesgegenwart ersonnen hatte, um sich mit Geschick aus der Schlinge zu ziehen, in der er sich beinahe gefangen hätte, und der mit Schlangenklugheit diesen Ausweg ersann, um das Vertrauen des Offiziers zu gewinnen und sich dadurch die Vortheile zu sichern, die er indirect aus dem Umgange mit ihm zu ziehen hoffte, nachdem der directe Gewinn, den er beabsichtigte, ihm durch die Ehrenhaftigkeit des jungen Mannes entschlüpft war, der lieber sich und seine Existenz opfern, als den ihm zugemutheten Verrath begehen wollte.

Mit Vergnügen beobachtete Woronski daher den Eindruck, den die hundert Gulden auf den Oberlieutenant machten, welcher seine Freude über den Empfang des Geldes, das ihm — auf solche Weise erworben — offenbar sehr willkommen war, nicht verbergen konnte, und bei dem dadurch augenscheinlich jeder Verdacht, den er bisher noch gehegt hatte, verschwand.

Woronski glaubte deshalb auch nichts zu wagen, indem er,

um einen freundschaftlichen Umgang sogleich einzuleiten, bei dem Empfang der Quittung mit heiterem Tone sagte:

„Nun aber, lieber Baron, lassen Sie uns unsere Angelegenheit, die einen Augenblick einen blutigen Ausgang zu nehmen drohte, dadurch beendigen, daß wir die eingekerkerten Geister dieser Silberhälse in Freiheit setzen, indem wir sie den Weg durch unsere Köpfe nehmen lassen.“

Nach diesen Worten durchschnitt er den Faden des schon vorher von dem Drahte befreiten Champagnerstöpsels; knallend flog der Kork gegen die Decke des Zimmers und Woronski füllte die Gläser mit dem perlendem Schaumweine.

Einer solchen Einladung vermochte der lebenslustige Officier nicht zu widerstehen; er nahm wieder Platz an dem Tische, von welchem er einige Minuten zuvor in dem heftigsten Zorn aufgesprungen war, und als die beiden Männer sich trennten, waren die Schritte des Oberlieutenants nicht ganz sicher, Woronski aber schien mit dem erzielten Resultate sehr zufrieden zu sein, denn indem er mit höhnischem Blicke seinem sich entfernenden Gaste nachsah, murmelte er mit triumphirendem Lächeln vor sich hin:

„Geh' nur, Du bedauernswerther Ehrenhaftigkeitsschwärmer! Du bist mir jetzt gewiß, und es ist leicht möglich, daß Du mir absichtslos und unwissentlich mehr verräthst, als ich durch Deine kostspielige Bestechung von Dir erfahren haben würde!“

Er ging einige Male nachdenkend in dem Zimmer auf und nieder, warf sich dann in die Ecke seines Sofas, und sagte zu sich selbst, den Dampf seiner Cigarre wollüstig von sich blasend:

„Ich denke, die hundert Gulden und die paar Flaschen Champagner sollen mir reichliche Zinsen tragen!“

Er schien sich in seiner Erwartung auch nicht getäuscht zu haben, denn von einem der freundschaftlichen Besuche, die er von diesem Tage an regelmäßig bei seinem Freunde Thurmau, zuweilen in dessen Wohnung abstattete, noch öfter aber unter diesem oder jenem Vorwande auf seinem Bureau machte, wo der Oberlieutenant in einem kleinen Cabinet ganz allein arbeitete, brachte er ein wichtiges Document mit nach Hause. Die Ordre de Bataille, welche der Feldzeugmeister Benedek an das Kriegsministerium eingesendet hatte.

Die Zeitungen theilten im Verlaufe des Krieges als einen Be-

weis des Verrathes die Nachricht mit, daß die Preußen von dieser für sie höchst wichtigen Ordre de Bataille Kenntniß hätten; es führte aber zu dieser Mittheilung kein Verrath, sondern ganz einfach ein Diebstahl, indem Woronski, dessen scharfes Auge unter manchen anderen Papieren auf dem Tische Thurmau's dies wichtige Dokument entdeckt hatte, und es verstand, dasselbe geschickt zu entwenden, während er die Aufmerksamkeit seines Freundes Thurmau auf einen anderen Punkt leitete.

So war der Ausländer allerdings zum österreichischen Verräther geworden, aber nicht absichtlich, nicht auf strafbare Weise, sondern nur, indem an ihm selbst, an seinem auf die arglistigste Weise von der Welt erschlichenen Vertrauen, Verrath geübt wurde.

III.

Die Schlacht von Custozza.

Zweites Bild: Der Kampf.

Die Schlacht von Custozza, welche einen neuen Lorbeerzweig in den Ruhmeskranz des österreichischen Heeres flechten sollte, war eröffnet.

Nach allen Seiten flogen die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere des Höchstkommandirenden mit den Befehlen an die Corpskommandanten aus, entweder gegen die ihnen angewiesenen Punkte vorzurücken, oder die von ihnen besetzten mit aller Entschiedenheit zu halten.

Gegen die italienische Division Cerale, welche bei Oliosi eine starke Stellung einnahm, drangen sogleich mit unwiderstehlichem Ungestüm die österreichische Reservedivision und die Brigade Piret vom 5. Armeecorps vor.

Aber die Italiener kämpften mit der größten Tapferkeit, so daß sie die Oesterreicher zum Weichen brachten.

Doch dadurch nicht entmuthigt, sondern nur erbittert, stürmten die braven Weißröcke wieder vor, und es entspann sich nun ein wüthender Kampf, Mann gegen Mann.

Jedes einzelne Haus Oliosis verwandelte sich in eine Festung,

welche mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigt, aber mit nicht minderer Hartnäckigkeit angegriffen wurde.

Nach und nach gelang die Eroberung der einzelnen Häuser, und die Besatzungen derselben wurde größtentheils zu Gefangenen gemacht.

Um eines der ansehnlichsten Häuser des Ortes aber entstand ein lange anhaltender und von beiden Seiten mit steigender Erbitterung fortgesetzter Kampf.

Aus allen Fenstern des zweistöckigen massiven Gebäudes wurde ein heftiges, ununterbrochenes Feuer auf die Angreifenden gerichtet. Schon war mancher der muthigen Stürmer unter den piemontesischen Kugeln gefallen und noch immer war keine Hoffnung zur Eroberung des Hauses, welches, so viel man während des Gefechtes zu schätzen vermochte, von etwa 200 Mann besetzt war.

„Schafft Aexte herbei!“ donnerte endlich die Stimme des Offiziers von Degenfeld-Infanterie, welcher den Angriff kommandirte.

Einige der Leute eilten fort, und nach wenigen Minuten kehrten sie mit zwei Zimmerleuten zurück, während sie selbst in den bereits eroberten Häusern Aexte gefunden hatten und aus einer Schmiede zwei gewaltige Hammer mitbrachten.

Schlag auf Schlag erdröhnte nun gegen die Eingangsthür, und bald war ein Fach derselben gesprengt.

Schüsse fielen durch die Oeffnung; schwer getroffen sanken zwei der Axtträger nieder, doch die Uebrigen ließen sich durch den Tod ihrer Cameraden nicht aufhalten und eine Minute später drangen die Tapfern ein in das Haus.

Jetzt erst gaben die Piemontesen den Widerstand auf, und zogen sich fechtend zurück, nachdem sie die schon vorher angehäuften Feuerstoffe in Brand gesteckt hatten.

Die von dem Kampfe erschöpften Sieger wollten sich einen Augenblick Ruhe gönnen, da wurden sie durch das aus dem obern Stockwerke noch immer fortgesetzte Feuern überrascht.

Sie glaubten alle Feinde vertrieben zu haben, aber es war in dem obern Theile des Hauses noch ein zahlreicher Trupp Piemontesen zurückgeblieben, und es schlugen über die Stiege herunter einige Kugeln in die Mitte der Sieger ein.

Zur Wuth gereizt durch einen so verzweifelten und jetzt, wie sie meinten, ganz nutzlosen Widerstand, drangen die Oesterreicher die Treppe

hinauf, aber auch hier mußten sie, von den piemontesischen Kugeln begrüßt, jedes einzelne Gemach erobern.

In dem zweiten Stock des Gebäudes wurde endlich das zusammengeschmolzene Häuflein bis in ein geräumiges Zimmer verfolgt, und als die Thür dieses letzten Zufluchtsortes mit Axthieben angegriffen werden sollte, flog sie auf und die eindringenden Oesterreicher erblickten sich Flehenden gegenüber, welche die Waffen gestreckt hatten und um ihr Leben baten.

Es waren etwa 40 Mann, geführt von zwei Offizieren, und die Meisten hatten in dem heldenmüthigen Kampfe ehrenvolle Wunden davongetragen.

Der Major, welcher die Stürmenden kommandirte und zu Pferd vor dem Hause halten geblieben war, befahl, als ihm der Ausgang des Gefechtes hinabgemeldet wurde, sogleich den Gefangenen Pardon zu geben und mit ihnen herab zu kommen.

Aber es war unmöglich, dem Befehle zu folgen, denn während die Piemontesen aus dem ersten Stock in den zweiten gedrängt und verfolgt wurden, hatte das im Erdgeschosse entzündete Feuer ungehindert um sich gegriffen, ohne daß die braven Degenfelder in der Hitze des Kampfes darauf achteten.

Als die Sieger jetzt ihre Gefangenen mit sich hinabführen wollten sahen sie sich den Rückweg abgeschnitten.

Prasselnd wälzte sich die Flamme über die Stiege herauf; schon züngelte sie in einzelnen Spitzen durch die Ritzen des Fußbodens und erstickender Rauch erfüllte das ganze obere Stockwerk.

Es bot sich nur ein Rettungsweg, und so gefährlich er auch war, mußte er von Allen gewagt werden, welche nicht elend verbrennen wollten.

Es galt, durch die Fenster den Sprung zwei Stockwerke hoch hinab zu wagen.

Schnell erkannten die vom Feuertode Bedrohten, daß ihnen keine Wahl blieb, und rasch entschlossen warfen sie zuerst Waffen und Gepäck sowohl von sich selbst, wie von den Gefangenen, hinab.

Dann wagten sie den Sprung!

Doch nur Wenige kamen glücklich davon.

Es waren im Ganzen 140 Menschen, welche auf diese Weise Rettung vor dem Feuertode suchten, aber von Allen blieben nicht mehr als 30 unbeschädigt; alle Uebrigen trugen schwerere oder leichtere Verletzungen davon.

Ein Hauptmann von Degenfeld-Infanterie sprang so unglücklich, daß er beide Beine brach.

Viele Andere kamen mit einem Arm- oder Beinbruche davon.

Während hier eine so traurige Episode sich entwickelte, war der Kampf auf der ganzen Linie immer heißer entbrannt, und unbeachtet blieb diese einzelne Blut- und Leidens-Scene in dem großen blutigen Schlachtendrama des Feldes von Custozza.

Mit der Eroberung dieses Hauses war der letzte Widerstand des Generals Cerale bei Oliosi beendigt und er zog sich in guter Ordnung gegen Monte Vento zurück, wobei er selbst verwundet wurde, während der unter ihm kommandirende General Villarey durch eine österreichische Kugel seinen Tod fand.

Zur Unterstützung der hart bedrängten Division Cerale rückte die Division Sirtori von Valeggio gegen Sa. Lucia am Tione vor.

Das 21. Jägerbataillon, welches diesen Posten besetzt hatte, mußte vor der Uebermacht weichen, und drei Jäger, die sich von ihrem Bataillon abgeschnitten sahen, zogen sich in die Kirche zurück, indem sie hofften, unbemerkt geblieben zu sein, und hier durch das Vordringen der Oesterreicher vor der Gefangenschaft bewahrt zu bleiben.

Doch es sollte ihnen in dem Gotteshause, ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes, noch Schlimmeres begegnen, als Gefangenschaft.

Der Division Sirtori folgten nämlich einige jener menschlichen Geier, welche sich ein Geschäft daraus machen, die Leichen und die Schwerverwundeten auszuplündern, um sich durch die blutige Beute zu bereichern.

Zwei dieser Verworfenen, ein Mann und ein bejahrtes Weib, waren besonders eifrig und sie scheuten dabei sogar die Gefahr nicht, sich dem feindlichen Feuer auszusetzen, so nahe folgten sie den vordringenden Italienern; wo sie einen Oesterreicher fallen sahen, da stürzten sie auf denselben zu und ohne auf die letzten Todeszuckungen des Sterbenden zu achten, leerten sie ihm die Taschen aus, während er noch athmete.

Das Weib war dabei vorzugsweise geschäftig, und was sie erbeutete, das versenkte sie in einen Sack, welchen der Mann über der Schulter trug und der schon ein bedeutendes Gewicht durch die verschiedenartigen darin geborgenen Gegenstände gewonnen zu haben schien.

Diese Beiden waren nicht die Einzigen der menschlichen Raubvögel, welche der Division Sirtori folgten, aber während die Anderen

aus Furcht vor den österreichischen Kugeln sich nur langsam vorwärts wagten, waren sie, sobald die Oesterreicher wichen, beinahe in den Reihen der Italiener, und stürzten sie über einen der Gefallenen her, so plünderten sie ihn mit der empörendsten Rohheit aus; fanden sie aber in ihm keine Leiche, so ließen sie ihn doch als solche zurück, und wer sie näher beobachtet hätte, der würde mehrmals gesehen haben, wie das Weib aus ihrem Busen einen Dolch zog, den sie nach zwei oder drei Stößen blutig zurück in die Scheide steckte, indem sie dazu murmelte:

„Wieder Einer!"

Denn es war nicht die Beutesucht allein, welche das Paar so handeln ließ, sondern es gesellte sich zu derselben der glühendste Nationalhaß der Italiener gegen die deutsche Nation.

Als die Division Sirtori den Hügel erstürmt hatte, dessen Gipfel durch die Kirche Sa. Lucia gekrönt wird, waren dieser Mann und diese Frau auch wieder unmittelbar hinter den Reihen der Stürmenden, da sagte die Letztere zu ihrem Begleiter:

„Weißt Du wohl, Pietro, daß es mich trotz der reichen Beute, die wir schon gesammelt haben, anwidert, meine Rache gegen diese verfluchten Tedeschi immer nur an Leichen oder Sterbenden zu kühlen?"

„Was kannst Du denn noch mehr verlangen, Antonina?" fragte der Mann.

„Ich möchte an einem Lebenden mein Müthchen kühlen," entgegnete das Weib mit teuflischem Grinsen.

„Höre, mein Schatz," erwiederte spottend der Mann, der weniger grausam zu sein schien, wie seine Frau, „das könnte Dir leicht schlecht bekommen und dabei die Sache sich umkehren; denn die Kerle wehren sich ja, wie die Wölfe und die Bären."

„Deshalb muß man sie auch wie die Wölfe und die Bären todtschlagen," sagte die Frau. „Aber ich spreche auch nicht davon, daß ich mich mit einem der Weißröcke herumschlagen möchte, sondern ich wollte nur, daß ein Gefangener —"

Bei diesen Worten wendete sie die Blicke zufällig nach der Spitze des Hügels hinauf, und das, was sie dort sah, machte, daß sie sich selbst unterbrach, indem sie mit dem Ausdruck wilder Freude rief:

„Ha! Da habe ich ja gleich, was ich suche!"

Sie streckte dabei den Arm aus, und als der Mann der Richtung dieses Wegweisers folgte, erblickte er drei oder vier österreichische Jäger,

die sich allem Anscheine nach tapfer gegen eine weit überlegene Anzahl italienischer Infanteristen des 29. Regiments gewehrt hatten, in diesem Augenblicke aber überwältigt und gefangen genommen wurden.

„Die dürfen so nicht davon kommen!" rief das Weib, welches wir Antonina nennen hörten, während sie ihren Mann Pietro nannte, so daß unsere Leser in den Beiden ohne Zweifel das würdige Ehepaar Vacchini aus Venedig erkannt haben werden.

Dann lief sie die Höhe vollends hinauf, indem sie schon aus der Ferne ihren Landsleuten zurief:

„Hängt die Schurken auf! Hängt sie auf!"

Ihre Worte fielen auf einen nur zu fruchtbaren Boden, und ehe die drei Jäger es sich versahen, waren sie zu Boden geworfen.

Dem einen, Ferdinand Ehrenberger, wurde die Feldflasche herabgerissen und Antonina Vacchini, die in demselben Augenblick herangekommen war, band ihm mit der Schnur derselben die Füße zusammen, indem sie rief:

„Bei den Beinen muß er aufgehängt werden! Bei den Beinen!"

Auch dieser Ruf fand williges Gehör.

Drei oder vier Mann des genannten Infanterie-Regiments sprangen wie die Dämonen hinzu, und ehe Ehrenberger es sich versehen konnte, war er aufgehoben und mit den Füßen an einem Aste des zunächststehenden Baumes aufgehangen, so daß der Kopf nach unten hing. Bald darauf hatte er die Besinnung verloren.

Während dessen war seinem Kameraden, Josef Springauf, das gleiche Schicksal bereitet, nur daß er, statt an den Beinen, an dem Halse aufgehangen wurde.

Auch dem dritten Gefangenen erging es nicht besser, und kaum hatten die Italiener ihr Henkeramt vollbracht, als sie auch schon weiter stürmten, um sich wieder in den Kampf zu mischen, oder vielleicht auch, um neue Frevelthaten zu vollbringen.

Springauf, der noch genug Besinnung behalten hatte, um die Entfernung der Feinde zu bemerken, obgleich der um seinen Hals gelegte Riemen ihm die Kehle zuschnürte, so daß er kaum noch zu athmen vermochte, glaubte jetzt dem ihm zugedachten Schicksale entgehen zu können, indem er die nächsten Aeste über seinem Kopfe erfaßte und sich daran emporhob, um den tödtlichen Druck auf seine Kehle zu vermindern. Aber nachdem er so einige Minuten in der Luft geschwebt hatte, verließen ihn die Kräfte; die Aeste entglitten seinen ermattenden

Händen, und sein Körper sank herab, nur noch von dem Riemen um seinen Hals gehalten.

Zwei oder drei Minuten später hatte auch er die Besinnung verloren.

Während dessen wollte der Trupp, der diese banditenmäßige Heldenthat vollbracht hatte, auf der entgegengesetzten Seite den Hügel hinabeilen, an dessen Fuß das wilde Getümmel des Kampfes herrschte.

Aber als sie an der Kirche von Sa. Lucia vorbeikamen, sah Antonina Vacchini, bei welcher vielleicht der Gedanke an einen leicht auszuführenden Kirchenraub entstehen mochte, durch das Schlüsselloch, da überflog ein Strahl wilder Freude ihr Gesicht.

„Halt!“ rief sie ihren Begleitern zu. „Es gibt hier noch etwas zu thun, wie dort unter den Bäumen!“

Sie hatte nämlich durch das Schlüsselloch die Jäger bemerkt, die — wie wir erwähnten — in der Kirche einen Versteck fanden, in dem sie bis zu neuem Vordringen der Oesterreicher gesichert zu sein glaubten.

Nur auf den Haupteingang achtend, waren sie, um von demselben aus, wenn er zufällig geöffnet werden sollte, nicht bemerkt zu werden, hinter einen Seitenaltar getreten, eben dadurch aber in die Gefahr gerathen, die sie vermeiden wollten; denn durch die Seitenthür der sie dadurch nahe standen, wurden sie von Antonina bemerkt und ohne Widerstand leisten zu können sahen sie sich plötzlich in der Gewalt der Feinde, deren Angriff von dieser Seite sie nicht einmal ahneten, denn sie hatten die kleine Seitenthür nicht bemerkt.

Wenige Minuten später hingen die drei Jäger in geringer Entfernung von dem Altare an mächtigen Nägeln, die wahrscheinlich zu einem heiligen Gebrauche eingeschlagen waren, und nun, zugleich das Gotteshaus entweihend, zu einer so gottlosen That benutzt wurden.

Doch die Nemesis schwang bereits ihr Schwert!

Von dem Stande der Dinge bei Sa. Lucia unterrichtet, sandte der Höchstkommandirende der Division Piret die Brigaden Bauer und Möring zu Hilfe, und schnell wendete sich das Gefecht zu Gunsten der österreichischen Waffen.

Die Division Sirtori mußte weichen, und ohne daß der Truppe, welcher unter der Leitung Vacchinis, noch mehr aber unter der seiner Frau, in ihrer blutdürstigen Hängewuth dies bemerkte, erreichten die jetzt siegreichen Cameraden der Gehängten die Höhe von Sa. Lucia.

Plötzlich flog die Thür des Haupteinganges der Kirche auf, und eine Abtheilung des Regimentes Nagy Infanterie drang mit gefällten Bajonnet auf die Bande der Missethäter ein, die so eben ihren Henkerdienst beendigt hatten.

Antonina, welche zufällig von dem Haupteingang am entferntesten und der Nebenthür am nächsten stand, bemerkte die Oesterreicher zuerst, und obgleich sie sich bei dem Anblick derselben von Todesangst ergriffen fühlte, behielt sie genug Geistesgegenwart, um ihre Rettung durch eine schleunige Flucht zu versuchen.

Hastig ergriff sie den Arm Pietros, welcher so stand, daß er die Eindringenden noch nicht hatte bemerken können, und der daher glaubte, seine Frau wäre plötzlich wahnsinnig geworden, als sie ihn mit allen Zeichen des Entsetzens in ihren verzerrten Zügen mit sich fortriß.

Als er in das Freie trat, wurde es ihm indeß im Nu klar, um was es sich handelte, denn er erblickte sich plötzlich in dem wildesten Gewirre mitten zwischen den fliehenden Italienern und den sie verfolgenden Oesterreichern, und bei dem ersten Schritte, den er vor die Kirchenthür that, wurde unmittelbar neben ihm ein fliehender Landsmann von dem Bajonnet eines ihn verfolgenden Ungarn durchbohrt und zu Boden gestreckt, so daß die Leiche Bachini vor die Füße fiel und er beinahe über dieselbe gestürzt wäre.

Aber die Todesangst verlieh ihm Riesenkräfte und fortgerissen von der ihn noch immer festhaltenden Hand Antoninas stürzte er vorwärts.

Hatten vorher Beutelust und Nationalhaß ihm und seiner entsetzlichen Ehehälfte Flügel an die Füße geheftet, so schienen sie jetzt durch die Furcht, welche ihr schlechtes Gewissen wegen der verübten Mordthaten bis zum wildesten Entsetzen steigerte, sie in lebendige Dampfmaschinen verwandelt zu sein, mit so rasender Eile flogen sie unaufhaltsam vorwärts.

Sie kamen an den Gehängten vorüber, die noch immer an den Baumästen hingen, jetzt freilich starr und regungslos, nur noch Leichen, wenn sie auch in der nächsten Secunde abgeschnitten und in das Leben zurückgerufen werden sollten: wenigstens Ehrenberger und [illegible], deren beinahe wunderbare Rettung wenige Tage darauf von allen Zeitungen verkündet wurde, während bei dem [illegible] alle Belebungsversuche vergeblich blieben.

So flüchtig auch der Moment des Vorübereilens an den Gehängten war, konnte Antonina sich dennoch nicht enthalten, einen scheuen Blick auf dieselben zu richten, und als sie in die verzerrten Züge sah, vermochte sie sich eines unheimlichen Schauders nicht zu erwehren. Unwillkürlich sträubte sich ihr das struppige Haar auf dem Kopfe und ein unterdrückter Angstschrei entrang sich ihrer Brust.

Ihr war, als hörte sie die Geisterstimmen der Ermordeten den ihr auf dem Fuße folgenden Cameraden zurufen:

„Das ist unsere Mörderin! Greift sie! Lasset sie nicht entrinnen!“

Mit Riesenkräften warf sie die fliehenden Soldaten, die ihr den Weg versperrten, vor sich nieder, oder bahnte sich durch ihr dichtestes Gewühl den Weg.

Mit wilden Sätzen von wunderbarer Weite sprang sie die Anhöhe von Sa. Lucia hinab, und es schien, als berührten ihre beflügelten Schritte den Fußboden nicht, als flöge sie sogar über die Köpfe der vor ihr Fliehenden hinweg, so hoch über denselben konnte man in einzelnen Momenten ihre Gestalt erblicken.

Dabei hielt sie krampfhaft, sich selbst vielleicht unbewußt, die Hand ihres Mannes fest, so daß er sich von ihr nicht loszumachen im Stande gewesen wäre, hätte er es auch versuchen wollen.

Aber er dachte nicht daran, so sehr hatte auch ihn die Furcht der Besinnung beraubt, und er war instinctmäßig froh, durch eine fremde Gewalt, die er sich selbst kaum zu erklären wußte, so unaufhaltsam fortgerissen zu werden.

Nach einem wahnsinnigen Laufe von wenigen Minuten war die größte Gefahr, dem Anscheine nach, für sie verschwunden.

Sie hatten allen Flüchtlingen der Division Sirtori, deren Hauptcorps sich überhaupt nur fechtend zurückzog, den Vorsprung abgewonnen und mit klingendem Spiel kam ihnen im Sturmschritt die Division Durando entgegen, deren tapferer Führer mit hochgeschwungenem Säbel voransprengte, seine Truppen zur höchsten Eile anspornend, als hätte er den Augenblick nicht erwarten können, durch eine österreichische Kugel schwer verwundet vom Pferde geworfen zu werden, wie dies wenige Minuten darauf geschah.

Als Vacchini und seine Frau sich durch das Vorrücken Durando's für den Augenblick vor der Gefahr gesichert sahen, den Oesterreichern in die Hände zu fallen, warfen sie sich am Rande des

Weges unter dem Schatten einer dichtbelaubten Baumgruppe nieder, um Athem zu schöpfen und Kräfte zu sammeln, denn sie hätten den wilden Lauf, zu dem nur die Todesfurcht sie anspornte, nicht noch eine Minute länger auszuhalten vermocht.

Während der ersten Augenblicke der Ruhe hatte das würdige Ehepaar Mühe, seine Gedanken zu sammeln, als Antonina sich aber von ihrem Schreck und ihrer Anstrengung etwas erholt hatte, dachte sie zunächst an ihre Beute, die sie bisher ganz vergaß, und sie sprach laut ihre Freude darüber aus, daß Bacchini den Sack mit dem blut- und mordgerötheten Inhalte trotz der wilden Flucht nicht hatte fallen lassen.

Eben wollte sie, getrieben von ihrer Habgier, die Sachen einer flüchtigen Prüfung unterwerfen, da wurde ihre Aufmerksamkeit auf eine Gestalt gelenkt, die auf der jetzt verödeten Straße in wildem Laufe dahergerannt kam.

Anfangs ließ sich die Gestalt nicht erkennen, als sie aber näher kam, sah Antonina, daß es ein Weib sei, und verwundert stieß sie ihren Mann an und sagte:

„Sieh' doch, Pietro, ist das nicht —?"

Doch noch ehe sie ihren Satz aussprechen konnte, flog die Gestalt mit aufgelöstem, wild um den Kopf flatterndem Haar, die Kleider in Unordnung und mit Staub bedeckt, an ihnen vorüber und mit dem Ausdrucke des höchsten Staunens rief Bacchini, sie erkennend:

„Isabelle! — Ist denn das Mädchen toll geworden?"

Er war durch den unerwarteten Anblick, der sich ihm bot, so überrascht, daß er zu keinem augenblicklichen Entschluß kommen konnte Antonina aber zeigte mehr Geistesgegenwart wie ihr Mann.

Sie sprang auf, lief hinter der Fliehenden her, so schnell sie vermochte, und schrie ihr mit gebietendem Tone zu:

„Isabelle! — Elende Dirne! — Wo willst Du hin? — Bleib augenblicklich stehen!"

Doch jedes ihrer Worte beflügelte nur noch mehr die Schritte Isabellen's, welche an der kreischenden Stimme mit sichtlichem Entsetzen ihre Mutter erkannte, die sie nicht bemerkt hatte, als sie bei ihr vorübergekommen war.

Weit entfernt aber, dem Gebote zu gehorchen, verdoppelte sie nach demselben nur noch ihre Eile und so sehr sich Antonina auch anstrengte, ihre Tochter einzuholen, mußte sie bald ihre Verfolgung aufgeben.

Von unaussprechlicher Wuth ergriffen kehrte sie zu ihrem Manne zurück, während Isabelle, den Blicken ihrer Eltern bald entschwindend, ihren Lauf verfolgte, nur dann und wann einige Sekunden stehen bleibend, um Athem zu schöpfen.

„Die Schändliche!" rief während dessen ihre Mutter. „Unser Eigenthum ohne alle Aufsicht zu lassen! — Was ihr nur eingefallen ist? — Aber sie soll ihrer Strafe nicht entgehen, wenn wir sie wieder haben!" rief sie drohend und streckte die geballte Faust in der Richtung aus, in welcher Isabelle verschwunden war.

„Ich fürchte, darauf werden wir vergebens warten, daß wir sie wieder bekommen," entgegnete mit trübem Tone Pietro. „Jetzt aber bleibt uns nichts übrig, als so schnell wie möglich nach dem Unsrigen zu sehen, sonst möchten wir dort mehr verlieren, als wir hier gewinnen können!"

Nach diesen Worten schlug Bacchini den Rückweg nach dem Lagerplatze ein, wo er seinen Marketenderwagen unter der Aufsicht Isabellen's gelassen hatte.

Brummend folgte ihm Antonina, noch manchen sehnsüchtigen Blick nach der Gegend zurückwerfend, aus welcher das laute Toben des Kampfes erschallte; denn nur mit Widerstreben verließ sie das Feld, auf welchem sie eine weitere reiche Beute für gewiß hielt, da sie an dem Siege Viktor Emanuel's nicht zweifelte.

„Die Schändliche!" murmelte sie wiederholt, während sie eilig an der Seite Pietro's dahinschritt, um ihr verlassenes Eigenthum so bald als möglich zu erreichen.

„Was nur dem Mädchen so plötzlich eingefallen sein muß?" fragte sie sich mehrmals während des Weges, ohne darauf eine Antwort zu finden.

Wir wollen diese Frage in dem Interesse unserer Leser beantworten, welche sie ohne Zweifel ebenfalls gethan haben werden.

Als Bacchini und Antonina den Truppen beutegierig folgten, übergaben sie ihren Marketenderwagen, wie wir bereits erwähnten, der Aufsicht Isabellen's und diese blieb, in trübe Gedanken versunken, auf dem Wagen sitzen, nur dann und wann gestört durch einen Soldaten, der irgend eine Kleinigkeit aus ihren Vorräthen an Speise und Trank begehrte.

Ihre Gedanken wendeten sich bald ausschließlich ihrem geliebten Nikolaus zu und unwillkürlich seufzte sie:

„Wo mein Cascosri wohl in diesem Augenblicke sein — was er wohl thun mag? — Ob er meiner so innig gedenkt, wie ich seiner? — Ach, werden wir uns je wiedersehen, — werden wir einander je angehören?"

Der erste Kanonenschuß, der in diesem Augenblicke fiel, erschien ihr als eine verhängnißvolle Antwort auf diese Frage und sie zuckte heftig zusammen.

„Vielleicht steht auch Nikolaus in diesem Augenblicke in dem feindlichen Feuer und jeden Augenblick wird sein theures Leben von einer feindlichen Kugel bedroht!" fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort.

„Einer feindlichen Kugel?" rief sie plötzlich, als machte sie sich das Wort zum Vorwurf.

„Sind es denn nicht italienische Kugeln, die Cascosri bedrohen und bin ich denn keine Italienerin mehr?"

Während dessen war das Feuer immer heftiger geworden; Schuß folgte auf Schuß und die Erde erbebte unter dem Kanonendonner, der kaum eine Stunde von ihr entfernt erdröhnte.

Es entstand in ihrer Brust ein heftiger aber kurzer Kampf zwischen dem Patriotismus und der Liebe.

Diese siegte natürlich in dem Herzen des jungen Mädchens und voll Enthusiasmus rief sie aus:

„Nein, ich bin keine Italienerin mehr, will keine mehr sein, denn ich gehöre meinem Cascosri mit Leib und Seele an; sein Vaterland ist auch mein Vaterland und nur seine Landsleute sind jetzt noch die meinigen."

In diesem Augenblicke ertönte eine mächtige Artillerie-Salve, lauter, erschütternder, als alle vorhergehenden.

„Ach, daß ich nicht in seiner Nähe sein kann," rief Isabelle. „Zwar vermöchte ich nicht, ihn gegen die Gefahr zu schützen, aber ich könnte ihn doch verbinden und pflegen, wenn er vielleicht ohne Hilfe und Beistand verwundet auf dem Verdeck läge; — ich könnte ihn erquicken, wenn er verschmachtend nach einem Trunke Wasser sich sehnte!"

Da schien sie plötzlich von einem begeisterten und begeisternden Gedanken erfaßt zu werden.

Von dem Wagen herabspringend rief sie:

„Was ich meinem Nikolaus nicht thun kann, das vermag ich doch für seine leidenden Landsleute und Kampfgenossen zu thun und er wird es mir anrechnen, als hätte ich es für ihn selbst gethan!"

Und nur noch von dem einen Gedanken erfüllt, alles Andere aber, ihre Eltern, sich selbst und die Gefahr, vergessend, der sie sich aussetzen mußte, machte sie sich auf den Weg, ihren Vorsatz auszuführen.

Je näher sie dem Kampfplatze kam, desto mehr beflügelte sie ihre Schritte, desto mehr befestigte sie sich in ihrer Absicht.

In solcher Stimmung erreichte Isabelle die Stelle, wo Pietro und Antonina, deren Brust von den entgegengesetztesten Gefühlen erfüllt waren, einer kurzen Rast genossen, und wir sahen, wie sie sich durch das Gebot ihrer Mutter nicht aufhalten ließ.

Bald hatte sie das Schlachtfeld erreicht, aber sie vermochte nicht, bis zu den Oesterreichern vorzudringen, sondern wurde mit fortgerissen von den italienischen Colonnen, die vor den Siegern bereits auf mehreren Punkten zurückzuweichen begannen.

Auf wunderbare Weise wurde das kühne, von einer übernatürlichen Begeisterung erfaßte Mädchen, das sich mehrmals mitten zwischen den kämpfenden Parteien befand, von den Kugeln der Italiener sowohl, wie der Oesterreicher, verschont und es schien, als wollte Gott selbst ihr Leben beschützen, um sie ihren edlen Vorsatz ausführen zu lassen.

Bald rechts, bald links gedrängt, gerieth Isabelle, ohne zu wissen, wo sie sich befand, auf jenen Theil des Kampfplatzes, wo die Division Cugia, unterstützt durch die Division des Kronprinzen von Italien bei Monte Torre und Staffalo einen heftigen Kampf gegen das Corps des Feldmarschallieutenant Hartung zu bestehen hatte.

Plötzlich erblickte das Mädchen, bei dem die Begeisterung kein Gefühl der Furcht aufkommen ließ, sich in der doppelten Gefahr, von der österreichischen Cavallerie überritten oder von den italienischen Kugeln niedergestreckt zu werden.

Die Cavallerie der Brigaden Pulz und Bujanovics machte vor Berettara einen wüthenden Angriff auf das 49. Infanterieregiment, welches zu der Brigade Parma der Division des Kronprinzen gehörte, und dieser selbst mußte vor dem Ungestüm der tapfern Reiter Schutz suchen in der Mitte der Quarrés, welche das Regiment mit rühmenswerther Geistesgegenwart und Sicherheit bildete.

Doch Nichts vermochte der Tapferkeit des freiwilligen Uhlanenregimentes zu widerstehen; es sprengte das Quarré und der italienische

Kronprinz schwebte in der größten Gefahr, in Gefangenschaft zu gerathen.

Mit bewunderswürdiger Ruhe formirte indeß das 49. Regiment auf's Neue das Quarré, doch zum zweiten und zum dritten Male wurde es durch die heldenmüthigen Uhlanen gesprengt.

Diese aber hatten bei den wiederholten Angriffen so ungeheuere Verluste erlitten, daß sie die Feinde nicht verfolgen konnten, als sie endlich gezwungen waren, sich in der Richtung auf Custozza zurückzuziehen.

Isabelle hatte sich während dessen mehrmals mitten in dem wildesten Gewühl des Kampfes befunden, aber instinktmäßig sich niederwerfend war sie auch jetzt wieder unverletzt geblieben. Nur hier und dort hatte sie leichte Schrammen von den sie streifenden Hufen der über sie wegsetzenden Pferde erhalten.

Ihre Kleider aber hingen an mehreren Stellen in Fetzen herunter, ihr Gesicht war mit Staub bedeckt und mit dem Blute der neben ihr Fallenden besudelt, so daß ihre ganze Erscheinung ein abschreckendes Bild bot.

Der wilde Lärm des Kampfes, das rasende Getöse des Kanonendonners und des Kleingewehrfeuers, von dem Isabelle umtobt worden war, hatte sie so betäubt, daß sie sich, als nach dem Rückzuge der Italiener eine verhältnißmäßige Ruhe eintrat, im ersten Augenblicke nicht zu besinnen vermochte, was eigentlich mit ihr vorgegangen, wie sie mitten in das Getümmel hineingerathen sei.

Die Schmerzenslaute der Verwundeten, das Geröchel der Sterbenden, der Anblick der Verwundeten, der oft halb zerrissenen Leichen, brachte sie indeß schnell zu ihrem vollen Bewußtsein zurück.

Sie erinnerte sich jetzt, daß sie gekommen war, den Landsleuten ihres Nikolaus Hilfe, Beistand oder Linderung zu bringen, so viel sie vermochte, und augenblicklich begann sie ihr Werk einer barmherzigen Samaritanerin.

Sie ließ die Blicke umherschweifen, um zu sehen, wo sie Hilfe leisten könnte.

Sie brauchte nicht lange u suchen.

Beinahe unmittelbar neben ihr lag ein schwer verwundeter Uhlane des Freiwilligenregiments.

Sein mattes, halb gebrochenes Auge begegnete ihrem mitleidstrahlenden Blicke, und da er sie an ihrem Anzuge als Italienerin erkannte, flehte er:

„Acqua, per l'amor de Dio!“

Isabelle verstand die kaum hörbar ausgesprochene Bitte, wenn sie auch nicht in dem besten Italienisch vorgebracht wurde, und gern hätte sie dieselbe auf der Stelle erfüllt; aber wo sollte sie Wasser herbekommen?

Doch es galt kein Zögern, denn mit noch flehenderem Tone stöhnte der Uhlane nochmals:

„Acqua! Acqua!“

Vielleicht verschmachtete er schon nach wenigen Augenblicken, wenn ihm der Labetrunk nicht gereicht wurde.

Aengstlich suchend blickte Isabelle umher, da gewahrte sie in geringer Entfernung ein einzeln stehendes Haus.

Zwar waren Fenster und Thür zerschmettert und die Wände von Kugeln durchbohrt, aber Isabelle hoffte dennoch, auf dem Hofe des Hauses einen Brunnen und in diesem Wasser zu finden; einem der Todten, die dicht gehäuft umherlagen, den Feldkessel vom Tornister reißend, eilte sie daher nach dem halb zerstörten Gebäude.

Mehrmals glitt ihr Fuß in dem geronnenen Blute aus, das in zu großen Strömen vergossen worden war, um von der Erde eingesogen werden zu können; sie mußte Umwege machen, um den Leichenhügeln auszuweichen; von dem Hufe eines im Todeskampfe liegenden Pferdes getroffen, wäre sie beinahe zu Boden geworfen worden, aber sie ließ sich durch nichts aufhalten oder zurückschrecken, und als sie ihr Ziel erreichte, sah sie ihren Eifer belohnt, denn sie fand den ersehnten Brunnen, und rasch den Feldkessel bis zum Rande füllend, kehrte sie zu dem Orte zurück, wo sie den Uhlanen gelassen hatte, dem sie die Labung bringen wollte.

Sie beugte sich zu ihm nieder und wollte mit der einen Hand seinen Kopf emporrichten, um mit der andern das Gefäß mit dem Wasser an seine Lippen zu setzen; aber kaum hatte sie den Unglücklichen berührt, als sie schaudernd zurückbebte.

Sie blickte in ein Paar starre, vom Tode gebrochene Augen und mit einem leisen Angstschrei ließ sie den bereits erhobenen Kopf wieder auf den blutgetränkten Boden fallen.

Während ihres Ganges zu dem Brunnen war der tapfere Reiter durch den Tod von seinen Leiden erlöst worden, und diese mußten groß gewesen sein, das verriethen seine schmerzverzerrten Züge.

„Zu spät!“ seufzte sie und schon stand sie im Begriffe, das

Wasser auszugießen, da erinnerte sie sich, daß außer dem Todten gewiß noch mancher Andere nach einem erquickenden Trunke schmachten würde und suchend blickte sie umher; da sah sie einen andern Uhlanen, der den emporgerichteten Oberkörper gegen sein todt neben ihm liegendes Pferd stützte, und die Augen bittend auf sie richtete.

Im Nu war sie an seiner Seite und reichte ihm den Feldkessel, dessen Inhalt er begierig bis zur Hälfte einschlürfte.

„Mädchen, Du bist ein Engel!“ sagte er dann. „Gott lohne es Dir!“

Mit diesen Worten sank er zurück auf sein Pferd und schloß die Augen, vielleicht zum letzten Schlafe.

Doch Isabelle gönnte sich keine Ruhe! Sie eilte unablässig hin und her auf dem Felde der blutigen Saat und überall brachte sie Trost oder Linderung.

Ihre anfängliche Scheu vor der Betrachtung der Wunden überwindend, die oft einen gräßlichen Anblick boten, legte sie hier einen Verband an, richtete sie dort Worte des Trostes an einen Sterbenden, für den es keine Rettung mehr gab, spendete sie da wieder den Labetrunk, den sie durch unzählige Male wiederholte Gänge zu dem Brunnen herbeischaffte, und da sie bei einem dieser Wege ihr glühendes Gesicht aus dem kalten Quell gekühlt und von Staub und Blut gesäubert hatte, hielten die Soldaten, denen sie Hilfe spendend nahte, das schöne Mädchen mit dem leichenblassen Gesichte für einen rettenden Engel, und zahlreiche Segenswünsche folgten ihren eiligen Schritten von einem der Leidenden zu einem andern.

So hatte sie schon eine große Anzahl der Verwundeten unterstützt und erquickt, und eben bog sie sich wieder über einen der Unglücklichen, seinen verschmachtenden Lippen den kühlenden und erquickenden Trunk zu bieten, da sauste eine piemontesische Kanonenkugel, die sich aus weiter Ferne verirrt hatte, durch die Luft und auf den Tod getroffen sank das edle Mädchen nieder auf den Körper Dessen, den sie hatte erquicken wollen.

„Nikolaus!“ stammelten ihre Lippen und ihre Augen schlossen sich. —

Der Name ihres Geliebten war ihr letzter Gedanke, ihr letztes Wort!

Während Isabelle hier bei der Ausübung ihres menschenfreundlichen Werkes auf dem öden, verlassenen Leichenfelde den Tod

„Acqua, per l'amor de Dio!“

Isabelle verstand die kaum hörbar ausges sie auch nicht in dem besten Italienisch vorgebracht hätte sie dieselbe auf der Stelle erfüllt; aber wo herbekommen?

Doch es galt kein Zögern, denn mit noc stöhnte der Uhlane nochmals:

„Acqua! Acqua!“

Vielleicht verschmachtete er schon nach we wenn ihm der Labetrunk nicht gereicht wurde.

Aengstlich suchend blickte Isabelle umher, geringer Entfernung ein einzeln stehendes Haus.

Zwar waren Fenster und Thür zerschmette von Kugeln durchbohrt, aber Isabelle hoffte de des Hauses einen Brunnen und in diesem Wasser Todten, die dicht gehäuft umherlagen, den Feldk reißend, eilte sie daher nach dem halb zerstörten G

Mehrmals glitt ihr Fuß in dem geronnene in zu großen Strömen vergossen worden war, um gesogen werden zu können; sie mußte Umwege ma hügeln auszuweichen; von dem Hufe eines im T Pferdes getroffen, wäre sie beinahe zu Boden ge sie ließ sich durch nichts aufhalten oder zurückschr Ziel erreichte, sah sie ihren Eifer belohnt, denn si Brunnen, und rasch den Feldkessel bis zum Rand zu dem Orte zurück, wo sie den Uhlanen gelassen Labung bringen wollte.

Sie beugte sich zu ihm nieder und wollte m seinen Kopf emporrichten, um mit der andern da Wasser an seine Lippen zu setzen; aber kaum hatte chen berührt, als sie schaudernd zurückbebte.

Sie blickte in ein Paar starre, vom Tode geb mit einem leisen Angstschrei ließ sie den bereits erhob auf den blutgetränkten Boden fallen.

Während ihres Ganges zu dem Brunnen war d durch den Tod von seinen Leiden erlöst worden, un groß gewesen sein, das verriethen seine schmerzverzerrte

„Zu spät!“ seufzte sie und schon stand sie im

Angriff folgte auf Angriff. Aber das Regiment Crenneville wies jeden neuen Sturm mit wahrem Heldenmuth zurück.

Doch furchtbar wurden die Reihen der Tapfern durch die Kartätschen einer italienischen Batterie gelichtet, der es gelungen war, auf einer nahe gelegenen Höhe eine günstige Stellung zu nehmen.

Endlich schien den Leuten, welche seit Stunden im beinahe ununterbrochenen Kampfe gestanden hatten und durch die drückende Hitze erschöpft waren, der Muth zu sinken, und als der Träger der Regimentsfahne durch eine feindliche Kugel zu Boden gestreckt wurde, so daß das begeisternde Zeichen nicht mehr hoch in der Luft flatterte, begannen sie zu weichen.

Da sprang rasch entschlossen der Oberlieutenant Popp hinzu, entwand den erstarrenden Händen des todten Trägers die Fahne, schwang sie hoch empor und schrie mit begeisterter Stimme, den Lärmen des Kampfes übertönend:

„Muth, Kameraden! Muth! Wir werden siegen! — Haltet entschlossen aus! — Es lebe der Kaiser!"

Die Worte des Tapfern machten eine wunderbare Wirkung auf die zusammengeschmolzene Mannschaft des Regimentes, welches beinahe alle seine höheren Offiziere verloren hatte. Neuer Muth und neue Kraft durchströmten die Adern der Krieger und sie hielten entschlossen Stand, bis der Feldherr, der ihre Gefahr erkannt hatte, ihnen Unterstützung sendete.

Auf wunderbare Weise wurde dabei der Oberlieutenant Popp zur Belohnung seiner Heldenthat am Leben erhalten; denn was er gethan, war in den Reihen der Feinde nicht unbemerkt geblieben, und von allen Seiten wurde er zum Ziel der Schützen genommen.

Nicht weniger als sechzehn Kugeln durchbohrten seinen Mantel, während er selbst unversehrt blieb und zum ewigen Andenken bewahrte er diese merkwürdige Trophäe auf, welche von manchem neugierigen Auge mit Staunen betrachtet worden ist, so daß es nicht an Zeugen für die von uns erzählte und kaum glaubliche Thatsache fehlt.

Endlich war der Augenblick der Entscheidung gekommen, und der Höchstkommandirende befahl einen Hauptangriff auf die Höhen von Custozza.

Augenblicklich rückten von verschiedenen Punkten zugleich die bezeichneten Abtheilungen vor und nichts glich dem Ungestüm, mit welchem die österreichischen Regimenter, eines mit dem andern an Tapferkeit wetteifernd, vordrangen.

Nichts konnte sie aufhalten, doch nur wenige Schüsse fielen, denn wo sie mit dem Feinde zusammentrafen, da arbeiteten sie nur mit Kolben oder Bajonnet, und furchtbar wirkten diese beiden Waffen des dichtesten Handgemenges.

An der Spitze einer der Angriffskolonnen zeichnete sich besonders der Hauptmann Nobili di Mainieri, von dem Regiment Paumgarten-Infanterie, aus. Seine Kampfbegier riß ihn so hin, daß er seiner Compagnie vorauseilte und sich plötzlich allein mitten unter den Feinden erblickte.

Ein piemontesischer Grenadier setzte ihm die Mündung seiner Muskete auf die Brust und der Tapfere schien verloren zu sein, da rief ein anderer Piemontese, der neben jenem Grenadier stand:

„Tieni; v'e il mio capittano!" (Halt; es ist mein Capitän!)

Zugleich mit diesem Zurufe hatte er den Lauf seines Kameraden in die Höhe gedrückt, und der Schuß, der dazu bestimmt war, die Brust des Hauptmann Nobili di Mainieri zu durchbohren, ging in die Luft.

Der Lebensretter des Hauptmanns hatte früher in österreichischen Diensten in der Compagnie des Hauptmann Nobili gestanden und durch seine That den überzeugenden Beweis geliefert, daß der Hauptmann es verstanden, durch humane Behandlung die Liebe seiner Untergebenen zu gewinnen.

Hauptmann Nobili war im Stande, auf der Stelle den ihm geleisteten Dienst zu vergelten, denn kaum war der Schuß in die Luft gegangen, als auch schon die Bajonnete der Paumgartner, welche durch die Gefahr, in der sie ihren Hauptmann erblickten, zu rascherem Laufe angespornt wurden, die Brust Dessen durchbohrten, der das Leben des Hauptmann Nobili bedroht hatte. Den Retter würde das gleiche Schicksal ereilt haben, hätte nicht der Hauptmann ihn unter seinen Schutz genommen, indem er selbst vor ihn trat, um den ersten Angriff abzuwehren. Dann nahm er mit eigener Hand seinem Lebensretter das Gewehr ab und schickte ihn unter der Bedeckung eines Leichtverwundeten seiner Compagnie als Gefangenen zurück, indem er den strengen Befehl gab, den Mann gut zu behandeln, und zugleich mit wenigen Worten erzählte, was derselbe für ihn gethan.

Mehr war nicht nöthig, um dem Gefangenen die Sympathien seines Begleiters zu gewinnen, und als dieser ihn bei einem sich sammelnden Depot der Gefangenen ablieferte, die von allen Seiten ein-

zeln oder in größern und kleinern Trupps abgegeben wurden, sah sich der Piemontese bald von der zur Bewachung der Gefangenen beorderten Mannschaft wie ein Kamerad behandelt, als die durch ihn bewirkte Rettung des Hauptmann Nobili unter ihnen bekannt wurde.

Während so der letzte Stützpunkt des Feindes, die Höhe von Custozza, gewonnen, und dadurch der Sieg entschieden wurde, wendeten sich zuerst die Leichtverwundeten, dann auch einzelne Unverwundete, und endlich ganze Trupps, zur Flucht, und mit der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen wunderbaren Schnelligkeit verbreitete sich die Nachricht von dem traurigen Ausgange der Schlacht bei der ganzen Armee Victor Emanuels.

Schon sah man einzelne zahlreiche Abtheilungen im Eilmarsche den Ufern des Mincio zueilen, um zu einem geordneten Rückzuge den ihnen von dem Feldherrn bezeichneten Punkt zu dem Uebergange des Flusses zu besetzen, den sie erst am frühen Morgen eben dieses Tages siegesgewiß überschritten hatten.

Dieser Anblick verbreitete ein panisches Schrecken unter dem Train, besonders aber unter dem nicht-militärischen Trosse, von welchem keine Armee ganz frei ist.

Namentlich indeß waren es die Marketender, die von Besorgniß für ihr Eigenthum erfüllt wurden und dasselbe in Sicherheit zu bringen suchten, und unter diesen waren es wieder Bacchini und dessen Frau, welche nicht nur für ihre Habe, sondern auch für ihr Leben zitterten; denn ihr Gewissen, das mit dem Morde der Gehängten befleckt war, ließ es ihnen als unzweifelhaft erscheinen, daß sie erkannt und für ihre That zur grausamen Rechenschaft gezogen werden würden.

Sie dachten daher nur noch an die Flucht, an Rettung aus der dringenden Todesgefahr; selbst den Sack mit der Beute hätte Antonina beinahe vergessen, indem sie das Pferd ihres Wagens zur tollen Eile peitschte.

Als sie die Ufer des Mincio erreichten, herrschte aber bei den Uebergängen schon ein solches Drängen der Bagage und des Trains, daß es für Privatfuhrwerke unmöglich war, durchzukommen.

Von Verzweiflung ergriffen rang Antonina die Hände, denn sie wußte sich jetzt keinen Rath mehr, und beinahe wahnsinnige Blicke auf die hinter ihnen liegende Straße richtend, glaubte sie aus jeder aufwirbelnden Staubwolke die entsetzlichen grauen Uniformen und die Federhüte der rächenden Jäger auftauchen zu sehen.

Vacchini, der sein Gewissen entweder weniger schwer belastet fühlte, oder mehr männliche Entschlossenheit und kalte Ueberlegung bewahrte, wie seine Frau, schien während der Verzweiflungsausbrüche Antoninas über einem Rettungsplane zu sinnen, und plötzlich hatte er denselben gefunden, denn er rief mit dem lauten Ausdrucke der Freude:

„Antonina, ich erinnere mich zum Glücke einer nur wenig bekannten Furth, durch die ich als Schmuggler oft mit meiner Waare der Verfolgung entgangen bin. Hoffentlich ist jetzt der Stand des Wassers nicht zu hoch; laß' uns daher jedenfalls den Versuch wagen, denn hier dürfen wir ohnehin nicht darauf hoffen, über den Mincio zu kommen, bevor alle Truppen hinüber sind — wenn sie nicht durch die verwünschten Tedeschi daran verhindert werden."

Ohne die Antwort seiner Frau abzuwarten, lenkte er das Pferd den Fluß abwärts und trieb es zur höchsten Eile an.

Etwa eine halbe Stunde weit war er gefahren, da setzte er sein Thier in Schritt und betrachtete das Ufer mit der größten Aufmerksamkeit, um die Stelle ausfindig zu machen, wo die Furth den sichern Uebergang über den Fluß gestattete.

Er schien sie endlich gefunden zu haben, aber er war seiner Sache nicht ganz gewiß, denn viele Jahre lagen zwischen dem heutigen Tage und der Zeit, wo er hier oft als Schmuggler durchwatete.

Er zögerte daher, das Pferd in den Fluß zu treiben, da stieß Antonina, die ängstlich überall umhergesehen hatte, einen gellenden Schrei aus, zeigte nach einer hinter ihnen liegenden Anhöhe und stöhnte aus krampfhaft zusammengezogener Brust:

„Die Gehängten! Die Gehängten!"

Vacchini sah erschrocken nach der Richtung, welche ihm der heftig zitternde Arm seiner Frau bezeichnete und erblickte in der That die grauen Uniformen und die flatternden Federstutze einiger österreichischer Jäger, die eben aus dem Gebüsche hervortraten, welches den Gipfel der Anhöhe krönte.

In eben diesem Augenblicke schienen auch die Jäger das Fuhrwerk zu bemerken, das ihnen eine reiche Beute verhieß, da sie es als einen italienischen Marketenderwagen erkannten, und mit einem lauten Hurrah stürmten einige von ihnen den Berg herab und gerade auf den Wagen zu.

Da erfaßte wahnsinnige Angst das verbrecherische Weib, das kurz zuvor mit kannibalischer Wuth die wehrlosen Gefangenen morden half;

sie griff nach dem Zügel des Pferdes, welches bisher Bachini gelenkt hatte, riß es herum und trieb es mit Peitsche und Zuruf in den Fluß, unbekümmert darum, ob sie wirklich die Furth fand oder nicht.

Diese lag nur wenige Schritte weiter hin, die Stelle aber, welche Antonina, verblendet durch ihre Gewissensangst, gewählt hatte, war gegen die Mitte des Flusses eine der tiefsten und folglich der gefährlichsten.

Schon hielt sich Antonina für gerettet, als der Wagen eine Strecke weit in den Mincio hineingefahren war und das Wasser nicht weiter als bis an die Achsen ging; plötzlich aber versank das Pferd in die Tiefe des Flusses und riß in seinem Falle den Wagen mit sich hinab.

Ein Schrei der Verzweiflung, der Todesangst, ertönte von den Lippen Antonina's und Bachini's; dann war Alles stumm und nichts mehr von dem Fuhrwerke zu sehen, über dem die Wellen des Mincio ruhig weiter flossen.

Der Fluß hatte die beiden Mörder sammt ihrer Habe und ihrer blutgetränkten Beute verschlungen, und die Jäger, die in eben diesem Augenblicke das Ufer erreichten, sahen sich die gehoffte Beute entrissen.

In eben dem Augenblicke, in welchem der Tod die beiden Frevler, welche sich zu dem freiwilligen Henkersdienste gedrängt hatten, vor Gottes Richterstuhl forderte, war der Sieg der österreichischen Waffen entschieden.

Auf der Höhe von Custozza, umgeben von seinem Stabe und den Offizieren seines Hauptquartiers, das Schlachtfeld überblickend, hielt Erzherzog Albrecht, und hörte mit wohlwollender Miene den Rapport an, den ein Offizier ihm, salutirend, den Säbel senkend, über die errungenen Erfolge erstattete, indem er zugleich um weitere Instructionen bat.

Diese ertheilend, streckte der Höchstcommandirende, welcher den Zügel seines Pferdes mit der rechten Hand gefaßt hielt, den linken Arm aus, und deutete die Positionen an, welche die am Fuße des Hügels haltende Batterie des rapportirenden Offiziers [illegible] sollte.

Von einer anderen Seite, hielt zu Füßen des Erzherzogs, [illegible] in demselben Augenblicke ein Husarenoffizier heran, dessen [illegible] Miene man es ansah, daß auch er der Ueberbringer einer Siegesnachricht ist.

Von dem [illegible], den er [illegible] Stern zu [illegible] hatte, gaben [illegible]

[illegible] des Hügels lagen Freunde und Feinde [illegible]

einander gebettet zum ewigen Schlafe, oder sich gegenseitig Hilfe leistend, wie sie es vermochten.

Einen weiteren Beweis des Sieges gab ein starker Trupp gefangener Italiener aller Waffengattungen, welche in eben diesem Augenblicke vorbeitransportirt wurden.

Als Eskorte schritten voran zwei Jäger, von denen der eine, den Hut schwingend, dem Höchstcommandirenden ein jubelndes Lebehoch zurief, während man dem andern die Erschöpfung durch den Kampf ansah; denn seine Züge waren erschlafft und seine Schritte verriethen die Mattigkeit seines Körpers.

Hußaren, die gespannte Pistole in der Hand, hielten rückwärts strenge Wache über die Gefangenen, bereit, Jeden niederzuschießen, der einen Fluchtversuch machen würde.

Daran schien aber keiner der Gefangenen zu denken, von denen mehrere verwundet waren, und die meisten mit finsteren Mienen und zu Boden gerichteten Blicken einherschritten.

Nur Wenige sahen offen umher, Ingrimm in den Zügen; einer aber rauchte eine Cigarre und, gestützt auf den Stock, dessen Hilfe seine Wunde nöthig machte, blickte er die Escorte mit trotzig herausfordernden Mienen an.

In der Ferne hüllten Rauch- und Staubwolken die Colonnen ein, die den fliehenden Feind verfolgten, und Brandstätten, aus denen hier und dort die Flammen noch hoch emporschlugen, bezeichneten die Orte, wo der Kampf am heißesten getobt hatte.

Diesen Moment hat der Zeichner zu der lebensfrischen und wahrhaft getreuen Darstellung unseres ersten*) Prämienbildes erfaßt.

IV.

Aus der Demimonde.

In dem zweiten Stocke des Hauses Nr. 97 der Rothenthurmstraße in Wien lag in der Abenddämmerung eines trüben, regnerischen Tages ein schönes Mädchen nachlässig in die eine Ecke des Sophas gelehnt, umschlungen von dem Arme eines neben ihr sitzenden Mannes.

*) Man beliebe den Prospect dieses Werkes nachzulesen. Die Prämien können bereits jetzt entnommen werden.

Der nur halb verhüllte, üppige Busen des Mädchens, ihre Haltung, ihre ganze Erscheinung, die frivolen Bilder, welche die Wände schmückten oder — wenn man will — verunzierten, kurz, Alles verrieth, daß die wahrhaft reizende Person der Demimonde angehörte, und die Einrichtung des Zimmers, ihr schweres Seidenkleid, ihr Schmuck, ließen keinen Zweifel, daß sie zu den gesuchtesten Gegenständen der reichen und verschwenderischen Jugend, noch mehr aber vielleicht des lüsternen Alters der Kaiserstadt, gehörte; denn was man sah, deutete auf Reichthum, mindestens auf einen gewissen Wohlstand der Bewohnerin, so trügerisch auch oft bei Personen der Art dieser Schein ist, oder so schnell häufig der leicht gewonnene Reichthum bei ihnen der drückendsten Armuth, den verzehrendsten Sorgen, weicht.

Dieses schöne Mädchen stellen wir unseren Lesern als eine Dresdenerin vor, welche bei der Polizei als die Schauspielerin Adelheid Müller gemeldet war.

Sie hatte sich bei der Angabe ihres Namens und Standes auch keiner Täuschung schuldig gemacht, denn bis vor kurzer Zeit war sie wirklich Mitglied einer kleinen reisenden Schauspielertruppe.

Höher hinauf hatte sie es nicht zu bringen vermocht, denn so wahrhaft ausgezeichnet auch ihre Schönheit, so verlockend ihre äußere Erscheinung war, konnte kein Director ihr größere Rollen anvertrauen, so entschieden war ihre Talentlosigkeit.

Die schöne Adelheid mußte sich daher mit einem sehr untergeordneten Wirkungskreise und einer demselben angemessenen kleinen Gage begnügen; aber sie führte dennoch ein sehr angenehmes, freilich nach der Meinung ihrer Kolleginnen ein sehr lockeres Leben, indem sie Vortheil aus ihren Gunstbezeigungen zog, die bei der jungen und alten Männerwelt der Orte, an denen die Gesellschaft spielte, viel höher geschätzt wurden, wie ihre Kunstleistungen.

In einem ihrer letzten Engagements hatte sie die Bekanntschaft eines durchreisenden Fremden gemacht, welcher in dem ersten Gasthause des Ortes abgestiegen war, in welchem Adelheid in Folge einer sehr richtigen Spekulation, wie immer an den Orten, wo die Gesellschaft spielte, ihre Wohnung genommen hatte.

Der Fremde fühlte sich zuerst durch die üppige Schönheit des Mädchens angezogen; er erkundigte sich, als er sie an der table d'hôte gesehen hatte, bei dem Kellner danach, wer sie sei, und als er ihren Stand erfuhr, auch aus ihrem Benehmen sah, daß er keine abschlä-

gige Antwort zu befürchten haben würde, wenn er auch die dreistesten Fragen thäte, suchte er mit der feinen, dennoch kecken Ungezwungenheit des Mannes von Bildung und Weltkenntniß ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

Adelheid, die in ihm einen reichen, oder wenigstens einen freigebigen Anbeter erblickte, kam ihm auf halbem Wege entgegen, und der Abend fand Beide auf dem Zimmer der Schauspielerin in einer vertrauten und mehr als zärtlichen Unterhaltung beisammen.

Hatte der Fremde sich anfangs nur sinnlich durch die Schönheit des gefälligen und leichtfertigen Mädchens angezogen gefühlt, so fand er sich im Laufe der Unterhaltung auch durch ihren Geist gefesselt.

Freilich verrieth Adelheid nur eine sehr oberflächliche Bildung, aber sie zeigte so viel natürlichen Verstand, sie machte so treffende, theils witzige, theils wahrhaft geistreiche Bemerkungen, daß der Reisende, welcher kein Anderer war, als Woronski, nach einem neuen Beweise ihrer zärtlichen Hingebung voll Entzücken ausrief:

„Mädchen, Du solltest Dich nicht in den kleinen Provinznestern umhertreiben, wo Du Deine Schönheit in kurzer Zeit um einen erbärmlichen Preis verschleudert haben wirst. — Das Feld Deiner Wirksamkeit wäre Wien. Da würdest Du unbedingt Dein Glück machen, und wenn Du es klug anzufangen verständest, müßtest Du in kurzer Zeit reich sein!"

Mit einem Seufzer entgegnete die schöne Adelheid:

„Ich habe mich auch schon lange nach Wien gesehnt, aber ich fürchte, ich werde dort gar kein Engagement finden, denn ich weiß nur zu gut, daß ich kein Talent habe und die wiener Theaterdirectoren werden das auch schon wissen."

„Wozu brauchst Du die Theaterdirectoren?" sagte Woronski. „Du bist schön genug, um sie entbehren zu können, und wenn Du nur gleich von allem Anfang anständig aufträtest —"

„Willst Du mir dazu behilflich sein?" fragte Adelheid und schmiegte sich zärtlich an ihn an. „Du solltest gewiß sehen, daß ich mich Dir immer dankbar beweisen würde."

Woronski befand sich eben auf seiner diplomatischen Sendung nach Wien; bei der Frage des schönen, üppigen Mädchens erwachte daher in ihm der Gedanke, daß er sich ihrer bei der Verfolgung seiner Zwecke mit Vortheil bedienen könnte, wenn es ihm gelänge, sie ganz von sich abhängig zu machen.

Das glaubte er bei seiner Menschenkenntniß, seiner Arglist und seinen Verführungskünsten der verschiedensten Art zwar leicht bewirken zu können, allein er gab dennoch nicht gleich eine bestimmte Antwort, denn er erkannte die Nothwendigkeit, sein Terrain in Wien erst kennen zu lernen.

Er antwortete daher, indem er einen Kuß auf die schwellenden Lippen Adelheid's drückte:

„Das wäre wohl möglich und Du kannst Dich auch immerhin bereit halten, meinem ersten Rufe nach Wien Folge zu leisten. — Ich würde sogar nicht abgeneigt sein, die ersten Kosten Deiner Einführung zu tragen, aber —"

Er hielt zögernd inne, denn er wußte nicht, ob es gerathen sei, sich schon jetzt dem Mädchen zu entdecken.

Neugierig gemacht durch das „Aber" ihres neuen Freundes sagte Adelheid:

„Welche Bedingung Du auch stellen magst, gehe ich im Voraus jede ein, ausgenommen," — setzte sie lachend hinzu, — „ausgenommen, Dir treu zu sein, denn wenn ich Dir das auch versprechen wollte, würde ich es doch nicht halten; darauf kenne ich mich!"

In das Lachen des frivolen Mädchens einstimmend, sagte Woronski:

„Ein so schweres Opfer würde ich auch nicht von Dir verlangen; im Gegentheile solltest Du Deine volle Freiheit haben, nie durch Eifersucht von mir geplagt werden und je mehr Anbeter Du hättest, desto lieber wäre es mir sogar. Aber Du müßtest in mancher Beziehung genau den Instructionen folgen, die ich Dir ertheilen würde. Ebenso dürftest Du Die nicht spröde zurückweisen, die ich Dir zuzuführen für gut befinde, sollten sie auch zufällig alt oder häßlich sein."

„In der Beziehung darfst Du ganz ruhig sein," sagte Adelheid, die der reichlich genossene Punsch, welchen sie als Nordländerin dem Weine vorzog, immer ausgelassener machte. „Die Sprödigkeit liegt erstlich gar nicht in meiner Natur und wären Deine Freunde auch noch so alt, noch so häßlich, so würden sie doch hoffentlich irgend eine andere gute Eigenschaft besitzen, durch die ich mich für ihre mangelnde Jugend oder Schönheit schadlos halten könnte."

„So wären wir also über die Hauptbedingungen einig," sagte Woronski, „und Du darfst darauf rechnen, daß ich Dich bald nach Wien citiren werde."

Dies Versprechen war von ihm vor wenigen Tagen erfüllt worden, als wir Adelheid in der Wohnung, die Woronski für sie gemiethet und eingerichtet hatte, von dem Arme ihres Protectors umschlungen, in der Sophaecke sitzen sahen.

Nachdem er die ersten zärtlichen Beweise ihrer Dankbarkeit von ihr empfangen hatte, fragte er:

„Bist Du mit den Einrichtungen zufrieden, die ich für Dich getroffen habe?“

„Vollkommen, mein süßer Freund,“ entgegnete Adelheid; „ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich auf das Leben freue, welches ich hier in der schönen Kaiserstadt führen werde.“

„Und wirst Du pünktlich und gewissenhaft erfüllen, was ich von Dir verlangte?“

„Darauf kannst Du Dich fest verlassen,“ versicherte das schöne Mädchen. „Ich werde mich stellen, als wäre ich leidenschaftlich für die Politik eingenommen, und da ich eine Sachsin bin, wird man an meiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln, wenn ich tüchtig auf die Preußen schimpfe.“

„Hüthe Dich aber vor Uebertreibung,“ warnte Woronski, „denn dadurch könntest Du leicht Argwohn erwecken.“

„Halte mich nicht für so dumm,“ sagte Adelheid schmollend.

„Und was Du durch geschickt gestellte Fragen herauslockst, wirst Du mir treu berichten?“ fragte der geheime Agent.

„In der Beziehung darfst Du Dich auf meine Treue verlassen, die durch mein ausgezeichnetes Gedächtniß unterstützt wird.“

„Ich zweifle nicht, daß Du bei einiger Geschicklichkeit sehr wichtige Dinge wirst erforschen können, denn bei einem Mädchen Deiner Art werden die Herren frei von jedem Argwohn, von jeder Zurückhaltung sein.“

„Ei seht doch; bei einem Mädchen meiner Art!“ sagte Adelheid, die Nase rümpfend. „Was versteht denn der galante Herr eigentlich unter diesem Ausdruck?“

„Eine Schauspielerin!“ entgegnete lachend Woronski. „Denn Du darfst nicht vergessen, daß Du bei dem Carltheater engagirt bist, — wenn auch freilich nur als Statistin und pro forma, obgleich es gar nicht übel wäre, wenn Du Dich dann und wann einmal auf der Bühne zeigtest, wenn es in einem besonders vortheilhaften Costüme geschähe, so daß Deine Schönheit auffiele!“

„Den Spaß kann ich mir ja zuweilen machen, wenn Du es wünschest!“ entgegnete Adelheid, geschmeichelt durch die Anerkennung ihrer Schönheit.

„Nun aber, mein Mädchen, muß ich Dich verlassen,“ sagte Woronski. „Suche Dir die Zeit so gut als möglich zu vertreiben; mache einen Spaziergang, wenn Du willst, um neun Uhr aber halte Dich bereit zu dem Empfange eines Besuches, den Dir ein hochgestellter Mann machen wird, welcher ein leidenschaftlicher Verehrer des schönen Geschlechtes ist, und dem ich im Vertrauen Deine Adresse mittheilen werde, indem ich ihm sage: daß Du eine interessante, junge Witwe bist, die sich erst seit wenigen Tagen hier in Wien aufhält, und von der ich glaube, daß ihr Herz nicht ganz unempfindlich sei. Richte also danach Dein Benehmen ein.“

„Laß mich nur machen!“ sagte Adelheid. „Deinen Rathschlägen in Allem folgend, werde ich die Männer, die Du mir empfiehlst, so verliebt als möglich zu machen suchen, mit ernsteren Gunstbezeugungen aber sehr zurückhaltend sein.“

„Wirst Du das aber bei Deinem Temperament auch können?“ fragte Woronski mit einiger Besorgniß, daß seine Verbündete sich durch ihre Leidenschaftlichkeit würde hinreißen lassen, seine Instructionen zu vergessen.

„Sei deshalb ohne Sorgen,“ entgegnete Adelheid lachend. „Geliebt habe ich schon oft; verliebt, so verliebt, daß ich darüber alles Andere vergaß, war ich erst einmal in meinem Leben, und das ist schon so lange her, daß ich glaube, es kann mir nicht mehr passiren!“

„Das würde mir sehr lieb sein,“ sagte Woronski ebenfalls lachend.

Er gab ihr darauf noch einen Kuß, dann ging er; an der Thüre kehrte er jedoch wieder um.

„Vergiß nicht,“ sagte er, „Deine Gesellschafter immer so nahe als möglich bei dem Bilde des Kaisers Franz sprechen zu lassen.“

„Bei dem Bilde des Kaisers?“ fragte Adelheid verwundert. „Soll der Kaiser etwa hören, was die Herren mir sagen? — Davon würden seine kaiserlichen Ohren oft wahrscheinlich nicht sehr erbaut sein,“ lachte sie.

„Der Kaiser soll es nicht hören,“ entgegnete Woronski, „sondern ich. — Du mußt nämlich wissen, was ich Dir vorhin zu sagen vergaß.

daß ich das Zimmer hier nebenan habe miethen lassen, um, so oft ich mich in demselben befinde, durch die Thür, welche das Kaiserbild verdeckt, genau hören zu können, was hier gesprochen wird."

„So bin ich also nie sicher, von Dir nicht belauscht zu werden?" fragte Adelheid erschrocken.

„Allerdings nicht," sagte Woronski mit gleichgültigem Tone: „aber das macht ja nichts aus, denn ich weiß, daß Du mir ohnedies Alles sagen würdest, was ich zu wissen wünsche; indeß kann es zuweilen vorkommen, daß ich zu deuten weiß, was Dir dunkel bleiben würde. Deshalb habe ich mir diesen Beobachtungsposten eingerichtet, der trefflich zu meinem Plane paßt, denn wenn ich die Thür öffne, kann mir durch die dünne Leinwand des Bildes kein Wort von dem entgehen, was hier bei Dir gesprochen wird."

„Höre, Paul," sagte Adelheid, welche ihren Beschützer bis jetzt nur noch bei seinem Vornamen kannte," diese Einrichtung hat keineswegs meinen Beifall."

„Das thut mir leid," entgegnete Woronski. „Indeß wirst Du Dich doch darein fügen müssen."

Lachend setzte er dann hinzu:

„Uebrigens hat sie auch darin ihr Gutes, daß sie mich davor sichert, von Dir angeführt oder belogen zu werden; denn da Du nie sicher bist, daß ich nicht selbst hörte, was Du mit Deinen Besuchern sprachst, wirst Du Dich wohl hüthen, mir etwas Unwahres zu sagen."

Nach diesen Worten gab er ihr noch einen flüchtigen Kuß; dann ging er wirklich.

Adelheid war viel zu leichtsinnig, um sich über die neueste Entdeckung, so unangenehm sie ihr auch sein mochte, viel Sorge zu machen; sie nahm sich daher nur vor, beständig auf ihrer Huth zu sein und benutzte dann die ihr bis neun Uhr bleibende Zeit, einen Gang durch die jetzt schon hell beleuchteten Straßen der Stadt zu machen.

Der ihr angemeldete Besucher stellte sich pünktlich ein, und Adelheid wußte sich mit so schlauer Koketterie gegen ihn zu benehmen, daß er sie bis über die Ohren verliebt und in der Ueberzeugung verließ, das, was sie ihm heute mit aller Strenge verweigert hatte, vielleicht schon binnen wenigen Tagen von ihr zu erreichen.

Den Weg dazu glaubte er sich durch reiche Geschenke ebnen zu können und Adelheid hatte bald alle Ursache, ihrem Protector für die Bekanntschaft zu danken, die er ihr in dem verliebten und freigebigen

Geheimrath verschafft hatte, der noch überdies durch sein enthusiastisches Lob ihrer Schönheit viel dazu beitrug, daß schon nach wenigen Tagen der Ruf der reizenden Sachsin bei der ganzen lockern Männerwelt Wiens verbreitet war.

Adelheid sah sich daher im eigentlichsten Sinne des Wortes sehr bald mit Anträgen und Geschenken überhäuft, und sie hatte nicht erst nöthig, sich als Statistin in dem Carltheater zu zeigen, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und ihre Schönheit zu lenken.

Bei der Gesuchtheit, deren Adelheid sich nach kurzer Zeit zu erfreuen hatte, fand sie vollkommen ihre Rechnung, Woronski aber eben so sehr, denn durch den Canal, den er sich in ihr eröffnet hatte, erfuhr er Manches, was für ihn von großer Wichtigkeit war, was aber ohne den Beistand seiner unverdächtigen Gehilfin für ihn meistens ein Geheimniß geblieben wäre.

Die wichtigsten Anordnungen und Befehle bei der Armee, so wie die Maßnahmen der Regierung, kamen ihm durch diese Quelle zu Ohren, denn Adelheid benutzte seine Winke und Rathschläge mit einer solchen Gewandtheit und Schlauheit, daß sie manchen gewiegten und gewitzigten Diplomaten hätte beschämen können, und mit höchst seltenen Ausnahmen erfuhr sie durch die Umwege, die sie bei ihren Fragen einzuschlagen verstand, Alles, was sie wissen wollte, das heißt, woran Woronski etwas lag, und dieser sah sich dadurch in den Stand gesetzt, seinem Vollmachtgeber die umfassendsten und befriedigendsten Berichte einzusenden.

V.

Gefährliche Existenzen.

In einem elenden Wirthshause der Vorstadt Erdberg, einem abgelegenen Theile der Stadt Wien, saß eines Abends, beinahe unmittelbar nach dem Ausbruche des Krieges, eine Gesellschaft „gefährlicher Existenzen" beisammen.

Wir hätten eigentlich sagen sollen, in einer Nacht, denn Mitternacht war bereits vorüber, aber die Gäste, zehn bis zwölf an der Zahl, schienen noch keine Lust zu haben, sich von dem Glase zu tren-

nen, dem Alle schon mehr als reichlich zugesprochen hatten, denn die Meisten lallten nur noch mit schwerer Zunge, und bei Einigen deuteten die verglasten Augen auf den höchsten Grad der Trunkenheit.

Unter all den unheimlichen Gestalten, die jedem ehrlichen Menschen hätten Furcht einflößen müssen, wären sie ihm auf einsamer Straße begegnet, waren zwei am lautesten, dennoch aber am wenigsten betrunken, obgleich man auch sie keineswegs hätte nüchtern nennen können.

Diese Beiden waren unsere alten Bekannten, der Edle von Schreckenberger und der ehemalige Franz Heinzelmann, jetzt Anton Meier, die wir zwar lange nicht beachteten, dennoch aber nicht ganz vergessen haben.

Sie führten das große Wort und waren dazu als Festgeber der ganzen Gesellschaft berechtigt.

Was sie zu dieser Freigebigkeit bewogen hatte, können wir für den Augenblick nicht verrathen, wohl aber dürfen wir schon jetzt sagen, daß dazu ein besonderer Zweck vorlag.

Um diesen nicht aus dem Auge zu verlieren, hatten sich Anton Meier sowohl wie sein Freund Julius Schreckenberger des Trinkens möglichst enthalten, die Anderen aber desto mehr dazu angefeuert, indem sie fortwährend allerhand Geschichtchen von Brandlegungen erzählten, und viele Beispiele anführten, wo die Feuerwerker, wie sie die Brandstifter nannten, es so klug anfingen, daß sie nicht nur straflos ausgingen, sondern auch eine reiche Beute gemacht hatten, von der sie längere Zeit lustig und in Freuden leben konnten.

Anton Meier besonders wußte die Sache so lockend, so sicher Gewinn bringend zu schildern, daß einige der Zuhörer ganz offen den Wunsch aussprachen, bald einmal eine günstige Gelegenheit zu einer solchen Feuerwerkerei zu finden, die Anderen aber zögernd und ängstlich sagten:

„Ja — wenn man das mit Sicherheit könnte!“

Eben war die letzte Erzählung der Art durch die Schilderung eines Ereignisses beendigt, bei welchem zwar zwei Menschenleben daraufgingen, die glücklichen Unternehmer aber eine Beute von mehreren tausend Gulden davon getragen hatten, ohne bis jetzt entdeckt worden zu sein; — da wurde an die Gassenthüre gepocht, die für fremde Besucher bald nach Mitternacht, zugleich mit den Fensterläden, ge-

offen worden war, weil der Wirth gegründete Ursache hatte, sich die Polizei nicht noch mehr zum Feinde zu machen, als sie ihm dies ohnein schon war.

„Still!" flüsterte er daher erschrocken, den Finger auf die Lippen legend, und augenblicklich herrschte das tiefste Schweigen, denn selbst den Betrunkensten blieb noch so viel Besinnung, daß die Furcht vor der Polizei ihnen plötzlich einen gewissen Grad der Nüchternheit zurück gab.

Der Wirth rührte sich nicht von der Stelle, und erst als das Pochen an der Thür lauter wiederholt wurde, ging er mit langsamen, schleppenden Schritten, als wäre er eben erst erwacht, zu der Thür und sagte mit schlaftrunkener Stimme:

„Wer ist denn da? Jetzt kann Niemand mehr eingelassen werden!"

Statt der Antwort erfolgten jetzt drei langsam abgemessene Schläge in gleichen Pausen an dem untern Rande der Thür, denen beinahe unmittelbar drei andere rasch hintereinander über dem Schlosse folgten.

„Das ist das verabredete Signal!" rief Anton Meier, indem er von seinem Sitze aufsprang. „Du kannst dreist öffnen, Nazil" sagte er darauf zu dem Wirthe.

Dieser folgte der erhaltenen Weisung, in die er kein Mißtrauen setzte, zog den Riegel zurück, und öffnete ein wenig die Gassenthüre, durch deren schmalen Spalt Der hereinschlüpfte, welcher geklopft hatte.

Bei dem Anblicke der kleinen, verkrüppelten, durch einen großen Höcker entstellten Gestalt, welche eintrat, blieb Anton Meier, der dem späten Gaste entgegen gehen wollte, erschrocken stehen und von Furcht ergriffen murmelte er halblaut vor sich hin:

„Er ist es nicht! — Wie aber kömmt dieser bucklige Kerl zu der Kenntniß des Signales? — Vorsicht, Freund Meier!"

Er gab dem Wirthe ein Zeichen, die Thür sorgfältig zu verschließen und kehrte dann zu seinem verlassenen Platze zurück, scheinbar ohne sich um den verdächtigen Fremden zu bekümmern, zugleich aber auch ohne denselben aus dem Auge zu verlieren.

Der Mensch, dessen Kinn ein grauer, struppiger Bart bedeckte, der über dem einen Auge ein schwarzes Pflaster trug, den zerdrückten, roth schimmernden Hut tief in die Stirne herabgezogen hatte, und dessen abgetragene Kleidung viele Schmutzflecken und einige Risse zeigte, trat zu der Gesellschaft, die um den Tisch versammelt saß, und zu der er seinem Aeußern nach sehr gut zu passen schien.

Mit rauher, wein- oder schnappsheiserer Stimme und einem widerlich spöttischen Kichern sagte er:

„Blut und Eisen — wie der preußische Premierminister sprechen würde — da finde ich ja eine ganz hübsche Gesellschaft beisammen und, so viel ich sehe, sogar einen guten Bekannten.“

Die Worte „Blut und Eisen“ hatte er besonders betont und durch das bekannte Feldgeschrei schnell den Argwohn Meier's beseitigt, der bereitwillig auf der Bank Platz machte, als der Fremde sich neben ihn setzte.

Gleichwohl betrachtete er den Menschen von der Seite noch immer sehr aufmerksam, bis dieser ihm verstohlen zuflüsterte:

„Er schickt mich, Heinzelmann. — Ich soll nachfragen, was Du ausgerichtet hast, und ob die Sache gehen wird?“

„Ganz gewiß,“ entgegnete Anton Meier eben so leise. „Es kömmt nur darauf an, daß die Uniformen und die übrige Ausrüstung geschafft werden.“

„Die sind schon bereit,“ sagte der Bucklige. — „Kannst Du Dich aber auch auf Deine Leute verlassen, daß sie nicht im letzten Augenblicke vor der Gefahr zurückschrecken?“

„Das hat keine Noth! — Für Geld gehen die Kerle, ohne sich zu bedenken, in die Hölle, und was die Gefahr betrifft, die sie allenfalls scheuen könnten, so sind sie sämmtlich alte Bekannte des Zuchthauses, und fürchten sich nicht davor, die Bekanntschaft zu erneuern. Einigen würde das vielleicht sogar sehr lieb sein.“

„Gut! Gut!“ sagte der unbekannte Genosse Anton Meier's. „Wenn ich Ihm das Alles sage, wird Er mit Dir sehr zufrieden sein und Du darfst auf eine reichliche Belohnung rechnen, wenn die ganze Unternehmung nach seinem Wunsche ausfällt; sorge aber dafür, daß die Kerle nüchtern sind, wenn die Zeit zur Ausführung gekommen ist. — Du bleibst dafür verantwortlich.“

„Das ist zwar eine schwierige Aufgabe,“ erwiederte Anton Meier mit bedenklichem Tone, „aber ich übernehme sie dennoch und stehe dafür gut, daß von dieser Seite kein Mißlingen zu befürchten sein soll.“

„Was ist denn das für ein ewiges Geflüster da unter Euch,“ brummte der Edle von Schreckenberger, den es verdroß, nicht mit in das Vertrauen gezogen zu werden.

„O, wir haben gar keine Geheimnisse vor Euch,“ schnarrte der

Bucklige, „ich fragte Freund Meier nur, ob es die ehrenwerthe Gesellschaft nicht beleidigen würde, wenn ich mir die Freiheit nähme, sie für morgen Abend zu einem Heurigen und einem Nachtmahl hier einzuladen, um mit ihnen ein Geschäft zu besprechen, das zwar nicht ganz ohne Gefahr ist, dafür aber jedem Theilnehmer einen hübschen Gewinn eintragen wird.“

„Um die Gefahr kümmern wir uns nicht, wenn nur der Gewinn angemessen ist,“ versicherte Schreckenberger und die Anderen stimmten ihm durch ein Kopfnicken oder ein beifälliges Brummen bei.

„Nun so findet Euch alle morgen um Mitternacht hier ein, und geht durch die Hofthür, nachdem Freund Nazi die Gassenthür geschlossen hat, denn wir müssen bei der Besprechung des Geschäftes ganz ungestört sein,“ sagte der Bucklige.

Darauf wendete er sich zu dem Wirthe, gab demselben zwei Zehngulden-Noten, die er aus der Tasche seines schmutzigen Gilets zog und sagte:

„Nimm das auf Abschlag, Nazi, aber sorge für eine gute Bewirthung der Freunde; ich frage nichts danach, wenn es einen Zehner mehr kostet!“

Ein lautes Hurrah antwortete dieser verlockenden Einladung, der freigebige Buckelmann aber erhob sich von seinem Platze und sagte:

„Ich danke Euch, meine Freunde, und wünsche Euch zugleich eine gute Nacht; ich selbst habe noch Einiges zu besorgen, bevor ich mich zur Ruhe legen kann.“

Dann flüsterte er seinem Nachbar zu:

„Komm' mit mir, Heinzelmann; Dir muß ich noch einen besondern Auftrag geben.“

Anton Meier folgte dem Winke, und Nazi ließ ihn und den Buckligen durch die nur wenig geöffnete Thür auf die Gasse.

Stumm schritten sie eine Strecke neben einander her; als der Bucklige sich dann, nach allen Seiten umherblickend, überzeugt hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei, lehnte er sich mit seinem Begleiter an eine Barrière und theilte ihm leise flüsternd mit, was er ihm zu sagen hatte, und was wir später wahrscheinlich erfahren werden.

„Hast Du mich verstanden?“ fragte er dann, „und wirst Du den Auftrag pünktlich ausführen?“

„Den Willen dazu habe ich wenigstens,“ entgegnete Anton Meier; „ich werde also versuchen, ob ich Ihn befriedigen kann;

aber was die Stelle betrifft, die ich annehmen soll, so gestehe ich offen, daß ich dazu keine große Lust habe. Mir gefällt das freie, ungebundene Leben, das ich jetzt führe, viel zu gut, um es freiwillig mit einem anderen vertauschen zu mögen, bei dem ich jede Minute von dem Willen eines Herrn und Gebieters abhängig bin.

„Nun," sagte der Bucklige, „wenn Du es nicht freiwillig thun magst, so thue es gezwungen; thun aber mußt Du es, das ist Sein unabänderlicher Wille, und Du weißt wohl, daß Du zu blindem Gehorsam verpflichtet bist."

„Nun ja," entgegnete Meier mürrisch, „ich werde folgen und Er soll mit mir zufrieden sein."

„Wie Du es anfängst, ist Deine Sache, nur muß es bald geschehen, denn der Rittmeister soll in den nächsten Tagen in das Hauptquartier abgehen. Uebrigens kannst Du mir morgen Abend bei Nazi mittheilen, was Du Dir ausgesonnen, oder vielleicht auch schon ausgerichtet hast."

Mit diesen Worten verließ der Bucklige seinen Begleiter, nachdem er ihm mit gebieterischem Tone gesagt hatte, er sollte nach der entgegengesetzten Richtung fortgehen.

Als er eine kleine Strecke zurückgelegt und sich überzeugt hatte, daß Meier sich wirklich entfernte, richtete seine verkrüppelte Gestalt sich plötzlich hoch empor, und dabei murmelte er mit gänzlich veränderter Stimme:

„Es ist doch verwünscht lästig, seinem Rückgrat und seinem Kehlkopfe so lange Zwang anthun zu müssen; aber es ist nöthig, um solche Schelme im Respekt zu erhalten!"

Darauf dehnte und streckte er seine Glieder und schritt schnell der Stadt zu, in deren Gassengewirre Jeder, der ihn beobachtet hätte, oder ihm gefolgt wäre, ihn bald aus den Augen verloren haben würde.

Wenige Tage nach dem beschriebenen Auftritte in der Diebsspelunke der Vorstadt Erdberg war Woronski zum Besuch bei dem Baron Eisenstern, den wir seit seinem Duell mit dem Junker Kapphengst hier zum ersten Male wieder finden, und der in der Zwischenzeit zum Rittmeister avancirt war. Woronski hatte mit ihm eben so,

wie mit vielen anderen Offizieren, die in das Hauptquartier der Nordarmee commandirt waren, einen sehr vertrauten Verkehr angeknüpft, was ihm dadurch gelungen war, daß seine reiche Lebenserfahrung es ihm möglich machte, den Herren manchen Rath in Beziehung auf ihre Feldequipirung zu ertheilen, manchen Dienst zu leisten, manche Gefälligkeiten zu erweisen.

Er besprach, wie gewöhnlich mit den Offizieren, auch jetzt mit dem Rittmeister Eisenstern, der am nächsten Tage nach Olmütz abgehen sollte, alle Möglichkeiten und Aussichten des bevorstehenden Feldzuges, da trat mit verstörter Miene ein Soldat herein und sagte mit zitternder Stimme:

„Euer Gnaden, Herr Rittmeister, der Poldel ist —"

Er hielt zögernd inne.

„Was ist mit ihm?" fragte hastig Baron Eisenstern.

„Er ist gestürzt, als er Ihren Fuchs ausritt, wie Sie ihm befohlen hatten."

„Der Fuchs ist doch nicht zu Schaden gekommen?" rief der Rittmeister erschrocken; denn der Fuchs war sein bestes Pferd und er wollte es in der Schlacht reiten; der Verlust des Thieres wäre also grade in diesem Augenblicke für ihn nicht nur sehr empfindlich, sondern sogar beinahe unersetzlich gewesen.

„Der Fuchs nicht, aber der Poldel," entgegnete der Soldat.

„Doch nicht gefährlich?" rief theilnahmvoll der Rittmeister, der es sich zum Vorwurf zu machen schien, daß er zuerst nach dem Thiere und dann erst nach dem Menschen gefragt hatte.

„Sehr gefährlich, wie es scheint, Euer Gnaden, Herr Rittmeister," entgegnete der Mann, „denn er hat ein großes Loch im Kopf und mußte bewußtlos in das Hospital geschafft werden. — Es ist noch ein wahres Glück, daß ich zufällig in der Nähe war, so daß ich den Fuchs auffangen konnte, während der Wieselgruber, der bei mir war, den Poldel aufheben und in das Hospital bringen ließ. — Eben jetzt ist er gekommen und sagt, daß der Poldel noch immer ohne Besinnung liegt."

Baron Eisenstern gerieth bei dieser Mittheilung über den bedenklichen Zustand seines langjährigen treuen Dieners in sichtliche Unruhe, und als der Soldat seinen Bericht beendigt hatte, sagte er, zu Woronski sich wendend:

„Sie entschuldigen mich wohl, Baron Wildungen, wenn ich

um Erlaubniß bitte, mich nach dem Befinden meines Dieners erkundigen zu dürfen."

„Ich bitte sich meinetwegen durchaus keinen Zwang anzuthun," sagte Woronski, indem er seinen Hut nahm. „Ich begreife sehr wohl, daß der Verlust eines treuen Dieners in diesem Augenblicke für Sie sehr schmerzlich und sogar kaum ersetzlich wäre; ich wünsche Ihnen daher auch von Herzen, daß der Unfall nicht so schlimm sein mag, als es den Anschein hat."

„Ich würde dadurch wirklich in große Verlegenheit gerathen," sagte der Rittmeister, indem er den Säbel umschnallte. „Ein genügender Ersatz für den Verlust würde eben jetzt kaum zu hoffen sein."

Beide Männer gingen miteinander die Stiege hinab; unten an dem Hause trennten sie sich, indem der Rittmeister sich rechts, Woronski-Wildungen aber, sich links wendete.

Der geheime Agent hatte bei der Meldung, die der Soldat seinem Rittmeister von dem Unfalle des Dieners machte, seine Freude kaum verbergen können, als er sich aber allein sah, gönnte er seinen Gefühlen freien Lauf.

„Der Heinzelmann ist doch ein sehr brauchbarer Mensch!" brummte er zwischen den Zähnen. „Er hat die Geschichte offenbar klug angefangen, und wenn der Plan vollends gelingt, und er sich dabei mit gleicher Gewandtheit benimmt, so besitze ich an ihm einen wahren Schatz. — Nun kömmt es nur noch darauf an, den Rittmeister dahin zu bringen, daß er den neuen Diener aus meiner Hand annimmt, das wird mir aber hoffentlich nicht schwer werden."

Nach diesem Monologe ging er rasch dem Kaffeehause zu, in welchem er die Berichte seiner Unteragenten zu empfangen pflegte, denn er war begierig über den Unfall, welcher den Diener des Rittmeisters Eisenstern betroffen hatte, auch noch eine andere Mittheilung zu hören; diese aber glaubte er mit Gewißheit erwarten zu dürfen und er täuschte sich darin auch nicht, denn erst kurze Zeit las er in seiner Zeitung, als Anton Meier sich ihm in einer Kleidung präsentirte, die für anständig gelten konnte.

Der untergeordnete Agent, der seinen Vorgesetzten schon in den verschiedensten Gestalten erblickt hatte, und nie recht wußte, wie er sich gegen den Mann verhalten sollte, von dem er in jeder Beziehung abhängig war, ging mit einem fragenden Blicke an Woronski vorüber, ohne daß er es wagte, denselben anzureden.

„Nicht kennen! — Hier neben mich setzen!“ flüsterte Woronski ihm so leise zu, daß keiner der nahe sitzenden Gäste seine Worte verstehen konnte.

Anton Meier befolgte gehorsam die Weisung, sah sich in dem Kaffeehause um, als suche er nach einem bequemen Platze, trat dann an den Tisch, an welchem Woronski saß und sagte mit höflich fragendem Tone:

„Sie erlauben wohl, mein Herr?“

„Ich habe hier nichts zu erlauben,“ entgegnete Woronski kalt, „der Platz ist für Jedermann frei.“

Heinzelmann-Meier setzte sich darauf so dicht als möglich neben seinen Chef, um Alles hören zu können, was derselbe ihm vielleicht zuflüstern würde. Dann bestellte er sich eine Mélange und nahm unbefangen eine Zeitung vor das Gesicht, aufmerksam auf jede Bewegung, jedes Wort Woronskis.

Nach einigen Augenblicken ließ dieser seine Zeitung sinken und sagte, zu Anton Meier sich wendend:

„Mein Herr, haben Sie vielleicht zufällig etwas von einem Unglück gehört, das vor ganz kurzer Zeit einem Reiter auf der Promenade — auf dem Kolowrat-Ring, glaube ich — begegnet sein soll?“

„Ich habe nicht nur davon gehört,“ entgegnete Heinzelmann, „sondern ich war zufällig sogar Zeuge des ganzen Auftrittes!“

„Und war der Unfall wirklich so ernster Art, wie man sagt?“ fragte ein Herr, der sich einen Augenblick zuvor an denselben Tisch gesetzt hatte, und ebenfalls schon von dem Sturze eines Reiters gehört hatte.

„So scheint es leider!“ entgegnete Meier.

„Doch lassen Sie sich erzählen, meine Herren!“ fuhr er fort:

„Ich sah eben voll Bewunderung einem herrlichen Goldfuchs nach, der in dem elegantesten stechenden Trabe mit bewundernswürdiger Schnelligkeit an mir vorüberflog, als ein ungeschickter Mensch, der wahrscheinlich noch vor dem Pferde über den Reitweg zu kommen hoffte, mit demselben zusammenstieß. Das Thier bäumte sich hoch auf, und schlug mit den Vorderhufen in die Luft, so daß ich glaubte, es würde den ungeschickten Kerl zu Boden schlagen; der aber griff ihm in den Zügel und gab ihm einen Ruck, daß es mit dem Reiter überschlug. — Dieser blieb einen Augenblick halb betäubt liegen, während der Fuchs davon lief. — Der, welcher das Unglück veranlaßt hatte, sprang dem

Gestürzten zu Hilfe und suchte ihm aufzuhelfen, dabei kam es mir aber vor, als ob er demselben mit der Faust einen Schlag auf den Kopf versetzte. Ich sprang daher rasch hinzu, um wo möglich Beistand zu leisten, da lief Der davon, welcher den Unfall wahrscheinlich absichtlich, wie ich jetzt vermuthen mußte, veranlaßt hatte, und der Reiter sank bewußtlos nieder auf den Boden. Er blutete heftig aus einer großen Wunde an der Stirn, und ein spitzkantiger Stein, der neben ihm lag, verrieth mir deutlich, wovon die Wunde herrührte."

Der Fremde, welcher dieser Schilderung mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte, rief hastig:

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß —"

Anton Meier, dem Woronski bei dem Schlusse seiner Erzählung einen verweisenden Blick zugeworfen hatte, fiel dem Frager rasch in das Wort, indem er entgegnete:

„Ich will gar nichts sagen, als was ich gesagt habe; übrigens geht mich die Sache nichts an und ich möchte nicht, daß ich etwa als Zeuge hineingemischt würde."

Woronski, der jetzt wußte, was er wissen wollte, stand auf, indem er nach der Uhr sah, und wie vor sich hin sagte:

„Es ist gleich drei Uhr und ich erwarte zu Hause einen Besuch!"

Dabei warf er Anton Meier einen von diesem verstandenen Blick zu und ging.

Meier folgte ihm beinahe unmittelbar und bald darauf trat er in die Wohnung Woronski's ein, welche derselbe ihm unter seinen verschiedenen bezeichnet hatte; denn jeder seiner Unteragenten kannte dieses Chamäleon zwar unter verschiedenen Gestalten, wußte es aber dennoch nur unter einem bestimmten Namen und an einem bestimmten Orte zu finden, und war nie von der Identität der verschiedenen Gestalten überzeugt.

Woronski lag in vornehm-nachlässiger Haltung auf seinem Balzac, als Heinzelmann zu ihm eintrat und in demüthiger Haltung neben der Thür stehen blieb.

„Ich bin mit Dir zufrieden," sagte er mit herablassenden Tone. „Du hast pünktlich die Instructionen befolgt, die ich Dir durch den Buckligen zukommen ließ; hier hast Du daher als Belohnung zwanzig Gulden extra."

Dabei reichte er ihm das Geld, indem er hinzufügte:

„Um Dir übrigens einen neuen Beweis meines Vertrauens zu

geben, sage ich Dir, daß ich dem Buckligen nicht recht traue; halte daher in Olmütz, wohin ich ihn wahrscheinlich auch schicken werde, oder wo Du ihn sonst findest, ein wachsames Auge auf ihn."

„Herr Baron," sagte Anton Meier mit einer Aengstlichkeit, die ihm nur diesem Manne gegenüber eigen war, „ist es denn durchaus nöthig, daß ich bei dem Rittmeister in Dienst trete?"

„Freilich ist das nöthig, und sogar sehr nöthig, wenn es sich machen läßt," entgegnete Woronski; „denn es liegt mir viel daran, mehrere zuverlässige und kluge Leute in verschiedenen Stellungen in dem Hauptquartier zu haben. Die Sache ist für unsere Waffen von der höchsten Wichtigkeit. Dich kenne ich als klug und pfiffig, und Du hast das wieder bei der neuesten Geschichte mit dem Diener des Rittmeisters bewiesen; was aber Deine Zuverlässigkeit betrifft, so bürgt mir dafür Dein eigener Vortheil und Deine Sicherheit."

„Es ist nur, Herr Baron," sagte Meier zögernd, „daß ich zu sehr an meine Freiheit gewöhnt bin, und daß ich daher fürchte, meinen Dienst bei dem Rittmeister nicht so verrichten zu können, daß jener mit mir zufrieden ist."

„Das wird sich finden," erwiderte Woronski, „wenn Du nur guten Willen hast, den aber setze ich bei Dir mit Bestimmtheit voraus, zumal, wenn Du bedenkst, daß nicht nur der Rittmeister mit Dir zufrieden sein muß, sondern daß Du auch meine Zufriedenheit erwerben mußt."

Er betonte diese Worte so scharf, daß Anton Meier erkannte, alles Sträuben würde ihm nichts helfen; er ergab sich daher in sein Schicksal und sagte mit einem schmerzlichen Seufzer:

„Ich werde mich bemühen, Ihre Zufriedenheit zu gewinnen!"

„Ich rechne darauf," entgegnete Woronski ernst, und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu:

„Morgen wirst Du hoffentlich mit Deinem neuen Herrn nach Olmütz aufbrechen; deshalb triff Deine Anstalten so, daß die andere Angelegenheit heute Abend abgemacht werden kann. Den Ort des Zusammentreffens der Leute kennst Du. Jetzt geh, frage aber gegen Abend nach, ob ich bei dem Rittmeister etwas ausgerichtet habe."

Woronski begab sich darauf sogleich wieder zu dem Rittmeister Eisenstern, den er in sehr mürrischer Stimmung fand.

„Steht es schlimm mit Ihrem Diener?" fragte der falsche Baron Wildungen mit scheinbarer Theilnahme.

„Sehr schlimm!“ erwiderte der Rittmeister. „Das Loch im Kopfe ist groß und tief, doch würde das den treuen Menschen nicht abhalten, mir zu folgen; leider aber hat er sich bei dem Sturze den Fuß gegebrochen, und es ist daher vor vielen Wochen nicht daran zu denken, daß er das Bett verlassen kann.“

„Den Fuß gebrochen?“ wiederholte Woronski, und nur mit Mühe verbarg er seine Freude über diese Mittheilung, welche ihm die Gewißheit gab, daß der beabsichtigte Stellvertreter des treuen Leopold noch lange nicht durch den Genesenen aus seinem Dienste verdrängt werden würde.

Der Erreichung seines Zieles jetzt vollkommen gewiß, sagte er daher rasch:

„Sie äußerten heute früh, der Verlust Ihres Dieners würde Sie eben jetzt in große Verlegenheit setzen; ich glaube daher, Ihnen einen Dienst leisten zu können, indem ich Ihnen einen Menschen empfehle, welchen ich seit vielen Jahren als zuverlässig und durchaus ehrlich kenne, so daß ich die Ueberzeugung aussprechen darf, Sie würden mit ihm in jeder Beziehung ganz vorzüglich zufrieden sein.“

„Das wäre mir in der That sehr lieb,“ entgegnete der Rittmeister, „und auf Ihre Empfehlung, lieber Baron, nehme ich den Menschen sogleich in meinen Dienst; er müßte aber freilich gleich zu zu haben sein, denn morgen Mittag gehe ich nach Olmütz ab.“

„Er ist zufällig frei,“ entgegnete Wildungen-Woronski, „denn da er durch den Tod seines Herrn ohne Dienst war, habe ich ihn einstweilen zu mir genommen, und ich trete Ihnen den Menschen mit Vergnügen ab, da ich ohnehin keine hinreichende Beschäftigung für ihn habe. — Ich werde Ihnen denselben sogleich zuschicken. Morgen früh kann er seinen Dienst antreten und nur für heute Abend würde ich Sie bitten, ihn mir noch zu überlassen.“

Froh, die Sache, an der ihm viel gelegen war, so ganz zu seiner Zufriedenheit abgemacht zu haben, nahm Woronski Abschied von dem Rittmeister Eisenstern, der einige Stunden darauf Anton Meier in seinen Dienst nahm, indem er in dem bestochenen Aufpasser einen Menschen von musterhafter Treue gewonnen zu haben meinte.

Wie wenig dies der Fall war, davon hätte er sich überzeugen können, wäre er zufällig Zeuge von dem gewesen, was in den späten Abendstunden eben dieses Tages in einem leerstehenden Gassengewölbe stattfand, welches neben einem der Ministerialgebäude lag, und das

von Woronski zur Erreichung des ruchlosen Planes gemiethet war, der die gefährlichen Existenzen zu Gehilfen hatte, die wir in Erdberg kennen lernten, und die man an eben diesem Abend gegen die zehnte Stunde einzeln durch die kleine Seitenthür in den Gassenladen eintreten sehen konnte, dessen Straßenthür verschlossen blieb, so daß kein Vorübergehender und selbst der Gewölbewächter nicht, eine Ahnung von dem haben konnte, was in dem Raume vorging, der für leer galt, in welchem aber verschiedene Gegenstände angehäuft waren, die auf ein höchst verdächtiges Unternehmen hindeuteten.

VI.

Die Preußen in Trautenau.

Die Preußen hatten am 26. Juni von Liebau aus den Boden Böhmens betreten, getreu dem bewährten Grundsatze, daß man den Krieg auf das Gebiet des Feindes spielen muß; ein Grundsatz, dessen Richtigkeit sich auch in diesem unglücklichen Kriege zeigte, indem die Bewohner Böhmens von allem Anfang an die ganze Last des Krieges zu tragen hatten, während die nur wenige Stunden weit entfernten Bewohner Preußisch-Schlesiens schadenfroh über die Grenze blickten, den Nachbarn, mit denen sie lange Jahre in dem besten Einvernehmen gelebt hatten, das Schicksal gönnend, von dem sie selbst sich einige Zeit bedroht gefühlt hatten, dem sie aber durch den Vielen räthselhaft erscheinenden Feldzugsplan des Feldzeugmeister Benedek glücklich entgangen waren.

Nach einem anstrengenden Marsche hatte das erste preußische Armeecorps unter dem General der Infanterie, von Bonin, in und um Goldenölse der Nachtruhe genossen, und erquickt durch den ungestörten Schlaf, in ihrem Selbstbewußtsein gehoben durch das Gefühl, in Feindes Land zu stehen, trafen die Mannschaften Anstalt ihr Frühstück zu bereiten.

Munter loderten die Bivouacfeuer wieder auf, die gegen Morgen beinahe ganz erloschen waren.

Neues Holz wurde hineingeworfen und dabei manches Stück verbrannt, was zum Feuerholz eigentlich nicht bestimmt war.

Einzelne Trupps sah man zu den Brunnen ziehen, die Feldkessel zu füllen, die bei anderen Abtheilungen hier und dort schon über den Flammen brodelten und zum Theile einen sehr angenehmen Duft verbreiteten, wo es den Soldaten gelungen war, Nahrungsmittel bei den Landleuten aufzutreiben, die meistens, wenn auch aus Furcht, willig hergaben, was sie hatten, Eier, Butter, Speck; doch wollen wir nicht in Abrede stellen, daß von einzelnen Leckermäulern wohl auch ein Huhn, eine Ente, eine Taube in den Feldkessel wanderte, ohne daß sich behaupten ließ, sie seien gegeben worden.

Lustige Soldatenlieder singend, umstanden oder umlagerten die Soldaten die Feuer. Die Offiziere, die sich zum Theil in den Bauernhäusern, oder wenigstens in den Scheunen, einquartirt hatten, gingen, munter mit den Leuten plaudernd, von einem Feuer zu dem andern, und wenn einer von ihnen bei seiner Mannschaft besonders beliebt war, wurde ihm mit freundlich-kameradschaftlichem Tone zugerufen:

„Warten Sie nur noch ein halbes Stündchen, Herr Lieutenant, und Sie sollen etwas Gutes mit uns essen!“

„Ihr habt doch nicht etwa gestohlen?“ fragte darauf zuweilen scherzend der Offizier.

„Behüte, Herr Lieutenant,“ lautete lachend die Antwort. „Wir haben das Meiste gefunden; aber die Leute sind hier so gutmüthig, daß sie gewöhnlich Alles hergeben, um was wir sie höflich bitten.“

Oder ein besonders dreister Mann sagte wohl auch:

„Ei, warum nicht gar, Herr Lieutenant! Stehlen! Wie können Sie so etwas von einem preußischen Soldaten denken? — Höchstens haben wir Kriegsbeute gemacht, wenn der Eigenthümer nicht gleich zur Hand war, oder wenn unsere Mittel es uns nicht erlaubten, den geforderten Preis zu bezahlen.“

So und auf ähnliche Weise scherzten die Leute mit ihren Offizieren oder unter sich, nach Soldatenmanier unbekümmert darum, daß die Mahlzeit, die sie eben bereiteten, für Manchen von ihnen die Letzte sein würde.

Je wohlriechender, je appetitlicher die Düfte aus den Feldkesseln aufstiegen, je näher der ersehnte Augenblick zu der Malzeit heranrückte, desto mehr steigerte sich die gute Laune, und während von manchen Gruppen der schneller bereitete Kaffee bereits mit Wohlbehagen geschlürft wurde, untersuchten Andere mit wachsender Ungeduld, ob das Fleisch noch immer nicht weich werden wollte.

Plötzlich aber sollte die gute Laune einen gewaltigen Stoß erleiden. —

Auf schaumbedecktem Pferde kam mit verhängtem Zügel ein Adjutant dahergesprengt und schon aus der Ferne rief er mit lauter, weithinschallender Stimme:

„Aufbrechen! Augenblicklich! — Vormarsch gegen Trautenau! — Die Oesterreicher machen Miene, uns anzugreifen!“

Als er näher kam, fragte er nach dem Brigadecommandeur und und als ihm das Haus gezeigt worden war, in welchem derselbe sein Quartier genommen hatte, sprengte er, ohne sich aufzuhalten, demselben zu.

Mit einem gewissen Trotze, der selbst den disciplinirtesten Soldaten in manchen Augenblicken eigen ist, thaten die Leute, als ob die vernommene Nachricht sie nichts anginge, und wenn einer der Offiziere sie aufforderte die Feldkessel zu leeren und das Gepäck zum Aufbruche zu ordnen, antwortete Einer oder der Andere mürrisch:

„Damit hat es Zeit bis zum Generalmarsch!“

Die Meisten aber thaten, als hätten sie von dieser Aeußerung ihrer Offiziere eben so wenig etwas gehört, wie von dem Befehle des Adjutanten, sondern fuhren ruhig fort, sich mit dem Frühstück zu beschäftigen.

Doch nach wenigen Minuten schon wirbelte der Generalmarsch durch die Lagerreihen und nun zeigte sich ohne längeres Zögern die strenge Disciplin der gut geschulten Truppe.

Die Feldkessel wurden, wenn auch unter manchem kräftigen Fluche, mancher Rachedrohung gegen die störenden Oesterreicher, ihres flüssigen Inhaltes entleert, wobei nicht Wenige sich den Mund verbrannten, indem sie sich nicht entschließen konnten, die so appetitlich riechende Bouillon wegzuschütten, und sie deshalb zu trinken versuchten, obgleich sie siedend heiß war.

Das Fleisch, mochte es auch noch halb roh sein, wurde in den Feldkesseln aufbewahrt, um bei dem nächsten Halt wo möglich gar gekocht zu werden.

Dies Alles verursachte aber so wenig Aufenthalt, daß schon nach wenigen Minuten das 41. Infanterie-Regiment, bei welchem dieser Auftritt stattgefunden hatte, marschfertig dastand.

Aber die heiteren Mienen, die man bei den Zubereitungen zum Frühstücke an allen Wachfeuern gesehen hatte, waren verschwunden und

statt derselben sah man nur mürrische Gesichter. Besonders aber war dies bei Denen der Fall, welche vorher die Kaffeeschwestern verspotteten und nun von diesen, welche etwas Warmes genossen hatten, während die Andern noch nüchtern waren, neckend gefragt wurden, wie ihnen ihr Frühstück geschmeckt hätte.

Diese üble Laune verlor sich auch nur wenig, als der General von Bonin, an den Reihen des in Marsch gesetzten Regimentes hinreitend, die Stimmung bemerkte, deren Grund ihm nicht unbekannt war, und nach einem freundlichen „Guten Morgen!" den Soldaten, bei denen er sehr beliebt war, zurief:

„Munter, meine Kinder! — Wir sind bald in Trautenau, und ich denke, wir werden in der reichen Stadt so viel Zeit finden, ein gutes Frühstück zu verzehren. Ich habe schon den Befehl vorausgeschickt, daß die Bürger es für Euch bereit halten sollen und ich darf Euch das Versprechen geben, daß Ihr in Trautenau weder hungern noch dursten werdet!"

„Hurrah! Es lebe unser Vater Bonin!" ertönten aus den Gliedern zahlreiche Rufe bei diesen ermunternden Worten des erfahrenen Generals, der wohl wußte, daß im Kriege gar oft die Entscheidung eines Sieges davon abhängt, die Soldaten bei guter Laune zu erhalten; denn mit dieser schwindet häufig auch der Muth!

So begeisternd aber auch im Allgemeinen die Worte des Generals gewirkt hatten, war der Mißmuth über das eingebüßte Frühstück nicht ganz verschwunden und hier und da murmelte ein Soldat in den Bart:

„Na, wenn die Trautenauer Spießbürger nicht ein gutes und ein reichliches Frühstück bereit halten, so werden wir ihnen zeigen, was es heißt, Preußen böse zu machen!"

Während so die Preußen von Goldenölse, Habersdorf und Wolta gegen Trautenau mit der Absicht vorrückten, hier ein gutes Frühstück in aller Ruhe und auf Kosten der Bürgerschaft zu verzehren, trafen auf der entgegengesetzten Seite die Oesterreicher alle Anstalten dies ebenfalls zu thun oder doch wenigstens den Preußen das ihrige zu versalzen, und die erschrockenen Trautenauer hatten alle Ursache zu der Besorgniß, daß ihre Stadt zum Schauplatze eines Straßenkampfes gemacht werden würde, der immer so furchtbar und verhängnißvoll für die friedlichen Bewohner eines Ortes ist, mag der Sieg sich auf diese oder auf jene Seite wenden.

Trautenau hatte bisher in den Stunden des 26. Juni verschiedene Truppendurchzüge gesehen, namentlich den des Regimentes Parma-Infanterie, einer Batterie und einer Abtheilung Uhlanen, aber die Windischgrätz-Dragoner schienen den besonderen Auftrag zu haben, dem Feinde die Einnahme von Trautenau streitig zu machen; denn während eine Schwadron dieses stattlichen Regimentes auf dem Ringplatze aufgestellt war, als sollte jeden Augenblick der Kampf beginnen, hatten drei Schwadronen in der Nähe von Trautenau eine günstige Position eingenommen, die wohl geeignet war, den Preußen das Vordringen zu verleiden oder ihnen mindestens einen sehr unfreundlichen Empfang zu bereiten.

Alle vier Schwadronen hatten, wie wir erwähnten, eben so wie das Corps der Preußen unter dem General von Bonin, die Absicht, in Trautenau ihr Frühstück zu verzehren, denn um sieben Uhr Morgens erhielt der Bürgermeister Dr. Roth den Befehl, die Mahlzeit für alle vier Schwadronen um neun Uhr Morgens bereit zu halten, und während er dazu die nöthigen Vorkehrungen traf, ermahnte er überall die Bürgerschaft, sich für den Fall des Einmarsches der Preußen durchaus ruhig zu verhalten, weil sie sonst unsägliches Unheil über die Stadt verhängen würden.

Das Schicksal hatte aber bestimmt, daß die Oesterreicher ihr Frühstück in Trautenau eben so wenig in Ruhe verzehren sollten, wie die Preußen das ihrige in Goldenölse mit Muße hatten genießen können.

Denn schon bald nach 8 Uhr zog sich eine Abtheilung Dragoner, welche bei Parschnitz ein heftiges Gefecht gegen die preußischen lithauischen Dragoner zu bestehen gehabt hatte, nach Trautenau zurück.

In guter Ordnung, und ohne von den Feinden verfolgt zu werden, erreichte das Detachement die Spittelbrücke, welche in der Niedervorstadt über die Aupa führt.

„Abgesessen!“ kommandirte der Offizier, der das Detachement führte.

Als der Befehl vollzogen war, beorderte er einige Mann, die Pferde zu halten, und rief den Uebrigen zu:

„Verbarrikadirt die Straße und die Brücke! — Tummelt Euch!“

Erschrocken und verwundert hatten die Bürger aus den benachbarten Fenstern dem Anfange des Barrikadenbaues zugesehen und nur scheue Blicke durch die Scheiben geworfen, denn sie fürchteten mit jedem Augenblicke die Ankunft der Preußen. Als sie sich aber überzeugten,

daß die Gefahr nicht so nahe sei, wie sie vermutheten, zugleich aber auch erkannten, um was es sich handelte, wagten sie sich auf die Straße, und leisteten den Dragonern hilfreiche Hand bei der Herbeischaffung aller möglichen umfangreichen Gegenstände, die sie in der Nähe finden konnten.

„Herr Rittmeister," fragte einer der Bürger den kommandirenden Offizier, „haben Sie denn die Absicht oder den Befehl, die Preußen hier zu erwarten?"

„O nein," entgegnete der Rittmeister, „einem solchen Unglücke wollen wir die Stadt nicht aussetzen, sondern nur die Feinde hindern, uns zu schnell zu verfolgen."

„Steht es denn schlecht?" fragte mit besorgtem Tone der Bürger.

„Das nicht," versicherte der Rittmeister, „denn wir haben die Absicht, auf den Höhen jenseit Trautenau mit den Preußen ein Tänzchen zu wagen; aber wir wollen die günstigen Stellungen, die sich uns auf dem Johannisberge, dem Galgenberge und dem Hopfenberge bieten, mit aller Ruhe besetzen und deshalb den Feind an zu schnellem Vordringen hindern. Dazu soll auch diese Barrikade dienen, deren Wegräumung ihn hoffentlich einige Minuten aufhalten wird; im Kriege sind aber Minuten oft von unschätzbarem Werthe."

„Wenn das ist, Herr Rittmeister," sagte der Bürger zu dem Offizier, „so überlassen Sie es uns, das Hinderniß für den Feind zu vergrößern, und ziehen Sie mit Ihren Leuten ab, um ihnen vor dem Kampfe noch einige Augenblicke der Ruhe zu gönnen.

Der Rittmeister zögerte mit einer Antwort, denn noch hatte er seine Aufgabe nicht vollständig erfüllt, und er schien daran zu zweifeln, daß die Bürger den guten Willen hätten, die Barrikaden zu vollenden, zu der sie manche Gegenstände ihres Eigenthumes hergeben mußten, welche durch eine ungestüme Beseitigung des Hindernisses ohne Zweifel beschädigt wurden.

Der Bürger erkannte den Grund von dem Zögern des Rittmeisters, und zu den Umstehenden sich wendend, rief er mit lauter Stimme:

„Nicht wahr, meine Freunde und Nachbarn, wir wollen den braven Dragonern eine kurze Ruhe gönnen, und die Barrikade, welche die Preußen aufhalten soll, so hoch und fest bauen, daß es ihnen nicht leicht werden wird, uns ihren unwillkommenen Besuch zu machen! — Schnell an die Arbeit!"

Er ging augenblicklich mit einem guten Beispiel voran und kräftig griffen alle Uebrigen mit zu.

„An die Pferde! Aufgesessen!“ kommandirte der Rittmeister, und mit einem freundlichen Danke an die Bürger sprengte er dem Ringplatze zu, wo die eine Schwadron von Windischgrätz-Dragoner noch immer hielt, während rings herum große Aufregung herrschte.

Ganze Reihen von Wagen, theils der Bagage und dem Militärgepäck angehörend, theils mit ärarischem Eigenthum verschiedener Art beladen, theils auch Privatfuhrwerke einzelner Bürger, die sich und ihr werthvollstes Eigenthum durch die Flucht in Sicherheit bringen wollten, hielten auf der nach Königinhof führenden Straße und eben setzte sich die Spitze der langgedehnten Colonne in Bewegung.

Unter den Lauben, den gewölbten Bogengängen, welche den Ringplatz umgeben, standen zahlreiche Gruppen von Bürgern, eifrig die Gerüchte austauschend, die Jeder vernommen hatte, und die oft ebenso widersinnig wie unglaublich waren.

Geschäftig eilte der Bürgermeister Dr. Roth hin und her, anordnend, tröstend, ermuthigend, je nachdem das Eine oder das Andere nothwendig war.

Es mochte etwa neun Uhr Morgens sein, als der letzte Wagen sich in Bewegung setzte und augenblicklich saßen die Dragoner auf, um der Wagencolonne als Escorte oder Deckung zu dienen.

In eben dem Augenblicke, als sie von dem Ringplatze in die Straße nach Königinhof einbogen, erschienen an der Ecke der letzteren eine Anzahl Dienstleute, welche aus der Ober-Vorstadt in großen Körben das befohlene Frühstück brachten, aber so pünktlich sie sich auch damit einstellten, kamen sie dennoch zu spät und mit sehnsüchtigen Blicken sahen die Dragoner auf die Körbe, deren ersehnter Inhalt ihnen verheißen war, von dem sie aber jetzt keinen Gebrauch mehr machen konnten.

Die braven Reiter marschirten aber dennoch nicht verschmachtend ab, denn die patriotischen Bewohner Trautenau's reichten den Abziehenden unter den herzlichsten Wünschen für ihren Sieg manchen Krug Wein oder Bier, manches Päckchen Speise auf das Pferd hinauf.

Mit bangen Gefühlen sahen die Bürger den Dragonern nach, und als der letzte Mann ihren Augen entschwunden war, wendeten sich die Blicke Aller nach der entgegengesetzten Richtung, von woher die gefürchteten Preußen kommen sollten.

Noch aber zeigte sich kein Feind und es verging eine halbe Stunde ängstlicher Erwartung.

Um halb zehn Uhr endlich kam ein Landmann, dem man die Todesfurcht ansah, athemlos auf den Ringplatz gestürzt, und indem er unter den Lauben erschöpft niedersank, rief er:

„Sie kommen! Sie kommen! — Auf der Straße von Paschnitz rücken Artillerie und Cavallerie heran und zu beiden Seiten des Weges marschiren lange Infanterie-Colonnen, — viele tausend Mann."

Die Furcht hat immer, besonders aber in solchen Augenblicken, eine verhängnißvoll-ansteckende Gewalt, und kaum wurde die Nachricht von der längst erwarteten Annäherung der Preußen als Gewißheit bekannt, da liefen Viele schreiend und wehklagend umher und wußten nicht, was sie vor Angst zuerst anfangen sollten.

Zum Glücke war Dr. Roth auch hier wieder zur Hand; er entwickelte eine rastlose Thätigkeit, so daß man hätte glauben können, er verdoppele sich nicht nur, sondern er verstände die Zauberkunst, sich zu verzehnfachen, denn er schien oft an mehreren Orten zugleich zu sein und wo er sich zeigte, wo er einige Worte an die Aengstlichsten und Furchtsamsten richtete, da kehrten Muth und Vertrauen in jede Brust zurück!

Indeß hatte jener Flüchtling in der That die Wahrheit gesprochen, denn beinahe gleichzeitig mit ihm erreichte die äußerste Spitze der preußischen Vorhut die Barrikade an der Aupa-Brücke.

So fest diese Wehr aber auch nach der Meinung der Bürger gebaut war, bot sie nicht das gehoffte Hinderniß, denn wenige Minuten reichten hin, unter Flüchen und Verwünschungen über die mühsame Arbeit, einen schmalen Durchgang zu bahnen, und mit verhängtem Zügel sprengte durch denselben ein Offizier, nur von wenigen Mann begleitet.

So dreist und zuversichtlich, als hätte er keinen Feind zu befürchten, jagte der Offizier vorwärts, die Richtung einschlagend, die nach dem Ringplatze führte, und er verfolgte seinen Weg mit einer solchen Sicherheit, daß man sehen konnte, er sei mit demselben bekannt.

In der That hatte er vor nicht voll einem Jahre auf einer Vergnügungsreise durch Böhmen auch Trautenau einen Besuch abgestattet.

Dragoner waren die letzten Truppen der Oesterreicher gewesen, welche von der Stadt abgezogen, die so schwer heimgesucht werden sollte, und den Dragonern gehörten auch die ersten Preußen an, welche in die Stadt eindrangen: dem lithauischen Dragonerregimente.

An dem Eingange zu dem Gasthause „Zum weißen Roß“ hielt der Dragoner-Offizier sein Pferd an.

Er schien eine große Localkenntniß zu besitzen, denn zu einem der ihn begleitenden Dragoner sich wendend, rief er demselben zu:

„Sitzen Sie ab und sagen Sie dem Bürgermeister, der hier nebenan wohnt, ich müßte ihn augenblicklich sprechen!“

Zufällig war der Dr. Roth kurz vorher in seine Wohnung zurückgekehrt, und stand eben an dem Fenster, als der Dragoner absaß und in sein Haus eintrat.

Dr. Roth konnte sich das Begehren des feindlichen Offiziers leicht denken, und eilte daher, demselben zuvorzukommen, um keine Ursache zur Unzufriedenheit oder zu einer Klage zu geben.

Auf der Stiege begegnete er dem Dragoner, der ihm den empfangenen Befehl mittheilte; aber noch ehe Dr. Roth den Dragoner-Offizier erreichte, hatte dieser den Wirth des weißen Rosses zu sich herausrufen lassen, und indem der Bürgermeister Roth sich ihm näherte, hörte er, wie der Offizier zu dem Wirthe sagte:

„Ich belege Ihren ganzen Gasthof mit Beschlag; daß Sie sich nicht unterstehen, einen einzigen Fremden darin aufzunehmen. Bis zwei Uhr Mittags müssen Sie eine Mahlzeit für achtzehn höhere Offiziere bereit haben. Merken Sie sich das!“

Jetzt gewahrte er den Dr. Roth, der in Erwartung der zu erhaltenden Weisungen neben seinem Pferde stand.

„Sie sind der Bürgermeister?“ fragte er kurz.

„Ja!“ entgegnete eben so kurz Dr. Roth.

„Sie haben für die gute und reichliche Verpflegung von 3000 Mann zu sorgen, die mir unmittelbar auf dem Fuße folgen.“

In der That rückten auch in eben diesem Augenblicke bereits preußische Infanterie-Colonnen ein, welche die Barrikade an der Aupa entweder geräumt, oder dieselbe umgangen hatten, indem sie ihren Weg durch die Gärten nahmen; vielleicht waren sie auch auf einer andern Straße gekommen. Eine halbe Batterie wurde zugleich auf dem Ringplatze aufgefahren und abgeprotzt.

Dr. Roth gab das Versprechen, sein Möglichstes zu thun, um dem Verlangen zu genügen, und der Offizier fragte darauf weiter:

„Sind noch österreichische Truppen in der Stadt oder deren nächster Umgebung?“

„Aus der Stadt,“ entgegnete Dr. Roth, „ist vor einer halben

Stunde die letzte Schwadron von Windischgrätz-Dragoner abmarschirt, und es blieb kein Mann in Trautenau zurück, der eine österreichische Uniform trägt. Ob Abtheilungen unserer Truppen in der Nähe stehen, vermag ich nicht zu sagen, denn ich habe die Stadt seit gestern Mittag nicht verlassen, und wie Sie sehen, verhindern die Berge unmittelbar hinter der Stadt jede Aussicht nach dieser Richtung."

„Es ist gut!" entgegnete der Offizier, indem er sein Pferd wendete. „Besorgen Sie Alles pünktlich, und wehe Ihnen und Ihrer Stadt, wenn Sie versucht haben sollten, mich durch falsche Nachrichten zu belügen!"

Während dieser Verhandlungen hatte das 41. Infanterie-Regiment sich auf dem Ringplatze aufgestellt.

An der Spitze desselben hielt der Oberst.

Der Dragoner-Offizier ritt meldend zu demselben heran und zeigte, während er sprach, auf den Dr. Roth, der eben vorübereilte, um die nöthigen Anordnungen zu treffen, das herbeizuschaffen, was von ihm verlangt worden war.

„Herr Bürgermeister!" rief der Oberst ihm zu.

Dr. Roth trat augenblicklich zu ihm heran.

„Außer dem, was der Herr Lieutenant von Ihnen verlangt hat," sagte der Oberst mit barschem Tone, „müssen Sie noch zwanzig bespannte Wagen besorgen, um die Victualien in das Lager zu schaffen, und ich rathe Ihnen, daß Alles gut und reichlich ist! Für meine Leute haben die Bürger die Verpflegung zu beschaffen. In einer halben Stunde muß das Erste hier sein, denn die Mannschaft hat Hunger und Durst!"

Während der Bürgermeister Alles aufbot, die erhaltenen Befehle in der kürzesten Frist auszuführen, rückten immer mehr Preußen ein, doch nicht Alle blieben in der Stadt, sondern es marschirten auch zahlreiche Abtheilungen durch, wahrscheinlich, um das Lager zu beziehen, zu welchem, nach dem Befehle des Obersten, die Lebensmittel auf den requirirten Wagen gebracht werden sollten.

Aber es war den Preußen nicht vergönnt, so, wie sie es gehofft hatten, ihre Mahlzeit ungestört zu verzehren. Zwar trugen die Bürger bereitwillig, und ohne Zahlung zu verlangen, Wein und Bier herbei, und diese Spenden wurden von Keinem verschmäht, aber noch ehe die requirirten Speisen kamen, fielen Schüsse, anfangs nur vereinzelt und aus dem Kleingewehr, doch bald ununterbrochen und es mischten auch Kanonen ihre kräftigere Stimme in das kriegerische Gespräch.

Es hatten nämlich österreichische Jäger die Höhen des Johannisberges, des Galgenberges und des Hopfenberges besetzt, und eröffneten von dort ein lebhaftes Feuer gegen die Preußen, welche in den Straßen Trautenau's standen, deren Häuser sich beinahe unmittelbar an die steilen Höhen lehnen, so daß die Gipfel der Berge und die oberen Stockwerke der rückwärts gegen dieselben gelegenen Häuser nur in geringer Schußweite von einander entfernt sind.

Diese oberen Stockwerke wurden sogleich von den Preußen besetzt, und aus den Fenstern und Dachluken beschossen sie die Oesterreicher, namentlich auf dem zunächstgelegenen Johannisberge, der von ihnen nach der auf demselben gelegenen Capelle des heiligen Johannes der Capellenberg genannt wurde.

Zugleich rückte eine Abtheilung Preußen von einer andern Seite gegen diesen Berg vor, und es gelang denselben, die österreichischen Jäger zu verdrängen.

Der Pulverdampf, zum Theil vielleicht auch die Entfernung und die Hitze des Gefechts, verhinderte die Preußen in Trautenau, den Erfolg ihrer Waffen zu bemerken, und sie fuhren fort, den Johannisberg zu beschießen.

Die Preußen, welche sich hier festgesetzt hatten, sahen plötzlich mehrere der Ihrigen unter den von rückwärts kommenden Kugeln fallen, und als sie erkannten, daß aus den Häusern und von den Dächern Trautenaus geschossen war, brach das wilde Wuthgeschrei aus:

„Die Bürger von Trautenau schießen verrätherisch auf uns.“

Indeß hatte der in Trautenau commandirende Oberst des 41. Regiments das Mißverständniß schon bemerkt, und mit dem Rufe:

„Donnerwetter, die Kerle schießen ja auf unsere eigenen Leute!“ schickte er nach allen Richtungen zahlreiche Offiziere und Unteroffiziere ab, um den Mannschaften, welche die Häuser besetzt hielten, den Befehl ertheilen zu lassen, augenblicklich das Feuer einzustellen.

Aber die für Trautenau verhängnißvollen Worte waren gefallen, und während die Bürger Alles thaten, sowohl die in der Stadt stehenden Truppen, von denen die Infanterie die Gewehre in Pyramiden zusammengestellt hatte, wie die fortwährend neu einrückenden und durchmarschirenden Bataillone mit Lebensmitteln und Getränken reichlich zu bewirthen, verbreitete sich bald unter den preußischen Truppen immer weiter die Kunde:

„Die Trautenauer Bürger haben auf uns geschossen!“

Diese ungerechtfertigte Beschuldigung sollte nur zu bald eine unheilvolle Bestätigung erhalten.

Die zwei Schwadronen der lithauischen Dragoner, welche die preußische Avantgarde gebildet hatten, waren inzwischen vorgegangen, um wo möglich die Schwadron Windischgrätz-Dragoner einzuholen, von welcher der Bürgermeister Roth gesagt hatte, daß es die letzten von Trautenau abziehenden Oesterreicher gewesen wären, wobei er hinzufügte, seines Wissens befänden sich weiter keine österreichischen Truppen in der Nähe.

Kampfbegierig trabten die Lithauer vorwärts, gespornt durch die Hoffnung, die Windischgrätzer einzuholen, mit denen sie bei ihrer Uebermacht leicht fertig zu werden hofften.

In der That erblickten sie schon nach wenigen Minuten die Oesterreicher, welche langsam die Straße nach Königinhof verfolgten.

Die äußerste Spitze der preußischen Vorhut sprengte entschlossen gegen die wenigen Mann der letzten österreichischen Nachhut vor, und von beiden Seiten wurden einige Schüsse abgefeuert, ohne zu treffen.

Dann wendeten sich plötzlich die Oesterreicher und die einzelnen Trupps der Nachhut jagten der Schwadron nach, welche sich jetzt in Trab setzte, während sie bisher ihren Weg nur im Schritt verfolgt hatte.

Die Lithauer erblickten in diesem raschen Rückzuge bereits eine Flucht, und den Säbel hoch schwingend, rief der Rittmeister:

„Hurrah! Drauf, meine Jungens! — Laßt die Grünjacken unsere lithauischen Fäuste fühlen!"

Die ganze Schwadron sprengte nach diesen Worten zur Attakke vorwärts, die Windischgrätz-Dragoner aber machten plötzlich Front, breiteten sich zu beiden Seiten der Straße aus und gingen mit nicht minder lautem Hurrah dem Angriffe entgegen.

Noch eine Minute verfloß, dann trafen die Feinde mit einem furchtbaren Anprall aufeinander, und augenblicklich entstand jenes wilde Gemenge, wie es den Cavalleriegefechten charakteristisch ist.

Mann focht gegen Mann; die Pferde schienen von der Wuth ihrer Reiter erfaßt zu werden; sie bissen und schlugen um sich; die Säbel fielen pfeifend nieder auf Helme und Czakos, und bald hier, bald dort sank ein Reiter, schwer getroffen, aus dem Sattel, durch die Hufe der Pferde dann noch mehr gefährdet, wie durch die Säbel der Feinde.

Während des Kampfes herrschte eine unheimliche Stille, nur

unterbrochen durch den Klang der aufeinandertreffenden Waffen, das Gewieher der Pferde, einzelne Flüche und wenige Schüsse, durch welche die Offiziere mit ihren Revolvern einen Feind vom Pferde warfen.

Bald jedoch neigte sich der Vortheil auf die Seite der Preußen, welche die Mehrzahl für sich hatten, und schon der Hoffnung sich hingaben, die ganze feindliche Schwadron zu vernichten oder gefangen zu nehmen, denn die grünen Reiter machten keine Miene zum Rückzuge, sondern schienen sich bis auf den letzten Mann vertheidigen zu wollen.

Plötzlich aber änderte sich die Lage.

„Windischgrätz!“ Windischgrätz!“ ertönte ein wilder, vielstimmiger Ruf im Rücken der Lithauer, und laut rasselnd brachen drei Schwadronen von Windischgrätz-Dragonern aus der verdeckten Stellung hervor, die sie in einer Vertiefung eingenommen hatten, durch die sie den Blicken der Preußen entzogen wurden, die dadurch in den ihnen gelegten Hinterhalt fielen.

Jetzt entstand ein wüthendes Gemetzel, denn wie bisher die Oesterreicher, so hielten nun auch die Preußen der Uebermacht tapfer Stand, und obgleich ihnen der Rückzug nach Trautenau abgeschnitten war, dachten sie nicht daran, sich zu ergeben.

Viele von den Hellblauen sanken jetzt unter den Streichen der Grünen; einzelnen Verwundeten gelang es aber, sich dem Gewühle zu entringen, und mit dem Wuthgeschrei: „Verrath! Verrath!“ erreichte Einer von ihnen Trautenau, wo er auf dem Ringplatze vom Pferde gesunken wäre, hätten nicht hinzuspringende Infanteristen ihn aufgefangen.

Das war die von uns erwähnte scheinbare Bestätigung des Verrathes, welchen die Preußen den Bürgern Trautenaus zum Vorwurf machten, denn schnell verbreitete sich der Glaube, die Wunden des Reiters, welche die Säbel der Dragoner geschlagen hatten, rührten von den Schüssen der Trautenauer her.

Jetzt war nichts mehr im Stande, den entfesselten Zorn der Soldateska zu zügeln, und hätten die Offiziere auch den Willen gehabt, den überall ausbrechenden Excessen zu steuern, so würden sie schwerlich Gehorsam gefunden haben; leider aber waren auch sie größtentheils von dem Wahne angesteckt, die Bürger hätten wirklich auf die Preußen geschossen.

Diese durchzogen unter wildem Geschrei die Straßen, und wo sich ein Bürger an einem Fenster blicken ließ, da wurde nur allzuhäufig auf ihn geschossen.

Schlug von der Höhe des Johannisberges, den die österreichischen Jäger nach einem erfolgreichen Sturme wieder besetzt hatten, die Kugel eines der grauen Schützen an die Mauer eines Hauses, so daß der Kalk des Abputzes eine Staubwolke verbreitete, so hieß es gleich, aus dem Hause sei geschossen worden; unter wildem Geschrei drangen dann die Soldaten ein in das Haus, zerschlugen Alles, was sie in demselben fanden, und schleppten die Bewohner, die ihnen in die Hände fielen, unter Mißhandlungen mit sich fort auf die Straße, indem sie drohten, daß die harmlosen Bürger auf der Stelle erschossen werden sollten.

Da die Zahl der Verwundeten durch die von den Höhen in die Stadt fliegenden österreichischen Kugeln sich fortwährend mehrte, kamen viele Preußen auf die Vermuthung, es müßte noch eine größere Anzahl österreichischer Soldaten in Trautenau verborgen sein und aus den Hinterhalten feuern.

Die Kirche bis hinauf zum Kirchthurme, die Dechanei und viele Privathäuser, wurden nach solchen Versteckten durchsucht, und mehrmals schossen dabei einzelne Soldaten auf die friedlich auf der Straße vorübergehenden Bürger.

Diese wirklich aus den Häusern abgefeuerten Schüsse, die aber von den Preußen selbst und nicht von den Bürgern herrührten, wurden dann wieder zu neuen vorgeblichen Beweisen gegen die Letzteren, und bis zu einem immer gefährlicheren Grade steigerte sich bald die gereizte Stimmung der preußischen Truppen gegen die Bürgerschaft von Trautenau.

Wagen wurden inzwischen requirirt, um mehrere verwundete preußische Offiziere nach rückwärts zu bringen; Leichtverwundete zogen durch die Straßen; schwerer Verwundete wurden von Cameraden gestützt; und Alle zeigten die drohendste Haltung gegen die Bürger, als wären diese Schuld an den Verwundungen.

Gleichwohl fuhren die Trautenauer fort, ohne Rücksicht auf die immer dringender für sie werdende Gefahr, die ununterbrochen einrückenden und durchziehenden Preußen mit Speisen und Getränken zu bewirthen und der unermüdliche Bürgermeister Dr. Roth gab auch hier wieder das Beispiel.

Aber sein Eifer wurde nicht anerkannt; vielmehr schien man gerade in ihm den Hauptanstifter der angeblichen Verrätherei zu erblicken.

Plötzlich wurde er seiner heilsamen Thätigkeit durch zwei Soldaten entrissen, die ihm den Befehl brachten, augenblicklich mit ihnen zu dem Commandanten der eben in Trautenau befindlichen preußischen Truppen zu kommen.

Dieser hielt zu Pferde in einer Ecke des Ringplatzes, umgeben von einer größeren Anzahl ebenfalls berittener Offiziere, die unter allen Zeichen der heftigsten Aufregung miteinander sprachen.

Als der Dr. Roth vor den Commandanten trat, hielt ihm dieser eine Pistole vor das Gesicht und donnerte ihm mit barscher Stimme zu:

„Sie Schurke! Sie haben uns in eine Falle gelockt, und ich hätte große Lust, Sie auf der Stelle niederzuschießen.“

Mit fester Stimme entgegnete der würdige Bürgermeister:

„Herr Oberst, ich wüßte nicht, inwiefern ich mich einer solchen Verlockung schuldig gemacht haben kann; denn ich sprach das erste Wort mit einem preußischen Offizier, als Ihre Truppen die Stadt schon besetzt hielten und ich hierher auf eben diesen Platz berufen wurde, um zur Verpflegung Ihrer Truppen Befehle zu empfangen, die ich trotz der kurzen Zeit seitdem nach Möglichkeit zu erfüllen bemüht gewesen bin.“

Diese mit großer Ruhe gesprochenen Worte schienen ihren Eindruck auf den Commandanten nicht ganz zu verfehlen; denn obgleich er eine sehr finstere Miene machte, entgegnete er nichts, sondern sagte erst nach einer kleinen Pause:

„Geben Sie mir jetzt genau die verschiedenen Wege an, auf denen man, ohne die Hauptstraße einzuschlagen, die Stadt gegen Süden verlassen kann.“

Dr. Roth gab die verlangte Auskunft und der Commandant sagte darauf:

„Es ist gut! — Sie können gehen! — Sorgen Sie ferner für die Verpflegung unserer Truppen; aber wehe Ihnen, wenn Trautenau irgend einen feindlichen Schritt gegen uns unternehmen sollte. — Zwar heißt es, die Bürger hätten auf uns geschossen, doch noch will ich es nicht glauben, da ich selbst davon nichts sah, als ich durch die Straßen einrückte, sondern vielmehr mit Genugthuung bemerkte, daß viele Bürger unsere durstigen Soldaten erquickten. — Sollte aber dennoch etwas der Art geschehen, oder ich die Beweise für die Anklage erhalten, so

lasse ich Sie erschießen und ganz Trautenau in einen Aschenhaufen verwandeln. — Das merken Sie sich!"

Dr. Roth entfernte sich nach dieser Drohung, von bangen Gefühlen über das erfüllt, was die nächsten Stunden bringen würden und einen Augenblick dachte er daran, sich jetzt, wo der Weg dazu vielleicht noch frei war, durch die Flucht der ihm persönlich drohenden Gefahr zu entziehen; aber in dem nächsten Augenblick war dieser Gedanke auch schon wieder verschwunden, und der wackere Mann beschloß, frei von jeder Rücksicht auf sich selbst, bis zum letzten Augenblicke pflichtgetreu auf dem Posten auszuharren, auf den das ehrende Vertrauen der Bürgerschaft ihn erhoben hatte.

Er sollte für diesen edelmüthigen Entschluß schwer büßen, wie die Folge gezeigt hat, und ohne daß er eine Ahnung davon hatte, zogen sich die finsteren Gewitterwolken immer dichter über seinem Haupte und dem vieler anderen unschuldigen Bewohner Trautenaus zusammen.

Eben befand der Bürgermeister sich wieder in seinem Hause, wohin er von Zeit zu Zeit auf wenige Minuten zurückkehrte, um seine Familie und die anderen Hausbewohner zu trösten und zu ermuthigen, da feuerte eine Abtheilung vorbeimarschirender Preußen in die Fenster seiner Wohnung, die im ersten Stock des Hauses lag, und unmittelbar darauf drangen an vierzig Soldaten die Stiege hinauf und in die Zimmer ein.

Auf dem Gange vor denselben fanden sie den Kaufmann Lechner, der in dem Erdgeschosse desselben Hauses wohnte und eben damit beschäftigt war, mehreren preußischen Soldaten, die auf dem Hausflur standen, Wein und Bier zu reichen, als die Salve in die Fenster des oberen Stockwerkes abgefeuert wurde, während der rückwärtige Theil des Hauses, bis hinauf zum Dache von Preußen besetzt war, die unablässig ein heftiges Feuer gegen die dicht dahinterliegenden, noch immer von den Oesterreichern besetzten Höhen unterhielten.

Durch die Schüsse, die von der Straße aus fielen, von Besorgniß für seine Familie erfüllt, welche mit der des Bürgermeisters in einer gewölbten Kammer Schutz gesucht hatte, war der Kaufmann Lechner hinaufgeeilt, da fühlte er sich plötzlich von den rohen Fäusten zwei preußischer Soldaten gepackt.

„Schurke!" schrie der Eine, „Du hast auf uns geschossen!"

Der Soldat mochte vielleicht glauben, daß die in dem Hinter-

hause gegen die Höhen gerichteten Schüsse seiner Cameraden auf die vorbeimarschirenden Preußen abgefeuert worden wären, obgleich in den Reihen derselben Keiner verwundet worden war; aber, was er glaubte, das betrachteten er und seine Genossen als erwiesene Gewißheit, und als der erschrockene Lechner zu seiner Vertheidigung einige Worte sagen wollte, schrie der zweite Soldat ihm zu:

„Das Maul gehalten!"

„Was geht hier vor?" fragte ein hinzukommender Offizier.

„Herr Lieutenant," rapportirte der eine Soldat, „als wir ganz ruhig vor diesem Hause vorbeimarschirten, hat dieser Hund aus einem Fenster auf uns geschossen!"

„So erschießt ihn wie einen Hund, der er ist!" entgegnete gleichgiltig der Offizier und wollte weiter gehen, da fühlte er seine Hand ergriffen und die Frau des Kaufmann Lechner, die durch den Lärm herbeigezogen worden war, betheuerte unter Thränen die Unschuld ihres Mannes.

Die übrigen Hausgenossen, die sich um die Gruppe gesammelt hatten, bestätigten dies Zeugniß, aber Alle erreichten dadurch weiter nichts, als daß der Lieutenant mit mürrischer Miene sagte:

„Nun, so mag der Herr Oberst über die Sache entscheiden."

Unter fortwährenden Mißhandlungen wurde der unglückliche Mann nach dem Ringplatze transportirt, wo sich der Oberst des eben eingerückten und theilweise schon durchmarschirten Regimentes befand.

Mit der größten Zuversicht wiederholten gegen ihn die beiden Soldaten ihre falsche Aussage.

Der Oberst hörte sie ruhig an, und als sie ausgeredet hatten, sagte er, ohne auf die Vertheidigung des Kaufmannes hören zu wollen:

„Führt den Kerl ab und erschießt ihn!"

Dabei versetzte er von dem Pferde herab dem unschuldig Angeklagten einen Fußtritt, und der Unglückliche schien seinem Schicksale nicht mehr entgehen zu können.

Da traten aus den Reihen der Neugierigen, welche den Zug von dem Hause des Bürgermeisters bis auf den Ringplatz begleitet hatten, zwei Unteroffiziere hervor, salutirten dem Obersten und sagten:

„Herr Oberst, der Mann ist unschuldig, das können wir bezeugen, denn als in die Fenster des Hauses gefeuert wurde, reichte er uns mit großer Freundlichkeit Speise und Trank, und erst als die Schüsse gefallen waren, lief er eilig die Treppe hinauf, um nach seiner Familie zu sehen, wie er sagte."

Dieses günstige Zeugniß rettete den Kaufmann Lechner, der bereits in die Mitte von sechs Mann genommen worden war, welche unter dem Befehle eines Offiziers die Exekution an ihm vollziehen sollten.

Ein glücklicher Zufall führte eben jetzt den Commandirenden des ganzen Armeecorps, General von Bonin, auf den Ringplatz.

Aufmerksam gemacht durch das dichte Gedränge, welches den Obersten umgab, sowie durch die lauten Klagen der Frau Lechners, erkundigte er sich nach der Veranlassung des Zusammenlaufes.

Als ihm dieselbe berichtet war, fragte er mit strengem Tone die Ankläger:

„Habt Ihr den Mann mit einer Schußwaffe betroffen?"

Stammelnd und verlegen mußten die beiden Soldaten gestehen, daß dies nicht der Fall gewesen wäre.

Sich darauf zu den beiden Unteroffizieren wendend, fragte er: „Und Sie behaupten mit Bestimmtheit, daß der Angeklagte Ihnen Speise und Trank reichte, während die Schüsse fielen?"

„Wir können es beschwören!" sagten Beide wie aus einem Munde.

„Sind Sie im Besitze einer Schußwaffe?" fragte der General darauf, zwar ernst aber nicht unfreundlich, den Kaufmann Lechner.

Dieser fühlte neue Lebenshoffnung in seiner Brust erwachen und er antwortete mit beinahe lächelnder Miene:

„Eure Excellenz, ich habe zwar einen Revolver, aber der liegt schon seit Wochen eingeschlossen in dem Kästchen, in welchem ich ihn für gewöhnlich aufbewahre, und wenn Sie die Gnade haben wollen, nachsehen zu lassen, so —"

„Das soll geschehen," unterbrach ihn der General von Bonin, winkte einem der Offiziere heran, und befahl ihm, Nachsuchungen in der Wohnung Lechners zu halten.

Es verging eine bange Viertelstunde für den zwischen Leben und Tod Schwebenden, endlich aber kehrte der Offizier mit einem kleinen Kästchen zurück, zu welchem die Frau Lechners, welche mit ihm nach ihrer Wohnung gegangen war, ihm den Schlüssel übergeben hatte.

Der General von Bonin öffnete selbst das Kästchen und nahm den Revolver heraus, aber er warf nur einen flüchtigen Blick auf die zierliche, blank polirte Waffe, und sagte dann mit wohlwollendem Tone zu dem Kaufmann Lechner:

„Sie sind frei, denn aus diesem Revolver ist seit langer Zeit

nicht geschossen worden, und da man Sie nicht mit den Waffen in der Hand verhaftete, auch in Ihrer Wohnung keine unlängst abgefeuerte Schußwaffe gefunden wurde, halte ich Sie für unschuldig!"

Der Kaufmann Lechner war zwar gerettet, — wenigstens für den Augenblick — aber das Schicksal, welches sein Leben bedroht hatte, erfüllte viele seiner Mitbürger mit einer solchen Furcht, daß sie ihr Heil in der Flucht zu suchen beschlossen.

Auf einem Orte, der für den Augenblick frei von den Preußen war, sammelte sich ein ganzer Trupp von Männern, Weibern und Kindern, und durch die Gärten schleichend, suchten sie über die Felder in der Richtung von Weigelsdorf zu entfliehen.

Schon hatten sie eine Strecke zurückgelegt, ohne bemerkt worden zu sein, da stießen sie zu ihrem Unglücke auf eine preußische Patrouille.

„Halt!" gebot der Führer derselben den Fliehenden.

„Stillgestanden! — Umgekehrt!" herrschte er ihnen zu, als die Erschrockenen, statt zu gehorchen, nur noch schneller liefen.

Als wäre diese Flucht der friedlichen Bürger ein Verbrechen, gaben die Soldaten, ohne auf das Commando ihres Führers zu warten, Feuer.

Alle Anderen entkamen glücklich, den Letzten aber, den Schuhmacher Springer, der ein Kind von noch nicht zwei Jahren auf dem Arme trug und ein zweites, drei Jahre alt, an der Hand führte, und der, gehemmt durch diese Doppellast, hinter den Uebrigen zurückgeblieben war, streckte eine Kugel todt zu Boden!! — Das kleinste Kind preßte die Hand des Sterbenden fest an die Brust, an der es bald entschlummerte, während das Aeltere sich neben der Leiche niederlegte, und zu Denen, welche später herbeikamen den Todten fortzutragen, die rührenden Worte sprach: „Still! Der Vater schläft!"

Während dieser Mord außerhalb Trautenau's an einem harmlosen Bürger verübt wurde, gestaltete sich der Kampf in der Nähe der Stadt immer nachtheiliger für die Preußen, und der Zorn derselben gegen die unglückliche Stadt steigerte sich immer mehr und mehr, als trügen die Bürger die Schuld von der Unvorsichtigkeit, mit welcher die Preußen vorgegangen waren.

Wieder wurde der Bürgermeister durch zwei Soldaten zu dem Commandanten geholt, welches jetzt der Oberst eines anderen Infanterie-Regimentes war.

Dieser empfing den Dr. Roth mit den barschen Worten:

„Sie haben Ihre Bürger schön abgerichtet! Sie feuern ja auf uns!"

Ruhig entgegnete Dr. Roth:

„Herr Oberst, das ist nicht möglich, denn die Bevölkerung ist durchaus friedlich gesinnt und thut Alles, was sie vermag, um Ihre Truppen gut zu verpflegen!"

„Schweigen Sie!" donnerte der Oberst. „Einer unserer Leute ist durch einen Schuß von dem Kirchthurme verwundet worden."

In diesem Augenblicke schlugen mehrere Kugeln, die wahrscheinlich auf dem Johannisberge abgefeuert waren, gegen die Mauer des Apothekengebäudes, in deren Nähe der Bürgermeister und der Oberst standen, und eine dichte Wolke von Kalkstaub hüllte Beide ein.

„Da wird schon wieder aus der Apotheke geschossen!" rief wüthend der Oberst, und einen Offizier herbeirufend, sagte er, auf Dr. Roth deutend:

„Der Bürgermeister ist Ihr Gefangener! — Sorgen Sie dafür, daß er nicht entflieht! — Lassen Sie ihn auch mit Niemand reden!"

Dr. Roth wurde hierauf als Gefangener eine geringe Strecke weit fortgeführt, und nach und nach brachte man von verschiedenen Seiten auch noch mehrere Arrestanten ein, die auf die Preußen geschossen oder andere Excesse gegen dieselben verübt haben sollten.

Der Erste war Herr Johann Steps, Adjunct des Bezirksamtes; dann folgten der Apotheker Czerny, der Jüngere, der Commandant des Schützencorps, Fiedler, und nach und nach alle die Unglücklichen, deren Namen durch die Geschichte der achtzig Tage bekannt geworden sind, welche sie in preußischer Gefangenschaft unter einer Behandlung zubringen mußten, zu deren Grausamkeit und Rechtlosigkeit in der ganzen neueren Kriegsgeschichte civilisirter Völker vergebens nach einem Seitenstücke gesucht werden würde.

Noch war Dr. Roth nicht lange zum Gefangenen erklärt worden, da kam ihm von dem Commandanten der Befehl zu, für die Herbeischaffung einer größeren Quantität Stroh zu sorgen.

Ungeachtet die Lage, in welcher er sich befand, nicht geeignet war, ihn zu Scherz und Ironie geneigt zu machen, entgegnete er dem Offizier, der ihm den Befehl überbrachte, mit einem leisen Anfluge spöttischen Lächelns:

„Es wird mir unmöglich sein, der Ordre zu genügen, Herr Lieutenant, denn der Herr Oberst hat meiner Escorte verboten, mich mit irgend Jemand ein Wort sprechen zu lassen."

Der Offizier fühlte den Hohn, der in diesen Worten lag, und entgegnete barsch:

„Ersparen Sie sich unverschämte Bemerkungen, und thun Sie, was Ihnen befohlen ist.“

Darauf zu dem Offizier sich wendend, dem der Dr. Roth übergeben worden war, sagte er:

„Herr Camerad, Sie werden die Güte haben, dafür zu sorgen, daß der Bürgermeister das Stroh herbeischafft, ohne dabei etwas Anderes zu sprechen, als was zu der Erfüllung des Befehles nöthig ist.“

Der Offizier, welcher das Amt eines Gefangenwärters übernommen hatte, nickte zustimmend, und Jener entfernte sich eilig, indem er dabei laut murmelte:

„Unverschämtes Bürgerpack!“

Dr. Roth ließ sich darauf von seiner Escorte herumführen, um das requirirte Stroh herbeizuschaffen, und als ihm dies bei der überall herrschenden Verwirrung nicht ohne Mühe gelungen war, wendete er sich zu dem ihn begleitenden Offizier mit den Worten:

„Herr Lieutenant, ich darf Sie wohl bitten, mich, ehe Sie weiter über mich verfügen, mit meiner Familie einige Worte sprechen zu lassen, um sie über mein Schicksal zu beruhigen.“

„Dazu habe ich keine Erlaubniß,“ sagte der Lieutenant kalt. „Mein Befehl lautet, Sie bei einem größeren Transport abzuliefern, der hinter der Stadt gesammelt wird.“

So ging der Transport der gefangenen Bürger durch das Niederthor und an der Spittelmühle vorüber, wo den Beklagenswerthen die Gefahr drohte, von den eigenen Landsleuten erschossen zu werden; denn die Anhöhen bei Krieblitz, an deren Fuß der Transport vorbei mußte, waren noch von den Oesterreichern besetzt, und diese schossen auf die Preußen. Es traf indeß keine der zahlreichen Kugeln, welche klatschend gegen die Mühlgebäude schlugen.

In geringer Entfernung von Trautenau fand die Escorte des Dr. Roth und seiner Unglücksgenossen einen größern Transport Gefangener, deren Zahl sich beinahe mit jeder Minute vermehrte.

„Herr Hauptmann,“ meldete der Lieutenant dem Commandanten des größeren Transportes, „ich übergebe Ihnen hier den Bürgermeister, welcher preußische Soldaten hat erschießen lassen.“

Dr. Roth hörte diese neue Bestätigung einer falschen Anklage, und mit energischem Tone sagte er laut:

„Die Beschuldigung ist durchaus unwahr, denn in Trautenau hat kein einziger Bürger auf die Preußen geschossen, noch sonst irgend einen Exceß gegen sie begangen."

Ein drohender Blick war die ganze Antwort des Commandanten der Escorte; gleichsam zum Beweise aber, daß er der Anklage vollen Glauben schenkte, befahl er einigen in seiner Nähe stehenden Soldaten, von denen einer einen Strick in der Hand hielt:

„Bindet ihm die Hände fest zusammen!"

Die Soldaten gehorchten und verfuhren dabei mit einer so barbarischen Strenge, daß dem Dr. Roth bald das Blut in den Adern stockte, und seine Hände blau, steif und kalt wurden.

Als er so zusammengeschnürt war, ertönte der rauhe Befehl:

„Niedergelegt auf die Erde!"

Dr. Roth sah sich der willkürlichsten Militärgewalt überliefert, welche noch schlimmer ist, als die der Polizei, denn diese greift in der Regel nur die Freiheit an, jene aber gefährdet allzuoft das Leben, und ist der entschiedene Gegensatz des Rechtsbegriffes.

Der Bürgermeister gehorchte daher, ohne ein Wort des Widerspruches, dem Befehle, und streckte sich auf den Boden nieder.

Jetzt erst gewann er die Muße, sich in seiner nächsten Umgebung umzusehen, und mit einem gemischten Gefühle des Unwillens und des Mitleids bemerkte er nun, daß außer Denen, die mit ihm gekommen waren, noch mehrere seiner Mitbürger, die in der Nähe am Boden lagen, der gleichen Behandlung unterworfen waren.

Außer den Bewohnern Trautenaus, die wir oben schon nannten, fand Dr. Roth hier den Maschinenschlosser Josef Leski, den Polizeimann Ignaz Gutsch, die beiden Postbeamten Cagousek und Sub, den Häusler Johann Thamm aus Groß-Aupa, den Bürger Hönig aus der Niederstadt, die Fabriksarbeiter Müller und Schlumps, den Tagarbeiter Franz Reh aus Pansnitz, einen dem Namen nach unbekannten Leiermann aus Arnau, und den Schlosser Kutetschel aus Freiheit.

Alle lagen mit Stricken eben so gebunden, wie der Dr. Roth, am Boden; aber noch war die Zahl Derer, welche einer Willkür, die selbst im Kriege, wenigstens unter civilisirten Nationen, unerhört ist, verfallen sollten, nicht voll, denn nach und nach wurden außer den Genannten noch eingebracht: Der Gasthausbesitzer Anton Starck, der Maschinenbauer William Kirshav aus Leeds in England, der

Kellner Rudolf Smrt aus Hohenelbe, und der Schuhmacher Anton Baudisch aus Parschnitz.

Als endlich Alle beisammen waren, welche die Preußen zu ihren Opfern ersehen hatten, erfolgte der Befehl zum Aufbruch, aber ehe der Marsch angetreten wurde, band man die gefangenen Bürger zu zwei und zwei zusammen und befestigte dann Alle gemeinschaftlich an einem langen Stricke, so eine Kette bildend, wie die, an der man die Galeerenzüchtlinge oder die Zuchthaussträflinge ihrem Bestimmungsorte zutreibt.

Diese aber sind gesetzlich Verurtheilte, indeß die eben so behandelten Trautenauer Bürger nur Angeklagte waren, deren Schuld erst erwiesen werden mußte, um eine solche Behandlung zu rechtfertigen!

Während so die Trautenauer, gemeinschaftlich mit etwa 150 gefangenen österreichischen Soldaten, den Trauermarsch nach Preußen antraten, hatte der Kampf bei Trautenau für die Preußen eine sehr günstige Wendung genommen.

Trotz der Tapferkeit, welche die Brigade Mondel der großen Ueberzahl der Preußen entgegensetzte, waren diese um drei Uhr Nachmittags entschieden im Vortheil.

Da sprengte zu dem General von Bonin ein Generalstabsoffizier heran.

„Eure Excellenz," meldete er, „die erste Garde-Infanterie-Division hat so eben Qualisch, eine Meile von hier entfernt, besetzt und ist bereit, gegen Trautenau vorzurücken und an dem Gefechte Theil zu nehmen, wenn Sie es wünschen oder für nöthig erachten."

Sei es, daß die Eifersucht, welche von jeher zwischen den Linientruppen und der Garde bestanden hat, den General von Bonin bestimmte, die angebotene Unterstützung zurückzuweisen; sei es, daß er sich seines Sieges vollkommen gewiß hielt und von dem Ruhme desselben auch nicht den geringsten Theil an andere Truppen, am wenigsten aber an die Garde, abtreten mochte, genug, er entgegnete dem Offizier des Generalstabes:

„Ich danke für das freundliche Anerbieten; allein die erste Gardedivision hat heute bereits einen starken Marsch gemacht, und es hieße daher ihr nutzlos noch diese große Anstrengung zumuthen, denn ich bin überzeugt, mit den Oesterreichern fertig zu sein, noch ehe die Garde heran sein könnte."

Mit dieser Antwort kehrte der Generalstabsoffizier nach Qualisch zurück.

Nur zu bald überzeugte sich indeß der General von Bonin, daß er zu früh triumphirt hatte, denn im Eilmarsche rückten von Jaromirsch und Schurz die Brigaden Wimpffen, Grivicic und Knebel heran zur Unterstützung der Brigade Mondel und bald erschien der Chef des 10. österreichischen Armeecorps, der General von Gablenz, der durch sein Benehmen in Holstein sich allgemeine Verehrung gewonnen hat, und der mit Recht als einer der tüchtigsten Generale der ganzen österreichischen Armee genannt wird, selbst auf dem Kampfplatze.

Wo er sich zeigte, da wirkte sein Erscheinen begeisternd auf die Truppen, die ihn wahrhaft verehren, und mit lautem Hurrah stürmten die Soldaten überall auf die Feinde ein.

Furchtbar wüthete das Bajonnet in den Reihen der Preußen und selbst das gefürchtete Zündnadelgewehr vermochte hier nichts gegen die ungestüme Tapferkeit der Oesterreicher auszurichten.

Um fünf Uhr begann das Corps des General von Bonin auf der ganzen Linie zu weichen und um sieben Uhr Abends war der vollständige Sieg des General von Gablenz entschieden.

Fechtend zogen sich die Preußen durch das unglückliche Trautenau zurück, in welchem sie während des Kampfes furchtbar gehauset hatten.

Die Sieger folgten ihnen auf dem Fuße, und wie die Windischgrätz-Dragoner die Letzten gewesen waren, welche die Stadt verlassen hatten, waren sie auch die Ersten, welche wieder in dieselbe einzogen.

Sie wurden begrüßt von dem lauten Jubel der Bevölkerung, die in ihnen ihre Retter erblickte, und jede Brust athmete leicht wieder auf, als es laut durch alle Straßen erschallte:

„Die Preußen sind aus Trautenau hinausgetrieben!"

VII.

Die Schlacht von Custozza.

Drittes Bild: Der Sieg und sein Gefolge.

Die glorreiche Schlacht von Custozza war gewonnen, und Abends um zehn Uhr fünfzig Minuten konnte Erzherzog Albrecht aus der Casa Zerbare, wo er zunächst sein Hauptquartier genom-

men hatte, seinem kaiserlichen Herrn die folgende telegraphische Meldung machen:

„Die k. k. Armee debouchirte heute mit dem frühesten Morgen aus dem verschanzten Lager von Verona, besetzte die vom Feinde noch nicht occupirten Höhen von S. Giustiniani, Sonna und Sommacampagna, und griff während der Schwenkung gegen Süden die feindlichen Colonnen an, welche in die Höhe von Salionzo bis Sommacampagna, mit vieler Macht und besonders vieler Artillerie vorrückten.

„Die k. k. Truppen drängten die feindliche Armee auf allen Punkten nach heißem Kampfe und nicht ohne bedeutende Verluste zurück! Schließlich wurde Custozza gestürmt, wonach ich die Schlacht von Custozza benenne. Sämmtliche Truppen fochten mit außerordentlicher Tapferkeit, erbeuteten mehrere Geschütze, machten gegen zwei Tausend Gefangene und sind vom besten Geiste beseelt."

Das waren wenige Worte, einfach, prunklos, ohne Ruhmrednerei und wie inhaltsschwer gleichwohl, wie reich mit Lorbeern geschmückt!

Ja, der Sieg von Custozza, eine der glänzendsten Waffenthaten, war errungen, aber noch bluteten frisch die vielen tausend Wunden, welche dieser glorreiche 24. Juni geschlagen hatte, und alle die Gräuel, die durch die Hitze, die Erbitterung des Kampfes, verdeckt worden waren, zeigten sich grell, oft sogar entsetzlich, den Blicken Derer, welche der Zufall oder ihre Pflicht über das von Kugeln zerrissene, mit Leichen und Verwundeten bedeckte, mit Strömen von Blut getränkte Schlachtfeld führte.

Werfen auch wir einen Blick auf einige der ergreifenden Bilder, die sich im Gefolge der Schlacht von Custozza auf verschiedenen Punkten des blutgetränkten Feldes entrollten.

Um 7 Uhr Abends konnte man die Schlacht als beendigt betrachten und die Truppen, die nicht zur Verfolgung des fliehenden Feindes beordert waren, rückten nach und nach in die ihnen angewiesenen Stellungen und Lager ein.

Doch die Aufregung, welche bisher die Mannschaften, wie ihre Führer, munter und kräftig erhalten hatte, war verschwunden, und Erschöpfung nur allzu sichtbar an ihre Stelle getreten.

Erst jetzt fühlten Viele die erschlaffende Wirkung der Gluthitze,

welche den ganzen Tag über geherrscht hatte und Mancher, der noch vor wenigen Minuten voll Leben und Kraft zu sein schien, brach jetzt beinahe zusammen und konnte sich nur mühsam vorwärts schleppen.

Die Anforderungen des Hungers, noch mehr aber die Qualen des Durstes, kamen zu der körperlichen Ermattung hinzu, und wer die Colonnen so, meistens lautlos, hinziehen sah, der hätte kaum glauben sollen, ein siegreiches Heer vor sich zu haben, dessen Gefühle sich in der Regel durch lauten Jubel zu äußern pflegen.

Selbst die Pferde, für welche die gewohnte Stunde der Fütterung längst vorüber war, ließen matt die Köpfe hängen, und das, wonach Menschen und Thiere am meisten verlangten, was sie aber nur schwer bekommen konnten, war ein kühler, erquickender Trunk.

Die allgemeine Erschöpfung wurde auch von der Truppe getheilt, welche zur Deckung des Hauptquartiers beordert war und der Anblick der Zerstörung und Verödung, den die Casa Zerbare, am Tage zuvor noch eine glänzende und reizende Villa, in diesem Augenblicke bot, eignete sich wahrlich nicht dazu, die gedrückten Gemüther zu erheben.

Alles, worauf das Auge fiel, verrieth, daß bei diesem schönen Landhause ein heißer Kampf stattgefunden haben mußte.

Die prachtvollen Citronenbäume, welche in Kübeln den zierlichen Garten, welcher als Vorplatz des Hauses diente, geschmückt hatten, waren theils umgeworfen, theils abgehauen, theils zerschossen.

Der runde Rasenplatz, der, sorgsam gepflegt, die Mitte dieses Vorgartens bildete, war von Kugeln zerrissen und von den Hufen der Rosse zerstampft.

Die Thüren lagen, aus den Angeln gerissen, zertrümmert am Boden; die Fenster hatten nur noch wenige Scheiben und an einigen derselben waren die Kreuze so zerschossen, daß sie in Trümmer herabhingen.

Die zum Theil sehr kostbaren Gemälde, an denen der reiche Besitzer seine Freude gefunden, in deren Seltenheit er seinen Stolz gesetzt hatte, waren von Bajonnetstößen und Säbelhieben zerfetzt.

Die kostbar gebundenen Bücher der Bibliothek lagen am Boden umher, beschmutzt und zertreten, und hier und dort waren vielleicht unersetzliche Blätter aus den seltensten Werken herausgerissen.

In einem Zimmer, für die Kinder des Besitzers bestimmt, lag Spielzeug, zum Theil zierlich, geschmackvoll und von Werth, die

Freude der Kleinen, welche vielleicht in Todesangst von hier flüchten mußten, zertrümmert umher und an einzelnen Stücken ließ sich erkennen, daß ein muthwilliger Fußtritt die Vernichtung vollbrachte.

In einem andern Gemache, welches die nur theilweise noch erhaltene Einrichtung als Rauch- und Spielzimmer der vornehmen Gäste bezeichnete, die sich hierher zu ungezwungener Unterhaltung aus der Gesellschaft der Damen zurückzuziehen pflegten, lagen zerbrochene Pfeifen und beschmutzte oder zerrissene Spielkarten am Boden umher und aus den einzelnen Theilen der letzteren oder aus den Zusammenstellungen, in welche der Zufall einige derselben nebeneinander gebracht hatte, würde mancher abergläubische Lottospieler die sicheren Andeutungen zu dem Gewinn eines Terno entdeckt haben.

Alle diese Räume, die jetzt ein Bild der wildesten Zerstörung boten, möglichst wohnlich für den Höchstcommandirenden und dessen zahlreiches Gefolge einzurichten, ließ die Dienerschaft des Erzherzog Albrecht sich mit geschäftiger Eile angelegen sein, während der siegreiche Feldherr selbst in dem geräumigen Salon, der so gut als möglich mit Stühlen und Tischen versehen worden war, nur der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit gedenkend, es vergaß, daß er selbst einer Erquickung, einer Stärkung, vielleicht eben so bedürftig war, wie der Geringste seiner Krieger.

Erzherzog Albrecht, seines glorreichen Vaters würdig, schien von übermenschlicher Kraft begabt zu sein, denn bald in dem Gemache auf und niedergehend, bald an einem Tische sich niedersetzend, um mit eigener Hand einen besonders wichtigen Befehl zu ertheilen, empfing er, ohne sich einen Augenblick der Ruhe zu gönnen, die Rapporte, welche von allen Seiten unablässig heransprengende Offiziere oder Ordonnanzen ihm überbrachten, ertheilte er Denen, die er an die verschiedenen Corpscommandanten expedirte, selbst ihre Instructionen mit einer bewundernswürdigen Klarheit und Genauigkeit.

Nur selten that der Feldherr während dieser ununterbrochenen Arbeit einen Zug aus einem Kruge Wein, der auf einem Nebentischchen stand, und dennoch sah man seiner Blässe, seinem matten Blicke an, daß er der körperlichen Erquickung eben so bedürftig war, als die Offiziere seines ganzen Gefolges.

So waren schon einzelne Stund [illegible] Einrückung des Hauptquartieres in die Casa Zerbare [illegible] sprengte abermals ein Offizier durch den Vorgarten au [illegible] schwang sich an

der Eingangsthür aus dem Sattel, warf den Zügel seines Pferdes einer herbeieilenden Ordonnanz zu, und eilte nach dem Salon, den er schon als das Empfangszimmer des Erzherzogs zu kennen schien.

So hastig aber auch die Schritte des Offiziers waren, verriethen Sie dennoch eine gewisse Mattigkeit, und indem er die Hand auf die Schnalle der Thür legte, blieb er einen Augenblick stehen, richtete sich hoch empor, als wollte er sich zu einer kräftigen Haltung sammeln und trat dann erst festen Trittes über die Schwelle.

Als der Erzherzog ihn erblickte, ging er ihm rasch entgegen, und man konnte erkennen, daß der Bericht, den er empfangen sollte, von besonderer Wichtigkeit sein müsse.

„Nun, Graf Welsersheimb?“ fragte er erwartungsvoll den Major, seinen Flügeladjutanten, dem er eine ganz vorzugsweise vertrauensvolle Sendung übertragen hatte.

Der Graf erstattete mit großer Klarheit und Genauigkeit den Bericht, und die Züge des Feldherrn verriethen die Zufriedenheit mit alle dem, was er vernahm; als aber der Graf seinen Rapport beendete, rief der Höchstcommandirende plötzlich erschrocken und theilnahmvoll:

„Mein Gott, Graf — sollten Sie vielleicht verwundet sein? Sie werden ja plötzlich leichenblaß — und können sich offenbar kaum auf den Beinen erhalten.“

Mit der liebevollen Sorgfalt eines Vaters faßte der edle Prinz den Arm des Majors, der in der That zu wanken begann, führte ihn zu einem Sessel, und zwang ihn, sich zu setzen.

„Verzeihung, Eure kaiserl. Hoheit!“ stammelte der Graf. „Ich bin nicht verwundet — aber seit 17 Stunden kam ich nicht vom Pferde, und während dieser ganzen Zeit habe ich kaum einen Bissen genossen, — einen Schluck getrunken!“

„Da! Da! Nehmen Sie! Stärken Sie sich!“ sagte der Sohn des Siegers von Aspern, und reichte dem Ermatteten den Becher, aus welchem er selbst Stärkung geschöpft hatte.

Mit einem Blicke unaussprechlicher Dankbarkeit ergriff der Adjutant den Labetrunk und that einen langen erquickenden Zug. Dann aber erhob er sich, neugestärkt und in kräftiger Haltung, und fragte nach den weiteren Befehlen seines Feldherrn.

„Für heute weiter nichts,“ entgegnete liebevoll der Höchstcommandirende, „als daß Sie sich augenblicklich zur Ruhe begeben, um die Kräfte zu sammeln, deren Sie vielleicht bedürfen werden, um mor-

gen meine Befehle mit gleicher Diensttreue und Aufopferung ausführen zu können, wie Sie dies heute gethan haben!"

— — — — — — — — — — — — —

Doch wenden wir den Blick von diesem ergreifenden, das Herz mit stiller Bewunderung erfüllenden Auftritte in den geschlossenen und friedlichen Räumen des Hauptquartiers, hinaus in das Freie, auf das Schlachtfeld, das — während der Stunden des Tages von so heißen Kämpfen, so wildem Lärmen erfüllt, dann eingehüllt in tiefe Stille, die nur durch die Klagelaute der Verwundeten, durch das Todesröcheln der Sterbenden, durch einzelne grelle Schmerzensschreie unterbrochen wurden — sich allmälig wieder zu beleben begann.

Es waren die helfenden, die rettenden Geister der Menschenliebe, welche kamen, die Schwerverwundeten aufzusuchen, die während des wilden Schlachtgetümmels nicht zu den Verbandstätten getragen werden konnten, oder die nicht Kraft genug besaßen, sich selbst zu denselben zu schleppen; — es waren die Geister der Barmherzigkeit, welche Die betten wollten, die ihren letzten Schlaf angetreten hatten; es waren aber auch die finsteren Geister, welche in der räuberischen Absicht umherschlichen, sich durch die Beute zu bereichern, die sie ohne Mühe und Gefahr den Todten abnehmen konnten.

Eine ungemeine Thätigkeit herrschte besonders auf einem Verbandplatze, der in der Osteria del Bosco eingerichtet war, einem vereinzelt stehenden Wirthshause, welches zwischen Clievo und St. Giorgio in Salice liegt.

Das Hauptgebäude war ziemlich geräumig und von stattlichem Aussehen, der schmutzige Hof hinter demselben aber und zwei kleine Häuschen, die diesen Hof rechts und links einfaßten, trugen das Gepräge der größten Aermlichkeit.

Schon am Morgen, bald nach Beginn der Schlacht, hatte ein höherer Militärarzt, der Doctor Beringhaus — wenn sein Name uns richtig genannt wurde — diesen Ort, der durch seine Lage gegen das Feuer beider Theile geschützt zu sein versprach, zu seinem Verbandplatze gewählt.

Mit eben so viel Energie als Umsicht ließ er das ganze Gebäude, so wie den Hof, zu dem beabsichtigten Zwecke einrichten.

Der Wirth und dessen Dienerschaft waren durch den Besuch der Oesterreicher offenbar überrascht worde[illegible] hätten sie wahrschein-

lich, gleich vielen Bewohnern der benachbarten Ortschaften, ihr Eigenthum im Stiche gelassen und die Flucht ergriffen.

Auch jetzt zeigten sie die Absicht, entfliehen zu wollen; aber der Doctor Beringhaus, welcher bei der Masse der Arbeit, die ihm muthmaßlich bevorstand, nicht genug der helfenden Hände haben konnte, vereitelte rasch ihre Absicht.

Er ließ den Wirth, dessen Familie und alle Dienstleute des Hauses in dem großen Gastzimmer des Erdgeschosses zusammenkommen und sagte mit so entschiedenem Tone, daß an dem Ernst seiner Worte nicht zu zweifeln war:

„Jedem, der in das Haus gehört, ist unter Todesstrafe verboten, dasselbe zu verlassen!“

Darauf wendete er sich zu dem Offizier des Commandos, dem die Deckung der Ambulance anvertraut war, und sagte laut und in italienischer Sprache, um von den anwesenden Italienern gehört und verstanden zu werden:

„Ich ersuche Sie, Herr Oberlieutenant, eine Postenkette um das Haus auszustellen und Ihre Leute dahin zu instruiren, daß sie jeden Civilisten niederschießen, der sich zu entfernen suchen sollte.“

Bei diesen Worten warfen die Italiener sich untereinander sprechende Blicke zu und ihre Mienen verfinsterten sich, als sie so ihre Absicht, die Flucht zu ergreifen, vereitelt sahen.

Doch es befanden sich in dem Hause auch noch viele Menschen, die nicht zu den Bewohnern desselben gehörten; denn der ganze Hof war angefüllt mit Fuhrwerken der verschiedensten Art, und deren Bespannung verrieth, daß sie im Augenblicke der beabsichtigten Abfahrt überrascht worden waren.

Die Führer und Herren dieser Wagen hatten sich neugierig in das Gastzimmer gedrängt und vernahmen hier mit Schrecken die Worte des Doctor Beringhaus, denn sie glaubten nach denselben, daß es auch ihnen verweigert sein sollte, sich zu entfernen.

Sie wurden daher freudig überrascht, als der Doctor sich nach der Anrede an die Hausbewohner mit den Worten zu ihnen wendete:

„Alle, die nicht in das Haus gehören, haben sich so schnell als möglich zu entfernen.“

Die, welche diese Weisung anging, wollten eiligst das Gastzimmer verlassen, da hielt ein donnerndes „Halt!“, welches der Commandant der Deckungsmannschaft ihnen zurief, sie zurück.

„Alle Wagen Fremder," gebot er, „welcher Art die Fuhrwerke auch sein, welchem Stande ihre Besitzer auch angehören mögen, haben sich nicht einzeln, sondern in geschlossener Colonne und unter Escorte, zu entfernen, und dürfen nur die Richtung nach dem Rücken unserer Armee einschlagen."

Mißmuthig, manche halblaute Verwünschungen über diesen Zwang in den Bart brummend, entfernten sich die Herren und die Fuhrleute der zahlreichen Wagen, die auf dem Hofe standen, vor dessen Thor die Deckelwagen der Ambulance warteten, um sich ihres Inhaltes entledigen zu können, der vielleicht schon nach kurzer Zeit zur wohlthätigen und menschenfreundlichen Verwendung kommen sollte.

Während die Anstalten zu der Abfahrt der bürgerlichen Fuhrwerke getroffen wurden, ertheilte der Oberlieutenant seiner Mannschaft die erforderlichen Instructionen, und wenige Minuten darauf war das Gehöft in einem geringen Umkreise mit einer geschlossenen Postenkette umgeben, die Jedem, welcher dieselbe zu durchbrechen, oder auch nur zu durchschleichen versucht hätte, den sichern Tod gebracht haben würde.

Etwa eine Viertelstunde später bewegte sich ein langer Wagenzug nach rückwärts, und gleichzeitig waren zahlreiche Hände beschäftigt, den Hof, so viel die Kürze der Zeit es gestattete, von dem Schmutze zu säubern und ihn zu einer Verbandstätte geeignet zu machen.

Während die Wagen sich zur der Abfahrt bereiteten, eilte der Dr. Beringhaus, seinen Untergebenen den Hof und die denselben umgebenden Gebäude überlassend, in dem Wirthshause selbst rastlos hin und her, anordnend, befehlend, hier und dort auch selbst Hand anlegend, wenn die Leute seine Befehle nicht verstanden, oder wegen der Furcht, von der sie beherrscht wurden, nicht richtig ausführten.

Kaum war seit der Ankunft der Ambulance eine Stunde verflossen, und schon hatte das ganze Haus das Ansehen eines, wenn auch eilig, doch gut eingerichteten Feldhospitales gewonnen.

Was sich an Strohsäcken und Betten vorgefunden hatte, lag in allen Räumen des Hauses vertheilt am Fußboden; zwischen den einzelnen Lagerstätten war Raum zu bequemen Zugängen gelassen; wo die Strohsäcke und Betten, mit denen das stark besuchte Wirthshaus reichlich versehen war, nicht hingereicht hatten, da war Stroh, auch Heu, mit Leintüchern belegt, zu Lagern hergerichtet; dazwischen lag auf Tischen oder am Fußboden Verbandzeug aller Art bereit, um den Verwundeten augenblicklich Hilfe leisten zu können; einen unheimlichen

Anblick aber boten die Instrumente zu den verschiedenen Amputationen, die durch das Blitzen des blankpolirten Stahles besonders in die Augen fielen.

Zwischen allen diesen Anstalten gingen der Dr. Beringhaus und seine Gehilfen erwartungsvoll umher, und mit jeder Minute glaubten sie, ihre Thätigkeit in Anspruch genommen zu sehen; denn kaum hatten sie Alles in Stand gesetzt, um den Verwundeten augenblicklich die erforderliche Hilfe leisten zu können, als die ersten Kanonenschüsse fielen, deren Donner sich bald auf die ganze Schlachtlinie ausdehnte. In einzelnen Augenblicken wüthete der Kampf so ganz in der Nähe der Osteria del Bosco, daß man in der Entfernung von einigen hundert Schritten die Blitze der Kanonenschüsse auf den benachbarten Höhen erkennen konnte.

Der Dr. Beringhaus erwartete daher auch mit jedem Augenblicke, daß seine ganze Thätigkeit in Anspruch genommen werden würde.

Aber allmälig entfernte sich das Kampfgewühl in eben dem Grade, wie die Feinde zurückgetrieben wurden; bald erdröhnte der Kanonendonner auf der ganzen Schlachtlinie, aber wie der Chef dieser Ambulance auch spähen mochte, ließ kein Transport Verwundeter sich blicken.

Schon wüthete der Kampf beinahe sechs volle Stunden lang, und noch hatten der Dr. Beringhaus und seine Gehilfen nur Einzelne, noch dazu meistens leicht Verwundete, zu pflegen, die sich zu dem Verbandplatze verirrten, während der Doctor erwarten durfte, sie in größerer Menge zu demselben dirigirt zu sehen.

Doctor Beringhaus wußte sich diesen Umstand nur dadurch zu erklären, daß die Führer der Transporte die Osteria del Bosco, die eine ziemlich versteckte Lage hatte, nicht zu finden wußten, obgleich sie den Commandanten der in der Nähe kämpfenden Corps mit möglichster Genauigkeit bezeichnet worden war.

Ueberdrüssig, die Hände beinahe müssig in den Schoß zu legen, während er doch bestimmt wußte, daß so Viele, vielleicht sogar in nächster Nähe, der Hilfe bedurften, beschloß der Doctor Beringhaus endlich, die Arbeit suchen zu lassen, die nicht von selbst zu ihm kommen wollte.

Er schickte daher die Wagen, die er bei sich hatte, unter Begleitung von Mannschaften des Sanitätscorps und Escorte einiger Mann

seiner Bedeckung nach allen Richtungen aus und bald kehrten dieselben zurück, beladen mit schwer und leichter Verwundeten.

Nicht selten lagen in einem Wagen friedlich neben einander Italiener und Oesterreicher, und die sich vor kurzer Zeit noch gegenseitig nach dem Leben getrachtet hatten, für die es ein Triumph gewesen sein würde, den Feind durch einen gut gezielten Schuß zu tödten, leisteten sich jetzt einander mit der brüderlichen Eintracht von Waffengenossen Hilfe und Beistand, so viel sie vermochten.

Der Nationalhaß war verschwunden, die Kampfeswuth hatte sich gelegt, und sie fühlten sich durch das Band gemeinsamen Unglückes umschlungen.

Jetzt herrschte das regste Leben in der Osteria del Bosco.

Unabläßig kamen Wägen mit Verwundeten an, und andere fuhren nach Verona ab, nachdem Denen, die den Transport dahin vertragen konnten, der erste Verband angelegt worden war.

Ein wahrhaft ergreifendes Bild bot sich dem Dr. Beringhaus bei der Ankunft eines der mit Verwundeten ankommenden Wagen, den er selbst an dem Eingang der Osteria empfing, da sich ihm eben eine kleine Pause bot und er dieselbe benützte, um unter der Thüre die erquickende Frische des bereits angebrochenen Abends zu genießen.

Auf dem Wagen saß ein leichter verwundeter Offizier von Paumgarten-Infanterie, und auf seinem Schoße ruhte der leichenblasse und mit Blut bedeckte Kopf eines Gemeinen von demselben Regimente, dessen geschlossene Augen und Regungslosigkeit ihn für eine Leiche hätten halten lassen, wäre seine Brust nicht noch durch leise, kaum bemerkbare Athemzüge gehoben worden, die zuweilen in ein Schmerzensgestöhn übergingen.

Als Der, dessen Zustand wir so eben beschrieben, vom Wagen gehoben wurde, bat der Offizier, der ihm mit theilnahmvollen Blicken folgte, die Leute, denen der Transport oblag:

„Um Gottes Willen, behandelt den armen Menschen mit Schonung; er scheint ohnehin schon so zu leiden, daß jede rauhe Berührung ihm gewiß die furchtbarsten Schmerzen bereiten würde.“

Dann half er sich selbst von dem Wagen herab, und in dem Dr. Beringhaus den Oberarzt der Station erkennend, trat er zu demselben heran, ergriff seine Hände und sagte mit dem Tone der Rührung und der innigsten Herzlichkeit:

„Ich beschwöre Sie, Herr Doctor, thun Sie Alles, das Leben dieses Menschen zu erhalten. Sein Tod würde ewig auf meiner Seele lasten, denn ich müßte mich als die Ursache desselben betrachten.“

Während dieser Worte folgte der Doctor dem allem Anscheine nach sehr schwer Verwundeten in das Haus, und durch die Worte des Lieutenants zu besonderer Theilnahme angeregt, widmete er dem Manne persönlich seine besondere Thätigkeit.

„Schlimm! Sehr schlimm!“ sagte er kopfschüttelnd, indem er die Wunde genau untersuchte; „indeß scheint der Schuß, wenn auch sehr gefährlich, nicht unbedingt tödtlich zu sein. Es kömmt dabei Alles auf die gesunde Natur des Kranken an, so wie auf die Pflege, die er in dem Hospitale finden wird, wo man freilich den Einzelnen, zumal den Gemeinen, leider nicht immer die nöthige Aufmerksamkeit widmen kann.“

„Das soll meine Sorge sein,“ sagte darauf voll edler Wärme der Offizier, „denn so lange noch Hoffnung zur Erhaltung seines Lebens ist, werde ich nicht von seiner Seite weichen, und den Krankenwärterdienst bei ihm versehen; ich muß es daher jetzt als ein wahres Glück betrachten, daß ich selbst verwundet bin, und zwar so leicht, daß ich dadurch nicht verhindert werde, diese Christenpflicht zu erfüllen.“

Diese Worte erregten die lebhafteste Theilnahme des Doctor Beringhaus; es mischte sich in dieses edle Gefühl aber auch ein leiser Grad der Neugier, und er fragte daher:

„Hat Ihnen denn dieser Mensch einen Dienst von besonderer Wichtigkeit erwiesen, daß Sie sich so sehr für ihn interessiren?“

„Im Grunde,“ entgegnete der Lieutenant, „war es nur ein Zug liebevoller Anhänglichkeit, wie der Soldat sie so oft für den Offizier zeigt, der ihn gut behandelt; aber die Folge war diese schwere Verwundung, und da ich die Ursache derselben bin, betrachte ich es als meine heilige Pflicht, zur Erhaltung seines Lebens Alles aufzubieten, was in meinen Kräften steht.“

Er machte eine kleine Pause und achtete mit ängstlicher Spannung auf die Mienen des Doctors, der jetzt die Wunde ausgewaschen hatte und eben damit beschäftigt war, den ersten Verband anzulegen.

„Nun?“ fragte er.

„Ich kann nur meinen ersten Ausspruch wiederholen,“ entgegnete der Doctor: „Sehr gefährlich, aber nicht unbedingt tödtlich!“

„Gott sei Dank!" sagte der wackere Offizier, dessen eigener Wunde der Doctor Beringhaus nun auch die nöthige Aufmerksamkeit und Pflege angedeihen ließ.

Während der Wundarzt sich mit ihm beschäftigte, sagte der Lieutenant, der Schmerzen nicht achtend, welche die Untersuchung und der Verband seiner Wunde ihm verursachten:

„Hören Sie, Herr Doctor, was dieser Mann für mich gethan hat.

„Als unser Regiment heute zum Sturme von Custozza vorrückte, kamen wir über eine Wiese, in deren Mitte ich ein kleines, teichartiges Wasser bemerkte; vielleicht war es auch nur eine Pfütze, die sich von dem starken Regen der vergangenen Nacht in einer Vertiefung gesammelt hatte.

„Wir befanden uns unter dem heftigsten Feuer der Bersaglieri, welche die benachbarten Höhen besetzt hielten, und neben dem Wasser lagen mehrere Leichen, deren Blut zum Theil sich mit dem Wasser mischte.

„Dennoch erregte der Anblick der unsauberen, teichartigen Pfütze in mir das heftigste Verlangen, aus ihr einen Trunk schöpfen zu können, denn die brennende Hitze und der unleidliche Kalkstaub, in welchen wir seit Stunden beinahe ununterbrochen hin und her marschirt waren, hatte meine Kehle ausgedörrt und die Zunge klebte mir im eigentlichsten Sinne des Wortes am Gaumen.

„Mit einem sehnsüchtigen Blicke auf das mit Blut gemischte Wasser murmelte ich daher halblaut vor mich hin:

„Ach, was würde ich darum geben, hätte ich einen Trunk von dem Wasser!"

„Aber diesen Wunsch zu erfüllen war unmöglich, denn wir mußten im Sturmschritt vorwärts; gleich darauf bildeten wir gegen die Höhen von Custozza eine Tirailleurkette, und über dem heftigen Feuer, das wir mit den Bersaglieris wechselten, vergaß ich bald meinen Durst.

„Da fühlte ich plötzlich meine Schulter berührt, und als ich mich umsah, stand der Mann, den Sie so eben verbanden, vor mir, reichte mir mit freundlich lächelnder Miene seinen bis zum Rande mit Wasser gefüllten Feldkessel und sagte, von einem eiligen Laufe so außer Athem, daß er kaum zu sprechen vermochte:

„Da! Trinken's! F[illegible]nant!"

„Mensch,“ rief ich erschrocken, erfreut und gerührt zugleich, „wo hast Du das hergeholt?

„Na,“ sagte er gutmüthig, „da Sie so'n damischen Durst hatten, hab i' g'schossen, und bin dann z'ruck geloffen, 's Wasser z'holen.“

„Ich nahm den Kessel, doch ehe ich ihn an die Lippen setzte, sagte ich mit freundlich verweisendem Tone:

„Wie konntest Du aber so unvorsichtig sein?“

„Na, gengens weg, Herr Lieutenant,“ entgegnete der ehrliche Mensch, „Sie haben uns eh' schon oft im Frieden beim Scheibenschießen an guten Wein zahlt, da kann ich Ihnen wohl jetzt im Kriege a mal mit'n schmutzigen Wasser regaliren. Die Piemonteser treffen mich eh' nit!“

„Während er diese Worte sprach, trank ich mit gierigen Zügen das schmutzige Wasser, und die freundlichen Mienen, mit denen er mich trinken sah, verriethen die Befriedigung, die er darüber empfand, daß mir sein Geschenk so gut mundete.

„Als ich meinen ärgsten Durst gestillt hatte, gab ich ihm das noch zum Theil gefüllte Feldgeschirr zurück und sagte:

„Da, trinke Du nun auch!“

„Er streckte die Hand nach dem Kessel aus, aber in eben diesem Augenblick pfiff eine Kugel so nahe an mir vorüber, daß ich den Luftdruck fühlte, den sie verursachte, und schwer getroffen sank der Mann neben mir nieder.

„Ich wollte mich zu ihm hinabbeugen, seinen Zustand untersuchen, ihm Hilfe leisten, wenn es möglich wäre, da erschallte das Signal: „Vorwärts!“ Im Sturmschritte und im wilden Laufe stürmten meine Tirailleure die Höhe hinan, von der die Piemontesen auf der entgegengesetzten Seite zu weichen begannen. — Ich mußte ihnen folgen, ohne mich um den Verwundeten bekümmern zu können.

„Einige Zeit darauf wurde ich bei der Verfolgung des Feindes verwundet und unfähig zu weiterem Kampfe hatte ich nur noch den einen Gedanken, mich von dem Schicksale des Menschen zu überzeugen, der sein Leben auf das Spiel gesetzt hatte, um den mir abgelauschten Wunsch nach einem Labetrunke zu erfüllen.

„Ich hatte mir die Stelle, wo er gefallen war, gut gemerkt und ohne viele Mühe fand ich ihn auf. Aber in welchem Zustande? Blutend, ohne Besinnung, allem Anscheine nach leblos.

„Bei näherer Untersuchung überzeugte ich mich jedoch, daß er

noch athmete, und nun setzte ich mich neben ihm nieder, entschlossen, ihn einem der Wägen zu übergeben, welche — wie ich nicht zweifelte — bald kommen mußten, die Schwerverwundeten nach den Ambulancen zu bringen.

„Meine Erwartung hatte mich nicht getäuscht, indeß verging doch noch längere Zeit, bis ein Wagen so nahe kam, daß ich ihn errufen konnte. Wohl hatte ich schon einigen gewinkt, aber ehe sie zu mir herankommen konnten, waren sie schon so voll beladen, daß sie weiter Niemand aufzunehmen vermochten."

Dr. Beringhaus hatte diese Schilderung mit eben so viel Aufmerksamkeit als Theilnahme angehört, und als der Lieutenant endete, sagte er: „Für heute halte ich den Transport Ihres Schützlings nicht rathsam, Sie dürfen aber überzeugt sein, daß ich ihm meine ganz besondere Sorgfalt widmen werde."

Andere nahmen darauf den Doctor in Anspruch, und er überließ der Pflege des Offiziers den Verwundeten.

Ob dieser am Leben erhalten wurde, und wie der wackere Lieutenant von Paumgarten-Infanterie hieß, vermögen wir nicht zu sagen, die Thatsache aber wurde bald nach der Schlacht von Custozza von vielen Augenzeugen erzählt.

Einer der nächsten Wagen, welche ankamen, erregte die besondere Aufmerksamkeit des Dr. Beringhaus, der zufällig eben an dem Fenster stand, als derselbe auf den Hof fuhr.

Es wurde nämlich von dem Wagen, außer mehreren Verwundeten, auch eine Leiche gehoben.

Das wäre zwar an und für sich nichts Auffallendes gewesen, denn schon mehrere der Schwerverwundeten hatten während des Transportes zu der Ambulance ihren letzten Seufzer ausgehaucht; aber hier lag das Auffallende darin, daß die Leiche nicht die eines Soldaten war, sondern die eines Mädchens, und zwar die einer Italienerin, wie ihr Anzug zeigte.

Als die Todte vom Wagen gehoben wurde, sprach, wie der Dr. Beringhaus bemerken konnte, ein Verwundeter von den Freiwilligen-Uhlanen sehr eifrig zu den Sanitätsdienern, indem er dabei wiederholt auf die Italienerin deutete.

Dadurch neugierig gemacht, eilte der Doctor hinab, um sich nach den besonderen Verhältnissen zu erkundigen, die hier allem Anscheine nach walteten.

Er fragte daher den Uhlanen, was es mit der Todten für eine Bewandtniß hätte, und der Reiter antwortete darauf:

„Herr Doctor, ich konnte mich nicht entschließen, das arme Mädchen auf dem Schlachtfelde in ein allgemeines Grab mit den gefallenen Soldaten werfen zu lassen, denn sie hat es wohl verdient, ein Grab für sich allein zu bekommen, geschmückt mit einem Denkmal, wenn man nur ihren Namen wüßte.“

Verwundert über diese mit tiefem Gefühl gesprochenen Worte des Uhlanen, fragte der Dr. Beringhaus:

„Wodurch hat denn das Mädchen das Lob verdient, das Sie ihr spenden?“

„Das will ich Ihnen sagen,“ entgegnete der Reiter.

Und nun erzählte er das ganze Benehmen Isabellens, die er schon während des Kampfes in dem dichtesten Gewühl zwischen den Reihen der Kämpfenden bemerkt, und dann, als er verwundet, doch halb aufgerichtet, am Boden lag, beobachtet hatte, wie sie auf dem Schlachtfelde hin und her eilte, den Verwundeten ein helfender und tröstender Engel, bis sie zuletzt von der tödtenden Kugel getroffen wurde, als sie eben auch ihm einen Labetrunk reichte.

Tief ergriffen hörte der Doctor diese Schilderung an, die mit einfachen Worten, aber mit wahrem Gefühl und mit unverkennbarer Rührung gesprochen wurden.

Als der Uhlane seine Erzählung endete, fragte Dr. Beringhaus daher mit warmer Theilnahme:

„Und Sie wissen nicht, wer das Mädchen ist?“

„Ich habe sie nie in meinem Leben gesehen,“ entgegnete der Uhlane, „aber wenn Sie ihre Kleider durchsuchen lassen wollen, so erfahren wir vielleicht etwas über sie.“

Der Doctor fand diese Bemerkung sehr richtig, und auf der Stelle durchsuchte er die Taschen der Todten.

Er fand darin nichts, als einige Lire und ein Taschentuch; als er aber über das Mieder der armen Isabelle streifte, fühlte er in demselben einen fremdartigen Gegenstand.

Er zog ihn hervor, und fand ein zusammengefaltetes Papier, ein Stück von einem Zeitungsblatte.

Er legte es auseinander, und es zeigte sich nun ein Brief, der zwar nicht gesiegelt, aber mit einer vollständigen Adresse versehen war.

Diese lautete:

„An den Matrosen Nikolaus Cascosri auf der österreichischen Panzerfregatte Ferdinand Max. In —"

Der Ortsname war natürlich nicht ausgefüllt, denn wie hätte Isabelle wissen können, wohin sie den Brief schicken sollte?

Der Doctor öffnete denselben und las:

„Mein geliebter Nikolaus! Zwar weiß ich nicht, ob es mir möglich sein wird, diesen Brief an Dich zu schicken, doch vielleicht bietet meine Schutzheilige mir dazu eine günstige G legenheit; sollte ich aber einen sichern Boten finden, dann muß der Brief bereit sein, damit ich ihn jeden Augenblick absenden kann. Ich werde deshalb daran schreiben, so oft ich dies ungesehen von Vater und Mutter thun kann.

„Wir befinden uns seit drei Tagen bei der Armee des Königs Victor Emanuel, und wie es heißt, sollen die Oesterreicher schon in den nächsten Tagen angegriffen werden.

„Die Geschäfte gehen sehr gut, und da Vater und Mutter viel zu thun haben, lassen sie mir weit mehr Freiheit, wie in Venedig. Das hat aber nur Werth für mich, weil ich dadurch öfter an Dich schreiben kann.

„Du glaubst nicht, mein geliebter Nikolaus, wie es mir das Herz zerreißt, wenn ich so viel über die Oesterreicher schimpfen höre.

„Es vergeht keine Stunde, ohne daß eine Verwünschung gegen Deine Landsleute und Cameraden ausgestoßen wird. Das gibt mir jedesmal einen Stich in die Brust, und ich suche dann die Verwünschung dadurch unschädlich zu machen, daß ich des Himmels besten Segen auf Dich herabflehe.

„Ich will Dir sogar gestehen, daß ich Gott schon öfters g beten habe, er möchte die Waffen Deines Kaisers siegen lassen, was eigentlich recht schlecht von mir ist, denn ich bin ja doch eine Italienerin; aber ich kann nicht anders: Ich muß für Dich und die Deinigen beten.

„Denkst Du denn wohl auch so oft an Deine Isabelle, wie ich an Dich? — Nein, gewiß nicht, aber Du wirst auch freilich nicht viel Zeit dazu haben."

Hier hatte Isabelle eine Pause gemacht, wie die veränderte Farbe der Tinte verrieth. Dann hieß es weiter:

„Ich schwebe in Todesangst, mein Nikolaus. Höre nur!

„Die vergangene Nacht lag ich schlaflos auf der Streu, welche für mich die Stelle des Bettes vertritt, da hörte ich, wie die Mutter zu dem Vater sagte:

„Bacchini, was meinst Du, sollen wir ihm das Mädchen zur Frau geben?"

„Ich will Dir das überlassen, Antonina," entgegnete mein Vater, „denn Ihr Weiber versteht Euch besser auf Heiratsangelegenheiten, wie wir Männer. Ich bin aber der Meinung, daß er sich noch nicht fest genug erklärt hat, sondern die Aeußerung nur so hinwarf."

„Nun gut," sagte die Mutter, „so wollen wir noch ein Paar Tage warten, und während der Zeit will ich ihn schon dahin bringen, daß er sich fest erklärt."

„Gut versorgt würde Isabelle freilich sein," entgegnete mein Vater.

„Und besonders gefällt mir an ihm," sagte meine Mutter, „daß er ein echter Italiener ist. Er haßt diese verwünschten Austriaci eben so glühend, wie wir."

„Damit endeten sie ihr Gespräch, über dessen Inhalt ich am ganzen Leibe zitterte.

„Vergebens zerbrach ich mir den Kopf darüber, wer der Mann sein könnte, von dem meine Eltern sprachen, denn seit den wenigen Tagen, die wir bei der Armee sind, haben sich mir Viele mit unausstehlicher Zudringlichkeit zu nähern versucht, obgleich ich alle derb zurückwies, wie Du Dir wohl denken kannst.

„Ist es aber im Grunde nicht gleichviel, wie der Mann heißt, der mich Dir, mein Nikolaus, entreißen soll?

„Mir ist Jeder gleich sehr verhaßt, und wenn es wirklich so weit kommen sollte, dann bin ich fest entschlossen, eher zu entfliehen, als mich zu einer Heirat zwingen zu lassen, die mein Unglück wäre.

„Es bliebe mir auch keine andere Rettung, als die Flucht, denn wie ich meine Mutter kenne, würde sie nach meinem Willen nicht fragen, und ich müßte die ärgsten Mißhandlungen befürchten, wollte ich mich dem ihrigen widersetzen."

In diesem Tone hatte Isabelle ihrem Briefe noch zwei oder drei Fortsetzungen hinzugefügt; sie enthielten aber beinahe nichts, als wiederholte Versicherungen ihrer Liebe und Treue und Besorgnisse vor der Verbindung, die ihr aufgezwungen werden sollte; wir ersparen daher unseren Lesern die weitere Mittheilung.

„Also Isabelle Bacchini heißt das Mädchen, und aus Venedig ist sie," sagte Doctor Beringhaus, als er den Brief bis zu Ende gelesen hatte. „Das genügt für den Augenblick, um ihr Grab wenigstens nicht namenlos zu lassen."

Augenblicklich traf er Anstalt, Isabelle zu ihrer letzten Ruhe bestatten zu lassen.

In geringer Entfernung von der Osteria del Bosco stand am Fuße der Anhöhe eine schöne Cypresse und der Baum, der als ein Symbol der Trauer betrachtet wird, schien ganz geeignet zu sein, das Grab des edlen Mädchens zu beschatten, welches bei der menschenfreundlichen Pflege der verwundeten Feinde durch eine Kugel ihrer eigenen Landsleute den Tod gefunden hatte.

Unter der Cypresse wurde daher das Grab Isabellen's gegraben; leichter verwundete Soldaten verschiedener Waffengattungen, die von der heldenmüthigen Aufopferung des Mädchens gehört hatten, bildeten ihr Leichengefolge; der Freiwilligen-Uhlane ging als erster Leidtragender zunächst hinter der Bahre her, auf welcher die Todte, für welche ein Sarg nicht zu beschaffen gewesen war, zu ihrer Ruhestätte gebracht wurde und der Doctor Beringhaus versah das Amt des Priesters und widmete der Verstorbenen, als das Grab sich über ihr geschlossen hatte, einige ehrende und rührende Worte des Nachrufs.

Ein einfaches schwarzes Kreuz wurde als erste Bezeichnung des Grabes am Kopfende derselben in die Erde gepflanzt, indem der Doctor Beringhaus sagte:

„Ich werde dafür sorgen, du edles Mädchen, daß dein Grab und deine That nicht der Vergessenheit verfällt!“

Er hat Wort gehalten, denn ein einfaches Steinkreuz schmückt gegenwärtig das einsame Grab unter dem Cypressenbaume in der Nähe der Osteria del Bosco.

Die goldene Inschrift lautet:

Isabelle Vacchini

aus Venedig.

Gefallen am 24. Juni 1866 bei der Erquickung der Verwundeten auf dem Schlachtfelde.

Den Brief Isabellen's an ihren Geliebten nahm Doctor Beringhaus zu sich, um ihn Nikolaus Cascosri durch das Commando der Flotte zustellen zu lassen, sobald sich dazu eine Gelegenheit finden würde.

VIII.

Genesung und Befreiung.

Als Pauline von Eisenstern, tief ergriffen durch die von ihr belauschten Worte ihres Verlobten, des Hauptmann von Arnheim, zu demselben eintrat, legte sie ihm, wie wir zum Schlusse des Kapitels XXI unseres ersten Bandes sahen, die Hand auf die Schulter und sagte im liebevollsten Tone:

„Ernst!"

Aber dieser Name, von einer Stimme gesprochen, deren Klang er selbst in der geistigen Nacht, die ihn umfangen hielt, erkennen mußte, wie Pauline glaubte, brachte nicht die Wirkung hervor, welche das liebende Mädchen davon gehofft hatte.

Mit herzzerreißendem Tone schrie er, wie wir wissen: „Agnes Sander!" und stürzte bewußtlos zu Boden.

Der unglückliche Arnheim hatte in dem Wahne der fixen Idee, die ihn seit der letzten Zeit befangen hielt, er sei der Mörder der Beklagenswerthen, welche auf eben dem Lager, welches er jetzt inne hatte, als Opfer eines Ereignisses gefallen war, über welches die preußische Militär-Justiz einen undurchdringlichen Schleier breitete, in seiner Verlobten den rächenden Geist der allem Anscheine nach Gemordeten erblickt, und der Gedanke, daß sie gekommen sei, ihn vor den Richterstuhl des Ewigen zu führen, wirkte so erschütternd auf seinen geschwächten Körper und seinen zerrütteten Geist, daß er darüber das Bewußtsein verlor.

Auf den Tod erschrocken sprang Pauline hinzu, und mit dem Beistande der Frau Lange wurde es ihr möglich, den Ohnmächtigen vom Boden emporzuheben.

Frau Lange wollte ihn auf das Bett legen, neben dem sie standen, aber mit dem feinen Instincte, welcher zarten weiblichen Naturen angeboren zu sein scheint, erkannte Pauline die Nothwendigkeit, ihn von der verhängnißvollen Lagerstätte zu entfernen, welche seine Phantasie auf eine so verderbliche Weise erregt hatte.

Sie trug daher den Ohnmächtigen auf das in dem Wohnzimmer

stehende Sopha und bot hier Alles auf, ihn zum Bewußtsein zurückzurufen.

Nach wenigen Minuten schlug er auch wirklich die Augen auf, und zu ihrer unaussprechlichen Freude überzeugte sie sich beinahe augenblicklich, daß die gewaltige Erschütterung, welche ihr unerwartetes Erscheinen hervorbrachte, eine heilsame Krisis zur Folge gehabt hatte.

Mit mattem Blicke sah der Hauptmann Arnheim im Zimmer umher. Offenbar schien er sich zu besinnen, wo er sich befände, und was mit ihm vorgegangen sei.

Da fiel sein Auge auf das liebliche Gesicht Paulinens, die in ängstlicher Spannung zu ihm niedersah.

Der Ausdruck der höchsten Ueberraschung malte sich in seinen Zügen, während zugleich ein unbeschreiblicher Strahl des Glückes dieselben überflog.

Er glaubte seinen eigenen Sinnen nicht trauen zu dürfen und nur zögernd fragte er:

„Pauline? — Sind Sie es denn wirklich? — Aber wie kommen Sie denn hierher? — Und befinde ich mich denn nicht in preußischer Gefangenschaft — in der Festung Glogau — und in der Wohnung —“

Bei diesen Worten unterbrach er sich und blickte scheu in dem Zimmer umher.

Pauline erkannte die Gefahr eines neuen Erwachens der fixen Idee, und sie beeilte sich daher, Arnheim mit dem mühsam erzwungenen Tone des Scherzes zu unterbrechen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

„Ei, mein lieber Freund,“ sagte sie, „es ist nicht galant von Ihnen, daß Sie mich fragen, ob ich wirklich Ich bin. — Sie scheinen mich in der kurzen Zeit, die seit unserer Trennung verflossen ist, etwas mehr, als erlaubt ist, vergessen zu haben.“

Er schien etwas erwiedern zu wollen; sie hielt es aber für zweckmäßig, ihn so zu betäuben, daß er für den Augenblick seine Gedanken nicht sammeln könnte, und sagte daher mit einer Zungengeläufigkeit, die ihr für gewöhnlich fremd war:

„Freilich bin ich es, Ihre Braut, Pauline von Eisenstern, und Sie befinden sich in Glogau, in preußischer Gefangenschaft. Doch wie das Alles zusammenhängt, wollen wir auf einer Promenade besprechen, zu der ich mir Ihre Begleitung erbitte.“

Damit erhob sie sich von dem Sitze, den sie bisher neben dem Sopha eingenommen hatte, auf dem er lag, reichte ihm seine Kopfbekleidung, die sie auf einem Tische liegen sah und forderte ihn durch eine Handbewegung gegen die Thür auf, voranzugehen.

Wie willenlos folgte er der Aufforderung und Pauline ging ihm sogleich nach, indem sie der Wirthin flüchtig zuflüsterte:

„Erwarten Sie uns nicht! Es ist durchaus nothwendig, ihn in eine andere Wohnung zu bringen, um ihn den unheilvollen Eindrücken zu entziehen, welche jenes Cabinet auf ihn ausübt. — Sie sollen reichlich für Ihren Verlust entschädigt werden."

Dann holte sie Arnheim ein, der langsam die Stiege hinabging und sich dabei mehrmals umsah, als zweifelte er noch immer, daß es wirklich Pauline sei, die ihm so plötzlich erschienen war.

„Lassen Sie uns nun einen Gang in das Freie machen, mein theurer Freund," sagte Pauline, als sie mit dem Hauptmann auf die Straße trat und dabei ihren Schleier über das Gesicht herabfallen ließ.

Er wollte ihr den Arm reichen; sie lehnte dies jedoch ab, indem sie mit scherzendem Tone sagte:

„Ich kann diese Ehre nicht annehmen, denn man darf nicht bemerken, daß wir näher miteinander bekannt sind. — Es wird indeß wohl nicht auffallen, wenn Sie einer Dame die Cour machen; denn das soll ja Soldatenmanier sein:

„Ander Städtchen!
„Ander Mädchen!"

„Pauline," sagte er mit dem Tone des Vorwurfs, „können Sie glauben, daß dies Sprichwort auch auf mich Anwendung findet?"

„Nein, ich glaube es nicht, mein geliebter Freund," entgegnete sie innig; „aber die Klugheit erfordert dennoch, daß wir einander völlig fremd zu sein scheinen. — Wissen Sie nicht irgend einen einsamen Ort, wo wir uns ungestört und ohne Furcht vor lästiger Neugier, mit einander unterhalten können? — Denn ich habe Ihnen sehr wichtige Dinge zu sagen und darf nicht wagen, dies in dem Gasthause zu thun, in welchem ich abgestiegen bin."

Arnheim führte seine Verlobte nach dem Garten der Guttmann'schen Restauration, wo sie zu dieser Zeit des Tages vollkommen ungestört waren, wenn auch die Kellner wahrscheinlich nicht unterlassen würden, ihre Glossen über das Pärchen zu machen, welches ein

Frühstück in eine Laube bestellte, die in dem entferntesten Theile des Gartens lag.

Der gefangene österreichische Hauptmann war überdies durch seine Menschenscheu und seine Liebe zur Einsamkeit bereits ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für das neugierige Völkchen der Kellner geworden und als sie ihn in Begleitung einer Dame nach der Laube gehen sahen, sagten sie zu einander mit eigenthümlich lächelnder Miene:

„So, der scheint ziemlich bald einen Trost für seine Melancholie gefunden zu haben.“

Als Pauline sich mit ihrem Verlobten allein befand und vor jedem Lauscher sicher wußte, sagte sie, aus Vorsicht jedoch flüsternd:

„Arnheim, ich bin gekommen, um Sie aus der Gefangenschaft zu befreien!“

„Wie, wäre das möglich?“ fragte er rasch und ein freudiger Ausdruck überflog dabei sein Gesicht.

„Das will ich Ihnen mit wenigen Worten sagen,“ entgegnete sie. „Mein Paß lautet auf mich und einen alten Diener. — Dieser, unser alter treuer Brenner, ist aber in Böhmen zurückgeblieben und Sie sollen dessen Stelle übernehmen. Zu diesem Zwecke führe ich Alles, was zu Ihrer Umwandlung nöthig ist, bei mir: Eine graue, meisterhaft gearbeitete Perücke, eine einfache Livree und einen Farbenkasten, mit dessen Hilfe ich Sie mit meiner geringen Kunst in der Malerei auf eine so täuschende Weise in einen Greis zu verwandeln hoffe, daß selbst das argwöhnischeste Auge keinen Verdacht soll schöpfen können.“

„Pauline, Sie sind ein Engel,“ sagte Arnheim, indem er mit Wärme ihre Hand ergriff und an seine Lippen preßte. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, denn ich gestehe Ihnen offen, daß diese gezwungene Unthätigkeit und der Gedanke an meine Gefangenschaft wie eine tödtende Last auf mich drückte, so daß mir in einzelnen Augenblicken sogar für meinen Verstand bangte.“

Pauline zuckte bei diesen Worten erschrocken zusammen, denn sie fürchtete, die fixen Ideen ihres Verlobten möchten zurückkehren. Sie war daher nur froh, daß er seines Bruders nicht erwähnte und beeilte sich rasch zu sagen:

„Was das für thörichte Gedanken sind, mein lieber Ernst. — Doch müssen sie jetzt verschwinden und wir dürfen nur noch darauf sinnen, uns sobald als irgend möglich von Glogau zu entfernen, da

es sonst leicht möglich wäre, daß man unsern Verkehr bemerkte und dadurch Verdacht schöpfte."

„Das könnte allerdings möglich sein," entgegnete Arnheim, „obgleich die Gefangenen im Allgemeinen nicht mit großer Strenge beobachtet werden, ich aber noch weniger, wie alle andern, denn —"

Pauline fürchtete, daß die Auseinandersetzung der Gründe, weshalb man Arnheim mit besonderer Rücksicht behandelte, seine Gedanken auf seinen Bruder leiten würde und sie fiel ihm daher rasch in das Wort:

„Desto besser; dann wird unsere Entfernung um so weniger Schwierigkeit haben, oder wir werden, wenn sie zu früh bemerkt werden sollte, um so weniger eine Verfolgung zu befürchten haben, da wir nicht die Richtung nach der österreichischen Grenze einschlagen, sondern von hier nach Breslau reisen, wohin mein Paß lautet. Bedürfen Sie langer Vorbereitungen?" fragte sie darauf, denn es lag in ihrer Absicht, ihn so wenig als möglich zur Besinnung kommen zu lassen.

„Ich bin jeden Augenblick bereit," entgegnete er, „doch halte ich es der Klugheit für angemessen, so lange zu warten, bis ich mich auf der Commandantur gemeldet habe, was vorschriftmäßig jeden Tag geschehen muß. Danach haben wir dann volle vierundzwanzig Stunden Zeit, unsern Plan zur Ausführung zu bringen."

„Um das zu erleichtern," sagte Pauline, „bitte ich Sie, nicht in Ihre Wohnung zurückzukehren, sondern in dem Hotel ein Zimmer zu nehmen, in welchem ich selbst wohne. Ein Vorwand dazu ist leicht gefunden, wenn Sie sagen, Sie hätten sich mit Ihren Wirthsleuten aus einem oder dem andern Grunde entzweit."

Es geschah Alles so, wie sie es verabredet hatten, und als am nächsten Tage die Stunde zu dem Abgange des Dampfwagenzuges nach Breslau nahete, schritt Pauline dem Bahnhofe zu, und an ihrer Seite ging ein greiser Diener in einer unscheinbaren Livree, der eine Reisetasche trug und mit dem sie sich unterhielt, während ein Dienstmann mit dem übrigen Reisegepäck vorausgeschickt war, um die Fahrkarten zu lösen.

Es mochte etwa 5 Uhr Nachmittags sein, als Pauline und ihr Begleiter über den Domplatz gingen, da kam ihnen eine große Menschenmasse entgegen, welche eine in der Mitte der Straße marschirende Compagnie des siebenten Landwehrregiments umschwärmte.

Unter der Menge schien eine lebhafte Aufregung zu herrschen,

und Alle blickten nach den Reihen der Landwehr hinüber, zwischen denen eine Anzahl Menschen ging, die, wie es aus der Ferne schien, als Gefangene transportirt wurden.

Pauline erschrak vor dem Gewühl, in welches sie sich, die entgegengesetzte Richtung verfolgend, in der nächsten Minute hineingerissen sehen mußte, und einen Augenblick dachte sie daran, umzukehren, um dem Menschenstrome auszuweichen; aber die Furcht, die Abfahrt des Zuges zu versäumen, ließ sie der Unannehmlichkeit trotzen, zumal dieselbe keine Gefahr im Gefolge zu haben schien.

Zu ihrem Schreck sollte das muthige Mädchen sich indeß bald überzeugen, daß sie sich in dieser letztern Vermuthung getäuscht hatte.

Denn als sie und Arnheim einige Schritte weiter gegangen waren, erkannten sie, daß die von der Landwehr eskortirten Gefangenen, ohne Ausnahme, Civilisten und mit Stricken zu Zwei und Zwei an einander gebunden, sämmtlich aber wieder an einem langen Stricke befestiget waren, der in der Mitte zwischen ihnen hindurchlief.

Nach dem, was das Gerücht schon nach Glogau vorausgetragen hatte, konnten Pauline und Arnheim nicht daran zweifeln, daß dies die unglücklichen Bürger Trautenaus waren, denen allerhand gegen die Preußen verübte Gräuel nachgesagt wurden, die man von Spaniern oder Mexikanern wohl allenfalls hätte glauben können, die aber für einen vernünftigen, mit ruhiger Ueberlegung urtheilenden Menschen ganz unglaublich klangen, wenn behauptet wurde, daß sie von der friedlichen Bevölkerung einer deutschen Landstadt verübt sein sollten.

Bald mußte jede Ungewißheit schwinden, denn als sie sich unmittelbar neben der Spitze des Zuges befanden, erkannten Pauline und Arnhein in Dem, welcher den Uebrigen voranging, den Bürgermeister Dr. Roth, mit dem sie in mehrfacher Berührung gestanden hatten, und der ihnen sogar befreundet, und jetzt mit dem ihnen ebenfalls nicht ganz fremden Schlosser Leps zusammengebunden war.

Empört über den Anblick einer solchen Behandlung eines Mannes, dem in seiner Heimat alle Welt das Zeugniß der größten Ehrenhaftigkeit gab, vergaß Arnheim das Gefährliche seiner Lage, und mit dem Tone des Unwillens rief er laut:

„Schändlich! — Das ist ja —“

Erschrocken ergriff Pauline seinen Arm und flüsterte ihm zu: „Still! Um Gottes Willen!“

Aber diese Warnung schien zu spät zu kommen, und das Unheil

dieser unbedachten Aeußerung schon geschehen zu sein; denn einer der Landwehrmänner, welche die Escorte bildeten, hatte die Worte Arnheims gehört, wendete sich rasch zu ihm um, und fragte ihn barsch:

„Was ist schändlich?"

Pauline wollte erschrocken ihren Begleiter mit sich fortziehen, indem sie ihm zurief:

„So geh' doch schneller! — Wir versäumen ja sonst den Abgang des Zuges!"

Doch der Landwehrmann, dessen Argwohn durch irgend etwas erregt worden zu sein schien, faßte rasch Arnheims Arm und rief:

„Das wird wohl keine so große Eile haben! — Erst will ich wissen, was schändlich ist?"

Arnheim, der sich in seinem Stolze als Offizier dadurch verletzt fühlte, von einem gemeinen Soldaten auf solche Weise behandelt zu werden, und dem in diesem Augenblicke seine Verkleidung herabwürdigend erscheinen mochte, stand auf dem Punkte, eine Antwort zu geben, die ihn unfehlbar verrathen, und dadurch in das Unglück gestürzt haben würde; aber Pauline kam ihm mit bewundernswerther Geistesgegenwart zuvor, und rief:

„Mein Gott, darüber kann ja gar kein Zweifel sein! — Was diese Menschen gethan haben — sollen, ist schändlich!"

„War es so gemeint?" fragte der Landwehrmann den Hauptmann Arnheim, und dieser, der Lüge sich schämend, stammelte:

„Natürlich! Ganz gewiß!"

Der Landwehrmann schien durch diese Antwort befriedigt zu sein, denn er eilte, ohne ein Wort weiter zu sagen, dem Transporte nach.

Von ihrer Angst befreit, verdoppelte Pauline ihre Schritte; unaufgehalten erreichten sie und ihr Begleiter den Bahnhof, und wenige Minuten später fuhren sie Breslau entgegen.

Während dessen waren der Dr. Roth und seine Unglücksgenossen nach dem Militärgefängniß gebracht worden.

Auf dem Hofe vor demselben, mußten sie der Mittheilung ihrer näheren Bestimmung harren.

Seit dem Morgen hatten die Beklagenswerthen weder Speise noch Trank genossen; sie waren daher gänzlich erschöpft, und vermochten kaum noch, sich auf den Füßen zu erhalten.

„Einen Trunk Wasser!" bat verschmachtend der Bürgermeister von Trautenau.

„Wasser! Wasser!“ wiederholten mehrere klagende Stimmen, aber die Bedeckungsmannschaft blieb taub, es fand sich kein mitleidiger Offizier, um den Gefangenen diese einfache, ihnen so nothwendige Erquickung zu gewähren, und erst nach 7 Uhr wurden sie in die zu ihrer Aufnahme bestimmten Gefängnisse abgeführt!!

IX.

Mißlungen!

„Wirst Du lange ausbleiben?“ fragte Amalie, die reizende Tochter des Ministerialbeamten, Dr. Hirtling, ihren Vater, indem sie ihm mit kindlicher Ehrerbietung die Hand küßte.

„Leider fürchte ich, mein gutes Kind, daß ich vor morgen Früh um 2 oder 3 Uhr nicht werde zurückkehren können,“ entgegnete Dr. Hirtling, „denn die Gesellschaften bei dem Minister dauern in der Regel bis an den Morgen, und er sieht es gern, wenn seine Beamten bis zuletzt ausharren, denn er erblickt darin den Beweis, daß sie sich gut amüsirt haben. Ich darf es daher nicht wagen, mich vor den letzten Gästen zu entfernen, denn als ich dies das letzte Mal gethan hatte, sagte er mir am nächsten Tage ziemlich spitz:

„Sie scheinen sich gestern bei mir sehr gelangweilt zu haben, sonst würden Sie sich nicht so früh entfernt haben.“

„Und hattest Du Dich denn wirklich gelangweilt?“ frug Amalie lächelnd.

„Zum sterben!“ entgegnete ihr Vater, „aber das darf man den großen Herren nicht merken lassen, sonst setzt man sich der Gefahr aus, ihre ewige Feindschaft zu gewinnen.“

„Ich bedaure Dich, mein armes Väterchen,“ sagte Amalie scherzend, „doch kannst Du Dich mit dem Gedanken trösten, daß ich mich hier zu Haûse ganz allein kaum besser unterhalten werde.“

„Du hättest aber auch der Betty nicht eben heute die Erlaubniß geben sollen, auszugehen; denn es ist mir gar nicht recht, Dich so ganz allein zu wissen.“

„Was kann mir denn geschehen?“ erwiederte Amalie munter.

„Das arme Mädchen bat mich so sehr, und da sie so selten ein Vergnügen hat, glaubte ich ihr die Erlaubniß nicht abschlagen zu dürfen.“

Ihr Vater küßte sie auf die Stirn, wünschte ihr eine gute Nacht und eilte die Stiege hinab zu dem Wagen, der ihn nach dem Hôtel des Ministers bringen sollte.

Amalie sah ihm aus dem Fenster nach, und als der Wagen, um die nächste Ecke biegend, ihren Augen entschwand, schloß sie das Fenster, preßte die Hand gegen die Brust und sagte halblaut vor sich hin:

„Ach, wie mir das Herz klopft! — Ich hätte es doch nicht thun sollen! — Meinen Vater, der so gut gegen mich ist, zu betrügen! — Aber Eduard bat so dringend — und ich hatte ihm schon so oft Hoffnung gemacht, eine Stunde mit ihm allein zu verplaudern, daß ich doch endlich Wort halten mußte. — Aber dennoch fühle ich, daß ich Unrecht thue, und es beschleicht mich ein eigenthümliches Gefühl der Bangigkeit, als würde aus meinem heimlichen Schritte irgend ein Unheil entstehen!“

Während dieses kurzen Selbstgespräches hatte ein junger Mann, der den Hut tief in die Stirn drückte und den Kragen seines leichten Sommerrockes hoch hinauf zog, so daß das Kinn darin verschwand, aus einiger Entfernung das Abfahren des Wagens, in welchem der Dr. Hirtling saß, beobachtet, und als derselbe verschwunden war, eilte er auf die Thür von Amaliens Wohnung zu.

Ehe er sie erreichte, trat aus dem Nachbarhause ein Mann, der auf ihn gewartet zu haben schien, zu ihm heran und fragte ihn flüsternd:

„Bist Du überzeugt, daß in der Wohnung Hirtlings bis zum Morgen außer Dir und Deiner Geliebten ganz zuverlässig Niemand zugegen sein wird?“

„Gewiß nicht!“ versicherte der Gefragte. „Aber sage mir doch nur, was Du vor hast, Bruder? — Die vielen Fragen, die Du schon an mich richtetest und der unverkennbare Eifer, mit dem Du mich dahin zu bringen suchtest, von Amalie die Bewilligung des ersten Alleinseins mit ihr zu erlangen, kommen mir beinahe unheimlich vor und ich fürchte sehr, Du führst etwas im Schilde, was ein schlimmes Ende nehmen kann.“

„Vielleicht bist Du von der Wahrheit nicht sehr weit entfernt, Eduard,“ entgegnete der Fragende. „Deshalb ist es für Dich besser, Du weißt nichts, weil Du dann Deine Unschuld beschwören kannst, ohne Dein Gewissen durch einen Meineid zu belasten.“

Der, welcher Eduard angeredet worden war, und in welchem unsere Leser ohne Zweifel bereits den jüngeren Woronski errathen haben werden, eben so, wie in dem mit ihm Sprechenden den älteren Bruder, wollte ohne ein Wort zu erwiedern weiter eilen; sein Bruder aber hielt ihn am Arme zurück und flüsterte ihm heftig, der Vorübergehenden wegen aber mit gedämpfter Stimme, einige Worte zu, von denen ein Lauscher selbst in der nächsten Nähe nichts weiter hätte verstehen können, als:

„Daß Du die Thüre offen läßt, und wehe Dir, wenn Du irgend etwas thust, was meinen Plänen hindernd in den Weg tritt!“

Ohne seinem Bruder Zeit zu irgend einer Erwiederung zu lassen, eilte er von ihm hinweg, und Eduard setzte seinen Weg zu dem Stelldichein mit der Geliebten nicht mit der freudigen Hast fort, mit welcher er ihn bisher verfolgt hatte.

Sein Herz klopfte vielmehr gar heftig in banger Erwartung und langsam erstieg er Stufe bei Stufe, auf jeder überlegend, was es wohl sein könnte, worauf sein Bruder sänne.

Die Weisung, die Thüre offen zu lassen, ließ ihn zwar vermuthen, daß sein Bruder eine heimliche Einschleichung in die Archive beabsichtige, welche mit der Dienstwohnung des Dr. Hirtling in Zusammenhang standen, aber da er wußte, daß hier weder eine Casse noch sonst Gegenstände von irgend einem materiellen Werthe aufbewahrt wurden, dachte er zuletzt, sein Bruder beabsichtige nichts, als Einsicht einiger Documente zu nehmen, die für ihn von politischer Wichtigkeit wären. Dies erschien ihm als etwas ganz Gewöhnliches in dessen diplomatischem Verkehr, und er machte sich deshalb darüber weiter keine Sorgen, sondern dachte bald nur noch an das stundenlange ungestörte Alleinsein mit der Geliebten, das er schon so lange vergebens erbeten und nun endlich zugesichert erhalten hatte.

Amalie, die seinen Schritten gelauscht hatte, erkannte ihn an dem Gange, öffnete ihm die Thüre und die Liebenden lagen einander in den Armen.

„Meine theure Amalie,“ sagte Eduard, „wie danke ich Ihnen, daß Sie endlich meine Bitte erfüllt haben!“

„Ach, Eduard,“ entgegnete das Mädchen, indem es sich schüchtern, doch innig, an die Brust des jungen Mannes lehnte, „ich habe ein großes Unrecht begangen, indem ich Ihnen diese Bitte gewährte, und meinen guten Vater hinterging; aber leider [illegible] Liebe stärker als

das Pflichtgefühl, und so habe ich denn Ihren Wunsch erfüllt, indem ich that, was ich selbst verdammen muß."

„Und wofür ich Ihnen ewig dankbar sein werde, meine theure, innig geliebte Amalie," sagte Eduard, preßte sie leidenschaftlich an sich und überströmte ihren Mund mit glühenden Küssen. Amalie duldete, halb sich sträubend, halb nachgebend, diese feurigen Liebkosungen und sagte dazwischen:

„Nicht wahr, Eduard, Sie werden mir nie Ursache geben, den Schritt zu bereuen, den ich Ihnen zu Liebe unbedachtsam that?"

„Das hieße Ihre Liebe schlecht belohnen," entgegnete Eduard ausweichend und nicht ohne Verlegenheit, indem er seines Bruders gedachte, „und nicht wahr, mein geliebtes Mädchen, Sie halten mich einer solchen Undankbarkeit nicht für fähig?"

„Gewiß nicht, mein guter Eduard" sagte sie, und sah ihm mit einem innigen, liebevollen Blicke ihrer klaren, unschuldigen Augen in das Gesicht.

Eduard wurde bei dem Bewußtsein, daß er nicht redlich gegen das Mädchen handelte, durch die Versicherung ihres unbedingten Vertrauens so verlegen, daß er die Augen zu Boden schlug, und um nicht länger bei dem ihm peinlichen Gegenstande des Gespräches verweilen zu müssen, sagte er in scherzendem Tone:

„Lassen Sie uns nun nach Ihrem Zimmer gehen, Amalie, denn ich glaube nicht, daß Sie die Absicht haben, mich hier in dem Vorgemache abzufertigen."

„So kommen Sie!" entgegnete Amalie, ergriff die Kerze, die sie bei dem Eintritte ihres Geliebten auf ein Seitentischchen gestellt hatte, und ging voran nach der Privatwohnung ihres Vaters, zu welcher eine rechtsgelegene Thür führte, während der Eingang in die Diensträume links von dem gemeinschaftlichen Entrée lag.

„Ich komme gleich," sagte Eduard. „Ich will mich nur erst noch überzeugen, daß wir auch gewiß vor jeder Störung sicher sind."

Er ging auf die Saalthüre zu, indem er diese Worte sprach, bei denen seine Stimme so hörbar bebte, daß es Amalie gewiß aufgefallen sein würde, hätte sie nur den leisesten Argwohn gehegt; aber vertrauensvoll sagte sie:

„Schieben Sie zu größerer Vorsicht den Nachtriegel vor und drehen Sie den Schlüssel zwei Mal herum!"

Indem sie diese Worte sprach, stand er an der auf das Stie-

genhaus führenden Thüre, und unwillkürlich zuckte seine Hand, um die Weisung des geliebten Mädchens auszuführen.

Aber der Gedanke an die Zornausbrüche seines tyrannischen Bruders hielt seine Hand von der Ausführung des bessern Vorsatzes zurück; er that daher nur so, als schöbe er den Nachtriegel vor. Den Schlüssel drehte er zwar hörbar zwei Mal im Schlosse herum, aber ein Mal vorwärts und ein Mal rückwärts, so daß die Thüre offen blieb. Seinem Bruder, der ihm von jeher mehr Furcht als Liebe einzuflößen gewußt hatte, stand daher der Eingang offen, um seine Pläne zu verfolgen, die jedenfalls dunkler Art waren, wie Eduard sich nicht verhehlen konnte.

Die beiden Liebenden begaben sich darauf nach dem stillen Stübchen Amaliens, und des Mädchens bemächtigte sich ein peinlich beklemmendes Gefühl, als sie den jungen Mann in den Raum einführte, der durch die Sorge einer vor noch nicht langer Zeit verstorbenen Mutter, so wie durch die als Erbe dieser Sorge eintretende Liebe des Vaters sinnig geschmückt war, und deren Schwelle als heilig betrachtet und von keinem prophanen Männerfuße überschritten werden sollte.

Selbst ihr Vater betrat daher nur mit einer gewissen Scheu das Gemach, in dessen Hintergrunde das jungfräuliche Lager seines geliebten Kindes stand, sittsam verhüllt durch einen blendend weißen Vorhang.

Ueber zwei Stunden schon waren die Liebenden beisammen.

Ihre Unterhaltung war wortarm, und doch für sie Beide unendlich beredt.

Das Wagengerassel auf der Straße, das lebhafte Menschengewühl hatte während dieser Zeit mehr und mehr abgenommen, und war endlich in die tiefste Stille der Nacht übergegangen, welche nur dann und wann durch die eiligen Schritte eines Verspäteten unterbrochen wurde.

Aber die Liebenden waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf diesen Wechsel zwischen lärmendem Getöse und tiefer Ruhe zu achten.

Für sie schien die Zeit still zu stehen.

Dennoch bemächtigte sich Eduards, als Mitternacht herankam, eine große Unruhe.

Er wußte sie vor seiner Amalie zu verbergen, sonst würde diese von der lebhaftesten Angst ergriffen worden sein, denn ohne Zweifel

hätte sie, gleich ihm, in den Räumen der Dienstgemächer ein sehr verdächtiges Geräusch, wie von den Tritten mehrerer hin- und hergehenden Menschen, vernommen.

Sie würde sich darin auch nicht getäuscht haben, denn schon bald nach dem Eintritte seines Bruders hatte Woronski sich in die Wohnung eingeschlichen, begleitet von Anton Meier, dem Edlen von Schreckenberger, und noch einer der „dunklen Existenzen", einem Menschen, den er für den frechsten, zugleich aber auch für den dümmsten der von ihm geworbenen Spießgesellen, und daher als ungefährlichsten für sich selbst hielt, wenn bei der Sache, die er mit der größten List und Umsicht eingeleitet hatte, irgend etwas in Folge eines jener Zufälle schief gehen sollte, die sich selbst bei einem am klügsten eingeleiteten Unternehmen nie ganz vermeiden lassen, und die dann nur allzuoft einen verderblichen oder blutigen Strich durch die ganze Rechnung machen.

Woronski war vom Kopf bis zu den Füßen in einen dunkeln Mantel gehüllt, und es wäre unmöglich gewesen, zu errathen, was er darunter für ein Costüm trug.

Die vier Männer waren etwa eine halbe Stunde lang sehr eifrig beschäftigt, bei dem zweifelhaften Lichte von Diebeslaternen Papiere zusammenzubinden, welche der Anführer, der sich offenbar zuvor gut unterrichtet hatte, aus verschiedenen Fächern nahm, besonders aber aus dem verschlossenen Schreibtische von Amaliens Vater, welcher Bureauchef war, und daher die Verantwortlichkeit für die sichere Aufbewahrung der wichtigsten Documente trug.

Die sämmtlichen Papiere wurden in Packete zusammengebunden und diese den drei Gehilfen Woronski's übergeben, welche damit jedes Geräusch sorgfältig vermeidend, auf den geräumigen Hof des Gebäudes hinabschlichen, wo sie sich in einer Ecke zusammendrängten, die von dem Scheine der Laterne nur spärlich beleuchtet wurde, so daß selbst ein aufmerksamer Beobachter die drei dunklen regungslosen Gestalten hier kaum bemerkt haben würde.

Woronski selbst blieb noch in den Bureauzimmern zurück, zog unter seinem Mantel zwei große Flaschen hervor, und goß den Inhalt derselben an verschiedenen Orten über die zurückgelassenen Papiere.

Der scharfe Geruch ließ leicht erkennen, daß es Petroleum war, was er so ausgeschüttet hatte, und über die Absicht, in der er es gethan, konnte kein Zweifel walten, denn er zog eine Schachtel

mit Streichhölzchen aus der Tasche, und bald schlugen helle Flammen empor.

Die weitere Verbreitung des Feuers überließ er der natürlichen Entzündbarkeit der Stoffe, und eilte, ohne seinem Bruder eine Warnung von der ihm und seiner Geliebten in so großer Nähe drohenden Gefahr zukommen zu lassen, die Stiege hinab.

Als er zu der Wohnung des Portiers kam, donnerte er heftig an dessen Thür und rief zugleich laut, mit dem Tone des heftigsten Schrecks:

„Feuer! Feuer! — Oeffnen Sie vor allen Dingen schnell das Thor, damit die Feuerwehr Hilfe bringen kann, denn der Brand scheint sehr gefährlich zu sein.“

Wie Woronski es vorausgesehen und berechnet hatte, war der Portier durch den Angstruf, der ihn aus dem tiefsten Schlafe aufstörte, so erschrocken, daß er wie betäubt aus dem Bette sprang und unter das Portal taumelte.

Der helle Feuerschein, der aus dem obern Stockwerke herunterfiel, überzeugte ihn nur zu sehr, daß der Schreckensruf begründet war, und ohne in der ersten Ueberraschung nur einen Blick auf den Störer seiner nächtlichen Ruhe zu werfen, sprang er mit dem Thorschlüssel, den er mechanisch ergriffen hatte, zu dem Thore und schloß es auf.

Woronski hatte während dessen, gegen den Hof gewendet, einen leisen Pfiff gethan, welcher für die drei dort Versteckten das verabredete Signal war, daß der Weg gleich frei sein würde.

Anton Meier und seine Genossen schlichen darauf bis zu der rückwärtigen, nach dem Hofe zu unverschlossenen Oeffnung des Portales, spähten vorsichtig um die Ecke, und als sie sahen, daß das Thor geöffnet war, durch welche ihr Anführer soeben das Haus verließ, sprangen sie vorwärts, um die Beute, mit der sie beladen waren, in Sicherheit zu bringen.

Das ging aber nicht so leicht, als sie geglaubt hatten, denn als der Portier so unerwartet drei fremde Menschen vor sich sah, welche große Packete trugen, vertrat er ihnen entschlossen den Weg, obgleich die drei Spitzbuben in die Uniform der Polizei-Wachmannschaft gekleidet waren.

„Halt da!“ rief er, in dem Eifer seiner Dienstestreue sogar das Feuer vergessend, das reißende Fortschritte zu machen schien. „Wo kommt Ihr her — und was tragt Ihr da?“

Aber Anton Meier und der Edle von Schreckenberger waren nicht die Leute dazu, sich durch ein solches Hinderniß aufhalten zu lassen, obgleich der Portier ein breitschulteriger Mann war, dessen muskulösem Bau man zutrauen konnte, daß er im Stande gewesen wäre, es mit den drei Strolchen aufzunehmen, die ihm gegenüberstanden.

Gestärkt durch die Autorität der Uniform, die er trug, hätte Anton Meier durch eine ruhige Entgegnung, welche das Gepräge von dem Gefühle seiner amtlichen Würde trug, den freien Durchgang wahrscheinlich ganz im Guten durch einige ernste Worte erwirken können, aber er verstand es nicht, den Charakter der Maske zu bewahren, in der er steckte; seine gewaltthätige und verbrecherische Natur gewann die Oberhand über die Klugheit, die in seiner Lage ganz besonders geboten gewesen wäre, und er antwortete auf das gebieterische „Halt!" des Portiers damit, daß er auf denselben zusprang und ihm mit der geballten Faust einen Schlag auf die Nase versetzte.

Der Schwergetroffene taumelte zur Seite, das Blut stürzte ihm über das Gesicht und die drei Bösewichter sprangen zu dem Hause hinaus, ohne daß der treue Hüther desselben sie zurückzuhalten vermochte.

Ihren nächsten Zweck: Unangefochten mit ihrer Beute aus dem Hause zu gelangen, hatten die drei Spitzbuben zwar erreicht, aber dennoch sollte sich die Unvorsichtigkeit ihres Streiches augenblicklich zeigen.

Waren dem Portier die drei Männer in der Uniform der Polizeiwache gleich bei ihrem ersten Anblicke durch die Bündel, die sie trugen, um so verdächtiger erschienen, da er sich ihre Anwesenheit in dem Hause zu dieser Stunde nicht zu erklären wußte, so konnte er nach dem gewaltthätigen Angriffe nicht daran zweifeln, daß die drei Menschen keine wirklichen Polizeisoldaten waren, sondern die Uniform nur mißbrauchten, um ein Verbrechen zu verüben.

Ungeachtet dem Gemißhandelten das Blut noch immer aus der Nase stürzte und der gewaltige Faustschlag ihm heftige Schmerzen verursachte, raffte der Portier sich dennoch schnell auf, sprang zu dem Thore, riß es weit auf und schrie aus Lebenskräften hinaus:

„Diebe! Mörder! — Aufhalten! Aufhalten! Polizei! — Polizei!"

Wie mit Zauber wurde die Straße beinahe augenblicklich nach diesem Rufe durch Menschen belebt.

An der Thüre des erwähnten unbesetzten Gassenladens in dem Nachbarhause hatten die Gehilfen Woronski's schon längst alle

Anstalten getroffen, sie augenblicklich öffnen zu können, sobald das verabredete Signal ertönen würde.

Dies hatte Woronski so eben gegeben, und wie auf die Berührung einer Zauberruthe sprang die Thüre des Gassenladens auf und es entströmte derselben eine Anzahl Menschen, welche theils die Uniform der Feuerwache, theils — wie Anton Meier und dessen Begleiter — die der Polizeimannschaft trugen.

Diese Letzteren, vier oder sechs an der Zahl, liefen schnell nach rechts und links und postirten sich mitten auf die Straße, um dieselbe für jeden Unberufenen abzusperren, die Anderen aber stürmten an dem schreienden Portier vorüber in das Haus, als müßten sie dem Berufe folgen, den ihre Uniform anzudeuten schien, der aber für sie nur darin bestand, unter dem Deckmantel der Verwirrung, welche jedes Feuer mit sich bringt, die Beute zu machen, die ihnen als Lockspeise zu ihrer Theilnahme an dem verbrecherischen Unternehmen hingeworfen worden war.

Woronski, der noch immer in seinen Mantel gehüllt war, welcher nicht einen Zug seines Gesichtes erblicken ließ, leitete mit der Umsicht eines erfahrenen Feldherrn den ganzen verbrecherischen Angriff, obgleich er durch den Allarmruf des Portiers die Hoffnung auf einen vollständigen Sieg bereits aufgegeben hatte.

Bald aber sollte er sich überzeugen, daß er einer vollständigen Niederlage näher war, als er sich bei seiner klugen Berechnung, die seiner Meinung nach alle Möglichkeiten in das Auge gefaßt hatte, träumen ließ.

Jener Zufall, dessen wir oben erwähnten, mischte sich hier, und noch dazu doppelt, in das Spiel, um ihm einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Dieser hämische Zufall wollte, daß beinahe in eben dem Augenblicke, in welchem die falschen Polizeisoldaten die Straße absperrten, um die nächste Ecke eine wirkliche Polizei-Patrouille bog, welche stärker als in der Regel war, da sie außer ihrer gewöhnlichen Function auch noch den Auftrag gehabt hatte, ein verdächtiges Wirthshaus zu durchsuchen, in welchem ein wichtiger Fang gehofft wurde.

Deshalb war die Patrouille nicht nur verstärkt, sondern ihr auch noch ein Commissär beigegeben worden.

Vielleicht aber hatten sich, den launenhaften Zufall, dessen wir erwähnten, verstärkend die beiden Abtheilungen nur zufällig zusammen-

gefunden und verfolgten nun eine Strecke weit gemeinschaftlich ihren Weg. — Als sie so an die Ecke der Gasse kamen, in welcher das Verbrechen verübt wurde, sahen sie sich zu ihrem Staunen an der Verfolgung ihres Weges durch die falsche Polizeiwache gehindert.

„Was gibt es hier?" fragte der Commissär, indem er vortrat.

Der, an welchen diese Frage gerichtet wurde, begann zwar am ganzen Leibe zu zittern, als er sich so plötzlich und unerwartet einem Beamten der wirklichen Polizei gegenüber erblickte, aber dennoch gewann er Muth und Geistesgegenwart genug, um — wenn auch mit unsicherer Stimme — zu antworten:

„Es ist wegen des Feuers die Straße abgesperrt!"

Während dieser Worte hatte der Commissär den Sprechenden näher in das Auge gefaßt und kaum beendete derselbe seine Antwort, als er ihn an der Brust packte, indem er mit donnernder Stimme sagte:

„Hallunke, wie kannst Du dich erfrechen, diese Uniform anzulegen?"

Er hatte in dem falschen Polizisten einen oft bestraften Verbrecher erkannt, dem die Polizei schon seit einiger Zeit wegen neuer Vergehungen nachspürte und froh über den Fang, den er hier so zufällig machte und der ihm eine ansehnliche Belohnung in Aussicht stellte, rief der Commissär einen seiner Begleiter heran, und übergab ihm den ertappten Verbrecher, indem er mit dem Tone scharfen Befehles sagte:

„Daß der Kerl nicht entspringt! — Sie haften mir für ihn!"

Der falsche Polizist wollte zwar die Flucht ergreifen, aber er wurde daran verhindert, indem einige der Wachmannschaft ihrem Cameraden zu Hilfe sprangen, sich seiner bemächtigten und ihm zu größerer Sicherheit die Handschellen anlegten, die für den andern Spitzbuben bestimmt gewesen waren, den man zu fangen gehofft hatte, der aber für diesmal der drohenden Gefahr glücklich entgangen war.

Die Gefährten des Verhafteten waren glücklicher als dieser, denn als sie die Wendung sahen, welche die Sachen nahmen, benutzten sie den Augenblick, während dessen der Commissär sich mit ihrem Cameraden beschäftigte, zu ihrer Flucht, und der Commissär ließ sie laufen, denn er war überzeugt, daß ihre Verkleidung sie der Sicherheitsbehörde sehr bald in die Hände liefern würde.

Der Beamte konnte nach dem, was er hier sah, natürlich nicht daran zweifeln, daß er jetzt unerwartet einem großen Verbrechen, vielleicht einem hochverrätherischen Attentate, auf die Spur gekommen sei. Er ließ daher durch die Mannschaft, die er bei sich hatte, schnell die ganze Breite der Straße mit wirklicher Amtsgewalt absperren, schickte einen seiner Leute auf die Polizei-Hauptwache, um für jeden möglichen Fall Assistenz herbeiholen zu lassen, und eilte dann vorwärts gegen die Mitte der Straße, wo in diesem Augenblicke der laute Ruf des Portiers ertönte, dessen wir vorhin erwähnten.

Woronski erkannte mit raschem Blicke die Gefahr, in der vielleicht er selbst, jedenfalls aber das Gelingen seines Planes schwebte, indeß sein kaltes Blut und seine Geistesgegenwart verließen ihn deshalb nicht.

Die Papiere, die er Anton Meier übergeben hatte, waren für ihn die wichtigsten; es galt daher vor allen Dingen, diese wo möglich zu retten, denn seine eigene Person glaubte er mit dem Muthe, der Verwegenheit, die ihn noch nie verlassen hatten, durchzubringen, wenn es zu dem Aeußersten kommen sollte.

Aber auch Anton Meier wollte er vor der Arretirung schützen, denn der Mensch war hier theils der Einzige, welcher über ihn näheren Aufschluß hätte geben können, theils sollte derselbe ihm noch wichtige Dienste leisten.

Rasch entschlossen, packte er ihn daher, indem er laut rief:

„Halt, Schurke! Ich verhafte Dich und Du wirst mir augenblicklich folgen!“

Leise flüsterte er ihm dabei zu:

„Folge mir ohne Sträuben! Hoffentlich gelingt es mir, Dich zu retten, indem ich zugleich mich selbst in Sicherheit bringe.“

Nach diesen Worten riß er Meier, ihn fortwährend an dem Arme haltend, mit sich in der Richtung der Straße fort, die noch frei war.

Aber auch von hier zog ein drohendes Ungewitter gegen ihn herauf, und zum zweiten Male zeigte der Zufall seine vernichtende Gewalt.

Dieser tückische Zufall hatte kurze Zeit zuvor, ehe Woronski zum Brandstifter wurde, ein anderes Feuer entzündet. Die Feuerwehr war rasch zu dessen Löschung herbeigeeilt, und ihrer rühmenswerthen Thätigkeit gelang es, binnen unglaublich kurzer Zeit des einen empörten Elementes durch das ihm feindliche des Wassers Herr zu werden.

Die Mannschaft mit der Spritze und der üblichen und vorschriftsmäßigen Begleitung wollte eben den Heimweg antreten, da zeigte sich ihr der helle Schein des von Woronski entzündeten Feuers, welches reißende Fortschritte gemacht hatte, und im sausenden Galopp rasselten die Fuhrwerke heran, Woronski und Meier entgegen.

Zugleich ertönte hinter den beiden Fliehenden der Ruf des ihnen nacheilenden Polizeicommissärs:

„Halt! Stehen geblieben!“

Natürlich achtete Woronski nicht auf das Gebot, sondern strebte danach nur noch lebhafter, vorwärts zu kommen.

Dabei flüsterte er Meier zu:

„Eile nach meiner Wohnung, verbirg dort die Papiere, und begieb Dich dann so schnell als möglich zu dem Rittmeister, Deinem neuen Herrn, denn nach dem, was sich jetzt zuträgt, mußt Du ohne Säumen aus Wien verschwinden.“

„Aber die Uniform!“ entgegnete Meier angstbebend. „Mein Anzug liegt in dem Gewölbe!“

„Verdammt!“ sagte Woronski und knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

Der Commissär, der sie verfolgte, war ihnen trotz seiner Eile noch immer nicht näher gekommen, und er erkannte aus ihrem rasenden Laufe, daß es ihm nicht gelingen würde, die Flüchtlinge einzuholen.

Er rief daher der Mannschaft der Feuerwehr zu:

„Haltet jene Beiden dort auf! — Es sind gefährliche Spitzbuben!“

Im Nu sprangen drei oder vier Leute von der Spritze herab, die sich eben unmittelbar neben Woronski und Meier befand und eilten auf diese zu.

Aber sie waren schon einige Schritte voraus, und die Feuerwehrmänner mußten sie daher verfolgen, statt ihnen, wie der Commissär gehofft hatte, den Weg vertreten zu können.

Diese wenigen Schritte des Vorsprunges waren die Rettung Meiers, denn Woronski ließ ihn los und er lief davon, so schnell seine Füße ihn tragen konnten, Woronski selbst aber wendete sich zu den Leuten der Feuerwehr und sagte mit gebieterischem Tone zu ihnen:

„Was wollt Ihr von mir? — Versäumt nicht Eure Pflicht, das Feuer zu löschen!“

Um seinen Worten Nachdruck zu geben griff er rasch in die Brusttasche und hielt ihnen einen kleinen Doppeladler entgegen.

Vor diesem gefürchteten Zeichen amtlicher Würde und Gewalt wichen die Feuerwehrleute ehrerbietig zurück und Woronski würde seinen Weg ruhig haben verfolgen können, hätte nicht der wirkliche Commissär ihn fortwährend im Auge behalten.

Dieser war jetzt näher gekommen.

Zwar sah er das Zeichen nicht, welches der Verdächtige seinen Verfolgern vorgehalten hatte, aber er bemerkte die Wirkung, die es auf dieselben hervorbrachte, und in der Besorgniß, daß seine Beute ihm entrinnen möchte, verdoppelte er die Eile seiner Schritte und rief zugleich den Leuten zu:

„Laßt Euch nicht irre machen! — Haltet ihn fest!“

Augenblicklich streckten sich vier oder sechs Hände nach Woronski aus, um ihn zu ergreifen.

Er erkannte, daß es jetzt für ihn kein Heil mehr gab, als in der eiligsten Flucht. Mit dem „Todtschläger,“ den er bereits mit der linken Hand heimlich gefaßt hatte und den er in diesem Augenblicke rasch aus der Tasche zog, schlug er daher auf die Hände, die ihn fassen wollten und die mit lauten Schmerzensrufen gelähmt herabsanken.

Dann ergriff er die Flucht.

Die Mannschaft der Feuerwehr durfte nicht daran denken, ihn zu verfolgen, denn ihre nächste Pflicht rief sie zu der Brandstätte, zu der sie jetzt im raschesten Laufe eilten, kräftig und erfolgreich Hand anlegend, das Feuer zu löschen.

Wollte der Commissär sich den Fang, dessen große Wichtigkeit er ahnete, nicht entgehen lassen, so blieb ihm weiter nichts übrig, als die Verfolgung des Flüchtlings selbst zu übernehmen.

Das that er auch augenblicklich, und durch die Anstrengung aller seiner Kräfte gelang es ihm, Woronski einige Zeit im Auge zu behalten, obgleich derselbe offenbar leichtfüßiger war, wie er selbst.

So ging die Hetze eine Strecke lang fort; da bog Woronski um eine Ecke, aber seine Schritte tönten laut schallend durch die Stille der Nacht, ein sicherer Führer für den Verfolger, der die Hoffnung hegte, daß ihm von irgend einer Seite Hilfe kommen würde, entweder durch die Begegnung einer Patrouille, oder durch das zufällige Erscheinen einiger Leute der Polizeiwachmannschaft.

Doch das Glück, welches Woronski einen Augenblick im Stiche gelassen hatte, wendete sich ihm jetzt wieder zu und begünstigte seine Flucht.

Es schnitt ihm keine Patrouille den Weg ab, es versuchte kein Gewölbwächter ihn aufzuhalten, und als er einen Augenblick still stand, um den Schritten seines Verfolgers zu lauschen, erkannte er aus dem Klange derselben, daß er einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatte.

„Jetzt sollst Du mich nicht mehr greifen!“ murmelte er zwischen den Zähnen, bog in das nächste Seitengäßchen ein, zog hier rasch die Stiefel aus, lief auf den Strümpfen bis zu der nächsten Ecke, und schlug dann, die Stiefel noch eine Zeit lang in der Hand behaltend, die Richtung ein, aus der er gekommen war.

Der Commissär hatte mit Schrecken das plötzliche Aufhören von dem Geräusch der Schritte des Verfolgten bemerkt, und er erbebte vor Zorn, indem er erkannte, daß es ihm jetzt schwerlich noch gelingen würde, des gefährlichen Menschen habhaft zu werden.

Gleichwohl setzte er noch eine Streck weit seine Verfolgung fort; aber er entbehrte dabei des bisherigen sicheren Leitfadens und Woronski, der lauschend stehen geblieben war, hörte voll Schadenfreude, daß der Commissär einen Augenblick Halt machte, als er an der Straßenecke angelangt war, wo seiner Meinung nach die Schritte Woronski's verstummten.

Er schien zu überlegen, welche Richtung der Verbrecher verfolgt haben könnte, und entfernte sich dann rasch immer weiter von Dem, den er suchte und auf dessen Habhaftwerdung er jetzt kaum noch zu hoffen wagte.

Woronski zog nun die Stiefel wieder an, und mit einer Frechheit, wie nur er sie in ähnlichen Lagen besitzen konnte, kehrte er zu der Brandstelle zurück; denn es lag ihm viel daran, zu erfahren, wie dort die Sachen ausgefallen waren.

Er verhehlte sich die Gefahr nicht, der er sich durch einen so verwegenen Schritt aussetzte; darum versäumte er auch die Vorsichtsmaßregeln nicht, diese Gefahr möglichst zu entfernen.

Deshalb schleuderte er den Hut fort, den er bisher getragen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er vollkommen unbeachtet sei.

Dann ersetzte er die weggeworfene Kopfbekleidung durch einen jener feinen biegsamen Pariser-Filzhüte, die man auf einen ganz geringen Umfang zusammendrücken und in die Tasche stecken kann, die aber durch ihre Elastizität leicht wieder in ihre ursprüngliche Façon gebracht werden.

Diese Hüte sind, oder waren wenigstens längere Zeit, ein Gegen-

stand der höchsten Eleganz und wurden besonders auf Reisen von den fashionablesten Cavalieren getragen, allein sie sind dennoch wahrscheinlich eine Produktion von der Erfindungsgabe eines raffinirten Gauners, wie es deren in Paris selbst in den höchsten Kreisen geben soll, und wie man sie höchst wahrscheinlich auch in den großen Städten anderer Länder findet.

Woronski selbst und das, was wir von seinem Aufenthalte in Berlin erzählten, ist davon ein lebendiges Beispiel.

Aber die Veränderung der Kopfbekleidung konnte natürlich nicht genügen.

Woronski steckte daher die schwarze Perrücke, die er getragen hatte, so wie den langen Bart, der sein Kinn bedeckte, in die Tasche, legte statt der hohen dunkelfarbigen und steifen Halsbinde, in die sein Kinn sich zur Hälfte zurückziehen konnte, einen leichten, hellen Slips um seinen Hals, und erschien dadurch als ein so ganz anderer Mensch, daß nicht nur keiner der von ihm geworbenen Spießgesellen ihn erkannt haben würde, sondern daß auch keiner der hellersehenden Polizeimänner auf den Verdacht gekommen wäre, er sei der noch vor kurzer Zeit von eben dieser Stelle aus verfolgte Verbrecher.

Als Woronski, auf die beschriebene Weise verwandelt, die Feuerstelle erreichte, wurde er von der Feuerwache zurückgewiesen. Er sagte aber mit einem entschiedenen Tone der Autorität und zugleich mit einem unverkennbaren Ausdrucke der Angst und Besorgniß:

„Meine Herren, ich muß hindurch, denn ich wohne unmittelbar neben der Brandstelle, und bin in der größten Besorgniß wegen meiner Familie, die meiner Hilfe, meines Beistandes, ohne Zweifel bedarf!“

Das anständige Aussehen, das vornehme Wesen Woronski's machten den Eindruck, der unter ähnlichen Umständen selbst bei den rohesten und ungebildetesten Menschen nie ausbleiben wird, und man ließ ihn daher passiren.

Er kam eben zu rechter Zeit, um Zeuge eines ergreifenden Auftrittes zu sein, dessen Veranlassung er selbst durch sein Verbrechen war.

Eduard und Amalie hatten sich in ihre Unterhaltung so vertieft, daß die zunehmende Helligkeit, die durch den Feuerschein auf ihr Fenster fiel, ihre Aufmerksamkeit nicht erregte. Sie blieb unbeachtet von den beiden Liebenden, welche in die Pläne, die Träumereien der Zukunft so versunken waren, daß sie der Gegenwart gänzlich vergaßen.

Auf eine fürchterliche Weise sollten sie zu derselben zurückgerufen werden, denn in dem Vorgemache ertönte jetzt so lautes Gepolter, daß es ihnen unmöglich war, dasselbe zu überhören.

Erschrocken sprangen sie auf, und indem Amalie jetzt auch den hellen Feuerschein gewahrte, rief sie voll Entsetzen:

„Um Gottes Willen, Eduard, es ist Feuer in unserem Hause, glaube ich!“

Eduard selbst zweifelte nicht daran, und um die Größe der Gefahr kennen zu lernen, sprang er zu der Thüre und riß sie auf.

Da schlugen ihm die hellen Flammen entgegen, und durch das Feuermeer, welches in den Räumen des Archives wogte, sah er, Salamandern gleich, die schwarzen Gestalten der unerschrockenen Feuerwehrmänner hin- und hereilen, in Sicherheit bringend, was von den Papieren noch zu retten war.

Durch die Gluth erstickend angehaucht, taumelte Eduard zurück in das Zimmer, Amalie aber stieß einen gellenden Angstschrei aus und stürzte ohnmächtig zu Boden.

Dadurch wurde einer der Feuerwehrleute darauf aufmerksam gemacht, daß es außer ihm und seinen Cameraden hier noch andere Menschen gab, und daran gewöhnt, überall, wo es Noth thut, rettend einzuschreiten, eilte er auf die Ohnmächtige zu und wollte sie vom Boden emporheben, um sie fortzutragen.

Eduard stieß ihn indeß zurück, indem er hastig sagte:

„Ich danke Ihnen, doch das ist meine Sache.“

Er fühlte, daß er in einem verächtlichen Lichte erscheinen mußte, wenn er das Rettungswerk einem Andern überließ.

Er hob daher Amalie empor, wobei er den Beistand des Feuerwehrmannes nicht verschmähte, da er selbst kaum Kraft genug dazu besessen haben würde.

Dann nahm er das Mädchen auf beide Arme, legte, um das Gewicht des regungslosen Körpers zu vermindern, Amalien's Kopf über seine Schulter und eilte auf die Thür zu.

„Halt! Halt!“ rief der Feuerwehrmann, und hielt Eduard am Arme zurück.

„Was soll das heißen!“ sagte der junge Mann zornig. „Lassen Sie mich augenblicklich los!“

„Ich darf Sie so nicht hinauslassen!“ entgegnete der Mann mit gebieterischem Tone.

„Wollen Sie mich und das Fräulein hier etwa morden?“ rief Eduard.

„Retten will ich Sie,“ erwiederte der Mann. „Deshalb warten Sie, bis ich Wasser geholt habe, denn wenn Sie mit dem Fräulein so, wie sie ist, hinaus wollen, so würden ihre leichten Kleider in lichten Flammen stehen, noch ehe Sie bis zur Stiege gekommen wären.“

Ohne eine Antwort Eduards abzuwarten, eilte der brave Mensch fort und nach wenigen Secunden kehrte er mit zwei gefüllten Feuereimern zurück.

Den einen goß er Eduard über den Kopf, mit dem Inhalte des zweiten aber durchnäßte er die Kleider Amaliens so vollständig, als die nothwendige Eile es gestattete.

„Jetzt gehen Sie,“ sagte er dann, „und des Fräuleins Schutzheilige möge Sie geleiten!“

Eduard säumte nicht, der Aufforderung zu folgen. Sobald er das Vorgemach erreichte, überzeugte er sich, wie weise der Rath des Feuerwehrmannes gewesen war, denn er fühlte sich und Amalie von den Flammen so dicht umspielt, daß sie begierig an seinen Kleidern und denen des Mädchens leckten, und die letztern sonder Zweifel ohne die getroffene Vorsicht sogleich entzündet haben würden.

Seine Hände wurden von dem Feuer so empfindlich berührt, daß er vor Schmerz seine Last beinahe hätte fallen lassen; aber er biß die Zähne auf einander und stürzte vorwärts durch die Flammen.

Nach wenigen Schritten hatte er die Stiege erreicht und nun fühlte er sich gerettet, denn das Feuer, welches hier an den Quadern des Fußbodens und den nackten Wänden seine Wuth nicht auslassen konnte, wendete seine Vernichtungskraft nur gegen das Innere der Zimmer.

Glücklich gelangte Eduard an den Fuß der Stiege; hier aber schienen seine Kräfte ihn zu verlassen, er wankte, seine Knie drohten unter ihm zu brechen, und er würde mit seiner Last zu Boden gestürzt sein, wären nicht zwei Wachmänner, die seinen Zustand bemerkten, hinzugesprungen und hätten ihn gestützt.

„Hier können Sie mit dem Fräulein nicht bleiben!“ sagten sie mitleidig und geleiteten ihn auf die Straße.

Hier lag in einiger Entfernung allerhand Hausgeräth angehäuft und kraftlos ließ Eduard sich mit Amalie darauf niedersinken.

Das war der Augenblick, in welchem Woronski auf den Schauplatz seiner ruchlosen That zurückkehrte.

Als Eduard ihn erblickte, zuckte er schaudernd zusammen und halblaut murmelte er vor sich hin, doch so, daß sein Bruder, den er dabei ansah, und der nur einen Schritt entfernt stand, ihn hören mußte:

„Unseliger, das ist Dein Werk!"

Erschrocken blickte Woronski umher, ob auch Niemand die Worte gehört hätte, die leicht zu einer gefährlichen Anklage werden konnten.

Als er sich überzeugt zu haben glaubte, daß ihm durch diese Aeußerung keine Gefahr drohte, trat er dicht zu Eduard heran, beugte sich mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Theilnahme über ihn und flüsterte:

„Unbesonnener, wahre Deine Zunge, oder fürchte meine Rache!"

Dabei krallte er seine Finger mit solcher Riesenkraft in Eduard's Schulter ein, daß dieser einen halb unterdrückten Schmerzensschrei nicht zurückzuhalten vermochte.

Dadurch würde vielleicht auf diese Gruppe die Aufmerksamkeit auf eine verhängnißvolle Weise gerichtet worden sein, hätte nicht in eben diesem Augenblicke ein anderes Ereigniß die Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch genommen.

Bei dem Lärmen und der Verwirrung, welche trotz der musterhaften Aufsicht auf der Feuerstätte herrschte, war unbeachtet und ungehört von Allen im raschesten Galopp der Pferde eine glänzende Equipage herangejagt gekommen.

An dem Sicherheitscordon parirte der Kutscher die schäumenden Pferde, die Thür des Wagens wurde aufgerissen, ein Mann sprang heraus und ohne sich durch die Wachmannschaft aufhalten zu lassen, stürzte er vorwärts, unter dem wilden, mit dem Tone der Verzweiflung ausgestoßenen Rufe:

„Wo ist meine Tochter, — mein einziges, geliebtes Kind — meine theure Amalie?"

Da fielen seine Augen auf das blasse Mädchen, das noch immer an der Brust seines Retters ruhte, und in eben diesem Augenblicke zum ersten Male die Augen aufschlug.

„Todt! Todt!" kreischte der Dr. Hirtling mit herzzerreißendem Tone und stürzte, selbst halb besinnungslos, zu den Füßen seines geliebten Kindes nieder.

„Nein, mein Vater," sagte Amalie mit matter Stimme, indem sie ihrem Vater die Hand reichte und sich emporrichtete; „nicht todt! — Aber daß ich nicht in den Flammen umkam, die schon ihre tödtenden Arme nach mir ausstreckten, verdankst Du diesem jungen Manne, der mich mit Gefahr seines eigenen Lebens rettete."

Dabei deutete sie auf Eduard, der regungslos neben ihr saß, und zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, wie dieser Auftritt enden würde; denn Amalien's Vater hatte seine Bewerbungen um des Mädchens Liebe, die ihm nicht verborgen hatte bleiben können, bisher auf keine Weise begünstigt, wenn er auch seine Annäherungen an das junge Mädchen nicht unbedingt zurückwies. — Wie würde er nun die Nachricht aufnehmen, daß er während des Vaters Abwesenheit bei der Tochter gewesen war?

Eduard wurde daher auf das Angenehmste überrascht, als Amalien's Vater sich zu ihm wendete, seine Hände ergriff, sie an seine Lippen preßte, wiederholt küßte, und dann mit dem Ausdrucke der innigsten Rührung sagte:

„Sie, edler junger Mann, waren der Retter meines geliebten Kindes? O, Dank, tausendfachen Dank! Sie haben einem Vater sein höchstes Lebensglück erhalten und dürfen dafür seiner ewigen Dankbarkeit versichert sein!"

Er dachte in diesem Augenblicke nicht daran, danach zu fragen, wie es gekommen, daß Eduard sein geliebtes Kind retten konnte; ihm genügte, daß es gerettet war. Das wie kümmerte ihn in diesem Augenblicke nicht.

Woronski, der den ganzen Auftritt mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet hatte, erkannte auf der Stelle, welchen Vortheil er für sich selbst aus der unerwarteten Wendung dieses Ereignisses ziehen konnte.

Er trat daher rasch zu der Gruppe, von der er sich zurückgezogen hatte, ergriff Eduards Hände, schüttelte sie herzlich und sagte mit dem — freilich nur scheinbar — unverkennbaren Ausdrucke des wärmsten Gefühles:

„Mit wahrer Freude höre ich, mein theurer Bruder, daß Dir eine so schöne That gelungen ist. — Ich wünsche Dir dazu von ganzem Herzen Glück, und bekenne vor diesem mir unbekannten Herrn und seiner durch dich geretteten Tochter offen, daß ich mich nach diesem Ereignisse glücklich und stolz fühle, einen solchen Bruder zu besitzen."

Eduard war bei der unerwarteten Anrede seines Bruders aufgesprungen; er starrte ihn an, einen Augenblick sprachlos vor Staunen über den Grad der Falschheit und Heuchelei, den die Worte seines Bruders ihm zum ersten Male in der ganzen Nacktheit und bodenlosen Tiefe zeigten.

Er vermochte es daher nicht, auf diese Worte etwas zu erwiedern, sondern stammelte nur verlegen:

„Du — Bruder?!"

„Es wundert Dich wohl, mich hier zu sehen?" entgegnete Woronski, doch vergißt Du ohne Zweifel nur, daß mein Weg aus der Gesellschaft, in welcher ich mich befand, bis zu unserer Wohnung, hier ganz in der Nähe vorüberführte.

„Ich wurde daher, durch das, was hier vorging, zur Neugier gereizt und es freut mich jetzt, daß ich der Lockung derselben folgte."

Ohne seinem Bruder Zeit zu einer Antwort zu lassen, die durch ihre Unbesonnenheit vielleicht gefährliche Folgen hätte haben können, wendete Woronski sich darauf rasch zu dem Dr. Hirtling.

„Mein Herr," sagte er, „ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen, noch von Ihnen gekannt zu sein, aber dessen ungeachtet erlaube ich mir die Bemerkung, daß es rathsam erscheinen dürfte, das Fräulein, welches der Pflege und Ruhe ohne Zweifel bedürftig ist, so bald als möglich an einen Ort zu bringen, wo sie Beides finden kann."

„Sie haben Recht, mein Herr," entgegnete Dr. Hirtling. „Der Schreck, die Angst über mein geliebtes Kind, raubten mir die Besinnung, die Ueberlegung, und ich danke Ihnen, daß Sie mich auf das aufmerksam gemacht haben, was zunächst Noth thut."

Nach diesen Worten trat er zu Amalie.

„Komm, mein geliebtes Kind," sagte er, „stütze Dich auf meinen Arm, und laß uns ein Asyl aufsuchen, in welchem Dir die Ruhe und Pflege gewährt werden können, deren Du ohne Zweifel so bedürftig sein wirst."

„Ich wünsche von Herzen, daß dieses fürchterliche Ereigniß für das Fräulein keine nachtheiligen Folgen haben möge!" sagte Woronski und that darauf so, als wenn er sich entfernen wollte.

Doch was er erwartet hatte, erfolgte — mußte erfolgen, wenn Amaliens Vater nicht ein Mann ohne alle gesellschaftliche Bildung war.

„Einen Augenblick, mein Herr!" sagte Dr. Hirtling. „Ehe

Sie gehen, lassen Sie mich Ihren Namen wissen, um ihn in mein dankbares Herz einschreiben zu können.“ Er vergaß bei dieser Frage ganz, daß er Eduards Namen kannte und daher nach dem seines Bruders nicht zu fragen brauchte.

Woronski verneigte sich, die Bitte gewährend, mit vornehmem Anstande, zog ein elegantes Portefeuille aus der Tasche, nahm eine Visitenkarte heraus und überreichte sie dem Dr. Hirtling.

„Darf ich mir die Frage erlauben,“ sagte er dabei, „wo Sie ein Unterkommen zu suchen beabsichtigen? — Denn ich hoffe, daß Sie mir und meinem Bruder gestatten werden, uns zu erkundigen, ob das Ereigniß auch für das Fräulein von keinen nachtheiligen Folgen gewesen ist.“

„Sie sind sehr gütig, Herr Baron,“ sagte Dr. Hirtling, welcher einen flüchtigen Blick auf die Karte geworfen und darauf „Baron Wildungen“ gelesen hatte. — „Ich werde nach der Stadt Frankfurt gehen, welche hier das nächste Hotel ist.“

„Herr Doctor,“ sagte Eduard schüchtern, „würden Sie mir gestatten, Sie zu begleiten? So nahe auch die Stadt Frankfurt ist, dürfte selbst bei den wenigen Schritten für den erschöpften Zustand des gnädigen Fräuleins eine doppelte Stütze nicht überflüssig sein.“

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete Dr. Hirtling. „Als die Nachricht von dem Feuer in das Hotel des Ministers gelangte, stellten Se. Excellenz mir ihre eigene Equipage zur Disposition, um so schnell als möglich hierher zu gelangen und der Wagen wartet an der nächsten Ecke noch auf meine weiteren Befehle. Wenn Sie mir aber bis dahin Ihren Beistand leihen wollen, Amalie zu stützen, so werde ich es mit Dank annehmen.“

Mit einer höflichen Verbeugung verabschiedete sich der Dr. Hirtling von Woronski, hob dann seine Tochter empor und geleitete sie mit dem Beistande Eduards zu der in geringer Entfernung haltenden Equipage des Ministers.

Das junge Mädchen stützte sich während des kurzen Weges weniger auf den Arm ihres Vaters, als auf den ihres Geliebten, und diesem sagte ihr wiederholter Händedruck, daß sie jetzt mit noch innigeren Banden der Liebe an ihn gefesselt sei, als vor dem unglücklichen Ereignisse. Welches liebende Mädchen wäre auch nicht in der That geeignet, dem Manne, der schon vorher ihre Liebe besaß, jedes Opfer zu bringen, nachdem der Geliebte auch noch zum Lebensretter wurde?

Als die Drei den Wagen erreicht hatten und Amalie hineingehoben worden war, wendete ihr Vater, ehe er ihr folgte, sich zu Eduard, und sagte mit wohlwollend-freundlichem Tone:

„Morgen im Laufe des Vormittags erwarte ich Sie in der Stadt Frankfurt bei mir, Herr von —"

Ohne den Namen auszusprechen, hielt er plötzlich inne, denn er erinnerte sich jetzt an das, was er in der ersten Aufregung übersehen hatte:

Daß nämlich der Name, unter welchem er Eduard kannte, ein anderer war, als der, welchen die von dessen Bruder erhaltene Karte nannte.

Eduard achtete nicht auf das Stocken in den Worten des Doctors, sondern entgegnete unbefangen:

„Ich werde nicht ermangeln, mich nach dem Befinden des gnädigen Fräuleins zu erkundigen."

„Sie können mir dann hoffentlich auch Auskunft darüber geben," erwiederte Dr. Hirtling, „wie es zugeht, daß Sie einen andern Namen führen, als den, welchen ich auf der Karte Ihres Herrn Bruders gelesen habe?"

Eduard erkannte, daß sein Bruder durch die Ueberreichung seiner Karte eine Unbesonnenheit begangen hatte, und er gerieth daher in einige Verlegenheit; aber er war schon so lange in der Schule dieses zweideutigen Menschen gewesen, daß er schnell einen Ausweg fand.

„Er ist mein Stiefbruder," sagte er daher. „Nur von unserer Mutter stammt unser gemeinschaftliches Blut."

Diese Antwort schien dem Dr. Hirtling, bei dem sich schon einiger Argwohn zu erregen begonnen hatte, zu genügen.

Er reichte dem Retter seiner Tochter die Hand, schüttelte die seinige herzlich und sagte dann:

„Auf morgen also, mein lieber junger Freund!"

„Nach der Stadt Frankfurt," ertönte darauf der Befehl an den Kutscher, und der Wagen flog davon.

„Gute Nacht! Gute Nacht!" rief Amaliens liebliche Stimme noch aus dem Wagen, dem Eduard mit den Augen folgte, bis er um die nächste Ecke bog.

Ueber dem Gedanken, um wie viel er durch das Ereigniß dieser Nacht seiner Geliebten näher gerückt war, hatte Eduard seinen Bru-

der für den Augenblick ganz vergessen, doch er sollte nur zu bald an denselben erinnert werden.

Während er noch so da stand und dem Wagen nachblickte, legte Woronski ihm die Hand auf die Schulter, indem er sagte:

„Der Hauptplan ist zwar theilweise mißglückt, aber die Folgen haben sich besser gestaltet, als ich erwarten konnte, denn der Dienst, den Du diesem Vater geleistet hast, der in seine Tochter närrisch verliebt zu sein scheint, kann für uns von großem Vortheil werden!“

„Gehörte es vielleicht auch zu Deinem Hauptplane,“ entgegnete Eduard bitter, „daß Amalia und ich in dem von Dir angelegten Feuer umkommen sollten?“

Woronski biß sich auf die Lippen.

So sehr er seinen Bruder auch schon in seine Pläne und Ränke eingeweiht hatte, wollte er ihn doch nicht in die bodenlose Tiefe seiner Verworfenheit blicken lassen. Er sagte daher, seine Fassung schnell wieder gewinnend:

„Was fällt Dir ein? — Was geht das Feuer mich an? — Ich kann zwar nicht läugnen, daß ich in dem Archive war, um dort einige Papiere zu suchen, an deren Besitz mir sehr viel lag; aber der Ausbruch des Feuers ist ein unglücklicher Zufall, an dem ich unschuldig bin, wenigstens in sofern dabei meine Absicht in das Spiel kömmt. Möglich jedoch, daß ein Funke von der Kerze, deren ich ich mich bediente, auf die Papiere gefallen ist und so den Brand entzündet hat. Doch das ist, wie gesagt, nur eine Wirkung des Zufalles, — des reinen Zufalles.“

Diese Worte wurden mit dem Tone der größten Unbefangenheit gesprochen, aber Eduard kannte seinen Bruder zu gut, um seiner Versicherung vollen Glauben zu schenken. Er fühlte sich daher gegen denselben von noch größerer Scheu erfüllt, als er bisher schon gehegt hatte, denn unwillkürlich sagte er sich, daß sein eigenes Leben gefährdet sein würde, wenn der Zufall, der heute auf eine so boshafte Weise sein Spiel getrieben hatte, es seinem Bruder vielleicht als nothwendig, oder auch nur als vortheilhaft erscheinen lassen würde, sein — Eduards — Leben zu opfern.

Der jüngere Bruder nahm sich daher in diesem Augenblicke vor, sich in Zukunft nicht mehr, wie bisher, als willenlose Maschine behandeln und gebrauchen zu lassen, und es stieg von dieser Seite für Woronski eine Gefahr auf, die zu ahnen er weit entfernt war.

Wortlos gingen die beiden Brüder eine Strecke weit miteinander und als sie ein Kaffeehaus noch, oder schon geöffnet fanden, sagte Woronski zu Eduard:

„Laß uns frühstücken!"

„Ich danke!" entgegnete Eduard. „Ich fühle mich so erschöpft, daß ich der Ruhe bedarf!"

Ohne auf eine Antwort seines Bruders zu warten eilte er mit einem flüchtigen „Gute Nacht, Bruder!" davon.

Woronski sah ihm kopfschüttelnd nach.

„Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden!" murmelte er mit König Philipp und trat dann ein in das Kaffeehaus.

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte er hier auf das, was die Gäste, zu denen mit jeder Minute neue hinzukamen, sich von dem so eben glücklich gedämpften Feuer erzählten.

Alle stimmten darin überein, daß dasselbe durch verbrecherische Hand angelegt worden sein müßte.

„Daran ist nicht zu zweifeln," versicherte einer der Gäste, „denn es sind eine Menge der gefährlichsten Gauner und Verbrecher arretirt worden, die sämmtlich entweder die Uniform der Feuerwehr oder die der Polizeiwachmannschaft trugen, was auf einen tief angelegten Plan und auf einen Anführer schließen läßt, an dessen Habhaftwerdung Alles gelegen sein muß. Er ist aber in diesem Augenblicke vielleicht schon in Sicherheit gebracht, denn Herr von Eitelberger, einer unserer thätigsten und gewandtesten Polizeimänner, hat selbst einen Menschen verfolgt, welcher höchst wahrscheinlich dieser Rädelsführer und Brandstifter war."

Als Woronski diesen Bericht hörte, konnte er sich eines ironischen Lächelns nicht erwehren; er mischte sich indeß nicht in das Gespräch und als er sein Frühstück verzehrt hatte, war die Zeit so weit vorgerückt, daß er glaubte, in seine Wohnung zurückkehren zu können, ohne von dem Hausmeister bemerkt zu werden, vor dem er sich mit seinem veränderten Aeußern nicht sehen lassen mochte.

Wie er es erwartet hatte, fand er Anton Meier nicht mehr vor, wohl aber die überzeugenden Beweise, daß derselbe hier gewesen war und sich mit Tagesanbruch von hier in seinen Dienst zu dem Rittmeister von Eisenstern begeben hatte.

Denn auf dem Tische lag ein Zettel, durch welchen der ehrenwerthe Unteragent seinem Chef meldete:

„Die bewußte Uniform finden Sie in Ihrem Kleiderkasten, aus dem ich mir dafür den bescheidensten Ihrer Anzüge borgte.

„Da ich nothwendig einiges Reisegeld brauchte, werden Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich mir aus Ihrer Casse eine Summe nahm, die zwar sehr gering ist, die aber, wie ich hoffe, doch hinreichend sein wird, um die erste Zeit im Dienste des Herrn Baron von Eisenstern mit dem nöthigen Anstande auftreten zu können.

„Sollte ein gewisser Buckliger nach dem Hauptquartier kommen, so geben Sie ihm die Versicherung, daß er stets auf meine treuesten Dienste rechnen kann."

„Der Schurke!" rief Woronski erschrocken, und eilte zu seiner Casse, die er zwar sicher versteckt zu haben glaubte, welche aber die feine Spürnase Anton Meiers dennoch entdeckt hatte.

Er fand das Schloß gesprengt und öffnete mit schwerem Herzen den Deckel, denn er erwartete mit Gewißheit, den ganzen Inhalt geraubt zu finden.

Ein erleichternder Seufzer hob daher seine Brust, als er sah, daß seine Furcht unbegründet war. Nach einer flüchtigen Durchzählung des Geldes rief er freudig aus:

„Nur tausend Gulden hat der Schurke genommen, und ich muß wirklich seine Bescheidenheit bewundern, die mir zugleich den überzeugenden Beweis gibt, daß ich auf seine treuen Dienste rechnen darf — wenigstens so lange, als er es seinem Vortheile für angemessen hält, oder durch die Furcht vor Strafe zurückgehalten wird."

X.

Alte Liebe rostet nicht.

An eben dem Abend, an welchem die Ereignisse Statt fanden, die wir in dem vorstehenden Capitel erzählten, und nicht lange vor der Zeit, zu welcher Eduard zu dem ersten heimlichen Rendez-vous mit seiner geliebten Amalie eilte, verließ Adelheid nach beendigter Vorstellung das Kärnthnerthor-Theater.

Aber sie dachte nicht daran, nach ihrer Wohnung zurückzukehren,

obgleich sie dort einen sehr vornehmen Besuch erwartete, der ihr von Woronski zu besonderer Beachtung empfohlen worden war.

Wie die Herren sich in der Eingangshalle zu beiden Seiten aufzustellen pflegen, um die Damen die Revue passiren zu lassen, auf eine bestimmte Schöne zu warten, oder einer unbestimmten, bei der sie dies wagen zu dürfen glauben, ihre Begleitung anzubieten, so trat jetzt Adelheid zur Seite, um — die Einzige ihres Geschlechtes unter einer Menge von Herren — auf einen Mann zu warten, den sie von ihrem Sitze im vierten Range aus in dem Offiziers-Parterre bemerkt hatte, und dem sie sich, der großen Entfernung zwischen ihren beiden Plätzen ungeachtet, bemerkbar zu machen wußte, als dessen Augen, die Schönen in dem ganzen Hause musternd, überall umherschweiften.

Das leichtsinnige Mädchen hatte bei dem Anblicke dieses Mannes, der die Offizier-Uniform der kaiserlichen Armee trug, mit einem eigenthümlichen Gemisch wohlthuenden und peinlichen Gefühles die Entdeckung gemacht, daß sie nicht nur Sinne besaß, welche sie zu den Genüssen einer unedlen, verwerflichen Liebe hinrissen, sondern auch ein Herz, welches sie zu der Liebe in einem edleren Sinne befähigte.

Mit frivoler Leichtfertigkeit sagte sie zu Woronski, sie hätte schon oft geliebt — worunter sie die reinsinnliche Liebe verstand — aber sie wäre nur ein Mal verliebt gewesen, so verliebt, daß sie darüber alles Andere zu vergessen im Stande gewesen wäre.

Der Mann aber, der ihr dieses lebhaftere Gefühl eingeflößt hatte, das wir zwar auch nicht als das der reinen Liebe bezeichnen wollen, weil wir diese dadurch profaniren würden, das aber dennoch wenigstens etwas edlerer Natur war — den Mann hatte sie heute, nach Verlauf von etwa zwei oder drei sturmvollen Jahren ihres Lebens zum ersten Male wieder gesehen, und als sie ihn erkannte, klopfte ihr Herz so gewaltig, war ihr ganzes Wesen in eine solche Wallung gerathen, daß sie mit Wonne, wenn auch zugleich bei der Erinnerung an Woronski, mit einem ängstlichen Beben, erkannte, das Gefühl für diesen Mann sei mit der ganzen früheren Gluth erwacht, ja — wo möglich — sogar noch mit einem neuen, gesteigerten Feuer.

Deshalb war ihr Herz von einer wohlthuenden Wärme durchströmt worden, als sie, indem ihre Augen sich mit denen ihres einstigen, ihres ersten Geliebten begegneten, und sie sich gegenseitig erkannten, aus dem freudigen Ausdrucke, der sein Gesicht überflog, erkannte, daß auch er des unerwarteten Wiederfindens sich freute.

Diese Erkennungsscene hatte erst während des letzten Zwischenactes stattgefunden, von diesem Augenblicke an war aber für Adelheid die Bühne nicht mehr vorhanden, oder sie warf nur dann und wann einen flüchtigen Blick auf dieselbe.

Fortwährend war ihr Glas nach dem Parterre auf ihren Geliebten gerichtet und mit einem unbeschreiblichen Gefühle des Entzückens bemerkte sie, daß auch er den Sängern, den Sängerinnen und sogar den Tänzerinnen, auf die doch sonst die Lorgnons der Offiziere fortwährend gerichtet sind, nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit schenkte, und weit öfter nach ihr hinauf, als nach der Bühne hinüber blickte.

Sie war daher überzeugt, daß auch in ihm die Gefühle, welche Beide einander vor Jahren genähert hatten, noch nicht erstorben oder doch durch ihren Anblick zu neuem Leben erwacht waren, und als das Ende der Oper nahete, litt es sie nicht länger auf ihrem Platze.

Einige Minuten ehe der Vorhang fiel, drängte sie sich unter dem lauten Murren ihrer Nachbarn hinaus, und nun stand sie in der Vorhalle da, seines Kommens harrend.

Mit dem allgemeinen Strome kam auch Er; ein kaum merklicher Gruß sagte ihr, daß er sie gesehen hatte, ein leiser Wink mit dem Kopfe deutete ihr an:

„Folge mir, ich werde dich erwarten."

Adelheid hätte bei diesem Beweise der Liebe vor Freude laut aufjauchzen mögen, und mit unweiblicher Heftigkeit bahnte sie sich, mehrfach mit verwunderten Blicken über die Achsel angesehen, einen Weg durch das dichte Gedränge.

Der Aufmerksamkeit einiger ihrer Nachbarn war es nicht entgangen, wem Adelheid mit einer so sichtlichen Ungeduld nacheilte, und es tönten einige nicht sehr schmeichelhafte Glossen hinter ihr her.

Adelheid hörte wohl einige der beißenden Bemerkungen, aber sie achtete nicht darauf, und nach wenigen Secunden schon war sie an der Seite des Offiziers.

„Darf ich mich an Deinen Arm hängen?" flüsterte sie ihm zu.

„Jetzt noch nicht!" entgegnete er eben so leise. „Laß den Menschenstrom sich erst verlaufen, doch bleibe an meiner Seite, denn unterhalten können wir uns schon jetzt miteinander."

„Also hast Du mich noch nicht vergessen, Otto?" sagte sie überglücklich durch die freundlichen Worte ihres ersten Geliebten.

„Vergessen, Adelheid?" entgegnete er. „Nein! Aber freilich

muß ich gestehen, daß Du mir ein wenig aus dem Gedächtnisse gekommen warst.“

„Nun, ich will mich darin schon wieder auffrischen, so daß ich nicht leicht abermals daraus verschwinde; denn jetzt trennen wir uns nicht so bald wieder, wie damals in Karlsbad, nicht wahr, mein Otto?“

„Leider muß dies noch schneller geschehen, denn morgen schon gehe ich in das Hauptquartier des Feldzeugmeisters Benedek nach Olmütz.“

„Was sagst Du?“ rief Adelheid mit einem so aufrichtigen Tone des Schreckens, daß ihr Begleiter nicht an der Wahrheit ihrer Gefühle zweifeln konnte.

„Nein! Nein! Das darf nicht sein!“ rief sie nach einer kleinen Pause, und hängte sich an seinen Arm, obgleich der Menschenstrom sich noch nicht ganz verlaufen hatte.

„Es muß sein, liebe Adelheid,“ entgegnete er. „Du weißt wohl, daß der Soldat nur selten seinem eigenen Willen folgen kann; der meinige ist aber in diesem Falle durch die strengsten Befehle gefesselt.“

„Und eben heute —!“ seufzte Adelheid, indem sie an den Besuch dachte, den sie noch diesen Abend empfangen sollte.

„Was ist denn eben heute?“ fragte der Offizier.

Sie zögerte mit der Antwort. Endlich schien sie einen Entschluß zu fassen und sagte:

„Erfahren mußt Du es ja doch, also — wisse denn, daß ich Dich leider nicht mit mir in meine Wohnung nehmen kann, wenigstens nicht jetzt gleich, denn ich erwarte einen sehr vornehmen Herrn, den ich nicht beleidigen darf, ohne die nachtheiligsten Folgen für mich befürchten zu müssen. Aber ich werde den Ueberlästigen so bald als möglich entfernen, indem ich mich unwohl stelle und so unliebenswürdig bin, daß er selbst gern wieder gehen wird.“

„Ei! Ei!“ sagte ihr Begleiter. „In was für Verhältnissen lebst Du denn? — In besseren, als damals in Karlsbad, muß ich glauben, wenn ich aus Deinem Aeußeren schließen darf.“

„Ich will Dir Alles sagen, wenn Du später bei mir bist; denn Du mußt mir versprechen, daß Du zu mir kömmst, wenn Du mich in meinem geöffneten Fenster liegen siehst. Versprichst Du mir das?“

„Gewiß! — Und gern!“ entgegnete er. „Wo könnte ich die wenigen Stunden, die ich noch in Wien bleiben darf, lieber zubringen, als in Deiner Gesellschaft?“

„Und in meinen Armen?“ sagte die Leichtfertige scherzend.

„Und in Deinen Armen!“ wiederholte er lachend, indem er zärtlich den Arm des schönen Mädchens drückte, der in dem seinigen ruhte.

Bald darauf hatten sie das Haus erreicht, in welchem Adelheid wohnte.

Sie zeigte ihm die Fenster ihres Zimmers und gab ihm die Versicherung, daß sie sich ihres Besuches so schnell als möglich entledigen werde. Er versprach dagegen, in dem beinahe gerade gegenüber liegenden Kaffeehause des verabredeten Signales zu warten.

Er brauchte darauf nicht lange zu harren, denn kaum war eine halbe Stunde verflossen, als Adelheid an ihrem geöffneten Fenster erschien.

Augenblicklich eilte er zu ihr hinüber, und wenige Minuten später umschlang sie ihn mit ihren Armen und überströmte seinen Mund mit ihren Glutküssen.

„Mein Eisenstern! Mein Otto!“ rief sie dazwischen; „ist es denn wirklich wahr, daß ich Dich wieder habe, daß Du wieder, daß Du noch mein bist?“

In der That war dieser ehemalige Liebhaber Adelheids der Rittmeister von Eisenstern, wie unsere Leser vielleicht schon aus dessen Aeußerung errathen haben, daß er am nächsten Tage in das Hauptquartier nach Olmütz abgehen müßte.

Ohne seine Antwort abzuwarten, zog sie ihn mit sich auf das Sopha.

Plötzlich aber schien sie zu erschrecken, indem sie einen scheuen Blick auf das lebensgroße Bild des Kaisers richtete.

Dann sprang sie auf, legte, zum Stillschweigen ermahnend, ihren Finger auf die Lippen, indem sie den Rittmeister ansah, eilte an ihren elegant verzierten Toilettentisch, nahm von demselben eine lange feine Nadel, trat zu dem Kaiserbilde, und stieß demselben die Nadel mitten in den Ordensstern, der die Stelle des Herzens bedeckte.

Bei dem Allen hatten ihre Züge eine ängstliche Spannung verrathen; jetzt aber erheiterte sich ihr Gesicht, ein erleichternder Seufzer hob ihre Brust, und mit munterem Tone rief sie aus:

„Gott sei Dank, wir sind sicher vor ihm!“

Mit dem Ausdrucke der höchsten Ueberraschung hatte Baron Eisenstern ihr ganzes Thun während der letzten Secunden verfolgt,

und als er jetzt ihre Worte vernahm, war er nicht weit davon entfernt, sie für wahnsinnig zu halten.

Dennoch sagte er scherzend:

„Glaubst Du etwa, der Kaiser möchte eifersüchtig werden, wenn er sehen würde, daß unsere Unterhaltung eine zu zärtliche Wendung nähme? Und stießest Du ihm deshalb Deine Zaubernadel in das Herz, um ihn stumm zu machen? — Mädchen, mir könnte beinahe vor Dir bangen, und ich sollte Dich eigentlich als Hochverrätherin anklagen, daß Du Dir einen solchen Frevel gegen den Kaiser erlaubtest, — wenn auch nur an seinem Bilde."

„Ich verehre und liebe Deinen Kaiser beinahe eben so sehr wie meinen König," entgegnete Adelheid mit heiterer Laune, indem sie sich neben den Rittmeister setzte und ihn mit dem Arme umschlang. „Was ich that, war daher durchaus kein hochverrätherisches Attentat, sondern nur das Mittel, mich zu versichern, ob ich nichts von Dem zu fürchten habe, dem Dein edler Kaiser zum unwürdigen Deckmantel dient."

„Der Kaiser! Zum Deckmantel?" fragte Eisenstern, dessen Verwunderung durch jedes Wort Adelheids gesteigert wurde.

„Der Kaiser selbst nicht," entgegnete Adelheid, „doch sein Bild."

„Mädchen, ich verstehe Dich nicht," sagte der Rittmeister. „Willst Du daher nicht ein Räthsel für mich bleiben, so rede deutlicher."

„Nun, so höre!" sagte sie.

Aber sie konnte sich nicht enthalten, ihre Mittheilung durch einige zärtliche Küsse einzuleiten.

Erst nachdem sie sich auf diese Weise gestärkt hatte, fuhr sie fort:

„Ich habe einen Beschützer, —"

„Einen Liebhaber?" unterbrach er sie.

„Das auch ein wenig nebenher," entgegnete sie, die Worte leicht hinwerfend; „die Hauptrolle aber spielt bei ihm der Protector, — ich möchte beinahe sagen, der Tyrann, denn in mancher Beziehung tyrannisirt er mich gewaltig. Ich muß zum Beispiel die Anbeter, die er mir zuführt, annehmen, freundlich behandeln, gleichviel, ob sie mir gefallen oder nicht."

„Was hat aber damit der Nadelstich zu thun, den du dem Bilde des Kaisers in das Herz versetztest?"

„Das will ich Dir eben sagen," erwiederte sie. „Er war so un-

vorsichtig, mir zu verrathen, daß er das Nebenzimmer gemiethet hat, um durch die Thüre, welche dieses Bild verdeckt, und die er von der andern Seite öffnet, wenn es ihm beliebt, die Gespräche belauschen zu können, welche ich mit Denen führe, die er mir zuweist. — Das paßt mir aber nicht, oder wenigstens nicht immer; wenn ich mit einem meiner Besucher, wie jetzt mit Dir, sprechen will, was er nicht zu hören braucht, dann überzeuge ich mich durch die lange Nadel, ob die Thüre hinter dem Bilde offen oder geschlossen ist."

Wie man sich leicht denken kann, erregten Adelheid's Worte die Neugier des Rittmeisters von Eisenstern und er drang so mit Fragen in sie, daß er die Ueberzeugung gewann, der Protector Adelheids müßte ganz besondere, und höchst wahrscheinlich sehr verdächtige Zwecke verfolgen.

Er forderte daher Adelheid dringend auf ihm den Namen ihres Beschützers zu nennen, aber sie sagte ihm, sie kenne von ihm bis jetzt nur seinen Vornamen Paul, und der Ausdruck der Wahrheit lag so unverkennbar in dem Tone ihrer Worte, daß er nicht zweifeln konnte.

Die Sache kam ihm indeß eben dadurch nur noch verdächtiger und zugleich so wichtig vor, daß er seiner Geliebten das Versprechen abnahm, sich näher nach den Verhältnissen des Mannes zu erkundigen, der sich so eifrig mit Politik beschäftigte und ihm von Zeit zu Zeit mitzutheilen, was sie über ihn erfahren würde.

Adelheid versprach dies mit Vergnügen und zwar um so lieber, da sie dadurch die Gewißheit erhielt, mit dem Manne in Verbindung zu bleiben, in den sie — nach ihrer Weise — noch immer so verliebt war, daß sie darüber Alles zu vergessen im Stande gewesen wäre, — wie sie sich gegen Woronski ausgedrückt hatte.

So erstand für diesen hier eine Feindschaft, die ihm höchst gefährlich werden konnte, und die Person, deren er sich bediente, um Andere auszuforschen, ward zum Spion gegen ihn selbst geworden, ohne daß er davon eine Ahnung hatte, und folglich auch, ohne daß er dagegen Vorsichtsmaßregeln treffen konnte.

Wahrscheinlich wäre Woronski verloren gewesen, hätte Adelheid ihrem ersten Geliebten, als ihren Beschützer den Mann bezeichnen können, den Baron Eisenstern als Baron Wildungen kannte, und von dem er die gefährliche Gabe eines sogenannten vertrauten Dieners in der Person des verworfenen Anton Meier zu empfangen

im Begriffe stand. Durch eine solche Kenntniß wäre zugleich für ihn selbst eine große Gefahr abgewendet worden.

Vielleicht werden wir sehen, welche Folgen es für den schlauen Ränkemacher Woronski hatte, daß Adelheid so unerwartet ihren ersten Geliebten wiederfand, und daß sich bei Beiden das Sprichwort bewährte:

Alte Liebe rostet nicht.

XI.

Ein Deutschmeisterstückchen.

Unter munteren Scherzen marschirte am 28. Juni das Regiment Deutschmeister auf der Straße von Trautenau gegen Praußnitz.

Wohl waren die Reihen am Tage zuvor gelichtet worden, und es fehlte mancher liebe Camerad; aber mit dem leichten Sinne, der dem Soldaten im Allgemeinen im Felde eigen ist, und der diesem Regimente der „Wiener Kinder“ besonders nachgerühmt wird, dachten die Leute nicht an die erlittenen Verluste, sondern nur an den Sieg, den ihr geliebter Führer, der General von Gablenz, am Tage zuvor über das preußische Corps des General von Bonin erfochten hatte, und mit ungeschwächtem Muthe sahen sie den neuen Kämpfen entgegen, die sie vielleicht schon in den nächsten Stunden erwarten durften.

Aber noch eher, als sie es vermutheten, sollten sie neuerdings mit den Preußen ringen.

General Gablenz hatte im Gefühle des am vorhergehenden Tage errungenen Vortheiles den Fehler begangen, dessen sich vor ihm schon mancher siegreiche Feldherr schuldig machte:

Indem er auf Praußnitz marschirte, versäumte er die Vorsichtsmaßregel, sich in seiner linken Flanke auf eine größere Entfernung hin von der Stellung der Preußen zu überzeugen.

Von dieser Seite aber zog eine drohende Gefahr gegen ihn heran, und als er dieselbe endlich erkannte, war es zu spät, sie mit solcher Kraft zurückzuweisen, daß sie unschädlich gemacht würde.

Wir erwähnten bei unserer Schilderung der Ereignisse in und

bei Trautenau, daß der General von Bonin in seiner Siegesgewißheit die ihm angebotene Unterstützung der ersten Garde-Infanterie-Division, die ihm von Qualisch aus angeboten wurde, zurückgewiesen hatte.

Diese Verschmähung hatte für Bonin die Schlappe zur Folge, die er erlitt; die preußische Garde aber brannte vor Verlangen, die Scharte auszuwetzen, die einem Theile ihrer Armee beigebracht worden war.

Zu diesem Zwecke brach der commandirende General des Gardecorps, der Prinz August von Würtemberg, der am Abend des 27. seine erste Division bei Eipel und die zweite bei Kostelетz zusammengezogen hatte, am 28., schon Morgens um fünf Uhr auf, um einestheils den General von Bonin aus seiner gefährlichen Lage zu befreien, anderntheils aber den General Gablenz zu verhindern, sich mit den Truppen zu verbinden, die am 27. an dem Gefechte von Trautenau keinen Antheil genommen hatten.

Auf diesem Marsche erreichte das Füsilierbataillon des 3. preußischen Garde-Infanterie-Regiments, das unter der Führung des Oberst Kessel die Avantgarde bildete, die Nähe des Dorfes Staudenz, welches kurz zuvor erst von der österreichischen Brigade Knebel besetzt worden war.

Ueberrascht durch den Anblick der Preußen, die in solcher Nähe nicht erwartet worden waren, eröffnete der Oberst Knebel sogleich das Gefecht, indem er seine ganze Artillerie, 24 Geschütze, auf den neben Staudenz gelegenen Höhen auffahren ließ und durch die Kugeln derselben den Preußen seinen Gruß zusendete.

Sie blieben den Dank nicht schuldig, und obgleich der Oberst Kessel den 24 österreichischen Feuerschlünden nur eine Batterie gezogener 6-Pfünder, und eine Batterie gezogener 4-Pfünder, jede zu sechs Geschützen, entgegenzusetzen hatte, erwiederte die preußische Artillerie mit eben so viel Muth als Geschicklichkeit das Feuer der österreichischen.

Durch das Glück begünstigt steckten die Kugeln der Preußen schon nach kurzer Zeit das arme Staudenz in Brand und zwangen dadurch die Oesterreicher, dasselbe zu räumen und auch ihre Artillerie zurückzuziehen.

General Gablenz, der sich so plötzlich angegriffen sah, ohne darauf vorbereitet zu sein, ließ die Brigaden seines Corps, welche bereits voraus waren, umkehren, zog die, welche sich noch zurück befanden,

eiligst heran, und nahm zwischen Burkersdorf und Soor, welche Orte auch Burgersdorf und Sohr oder Sorr genannt werden, Stellung.

Hier entwickelte sich nun ein heftiges Gefecht, und da war es, wo das Regiment Deutschmeister in die Schlacht einrückte.

Voll schäumender Ungeduld hielten die „Wiener Kinder" einige Zeit das feindliche Feuer aus; aber sie sehnten sich danach, mit den Preußen handgemein zu werden, und ein lautes einstimmiges „Hurrah" ertönte, als ein Adjutant heransprengte und den Befehl zum Bajonnetangriff auf das gegenüberstehende preußische Regiment Kaiser-Franz-Grenadiere empfing.

Bald waren die beiden Truppenkörper handgemein und es entstand ein buntes, wildes Gemisch der weißen und der blauen Röcke.

Furchtbar wütheten die Bajonnete der Deutschmeister, und mancher wuchtige Kolbenschlag eines lockern Sohnes der Kaiserstadt schmetterte ein nicht minder lockeres Kind der preußischen Königsstadt nieder.

Doch die Tapferkeit der braven „Wiener Kinder" war vergeblich, und zähneknirschend mußte das Regiment weichen.

Das Corps des General Gablenz war zwar nicht eigentlich geschlagen, aber es mußte den Rückzug auf Pilnikau und Ketzelsdorf antreten.

Die Deckung dieses Rückzuges war theilweise einem Bataillon des Regimentes Deutschmeister anvertraut, und mehrmals wies dasselbe den verfolgenden Preußen die Front.

Bei einem solchen Halt klopfte ein Oberlieutenant einem Corporal, der mit seinem Schusse soeben einen Feind niedergestreckt hatte, auf die Schulter und sagte mit freundlichem Tone:

„Bravo, Corporal Meister. — Wenn Sie so fortfahren, wie Sie angefangen haben, dann können Sie zu den zwei Sternen, die Sie schon haben, und zu der silbernen Medaille, zu der Sie für Ihr gestriges Benehmen vorgeschlagen sind, auch noch den dritten Stern bekommen."

„Ich strebe nach mehr, Herr Oberlieutenant," entgegnete der Corporal, in welchem wir nach langer Zeit unsern alten Bekannten, Neumeister, wiederfinden.

„Wenn die preußischen Spitzkugeln Sie so verschonen, wie bisher," entgegnete mit wohlwollendem Tone der Offizier, „dann wird es Ihnen gewiß gelingen, das Ziel Ihres Strebens zu erreichen, sollte es auch in nichts Geringerem bestehen, als in der goldenen Säbelquaste."

„Vielleicht!“ entgegnete Corporal Meister lachend. „Wollen Sie mir dazu behilflich sein, Herr Oberlieutenant?“

„Wenn ich es könnte, recht gern!“ sagte der Offizier, dessen ganzes Wohlwollen der Corporal gewonnen hatte, welcher in jeder Beziehung als ein musterhafter Soldat gelten konnte, und der sich durch seine gediegenen und vielseitigen Kenntnisse selbst bei den Offizieren eine gewisse Achtung errungen hatte.

Bei den Cameraden aber war der Corporal Meister mit sehr wenigen Ausnahmen beliebt, theils dadurch, daß er nicht selten den Geschreiber machte, ganz besonders aber durch seine Zeichenkunst, denn allgemein gefielen seine kleinen Bilder von Soldatengruppen, bei denen die „Deutschmeister“ natürlich jederzeit eine hervorstechende Rolle spielten, und von denen beinahe Jeder ein Blättchen haben wollte.

Auch durch die Porträts, die er, wenn auch nur skizzenhaft, entwarf, die sich aber durch große Aehnlichkeit auszeichneten, so wenig sie auf künstlerischen Werth Anspruch machen konnten, hatte er sich viele Freunde gewonnen, und manches dieser kleinen Bleistiftbildchen war in Wien als Andenken für die Soldatenliebchen geblieben, die das Regiment in nicht geringer Menge hinter sich zurückgelassen hatte.

Es ist daher leicht begreiflich, daß der Oberlieutenant auf die Frage des Corporals, ob er ihm zur Erlangung der goldenen Säbelquaste behilflich sein wollte, die freundliche Antwort gab:

„Wenn ich es könnte, recht gern!“

„Das könnten Sie eben jetzt sehr leicht, Herr Oberlieutenant,“ entgegnete Meister, aber noch ehe er die Antwort geben konnte, auf welche Weise der Offizier seinem Wunsche zu entsprechen vermöchte, ertönte das Signal, wieder zurück zu gehen.

„Verdammt! Da müssen wir schon wieder retiriren!“ brummte der Oberlieutenant, und indem er ärgerliche Blicke auf die verfolgenden Preußen richtete, beeilte er seine Schritte wenigstens nicht sehr, obgleich die Kugeln aus den gefürchteten Zündnadelgewehren ihm und seinen Leuten tüchtig um die Köpfe pfiffen.

Meister sah ebenfalls zurück und sagte dann, mit seinem Oberlieutenant gleichen Schritt haltend:

„Um was ich Sie zu bitten hätte, kann ich Ihnen auch jetzt sagen, wenn Sie die Gnade haben wollen, mich anzuhören, denn sonst könnte leicht die günstige Gelegenheit verloren gehen.“

„Nun, so sprechen Sie," sagte der Oberlieutenant, der seinem Untergebenen natürlich an Kaltblütigkeit nicht nachstehen mochte.

„Haben Sie wohl den preußischen Lieutenant bemerkt," entgegnete der Corporal, „der sich immer so bemerkbar machte, indem er seine Tirailleure mit Schimpfworten antrieb?"

„Freilich ist er mir aufgefallen," sagte der Oberlieutenant, „und ich habe die Geschicklichkeit bewundert, mit der er beständig irgend einen Gegenstand zu seiner Deckung aufzufinden und zu benutzen versteht, wäre es auch ein Mann von seinen eigenen Leuten."

„Ich kenne ihn," sagte Meister. „Er ist einer der ärgsten Vollblutjunker in der ganzen preußischen Armee, dieser Herr von Kapphengst, und schon als Fähnrich hat er die Leute geschuhriegelt nach Noten!"

„Er scheint aber doch noch sehr jung zu sein," erwiederte der Oberlieutenant.

„Das thut nichts," versicherte Meister. „Im Chikaniren gibt er den Aeltesten nichts nach."

„Aber weshalb machen Sie mich denn so besonders aufmerksam auf ihn?" fragte der Offizier.

„Herr Oberlieutenant," sagte Meister, „im Regimente ist so oft die Rede von den tollen oder lustigen „Deutschmeister-Stückchen"; ich habe noch keines ausgeführt und möchte wohl eine Probe machen, ob mir auch eines gelingt."

„Und dazu haben Sie sich den Lieutenant von Kapphengst ausgesucht?" fragte der Oberlieutenant, dem die todesverachtende Laune seines Corporals ungemein gefiel.

„So ist es, Herr Oberlieutenant," entgegnete Meister.

„Aber wie wollten Sie an dem ein tolles oder lustiges „Deutschmeister-Stückchen" ausüben? — Ich sehe dazu keine Gelegenheit, denn wenn Sie ihn auch niederschössen, so wäre das weder toll noch lustig, sondern in der Schlacht etwas ganz Gewöhnliches."

„Das beabsichtige ich auch nicht," entgegnete Meister. „Ich möchte ihn mir holen!"

„Ihn sich holen?" fragte verwundert der Oberlieutenant. „Was meinen Sie damit?"

„Daß ich ihn gefangen nehmen möchte!" lautete die Antwort.

„Gefangen nehmen?" sagte der Offizier, dessen Staunen bei jedem Worte seines Corporals wuchs, so daß er die Lage, in der er

sich befand, darüber ganz zu vergessen schien. „Mitten aus seinen Leuten heraus?"

„Mitten aus seinen Leuten heraus!" wiederholte Meister mit dem größten Ernste. „Wäre das nicht toll und lustig zugleich, und also ein echtes Deutschmeister-Stückchen?"

„Das wäre es in der That," sagte lachend der Offizier. „Aber wie denken Sie das möglich zu machen?"

„Wir bilden doch hier den äußersten linken Flügel unserer Armee, wie die Preußen drüben den äußersten rechten der ihrigen. — Dort drüben ist ein Kornfeld, das ich im schnellen Laufe leicht erreichen könnte, vielleicht sogar ohne von den Preußen bemerkt zu werden."

„Ich begreife, was Sie beabsichtigen," sagte der Oberlieutenant, „aber das Wagestück ist so groß, daß ich es nicht zugeben darf, denn das hieße Ihr Leben nutzlos auf das Spiel setzen,"

„Fürchten Sie das nicht, Herr Oberlieutenant," bat Meister. „Sie sollen sehen, daß es einen Spaß giebt."

„Nun, meinetwegen denn," sagte der Oberlieutenant. „So versuchen Sie in Gottes Namen, ob Ihnen das Deutschmeister-Stückchen gelingt."

Meister benutzte diese Erlaubniß, und als sein Bataillon wieder Halt machte, um den allzuungestümen Andrang des Feindes zurückzuweisen, nahm er einen günstigen Augenblick wahr, in welchem er sich für unbeachtet hielt, und lief unter der Begünstigung einiger vereinzelt stehenden Sträucher dem Kornfelde zu.

Das bemerkte ein anderer Corporal, der auf den „hochnasigen Preußen," wie er Meister nannte, wegen der Gunst eifersüchtig war, in welcher derselbe nicht nur bei den Cameraden, sondern auch bei den Offizieren stand.

Er legte daher mit dem Ausdrucke boshafter Freude auf den Davonlaufenden an.

„Was wollen Sie thun?" rief ihm erschrocken der Oberlieutenant zu, der dies sah.

„Den Deserteur niederschießen, wie einen Hund, der er ist!" entgegnete der Corporal.

„Nicht auf ihn schießen!" gebot mit strengem Tone der Offizier; aber sein Befehl vermochte die Kugel nicht in dem Rohre zurück zu halten. Der Schuß knallte und in eben dem Augenblicke verschwand Meister — fallend, wie es schien — in dem Korn.

War er verwundet? War er es nicht? —

Der Lieutenant vermochte sich diese Fragen nicht zu beantworten, aber mit doppelt gespannter Erwartung sah er dem Wiedererscheinen des braven Corporals entgegen, den er nach dessen ganzem bisherigen Benehmen des Gedankens an Desertion, um zu seinen Landsleuten überzugehen, nicht für fähig hielt.

Aber auch der eifersüchtige Corporal sollte sich bald überzeugen, wie sehr er seinem braven Cameraden durch seinen Verdacht Unrecht gethan hatte.

Wieder machte sich der Lieutenant von Kapphengst durch sein prahlerisches Wesen bemerkbar, da sprang hinter einem dichten Dornenstrauche, der nur wenige Schritte entfernt stand, Meister auf ihn mit dem Riesensatze eines Tigers zu, der seine Beute erfaßt.

Mit einem raschen Griffe hatte er ihm den Säbel entrissen, den er weit fortschleuderte, und ehe der durch den unerwarteten Angriff Ueberraschte zur Besinnung kommen konnte, fühlte er sich mit kräftiger Faust am Genick gepackt, und seinen Hals so gewaltig zusammengedrückt, daß er keinen lauten Schrei auszustoßen vermochte.

Mit Riesenkraft und der Geschwindigkeit einer Locomotive fühlte er sich darauf fortgerissen, den Oesterreichern entgegen; dabei gebrauchte Meister indeß die Vorsicht, seinen Gefangenen sich nachzuziehen, so daß dessen Körper ihn größtentheils gegen die Kugeln schützte, welche die Preußen ihm hätten nachsenden können.

Diese aber schossen nicht, denn theils hatte die verwegene That sie zu sehr überrascht, theils fürchteten sie, ihren Offizier zu treffen.

Nach wenigen Schritten, oder vielmehr Sprüngen, fing der Lieutenant von Kapphengst an, sich von seiner ersten Betäubung zu erholen und er griff nach dem Revolver, der in seinem Gürtel steckte, um sich mit dessen Hilfe von dem verwegenen Angreifer zu befreien.

Doch Meister, der seine Beute fortwährend im Auge behalten hatte, bemerkte die Bewegung. Er kam durch einen raschen Griff mit der freien Hand dem Lieutenant zuvor, schob den Revolver in die Brust seiner Uniform und sagte lachend:

„So haben wir nicht gewettet, Herr von Kapphengst. — Ich kann Ihnen nicht das Vergnügen gönnen, mich nieder zu schießen, sondern Sie werden die Gefälligkeit haben, mir in die Gefangenschaft zu folgen.“

„Er kennt mich?“ rief der Gefangene verwundert.

„Zu dienen, Herr Lieutenant," entgegnete Meister, „doch erlaube ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß das Dienstreglement vorschreibt, Unteroffiziere mit „Sie!" anzureden. Sollten Sie das in Ihrem junkerlichen Hochmuth noch einmal vergessen, so würde ich mich genöthigt sehen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und zu sagen: Kapphengst, verhalte er sich ruhig!"

„Unverschämter Mensch!" brummte der Junker zwischen den Zähnen.

Damit aber war die nicht eben freundschaftliche Unterhaltung zwischen den beiden Landsleuten beendigt, denn Meister war mit seiner Beute bei seinem Bataillon angelangt und sagte mit so ruhigem Tone, als hätte er nichts Besonderes gethan:

„Herr Oberlieutenant, da bringe ich Ihnen meinen Gefangenen, wie ich es versprochen habe. — War das ein „Deutschmeister-Stückchen?"

Diese Worte hörte der Bataillonscommandant, welcher die That selbst bemerkt hatte und der durch sie mit bewunderndem Staunen erfüllt worden war.

Er klopfte daher Meister auf die Schulter und sagte:

„Gewiß war es das, mein Braver, und das „Stückchen" soll nicht unbelohnt bleiben.

Hatte die verwegene That aber die Bewunderung in den Reihen der Weißen erregt, so war sie auch bei den Blauen nicht unbemerkt geblieben, und während sie bei Jenen Enthusiasmus erregte, rief sie bei Diesen eine Art von Wuth hervor.

Die Preußen schienen zu glauben, daß die Befreiung des gefangenen Offiziers, der auf eine so unerhörte Weise mitten aus ihren Reihen fortgerissen worden war, für sie eine Art Ehrenpunkt sei.

Sie überströmten daher die Oesterreicher zuerst mit einem wahren Hagel von Kugeln, die mit der wunderbaren Geschwindigkeit der Zündnadelgewehre abgefeuert wurden.

Mehr das Unerwartete dieses Schnellfeuers, als die verderbliche Wirkung desselben, brachte einige Unordnung in den Reihen der Deutschmeister hervor. Als dies die Preußen bemerkten, stürmten sie, durch frische Truppen verstärkt, mit lautem Hurrah zu einem ungestümen Angriffe vor, und das Bataillon Meisters sah sich gezwungen, vor der Uebermacht zurückzuweichen.

Dabei kam die Fahne einen Augenblick in Gefahr.

Als Meister dies sah, stieß er seinen Gefangenen, den er bisher noch nicht losgelassen hatte, zwei Leuten seiner Corporalschaft zu, die er in seiner Nähe bemerkte.

„Blasel — Jäger," rief er, „bringet den Preußen in Sicherheit! — Ich muß die Fahne retten!"

Der Lieutenant von Kapphengst hatte schon geglaubt, daß die entstandene Verwirrung und der ungestüme Angriff seiner Waffengenossen ihm die Freiheit bringen würden, als er sich von dem eisernen Griffe Dessen erlöst sah, in dessen Gewalt er gerathen war.

Aber er fühlte sich unmittelbar darauf wieder an beiden Armen von derben Fäusten gepackt und mit fortgerissen.

Er wendete den Kopf zurück, und als er dabei sah, wie eine Anzahl Preußen auf Meister einstürmte, der vor die bedrohte Fahne getreten war, rief er seinen Landsleuten zu:

„Cameraden, nehmt den Kerl gefangen, denn er ist ein preußischer Deserteur und muß kriegsgerichtlich erschossen werden!"

Trotz des wilden Schlachtgetümmels verhallte der Ruf nicht ungehört und mit unglaublicher Erbitterung strebten die Preußen danach, Meister lebendig zu ergreifen, während es ihnen leicht gewesen wäre, ihn niederzuschießen oder mit dem Bajonnet niederzustoßen.

Mit dem Revolver, den er dem Lieutenant von Kapphengst abgenommen, hatte er schon drei der Angreifer zu Boden gestreckt, da erhob ein vierter den Kolben und so leicht derselbe auch im Vergleich zu den Kolben altmodischer Gewehre ist, schmetterte er doch mit so gewaltiger Wucht nieder auf den Schädel Meister's, daß dieser mit einem tiefen Seufzer bewußtlos zu Boden stürzte.

Ohne den Schutz des Czakos wäre ihm ohne Zweifel durch den furchtbaren Schlag der kräftigen Faust eines pommerschen Bauernsohnes die Hirnschale zerschmettert worden.

Indem Meister die Sinne schwanden, war sein letzter Gedanke:

„Margarethe, ich konnte Dich nicht erwerben, aber ich sterbe Deiner würdig!"

Dann dehnten sich seine Glieder lang aus und er lag regungslos da, allem Anscheine nach getödtet durch den Kolbenschlag.

Seinen Zustand näher zu untersuchen fanden Die, welche ihn niedergeworfen hatten, keine Zeit, denn sie stürmten der Fahne nach, welche durch die kaltblütige Aufopferung Meister's glücklich der Gefahr entgangen war, in die Hände des Feindes zu gerathen, und bald

mußten diese die Hoffnung aufgeben, sich derselben noch zu bemächtigen, nachdem die günstige Gelegenheit dazu, die sich ihnen einen kurzen Augenblick geboten hatte, verschwunden war.

Sie befand sich schon nach wenigen Secunden wieder in der Mitte des ganzen Bataillons, welches einstimmig den Corporal Meister als den Retter des Panieres anerkannte, auf dessen Erhaltung jeder Truppenkörper den höchsten Stolz setzt, dessen Verlust dagegen als eine Art von Schmach betrachtet wird, selbst wenn er erst nach der heldenmüthigsten Vertheidigung erfolgte.

Als das Bataillon nach einiger Zeit seinen Rückzug bis Ketzelsdorf mit musterhafter Ordnung fortgesetzt hatte, ohne ferner durch feindliche Angriffe beunruhigt zu werden, ritt der Bataillonscommandeur zu der Compagnie Meister's heran und fragte den Oberlieutenant, welcher dieselbe führte:

„Wie heißt der tapfere Corporal, der den Offizier gefangen nahm und dann auch noch die Fahne rettete, wie mir der Träger derselben sagte?“

„Meister, Herr Major!“ entgegnete der Oberlieutenant.

„So rufen Sie ihn mir her!“ bat der Commandeur.

„Er ist leider gefallen!“ sagte mit einer Stimme, der man eine mühsam unterdrückte Rührung anhören konnte, der Oberlieutenant.

„Todt?“ fragte mit dem unverkennbaren Tone der Theilnahme der Commandeur.

„Wahrscheinlich; denn wir sahen ihn niederstürzen. Jedenfalls aber schwer verwundet und in Gefangenschaft,“ erwiederte der Oberlieutenant.

„Schade!“ sagte der Major, „die goldene Medaille wäre ihm nach dieser ruhmwürdigen Doppelthat gewiß gewesen!“

Damit wendete er sein Pferd und ritt langsam weiter.

„Schade!“ sagte er nochmals leise vor sich hin murmelnd. „Der Bericht, den ich hätte erstatten können, würde dem ganzen Bataillon zur Ehre gereicht haben!“

Indeß stand es um Meister nicht so schlimm, wie sein Oberlieutenant gefürchtet hatte.

Er war nicht todt, selbst nicht einmal verwundet, aber er befand sich in der That in preußischer Gefangenschaft, und das war für ihn viel schlimmer, wie für jeden Andern.

Als er nämlich nach einiger Zeit wieder zu dem Bewußtsein

zurückkehrte, fühlte er zwar von der Erschütterung durch den Schlag einen heftigen Kopfschmerz, aber als er die schmerzende Stelle berührte, überzeugte er sich, daß sie zwar stark angeschwollen, doch unverletzt sei.

Anfangs sammelte er nur mühsam seine Gedanken, als er dabei umherblickte, besann er sich aber allmälig auf Alles, was mit ihm vorgegangen war, und mit Schrecken fiel ihm ein, daß der Lieutenant Kapphengst ihn indem derselbe fortgeschleppt wurde, als preußischen Deserteur bezeichnet hatte. Obgleich diese Anklage falsch war, würde ihn das Aergste getroffen haben, wäre er den Preußen in die Hände gefallen; denn im Felde und durch die Militärgerichte werden die Untersuchungen nicht sonderlich genau geführt.

Die Anklage eines Offiziers, bestätigt durch zahlreiche Zeugen, würde daher genügt haben, ihn als erwiesenen Deserteur zu verurtheilen, und sein Tod wäre eine unausweichliche Folge der Verurtheilung durch ein Kriegsgericht gewesen.

Indem er allmälig zu seiner vollen Besinnung zurückkehrte, war daher sein erster klarer Gedanke, sich um jeden Preis der Gefangenschaft zu entziehen.

Das schien ihm in eben diesem Augenblicke nicht schwer zu sein, denn rings umher ertönte nur das Gestöhn der Verwundeten und das Röcheln der Sterbenden; das Getümmel und der Lärmen des Kampfes aber schallten nur noch aus der Ferne herüber.

Das nahe Kornfeld bot für den ersten Augenblick einen sichern Versteck und hatte er diesen unbemerkt erreicht, dann durfte er hoffen, sich unter dem Schutze der Dunkelheit und durch Rath und Beistand der Bauern in den nahegelegenen Ortschaften der Gefangenschaft zu entziehen.

Er richtete sich daher halb empor und blickte vorsichtig umher, zu sehen, ob er von irgend Jemand bemerkt würde.

Alles war ruhig, kein Mensch, außer den verwundet am Boden Liegenden, in der Nähe zu sehen, und nur in einiger Entfernung rückwärts befand sich ein fliegendes Feldlazareth der Preußen, welches dort seine Verbandstätte aufgeschlagen hatte; aber Die, welche dort beschäftiget waren, wurden durch ihre Pflicht so ganz in Anspruch genommen, daß Meister nicht fürchten durfte, von ihnen beachtet zu werden.

Er richtete sich daher vollends in die Höhe und wollte im raschesten Laufe dem bergenden Kornfelde zueilen.

Doch er vermochte es nicht!

Er war durch den Kolbenschlag so betäubt, daß er taumelte wie ein Betrunkener, und in den Beinen schien er Blei zu haben.

Statt dem Kornfelde zuzulaufen, wie es seine Absicht war, wankte er daher demselben mit langsamen, unsicheren Schritten zu.

Schon war er nahe daran, es zu erreichen, da gewahrten seine Blicke, die er fortwährend ängstlich spähend nach allen Seiten umherschweifen ließ, einen Trupp Preußen, die von der Gegend herkamen, wohin sich der Kampf gewendet hatte und die eine Anzahl österreichischer Gefangener transportirten.

Meister erschrak bei diesem Anblicke heftig und er verdoppelte seine Schritte, um das bergende Asyl ungesehen zu erreichen.

Aber schon war er bemerkt worden.

Zwei Mann trennten sich von der Bedeckung der Gefangenen und kamen auf ihn zu gelaufen.

Zwar erreichte er das Kornfeld noch, ehe sie ihn eingeholt hatten, aber sie folgten ihm durch die dichtverschlungenen Aehren und bald hatten sie ihn ereilt.

Das Unglück wollte, daß diese Preußen zu eben Denen gehörten, vor welchen Meister die Fahne rettete.

Sie erkannten ihn und riefen mit wilder Freude:

„Der Deserteur! — Na, warte, Schurke, Du sollst der Kugel auf dem Sandhaufen nicht entgehen!"

Unter Mißhandlungen trieben sie ihn den übrigen Gefangenen zu.

Vergebens betheuerte Meister, daß er kein Deserteur sei. Er fand keinen Glauben, zumal sein preußischer Dialect die Anklage des Lieutenant von Kapphengst zu bestätigen schien.

Der Unglückliche ließ sich daher in dumpfer Verzweiflung fortschleppen, denn nur noch nach Stunden schien er sein Leben bemessen zu dürfen.

XII.

Auf dem Sandhügel.

Mit gebrochenem Herzen stand Margarethe an dem Sterbelager ihres Vaters.

Thränenlos starrte sie nieder auf das bleiche Gesicht des Theu-

ren, der, des Bewußtseins beraubt, vielleicht schon eine Leiche, vor ihr da lag. Sie konnte es nicht fassen, daß der Mann, der noch vor kaum einer Stunde gesund und lebenskräftig sie zum Abschied in die Arme geschlossen hatte, als er zu der gewöhnlichen Stunde auf sein Bureau ging, so plötzlich, an Leib und Seele gebrochen, aus dem Leben abberufen werden sollte.

Und doch durfte sie kaum an dieser fürchterlichen Wirklichkeit zweifeln!

Als Herr Braunthal nach einer kurzen Besprechung mit seinem Chef sich eben an den gewohnten Platz vor seinem Schreibtisch setzen wollte, stürzte er plötzlich lautlos zu Boden.

Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen!

Erschrocken sprangen seine Collegen hinzu, hoben ihn auf und leisteten ihm allen möglichen Beistand, der in ihrer Macht lag, und den sein Zustand zu erheischen schien; bald jedoch überzeugten sie sich, daß hier ernstere Hilfe Noth that.

Ein Arzt wurde eiligst herbeigeholt und zum Glücke ganz in der Nähe gefunden, so daß er schon nach wenigen Minuten zur Stelle war,

Dennoch kam er allem Anscheine nach bereits zu spät, denn als er dem Besinnungslosen sofort zur Ader ließ, quollen nur wenige dicke und schwarze Blutstropfen hervor.

Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf und murmelte vor sich hin:

„Ich fürchte, hier ist nichts mehr zu thun, und es sollte mich sogar wundern, wenn der Kranke vor seinem Ende noch einmal zum Bewußtsein zurückkehrte.“

Darauf ließ er Herrn Braunthal sofort nach seiner Wohnung schaffen und begleitete ihn dahin, um Margarethe einige Weisungen zu geben, was noch allenfalls zu thun sei, um den Bewußtlosen zu der Besinnung zurückzurufen.

Dann hielt der Doctor sein längeres Verweilen für überflüssig und entfernte sich, das unglückliche, durch den Schmerz selbst betäubte Mädchen mit dem Sterbenden allein lassend.

Vergebens wäre es, die Gefühle beschreiben zu wollen, von denen Margarethe bestürmt wurde, als ihr der theuere Vater so unerwartet und in einem so hoffnungslosen Zustande, in das Haus gebracht wurde.

Sie war kaum eines zusammenhängenden Gedankens fähig und beinahe nur maschinenmäßig befolgte sie die Vorschriften des Arztes.

Sie stieß daher einen Schrei freudiger Ueberraschung aus, als ihr Vater plötzlich die Augen aufschlug und mit matter Stimme flüsterte:

„Margarethe!“

Mit diesem einen Blicke, diesem einen Worte, war neue Hoffnung in ihr Herz zurückgekehrt.

Sie sank an dem Lager nieder auf die Knie, ergriff die Hand ihres Vaters, küßte sie inbrünstig und überströmte sie mit den Thränen, die jetzt erst erleichternd ihren Augen entstürzten.

„Mein theuerer, geliebter Vater,“ rief sie dann wie außer sich, „nicht wahr Du wirst mir nicht entrissen werden? Du wirst Deine Margarethe nicht verlassen?“

Mit schwerer, halbgelähmter Zunge entgegnete ihr Vater nur mühsam:

Ich fühle leider zu deutlich, mein geliebtes Kind, daß mir nicht vergönnt sein wird, noch länger bei Dir zu weilen. — Höre mich daher aufmerksam an, denn meine Augenblicke sind gezählt und jedes Wort wird mir schwer!“

Margarethe wollte ihn durch Ausbrüche ihres Schmerzes unterbrechen, er aber winkte ihr abwehrend und fuhr fort:

„Mein ahnendes Gefühl sagt mir, daß unsere Waffen unglücklich sein werden und schon sehe ich in Gedanken die Preußen als Sieger in Prag. — Eine Stadt, in welcher das feindliche Kriegsvolk herrscht, das nur allzu oft in Feindesland jede rohe Gewaltthat für erlaubt hält, ist kein passender Aufenthalt für ein alleinstehendes Mädchen. Deshalb bitte ich Dich, sobald Du meine Leiche zur Ruhe bestattet hast —“

„Vater! Vater, sprich nicht so!“ unterbrach ihn, sein Verbot vergessend Margarethe, mit herzzerreißendem Schluchzen.

„Ich bitte Dich nochmals, mein theures Kind, laß mich ruhig zu Ende sprechen!“ stammelte Herr Braunthal, und man hörte es seiner Stimme an, daß jedes Wort ihm eine große Anstrengung kostete.

Dann fuhr er fort:

„Noch sind hoffentlich die Wege frei, denn bis jetzt langte keine Nachricht von der Eröffnung der Feindseligkeiten nach Prag, obgleich jeden Augenblick der erste Kanonenschuß ertönen kann. Deshalb ist keine Zeit zu verlieren. Eile, sobald Du hier nichts mehr zu thun hast, nach Louisenthal zu meiner guten Schwester, bei der Du eine liebevolle

Aufnahme finden wirst, so daß ich über Dein Schicksal während der nächsten Zukunft beruhigt sein kann. — Louisenthal liegt, wie Du weißt, nur eine Stunde von Königinhof entfernt, und dort auf dem stillen Landgute, muthmaßlich weit weg von den Stürmen des Kriegsschauplatzes, wirst Du in Ruhe und Sicherheit die Entscheidungen des Krieges abwarten können."

Es entstand eine Pause, während welcher der Sterbende nach neuen Kräften zu ringen und seine Gedanken zu sammeln schien, um das zu sagen, was er Margarethe noch mitzutheilen hatte.

Endlich sagte er mit immer matter werdender Stimme und immer langsamer sprechend:

„Das Glück Deiner Zukunft halte ich durch die Verbindung mit Neumeister gesichert. Denn was ich über denselben erfahren habe, gereicht ihm nur zur Ehre, mir aber zur vollen Beruhigung meines sorgenden Vaterherzens.

„In meinem Schreibtische findest Du einen Brief an ihn, den ich gestern schrieb, als hätte ich mein nahes Ende geahnt. — Nimm diesen Brief zu Dir und gieb ihn Neumeister, wenn er glücklich aus den Gefahren des Krieges zurückkehren sollte. — Jetzt nimm auch meinen Segen — für — Dich — und — ihn — und — — —"

Das waren seine letzten Worte!

Er hatte, wie zur Spendung des Segens, beide Hände erhoben und sich mühsam auf seinem Lager emporgerichtet; aber kaum hörbar stammelte er einzeln, abgestoßen, die letzten Silben; seine Hände fielen herab und der Oberkörper sank zurück auf das Lager.

Ein neuer Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Chef des wackern Braunthal nahm sich väterlich des verwaisten Mädchens an und besorgte allein die peinlichen Geschäfte des Begräbnisses, zu denen Margarethe in der ersten Heftigkeit des Schmerzes über ihren schweren Verlust kaum fähig gewesen wäre. Als aber der theuere Todte zu seiner letzten Ruhe bestattet war, da gedachte sie seiner dringenden Ermahnung und schon eine Stunde nach der Beerdigung machte sie sich auf den Weg zu dem Landgute ihrer Tante. —

Sie hätte keinen unglücklicheren Zeitpunkt zu dieser Reise wählen können, denn sie trat dieselbe am 26. Juni an, also an eben dem Tage, an welchem die Feindseligkeiten zwischen Preußen und Oesterreich

in dem nördlichen Böhmen eröffnet wurden, und um ihr Ziel zu erreichen, mußte sie der Quere nach das ganze Gebiet durchschneiden, auf welchem jetzt täglich an verschiedenen Punkten größere und kleinere Gefechte stattfanden.

Auf den Rath, den der Chef ihres verstorbenen Vaters ihr ertheilte, hatte Margarethe in Prag einen eigenen Wagen genommen, da eine Eisenbahn nicht von Prag in die Gegend von Königinhof führt, die Postverbindung aber auf diesen Seitenstraßen durch das Land so langsam und schwierig ist, daß sie nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit hätte vorwärts kommen können.

Diese Vorsichtsmaßregel gewährte ihr die Aussicht, ihren Weg wenigstens ohne längere Unterbrechung fortsetzen zu können, wenn sich nicht besondere Hindernisse zeigten.

Diese aber sollten nicht ausbleiben, denn als sie am ersten Tage ihrer Fahrt Razchalowitz, ihr erstes Nachtquartier, erreichte, vernahm sie das beunruhigende Gerücht, die Preußen wären an eben diesem Tage in Böhmen eingerückt, und es hätte bei Liebenau bereits ein Gefecht stattgefunden.

Ihr Fuhrmann fürchtete, nach dem, was die Gerüchte von dem Benehmen der Preußen in Sachsen bereits erzählt hatten, für sein Geschirr und er weigerte sich daher, die Reise fortzusetzen.

Margarethe wäre vielleicht selbst gern nach Prag zurückgekehrt, aber sie gedachte der dringenden Ermahnungen ihres sterbenden Vaters, deren Befolgung sie als heilig betrachtete, und sie drang mit flehenden Bitten in den Kutscher, den mit ihr abgeschlossenen Vertrag zu erfüllen und sie an das Ziel ihrer Reise zu bringen.

Ihre Bitten vermochten indeß gegen die Furcht vor dem Verluste seines Eigenthumes nichts auszurichten, und erst nachdem sie ihm die schriftliche Zusicherung vollständigen Ersatzes für den Fall gegeben hatte, daß ihm Pferde und Wagen durch die Preußen weggenommen werden sollten, erklärte er sich bereit, sie weiter zu fahren.

Am nächsten Tage erkannte Margarethe selbst die ganze Größe der Gefahr, der sie sich ausgesetzt hatte, denn nur zu deutlich tönten, wenn auch dumpf und aus großer Ferne, die Kanonenschüsse des Gefechtes von Trautenau zu ihr herüber.

Dadurch wurde aber ihr Verlangen nur gesteigert, Königinhof, das heißt, das nur eine Stunde davon entfernt liegende Gut

ihrer Tante zu erreichen, bevor die Preußen ihr durch weiteres Vordringen den Weg dahin abschneiden würden.

Sie drang daher so sehr in den Kutscher, sich von der weiteren Verfolgung der Reise nicht abhalten zu lassen, daß er den Thränen des schönen Mädchens nicht zu widerstehen vermochte.

Mit dem Morgengrauen des dritten Tages, also am 28. Juni, das heißt, an eben dem Tage, an welchem das Gefecht bei Burgersdorf und Soor stattfand, in welchem Meister sich auf zweifache Weise so heldenmüthig auszeichnete, dann aber in preußische Gefangenschaft gerieth, brach Margarethe schon wieder auf, denn sie hoffte binnen wenigen Stunden Louisenthal zu erreichen, welches etwas seitwärts von Königinhof lag, so daß sie nicht nöthig hatte, die Stadt zu berühren; da sah sie sich ganz plötzlich den Weg, über den sie wegfahren wollte, durch den im eiligen Rückzuge begriffenen Train des Gablenz'schen Corps abgeschnitten.

Es würde ihrem Kutscher ganz unmöglich gewesen sein, die ununterbrochene Wagenreihe der Militärfuhrwerke zu durchkreuzen, hätte er auch den Versuch dazu machen wollen; das aber fiel ihm nicht ein, denn er betrachtete es als ein Glück, noch zu rechter Zeit umkehren zu können, als er, auf einer Höhe aus dem Walde hervorkommend, in welchem der Weg sich bisher hingezogen hatte, unten in dem Thale den ununterbrochenen Wagenzug bemerkte.

Jetzt wäre keine Macht der Erde im Stande gewesen, ihn dahin zu bringen, noch weiter zu fahren; auch machte Margarethe dazu keinen Versuch, denn ihr selbst bangte davor, in das Gewühl des Rückzuges und vielleicht sogar in den Kampf selbst hineingerissen zu werden.

Sie war daher froh, als es ihrem Führer gelang, in dem engen Wege mit dem Wagen umzulenken, und als gleich darauf der Wald mit seinen Schatten sie umfing.

Der Kutscher trieb nun seine Pferde an, so viel es ging, und ganz erschöpft drohten die Thiere niederzustürzen, als er nach einer wilden Fahrt von länger als einer Stunde Burgersdorf erreichte.

Gern wäre er auf der Stelle weiter gefahren, aber er mußte seinen Pferden wenigstens eine Stunde Ruhe gönnen, und er benutzte diese Frist, um sie durch ein reichliches Futter zu weiterer Anstrengung zu stärken.

Er fuhr daher nach dem Dorfwirthshause und brachte hier seine ermüdeten Rosse in den Stall.

Kaum aber war eine halbe Stunde verflossen, als der ganze Ort in die wildeste Verwirrung gerieth, denn ganz nahe ertönte heftiges Schießen und bald darauf zogen Oesterreicher retirirend durch, den erschrockenen Bewohnern verkündend, daß spätestens in einer halben Stunde die Preußen nachkommen würden.

Als der Kutscher Margarethens dies hörte, dachte er nur noch daran, sich selbst und seine Pferde in Sicherheit zu bringen.

Auch den Wagen zu retten, durfte er bei der Erschöpfung seiner Thiere nicht hoffen; er schwang sich daher auf eines seiner Pferde, nahm das andere an die Hand und sprengte davon, seinen Wagen und Margarethe ihrem Schicksale überlassend.

Sie stand zufällig, als er davon ritt, am Fenster, riß es auf und rief ihm nach, um ihn zurückzuhalten.

Vergebens!

Er hörte sie nicht, und sie mußte zuletzt noch froh sein, daß er wenigstens den Wagen zurückgelassen und sie daher ihres Gepäckes nicht beraubt hatte, ohne dessen Besitz sie sich in der peinlichsten Lage von der Welt befunden haben würde.

Dennoch fühlte sie sich unendlich allein, dem Kriegsgetümmel so nahe, in einem Orte, der vielleicht schon in den nächsten Augenblicken in die Gewalt der feindlichen Krieger gerieth, die im Siegestaumel nicht allzuzart, besonders mit dem weiblichen Geschlechte, umzugehen pflegen, sogar dann nicht, wenn sie von der „Metropole der Intelligenz" aus in den Krieg gesendet werden.

Trotz des Muthes, der Entschlossenheit, mit welcher Margarethe bisher ihren Weg verfolgt hatte, sah sie sich daher in ihrer Angst, ihrer Hilflosigkeit, nach irgend einem Schutze um; doch nirgends fand sie Rath, Trost oder Hoffnung.

Da sah sie zufällig die Wirthin des Gasthauses, in welchem sie sich befand, in geschäftiger Eile auf den Hof treten, und einigen ihrer Dienstleute, die dort, bei jedem Kanonenschusse zitternd, beisammen standen, mit so ruhiger Entschlossenheit Befehle ertheilen, daß sie sich unwillkürlich sagen mußte: „Das ist eine muthige Frau und sie würde Dich schützen können, wenn es Dir gelänge, ihre Theilnahme zu gewinnen!"

Noch überlegte Margarethe, wie ihr dies in solchen Augenblicken der höchsten Aufregung möglich sein würde, da kehrte die Wirthin, die sie bisher nur von rückwärts gesehen hatte, nach dem Hause

zurück und das freundliche, wohlwollende Gesicht der noch jungen Frau flößte ihr das unbedingteste Vertrauen ein.

Rasch entschlossen trat sie ihr daher auf dem Hausflur entgegen und sagte mit dem Tone inniger Bitte:

„Gönnen Sie mir ein Wort!"

Verwundert durch die plötzliche Anrede blickte die Wirthin auf, und als sie die lieblichen Züge des jungen Mädchens sah, die nur allzudeutlich Margarethen's Angst aussprachen, sagte sie mit dem Tone des freundlichsten Wohlwollens:

„Was wünschen Sie von mir, mein liebes Fräulein? Doch fassen Sie sich kurz, denn Sie sehen wohl, daß ich jetzt nicht viel Zeit für eine Fremde haben kann."

Margarethe sagte ihr darauf mit so wenigen Worten, als die Umstände es erforderten und ihre Lage es möglich machte, wie sie in ihr Haus gekommen und von dem Kutscher im Stich gelassen worden wäre und bat zum Schluß, sie unter ihren Schutz zu nehmen, — vielleicht, indem sie sie gegen die einrückenden Preußen als ihre Tochter ausgäbe.

„Mein liebes Fräulein," entgegnete die gutmüthige Frau mit dem Tone der herzlichsten Theilnahme, und indem sie dabei des jungen Mädchens Hand ergriff, drückte und streichelte, „das möchte Ihnen wahrscheinlich mehr schaden, als helfen; denn wenn auch meine Dienstleute es verschweigen würden, daß Sie nicht meine Tochter sind, so pflegen sich doch schon gewöhnliche Gäste gegen Gastwirthstöchter, welche — wie bei uns — die Bedienung mit besorgen müssen, Freiheiten herauszunehmen, die man nur gleichgültig ertragen kann, wenn man daran gewöhnt ist. Sie aber würden sich dergleichen gewiß nicht geduldig gefallen lassen und das könnte leicht sehr üble Folgen haben; — denn die Soldaten sind ohnehin schon im Frieden brutal, — vollends die Preußen — und nun gar erst im Kriege, und in Feindesland! — Die haben ja selbst schon in Preußen die Bürger genug sekirt!"

„Ach, mein Gott, was soll denn aber aus mir werden, wenn die Preußen vielleicht schon in der nächsten Viertelstunde kommen, und ich so ganz verlassen bin?" klagte Margarethe, und die Thränen perlten ihr dabei in großen Tropfen über die Wangen.

„Nun, nun," sagte die Wirthin, und streichelte ihr liebkosend die Hände, „verlassen sollen Sie deshalb nicht sein, nur ist es für Sie besser, wenn ich Sie nicht für meine Tochter ausgebe, zumal Sie doch

nur meine Stieftochter sein könnten, da wir im Alter nicht sehr weit verschieden sein dürften."

Margarethe erkannte voll Besorgniß, daß sie eine Unvorsichtigkeit begangen hatte, indem sie verlangte, die selbst noch junge Frau sollte sie für ihre Tochter ausgeben. Sie stammelte daher verlegen:

„Ach, verzeihen Sie —"

Doch die Wirthin unterbrach sie gutmüthig lachend, und sagte:

„Deshalb werde ich nicht älter und Sie sollen auch nicht weniger gut aufgehoben sein; nur halte ich es für besser, Sie bei dem ersten Einrücken der Preußen, wo gewiß Alles d'runter und d'rüber gehen wird, wie ich in manchem Romane gelesen habe, nicht gleich allen Blicken auszusetzen, denn Sie sind zu schön, um nicht die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen."

Die Wirthin schien zu erwarten, daß Margarethe auf diese Schmeichelei irgend eine Aeußerung machen würde, als dies aber nicht geschah, fuhr sie fort:

„Ueber der Geschirrkammer neben dem Stalle ist ein kleines niedriges Kämmerchen, zu dem man auf einer Leiter und durch eine Klappe im Fußboden aus der Stallkammer gelangt. Der Raum ist zwar eng und ohne Fenster, ausgenommen eine kleine Oeffnung, die in eine Vorrathskammer des Hauptgebäudes führt, aber wenn Sie die Leiter zu sich hinaufzuziehen und die Fallthür niederlassen, kann Niemand, der in dem Hause nicht bekannt ist, eine Ahnung haben, daß Sie da oben verborgen sind. — In dieses Kämmerchen will ich sogleich Ihre Sachen von dem Wagen schaffen lassen, auch ein Bett, Licht und etwas zu essen und zu trinken, damit Sie in Ruhe und Sicherheit abwarten können, bis der erste Sturm vorüber ist und wir sehen, wie die Feinde sich benehmen."

„Ich danke Ihnen von Herzen," sagte Margarethe, hoch erfreut durch den Vorschlag der Wirthin, der ihr wenigstens für die erste Zeit Trost und Beruhigung gewährte.

„Aber — nicht wahr" — fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „Sie säumen nicht —"

„Versteht sich! Versteht sich!" fiel die freundliche Frau ihr in das Wort. „Das muß alles gleich geschehen, denn die Preußen können ja jeden Augenblick einrücken."

Und ohne weiter auf Margarethe zu achten, rief sie einige

ihrer Leute herbei, theilte ihnen ihre Befehle mit, ermahnte sie zur höchsten Eile und trieb sie selbst dazu an.

Noch war keine Viertelstunde vergangen, als auch schon alle Einrichtungen so getroffen waren, wie die Wirthin es gesagt hatte. Am Fußboden war eine bequeme Lagerstätte bereitet; auf einem Tischchen standen Speisen, hinlänglich um für zwei Tage reichliche Nahrung zu gewähren; daneben hatten ein großer Krug mit Wasser und eine Flasche Wein Platz gefunden; einige Kerzen gewährten die Möglichkeit, für zwei bis drei Tage Licht zu haben, wenn die Gefangenschaft Margarethens so lange dauern sollte, und der kleine dunkle Raum hatte unter der Anordnung der Wirthin beinahe ein wohnliches Ansehen gewonnen. Mehr als dies aber galt in den Augen Margarethens die Sicherheit und Verborgenheit, die dieser Versteck ihr verhieß, denn eine dunkle Ahnung schien ihr zu sagen, daß beide für sie von der höchsten Wichtigkeit wären.

Es zeigte sich bald, daß die Eile nicht überflüssig gewesen war, denn kaum hatten die Dienstleute des Wirthshauses das letzte Ausstattungsstück nach dem engen Raume hinaufgeschafft, als am Ende des Dorfes Trommelwirbel und Hörnerschall ertönten.

„Die Preußen kommen! Die Preußen kommen!“ rief ein Knecht, den die Wirthin auf Kundschaft ausgeschickt hatte und der jetzt mit allen Zeichen der Furcht in die Stallkammer stürzte, in welcher Margarethe mit der Wirthin stand.

„Jetzt schnell, hinauf, liebes Fräulein!“ sagte die Letztere und führte ihren Schützling zu der Leiter.

Margarethe stieg entschlossen die wankenden Sprossen hinauf, während die Wirthin die Leiter hielt.

Als sie das Mädchen glücklich oben in der Kammer sah, rief sie ihr zu:

„Jetzt ziehen Sie die Leiter sich nach.“

Margarethe that dies nicht ohne Mühe, aber mit dem Beistande der Wirthin und des Knechtes, die unten nachschoben, so weit sie mit den Armen reichen konnten, gelang es ihr nach einiger Anstrengung.

„Jetzt, schließen Sie die Klappe!“ rief die Wirthin ihr zu, „und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so legen Sie sich vorläufig ruhig nieder auf Ihr Lager und machen auch eher kein Licht, als bis Sie sich überzeugt haben, daß hier unten Alles ruhig ist und Sie

daher nicht fürchten dürfen, durch den hellen Schein verrathen zu werden, der vielleicht durch irgend eine Ritze des Fußbodens fallen könnte."

Nach diesem Rathe blickte die Wirthin noch einmal hinauf nach der Decke der Sattelkammer und zu ihrer Freude überzeugte sie sich, die Fallthüre schlösse so dicht, daß kein Fremder, selbst wenn er zufällig die Blicke nach oben richtete, auf den Gedanken gekommen sein würde, dort sei eine Thür, welche zu einem geheimen Raume führe.

Dann eilte sie nach dem Wohnhause, wo ihre Anwesenheit ohne Zweifel nöthig wurde.

Es war die höchste Zeit gewesen, daß sie sich aus der Sattelkammer entfernte, denn kaum hatte sie die Hinterthür des Wirthshauses erreicht, als ein preußischer Offizier auf den Hof gesprengt kam und nach dem Wirthe rief.

Die Wirthin trat ihm mit freundlicher Miene entgegen und fragte: „Was befehlen Sie? — Ich bin die Wirthin!"

Das hübsche Gesicht der jungen Frau schien Eindruck auf das entzündbare Herz des Kriegsmannes zu machen.

Er beugte sich von dem Pferde zu ihr hinab, klopfte ihr liebkosend auf die Wange und sagte scherzend:

„Es soll ja ein gutes Zeichen sein, wenn die erste Begegnung an einem fremden Orte die einer hübschen Frau ist; ich hoffe also, daß wir bei Ihnen eine freundliche Aufnahme finden werden."

„Was wir vermögen, das soll geschehen, Sie zufrieden zu stellen," entgegnete die Wirthin, höflich zwar, doch kalt.

„Nun, das ist vorläufig genug," sagte der Offizier, der, nach seiner Jugend zu urtheilen, nicht *mehr* als Lieutenant sein konnte; „das Uebrige wird sich bei näherer Bekanntschaft schon finden."

Dabei knipp er sie in die Backe, sie aber wehrte die Hand ab und sagte dreist:

„Noch sind wir nicht *näher bekannt*! — Aber ich bitte, mir jetzt Ihre Befehle mitzutheilen!"

„Kleine Schelmin!" sagte der Lieutenant und drohte ihr mit dem Finger.

Dann fragte er:

„Haben Sie Fremde in Ihrem Hause? — Militärs?"

„Keine Seele!" versicherte sie.

„Der Wagen?" fragte er weiter, indem er auf das Fuhrwerk *Margarethens* deutete.

„Der wurde von einem Kutscher zurückgelassen, welcher aus Furcht mit seinen Pferden davon jagte, als er von Ihrer Annäherung hörte.“

„Also Kriegsbeute?“ sagte der Offizier, indem er den hübschen, beinahe ganz neuen Wagen aufmerksam betrachtete.

„Wenn Sie den Wagen dafür halten wollen,“ sagte die Frau mit einer Dreistigkeit, die bei der Lage der Dinge für Verwegenheit gelten konnte, „so werden wir hier nichts dagegen einzuwenden haben. Mein Mann und ich wenigstens denken nicht daran, uns an fremdem Eigenthum zu vergreifen.“

Der Offizier runzelte finster die Stirn und es schien ihm eine heftige Entgegnung auf der Zunge zu schweben.

Die Wirthin suchte derselben zuvorzukommen, und indem sie die Unvorsichtigkeit ihrer Worte erkannte, die leicht für sie üble Folgen hätten haben können, beeilte sie sich, mit freundlichem Tone zu sagen:

„Aber ich weiß noch immer nicht, was ich thun soll, und ich wünsche doch nichts mehr, als Sie in jeder Beziehung zufrieden zu stellen!“

„In jeder Beziehung?“ fragte er mit einer eigenthümlichen Betonung.

„Gewiß,“ entgegnete sie unbefangen, obgleich die kluge Frau den zweideutigen Sinn seiner Worte sehr gut verstanden hatte.

„Nun gut,“ sagte er, „so richten Sie Alles für die Aufnahme des Regimentsstabes her, der bei Ihnen sein Quartier nehmen wird.“

„Wie viel Personen?“ fragte die Wirthin.

„Acht Offiziere, etwa vierzig Mann, von denen einige dreißig Spielleute besser bewirthet werden müssen, und zehn Pferde.“

„Sie sollen Alles bereit finden, Herr Lieutenant, und mit mir zufrieden sein,“ erwiederte die Wirthin.

„Das hoffe ich,“ sagte der Lieutenant wieder mit der früheren eigenthümlichen Betonung, und sprengte dann davon, seinem Commandeur Bericht über das für ihn ermittelte Quartier zu erstatten.

„Der unausstehliche, zudringliche Mensch!“ brummte die Wirthin, indem sie in das Haus trat, um die Vorkehrungen zur Bewirthung der unwillkommenen Gäste zu treffen.

„Es ist nur gut,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause in ihrem Selbstgespräche fort, „daß ich das arme Fräulein versteckt habe, wo selbst die feinen Nasen dieser Preußen sie nicht finden werden, denn

die schüchterne Dame würde die Zudringlichkeiten gewiß nicht so zurückzuweisen verstehen, wie ich!"

Bei diesem Gedanken überflog ein stolzes Lächeln ihr Gesicht, welches zugleich von der dunklen Röthe des Zornes oder der Scham überzogen wurde.

„Na, er soll mir nur kommen, der alberne Mensch mit seinem: „nach näherer Bekanntschaft" — „in jeder Beziehung" und „das hoffe ich!" und er soll sehen, daß ich mich vor den Zündnadelgewehren nicht fürchte, und schössen sie auch noch zehn Mal schneller!"

Die kleine, hübsche, entschlossene und zornige Frau hatte aber nicht Zeit, dergleichen Gedanken weiter nachzuhängen, denn wenige Minuten darauf zog der angemeldete Regimentsstab ein, und es herrschte in allen Theilen des Hauses reges Leben und lauter Lärmen.

Der Lieutenant, der das Gespräch mit der Wirthin geführt hatte, gab sich alle erdenkliche Mühe, mit ihr die „nähere Bekanntschaft" anzuknüpfen, auf die er angespielt hatte, aber sie verstand es mit echt frauenhafter Schlauheit, ihm zu entschlüpfen, ohne daß sie ihm entschiedenen Grund gab, sich beleidigt zu fühlen.

Margarethe hatte während dessen mit ängstlich klopfendem Herzen allen Bewegungen in dem ganzen Gehöfte gelauscht, und als die Pferde in den Stall gezogen wurden und die Knechte die Sattelkammer, die unmittelbar unter ihrem Verstecke lag, als ihren Salon in Besitz nahmen, auf ihrem Lager kaum eine Bewegung zu machen gewagt, aus Furcht, daß sie gehört und entdeckt werden möchte.

Als es jedoch in dem Hause allmälig stiller wurde, gewann auch sie eine größere Ruhe, und als endlich nach und nach jedes Geräusch verstummte, sank sie in einen erquickenden Schlaf, dessen ihr Körper nach den verschiedenen Aufregungen der letzten Zeit, besonders aber nach den Aufregungen und den wechselnden Gefühlen der Furcht und Hoffnung, die an dem heutigen Tage auf sie einstürmten, im höchsten Grade bedürftig war.

Etwa eine Stunde mochte sie eines festen, erquickenden Schlafes genossen haben, da wurde sie durch lautes Gepolter und wildes Fluchen aufgeschreckt, welche unmittelbar unter ihr in der Sattelkammer ertönten.

Offenbar war ein heftiger Streit zwischen den aus ihrer Ruhe aufgestörten Schläfern in derselben und fremden Eindringlingen entstanden; denn als Margarethe sich so weit ermuntert hatte, daß sie mit voller Aufmerksamkeit auf d:n Streit lauschen konnte, und von

dem ihr keine Silbe entging, hörte sie deutlich, wie eine zornige Stimme rief:

„Dies ist unser Quartier, und wir werden uns nicht daraus verdrängen lassen. Bringt Ihr Euren Gefangenen hin, wohin Ihr wollt, uns aber laßt ruhig schlafen, denn wir sind hundemüde und müssen morgen schon in aller Frühe wieder heraus."

„Wir sind aber für den Gefangenen verantwortlich," entgegnete eine andere, nicht minder zornige Stimme, „und Ihr werdet uns Platz machen, denn wir sind auf diese Kammer angewiesen, da in der Nähe kein anderer sicherer Gewahrsam zu finden ist und wir Alle auch zum Umfallen müde sind, so daß wir nicht Lust haben, den Hallunken zu bewachen, bis wir ihn morgen auf dem Sandhaufen knieen sehen; denn er ist ein preußischer Deserteur und wird ganz zuverlässig morgen kriegsgerichtlich erschossen."

Margarethe wurde durch diese Worte mehr ergriffen, als sie sich selbst zu erklären vermochte; denn obgleich es sich hier offenbar um ein Menschenleben handelte, war es doch nur das eines ihr ganz Fremden, und dennoch erzitterte sie vom Kopf bis zu den Füßen, als sie das Todesurtheil vernahm, das hier schon im Voraus über den ihr unbekannten Gefangenen ausgesprochen wurde.

Der Streit, welcher sich zwischen den Inhabern der Kammer und den Eindringlingen entsponnen hatte, war immer heftiger und heftiger geworden, so daß er endlich sogar in Thätlichkeiten auszuarten drohte, da erschallte mitten hinein, mit dem Tone entscheidender Autorität, eine Stimme:

„Was geht hier vor?"

„Herr Lieutenant," antwortete eine der Stimmen, „die Trainknechte wollen die Kammer nicht räumen, in der wir den Deserteur unterbringen sollen, da es der sicherste Ort ist, und wir ihn hier am leichtesten bewachen können."

„Ich wiederhole und betheure nochmals, daß ich kein preußischer Deserteur und auch in Preußen nicht einmal dienstpflichtig bin," sagte darauf eine Stimme, bei deren Klang Margarethe bis in das Innerste ihres Herzens erbebte; denn wenn ihr Ohr sie nicht ganz täuschte, war das die Stimme ihres Verlobten, von dem sie seit einiger Zeit nur noch durch die Vermittelung ihres Vaters etwas gehört hatte.

„Jesus, Maria!" rief sie mit gedämpfter Stimme aus und ihr Blut drohte zu stocken; „das ist Neumeister!"

Sie bog sich nieder, dicht auf den Fußboden, wo sie durch einen Spalt in der Fallthür einen schmalen Lichtstreifen heraufdringen sah; aber die Oeffnung war zu klein, um irgend etwas von dem, was unter ihr vorging, deutlich unterscheiden oder die Züge Dessen erkennen zu können, an dessen Stimme sie ihren Geliebten zu erkennen geglaubt hatte.

„Aber er kann es ja nicht sein! Es ist ja ganz unmöglich!“ sagte sie, indem sie sich zu trösten versuchte, bei sich selbst. „Wie sollte er denn in preußische Gefangenschaft gerathen sein, und wie könnte er beschuldigt werden, daß er als preußischer Soldat desertirte?“

Da sie nichts sehen konnte, war sie desto begieriger, wenigstens Alles zu hören und es entging ihr keine Silbe von dem, was in der Stallkammer gesprochen wurde.

„Das Maul gehalten,“ fuhr der Lieutenant Den an, der die Beschuldigung zurückgewiesen hatte, ein preußischer Deserteur zu sein. „Der Lieutenant von Kapphengst würde das nicht gesagt haben, wenn es nicht wahr wäre. Auch verurtheilt ihn der Umstand, daß er des Lieutenants Namen kannte, wie dies die Grenadiere, die ihn gefangen nahmen, deutlich gehört haben.“

„Das leugne ich auch nicht,“ sagte der Arrestant, „aber ich war nicht Soldat, als ich den Herrn von Kapphengst kennen lernte.“

Jetzt konnte Margarethe nicht länger zweifeln, daß es wirklich Neumeister sei, der sich in einer Lage befand, welche ganz offenbar sein Leben bedrohte, denn bei dieser neuen Aeußerung überzeugte sie sich durch den Ton der Stimme, daß wirklich er es sei.

„Und wo hat er ihn denn kennen gelernt?“ fragte der Lieutenant.

Neumeister gab hierauf keine Antwort und hätte Margarethe ihn sehen können, so würde es ihr nicht entgangen sein, daß er sichtlich in Verlegenheit gerieth.

Der Lieutenant bemerkte diese Verlegenheit, die davon herrührte, daß Neumeister nicht zu sagen wagte, es sei in dem Gefängniß gewesen, in welchem er seine Strafe abbüßte, wo er den Herrn von Kapphengst mehrmals gesehen hatte, wenn derselbe dort auf Wache war, und wo er sich durch sein barsches Wesen allgemein verhaßt gemacht hatte, und zwar nicht nur bei den Sträflingen, sondern auch bei den Soldaten.

„Sein Schweigen verurtheilt ihn,“ rief der Offizier, „aber auch

die heiligsten Betheuerungen würden ihm nichts geholfen haben, denn es wären doch nichts als Lügen gewesen."

Margarethen's Schreck, als sie die Gefahr der Lage erkannte, in welcher Neumeister sich befand, läßt sich nicht beschreiben.

Sie war nahe daran, sich durch einen lauten Angstschrei zu verrathen, aber zum Glück unterdrückte sie ihn, indem sie sich augenblicklich sagte, daß sie ihrer ganzen Besinnung Herrin bleiben müßte, um irgend ein Mittel zur Rettung des Geliebten ausfindig zu machen.

Doch wie hätte sie daran nur denken, geschweige denn darauf hoffen dürfen, da sie selbst so gut wie eine Gefangene war und sich der größten Gefahr ausgesetzt haben würde, hätte sie sich und ihren Versteck durch irgend eine Unvorsichtigkeit verrathen?

Sie bewahrte indeß genug Geistesgegenwart und kaltes Blut, um sich zu sagen, daß ihre einzige Möglichkeit, für Neumeister etwas thun zu können, darin bestand, unentdeckt zu bleiben.

Sie vermied daher sorgfältig selbst das unbedeutendste Geräusch, und indem sie sich kaum zu bewegen wagte, lauschte sie nur um so gespannter auf Alles, was unter ihr noch ferner gesprochen und gethan wurde.

„Das Maul gehalten, sage ich ihm zum letzten Male," entgegnete barsch der Lieutenant, als Neumeister wieder etwas entgegnen wollte, und ohne ihn dann weiter zu beachten, wendete er sich zu den Trainknechten, die sich geweigert hatten, ihren „Salon" an die fremden Eindringlinge abzutreten.

„Ihr macht augenblicklich Platz!" sagte er mit gebietendem Tone. „Der Gefangene bleibt mit seiner Wache allein in dieser Kammer."

Mit mürrischen Mienen, aber ohne ein Wort des Widerspruches zu wagen, folgten die Trainknechte dem Befehle und begaben sich in den Stall zu ihren Pferden.

Der Offizier sagte darauf zu dem Unteroffizier, dem mit drei Mann die Bewachung des Gefangenen übertragen worden war:

„Halten Sie scharfe Wache, Unteroffizier, denn wenn der Deserteur Ihnen entwischte, würde schwere Verantwortlichkeit Sie treffen."

„Herr Lieutenant," erwiederte der Unteroffizier, „die Aufgabe ist sehr schwer, denn wir Alle sind ermüdet und erschöpft zum Umfallen und ich selbst kann die Augen kaum noch offen halten."

„Sie müssen es aber dennoch thun, denn die Folgen möchten sonst für Sie sehr unangenehm sein; Sie können ja übrigens abwech-

feind wachen, denn es ist hinreichend, wenn Einer von Ihnen munter bleibt!"

„Und wenn wir dennoch einschliefen?" fragte mit bittendem Tone der Unteroffizier. „Denn ich mag für mich selbst nicht einstehen, geschweige denn für die Anderen."

„Nun, so lassen Sie zu größerer Sicherheit dem Gefangenen die Hände binden."

Dann sah er sich aufmerksam in dem kleinen Raume um und sagte darauf:

„Die Kammer hat nur den einen Ausgang durch den Stall; ich rathe Ihnen daher, sich vor die Thür zu legen, damit der Deserteur, wenn er ja die Flucht versuchen sollte, über Sie wegsteigen müßte, wobei er Sie jedenfalls aufwecken würde, wenn Sie wirklich eingeschlafen wären."

Sich darauf weiter umsehend, sprach er:

„Das Fenster ist zwar nicht vergittert, aber es liegt so hoch, daß der Arrestant schwerlich hinaufgelangen könnte, auch wenn er die Hände frei hätte; um indeß nichts zu vernachlässigen, mögen sich die zwei Mann, welche nicht Wache stehen, unter das Fenster legen, und der Kerl müßte dann hexen können, wenn er durch das Fenster davonkäme, ohne sie zu wecken."

Nachdem der Offizier so seine Instructionen ertheilt hatte, wollte er gehen, da hielt der Unteroffizier ihn zurück:

„Herr Lieutenant, noch eine Bitte!" sagte er mit kläglichem Tone.

„Sprechen Sie!" sagte der Lieutenant freundlich.

„Wir sind seit dem frühesten Morgen auf dem Marsche gewesen, haben viele Stunden im Feuer gestanden und den ganzen Tag weiter nichts genossen, als ein Stück Komißbrod und einen Trunk Wasser!"

„Sie sollen in der nächsten Minute Essen und Wein haben!" entgegnete der Offizier; mit diesen Worten ging er.

Margarethe hatte das Alles mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehört, und mit freudigem Beben erfüllten sie die Worte des Unteroffiziers, daß er und seine Leute sich vor Erschöpfung kaum auf den Beinen zu halten vermöchten und vor Müdigkeit nicht versprechen könnten, sich trotz der Aussicht auf strenge Bestrafung des Schlafes zu erwehren.

Durch diese Aeußerungen entstand bei ihr ein Schimmer der

Hoffnung, daß es ihr gelingen würde, irgend ein Mittel der Rettung ausfindig zu machen.

Als der Lieutenant sich entfernt hatte, sank sie nieder auf die Kniee, erhob zum stummen Gebete ihre Hände und flehte aus der innersten Tiefe ihrer Seele:

„Heilige Margarethe, leihe mir Deinen gnädigen Beistand, daß das Rettungswerk gelinge, auf das ich sinne, und erleuchte Du meine Gedanken dazu!"

Es schien, als erhörte die Heilige ihr Gebet, denn wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, erhob sie sich von den Knieen und seufzte aus beklommener Brust:

„Mein Gott, hätte ich doch nur irgend ein Mittel, der freundlichen Wirthin eine Mittheilung zu machen!"

War es die Heilige, die sie angefleht hatte, welche sich ihrer Noth erbarmte, oder war es der heidnische Gott „Zufall," der ihr zu Hilfe kam; genug, in eben dem Augenblick, als Margarethe diesen Wunsch aussprach, wurde leise an das kleine Fenster geklopft, welches aus dem Raume über der Sattelkammer in eine Vorrathskammer des Hauptgebäudes führte.

Anfangs fuhr Margarethe erschrocken zusammen, als sie das Pochen so ganz in Ihrer Nähe vernahm, denn in der Lage, in der sie sich befand, ahnete ihr überall Gefahr vor der Entdeckung ihres geheimen Aufenthaltes, weil sie, je mehr sie hin und her sann, um desto mehr sich überzeugte, daß nur durch diesen allein die Rettung ihres Verlobten möglich sei.

Schnell aber besann sie sich, daß von der Seite, von wo das leise und offenbar vorsichtige Geräusch ertönte, nur die Wirthin allein kommen könnte, und mit dieser zu sprechen war ja noch den Moment zuvor ihr sehnlichster Wunsch gewesen.

Sie fühlte sich daher wunderbar ermuthigt und von Hoffnung erfüllt, als sie die Stimme ihrer Schützerin, ihrer einzigen Aussicht des Heiles, vernahm, welche leise flüsterte:

„Mein liebes Fräulein, sind Sie wach?"

Im Nu war Margarethe an dem Fensterchen.

„Sie sendet mir Gott als Rettungsengel!" hauchte sie kaum hörbar, so sehr fürchtete sie, von den Soldaten unten in der Kammer gehört zu werden.

„Was ist denn geschehen?" fragte erschrocken die Wirthin.

„Es ist ein Gefangener unten in die Kammer gebracht worden!" entgegnete Margarethe.

„Das weiß ich," sagte die Wirthin, „und eben deshalb kam ich, um Sie zu der größten Vorsicht zu ermahnen, denn wie ich gehört habe, soll der arme Mensch streng bewacht werden und es ist daher anzunehmen, daß einer seiner Hüter beständig wach und also bei der Stille der Nacht auf jedes Geräusch aufmerksam sein wird."

„Das fürchte ich weniger," meinte Margarethe und theilte darauf der Wirthin mit, was sie belauscht hatte.

Dann fuhr sie fort:

„Um der Müdigkeit, über welche die Leute sich beklagen, zu Hilfe zu kommen, sann ich eben, als Sie an das Fenster klopften, auf ein Mittel, mich Ihnen mittheilen zu können. — Sie sehen also wohl, daß Gott selbst Sie zu meinem Beistande sendete."

„Ihnen droht ja aber gar keine Gefahr, liebes Fräulein, wenn Sie sich nur ganz still verhalten," sagte die Wirthin verwundert, denn sie wußte sich die Aufregung nicht zu erklären, in der sich Margarethe befand, wie sie trotz des leisen Geflüsters derselben deutlich erkennen konnte.

„Ach, Sie wissen nicht," sagte Margarethe, „daß der Gefangene morgen früh erschossen werden soll!"

„Doch weiß ich das, denn das Kriegsgericht ist ja unten in dem Gastzimmer gehalten worden, und die Herren machten gar kein Geheimniß aus dem Urtheil, das sie gefällt haben. — Das ist nun einmal nicht zu ändern, und so sehr mich der arme Mensch dauert, ist er doch nicht zu retten."

„Das wolle Gott nicht!" rief Margarethe so laut, daß die Wirthin erschrak und sie zur Vorsicht mahnte.

„Er muß gerettet werden," sagte Margarethe dann wieder mit gedämpfter Stimme, „oder ich sterbe mit ihm!"

„Mein Gott, liebes Fräulein," entgegnete die Wirthin, „wie können Sie sich denn in solchem Grade für einen Menschen interessiren, der Ihnen ganz fremd ist?"

„Mir fremd?" stieß Margarethe mit einem tiefen Seufzer hervor. „So erfahren Sie denn, daß er mein Verlobter ist und daß ich ihn retten oder mit ihm sterben muß!"

Die Wirthin war sprachlos vor Staunen bei dieser unerwarteten Mittheilung. Sie wußte sich durchaus nicht zu erklären, wie eine

Dame von dem Stande Margarethens die Verlobte eines gewöhnlichen Unteroffiziers sein könnte; sie mußte indeß auf die Lösung dieses Räthsels wenigstens für jetzt verzichten.

„Wollen Sie mir zu seiner Rettung Ihren Beistand leihen?“ fragte Margarethe.

„Von Herzen gern würde ich das thun,“ entgegnete die freundliche Frau theilnahmvoll; „nur sehe ich keine Möglichkeit —“

„Deshalb eben wünschte ich mit Ihnen zu sprechen,“ fiel ihr Margarethe in das Wort. „Hören Sie also den Plan, den ich mir vorläufig entworfen habe, den ich aber nur durch Ihre Beihilfe auszuführen vermag.“

Im leisesten Geflüster setzte darauf Margarethe ihrer gutmüthigen und bereitwilligen Helferin ihren Plan auseinander.

Als sie schwieg, sagte die Wirthin:

„Die Sache ist sehr schwer, und ich fürchte, Sie bringen dadurch nur sich selbst in Gefahr, ohne den Unglücklichen retten zu können. Aber ich sehe auch ein, daß Sie nicht anders handeln können, nicht anders handeln dürfen, und was von meiner Seite zu dem Gelingen Ihres kühnen Planes geschehen kann, das werde ich mit wahrer Freude thun.“

„Ich trage natürlich alle Kosten!“ sagte Margarethe.

„Sprechen Sie doch davon nicht!“ rief leise die Wirthin, indem sie davoneilte, um zu besorgen, was Margarethe von ihr erbeten hatte.

Diese kehrte auf ihren Beobachtungsposten zurück und legte sich wieder flach auf den Fußboden neben der Klappenthür nieder, um sich wo möglich nichts von dem entgehen zu lassen, was unter ihr vorging.

Nicht lange darauf sagte ein Diener des Wirthshauses zu dem Unteroffizier, dem die Bewachung des vermeintlichen Deserteurs anvertraut war:

„Hier schickt Ihnen die Frau, wie es ihr befohlen worden ist, Essen und Trinken und läßt dabei wünschen, daß es Ihnen gut schmecken möge!“

Der Mensch entfernte sich augenblicklich wieder. Was er gebracht hatte schien in jeder Beziehung die höchste Zufriedenheit des Unteroffiziers und seiner drei Mann zu erregen, denn Margarethe hörte, wie der Führer mit freudigem Tone ausrief:

„Sapperment, Jungens, die Wirthin ist eine brave Frau! —

Seht nur, was sie uns Alles geschickt hat! — Braten — Wurst — Käse; und nun erst — hier Wein! — Und auch Schnaps! — Na, die scheint uns Preußen zu kennen. — Ich dächte, wir vertilgten zuerst den Schnaps, als unser vaterländisches Getränk, und behielten uns, wie vornehme Herren, den Wein zum Nachtisch vor."

Die Soldaten waren offenbar der Ansicht ihres Vorgesetzten und es entstand darauf eine tiefe Ruhe, doch nur eine Ruhe für die Sprache, denn Kinnbacken und Gaumen waren dafür in um so lebhafterer Bewegung.

Nach einiger Zeit jedoch ließ sich die Stimme des Unteroffiziers wieder vernehmen.

„Alle Wetter, Kinder," rief er, — und ein erfahrener Beobachter würde bemerkt haben, daß seine Zunge nicht mehr ihre ursprüngliche Beweglichkeit und Leichtigkeit hatte — „ich glaube, das ist süßer Ungarwein! — Ja, wahrhaftig, so ist es! — Die Wirthin muß sich in der Eile vergriffen haben, denn so ein Wein kömmt sonst nur auf die Generalstafel, darauf möchte ich wetten. — Na, deshalb soll der Ungar uns nicht schlechter schmecken!"

Und er schmeckte den vier preußischen Kriegshelden, welche die Tücke dieses lieblichen Feuerweines nicht kannten, ja nicht einmal ahneten, so vortrefflich, daß sie kurze Zeit darauf kaum noch so viel Besinnung behielten, zu ihren Lagerstellen zu taumeln, auf denen sie in der nächsten Minute in einen todesähnlichen Schlaf versanken, ohne nur noch mit einer Silbe an den Gefangenen zu denken, dessen strenge Bewachung ihnen bei Vermeidung schwerer Strafe befohlen worden war.

Wie lange sie so gelegen haben mochten, können wir nicht sagen; da wurde der Unteroffizier plötzlich durch einen lauten Knall, wie von einem Schusse, aus dem Schlafe aufgeschreckt und zugleich fiel klirrend das auf den Hof führende Fenster der Stallkammer aus seinem Rahmen.

Schnell ernüchtert, wie der Schreck oder irgend ein besonders wichtiges Ereigniß dies schon in vielen Fällen bewirkt hat, sprang der Unteroffizier in die Höhe.

Sein erster Gedanke war der Deserteur, und indem er sich die noch immer schlaf- und weintrunkenen Augen rieb, sah er sich rings in der Kammer nach demselben um.

Der Raum, der sich leicht überblicken ließ, und in dem sich nicht

der kleinste Winkel zu einem Versteck bot, war leer, bis auf die drei Soldaten die schnarchend unter dem Fenster lagen. Dieses aber zeigte nur noch die leere Oefnung.

Es schien daher keinem Zweifel unterworfen zu sein, daß der Deserteur, die Trunkheit seiner Wächter benützt hatte, um dort hinaus zu entfliehen; das war aber offenbar kaum anders möglich gewesen, als indem er die Körper der Schläfer selbst zu Stufen benützte, um das hochgelegene Fenster zu erreichen.

„Hölle, Tod und Teufel!“ fluchte der Unteroffizier, als er dies Alles übersah und zugleich die Folgen erkannte, welche die Flucht des Arrestanten für ihn und seine Wachgenossen haben mußte.

„Doch zum Glück kann er noch nicht weit weg sein,“ rief er darauf aus, „und wir ergreifen ihn daher sicher, wenn wir nicht säumen, ihn zu verfolgen!“

Schon während dieser Worte rüttelte und schüttelte er heftig seine drei Mann, aber es bedurfte einiger derben Rippenstösse und Fußtritte, um sie munter und ihnen begreiflich zu machen, um was es sich handelte.

Als sie dies aber begriffen hatten — worüber etwa zwei bis drei Minuten vergangen sein mochten — waren sie eben so schnell nüchtern wie ihr Vorgesetzter, und stürzten mit ihm hinaus auf den Hof.

Hier lauschten sie, sich nach allen Richtungen vertheilend, ob sie die eiligen Schritte eines Fliehenden vernehmen könnten.

Aber kein Lüftchen rührte sich; die Hofthür, so wie alle anderen Thüren, die sie untersuchten, waren fest verschlossen; nur die Hinterthür zu dem Hauptgebäude des Wirthshauses stand offen.

Aber auf diesem Wege konnte der Deserteur nicht entflohen sein, denn die Schildwache, die auf dem Hausflur auf- und niederging, gab die Versicherung, keinen Menschen gesehen, und außer dem Klirren einiger Fensterscheiben kein verdächtiges Geräusch gehört zu haben.

Der gefangene Deserteur war spurlos verschwunden, der Unteroffizier aber machte in seiner Furcht vor der ihn erwartenden Strafe Lärmen, und wenige Minuten später eilten nach den verschiedensten Richtungen zahlreiche Verfolger aus, den Entsprungenen wieder einzufangen.

Für diesmal also kniete der tapfere Unteroffizier Meister noch nicht auf dem Sandhügel, wie seine Landsleute es ihm nach der Anklage des Lieutenants von Kapphengst zugedacht hatten.

XIII.

Das Recht und der göttliche Beistand auf zwei Seiten.

Indem wir in der Zeit um einige Tage zurückgehen, finden wir den Grafen Bismark wieder in seinem Arbeitscabinet, und von unserem Autorenrechte abermals Gebrauch machend, wohnen wir als unsichtbarer Zeuge einem vertrauten Gespräche bei, das er in diesem geheiligten Raume, in welchem schon manche sehr unheimliche Dinge vorgingen, mit dem Geheimrath von Beringer hatte, den wir unsern Lesern, wie sie sich hoffentlich noch aus seinem Gespräche mit dem Geheimrath Walter vom Kriegsministerium erinnern werden, als eine vertraute und einflußreiche Person des Bismarkischen Ministeriums vorstellten.

Ueber wichtige Papiere gebeugt, die er mit großer Aufmerksamkeit und mehrmals die Stirne runzelnd las, hatte der preußische Premier an seinem Schreibtische gesessen, der fürchterliche Dinge verrathen könnte, wenn ihm plötzlich die Wundergabe ertheilt würde, über das ihm Anvertraute indiscret plaudern zu können. Da wurde leise die Thüre geöffnet und unangemeldet trat der Geheimrath von Beringer herein, in der Hand einige Papiere haltend.

Graf Bismark war in seine Lectüre so vertieft, daß Herr von Beringer hüsteln mußte, um seine Anwesenheit bemerkbar zu machen.

Der Minister wendete den Kopf, und als er seinen vertrauten Rath erkannte, der von Eingeweihten oder von Solchen, die sich dafür hielten, seine rechte Hand genannt wurde, wie er selbst die rechte Hand des Königs, sagte er mit freundlicher Miene und wohlwollendem Tone:

„Bringen Sie mir etwas Neues, lieber Beringer?"

„Allerdings, Ew. Excellenz," entgegnete der Geheimrath, „und zwar etwas Wichtiges, woraus Sie wieder erkennen werden, daß der Woronski, den ich Ew. Excellenz zu seiner schwierigen Sendung empfohlen habe, in der That ein unbezahlbarer Mensch ist!"

„Unbezahlbar?" wiederholte der Premierminister mit spöttelndem

Tone. „Da mögen Sie allerdings Recht haben; wenigstens ist dieser Mensch so theuer, daß er sich kaum noch bezahlen läßt.“

„Ich kann Ew. Excellenz freilich nicht ganz Unrecht geben,“ entgegnete Herr von Beringer, „indeß erlaube ich mir die gehorsame Bemerkung zu machen, daß er doch auch schon sehr wichtige Dienste geleistet hat, überdies sind die österreichischen Banknoten, mit denen er einen Theil der Ausgaben bestreitet, nicht sonderlich viel werth, wie Ew. Excellenz nicht wissen,“ sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Freilich nicht; aber wenn Alles geht, wie es gehen soll,“ sagte Graf Bismark, „dann werden diese Papiere bald noch viel niedriger im Werthe stehen.“

Darauf einen ernsteren Ton anstimmend fuhr der Premier fort: „Doch lassen Sie nun hören, was Sie mir von diesem Erzspitzbuben Wichtiges mitzutheilen haben.“

„Die Taubenpost, die er so pfiffig als unverdächtiges Verkehrsmittel in Vorschlag gebracht und mit Euer Excellenz Genehmigung organisirt hat, brachte heute während Sie Sr. Majestät dem Könige Vortrag hielten, ein ausführliches Actenstück, das meiner Ansicht nach besonders dadurch von hoher Wichtigkeit ist, daß wir von demselben schneller Kenntniß erhalten, als dies bei der jetzigen Lage der Dinge auf officiellem Wege sogar durch den Telegraphen möglich wäre.“

„Sie machen mich beinahe neugierig!“ sagte der Minister. „Und was ist das für ein Document?“

„Ein Manifest, welches der Kaiser von Oesterreich „An seine Völker“ erlassen wird,“ entgegnete Herr von Beringer.

„Erlassen hat, wollen Sie wohl sagen?“ fragte Graf Bismark.

„Bitte um Entschuldigung, Excellenz!“ entgegnete der Geheimrath; „ich sagte mit gutem Grunde, erlassen wird, denn bis zur Stunde ist das Manifest noch nicht veröffentlicht; dem schlauen Woronski ist es aber gelungen, eine Abschrift des Entwurfes zu bekommen und er läßt uns dieselbe durch eine unserer Tauben zukommen, die statt des Friedenszweiges im Schnabel das Kriegsmanifest um den Hals trug.“

„Nun, so lassen Sie hören!“ sagte Graf Bismark mit unverkennbarer Spannung auf das, was er vernehmen sollte.

Herr von Beringer las darauf mit lauter Stimme das bekannte Manifest, welches der Kaiser von Oesterreich unter dem 17. Juni erließ:

„An meine Völker!"

Der Minister unterbrach seinen Vertrauten gleich bei dieser Ueberschrift.

„An meine Völker!" wiederholte er mit spöttelndem Tone. „Das klingt allerdings imposanter, wie die bescheidene Anrede: An mein Volk, deren wir uns bei einem ähnlichen Document bedienen müssen; aber ich denke, wir werden mit unserem einen Volke mehr ausrichten, wie unser kaiserlicher Gegner mit seinen vielen Völkern; denn es ist eben ein Volk, einig und eng verschmolzen durch ein gemeinschaftliches Band, während die vielen verschiedenen Völker Oesterreichs sich untereinander vertragen, wie Katze und Hund, und viele von ihnen Böhmen, Kroaten, Ungarn, Tiroler, Italiener, und wie sie alle heißen, sein wollen, aber nicht Oesterreicher."

„In Oesterreich," erlaubte sich Herr von Beringer zu bemerken, „ist Oesterreich eben nur eine Provinz, wie die übrigen verschiedennamigen; bei uns aber ist das ganze Land Preußen, und nur Preußen."

„Das kömmt daher, mein lieber Beringer, weil schon die Regenten Brandenburgs, und später die Könige von Preußen, es verstanden haben, Wenden, Kassuben, Lithauer, Wasserpolacken, kurz alle die verschiedenen Stämme, aus denen die preußische Monarchie besteht, und die einander ursprünglich auch oft feindlich gesinnt waren, zu einem Ganzen zu verschmelzen und die nationalen Unterschiede zu verwischen, während die Regenten Oesterreichs sich im Gegentheil von jeher die Aufgabe gestellt zu haben scheinen, ihre verschiedenen Völker möglichst zu sondern und weit voneinander zu halten, obgleich es ihnen doch in der Zeit absoluter Herrschaft so leicht gewesen sein würde, ihrem buntfarbigen Völkergemisch eine gleichmäßige Färbung zu geben. — Hätten sie darin dem Beispiele Frankreichs gefolgt, wo die Bretagne und Gascogne, Lothringen und Touraine, Anjou, Poitou, Champagne und so weiter, schon seit Jahrhunderten zu einem Frankreich gemacht wurden, so könnte der Kaiser von Oesterreich jetzt freilich nicht prunkhaft sagen: „An meine Völker," aber wir hätten gewiß mit ihm einen schwereren Stand, als wir so hoffentlich haben werden. — Doch fahren Sie nun fort, mir das Manifest vorzulesen."

Der Geheimrath von Beringer folgte dieser Aufforderung und las:

„Mitten in dem Werke des Friedens, das Ich unternommen, um die Grundlagen zu einer Verfassungsform zu legen, welche die Einheit und Machtstellung des Gesammtreiches befestigen, den einzelnen Ländern und Völkern aber ihre freie, innere Entwickelung sichern soll, hat Meine Regentenpflicht Mir geboten, Mein ganzes Herr unter die Waffen zu rufen."

Graf Bismark schien keine große Eile zu haben, das wichtige Document zu Ende zu hören, denn schon wieder unterbrach er den Vorleser, indem er lachend sagte:

„Um diese Verfassungs-Grundlage zu finden hat der Kaiser wahrscheinlich die Verfassung, welche bereits gefunden war, sistirt, was ich für einen eben so kühnen, wie gefährlichen Schritt halte."

Herr von Beringer machte die schüchterne Bemerkung:

„Eure Excellenz kümmern sich bei uns doch auch nicht sonderlich um die Verfassung!"

„Richtig, mein Lieber," entgegnete lachend der Minister. „Ich spiele mit der Verfassung, aber sie förmlich zu sistiren, das würde ich nicht riskiren; das Experiment erschiene mir zu gefährlich."

Nach diesem offenen Geständniß fuhr der Minister mit ernsterem Tone fort:

„Bemerken Sie übrigens, daß auch hier wieder die einzelnen Länder und Völker besonders betont werden?"

„Ich bemerke es und freue mich darüber," sagte der Geheimrath; „denn eben darin, daß Oesterreich aus so vielen einzelnen Theilen besteht, deren Unterschiede nur zu deutlich zu erkennen und nicht fest in einander gefugt sind, besteht die Schwäche unseres Gegners, während wir unsere Kraft aus unserer Einheit schöpfen. — Doch darf ich jetzt weiter lesen?"

Graf Bismark nickte bejahend und der Geheimrath fuhr fort, wobei wir jedoch unseren Lesern gegenüber den nächsten Satz des bekannten Manifestes auslassen, das wir überhaupt im Ganzen nur so weit mittheilen, als es dem preußischen Minister Veranlassung zu Glossen gab:

„Keinem derselben (nämlich Preußen und Italien) ist von Meiner Seite ein Anlaß zum Kriege gegeben worden."

„Das dürfen wir auf keinen Fall gelten lassen," fiel Graf Bismark dem Geheimrath in das Wort. „Wir müssen der Welt, besonders aber unserem eigenen Volke gegenüber, als die Angegriffenen, die zu dem Kriege Herausgeforderten und Gezwungenen erscheinen."

„Wird aber die Welt, wird unser eigenes Volk uns für diese Behauptung Glauben schenken?" fragte mit einem Lächeln des Zweifels Herr von Beringer.

„Sie werden es," entgegnete der Minister mit zuversichtlichem Tone; „doch wird dieser Glaube freilich erst dann entstehen, wenn wir unsere Behauptung immer und immer wiederholen und dadurch jeden Zweifel tödten. — Weiter nun!"

„Verbündet mit den preußischen Truppen, die uns als Feinde nun gegenüberstehen, zog vor zwei Jahren ein Theil Meines treuen und tapfern Heeres an die Gestade der Nordsee.

„Ich bin diese Waffengenossenschaft mit Preußen eingegangen, um vertragsmäßige Rechte zu wahren, einen bedrohten deutschen Volksstamm zu schützen, das Unheil eines unvermeidlichen Krieges auf seine engsten Grenzen einzuschränken und in der innigsten Verbindung der zwei mitteleuropäischen Großmächte — denen vorzugsweise die Aufgabe der Erhaltung des europäischen Friedens geworden — zum Wohle Meines Reiches, Deutschlands und Europas eine solche dauernde Garantie zu gewinnen."

„Ich muß noch jetzt lächeln," sagte der Minister und ein Zug des Spottes umspielte seinen Mund, „wenn ich daran denke, mit welcher blinden Gutmüthigkeit sich Oesterreich zu diesem schleswig-holsteinischen Bündnisse verlocken ließ! — Offenbar hatte es Olmütz vergessen; wir aber dachten daran und ich hoffe zuversichtlich, daß wir bald unsere Revanche dafür nehmen werden. — Dann soll Oesterreich seiner väterlichen Sorge für das Wohl Deutschlands für immer enthoben werden und bei dessen Angelegenheiten nichts mehr mitzusprechen haben. In aller Zukunft muß es heißen: Deutschland, das ist Preußen!"

„Ich bewundere in der That die Zuversicht, mit welcher Eure Excellenz sprechen," sagte Herr von Beringer, „und zuweilen bangt mir davor, daß Sie des Schicksals Mächte herausfordern, und daß die Sache ein schlimmes Ende nehmen wird."

„Ich spiele allerdings ein kühnes Spiel," entgegnete Graf Bismark mit stolzem Tone; „aber dem Kühnen will das Glück wohl, und so rufe ich denn entschlossen mein: Va banque! — Gelingt der Wurf, dann geht Deutschland in Preußen auf. — Doch lassen Sie nun weiter hören, wie der Kaiser von Oesterreich sich bei seinen Völkern wegen des Krieges entschuldigt, über den wir ihm keine Wahl gelassen haben, nachdem ich schon seit dem Antritte meines Ministeriums dahin strebte, es zu diesem endlichen Bruche zu bringen."

Der Geheimrath las weiter:

„Eroberungen habe Ich nicht gesucht; —“

„Sie würden für Oesterreich auch schwer zu finden gewesen sein,“ warf der preußische Premier dazwischen.

„— uneigennützig beim Abschlusse des Bündnisses mit Preußen, habe Ich auch im Wiener Friedensvertrage keine Vortheile für mich angestrebt.“

„Die würden wir Oesterreich auch nicht zugestanden haben!“ sagte mit stolzem Bewußtsein Graf Bismark.

„Oesterreich trägt keine Schuld an der trüben Reihe von Verwickelungen —“

„Es hat an seinen Schulden genug zu tragen,“ spottete der preußische Minister. „Diese noch durch eine neue Schuld zu vergrößern, würde es erdrückt haben.“

„— welche bei gleicher uneigennütziger Absicht Preußens nie hätten entstehen können, bei gleicher bundestreuer Gesinnung augenblicklich zu begleichen waren.“

„Da hat Oesterreich freilich Recht,“ sagte Graf Bismark lachend, „aber so viel ich weiß, haben wir uns unserer uneigennützigen Absichten niemals besonders gerühmt; es ist also Oesterreichs Schuld, wenn es uns dieselben zutraute, ohne sich davon eine gründliche Ueberzeugung verschafft zu haben. — Weiter!“

„— — — Als Ich jedoch wahrnahm, daß ein weiteres Zögern die wirksame Abwehr feindlicher Angriffe und hiedurch die Sicherheit der Monarchie gefährdet, mußte Ich Mich zu den schweren Opfern entschließen, die mit Kriegsrüstungen unzertrennlich verbunden sind.“

„Wie schön das klingt,“ lachte Graf Bismark spöttisch. „Mußte ich mich zu den schweren Opfern entschließen!“ — Ich wette, daß Seine Majestät, der Kaiser von Oesterreich, bei diesem ganzen Kriege eben so wenig ein Opfer bringen wird, wie unser allergnädigster König und Herr, dem wir natürlich ähnliche Worte in den Mund legen müssen. — Opfer sind freilich zu bringen, doch die treffen nur das Volk; dem aber ist ein kleiner Aderlaß ganz gesund! Es wird sonst zu übermüthig und hat dazu bei uns schon einen ganz hübschen Anfang gemacht; aber der Krieg wird hoffentlich auch das Gute haben, daß er den ärgsten Schreiern den Mund stopft. — Sind Sie bald mit dem langathmigen Actenstücke zu Ende?“

„Noch nicht zur Hälfte,“ entgegnete der Geheimrath, lächelnd über die Ungeduld des Ministers.

„So lesen Sie mir vorläufig nur die wichtigsten Stellen vor,“

sagte Graf Bismark; „ich werde dann später das vollständige Document studiren."

Herr von Beringer that, wie ihm befohlen war, und indem er das Blatt überflog, welches er in der Hand hielt, sagte er:

„Die Stelle, welche ich besonders betonen werde, ist in dem Manuscript unterstrichen, wird also in dem Manifest wahrscheinlich mit gesperrter Schrift gedruckt sein, weil Oesterreich darauf ein besonderes Gewicht zu legen scheint."

Dann las er:

„Die neuesten Ereignisse beweisen es unwiderleglich, daß Preußen nun offene Gewalt an die Stelle des Rechtes setzt."

Graf Bismark lachte bei diesen Worten laut auf.

„Ist die österreichische Regierung endlich dahinter gekommen?

„Ich habe doch diesen Grundsatz vor unserem Abgeordnetenhause laut genug ausgesprochen, so daß darüber ein gewaltiges Geschrei erhoben wurde."

„Man hat aber Eurer Excellenz dabei keinen Glauben geschenkt!" bemerkte Herr von Beringer.

„Das ist eben der Vortheil bei solchen scheinbar unbefangenen Aeußerungen," spottete der Minister. „Man hält dergleichen für leere Worte und eher für alles Andere, als für die aufrichtige Herzensmeinung. Deshalb sucht man nach irgend einem versteckten Sinne und läßt darüber den wahren ganz unbeachtet. — So kömmt es denn, daß bei mir auch schon mehrmals mein wirkliches Gesicht für Maske gehalten wurde und dadurch auf der politischen Maskerade gründlicher und sicherer getäuscht hat, als es die beste Larve vermocht haben würde, hätte auch ein Künstler ersten Ranges sie angefertigt. — Doch lassen Sie nun weiter hören, was das Manifest sonst noch besonders Wichtiges enthält?"

Referirend sagte Herr von Beringer:

„Der Kaiser beklagt sich natürlich über das, was wir gethan haben und schiebt uns die Verantwortlichkeit für Alles, was daraus entstehen wird, in die Schuhe."

„Deshalb wird mich der Schuh' nicht drücken," sagte Graf Bismark, der sich in außerordentlich humoristischer Laune zu befinden schien. „Diese Verantwortlichkeit ist ein Sandkorn, den ich mit aller Bequemlichkeit aus dem Schuh schütteln kann, und der zu leicht wiegt, um mein Gewissen zu belasten."

„Der Kaiser," referirte der Geheimrath weiter, „rühmt die patriotische Begeisterung, welche gleichmäßig bei der Bevölkerung aller seiner Königreiche und Länder auflodert, so wie die überall sich zeigende Opferwilligkeit."

„Das sind sehr gute Phrasen," sagte der Minister, und wir dürfen sie, natürlich mit der nöthigen Variation des einen Volkes, auch in unserem Manifeste anzubringen nicht vergessen."

„Jetzt kommen zwei Stellen," sagte Herr von Beringer, „welche mir besonderer Beachtnng werth scheinen. Die erste lautet:

> „Wie wir für die heiligsten Güter, welche Völker zu vertheidigen haben, in Waffen stehen, so auch unsere deutschen Bundesbrüder."

„Der gute Kaiser!" spöttelte Graf Bismark. „Er scheint wirklich große Hoffnungen auf diese sogenannten deutschen Bundesbrüder zu setzen. Nun, wir können ihm dieses „kindliche Vergnügen" schon noch eine Zeit lang lassen. Wissen wir doch zum Glücke besser, als er, wie es damit steht. Die Säbel zu unserer Bekämpfung sind dort zum größten Theile noch nicht geschliffen, und auch Patronen und Cartouchen dürften schwerlich zu rechter Zeit fertig werden. — Wie lautet die zweite der wichtigen Stellen, deren Sie erwähnten?"

> „Auf unserer Einigkeit, unserer Kraft ruhe aber nicht allein unser Vertrauen, unsere Hoffnung; ich setze sie zugleich noch auf einen Höheren, den allmächtigen, gerechten Gott, dem Mein Haus von seinem Ursprunge an gedient, Der die nicht verläßt, die in Gerechtigkeit auf Ihn vertrauen."
>
> „Zu Ihm will ich um Beistand und Sieg flehen, und Ich fordere meine Völker auf, es mit mir zu thun."

Der Geheimrath schwieg.

„Nun sind Sie zu Ende?" fragte Graf Bismark.

„Zu Befehl, Excellenz."

„Und wann soll dieses Manifest veröffentlicht werden?" wünschte der Minister zu wissen.

„Wie uns mitgetheilt wird, am 17. Juni, „entgegnete Herr von Beringer.

„So muß unser Manifest das Datum des 18. tragen, und das trifft sich sehr gut, da dies der Jahrestag unseres Sieges bei Belle-Alliance ist, an dessen Ruhm Oesterreich zum Glück keinen Antheil hat.

„Der König, der in seinem frommen Sinn zuweilen nicht ganz

frei von Aberglauben ist, wird ein günstiges Vorzeichen darin erblicken, daß unser Manifest zufällig das Datum eben dieses Tages trägt."

„Wobei Eure Excellenz freilich dem Zufall ein wenig nachgeholfen haben," bemerkte der Geheimrath.

Nach kurzem Sinnen fuhr Graf Bismark fort:

„Entwerfen Sie einstweilen das Manifest. — Es muß eine Art von Antwort auf das österreichische sein, ohne daß man den Zusammenhang zwischen beiden erkennt; bei der Kürze der Zeit, welche zwischen der Veröffentlichung beider Documente liegt, wird man auch nicht auf den Gedanken kommen können, wir hätten bei der Entwerfung unseres Manifestes bereits Kenntniß von dem des Kaisers von Oesterreich gehabt."

„Ich werde mich sofort an die Arbeit machen," entgegnete Herr von Beringer.

„Betonen Sie dabei vor allen Dingen, daß wir zu dem Kriege herausgefordert wurden, und daß wir uns nur unserer Haut wehren, wenn wir auch vielleicht durch die Gewalt der Umstände gezwungen werden sollten, zuerst loszuschlagen."

„Ich werde mein Möglichstes thun, diese Ueberzeugung hervorzurufen," versprach der Vertraute des Ministers.

„Auch das Vertrauen auf den Schutz, den Gott unserer gerechten Sache gewähren wird, vergessen Sie nicht, hervorzuheben. — Wir sind zwar Ketzer, aber deshalb dürfen wir dreist eben so gut, wie der Kaiser, unser Vertrauen und unsere Hoffnung auf den allmächtigen und gerechten Gott setzen.

„Wenn dabei der Kaiser sein Vertrauen auf die Dienste stützt, die sein Haus von dessen Beginne an Gott geleistet hat, so haben wir in dieser Beziehung mehr Anspruch auf den Beistand Gottes, denn das Haus Habsburg stammt von dem Jahre 1046, Thassilo von Hohenzollern aber starb schon vor 800; wir haben uns also auf 200 Jahre längerer Dienste zu berufen."

Graf Bismark lächelte, indem er diese Worte des kaiserlichen Manifestes wiederholte. Dann sagte er nach einer Pause:

„Uebrigens behauptet ja das Sprichwort: Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen; — und da ich nicht zweifle, daß wir in dieser Selbsthilfe stärker sein werden, als unser Feind, sind wir des Sieges gewiß, wenn Gott, wie er bei seiner Gerechtigkeit nicht anders kann, uns Beiden gleiche Hilfe angedeihen läßt." — — —

Der Geheimerath von Beringer erfüllte pünktlich den Auftrag, den der Minister ihm ertheilt hatte, und noch an demselben Abend legte er seinem Chef den Entwurf des Manifestes vor, das nach einigen kleinen Abänderungen in der Form veröffentlicht wurde, welche wir durch die Zeitungen für hinlänglich bekannt halten, um uns hier die Wiederholung des ganzen Wortlautes ersparen, und wie wir es bei dem österreichischen Manifeste thaten, uns mit Anführung einzelner Stellen begnügen zu können.

Ohne Minister zu sein, werden wir uns die Freiheit herausnehmen, unsererseits darüber einige Glossen zu machen.

Das Manifest begann, — wie Graf Bismark es schon verkündet hatte, mit der bescheidenen Anrede:

„An mein Volk!"

Nach dem offenen Geständniß:

„Das Vaterland ist in Gefahr!" heißt es dann bald nach dem Eingange: „Nur wenige Jahre sind es her, seit Ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, (zarte Anspielung auf Olmütz, dessen zwar nicht gedacht wurde, das aber sammt der daselbst erlittenen Schlappe nicht vergessen war, wie Graf Bismark ganz offen gesagt hatte,) dem Kaiser von Oesterreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien."

Es ist noch heute sehr die Frage, ob Schleswig-Holstein, dem diese Hindeutung gilt, könnten dessen Bewohner frei ihre Wünsche aussprechen, die fremde Herrschaft nicht der Glückseligkeit vorziehen würde, unter bismarkisch-preußischem Scepter zu stehen!

„Aus diesem gemeinschaftlich vergossenen Blute hoffte Ich, würde eine Waffenbruderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Waffengenossenschaft und mit ihr zu all' dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Furcht hervorgehen würden."

Der König Preußens hatte bei Genehmigung dieser Worte offenbar vergessen, oder wenigstens augenblicklich nicht daran gedacht, daß die Früchte, welche aus vergossenem Blute erblühen, nur dann nicht ebenfalls blutig sind, wenn das Blut in reiner, uneigennütziger Absicht, ohne alle selbstsüchtige Nebenzwecke, vergossen wurde. Daß dies aber bei dem Kriege der beiden Großmächte gegen das kleine Dänemark nicht der Fall war, hat der Erfolg nur zu deutlich bewiesen.

„Aber meine Hoffnung ist getäuscht worden. Oesterreich will in Preußen keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern einen feindlichen Nebenbuhler erkennen.

Hat Preußen diese Nebenbuhlerschaft nicht etwa mit Freuden angenommen, weil sie ihm den willkommenen Vorwand zu dem gewünschten Kriege bot?

Daß dieser Krieg aber wirklich gewünscht wurde, geht unwiderleglich aus der folgenden, hochwichtigen Stelle hervor, welche zugleich ein offenes Glaubensbekenntniß enthält:

„In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist" (o über die prophetische Hellseherei Preußens, welche jahrelang voraus in die Zukunft blickte) „habe Ich seit Jahren es für die erste Pflicht Meines königlichen Amtes erkennen müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentwickelung vorzubereiten."

Also seit Jahren schon! Und doch kann gewiß Niemand glauben, daß Oesterreich, das nach des Kaisers eigenen Worten des Friedens dringend zur Ordnung der inneren Verhältnisse bedurfte, darauf gedacht hat, seine Waffen gegen Preußen zu wenden! — — — —

„Ich habe Alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft."

Bei dieser Stelle hatte Graf Bismark offenbar an das Geständniß gedacht, welches er bei der Vorlesung des österreichischen Manifestes seinem Vertrauten ablegte; das Geständniß nämlich, daß die mit den Kriegsrüstungen unzertrennlich verbundenen Opfer nicht von den Krieg führenden Monarchen, sondern nur von dem Volke gebracht werden; deshalb ließ er es den König von Preußen vermeiden, von seinen Opfern zu sprechen, und nur die Lasten und Opfer erwähnen, welche Preußen, also das Land und dessen Bevölkerung, zu ertragen hätten.

Nachdem Preußen dann, wie Oesterreich es vor ihm, und mit größerer Berechtigung, gethan, die ganze Verantwortlichkeit für den Krieg und dessen Folgen auf den bösen Gegner geschoben hatte, kam das Manifest ebenfalls zu der Anflehung Gottes.

„Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Schlachten an, daß Er unsere Waffen segne!" heißt es gegen das Ende.

Nachdem für Deutschland dann noch erfreuliche Aussichten eröffnet werden, im Fall Gott Preußen den Sieg verleihen würde, lauten die kurzen Schlußworte:

„Gott mit uns!"

Kaum war die genaue Wortfassung des Manifestes zwischen dem Minister und seinem vertrauten Rathe festgestellt, als der eintretende Kammerdiener meldete:

Der Geheimerath von Beringer erfüllte pünktlich den Auftrag, den der Minister ihm ertheilt hatte, und noch an demselben Abend legte er seinem Chef den Entwurf des Manifestes vor, das nach einigen kleinen Abänderungen in der Form veröffentlicht wurde, welche wir durch die Zeitungen für hinlänglich bekannt halten, um uns hier die Wiederholung des ganzen Wortlautes ersparen, und wie wir es bei dem österreichischen Manifeste thaten, uns mit Anführung einzelner Stellen begnügen zu können.

Ohne Minister zu sein, werden wir uns die Freiheit herausnehmen, unsererseits darüber einige Glossen zu machen.

Das Manifest begann, — wie Graf Bismark es schon verkündet hatte, mit der bescheidenen Anrede:

„An mein Volk!"

Nach dem offenen Geständniß:

„Das Vaterland ist in Gefahr!" heißt es dann bald nach dem Eingange: „Nur wenige Jahre sind es her, seit Ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, (zarte Anspielung auf Olmütz, dessen zwar nicht gedacht wurde, das aber sammt der daselbst erlittenen Schlappe nicht vergessen war, wie Graf Bismark ganz offen gesagt hatte,) dem Kaiser von Oesterreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien."

Es ist noch heute sehr die Frage, ob Schleswig-Holstein, dem diese Hindeutung gilt, könnten dessen Bewohner frei ihre Wünsche aussprechen, die fremde Herrschaft nicht der Glückseligkeit vorziehen würde, unter bismarkisch-preußischem Scepter zu stehen!

„Aus diesem gemeinschaftlich vergossenen Blute hoffte Ich, würde eine Waffenbruderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Waffengenossenschaft und mit ihr zu all' dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Furcht hervorgehen würden."

Der König Preußens hatte bei Genehmigung dieser Worte offenbar vergessen, oder wenigstens augenblicklich nicht daran gedacht, daß die Früchte, welche aus vergossenem Blute erblühen, nur dann nicht ebenfalls blutig sind, wenn das Blut in reiner, uneigennütziger Absicht, ohne alle selbstsüchtige Nebenzwecke, vergossen wurde. Daß dies aber bei dem Kriege der beiden Großmächte gegen das kleine Dänemark nicht der Fall war, hat der Erfolg nur zu deutlich bewiesen.

„Aber meine Hoffnung ist getäuscht worden. Oesterreich will in Preußen keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern einen feindlichen Nebenbuhler erkennen.

Hat Preußen diese Nebenbuhlerschaft nicht etwa mit Freuden angenommen, weil sie ihm den willkommenen Vorwand zu dem gewünschten Kriege bot?

Daß dieser Krieg aber wirklich gewünscht wurde, geht unwiderleglich aus der folgenden, hochwichtigen Stelle hervor, welche zugleich ein offenes Glaubensbekenntniß enthält:

„In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist" (o über die prophetische Hellseherei Preußens, welche jahrelang voraus in die Zukunft blickte) „habe Ich seit Jahren es für die erste Pflicht Meines königlichen Amtes erkennen müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentwickelung vorzubereiten."

Also seit Jahren schon! Und doch kann gewiß Niemand glauben, daß Oesterreich, das nach des Kaisers eigenen Worten des Friedens dringend zur Ordnung der inneren Verhältnisse bedurfte, darauf gedacht hat, seine Waffen gegen Preußen zu wenden! — — — —

„Ich habe Alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft."

Bei dieser Stelle hatte Graf Bismark offenbar an das Geständniß gedacht, welches er bei der Vorlesung des österreichischen Manifestes seinem Vertrauten ablegte; das Geständniß nämlich, daß die mit den Kriegsrüstungen unzertrennlich verbundenen Opfer nicht von den Krieg führenden Monarchen, sondern nur von dem Volke gebracht werden; deshalb ließ er es den König von Preußen vermeiden, von seinen Opfern zu sprechen, und nur die Lasten und Opfer erwähnen, welche Preußen, also das Land und dessen Bevölkerung, zu ertragen hätten.

Nachdem Preußen dann, wie Oesterreich es vor ihm, und mit größerer Berechtigung, gethan, die ganze Verantwortlichkeit für den Krieg und dessen Folgen auf den bösen Gegner geschoben hatte, kam das Manifest ebenfalls zu der Anflehung Gottes.

„Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Schlachten an, daß Er unsere Waffen segne!" heißt es gegen das Ende.

Nachdem für Deutschland dann noch erfreuliche Aussichten eröffnet werden, im Fall Gott Preußen den Sieg verleihen würde, lauten die kurzen Schlußworte:

„Gott mit uns!"

Kaum war die genaue Wortfassung des Manifestes zwischen dem Minister und seinem vertrauten Rathe festgestellt, als der eintretende Kammerdiener meldete:

Der Geheimerath von Beringer erfüllte pünktlich den Auftrag, den der Minister ihm ertheilt hatte, und noch an demselben Abend legte er seinem Chef den Entwurf des Manifestes vor, das nach einigen kleinen Abänderungen in der Form veröffentlicht wurde, welche wir durch die Zeitungen für hinlänglich bekannt halten, um uns hier die Wiederholung des ganzen Wortlautes ersparen, und wie wir es bei dem österreichischen Manifeste thaten, uns mit Anführung einzelner Stellen begnügen zu können.

Ohne Minister zu sein, werden wir uns die Freiheit herausnehmen, unsererseits darüber einige Glossen zu machen.

Das Manifest begann, — wie Graf Bismark es schon verkündet hatte, mit der bescheidenen Anrede:

„An mein Volk!"

Nach dem offenen Geständniß:

„Das Vaterland ist in Gefahr!" heißt es dann bald nach dem Eingange: „Nur wenige Jahre sind es her, seit Ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, (zarte Anspielung auf Olmütz, dessen zwar nicht gedacht wurde, das aber sammt der daselbst erlittenen Schlappe nicht vergessen war, wie Graf Bismark ganz offen gesagt hatte,) dem Kaiser von Oesterreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien."

Es ist noch heute sehr die Frage, ob Schleswig-Holstein, dem diese Hindeutung gilt, könnten dessen Bewohner frei ihre Wünsche aussprechen, die fremde Herrschaft nicht der Glückseligkeit vorziehen würde, unter bismarkisch-preußischem Scepter zu stehen!

„Aus diesem gemeinschaftlich vergossenen Blute hoffte Ich, würde eine Waffenbruderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Waffengenossenschaft und mit ihr zu all' dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Furcht hervorgehen würden."

Der König Preußens hatte bei Genehmigung dieser Worte offenbar vergessen, oder wenigstens augenblicklich nicht daran gedacht, daß die Früchte, welche aus vergossenem Blute erblühen, nur dann nicht ebenfalls blutig sind, wenn das Blut in reiner, uneigennütziger Absicht, ohne alle selbstsüchtige Nebenzwecke, vergossen wurde. Daß dies aber bei dem Kriege der beiden Großmächte gegen das kleine Dänemark nicht der Fall war, hat der Erfolg nur zu deutlich bewiesen.

„Aber meine Hoffnung ist getäuscht worden. Oesterreich will in Preußen keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern einen feindlichen Nebenbuhler erkennen.

den Stabsoffizier vergessend, in lautes Gelächter aus, und sagte dann mit ausgelassener Laune:

„Es ist wirklich spaßhaft, Excellenz, daß wir uns hier Beide in einer Verkleidung begegnen!"

Der Major-Minister wollte über diese unehrerbietige Anrede zornig werden; er runzelte schon die Stirne und spitzte die Lippen zu einer derben Zurechtweisung, als er aber den Hußaren näher ansah, verstummten die noch nicht ausgesprochenen Worte, und eine der ersten Schauspielerinnen des Hoftheaters erkennend, sagte er mit dem Tone der Verwunderung:

„Schöne Frau, wie kommen Sie auf den Einfall einer solchen Verkleidung?"

Mit leichtfertigem Wesen entgegnete die Dame, von der die böse Welt behauptet, daß der Minister besonderes Wohlgefallen an ihrem muntern, oft an das Kecke streifenden Spiele fände:

„Ich wollte mich dem Könige zur Disposition stellen, und da jetzt Alles Soldat werden muß, wählte ich diese Uniform, um mein Anerbieten zu machen."

„Und was entgegneten Seine Majestät auf Ihr Dienstanerbieten?" fragte Graf Bismark, der seine üble Laune nicht ganz verbergen konnte.

„Mein hoher Gebieter vermerkte meinen Scherz ziemlich übel, und sagte mir mit einem Tone, den ich noch nie von ihm gehört hatte: Er liebe es nicht, daß die Uniformen seiner Garde durch Possenspiele profanirt würden."

Die hübsche Frau hatte diese Worte mit etwas mürrischer Miene gesprochen; sie fand aber ihre gewöhnliche muntere Laune sogleich wieder und fügte hinzu:

„Ich begreife nicht, wie unser königlicher Herr den Scherz so übel aufnehmen konnte, zumal ich doch gewiß in dieser Uniform ganz allerliebst aussehe! — Finden Sie das nicht auch, Excellenz?"

Dabei drehte sie sich zierlich vor ihm um und zeigte ihm von allen Seiten die schönen Formen der üppigen Gestalt, welche in den Kleidern ihres Geschlechtes beinahe über der Mittelgröße steht, als Mann aber, in der reichen Uniform der Husaren, die doch keine ausgezeichnete Körperlänge erfordern, etwas zu klein erschien.

„Sie sehen wirklich reizend aus," sagte der Minister galant, „aber dennoch hätten Sie sich diesen Scherz nicht erlauben sollen, denn

Sie mußten wissen, daß der König viel zu sehr Soldat ist, um einen solchen Mißbrauch der Uniform gutheißen zu können."

Als die hübsche Frau, unzufrieden über diese Zurechtweisung, schwieg, sagte der Minister mit sarcastischem Ausdruck:

„Ueberdies hat man es wahrscheinlich für überflüssig gehalten, daß Sie sich in Uniform nochmals zur Disposition stellten, nachdem Sie dies früher schon in dem Costüme thaten, welches Sie von der Natur angewiesen erhielten."

Ohne weiter etwas hinzuzufügen, grüßte der Major den jungen Lieutenant mit besonderer Artigkeit und begab sich dann in das Cabinet des Königs.

Mit zorniger Miene blickte die hübsche, leichtfertige Frau ihm nach, indem sie in ihr künstliches Bärtchen hinein murmelte:

„Wärest Du nur nicht der allmächtige Minister, so solltest Du mir diesen Spott büßen!"

Dann eilte sie rasch davon.

Während dessen sagte König Wilhelm, indem er seinen Premierminister in der Offiziersuniform erblickte, mit dem Ausdrucke des Staunens, dem aber zugleich der des Wohlgefallens anzuhören war:

„In Uniform mein lieber Graf?"

„Eure Majestät," antwortete auf diese Frage Graf Bismark, „in dem Augenblicke, wo mein König im Begriffe steht, selbst in das Feld zu ziehen, halte ich es für meine Pflicht, mich meinem obersten Kriegsherrn auch als Soldat mit allen meinen Kräften eben so zu widmen, wie ich es bisher als Minister gethan; und wie dieser jeden Befehl seines Monarchen vollzog, wird auch der Major jede Ordre seines Feldherren auszuführen bemüht sein!"

„Daran zweifle ich nicht!" entgegnete der König sichtlich befriedigt durch die Aeußerungen seines Ministers.

Mit dem Tone des höchsten Wohlwollens fügte er daher nach einer kurzen Pause hinzu:

„Uebrigens, mein lieber Graf sind mir Ihre Dienste als Minister von so großer Wichtigkeit, daß ich Sie bitten muß, als Major Ihr Leben zu schonen.

„Eure Majestät," rief Graf Bismark mit dem Feuer des Enthusiasmus," der Soldat kennt keine Schonung seines Lebens, wenn es den Dienst seines Königs gilt, und wenn mir gestattet ist, an der Seite Eurer Majestät zu weilen, werde ich freudigen Muthes alle die

Gefahren theilen, denen Allerhöchstdieselben Ihr eigenes, theures und kostbares Leben aussetzen!"

„So sei es!" rief der König in kriegerischer Begeisterung. „Vereint wollen wir dem Tode durch die feindlichen Kugeln trotzen!"

Hätte uns ein boshafter Kobold gestattet, in diesem Augenblicke in die innersten Gedanken des Major-Ministers einzudringen, so würden wir darin vielleicht gelesen haben: „Gott sei Dank werden wir Beide von den österreichischen Kugeln keine große Gefahr laufen!"

Da wir aber der Hilfe eines solchen Dämons entbehren, unterdrücken wir eine Aeußerung, die uns als Zweifel an dem Muthe eines preußischen Majors ausgelegt werden könnte; fern aber sei von uns ein so frevelhafter Zweifel, selbst in dem Falle, daß der Major eigentlich Civilist, und als Minister, von dem das Wohl, oder wenigstens die Leitung des ganzen Staates abhängt, zur größten Schonung seines Lebens verpflichtet ist.

Uebrigens brauchte ja auch Graf Bismark die österreichischen Kugeln nicht zu scheuen, da das Schicksal ihm, und er der Welt bereits bewiesen hatte, daß er kugelfest sei.

Auf die feurigen Worte des Königs rief der Minister dann mit gleichem Feuer:

„Wäre es mir beschieden, in diesem heiligen Kriege zu fallen, so könnte ich keinen schöneren Tod finden, als an der Seite meines obersten Kriegsherrn!"

„So treffen Sie denn alle Anstalten, mit mir zu der Armee aufzubrechen, sobald die Meldung eingeht, daß der Augenblick für mich erschienen ist, den Oberbefehl meines Heeres zu übernehmen!" entgegnete der Monarch.

Graf Bismark verbeugte sich stumm, zum Zeichen des Gehorsams und schien dann etwas erwiedern zu wollen; aber noch ehe er das Wort ergreifen konnte, trat der dienstthuende Adjutant mit einem Papier in der Hand ein und meldete dem Könige:

„Aus dem Ministerium des Aeußern, mit der Bezeichnung: „Sehr dringend!"

Fragend sah der König seinen Minister an und dieser beeilte sich, zu antworten:

„Es wird das Manifest sein, welches ich Eurer Majestät zur Genehmigung und Unterschrift vorlegen wollte."

„Geben Sie!" entgegnete König Wilhelm und empfing aus

„Eure Excellenz, der Hofschneider hat die bestellten Sachen gebracht!“

„Lassen Sie ihn in meinem Ankleidecabinet warten!“ sagte der Minister, indem sein Gesicht ein freudiger Ausdruck überflog, der nicht ganz frei von einer leisen Beimischung der Ironie war.

Der Kammerdiener ging, dem Kleiderkünstler den erhaltenen Befehl zu überbringen, und Graf Bismark wendete sich zu Herrn von Beringer.

„Herr Geheimrath,“ sagte er, „besorgen Sie sobald als möglich nach den kleinen Abänderungen unserer Verabredung die Reinschrift des Manifestes, und bringen oder schicken Sie mir dieselbe dann sogleich nach dem königlichen Palais, um das Document Seiner Majestät zur Genehmigung und Unterschrift vorlegen zu können.“

Der Geheimrath verbeugte sich ehrerbietig und verließ das Cabinet des Ministers, dieser aber eilte nach seinem Ankleidezimmer, in welchem der Hofschneider bereits alle Uniforms- und Waffenstücke eines Cürassiermajors ausgebreitet hatte.

Mit Hilfe seines Kammerdieners und des Schneiders vertauschte darauf Graf Bismark seine schwarze Civilkleidung mit der bunten Cürassier-Uniform; es ging mit dieser Umwandlung, die wir eine Travestirung zu nennen geneigt wären, aber etwas langsam, denn obgleich der Premierminister befugt war, diesen Waffenrock und Waffenschmuck des Kriegers zu tragen, bewegte er sich doch in demselben so wenig frei, daß man ihm die Ungewohntheit des kriegerischen Costümes deutlich ansah.

Auch konnte er sich kaum enthalten, über sich selbst zu lächeln, indem er sich in dem großen Wandtrumeau betrachtete und sich dabei das Bekenntniß ablegen mußte, daß sein Gesicht und seine Haltung mit seiner Kleidung und Ausrüstung nicht harmonirten.

Graf Bismark hatte aber eine besondere Absicht bei der Anlegung der Uniform; er suchte daher sich selbst zu verhehlen, daß er in derselben eher eine lächerliche, als eine imposante Figur spielte, und bestieg die seiner wartende Equipage, um nach dem Palais des Königs zu fahren.

In dem Vorgemache des Palais kam ihm ein junger Hußarenoffizier entgegen.

Als dieser einen Blick auf den Cürassiermajor gerichtet hatte, brach er, jede pflichtschuldige Begrüßung des Subalternoffiziers gegen

den Stabsoffizier vergessend, in lautes Gelächter aus, und sagte dann mit ausgelassener Laune:

„Es ist wirklich spaßhaft, Excellenz, daß wir uns hier Beide in einer Verkleidung begegnen!"

Der Major-Minister wollte über diese unehrerbietige Anrede zornig werden; er runzelte schon die Stirne und spitzte die Lippen zu einer derben Zurechtweisung, als er aber den Husaren näher ansah, verstummten die noch nicht ausgesprochenen Worte, und eine der ersten Schauspielerinnen des Hoftheaters erkennend, sagte er mit dem Tone der Verwunderung:

„Schöne Frau, wie kommen Sie auf den Einfall einer solchen Verkleidung?"

Mit leichtfertigem Wesen entgegnete die Dame, von der die böse Welt behauptet, daß der Minister besonderes Wohlgefallen an ihrem muntern, oft an das Kecke streifenden Spiele fände:

„Ich wollte mich dem Könige zur Disposition stellen, und da jetzt Alles Soldat werden muß, wählte ich diese Uniform, um mein Anerbieten zu machen."

„Und was entgegneten Seine Majestät auf Ihr Dienstanerbieten?" fragte Graf Bismark, der seine üble Laune nicht ganz verbergen konnte.

„Mein hoher Gebieter vermerkte meinen Scherz ziemlich übel, und sagte mir mit einem Tone, den ich noch nie von ihm gehört hatte: Er liebe es nicht, daß die Uniformen seiner Garde durch Possenspiele profanirt würden."

Die hübsche Frau hatte diese Worte mit etwas mürrischer Miene gesprochen; sie fand aber ihre gewöhnliche muntere Laune sogleich wieder und fügte hinzu:

„Ich begreife nicht, wie unser königlicher Herr den Scherz so übel aufnehmen konnte, zumal ich doch gewiß in dieser Uniform ganz allerliebst aussehe! — Finden Sie das nicht auch, Excellenz?"

Dabei drehte sie sich zierlich vor ihm um und zeigte ihm von allen Seiten die schönen Formen der üppigen Gestalt, welche in den Kleidern ihres Geschlechtes beinahe über der Mittelgröße steht, als Mann aber, in der reichen Uniform der Husaren, die doch keine ausgezeichnete Körperlänge erfordern, etwas zu klein erschien.

„Sie sehen wirklich reizend aus," sagte der Minister galant, „aber dennoch hätten Sie sich diesen Scherz nicht erlauben sollen, denn

Ohne die Schläfer durch das geringste Geräusch zu erwecken, sank die Leiter auf die Dielen der Kammer nieder; mit beflügelten Schritten sprang Margarethe dann zu dem Tische, der in ihrem Kämmerchen stand, ergriff ein Messer, und schwebte, einem Rettungsengel vergleichbar, die Sprossen der Leiter hinab.

Erwartungsvoll stand Neumeister am Fuße derselben; er glaubte seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, und Alles, was er sah und hörte, kam ihm vor, wie ein Wunder, oder wenigstens wie ein Traum, der in seinen unerklärlichen Schöpfungen oft das größte Wunder noch überbietet.

Doch sogleich sollte er sich von der Wirklichkeit überzeugen.

Mit zwei vorsichtigen Schnitten befreite Margarethe die Hände des Gefangenen von ihren Banden.

„Schnell dort hinauf!“ raunte sie ihm in das Ohr! — „Dort bist Du für den Augenblick in Sicherheit und mit Gottes und seiner Heiligen Beistand wird dann auch Deine weitere Rettung gelingen.“

Ohne Zögern folgte Neumeister ihrer Aufforderung und schnell hatte er die Leiter erstiegen.

Unmittelbar hinter ihm folgte Magarethe. Geräuschlos, wie sie hinabgelassen worden, wurde die Leiter wieder hinauf gezogen und neben der Fallthüre niedergelegt.

Dann ergriff Margarethe die Klappe, um sie zu schließen; aber sei es nun, daß die Dunkelheit oder ihre Aufregung sie verhinderte, die nöthige Vorsicht zu beobachten, sei es, daß ihre Kräfte sie verließen, genug, die Fallthür stürzte in ihren Rahmen hinab und das verursachte den lauten Knall, der den Unteroffizier aus seinem Rausch-Schlafe erweckte, und den er für den Knall eines Schusses hielt.

Am ganzen Leibe zitternd erwartete Margarethe die Folgen dieses Unfalles und dieser Unvorsichtigkeit. Sie hielt Alles für verloren, und dies würde auch der Fall gewesen sein, wäre nicht durch einen glücklichen Zufall in eben diesem Augenblick das Kammerfenster von dem dazu angestellten Diener der Wirthin mit lautem Gepolter eingestoßen worden und hätte dies nicht in dem schlaftrunkenen, von den genossenen Spirituosen noch halb betäubten Unteroffizier den Glauben erweckt, dort hinaus müsse der Deserteur entsprungen sein.

Von dem wirklichen Wege, den der Flüchtling eingeschlagen hatte, wurde durch dieses glückliche Zusammentreffen der beiden Geräusche jede Aufmerksamkeit der Wächter Neumeisters abgelenkt.

Indeß war für den Flüchtling die Gefahr noch keineswegs verschwunden. Denn wenn er sich auch derselben für den nächsten Augenblick entzogen hatte, so war doch sein weiteres Entkommen, jetzt, wo einmal die allgemeine Wachsamkeit nach ihm besonders vigiliren würde, noch immer zweifelhaft und zwar um so mehr, da ohnehin seine Uniform ihm zur Verrätherin werden mußte, hätte er auch nicht für einen Deserteur gegolten. Selbst dem wieder ergriffenen Gefangenen würde der verunglückte Fluchtversuch schlecht bekommen sein.

Diese Gefahr konnte indeß Margarethe zum Glück beseitigen.

Ueberzeugt, daß sie jetzt ohne Gefahr vor Entdeckung in ihrem Versteck das ihr nun unentbehrliche Licht machen könnte, zündete sie eine Kerze an, indem sie während dieser Beschäftigung ihren Verlobten mit wenigen flüchtigen Worten die besondere Verkettung der Umstände erzählte, in deren Folge es ihr möglich gemacht wurde, auf eine wahrhaft wunderbare Weise seine Rettung wenigstens so weit zu bewirken, als ihr dieselbe bis jetzt gelungen war.

Mit tiefem Schmerze und den Aeußerungen des innigsten Mitgefühles vernahm Neumeister die Nachricht von dem Tode des Herrn Braunthal, aber es war jetzt nicht die Zeit dazu, so trüben Gedanken nachzuhängen.

Die Vergangenheit mußte für den Augenblick vergessen und nur die nächste Zukunft in das Auge gefaßt werden.

Als Margarethe die brennende Kerze auf den Tisch gesetzt und dadurch die auf demselben stehenden Lebensmittel beleuchtet hatte, fiel Neumeister mit einem wahren Heißhunger darüber her.

„Verzeih',“ sagte er, „aber ich bin erschöpft und verschmachtet, denn seit länger als vierundzwanzig Stunden habe ich keinen Bissen genossen, keinen Tropfen getrunken!“

„Erquicke Dich und stärke Deine Kräfte, denn Du wirst ihrer zu einer angestrengten Flucht bedürfen!“ sagte Margarethe, während sie ihren Reisekoffer öffnete und aus demselben einen vollständigen Männeranzug nahm, den sie auf dem Fußboden ausbreitete.

„Es muß eine Eingebung des Himmels gewesen sein,“ sagte sie dabei, „die mich bestimmte, diesen Anzug meines verstorbenen Vaters mitzunehmen, um ihn seiner Schwester als Andenken zu bringen. — Dadurch ist Dir das Mittel geboten, die Uniform, die Dich auf mehrfache Weise verdächtig machen würde, abzulegen und so die günstigsten Aussichten für das Gelingen Deiner Flucht zu bewirken.“

Neumeister wollte etwas entgegnen, allein er wurde daran durch ein ziemlich heftiges Klopfen an dem kleinen Verbindungsfensterchen gehindert.

Margarethe sprang erschrocken zu demselben, denn sie fürchtete, die Wirthin möchte ihr eine schlimme Nachricht mitzutheilen haben, weil das Klopfen sehr hastig und ängstlich zu klingen schien.

Es war auch in der That nicht viel besser.

„Um Gottes Willen," flüsterte die freundliche Frau, „löschen Sie das Licht aus, und vermeiden Sie jedes Geräusch. — Während der Flüchtling draußen nach allen Richtungen verfolgt wird, läßt der Oberst das ganze Haus nach ihm durchsuchen, und unter fürchterlichen Flüchen hat er geschworen, es uns über dem Kopfe anzuzünden, wenn er den Deserteur bei uns versteckt findet!"

„Wollen Sie den Unglücklichen ausliefern?" fragte Margarethe, auf den Tod erschrocken; denn es schien ihr, als könnten der Wirth und die Wirthin kaum etwas Anderes thun, um die drohende Gefahr von ihrem eigenen Haupte abzuwenden.

Aber die göttliche Vorsehung hatte das Geschick Neumeisters und Margarethens in die Hände einer wahrhaft edlen Frau gelegt.

Beinahe verletzt durch den Verdacht, den die Worte Margarethens aussprachen, und der doch bei der Lage der Dinge so natürlich und so gerechtfertigt war, wie die Auslieferung Neumeisters es in den Augen der meisten Menschen gewesen sein würde, entgegnete die Wirthin mit unwilligem Tone:

„Was denken Sie von mir und meinem Manne? Wir sollten einen braven österreichischen Soldaten an die Feinde verrathen? — Nimmermehr! — Mein Mann führt die Suchenden in den fernsten Räumen des Hauses umher, um mir Zeit zu lassen, einen Speisekasten vor dieses Fenster zu schieben. — Dann mögen die Preußen kommen, sie werden sicher nichts finden. — Nur mußte ich Sie warnen, damit Sie sich nicht durch ein Geräusch selbst verrathen."

„Kathi," rief sie darauf der Magd zu, die sie mit sich gebracht hatte und auf deren Treue sie sich verlassen konnte, „fasse an!"

Eine Minute später stand der Speisekasten vor dem Fensterchen, dasselbe verdeckend, und die Wirthin entfernte sich rasch mit ihrer Dienerin, um dadurch, daß sie in dieser entfernten Kammer gefunden wurde, keinen Verdacht zu erwecken.

Für Neumeister und Margarethe traten einige Minuten der qualvollsten Angst ein.

Ihre Hände schlangen sich fest ineinander; bebend schmiegte sich Margarethe an Neumeisters Brust; sie konnte so jeden Pulsschlag seines heftig klopfenden Herzens fühlen und auch ihr Herz pochte, als wollte es ihr die Brust sprengen.

Mit angehaltenem Athem standen Beide so auf der Seite ihres Kämmerchens unmittelbar an dem kleinen Fensterchen, auf das lauschend, was an der anderen Seite desselben vorgehen würde.

Nicht lange dauerte indeß für sie diese fürchterliche Spannung, da wurde die Thür der Vorrathskammer hastig aufgerissen und mit lautem Säbelgerassel traten mehrere Preußen ein.

„Hier ist er auch nicht," sagte mit mürrischem Tone der Führer der Suchenden, und ließ seine Augen in dem mit Wirthschaftsgeräthen angefüllten Raume umhergleiten.

Zuletzt fielen sie auf den Speisekasten.

„Was ist in dem Schranke?" fragte er.

Die Wirthin, welche die Soldaten jetzt begleitete, gab keine Antwort, denn sie verstand die Frage nicht, weil ihr unbekannt war, daß das in Preußen Schrank heißt, was in Oesterreich ein Kasten genannt wird.

Barsch wiederholte der Preuße die Frage:

„Was ist in dem Schranke?"

Jetzt verstand ihn die Wirthin, denn er begleitete seine Worte mit einer heftigen Hindeutung auf das Corpus delicti.

Die Wirthin beeilte sich, mit einem der Schlüssel, die sie an einem Ringe an ihrem Gürtel trug, den verhängnißvollen Kasten aufzusperren, und es zeigte sich den Blicken der Suchenden eine Menge kleiner Schiebekästen, in denen der Deserteur unmöglich versteckt sein konnte.

Brummend und fluchend entfernten sich die Soldaten, um noch den Boden zu durchsuchen, den einzigen Raum des Hauses, den sie noch nicht visitirt hatten.

Hoch und frei athmeten Margarethe und Neumeister auf, als sie die Thür der Vorrathskammer schließen hörten.

Wieder war die ihnen so nahe gerückte Gefahr wenigstens für den Augenblick entfernt, und sie ergossen ihren Dank dafür in einem inbrünstigen Gebete zu Gott.

Aber noch jetzt durfte Neumeister sich nicht für gerettet halten, denn wie sollte er ungesehen aus dem Hause kommen, welches von Preußen wimmelte?

Gelang ihm dies aber wirklich, mußte er dann nicht immer noch fürchten, den zahlreichen Verfolgern in die Hände zu fallen, die nach allen Richtungen auf ihn fahndeten?

Die beiden Liebenden fühlten sich daher auch jetzt noch beinahe rath- und hilflos, so sehr sich auch für den Augenblick die Lage Neumeisters gebessert hatte; den schon war die Stunde vorüber, zu welcher er auf dem Sandhaufen seinen Tod hätte finden sollen, und noch war er nicht wieder in der Gewalt der Feinde, die nach seinem Blute zu lechzen schienen.

Es verflossen mehrere Stunden, ohne daß den Eingeschlossenen irgend eine Kunde von dem zukam, was in dem Hause vorging; aber sie hatten eher Ursache sich dessen zu freuen, als darüber in Angst zu gerathen, denn in ihrer Lage konnte ihnen nichts willkommener sein, als daß sie von aller Welt scheinbar vergessen wurden.

Wußten sie doch, daß die Wirthin sie nicht vergessen würde, sondern daß sie darauf rechnen könnten, von ihr benachrichtigt zu werden, sobald sich Aussicht zeigte, daß Neumeister hoffen durfte, seine Flucht mit der Aussicht auf das Gelingen derselben anzutreten.

Endlich vernahmen sie lautes Geräusch in dem Hause und auf dem Hofe; die Regimentsmusik, die in dem Wirthshause einquartirt gewesen war, ertönte in einem laut schmetternden Marsche, anfangs in ihrer unmittelbaren Nähe, bald aber leiser und leiser, bis sie nach einigen Minuten in der Ferne ganz verstummte.

Die Preußen mußten also abmarschirt sein, und so war mindestens die nächste und dringendste Gefahr verschwunden und der Weg aus dem Hause in das Freie stand Neumeister offen.

Wenigstens vermuthete er dies und noch war keine Viertelstunde verflossen, als diese Vermuthung durch die Wirthin bestätigt wurde.

Sie ließ den Kasten von dem Fenster zurückschieben und sagte mit dem Ausdrucke der herzlichsten Freude und Theilnahme zu den beiden Liebenden, die dicht an die kleine Oeffnung getreten waren:

„Gott sei Dank, die Luft ist rein! — Die Preußen sind abmarschirt und so viel ich ihren Reden abgelauscht habe, dürften wir vor morgen keine neuen dieser unwillkommenen Gäste zu erwarten haben. — Säumen Sie daher keinen Augenblick mit Ihrem Aufbruch, junger

Für Neumeister und Margarethe traten einige Minuten der qualvollsten Angst ein.

Ihre Hände schlangen sich fest ineinander; bebend schmiegte sich Margarethe an Neumeisters Brust; sie konnte so jeden Pulsschlag seines heftig klopfenden Herzens fühlen und auch ihr Herz pochte, als wollte es ihr die Brust sprengen.

Mit angehaltenem Athem standen Beide so auf der Seite ihres Kämmerchens unmittelbar an dem kleinen Fensterchen, auf das lauschend, was an der anderen Seite desselben vorgehen würde.

Nicht lange dauerte indeß für sie diese fürchterliche Spannung, da wurde die Thür der Vorrathskammer hastig aufgerissen und mit lautem Säbelgerassel traten mehrere Preußen ein.

„Hier ist er auch nicht," sagte mit mürrischem Tone der Führer der Suchenden, und ließ seine Augen in dem mit Wirthschaftsgeräthen angefüllten Raume umhergleiten.

Zuletzt fielen sie auf den Speisekasten.

„Was ist in dem Schranke?" fragte er.

Die Wirthin, welche die Soldaten jetzt begleitete, gab keine Antwort, denn sie verstand die Frage nicht, weil ihr unbekannt war, daß das in Preußen Schrank heißt, was in Oesterreich ein Kasten genannt wird.

Barsch wiederholte der Preuße die Frage:

„Was ist in dem Schranke?"

Jetzt verstand ihn die Wirthin, denn er begleitete seine Worte mit einer heftigen Hindeutung auf das Corpus delicti.

Die Wirthin beeilte sich, mit einem der Schlüssel, die sie an einem Ringe an ihrem Gürtel trug, den verhängnißvollen Kasten aufzusperren, und es zeigte sich den Blicken der Suchenden eine Menge kleiner Schiebekästen, in denen der Deserteur unmöglich versteckt sein konnte.

Brummend und fluchend entfernten sich die Soldaten, um noch den Boden zu durchsuchen, den einzigen Raum des Hauses, den sie noch nicht visitirt hatten.

Hoch und frei athmeten Margarethe und Neumeister auf, als sie die Thür der Vorrathskammer schließen hörten.

Wieder war die ihnen so nahe gerückte Gefahr wenigstens für den Augenblick entfernt, und sie ergossen ihren Dank dafür in einem inbrünstigen Gebete zu Gott.

kannt, daß an demselben das ganze Herz seiner Mutter hing, und er glaubte dieser seinen lebhaften Dank für den Augenblick nicht besser beweisen zu können, als durch die liebevollste Aufmerksamkeit gegen ihr Kind. Die freundlich funkelnden Blicke der hübschen jungen Frau zeigten ihm auch, daß sie seine Absicht anerkannte und würdigte.

Ohne die Zeugen zu scheuen, fiel Margarethe ihrem Verlobten um den Hals, als er im Begriffe stand, das Haus zu verlassen.

„Gott und die heilige Jungfrau mögen Dich geleiten!" schluchzte sie, indem sie seinen Mund mit Küssen überströmte.

„Und was wird aus Dir?" fragte er voll Besorgniß.

„Ich bleibe hier bei diesen braven Leuten," entgegnete Margarethe, „bis der Weg nach Louisenthal frei ist. Dann gehe ich zu meiner Tante, wie mein guter, seliger Vater es bestimmte. Dorthin kannst Du mir also Nachricht geben, wenn Du glücklich Dein Ziel erreicht hast."

„Jetzt kommen Sie!" sagte hierauf der Wirth, den Abschied der Liebenden unterbrechend. „Ich werde Sie eine Strecke weit geleiten, um Ihnen einen Weg anzudeuten, auf dem Sie hoffentlich keinem Preußen begegnen werden."

„Ich gehe mit!" sagte der Knabe und hing sich an seines Vaters Arm.

Noch einen Händedruck wechselte Neumeister mit Margarethe; dann ging er.

Die Wirthin und Margarethe traten vor die Hausthür und blickten den sich entfernenden Männern nach, so lange sie dieselben sehen konnten. Dann kehrten sie zurück in das Haus und Margarethe fiel der Wirthin um den Hals, indem sie unter Thränen rief:

„Gott möge es Ihnen vergelten, was Sie an uns gethan haben! — Ohne Ihren Beistand war seine Rettung unmöglich!"

„Ich habe nur wenig gethan," sagte die redliche Frau; „denn Gott selbst hat es so gefügt, daß Sie eben hier sein mußten, als Ihr Verlobter gefangen eingebracht wurde. Danken wir also vereint Gott und seinen Heiligen, daß er uns zu seinen Werkzeugen wählte, um das Rettungswerk gelingen zu lassen!"

Fromm falteten Beide ihre Hände und ergossen ihren Dank in einem stummen Gebete.

Eine halbe Stunde darauf kehrte der Wirth mit seinem Knaben zurück und erfreute Margarethe durch die Nachricht, daß er Neu-

Mann," wendete sie sich zu Neumeister, „denn jeder Augenblick kann dennoch wieder Preußen herführen, und wenn Sie jetzt auch ein bürgerliches Gewand tragen, wie ich mit Verwunderung sehe, so ist es für Sie doch gewiß besser, daß Sie jedes Zusammentreffen mit den Feinden vermeiden."

„Dennoch sehne ich mich glühend danach," entgegnete Neumeister; „freilich aber erst dann, wenn ich wieder die Uniform auf dem Leibe und ein gutes Gewehr in der Hand habe!"

Nach diesen Worten machte er Anstalt, durch das kleine Fenster steigen zu wollen, welches die Wirthin von der Seite der Vorrathskammer geöffnet hatte, um sich leichter mit ihren Schützlingen unterhalten zu können.

Die redliche Frau lachte bei dem Versuche Neumeisters laut auf.

„Was fällt Ihnen denn ein?" sagte sie, noch immer lachend. „Sie sind zwar nicht gar zu wohlgenährt, aber Sie müßten doch noch geraume Zeit hungern, um so mager zu werden, daß Sie durch diese enge Oeffnung schlüpfen könnten."

Beschämt darüber, daß er den Kopf so ganz verloren gehabt hatte, um das Unmögliche versuchen zu wollen, trat Neumeister von dem Fensterchen zurück, die Wirthin aber sagte freundlich:

„Steigen Sie auf der Leiter hinab, kommen Sie zu uns in unser Zimmer, wo kein Fremder Sie sieht, wenn ja zufällig Gäste kommen sollten, stärken Sie sich dort durch Speise und Trank, dann aber eilen Sie fortzukommen, sonst möchte es zu spät werden!"

Neumeister und Margarethe folgten der freundlichen Einladung und in Gesellschaft der Wirthin und ihres Mannes verzehrte er einen kräftigen Imbiß, befeuchtet mit einem Glase guten Weines, von welchem der Wirth ihm „zur glücklichen Reise" noch eine Flasche in die Tasche steckte.

Endlich erschien der Augenblick der Trennung, denn so gern Margarethe auch ihren Verlobten auf seiner Flucht begleitet hätte, mußte sie doch diesen Wunsch unterdrücken, denn sie sah ein, daß sie durch dessen Erfüllung die Gefahren für ihn nur vergrößern könnte.

Während der flüchtigen und frugalen Abschiedsmahlzeit hatte der kleine Sohn der Wirthsleute, der etwa acht bis neun Jahre zählen mochte, sich viel mit Neumeister beschäftigt und so sehr dieser auch von den ernstesten Gedanken erfüllt war, zeigte er sich doch freundlich und liebevoll gegen den hübschen, lebhaften Knaben, denn er hatte er-

„Neumeister!“ schrie sie entsetzt auf — „er ist ergriffen worden?“

Stumm bejahend nickte er mit dem Kopfe.

„O mein Gott, — mein Gott!“ stöhnte sie aus tiefster Brust. „Dann ist er jetzt nicht mehr zu retten!“

Sie wurde leichenblaß, taumelte und schien einer Ohnmacht nahe zu sein.

Theilnahmvoll sprang die Wirthin hinzu, um sie zu stützen und geleitete sie dann zu einem Sessel.

Margarethe sank auf denselben nieder, schlug beide Hände vor das Gesicht und ein Thränenstrom erleichterte ihre Brust.

Eine Minute lang gab sie sich ihrer Verzweiflung hin, dann aber raffte sie sich mit dem Aufgebot all ihrer Kräfte empor, sprang auf von ihrem Sitze, eilte auf die Thüre zu und fragte mit fieberhafter Hast den Wirth:

„Wo finde ich ihn? — Vielleicht gelingt es meinem Flehen, den Tod von ihm abzuwenden.“

„Sie bringen ihn hierher und werden vielleicht schon in der nächsten Minute hier sein,“ entgegnete der Wirth.

In der That marschirte schon den nächsten Augenblick danach ein Commando preußischer Infanterie vor dem Hause auf, und in der Mitte der Soldaten ging Neumeister, dem die Hände jetzt wieder auf den Rücken gebunden waren. Sein Aussehen, der Zustand seiner Kleider, verriethen überdies, daß er zahlreiche Mißhandlungen zu erdulden gehabt hatte.

Die Soldaten nahmen das Gewehr bei Fuß, der Offizier aber, der das Commando führte, trat in das Gastzimmer und verlangte ein Frühstück.

Mit wankenden Schritten, kaum eines Wortes mächtig, trat Margarethe auf ihn zu, und mit bebender Stimme sagte sie:

„Mein Herr —!“

Doch weiter vermochte sie in der Angst ihres Herzens kein Wort hervorzubringen.

Der Offizier, der sie anfangs nicht bemerkt hatte, wendete sich bei der Anrede zu ihr, und als er ein junges, hübsches Mädchen vor sich stehen sah, fragte er freundlich:

„Was wünschen Sie, mein Fräulein?“

„Der arme Mensch dort draußen," stammelte sie, „hat wohl ein großes Verbrechen begangen, daß er so gebunden ist?"

Die Züge des Offiziers verfinsterten sich bei dieser Frage und er entgegnete kurz:

„Er ist ein Deserteur und wird erschossen, sobald ich mein Frühstück verzehrt habe."

„Nein, Herr Lieutenant," rief Margarethe in der größten Aufregung, „er ist kein Deserteur, das schwöre ich Ihnen!

„Wie können Sie das wissen?" fragte der Offizier ungläubig. „Kennen Sie ihn denn so genau?"

„Er ist mein Verlobter!" sagte Margarethe und mit beflügelter Hast fügte sie hinzu: „Er war vor dem Kriege über ein Jahr in Prag, ging dann nach Wien und trat erst bei dem Ausbruche des Krieges in österreichische Dienste. — Er kann ja also kein preußischer Deserteur sein!"

„Sie irren mein Fräulein," entgegnete der Offizier, indem er einen theilnahmvollen Blick auf das unglückliche Mädchen richtete. „Er hat sich seiner Dienstpflicht entzogen, und sein Verbrechen der Desertion dadurch noch vergrößert, daß er durch seinen Eintritt in österreichische Dienste auch noch Ueberläufer wurde!"

„Gnade! Gnade!" flehte Margarethe und ergriff die Hand des Lieutenants, die sie in ihrer Herzensangst krampfhaft drückte.

„Ich bedauere Sie, armes Mädchen," sagte der Offizier mit einem Anklange der Rührung. „Indem ich Sie ansehe, entschuldige ich auch in meinem Herzen den Unglücklichen, daß er sich durch die Liebe zur Desertion verleiten ließ. Aber ich kann nichts für ihn thun, denn ich erhielt den strengen Befehl, ihn hier vor dem Orte erschießen zu lassen, von wo er zum zweiten Male desertirte, und zwar auf eine beinahe wunderbare Weise, die ich mir jetzt aber zu erklären weiß, nachdem ich Sie gesehen habe, und ihr Verhältniß zu ihm kennen lernte."

„Schonen sie wenigstens jetzt seines Lebens!" flehte Margarethe nochmals. „Behalten Sie ihn in Haft, sorgen Sie dafür, daß seine Schuld strenger untersucht wird, und seine Unschuld muß an den Tag kommen."

„Ich darf nicht, mein Fräulein," erwiederte der Lieutenant. „Er ist durch ein Kriegsgericht verurtheilt; ich wurde mit der Voll-

„Neumeister!“ schrie sie entsetzt auf — „er ist ergriffen worden?“

Stumm bejahend nickte er mit dem Kopfe.

„O mein Gott, — mein Gott!“ stöhnte sie aus tiefster Brust. „Dann ist er jetzt nicht mehr zu retten!“

Sie wurde leichenblaß, taumelte und schien einer Ohnmacht nahe zu sein.

Theilnahmvoll sprang die Wirthin hinzu, um sie zu stützen und geleitete sie dann zu einem Sessel.

Margarethe sank auf denselben nieder, schlug beide Hände vor das Gesicht und ein Thränenstrom erleichterte ihre Brust.

Eine Minute lang gab sie sich ihrer Verzweiflung hin, dann aber raffte sie sich mit dem Aufgebot all ihrer Kräfte empor, sprang auf von ihrem Sitze, eilte auf die Thüre zu und fragte mit fieberhafter Hast den Wirth:

„Wo finde ich ihn? — Vielleicht gelingt es meinem Flehen, den Tod von ihm abzuwenden.“

„Sie bringen ihn hierher und werden vielleicht schon in der nächsten Minute hier sein,“ entgegnete der Wirth.

In der That marschirte schon den nächsten Augenblick danach ein Commando preußischer Infanterie vor dem Hause auf, und in der Mitte der Soldaten ging Neumeister, dem die Hände jetzt wieder auf den Rücken gebunden waren. Sein Aussehen, der Zustand seiner Kleider, verriethen überdies, daß er zahlreiche Mißhandlungen zu erdulden gehabt hatte.

Die Soldaten nahmen das Gewehr bei Fuß, der Offizier aber, der das Commando führte, trat in das Gastzimmer und verlangte ein Frühstück.

Mit wankenden Schritten, kaum eines Wortes mächtig, trat Margarethe auf ihn zu, und mit bebender Stimme sagte sie:

„Mein Herr —!“

Doch weiter vermochte sie in der Angst ihres Herzens kein Wort hervorzubringen.

Der Offizier, der sie anfangs nicht bemerkt hatte, wendete sich bei der Anrede zu ihr, und als er ein junges, hübsches Mädchen vor sich stehen sah, fragte er freundlich:

„Was wünschen Sie, mein Fräulein?“

„Der arme Mensch dort draußen," stammelte sie, „hat wohl ein großes Verbrechen begangen, daß er so gebunden ist?"

Die Züge des Offiziers verfinsterten sich bei dieser Frage und er entgegnete kurz:

„Er ist ein Deserteur und wird erschossen, sobald ich mein Frühstück verzehrt habe."

„Nein, Herr Lieutenant," rief Margarethe in der größten Aufregung, „er ist kein Deserteur, das schwöre ich Ihnen!

„Wie können Sie das wissen?" fragte der Offizier ungläubig. „Kennen Sie ihn denn so genau?"

„Er ist mein Verlobter!" sagte Margarethe und mit beflügelter Hast fügte sie hinzu: „Er war vor dem Kriege über ein Jahr in Prag, ging dann nach Wien und trat erst bei dem Ausbruche des Krieges in österreichische Dienste. — Er kann ja also kein preußischer Deserteur sein!"

„Sie irren mein Fräulein," entgegnete der Offizier, indem er einen theilnahmvollen Blick auf das unglückliche Mädchen richtete. „Er hat sich seiner Dienstpflicht entzogen, und sein Verbrechen der Desertion dadurch noch vergrößert, daß er durch seinen Eintritt in österreichische Dienste auch noch Ueberläufer wurde!"

„Gnade! Gnade!" flehte Margarethe und ergriff die Hand des Lieutenants, die sie in ihrer Herzensangst krampfhaft drückte.

„Ich bedauere Sie, armes Mädchen," sagte der Offizier mit einem Anklange der Rührung. „Indem ich Sie ansehe, entschuldige ich auch in meinem Herzen den Unglücklichen, daß er sich durch die Liebe zur Desertion verleiten ließ. Aber ich kann nichts für ihn thun, denn ich erhielt den strengen Befehl, ihn hier vor dem Orte erschießen zu lassen, von wo er zum zweiten Male desertirte, und zwar auf eine beinahe wunderbare Weise, die ich mir jetzt aber zu erklären weiß, nachdem ich Sie gesehen habe, und ihr Verhältniß zu ihm kennen lernte."

„Schonen sie wenigstens jetzt seines Lebens!" flehte Margarethe nochmals. „Behalten Sie ihn in Haft, sorgen Sie dafür, daß seine Schuld strenger untersucht wird, und seine Unschuld muß an den Tag kommen."

„Ich darf nicht, mein Fräulein," erwiederte der Lieutenant. „Er ist durch ein Kriegsgericht verurtheilt; ich wurde mit der Voll-

streckung des Urtheils beauftragt, und ich kenne als Soldat nur die Pflicht des Gehorsams!"

Er sprach diese Worte nicht mehr mit dem früheren Tone freundlicher Theilnahme, denn offenbar wurden die Bitten Margarethens ihm lästig.

Rasch trank er daher seinen Wein aus, setzte seine Pickelhaube auf und trat vor das Haus zu seinen Leuten.

„Gewehr auf!" commandirte er, „und eben wollte er das Commandowort „Marsch!" folgen lassen, da ergriff Margarethe die ihm nachgeeilt war, seinen Arm, und bat mit so rührender Stimme, daß eine Verweigerung ihrer Bitte unmöglich war:

„Darf ich wenigstens Abschied von meinem Geliebten nehmen?"

„In Gottes Namen!" sagte der Lieutenant, „aber machen Sie es kurz, denn mir verlangt danach, diesen traurigen Auftritt zu Ende zu bringen."

Margarethe drängte sich darauf durch die Soldaten zu Neumeister, der in stummem Schmerz verzweiflungsvolle Blicke auf sie gerichtet hatte.

Sie umschlang ihn mit ihren Armen, er beugte sich nieder zu ihr und küßte sie auf die Stirn.

„Bindet ihm die Arme los!" befahl der Lieutenant, der gefühlvoll genug war, den Liebenden eine letzte Umarmung zu gönnen.

Mit wehmüthiger Wonne preßte Neumeister das geliebte Mädchen an seine Brust, und nur mit Mühe konnte er die Thränen bei dem Gedanken unterdrücken, nach wenigen Minuten für immer von ihr getrennt zu sein und sie, die durch den Tod ihres Vaters verwaiset war, auf der Welt vielleicht ohne einen Freund, einen Beistand, zurücklassen zu müssen.

„Wie ist denn nur das Unglück gekommen?" fragte ihn Margarethe.

„Ich begegnete einer preußischen Patrouille so unerwartet," sagte er, „daß es mir unmöglich war, ihr auszuweichen. Ich nahm daher meinen Muth zusammen und ging ihr mit scheinbarer Ruhe und Zuversicht entgegen. — Unter dem Schutze meiner bürgerlichen Kleider würde ich wahrscheinlich mit einem kurzen Verhöre davongekommen sein, aber das Unglück wollte, daß bei der Patrouille ein Mann von denen war, die mich gefangen genommen hatten. Er erkannte mich und — das Uebrige kannst Du Dir denken."

„Mein Fräulein," sagte der Lieutenant, „ich muß Sie bitten, jetzt den Arrestanten zu verlassen, denn es ist die höchste Zeit, daß ich dem erhaltenen Befehle gehorche!"

„Lebe wohl!" sagte Neumeister, seine ganze Entschlossenheit zusammenraffend, indem er ihr den letzten Abschiedskuß auf die erbleichenden Lippen preßte.

„Lebe wohl!" hauchte sie, und taumelte zurück in die sie auffangenden Arme der Wirthin.

„Marsch!" commandirte der Lieutenant und der Trupp setzte sich in Bewegung, einer kleinen Anhöhe zu, die etwa zweihundert Schritt entfernt lag, und die der Offizier zu dem Orte der Execution ersehen hatte.

In der Mitte seiner Escorte einherschreitend, wendete Neumeister wiederholt die Blicke zurück zu der Geliebten, welche, ihrer Sinne kaum mächtig, hinterher wankte, zu beiden Seiten gestützt durch die Wirthin und deren Mann, an dessen Rock sich der kleine Knabe gehängt hatte, der den ganzen Auftritt nicht begriff, der aber dennoch weinte, weil er seine Mutter und Margarethe weinen sah.

Nach wenigen Minuten war die Anhöhe erreicht. Das Commando machte Halt, und Neumeister wurde einige Schritte vorgeführt bis zu der Stelle, wo er seinen Tod finden sollte.

Der Lieutenant zog hierauf aus der Brust seiner Uniform ein Papier; es war das kriegsgerichtliche Urtheil, und er las es dem Delinquenten vor.

Dann forderte er Neumeister auf, niederzuknieen und sich die Augen verbinden zu lassen.

Neumeister wies indeß Beides zurück, und erbat es sich als eine Gnade, den Tod stehend und mit offenen Augen empfangen zu dürfen.

„Das kann ich Ihnen gewähren," sagte der Offizier und wollte zurücktreten zu seinen Leuten, um das verhängnißvolle Commandowort auszusprechen.

Da riß Margarethe sich los von ihren Begleitern, stürzte vor zu dem Lieutenant, sank vor ihm auf die Knie und rief mit flehend gerungenen Händen:

„Gnade! Gnade! Er ist ja kein Deserteur!"

Neumeister hörte diese Worte seiner Geliebten, und sie bekräftigend, erhob er die rechte Hand zum Schwur und rief mit feierlichem Tone laut und fest:

„Das Mädchen spricht die reine Wahrheit! — Ich schwöre es hier bei Gott dem Allmächtigen, vor dessen Richterstuhl ich in der nächsten Minute stehen werde, daß ich nicht aus den Reihen der preußischen Armee desertirt bin. — Ich sterbe daher nicht gerichtet, sondern ermordet.“

Finster wendete der Offizier sich ab, indem er mit dumpfer Stimme sagte:

„Ich kann nichts thun, und muß Sie alles Ernstes bitten, sich mit mir aus der Schußlinie zu entfernen.“

Bei diesen Worten faßte er sie an dem Arme, um sie emporzuheben und mit sich fortzuziehen; zugleich commandirte er seinen Leuten:

„Fertig!“

Denn der Offizier bewahrte genug Gefühl, um den dringenden Wunsch zu hegen, den ganzen Auftritt zu beendigen, der ihm wahrhaft peinlich wurde.

Die Execution sollte auch sogleich ihr Ende finden, aber auf eine andere Weise, als alle Zeugen derselben es erwarteten.

Während nämlich Margarethe dem Lieutenant zu Füßen sank, zupfte der Knabe seinen Vater, an dessen Brust die Mutter weinend den Kopf stützte, um das fürchterliche Schauspiel nicht mit ansehen zu müssen, am Rocke, und rief dabei leise, indem er seinen kleinen Arm nach rückwärts ausstreckte:

„Vater! Schau doch! Schau doch!“

Der Gastwirth folgte der Richtung, welche sein Söhnchen ihm andeutete, und mit freudigem Schreck sah er einem starken Trupp Hußaren mit geschwungenem Säbel dahersprengen.

Wahrscheinlich hatten die kühnen Söhne der Pußta sich auf einer Streiferei bis hier in den Rücken des Feindes verirrt, und als sie die Soldaten mit den Pickelhauben gewahrten, trieb ihre Kampfeslust sie vorwärts, ohne nach der Zahl der Feinde zu fragen.

Rasch entschlossen zog der Wirth sein Taschentuch, und winkte damit den Reitern, um sie zu der größten Eile anzuspornen.

Zugleich rief er, um die Aufmerksamkeit von dem Verurtheilten abzuwenden, und dadurch die Hinrichtung zu verzögern:

„Hußaren! Oesterreicher!“

Er erreichte seine Absicht, denn erschrocken und überrascht wendeten die Preußen, die eben auf die Brust des vermeintlichen Deserteurs anlegen wollten, sich um.

„Hurrah! Hurrah!“ ertönte es in diesem Augenblicke von den Lippen der Hußaren, und die Kugeln, welche für Neumeister bestimmt gewesen waren, flogen pfeifend seinen Reitern entgegen.

Denn seine Retter aus der höchsten Todesgefahr waren die braven Hußaren.

Kamen sie zwei Minuten später, so fanden sie nur noch die Leiche des Erschossenen.

Dem Wachtmeister, der seinen Reitern voransprengte, und dessen Rang der Wirth an seinen Auszeichnungen erkannte, rief der brave Mensch mit lauter Stimme entgegen:

„Retten Sie einen ranzionirten Korporal von Deutschmeister-Infanterie, der kriegsgerichtlich von den Preußen erschossen werden soll!“

Die Preußen hatten sich den Feinden entgegengestellt, von denen sie so plötzlich angegriffen wurden, und Keiner von ihnen dachte jetzt noch an den zum Tode verurtheilten Delinquenten.

Als Neumeister die günstige Wendung seiner Lage erkannte, machte er sich dieselbe mit Muth und Geistesgegenwart zu Nutze.

Er sprang auf einen der Soldaten zu, die den Hußaren die Front und ihm dabei den Rücken boten.

Mit einem raschen Griffe hatte er dem Manne das Zündnadelgewehr entrissen, das er eben abfeuern wollte; dann stieß er mit dem Bajonnet rechts und links um sich, und mit zwei oder drei Sätzen hatte er den ersten Hußaren erreicht.

Darauf drehte er sich um, schoß einen der Preußen nieder und stürmte mit dem Bajonnet auf die Anderen ein, die sich gegen die Reiter vertheidigten.

Doch der Offizier benahm sich mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit. Er ließ seine wenigen Leute ein Quarré bilden, so daß sie weniger von den ungarischen Säbeln zu fürchten hatten, denen sie ihre Gewehre entgegenhielten.

Den Lieutenant selbst hatte der Wachtmeister sich zum persönlichen Angriffe erlehen, aber er vermochte nicht lange die wuchtigen Hiebe des Ungarn zu pariren.

Schwer in die Schulter getroffen, sank sein Arm nieder, und der Säbel entsank seiner Hand.

„Fort! Fort!“ rief der Wirth warnend seinen Landsleuten zu. „Retten Sie den braven Korporal und lassen Sie sich nicht auf ein unnützes Gefecht ein.“

Der Wachtmeister erkannte, daß die Warnung begründet war, denn er selbst sah in diesem Augenblicke eine starke Abtheilung preußischer Cavallerie aus der Ferne heransprengen.

In eben diesem Augenblick stürzte einer der Hußaren, auf den Tod getroffen, aus dem Sattel.

„Schwingen Sie sich auf das Pferd und folgen Sie uns!“ rief der Wachtmeister.

Neumeister, der zum Glück dicht neben dem Pferde stand, als der Reiter desselben zu Boden fiel, ergriff den Zügel und setzte den Fuß in den Bügel; aber noch ehe es ihm gelungen war, das zweite Bein über den Sattel zu bringen, galoppirte das Pferd den davonjagenden Reitern nach und er folgte ihnen so, in dem einen Bügel hängend, bis es ihm erst nach einer Strecke gelang, in den Sattel zu kommen, was ihm dadurch erschwert wurde, daß er seine Trophäe, das Zündnadelgewehr, nicht fallen lassen wollte.

„Gott sei Dank, jetzt ist er gerettet!“ sagte der Wirth, der dies sah.

Margarethe hatte, ohne Furcht für sich selbst, den ganzen Auftritt, der nur wenige Minuten währte, in der größten Spannung angesehen und war dabei mehrmals den Kugeln der Preußen und den Säbeln der Ungarn ausgesetzt gewesen, ohne von ihnen verletzt zu werden. Als sie jetzt ihren Geliebten mit seinen Rettern hinter der nahen Hügelkette verschwinden sah, unter deren Schutz sie so zu rechter Zeit herangekommen waren, sank sie nieder auf die Knie, erhob ihre gefalteten Hände zum Himmel und sprach ein kurzes, aber inbrünstiges Dankgebet.

„Wohl haben Sie Ursache, dem Himmel zu danken!“ sagte eine ernste Stimme, als sie sich wieder erhob, „denn in der That hat Gott Ihren Verlobten auf eine wunderbare Weise vor dem Tode bewahrt, dem er unrettbar verfallen zu sein schien.“

„Ach, Herr Lieutenant, Sie sind es?“ fragte Margarethe. „Mein Gott, Sie bluten ja!“ rief sie dann erschrocken und mit dem Tone aufrichtiger Theilnahme. „Sind Sie denn verwundet?“

„Ich glaube!“ entgegnete er und ein bitteres Lächeln überflog dabei sein hübsches, ausdrucksvolles Gesicht. „Wenigstens blute ich ziemlich stark, wie Sie sehen und kann auch meinen Arm nicht rühren.“

„Das thut mir wahrlich von Herzen leid!“ versicherte Margarethe mit gerührter Stimme.

„Lassen wir das, mein Fräulein!“ meinte abwehrend der Offizier. „Diese Ungarn führen eine verteufelte Klinge,“ sagte er nach einer Pause, und biß vor Schmerz die Zähne aufeinander. „Ich glaube, der Hieb ist bis tief in den Knochen gegangen.“

Seinen Schmerz unterdrückend, fuhr er nach einer kurzen Pause fort:

„Uebrigens, mein Fräulein, gebe ich Ihnen die Versicherung, daß mich, abgesehen von meiner Wunde, die Rettung Ihres Verlobten aufrichtig freut, denn nicht Sie allein, sondern auch die gefaßte männliche Haltung des jungen Mannes dem sichergeglaubten Tode gegenüber hatte Ihnen Beiden meine ganze Theilnahme gewonnen, und gern würde ich Ihren Versicherungen, daß er kein preußischer Deserteur sei, Glauben geschenkt und ihn begnadigt haben, aber leider hing das nicht von mir ab; doch nur mit schwerem Herzen hätte ich meine Pflicht erfüllt.“

„Herr Lieutenant,“ entgegnete Margarethe auf diese freundlichen Worte mit dem gewinnenden Tone der Herzlichkeit, „Sie haben sich so theilnahmvoll bei dieser ganzen traurigen Sache gezeigt, und was Sie soeben sagten, beweist ein so schönes, tiefes Gefühl, daß Sie mir hoffentlich eine Bitte nicht abschlagen werden.“

„Sprechen Sie, mein Fräulein,“ entgegnete der Offizier, „und wenn ich es vermag —“

„O, Sie vermögen es gewiß, wenn Sie nur wollen,“ sagte Margarethe scherzend. „Aber lassen Sie uns jetzt vor allen Dingen nach dem Wirthshause zurückkehren, denn schon allzulange habe ich Sie durch mein Geschwätz hier zurückgehalten, und Ihre Leute, von denen auch einige verwundet sind, wie ich mit Bedauern bemerke, fangen schon an, zu murren, wie mir scheint.“

„Ein preußischer Soldat murrt nie in Gegenwart seines Vorgesetzten,“ entgegnete stolz der Lieutenant. „Doch Sie haben Recht. Lassen Sie uns gehen, und während des Weges sagen Sie mir dann, was Sie von mir wünschen.“

Der Wirth und die Wirthin, welche mit ihrem Knaben näher getreten waren und diese ganze Unterredung mit angehört hatten, ohne sich in dieselbe zu mischen, eilten jetzt voraus nach ihrem Hause, um Alles zu der Bewirthung der Gesunden und der Pflege der Verwundeten vorzubereiten, und diese folgten so rasch, als ihr Zustand es ihnen erlaubte, und wobei sie noch dadurch verzögert wurden, daß sie die Leiche des Erschossenen mittragen mußten.

„Was ist es, das ich jetzt noch für Sie thun kann,“ fragte schon nach den ersten Schritten der Lieutenant Margarethen, die an der Seite seines gesunden Armes neben ihm ging.

„Daß Sie mir gestatten, Ihre Krankenwärterin zu sein,“ entgegnete sie herzlich. „Ich fühle mich dazu um so mehr verpflichtet, da ich mich als die unwillkürliche Ursache Ihrer Verwundung betrachten muß, ohne darüber indeß, wie ich Ihnen offen gestehe, Reue zu empfinden.“

„Sie sprechen für mich in Räthseln, mein Fräulein,“ sagte der Lieutenant. „Sie haben ja doch nichts dazu gethan, die Hußaren herbeizurufen; — wenigstens will ich dies hoffen,“ fügte er hinzu, indem er sie scharf ansah.

„Nein, gewiß nicht!“ betheuerte Margarethe, die Hand auf das Herz legend. „Sie kamen mir eben so überraschend, wie Ihnen; aber hätten Sie mir nicht vergönnt, von meinem Verlobten Abschied zu nehmen, und hätten Sie mich dann nicht vor der Execution einige Minuten angehört, — wenn auch mit sichtlichem Widerstreben — so würde der Unglückliche eine Leiche gewesen sein, bevor die Hußaren zu seiner Rettung herbeikommen konnten. — Doch Sie haben mir auf meine Bitte noch nicht geantwortet, ob Sie mich zu Ihrer Krankenwärterin annehmen wollen?“

„Wie gern!“ erwiederte er mit Wärme. „Nur fürchte ich, daß Ihr verlängerter Aufenthalt in einem Dorfwirthshause, das täglichen Durchmärschen ausgesetzt ist und Gäste aller Art aufnehmen muß —“

„So meine ich es auch nicht!“ fiel ihm Margarethe in das Wort. „Ich fahre morgen, wo möglich sogar noch heute, nach dem Gute meiner Tante, welches eine Stunde von Königinhof entfernt liegt. Sie begleiten mich; unter Ihrem Schutze erreiche ich ungefährdet meinen Bestimmungsort, und Sie finden dort die liebevolle Pflege einer Schwester. — Nun, sind Sie das zufrieden, so schlagen Sie ein!“

„Von Herzen gern,“ sagte der Lieutenant, indem er Margarethe seine unverwundete Linke reichte, „und zwar um so lieber, da ich in meiner Heimat, in Ostpreußen, eine theuere Schwester habe, an die Ihr Anblick mich lebhaft erinnerte. Ihr danken Sie es daher, daß ich mich gegen Sie nachsichtiger, theilnahmvoller zeigte, als ich es wahrscheinlich in gleicher Lage gegen tausend Andere gethan haben würde!“

„O, wie ich Ihre Schwester dafür liebe und segne!“ sagte Margarethe innig.

Damit war für den Augenblick ihre Unterhaltung beendigt, denn sie hatten jetzt das Wirthshaus erreicht und Margarethe ließ es hier ihre erste Sorge sein, dem Verwundeten zur Stillung des noch immer rinnenden Blutes einen vorläufigen Verband anzulegen.

Einige Stunden darauf nahmen Beide den herzlichsten Abschied von den braven Wirthsleuten und traten in dem Wagen, den Margarethens abtrünniger Kutscher zurückgelassen hatte, mit einander die kleine Reise nach Louisenthal an.

XV.

Eine finstere Wolke.

Einige Tage waren seit dem Feuer verflossen, welches das Leben Amaliens, der Tochter des Dr. Hirtling, in so unverkennbare Gefahr brachte und Eduard Woronski die willkommene Gelegenheit bot, sich durch die Rettung der Geliebten ein Verdienst zu erwerben, welches selbst in den Augen des bisher nicht sehr zugänglichen Vaters von so hohem Werthe war, daß er jetzt gegen den Umgang seiner Tochter mit ihrem Retter nichts mehr einzuwenden hatte.

Er duldete nicht nur Eduard's Besuche in seiner Gegenwart, sondern er gestattete ihm sogar, seine Tochter, die in Folge des Unfalles leidend war und das Zimmer nicht verlassen durfte, selbst in seiner Abwesenheit zu unterhalten, wenn seine Amtspflichten ihn bei der neuen Einrichtung des Archives fern hielten, das in Folge der beinahe unmittelbaren Hilfe viel weniger Schaden gelitten hatte, als man zu erwarten berechtigt gewesen wäre.

Dadurch war binnen den letzten wenigen Tagen das Verhältniß der beiden Liebenden ungleich inniger, herzlicher und vertrauter geworden, als während der Monate ihres flüchtigen Umganges seit ihrer ersten Bekanntschaft in dem Bade von Teplitz.

Sie sprachen so offen und warm mit einander, als wären sie bereits Verlobte, in der That aber durften sie sich als solche betrachten, denn das gegenseitige Geständniß der Liebe war zwischen ihnen

ausgetauscht worden; Amalie hatte ihrem Vater offen erklärt, daß sie ihr Glück nur in der Verbindung mit ihrem Geliebten und Lebensretter finden könnte, und Dr. Hirtling, dessen Liebe zu seinem einzigen Kinde man beinahe blind nennen konnte, hatte ihr seine Genehmigung für den Fall zugesagt, daß er Eduard bei näherer Prüfung ihrer werth finden würde.

Zu einem vorläufigen Beginn dieser Prüfung benutzte Dr. Hirtling die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, als er eines Abends, von seinem Bureau zurückkehrend, Eduard wieder, wie in den letzten Tagen gewöhnlich, in einem sehr lebhaften Gespräche mit Amalie fand.

Sie hatten sich eben mit allerhand Plänen für ihre Zukunft beschäftigt, — denn Beide hielten ihre Verbindung, das Ziel ihrer Wünsche, gleich den meisten Liebenden bereits für eine Gewißheit, — und sie befanden sich daher in freudig aufgeregter Stimmung, als Dr. Hirtling, dessen Kommen sie überhört hatten, bei ihnen eintrat.

„Ei, ei," sagte der freundliche alte Heer scherzend, „Ihr scheint mir ja sehr freudig gestimmt zu sein! — Was gilt die Wette, daß Ihr bereits von Eurer Hochzeit träumtet?"

Eduard wurde durch diese Worte freudig überrascht, denn in denselben lag ja die offene Einwilligung des Dr. Hirtling zu seiner Verbindung mit Amalien.

Er sagte daher rasch und mit dem Tone des innigsten Entzückens:

„Herr Doctor, Sie machen mich durch diese Frage unendlich glücklich, denn ich hatte nicht zu hoffen gewagt —"

„Keine leeren Worte, junger Mann," fiel ihm Amaliens Vater in die Rede, „besonders aber keine falschen, denn diese würden mir von Ihnen und Ihrem Charakter einen sehr nachtheiligen Begriff beibringen."

Eduard erkannte, daß er eine Unbesonnenheit oder mindestens eine Unvorsichtigkeit begangen hatte, und er stammelte daher mit sichtlicher Verlegenheit:

„Herr Doctor, ich gebe Ihnen die Versicherung —"

Doch abermals unterbrach ihn Amaliens Vater und sagte mit einem so ernsten und feierlichen Tone, daß Eduard darüber erbebte:

„Junger Mann, ich schätze Offenheit über Alles; liegt Ihnen daher wahrhaft an meiner Liebe, meiner Achtung, so seien Sie immer, besonders aber in diesem feierlichen Augenblicke, der vielleicht für das

ganze künftige Lebensglück meines geliebten Kindes von entscheidender Wichtigkeit ist, ganz offen und wahr!"

Eduard erkannte aus dem Tone, der Haltung, dem ganzen Wesen des Dr. Hirtling, daß er in diesem Augenblicke an einem entscheidenden Wendepunkte seines ganzen Lebens stand.

Er warf einen ängstlichen Blick zu Amalien hinüber, als wollte er bei ihr Rath und Hilfe suchen, und er sah, wie sie hinter ihres Vaters Rücken die Hände flehend zu ihm erhob, als wollte sie ihn beschwören, dessen Ermahnung zu befolgen und deshalb offen und wahr zu sein.

Zwar hatte der Umgang mit seinem Bruder Eduard schon seit langer Zeit an Lüge und Verstellung gewöhnt, ihm sogar beide zur Pflicht gemacht, aber noch waren die besseren und reineren Instinkte der Jugend nicht ganz in ihm erstickt. Er antwortete daher mit offenem Blicke und in einem Tone, dessen Aufrichtigkeit sich nicht verkennen ließ:

„Sagen Sie mir, Herr Doctor, was Sie zu wissen wünschen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Edelmann, daß ich offen und wahr antworten werde!"

„Das freut mich," sagte Amalien's Vater, sichtlich befriedigt durch diese Worte.

„Gut also!" fuhr er fort. „Hat Ihnen Amalie gesagt, daß sie mir den Austausch ihrer Liebesschwüre gestanden, um meine Einwilligung gebeten und dieselbe erhalten hat?"

„Sie sagte es mir," entgegnete Eduard nicht ohne Verlegenheit, denn er erkannte in diesem Augenblick, was er früher übersehen hatte, daß nämlich nach dieser Kenntniß seine früheren Aeußerungen zum Theil unpassend gewesen waren.

Der Doctor Hirtling schien diese Verlegenheit sowohl, als den leicht erkennbaren Grund derselben indeß nicht zu beachten, sondern fuhr ruhig und ernst fort:

„Dann wird Amalie Ihnen auch gesagt haben, daß ich meine letzte Einwilligung an die Bedingung einer Prüfung Ihres Charakters und Ihrer Verhältnisse knüpfte. — Die erste dieser Prüfungen ist durch meine bisherigen Beobachtungen zu Ihrem Vortheil ausgefallen, obgleich mein Urtheil natürlich nach so kurzer Zeit noch nicht festgestellt sein kann. Die zweite beginne ich hiermit ohne alle Umschweife durch die Frage:

„Ist Ihre Lage derart, daß Sie eine Frau standesgemäß ernähren können?“

„Herr Doktor,“ stammelte Eduard verlegen, und blickte zu Boden.

„Verstehen Sie mich wohl,“ sagte Dr. Hirtling. „Ich verlange von Ihnen keinen Reichthum, denn auch ich kann meiner Amalie nur ein geringes Heiratsgut mitgeben und selbst nach meinem Tode wird sie nicht reich sein. Aber ich richte an Sie die Frage:

„Besitzen Sie ein gesichertes Einkommen, oder werden Sie in der nächsten Zeit eines besitzen, durch welches Sie, zusammen mit dem, was ich zu geben vermag, mein geliebtes Kind vor Sorgen zu schützen im Stande sind?“

Eduard ließ den Kopf sinken und schien einen Augenblick über die Antwort nachzudenken, die er auf diese Frage geben sollte.

Er überlegte bei sich das Benehmen, das er beobachten mußte, und von welchem wahrscheinlich das Glück seines ganzen Lebens abhing, wenigstens so weit bei diesem Glücke seine Verbindung mit Amalie in Frage kam.

Es entstanden bei ihm mancherlei Zweifel, manche widerstreitende Gefühle.

Die Furcht vor seinem Bruder und die Abhängigkeit, in welcher er von demselben gelebt hatte, so lange er sich besinnen konnte, trieben ihn zur Zurückhaltung, zur Lüge an; die Liebe zu seiner Amalie forderte ihn zu Offenheit und Wahrheit auf, da Dr. Hirtling diese als Hauptbedingung aufgestellt hatte.

Sein innerer Kampf währte nur kurze Zeit.

Er schien einen kräftigen Entschluß zu fassen und schon in der nächsten Minute erhob er den Kopf, sah den Vater seiner Geliebten treuherzig an und sagte mit dem Tone der Offenheit:

„Herr Doctor, ich kann Ihnen darüber keine Auskunft geben, denn ich kenne meine Lage und meine Verhältnisse selbst nicht!“

Verwundert sah bei diesen Worten Eduards der Dr. Hirtling ihn an. Amalie aber, die denselben in einer leicht begreiflichen Spannung gelauscht hatte, erschrak sichtlich über diese Antwort, welche alle ihre Hoffnungen zu zertrümmern schien.

„Wie!“ sagte nach einer kurzen Pause Doctor Hirtling mit dem Tone des höchsten Staunens: „Sie kennen Ihre eigene Lage, Ihre eigenen Verhältnisse nicht?“

„Nein, Herr Doctor,“ entgegnete Eduard fest und entschlossen. — „Sie haben Wahrheit und Offenheit von mir verlangt, und ich fühle mich deshalb dazu Ihnen gegenüber für verpflichtet, ohne der vielleicht traurigen Folgen zu gedenken, die es für mich haben kann.“

„Wie aber soll ich mir diese unbegreifliche Unkenntniß erklären?“ fragte Dr. Hirtling.

Die erwartete Erklärung zu geben, sagte Eduard:

„Ich habe seit meiner Kindheit in völliger Abhängigkeit von meinem Bruder gelebt, dem einzigen Verwandten, den ich meines Wissens besitze. — Er hat für meine Erziehung, meinen Unterricht gesorgt, und ich darf wohl sagen, daß er mich etwas Tüchtiges lernen ließ. — Auch alle meine Bedürfnisse hat er bestritten und nie litt ich an irgend etwas Mangel. Ob ich aber auf alles Das, was er mir gewährte — und in der letzten Zeit sogar sehr reichlich — irgend einen berechtigten Anspruch hatte, oder ob ich nur von seiner Großmuth, seinen Wohlthaten lebte, darüber vermag ich durchaus keine Rechenschaft zu geben, da ich bis jetzt noch keine Veranlassung hatte, darüber nachzudenken oder Fragen an meinen Bruder zu stellen.“

Dr. Hirtling schüttelte nach dieser Erklärung den Kopf.

„Sonderbar!“ sagte er. „Und der Baron Wildungen hat Ihnen nie etwas Näheres über Ihre Familien-, über Ihre Vermögens-Verhältnisse gesagt?“

„Niemals!“ entgegnete Eduard, da er aber zu bemerken glaubte, daß dies Wort einen üblen Eindruck auf den Dr. Hirtling machte, fügte er rasch hinzu: „Wahrscheinlich nur, weil ich ihn nie danach gefragt habe!“

Dr. Hirtling schien zu überlegen; dann fragte er rasch:

„Und womit beschäftigen Sie sich jetzt?“

Diese Frage setzte Eduard in sichtliche Verlegenheit und erst nach einer kleinen Pause fügte er erröthend und die Augen zu Boden schlagend, hinzu:

„Nur mit meinem Vergnügen, wie ich leider gestehen muß. Zu meiner Entschuldigung aber darf ich sagen, daß mein Bruder mir dies gestattete und mir die dazu nöthigen Mittel gewährte, wie er mir sagte, als Belohnung für meine erst vor kurzer Zeit ehrenvoll beendeten Studien.“

Mit ängstlicher Spannung erwartete Eduard die Wirkung seines Geständnisses.

Sie war günstiger, als er zu hoffen gewagt hatte, denn n kurzem Besinnen, während dessen der Dr. Hirtling ihm wie prüf in das offen zu ihm aufgeschlagene Auge gesehen hatte, ergriff er s Hand, schüttelte sie herzlich und sagte mit liebevollem und wohlwoll dem Tone:

„Sie haben mir einen überzeugenden Beweis Ihrer von mir langten Offenheit und Wahrheit gegeben. Beantworten Sie mir noch mit gleicher Wahrheitsliebe die Frage: „Wie lange denken noch in der Abhängigkeit von Ihrem Bruder zu leben, ohne sich eine bestimmte Lebensbahn zu entscheiden, auf der Sie die erworb Kenntnisse verwerthen können?“

„So kurze Zeit, wie möglich!“ rief Eduard, dem bei d Frage der Gedanke an die Tyrannei, die sein Bruder über ihn übte, unendlich drückend wurde, und der über dem Wunsche, sich selben zu entziehen, für einen Augenblick die Zurückhaltung und K heit zu vergessen schien, die er sich in der Schule Woronski's worben hatte.

Er ließ sich von seinem Unmuthe darüber zu dem Aus hinreißen:

„Denn seit einiger Zeit verlangt er von mir Dinge —“

Nach diesen Worten hielt er erschrocken inne.

„Was für Dinge?“ fragte Dr. Hirtling hastig, eben so ü rascht als gespannt.

Doch Eduard, seinem Meister Ehre machend, entgegnete sc gefaßt:

„Dinge, die an und für sich ganz unschuldig sind, die aber meinen politischen Anschauungen in dieser aufgeregten Zeit nicht ü einstimmen!“

Dr. Hirtling übte zwar streng die Pflichten seines Am er bekümmerte sich aber um Politik nur wenig und um die politis Ansichten Anderer nicht mehr, als dies jeder Mensch zu thun pf welcher der Zeit und den Ereignissen derselben nicht fremd bleiben w dennoch fielen die Worte Eduards ihm auf, und er sagte mit e ewissen Spannung:

„Beschäftigt sich denn Ihr Stiefbruder ganz besonders mit litik und sucht er auf dieselbe irgend wie Einfluß zu üben?“

„Das nicht,“ entgegnete Eduard, welcher einsah, daß er Gebiet gerathen war, welches für seinen Bruder, aber auch

ihn selbst, leicht hätte gefährlich werden können; „allein dergleichen Meinungsverschiedenheiten führen in so aufgeregten Zeiten, wie die gegenwärtigen, leicht zu Zerwürfnissen, selbst unter den nächsten Verwandten und ich gestehe Ihnen daher offen, daß ich mich gern von meinem Bruder frei machen würde. — Ich frage deshalb mit der Offenheit, die Sie mir zur Bedingung gemacht haben: Würden Sie mir Ihren Beistand zur Erlangung meiner Selbstständigkeit leihen, wenn ich mich aus politischen Rücksichten mit meinem Bruder überwerfen sollte?"

„Vater," bat Amalie, welche bisher zwar wortlos, aber dennoch mit einer leicht begreiflichen Spannung und Aufmerksamkeit der Unterhaltung zwischen ihrem Vater und ihrem Geliebten gefolgt war, „nicht wahr, du wirst dem Grafen Eduard Deinen Beistand nicht verweigern?"

Dr. Hirtling antwortete nicht auf die Frage seiner Tochter, sondern wendete sich zu dem jungen Manne, der sein Schwiegersohn werden wollte, und den er in der Liebe zu seiner Tochter schon halb und halb als solchen betrachtete, und sagte mit sehr ernstem Tone:

„Graf Woronski, ehe ich auf Ihre Frage eine entscheidende Antwort gebe, muß ich Sie bitten, sich selbst über Ihre Verhältnisse genau zu unterrichten, dann aber mir über dieselben mit eben der Offenheit, die Sie bisher bewiesen haben, und die Ihnen meine ganze Achtung erwarb, Auskunft zu ertheilen."

„Verlassen Sie sich darauf!" versicherte Eduard.

Etwas schüchtern setzte er dann hinzu:

„Wenn es sich aber vielleicht zeigte, daß ich an meinen Bruder keine berechtigten Ansprüche zu machen habe — und wenn ich mich dann in Folge unserer politischen Meinungsdifferenz mit ihm überwerfen sollte — dürfte ich dann auf Ihre Unterstützung rechnen, hier in Oesterreich, dem ich jetzt mit Leib und Seele angehöre, während mein Bruder entschieden auf preußischer Seite steht, irgend eine Anstellung zu erhalten, wie Sie meinen Kenntnissen angemessen ist?"

„Mein Einfluß ist groß genug, um meinem künftigen Schwiegersohn ganz unbedingt dies Versprechen geben zu können," entgegnete Dr. Hirtling mit unverkennbarem Stolze. „Ueberdies aber sind wir leider nicht so reich an jungen Leuten mit vielseitigen und gründlichen Kenntnissen, als daß wir nicht frische Kräfte mit Freuden in unsern Dienst aufnehmen sollten."

„Also betrachten Sie mich wirklich als Ihren künftigen Schwieger-

sohn?" fragte Eduard mit freudigem Beben, indem er einen zärtlichen Blick auf Amalie richtete, die ihn mit liebevoll-strahlenden Augen ansah.

„Wenn sich die Verhältnisse danach gestalten — ja!" entgegnete Dr. Hirtling mit feierlich-ernstem Tone; „ich gestatte Ihnen daher, meiner Tochter den Verlobungskuß zu geben, doch nur unter der Bedingung, daß das Verhältniß vorläufig noch Geheimniß bleibe."

Ohne sich für jetzt auf die Zusage dieser Bedingung einzulassen, sanken die Liebenden einander wonnetrunken in die Arme, und besiegelten unter dem Segensspruche von Amalien's Vater das Band ihrer Liebe.

Bald darauf schied Eduard, da der Anstand sein längeres Weilen nicht gestattete.

Vor Liebesseligkeit beinahe taumelnd wie ein Betrunkener eilte Eduard seiner Wohnung zu, indem er mit einem eigenthümlich drohenden Tone vor sich hin murmelte:

„So oder so werde ich die Ketten zerreißen, die mich bisher fesselten; es muß klar werden zwischen meinem Bruder und mir; ich will endlich wissen, was ich besitze; — lebte ich aber bisher nur von seinen Wohlthaten, so verschmähe ich dieselben für die Zukunft und sage mich los von ihm, um nur meiner Amalie anzugehören. — Sollte er es aber versuchen, mich zurückzuhalten, dann wehe ihm! — Ich würde ihm die erhabenen Worte des Dichters zurückrufen:

„Vor dem freien Menschen erzittre nicht,
„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht!"

In der höchsten Aufregung erreichte Eduard seine Wohnung, und indem er in derselben seine Blicke umherschweifen ließ, und sich sagen mußte, daß Alles, worauf seine Augen fielen, vielleicht nur ein Gnadengeschenk seines Bruders sei, steigerte seine Aufregung sich allmälig bis zur Wuth und mit dem Fuße stampfend rief er zuletzt aus:

„Ich will endlich frei sein von dieser Tyrannei, und wenn ich Fesseln tragen muß, so sollen es die der Liebe sein!"

In diesem Entschlusse suchte er sich jeden Augenblick mehr und mehr zu befestigen und ein Zufall, von dem wir nicht wissen, ob wir ihn glücklich oder unglücklich nennen sollen, der aber jedenfalls für die beiden Theilnehmer desselben wichtige Folgen hatte, trat sein Bruder in eben diesem Augenblicke bei ihm ein.

Woronski mußte von seinen Helfershelfern üble Nachrichten erhalten haben, denn er war aufgeregt und in verdrießlicher Stimmung.

d bemerkte dies aber bei seiner eigenen Aufregung nicht, und
iber sein Schicksal, so weit es von seinem Bruder abhängig
uskunft haben wollte, haben mußte, beschloß er, die ihm günstig
ende Gelegenheit zu benutzen, um über seine Lage Gewißheit
alten.

Mit einer Entschiedenheit, der man sogar einen gewissen Trotz
en konnte, fragte er daher Woronski ohne irgend eine Einleitung:

„Bruder, ich wünsche von Dir die Angabe meiner Vermögens-
ältnisse zu erfahren, um danach meine Lebenspläne für die Zukunft
chten zu können.“

Woronski glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

Eine solche Sprache, die auf die Absicht zur Erringung der
bstständigkeit schließen ließ, hatte er bisher noch nie von Eduard
ört, obgleich derselbe seit einiger Zeit öfters nur mit sichtlichem Un-
len den erhaltenen Befehlen gehorchte; aber offene Widersetzlichkeit
ute er dennoch dem jungen Manne nicht zu, da derselbe wissen
ßte, daß er von seinem ältern Bruder durchaus abhängig war.

Woronski sah daher Eduard einen Augenblick verwundert
; dann aber sagte er:

„Wie kömmst Du zu der Frage? — Habe ich dir nicht bisher
lles, was du brauchtest, gewährt und oft sogar mehr als zu reichlich?“

„Das erkenne ich an,“ entgegnete Eduard finster, „aber ich
be Dir meine Dankbarkeit dafür hinreichend, wie ich glaube, durch
einen blinden Gehorsam, meine Unterwürfigkeit, bewiesen, obgleich
s, was Du von mir verlangtest, besonders in der letzten Zeit, aus
oralischen Gründen nicht immer meine Billigung fand.“

„Knabe,“ sagte Woronski mit dem ihm eigenthümlichen spöt-
schen Lächeln, „willst Du Dir etwa einfallen lassen, mir Moral zu
redigen?“

„Davon bin ich weit entfernt,“ entgegnete Eduard, „zumal
h weiß, daß eine solche Predigt, selbst wenn ich dazu befähigt wäre,
ei Dir verlorene Mühe sein würde. — Aber eben weil ich nicht mehr
in Knabe bin, wie Du mich so eben nanntest, will ich wissen, wie
s mit meinen Vermögensverhältnissen steht?“

„Du willst das wissen?“ fragte Woronski und lachte höh-
nisch dazu hell auf.

Doch Eduard, dem die Liebe zu Amalien und die Ver-
sprechungen ihres Vaters einen Muth verliehen, dessen er sich noch

Sie war günstiger, als er zu hoffen gewagt hatte, denn nach kurzem Besinnen, während dessen der Dr. Hirtling ihm wie prüfend in das offen zu ihm aufgeschlagene Auge gesehen hatte, ergriff er seine Hand, schüttelte sie herzlich und sagte mit liebevollem und wohlwollendem Tone:

„Sie haben mir einen überzeugenden Beweis Ihrer von mir verlangten Offenheit und Wahrheit gegeben. Beantworten Sie mir nun noch mit gleicher Wahrheitsliebe die Frage: „Wie lange denken Sie noch in der Abhängigkeit von Ihrem Bruder zu leben, ohne sich für eine bestimmte Lebensbahn zu entscheiden, auf der Sie die erworbenen Kenntnisse verwerthen können?"

„So kurze Zeit, wie möglich!" rief Eduard, dem bei dieser Frage der Gedanke an die Tyrannei, die sein Bruder über ihn ausübte, unendlich drückend wurde, und der über dem Wunsche, sich derselben zu entziehen, für einen Augenblick die Zurückhaltung und Klugheit zu vergessen schien, die er sich in der Schule Woronski's erworben hatte.

Er ließ sich von seinem Unmuthe darüber zu dem Ausrufe hinreißen:

„Denn seit einiger Zeit verlangt er von mir Dinge —"

Nach diesen Worten hielt er erschrocken inne.

„Was für Dinge?" fragte Dr. Hirtling hastig, eben so überrascht als gespannt.

Doch Eduard, seinem Meister Ehre machend, entgegnete schnell gefaßt:

„Dinge, die an und für sich ganz unschuldig sind, die aber mit meinen politischen Anschauungen in dieser aufgeregten Zeit nicht übereinstimmen!"

Dr. Hirtling übte zwar streng die Pflichten seines Amtes, er bekümmerte sich aber um Politik nur wenig und um die politischen Ansichten Anderer nicht mehr, als dies jeder Mensch zu thun pflegt, welcher der Zeit und den Ereignissen derselben nicht fremd bleiben will; dennoch fielen die Worte Eduards ihm auf, und er sagte mit einer gewissen Spannung:

„Beschäftigt sich denn Ihr Stiefbruder ganz besonders mit der Politik und sucht er auf dieselbe irgend wie Einfluß zu üben?"

„Das nicht," entgegnete Eduard, welcher einsah, daß er auf Gebiet gerathen war, welches für seinen Bruder, aber auch für

ihn selbst, leicht hätte gefährlich werden können; „allein dergleichen Meinungsverschiedenheiten führen in so aufgeregten Zeiten, wie die gegenwärtigen, leicht zu Zerwürfnissen, selbst unter den nächsten Verwandten und ich gestehe Ihnen daher offen, daß ich mich gern von meinem Bruder frei machen würde. — Ich frage deshalb mit der Offenheit, die Sie mir zur Bedingung gemacht haben: Würden Sie mir Ihren Beistand zur Erlangung meiner Selbstständigkeit leihen, wenn ich mich aus politischen Rücksichten mit meinem Bruder überwerfen sollte?“

„Vater,“ bat Amalie, welche bisher zwar wortlos, aber dennoch mit einer leicht begreiflichen Spannung und Aufmerksamkeit der Unterhaltung zwischen ihrem Vater und ihrem Geliebten gefolgt war, „nicht wahr, du wirst dem Grafen Eduard Deinen Beistand nicht verweigern?“

Dr. Hirtling antwortete nicht auf die Frage seiner Tochter, sondern wendete sich zu dem jungen Manne, der sein Schwiegersohn werden wollte, und den er in der Liebe zu seiner Tochter schon halb und halb als solchen betrachtete, und sagte mit sehr ernstem Tone:

„Graf Woronski, ehe ich auf Ihre Frage eine entscheidende Antwort gebe, muß ich Sie bitten, sich selbst über Ihre Verhältnisse genau zu unterrichten, dann aber mir über dieselben mit eben der Offenheit, die Sie bisher bewiesen haben, und die Ihnen meine ganze Achtung erwarb, Auskunft zu ertheilen.“

„Verlassen Sie sich darauf!“ versicherte Eduard.

Etwas schüchtern setzte er dann hinzu:

„Wenn es sich aber vielleicht zeigte, daß ich an meinen Bruder keine berechtigten Ansprüche zu machen habe — und wenn ich mich dann in Folge unserer politischen Meinungsdifferenz mit ihm überwerfen sollte — dürfte ich dann auf Ihre Unterstützung rechnen, hier in Oesterreich, dem ich jetzt mit Leib und Seele angehöre, während mein Bruder entschieden auf preußischer Seite steht, irgend eine Anstellung zu erhalten, wie Sie meinen Kenntnissen angemessen ist?“

„Mein Einfluß ist groß genug, um meinem künftigen Schwiegersohn ganz unbedingt dies Versprechen geben zu können,“ entgegnete Dr. Hirtling mit unverkennbarem Stolze. „Ueberdies aber sind wir leider nicht so reich an jungen Leuten mit vielseitigen und gründlichen Kenntnissen, als daß wir nicht frische Kräfte mit Freuden in unsern Dienst aufnehmen sollten.“

„Also betrachten Sie mich wirklich als Ihren künftigen Schwieger-

beraubte; aber der Jüngling befand sich in der That in der unbedingtesten Abhängigkeit von seinem ältern Bruder, der das an ihm begangene Unrecht dadurch gut zu machen suchte, daß er sich später des verlassenen Knaben annahm und unter allen Wechseln seines vielbewegten Lebens für denselben sorgte.

Woronski glaubte die Abhängigkeit, in der er Eduard bisher von sich gehalten hatte, dadurch zu vergrößern, daß er das Band der Verwandtschaft, welches so lange zwischen ihnen bestand, durch die falsche Angabe von Eduard's niedriger Geburt zerriß; aber er hatte dabei außer Acht gelassen, daß mit diesem Bande zugleich auch die Fessel des Sclaven zerreißen konnte.

Daß dieß wirklich geschehen war, erkannte der sonst so kluge und umsichtige Intriguenmacher in eben dem Augenblicke, als Eduard die Thür heftig hinter sich zuwarf.

Er stürzte ihm daher nach, riß die Thür auf und rief hinaus:

„Eduard! Bruder! Höre doch! Komm zurück und ich will Deine Frage beantworten!"

Aber Eduard hörte ihn nicht, oder wollte ihn nicht hören.

Er kehrte auf den Ruf seines Bruder nicht zurück und Woronski, der noch einige Zeit allein in dem Zimmer blieb, überlegte, wie er die üblen Folgen dessen abwenden sollte, was er selbst als einen der dümmsten Streiche erkannte, die er seit vielen Jahren begangen hatte.

Daß er sich in dieser Meinung nicht täuschte, wird die Folge vielleicht bald zeigen, so viel wurde ihm selbst aber schon in diesem Augenblicke klar, daß durch den soeben erlebten Auftritt eine finstre Wolke sich über seinem Haupte zusammenziehen könnte, und er beschloß, die äußerste Vorsicht anzuwenden, um durch die aus derselben vielleicht zuckenden Blitze nicht getroffen zu werden.

Besonders aber nahm er sich vor, seinen Bruder gleich am nächsten Morgen aufzusuchen und Alles aufzubieten, um ihn zu versöhnen.

Daß durch einen solchen Schritt seine Autorität bedeutend leiden würde, sah er zwar ein, aber in der Lage, in welche er sich durch seinen Jähzorn gebracht hatte, blieb ihm nichts übrig, als zwischen zwei Uebeln das kleinste zu wählen.

XVI.

Die verrathenen Verräther.

Adelheid war nach der raschen Trennung von ihrem so unerwartet wiedergefundenen ersten Geliebten zwei oder drei Tage beinahe melancholisch und menschenscheu; bald jedoch gewannen ihr Leichtsinn und ihre Vergnügungssucht wieder die Oberhand und sie suchte bei Zerstreuungen, Vergnügungen und Liebschaften das zu vergessen, was sie ihren Kummer nannte, so wenig auch ihr Gefühl, das höchstens eine Unbehaglichkeit war, diesen Namen verdiente.

Darüber vergaß sie aber keineswegs den Wunsch, den der Rittmeister von Eisenstern so dringend gegen sie ausgesprochen hatte, den Wunsch nämlich, durch sie nicht nur den Namen ihres Protectors, sondern auch dessen nähere Verhältnisse zu erfahren. Denn man wird sich erinnern, daß dem Rittmeister höchst verdächtig vorgekommen war, was Adelheid ihm über das Thun dieses Beschützers mittheilte, dessen Vornamen allein sie kannte, und der so eifrig bemüht war, Forschungen auf dem Gebiete der Politik durch die Quasi-Schauspielerin einzuziehen.

Adelheid dachte vielmehr fortwährend daran, den Wunsch des einzigen Mannes zu erfüllen, den sie jemals nach ihrer Weise aufrichtig geliebt hatte, und für den sie, nach Art solcher leichtsinniger Mädchen, wie Adelheid selbst war, Alles, vielleicht sogar ihr Leben, zu opfern im Stande gewesen wäre.

Sie glaubte übrigens, indem sie dem Baron Eisenstern das Versprechen gab, ihm schon in dem nächsten Briefe den Namen ihres Freundes mitzutheilen, — wie man dergleichen Beschützer mit einem anständigen Namen zu nennen pflegt, — nichts sei leichter, als ihr gegebenes Wort zu lösen; aber noch an dem Abend der Abreise des Rittmeisters sollte sie sich überzeugen, daß sie sich in dieser Beziehung getäuscht hatte.

Sie empfing an eben diesem Abend Woronski's Besuch, der sie in der letzten Zeit etwas vernachlässigt hatte, sich heute aber länger und zärtlicher mit ihr unterhalten zu wollen schien.

Adelheid fühlte sich in der Trauer über die Trennung

vor kurzer Zeit selbst nicht fähig gehalten hätte, ließ sich durch die drohenden Blicke und das Hohngelächter seines Bruders nicht einschüchtern, sondern antwortete kurz und fest:

„Ja ich will es wissen, denn ich mag nicht länger, wie bisher, Dein willenloser Sclave sein."

„Du willst es nicht sein," rief jetzt mit aufbrausender Heftigkeit Woronski, „und Du bist es dennoch; das wird Dir selbst einleuchten, wenn ich Dir sage, daß Du nicht einen Groschen besitzest, daß Du bisher nur von meinen Wohlthaten, von meiner Gnade lebtest, und daß Du ein Bettler bist, sobald ich meine Hand von Dir abziehe."

Eine solche Antwort schien Eduard nicht erwartet zu haben und einen Augenblick war er wie betäubt durch dieselbe; bald aber erholte er sich von dem Schlage, und da er die Lügen und die Ränkesucht seines Bruders hinlänglich kannte, glaubte er, derselbe wollte ihn durch seine vorgebliche Armuth nur noch länger in der Abhängigkeit von sich erhalten.

Er sagte daher mit ungläubigem Lächeln:

„Ich glaube Dir nicht und verlange daher von Dir Beweise, daß der Bruder des reichen Grafen Woronski ein Bettler ist!"

Bei diesem Ausbruche einer offenen Empörung seines bisher willenlosen Sclaven, — wie Eduard den Augenblick zuvor sich selbst genannt hatte, — loderte der Jähzorn Woronski's in ungezügelter Wuth empor.

Er sprang auf Eduard zu, packte ihn mit der linken Hand an der Brust, schüttelte ihn mit Riesenkraft, schlug ihn mit der freien Hand wiederholt in das Gesicht und schrie dazu mit zornbebender Stimme:

„Elender Wurm, Du wagst es, gegen mich eine solche Sprache zu führen? — So wisse denn, daß Du gar nicht mein Bruder bist, sondern das hinter dem Zaune gefundene Kind irgend einer Landstreicherin; — daß ich mich Deiner aus Barmherzigkeit annahm und Dich zu dem machte, was Du geworden bist, — das heißt, zu meinem Sclaven, meinem willenlosen Werkzeuge, das ich mit Fußtritten zertrümmern würde, wenn Du es Dir im Ernst einfallen ließest, einen eigenen Willen zu haben."

Bei diesen Worten ließ er Eduard los, aber er versetzte ihm dabei einen so gewaltigen Stoß, daß er einige Schritte zurücktaumelte und zu Boden gestürzt sein würde, hätte er sich nicht an einem Tische gehalten.

Hätte er gewußt, daß der Name Woronski ihr unbekannt sei, so würde er noch den Tag zuvor gern bereit gewesen sein, sich ihr als Baron Wildungen zu nennen, zumal er täglich erwarten mußte, daß dieser Name ihr durch einen ihrer beiderseitigen Clienten genannt werden würde.

Aber das besondere Aufgebot buhlerischer Künste, welches sie machte, um seinen Namen zu erfahren, und für welches das Auge des gewiegten Weiberkenners nicht blind war, erregte seinen Argwohn.

Zwar vermochte er sich für den Augenblick noch keinen Begriff davon zu machen, weshalb sie mit so sichtlicher Beflissenheit in ihn drang, seinen Namen zu erfahren, aber daß dabei ein besonderer Beweggrund und wahrscheinlich kein unwichtiger, walten mußte, schien ihm klar zu sein.

Er beschloß daher, denselben wo möglich zu erforschen, deshalb aber für den Augenblick Adelheid's Neugier unbefriedigt zu lassen.

„Närrchen," sagte er lachend, „begnüge Du Dich für den Augenblick mit Deinem Paul und frage weiter nicht, ob er außerdem noch Peter, Hans oder Kunz heißt."

„So willst Du mir also Deinen Namen nicht sagen?" fragte Adelheid gereizt, denn sie hatte sicher darauf gerechnet, einen allem Anscheine nach so unbedeutenden Wunsch augenblicklich erfüllt zu sehen.

„Nein!" entgegnete Woronski in scherzendem Tone; „wenigstens für heute nicht, um Deine Neugier zu bestrafen. Dafür verspreche ich Dir aber, bei meinem nächsten Besuche mein bisheriges unabsichtliches Incognito abzulegen, und Dir zu enthüllen, welchen Prinzen, vielleicht auch welchen regierenden Fürsten Du bisher mit Deiner unschätzbaren Gunst beglücktest!"

Adelheid war zwar nicht eine so gewiegte Diplomatin, wie Woronski — obgleich derselbe in dieser Eigenschaft eines offiziellen Characters entbehrte, — aber ihr weiblicher Instinct der Schlauheit sagte ihr, daß ihr Protector nur eine Ausflucht machte, um ihr seinen Namen zu verbergen und sie faßte augenblicklich den Entschluß, denselben auch gegen seinen Willen zu erforschen.

Dennoch nahm sie sich vor, den nächsten Besuch Woronski's abzuwarten, bevor sie ihre Schritte thäte; aber dieser Besuch blieb mehrere Tage aus und Adelheid erkannte daraus, daß er das ihm unangenehme Thema einschlafen lassen wollte, bevor er sie wieder durch seine Gesellschaft beglückte, an der ihr übrigens bei ihrer Neigung zu

Veränderung und Wechsel nicht viel lag, seitdem sie — durch Woronski selbst — Gelegenheit gefunden hatte, eine Menge der interessantesten und liebenswürdigsten Bekanntschaften zu machen.

Durch das mehrtägige Ausbleiben ihres Beschützers wurde indeß Adelheid's üble Laune, die — wie wir zu Anfang dieses Kapitels sagten, — an Trübsinn streifte, noch vermehrt und am dritten Tage rief sie ärgerlich und mit dem Fuße stampfend:

„Du willst mir Deinen Namen nicht sagen? Nun wohl, so werfe ich Dir hiermit den Fehdehandschuh hin, um ihn zu erforschen, selbst wenn Du mich gar nicht mehr besuchen solltest. Denn mein Otto soll nicht vergebens sein Vertrauen auf mich gesetzt haben. — An seiner Liebe liegt mir Alles, an Deiner Gunst nichts, und lieber würde ich an seiner Seite eine Hütte, als an der Deinigen einen Thron theilen."

Mit der Wahrheit dieser Betheuerung darf man es zwar nicht sehr genau nehmen, aber so viel war doch wenigstens bei diesem Ausrufe Adelheid's gewiß, daß Woronski sie von diesem Augenblicke an weit eher für seine Feindin, wie für seine Freundin, seine Alliirte, halten konnte.

Was kümmerte das Mädchen, welches sich wegen seiner Zukunft in der gegenwärtigen glänzenden Lage nicht die geringste Sorge machte, um die Vortheile, welche Woronski zu bieten vermochte? Eine glückliche Stunde an der Seite des Baron Eisenstern in Folge von dessen Zufriedenheit mit ihr verlebt galt ihr ungleich mehr!

Wenn sich Adelheid daher in einen Strudel der Zerstreuungen stürzte, wie wir zu Anfang dieses Kapitels erwähnten, so war dazu ihre Vergnügungssucht nicht die alleinige Triebfeder, vielmehr hoffte sie dabei dem Manne, den sie nur unter dem Namen Paul, zugleich aber auch als Lebemann kannte, irgend wo zu begegnen und dann entweder von einem ihrer Nachbarn zu erfahren, wer er sei, oder dadurch, daß sie ihm, ungesehen von ihm, folgte, das Geheimniß seines Namens zu erforschen, welches er so sorgfältig vor ihr verbergen zu wollen schien, und an dessen Enthüllung ihr so viel lag.

Ihre Absicht gelang in der That vollkommen, wenn auch nicht in der Art, wie sie es erwartet hatte.

Indem sie nämlich in der Hoffnung, dem Herrn Paul irgend wo zu begegnen, während des Tages an den belebtesten Orten umherschweifte und am Abend die Sammelplätze der eleganten Welt,

Theater und Concerte, mit scheinbar leidenschaftlichem Eifer besuchte, fesselte an dem Auslagekasten eines Photographen, an welcher sie vorübergehen wollte, ein Bild ihre Aufmerksamkeit so sehr, daß sie nach einem flüchtigen Blicke auf dasselbe stehen blieb, um es näher zu betrachten.

Sie konnte sich nicht täuschen.

Das war entweder ihr Paul selbst, oder Jemand, der ihm so sprechend ähnlich sah, daß sein Bild eben so gut für das des Andern gelten konnte.

Adelheid eilte sogleich zu dem Photographen, dessen Adresse sie über dem Auslagekasten gelesen hatte, und von welchem sie Auskunft darüber zu erhalten hoffte, wen das Bild darstellte.

Sie sah sich indeß in ihrer Erwartung getäuscht, denn der Künstler, dem sie das Bild genau beschrieb, erinnerte sich wohl, dasselbe vor ganz kurzer Zeit gemacht zu haben, aber er konnte ihr weder den Namen noch die Wohnung des Dargestellten angeben, denn derselbe hatte die bestellten Bilder selbst bei ihm abgeholt.

„Würden Sie mir das Bild verkaufen, welches Sie in Ihrer Auslage haben?“ fragte Adelheid.

Der Photograph machte einige Umstände, als Adelheid ihn aber bat, sie selbst zu photographiren und ihr in verschiedenen Größen mehrere Bilder zu machen, auch fünfzig Gulden als Bezahlung auf den Tisch legte, da war er gern bereit, ihren Wunsch zu erfüllen, und nach der Aufnahme ihrer Photographie ging er sogleich mit ihr und übergab ihr das Bild, indem er von Adelheid den Auftrag empfing, noch zwei Dutzend Abzüge desselben anzufertigen.

„Das ist doch einiger Anhalt,“ dachte Adelheid, als sie den Künstler verlassen hatte. „Das eine Bild schicke ich meinem Otto. Vielleicht kennt er Den, welchen es vorstellt, und wenn das nicht der Fall ist, mag er die zwei Dutzend Bilder bei der Polizei vertheilen lassen, deren Beamte dann schon auskundschaften werden, wer der saubere Herr ist, der mir seinen Namen durchaus nicht nennen will!“

So zog sich die finstere Wolke immer dichter zusammen, die sich über Woronski's Haupt gebildet hatte, wie wir in dem vorigen Kapitel sahen, und trotz der Vorsicht, die er anzuwenden beschlossen hatte, sollte er die Blitze aus derselben bald auf sich herabzucken sehen.

Sobald Adelheid zu Haus gekommen war, beeilte sie sich, ihrem theuren Otto zu schreiben.

Sie theilte ihm ausführlich Alles mit, was sie gethan hatte, um seinen Wunsch zu erfüllen; entschuldigte sich, unter wiederholten Versicherungen ihrer Liebe und Anhänglichkeit, wegen der bisherigen Resultatlosigkeit ihrer Bemühungen, und legte zum Beweise, daß sie wenigstens nicht ganz unthätig gewesen sei, das von dem Photographen empfangene Bild bei, ohne zu ahnen, daß dies allein schon hinreichte, den Baron Eisenstern vollkommen zu befriedigen; denn das Bild ließ den ihm wohlbekannten Baron Wildungen auf den ersten Blick erkennen und nach dem Verdacht, welchen Baron Eisenstern gegen den Protector Adelheids aus deren Mittheilungen geschöpft hatte, mußte aus diesem Erkennen die dringendste Gefahr für Woronski-Wildungen entstehen.

Adelheid trug den Brief sogleich selbst auf die Post und ihr Herz klopfte erleichtert, als sie das wichtige Schreiben dem Briefkasten anvertraut hatte. Denn sie glaubte dadurch dem geliebten Manne, dem sie geschrieben, einen Dienst, oder wenigstens eine Gefälligkeit, erwiesen zu haben.

Ob sie dadurch den Mann in Gefahr brachte, dem sie ihre gegenwärtige, verhältnißmäßig glänzende Lage verdankte, danach fragte sie nicht; hätte sie es aber auch gewußt, so würde sie sich darum nicht gekümmert haben.

Am nächsten Tage erreichte der Brief mit der Photographie Woronskis sein Ziel.

Wäre der Rittmeister von Eisenstern zugegen gewesen, als der Briefbote das Schreiben abgab, so würde dadurch wahrscheinlich das Verderben Woronskis besiegelt gewesen sein; der Zufall aber begünstigte ihn dadurch, daß er den Brief zuerst in die Hände des verschmitzten Anton Meier gab.

Dieser Schurke hatte nicht vergebens mehrere Jahre seines Lebens in einer jener Staats-Lehranstalten zugebracht, welche den offiziellen Namen der Zucht- und Besserungs-Häuser tragen, deren Züchtlinge aber richtiger Zöglinge genannt werden sollten, während diese kostspieligen Anstalten leider füglich als Hochschulen des Verbrechens bezeichnet werden könnten.

So viel ist dabei aber gewiß, daß die Versorgten solcher Häuser darin viel lernen, so daß sie mit mancherlei Kenntnissen bereichert wieder in das Leben eintreten.

Zu den Kenntnissen, welche Franz Heinzelmann, vulgo

Anton Meier, in einer derartigen Erziehungsanstalt erworben hatte, gehörte auch die Kunst, Briefe so künstlich zu öffnen und wieder zu verschließen, daß keine Spur des verübten Betruges bemerkbar blieb.

Zwar erwarb er an Ort und Stelle nur die Theorie dieser schwierigen Kunst, aber er hatte in Woronski, der damals bei seinen Genossen nur unter dem Namen Steinheim bekannt war, einen so vorzüglichen Lehrmeister gehabt, daß er, zur Freiheit gelangt, nach dessen Anweisungen bald auch eine große practische Fertigkeit erwarb, die er durch zahlreiche Uebungen, welche er oft nur zu seinem Vergnügen vornahm, fortwährend zu vervollkommen strebte.

Als Anton Meier den an seinen jetzigen Herrn gerichteten Brief empfing, dessen Adresse eine weibliche Handschrift nicht verkennen ließ und dessen fühlbare Inlage seine Neugier noch überdieß steigerte, ließ er es seine erste Sorge sein, von seiner Kunst Gebrauch zu machen.

Wußte er sich doch dabei vollkommen sicher, da der Rittmeister gesagt hatte, daß er erst am Abend zurückkehren würde.

Der Inhalt von Adelheid's Brief erschreckte den Spion zwar, denn er glaubte daraus zu erkennen, daß Woronski irgend eine Gefahr drohe, aber er hielt diese weder für groß, noch für dringend.

Anders würde es gewesen sein, hätte er den wahren Zusammenhang geahnt, weshalb Adelheid dem Rittmeister das Bild schickte, und er würde dann wahrscheinlich sogleich auf seine eigene Sicherheit bedacht gewesen sein.

Dies that er nun zwar nicht, allein er hielt es dennoch für seine Pflicht, den Baron Wildungen, dessen Verhältniß zu Adelheid ihm ein Geheimniß war, von dem Briefe dieses Mädchens in Kenntniß zu setzen, denn ein dunkles Gefühl schien ihm zu sagen, daß diese Kunde für seinen geheimen Chef vielleicht eine wichtige Warnung sein könnte

Mit der nächsten Post ging daher ein Brief Anton Meiers an den Baron Wildungen ab und dieser hatte allerdings volle Ursache, über den Inhalt zu erschrecken.

Die Warnung war übrigens keineswegs überflüssig, wie sich bald zeigen wird, und es kam nur darauf an, ob Woronski sie früh genug empfangen würde, um dadurch der immer drohender gegen ihn heraufziehenden Gefahr zu entrinnen.

Als der Rittmeister von Eise   Abend in seine

Wohnung zurückkehrte, empfing er den Brief, den sein Diener ihm überreichte, mit großer Gleichgiltigkeit.

Zwar konnte er die Schreiberin errathen, aber im Grunde war Adelheid ihm zu gleichgiltig, um ein großes Gewicht auf die Correspondenz mit ihr zu legen.

Kaum jedoch hatte er einen Blick auf das dem Briefe beigefügte Bild geworfen, als seine Gleichgiltigkeit schwand.

Zwar suchte er vergebens nach dem Namen von Adelheid's Beschützer; aber bedurfte er dessen noch, da das Bild selbst darüber keinen Zweifel zu lassen schien?

Er wollte sich indeß noch größere Gewißheit verschaffen, und nachdem er einen forschenden Blick auf seinen Diener geworfen hatte, welcher ihm ja durch das Original dieses Bildes so dringend empfohlen worden war, rief er denselben zu sich heran, hielt ihm die Photographie vor die Augen und fragte:

„Wer ist das, Anton?"

Der schlaue Mensch konnte sich, da er den Inhalt des Briefes kannte, den Grund dieser Frage wohl deuten; er beschloß daher, seinen Herrn irre zu leiten.

Nachdem er das Bild aus verschiedenen Richtungen aufmerksam betrachtet hatte, sagte er mit dem unbefangensten Tone von der Welt:

„Auf den ersten Blick könnte man glauben, es sollte der Herr Baron von Wildungen sein, aber je genauer man es ansieht, desto mehr überzeugt man sich, daß es mit meinem früheren Herrn nur eine große Aehnlichkeit hat."

„Meinst Du?" fragte der Rittmeister, welcher durch die scheinbar ganz gleichgiltige Aeußerung an seinem eigenen Urtheil irre wurde.

Anton Meier erkannte aus dieser Frage des Rittmeisters, daß er seine erste Absicht bereits, wenigstens theilweise, erreicht hätte; um aber die Wirkung seiner Worte noch zu vergrößern, fügte er hinzu:

„Daß mir der Anzug, in welchem sich dieser, mir fremde Herr photographiren ließ, in der Garderobe meines letzten Herrn nicht bekannt ist, will ich nur nebenher bemerken; aber sehen Sie nur diesen Zug, — und diesen — und diesen! — Nein, je länger ich das Bild betrachte, desto mehr möchte ich darauf schwören, daß das der Baron Wildungen nicht ist."

Hätte Anton Meier sich bei seiner beabsichtigten Beweisführung weniger Mühe gegeben, so würde Baron Eisenstern ihm vielleicht

ihr Glauben geschenkt haben; sein allzugroßer Eifer aber erregte des Rittmeisters Argwohn, und er sah seinen Diener nochmals forschend an.

Meier bemerkte diesen Blick, hielt ihn aber einige Secunden ruhig aus und entzog sich ihm dann, indem er sich in dem Zimmer etwas zu thun machte.

Rittmeister von Eisenstern hatte zwar nach dem ersten Blicke auf das Bild nicht gezweifelt, daß es den Baron Wildungen darstelle, die klug berechneten, allem Anscheine nach aber unbefangenen Äußerungen seines Dieners, der Wildungen doch jedenfalls noch genauer kannte, und dem dessen Züge daher vertrauter sein mußten, wie ihm selbst, machten ihn dennoch in seiner Ansicht schwankend.

Zwar faßte er den Augenblick den Entschluß, gegen den Menschen einzuschreiten, den er für desto gefährlicher hielt, je mehr er von ihm erfuhr; aber ehe er irgend einen entscheidenden Schritt that, durch den er sich leicht compromittiren konnte, wenn derselbe erfolglos blieb, wollte er sich erst noch größere Gewißheit verschaffen.

Deshalb sagte er zu Meier, der ihn mit tückischen Blicken, und nicht ganz ohne Besorgniß, lauernd beobachtete:

„Erwarte mich hier, und verlaß das Zimmer nicht, damit Du mir von Allem, was sich während meiner Abwesenheit vielleicht zuträgt, genauen Bericht erstatten kannst. — Ich werde übrigens nicht lange wegbleiben.“

Damit eilte Baron Eisenstern fort, um ein Lokal aufzusuchen, wo er um diese Zeit einen großen Theil der Offiziere des Hauptquartiers zu finden gewiß sein durfte.

Als der Rittmeister die Thür hinter sich schloß, blickte sein Diener ihm höhnisch nach.

„Stubenarrest geben Sie mir also, mein gnädiger Herr Rittmeister?“ sagte er dann.

„Nun, meinetwegen!“ fügte er nach einer kleinen Pause hinzu. „Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, weil es mir eben so gefällig ist, und weil ich hier etwas Besseres zu thun weiß, als mich draußen in irgend einer Kneipe mit den einfältigen Soldaten zu unterhalten, die an Intelligenz und Bildung weit hinter einem Preußen, wie ich bin, zurückstehen. Aber bilden Sie sich deshalb nicht etwa ein, mein gnädiger Herr, daß Ihnen das irgend etwas nützen könnte, denn ich bin ein viel zu alter Fuchs, als daß ich mich von Ihnen prellen lassen könnte! — Ich, ein Preuße, von einem Oesterreicher ge-

prellt werden? — Das liegt gar nicht d'rin!" sagte er mit einer echt Berliner Redensart, indem er spöttisch lachte und zugleich ein kleines Päckchen aus der Tasche zog.

Während er dasselbe öffnete, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort: „Wie es scheint, Herr Baron von Eisenstern, werde ich bald den Schmerz erfahren, mich von Ihnen trennen zu müssen; damit dieser Schmerz sich aber durch zu große Plötzlichkeit nicht zur Unleidlichkeit steigere, werde ich suchen, mich auf denselben vorzubereiten, um ihn mit männlicher Fassung ertragen zu können!"

Indem er so sprach, zog er aus dem geöffneten Päckchen einen Gegenstand, der die größte Aehnlichkeit mit einem Schlüssel hatte, obgleich es kein eigentlicher Schlüssel, sondern — richtig bezeichnet — nur ein Nachschlüssel, eine verbesserte Art von Dietrich war.

Mit diesem Instrumente öffnete er, sorgfältig auf jedes Geräusch lauschend, das sich auf der Stiege hören ließ, eine Chatoulle, die ihrem Umfange nach durch messingene Ecken und Bänder sehr fest verwahrt war, und in welcher sich ziemlich beträchtliche Summen befanden, theils Eigenthum des Rittmeisters, theils ärarische Gelder, von welchen derselbe ihm zugewiesene Ausgaben bestreiten mußte.

Als der Deckel dieser gewichtigen, wenn auch freilich nur mit Papieren gefüllten Cassette aufsprang, funkelten die Augen des Diebes in den Strahlen einer doppelten Freude: Der des Gelingens einer beabsichtigten Spitzbüberei und der über den Anblick des Geldes, das selbst nach dem flüchtigsten Ueberschlage mehrere Tausend Gulden betragen mußte.

„Wie ich sehe," sagte Meier, „habe ich meine Kunst, Schlösser zu öffnen, noch nicht verlernt; aber hier stehe ich nun wie Herkules am Scheidewege, und ich hätte beinahe Lust an den Knöpfen abzuzählen: Soll ich — soll ich nicht? — Eigentlich müßte ich freilich fragen: Soll ich jetzt — soll ich erst später? — denn daß ich den Griff in diese wohlgefüllte Casse wagen soll, darüber bin ich schon jetzt mit mir vollkommen einverstanden. Die Sache ist daher nur noch eine „Frage der Zeit" wie es so oft in den Zeitungen heißt. — Ein anderer Spruch sagt aber auch: „Was Du heute thun kannst, das verschiebe nicht auf morgen!" und das ist jedenfalls ein sehr weiser Spruch, denn wer weiß, ob die Gelegenheit, die ich eben heute habe, sich mir morgen wieder bieten würde? — Also frisch gewagt! — „Kühn will ich den Spanier!" sagt irgend wo ein König in einer Comödie,

die ich einmal gesehen habe, und wenn ich auch kein Spanier bin, so will ich doch eben so kühn sein, wie jener König es von den Spaniern wünscht.“

Damit vertiefte er seine diebischen Hände mit vollen Griffen in die Cassette, füllte sich mit den Banknoten, die sie enthielt, die Taschen, und ließ nur die daneben liegenden Staatspapiere zurück, da er erfahren genug war, um zu wissen, daß dergleichen in den Händen eines Diebes ihren Werth verlieren.

Indem Anton Meier diesen Raub vollbrachte murmelte er vor sich hin:

„Meines Bleibens ist hier nach dem Briefe dieser Adelheid, die der Satan holen möge, offenbar nicht mehr, und wenn ich mich von meinem gnädigen Herrn Rittmeister von Eisenstern trennen muß, so bin ich egoistisch genug, um zu wünschen, daß der Kummer darüber nur auf seiner Seite sein möge!“

Während der Diener diese erbaulichen Selbstbetrachtungen anstellte, hatte Baron Eisenstern das Local erreicht, in welchem er zahlreiche Cameraden zu finden gewiß sein konnte.

Alle Gemächer des freilich nicht sehr geräumigen oder eleganten Wirthshauses waren im eigentlichen Sinne des Wortes überfüllt, wie dies in jedem größeren Hauptquartiere während des Krieges der Fall zu sein pflegt.

Alle Tische waren besetzt, so daß sich nur durch besondere Gefälligkeit ein Plätzchen hätte finden lassen, vorausgesetzt, daß dazu im ganzen Hause noch ein einziger Stuhl aufzutreiben war, was kein einziger der Gäste mit voller Bestimmtheit zu behaupten gewagt haben würde.

Die sämmtlichen Gäste trugen die verschiedenen Uniformen der österreichischen Armee, als deren wahre Musterkarte das bunte Gemisch der verschiedenfarbigen Röcke und Kragen gelten konnte, und unter alle den Kriegern zeigte sich keine einzige bürgerliche Kleidung.

Die Stammgäste, die sonst ihre Abende in eben diesen Räumen zu verbringen pflegten, waren verschwunden und verwünschten in ihrem Innern die uniformirten Eindringlinge, durch die sie von ihren gewohnten Plätzen verdrängt worden waren, wenn auch ohne irgend eine andere Gewalt, als die der Umstände und die Scheu der Civilisten, sich in der Gesellschaft zahlreicher Militärs zu befinden.

Der Wirth aber wünschte sich Glück zu dieser Veränderung,

denn die Gäſte, die er jetzt in ſeinem Lokale empfing, ließen ungeheures Geld aufgehen und fragten offenbar nicht danach, ob ihnen für das Morgen, das Viele von ihnen wahrſcheinlich, oder vielmehr gewiß, nicht überlebten, noch ein Kreuzer übrig bleiben würde; ſeine gewöhnlichen Gäſte dagegen berechneten ſorgſam, ob ſich ihre Zeche in dem Wirthshauſe auch mit ihren Einnahmen vertrüge und ſchienen ſich bei jedem Krügel, das ſie vielleicht extra tranken, ſcheu umzuſ:hen, als fürchteten ſie dadurch ihren Ruf als ſolide Bürger und ſparſame Familienväter einzubüßen.

Das Leben war in dieſen Räumen ſo laut, die Heiterkeit, die ſich oft bis zur Luſtigkeit, ſogar bis zur Ausgelaſſenheit, ſteigerte, ſo wahr, ſo unverfälſcht, daß ſich deutlich erkennen ließ, es dächte von allen Anweſenden nicht Einer daran, daß vielleicht ſchon nach wenigen Stunden die dampfgeflügelte Spitz- oder vielmehr Rundkugel eines preußiſchen Zündnadelgewehres ihn treffen könnte.

An dem einen der Tiſche, zwiſchen denen der Rittmeiſter von Eiſenſtern ſich hindurchdrängen mußte, raſſelten Würfel, in ihrem ſchnellen Fluge oft bedeutende Summen dem Einen entreißend und dem Andern zuſchleudernd.

An einem andern Tiſche entſchieden die Karten über Glück und Unglück, und wie bei den Würfeln wurden bedeutende Summen eben ſo gleichgiltig hingegeben, wie eingeſtrichen.

Wußten doch Gewinner und Verlierer nicht, ob ſie am nächſten Tage ſich noch über den Verluſt ärgern, über den Gewinnſt freuen könnten.

Beinahe gleichgiltig zwiſchen dieſen Tummelplätzen aufregender Leidenſchaften hinſchreitend, denen er ſonſt nur allzuleicht zugänglich war, gelangte der Rittmeiſter von Eiſenſtern zu einem Gemache, welches das letzte in der Reihe war und als das eigentliche Hauptquartier des Hauptquartieres betrachtet werden konnte.

Statt der Karten und der Würfel zeigten ſich auf dieſem Tiſche Gläſer und Flaſchen, letztere aber in ſo überwiegender Zahl, daß ſich deutlich erkennen ließ, die Tafelgenoſſen hätten bereits einen tüchtigen Kampf gegen den fürchterlichen Dämon beſtanden, welcher den Namen Durſt führt, und der als der ärgſte Feind des Menſchengeſchlechtes betrachtet werden darf, da ſchon der erſte Schrei des Neugebornen einen Appell gegen deſſen Qualen einlegt.

Daß die Mitglieder dieſes Hauptquartieres im Haupfquartiere,

dieses Staates im Staate, gleich — doch vermeiden wir lieber Vergleiche, die nach einer oder der andern Seite unliebsam ausfallen dürften.

Beschränken wir uns daher auf die Versicherung, daß der Kreis, in welchen Baron Eisenstern eintrat, den erwähnten Dämon Durst mit mannhafter Tapferkeit bekämpft hatte, gleichwohl aber ohne ihn bis jetzt bezwingen zu können, denn nach jedem neuen Angriffe „durch das Element, welches ihn besiegen sollte,“ erhob er sich neu gekräftigt, gleich dem durch seine Mutter, die Erde, wunderbar gestärkten Anthäus.

Schon schien der Sieg zweifelhaft zu sein, als der Rittmeister Eisenstern in den Kreis der Kämpfenden trat, aber er beachtete dies kaum, und rief, indem er das Porträt, welches ihm Adelheid überschickt hatte, einem der Zunächstsitzenden überreichte:

„Kennen Sie diesen Menschen?“

„Das ist der Baron Wildungen!“ rief, ohne sich zu besinnen, gleich bei dem ersten Blicke der Gefragte.

„Ich bitte, das Bild weiter zu geben!“ sagte der Rittmeister.

„Baron Wildungen!“

„Baron Wildungen, ganz unverkennbar!“

Auf ähnliche Weise lautete der Ausruf Aller, welche die Photographie in die Hand nahmen.

„Baron Wildungen!“ sagte auch der Oberlieutenant von Thurmau, indem er mit finsterer Miene das Bild betrachtete, welches er längere Zeit in der Hand behielt, indem er sich dabei des peinigenden Auftrittes erinnerte, welchen der Dargestellte ihm bereitet hatte, als er ihn zu einem schändlichen Verrathe zu verlocken trachtete.

Zwar wußte Wildungen damals, wie unsere Leser sich erinnern werden, durch eine gewandte Ausrede den jungen Mann zu beschwichtigen, aber es war dennoch in Thurmau's Seele ein schmerzender Stachel zurückgeblieben.

„Was starrst Du denn das Bild so an, als hättest Du ein Gespenst oder gar einen bösen Geist erblickt?“ fragte Thurmau's Nachbar, dessen Neugier dadurch rege gemacht wurde, daß sein Freund sich augenscheinlich mit trüben Gedanken in den Anblick der Photographie vertiefte.

Zugleich bog er sich hinüber zu Thurmau und bei dem ersten Blicke auf das Bild rief er:

„Ihr seid Alle im Irrthum! Das ist nicht der Baron Wildungen,

denn die Gäste, die er jetzt in seinem Lokale empfing, ließen ungeheures Geld aufgehen und fragten offenbar nicht danach, ob ihnen für das Morgen, das Viele von ihnen wahrscheinlich, oder vielmehr gewiß, nicht überlebten, noch ein Kreuzer übrig bleiben würde; seine gewöhnlichen Gäste dagegen berechneten sorgsam, ob sich ihre Zeche in dem Wirthshause auch mit ihren Einnahmen vertrüge und schienen sich bei jedem Krügel, das sie vielleicht extra tranken, scheu umzusehen, als fürchteten sie dadurch ihren Ruf als solide Bürger und sparsame Familienväter einzubüßen.

Das Leben war in diesen Räumen so laut, die Heiterkeit, die sich oft bis zur Lustigkeit, sogar bis zur Ausgelassenheit, steigerte, so wahr, so unverfälscht, daß sich deutlich erkennen ließ, es dächte von allen Anwesenden nicht Einer daran, daß vielleicht schon nach wenigen Stunden die dampfgeflügelte Spitz- oder vielmehr Rundkugel eines preußischen Zündnadelgewehres ihn treffen könnte.

An dem einen der Tische, zwischen denen der Rittmeister von Eisenstern sich hindurchdrängen mußte, rasselten Würfel, in ihrem schnellen Fluge oft bedeutende Summen dem Einen entreißend und dem Andern zuschleudernd.

An einem andern Tische entschieden die Karten über Glück und Unglück, und wie bei den Würfeln wurden bedeutende Summen eben so gleichgiltig hingegeben, wie eingestrichen.

Wußten doch Gewinner und Verlierer nicht, ob sie am nächsten Tage sich noch über den Verlust ärgern, über den Gewinnst freuen könnten.

Beinahe gleichgiltig zwischen diesen Tummelplätzen aufregender Leidenschaften hinschreitend, denen er sonst nur allzuleicht zugänglich war, gelangte der Rittmeister von Eisenstern zu einem Gemache, welches das letzte in der Reihe war und als das eigentliche Hauptquartier des Hauptquartieres betrachtet werden konnte.

Statt der Karten und der Würfel zeigten sich auf diesem Tische Gläser und Flaschen, letztere aber in so überwiegender Zahl, daß sich deutlich erkennen ließ, die Tafelgenossen hätten bereits einen tüchtigen Kampf gegen den fürchterlichen Dämon bestanden, welcher den Namen Durst führt, und der als der ärgste Feind des Menschengeschlechtes betrachtet werden darf, da schon der erste Schrei des Neugebornen einen Appell gegen dessen Qualen einlegt.

Daß die Mitglieder dieses Hauptquartieres im Hauptquartiere,

dieses Staates im Staate, gleich — doch vermeiden wir lieber Vergleiche, die nach einer oder der andern Seite unliebsam ausfallen dürften.

Beschränken wir uns daher auf die Versicherung, daß der Kreis, in welchen Baron Eisenstern eintrat, den erwähnten Dämon Durst mit mannhafter Tapferkeit bekämpft hatte, gleichwohl aber ohne ihn bis jetzt bezwingen zu können, denn nach jedem neuen Angriffe „durch das Element, welches ihn besiegen sollte," erhob er sich neu gekräftigt, gleich dem durch seine Mutter, die Erde, wunderbar gestärkten Anthäus.

Schon schien der Sieg zweifelhaft zu sein, als der Rittmeister Eisenstern in den Kreis der Kämpfenden trat, aber er beachtete dies kaum, und rief, indem er das Porträt, welches ihm Adelheid überschickt hatte, einem der Zunächstsitzenden überreichte:

„Kennen Sie diesen Menschen?"

„Das ist der Baron Wildungen!" rief, ohne sich zu besinnen, gleich bei dem ersten Blicke der Gefragte.

„Ich bitte, das Bild weiter zu geben!" sagte der Rittmeister.

„Baron Wildungen!"

„Baron Wildungen, ganz unverkennbar!"

Auf ähnliche Weise lautete der Ausruf Aller, welche die Photographie in die Hand nahmen.

„Baron Wildungen!" sagte auch der Oberlieutenant von Thurmau, indem er mit finsterer Miene das Bild betrachtete, welches er längere Zeit in der Hand behielt, indem er sich dabei des peinigenden Auftrittes erinnerte, welchen der Dargestellte ihm bereitet hatte, als er ihn zu einem schändlichen Verrathe zu verlocken trachtete.

Zwar wußte Wildungen damals, wie unsere Leser sich erinnern werden, durch eine gewandte Ausrede den jungen Mann zu beschwichtigen, aber es war dennoch in Thurmau's Seele ein schmerzender Stachel zurückgeblieben.

„Was starrst Du denn das Bild so an, als hättest Du ein Gespenst oder gar einen bösen Geist erblickt?" fragte Thurmau's Nachbar, dessen Neugier dadurch rege gemacht wurde, daß sein Freund sich augenscheinlich mit trüben Gedanken in den Anblick der Photographie vertiefte.

Zugleich bog er sich hinüber zu Thurmau und bei dem ersten Blicke auf das Bild rief er:

„Ihr seid Alle im Irrthum! Das ist nicht der Baron Wildungen,

den ich freilich nicht kenne, sondern kein Anderer, als der Graf Woronski."

„Woronski?" fragte einer der Offiziere, welche das Corpus Delicti bisher noch nicht in der Hand gehabt hatte. „Zeigt doch her!"

Sein Verlangen wurde befriedigt und augenblicklich rief er:

„Ja, das ist der Graf Woronski, aber es ist auch der Baron Wildungen. Ich habe den Erstern in Prag und Brünn gesehen und bin mehrmals mit ihm in Gesellschaft gewesen, denn er suchte mit sichtlichem Eifer die Offizierkreise auf, in denen er sich — als ehemaliger Offizier, wie er sagte, — am wohlsten befand. Seine Versicherungen stießen auch auf keinen Zweifel, denn er zeigte sich in militärischen Dingen sehr unterrichtet, und indem er uns die Verhältnisse der preußischen Armee, die er genau zu kennen schien, schilderte, stellte er für uns sehr günstige Vergleiche mit unserer Organisation auf, die er mit großer Absichtlichkeit — wie ich jetzt vermuthen muß, — von uns herauszulocken verstand."

„Grade wie bei mir!" rief einer der Trinker.

„Und bei mir!"

„Und bei mir!" stimmten Andere ein.

„Wie kömmt es aber," fragte nun der Rittmeister von Eisenstern, „daß Du in dem Baron Wildungen den Grafen Woronski nicht wiedererkannt hast?"

„Das fällt mir jetzt selbst auf, aber die Sache ist leicht erklärlich," entgegnete der Gefragte. „Als ich nach längerer Zeit in Wien den Baron Wildungen sah — was nur ein einziges Mal der Fall war — fiel er mir zwar auf, und ich glaubte, ich müßte ihn schon früher irgend wo gesehen und gekannt haben, aber ich konnte mich nicht darauf besinnen, wo und unter welchen Verhältnissen dies geschehen sei; dennoch sah ich den Mann, der mir Baron Wildungen genannt wurde, und mit dem ich sogar bald darauf in ein lebhaftes Gespräch verwickelt wurde, sehr forschend an; hätte ich aber auch eine Vermuthung gehabt, daß Graf Woronski und Baron Wildungen eine und dieselbe Person seien — und ich glaube sogar, es dämmerte bei mir eine Erinnerung der Art auf, — so mußte ich diesen Verdacht doch augenblicklich verwerfen, denn Graf Woronski hatte ein tiefes, etwas rauhes baßartiges Organ und einen so scharfen Dialect, daß sich daran der Pole oder Russe nicht verkennen ließ; Baron Wildungen's Stimme hat dagegen, wie seine zahlreichen Bekannten an diesem Tische

bestätigen werden, einen sehr angenehmen Klang, der dem Tenor nahe steht, in den tieferen Tönen aber sich höchstens dem Bariton nähert. Ueberdieß finde ich zwar auch noch jetzt eine große Aehnlichkeit zwischen Beiden, aber auf ihre Identität könnte ich nicht schwören."

Mehrere der Anwesenden bestätigten diese Ansicht und der Sprechende fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Außerdem hatte des Baron Wildungen Dialect, der sich selbst bei den höheren Ständen und den Gebildetesten aller Nationen in einer fremden Sprache nie ganz verläugnen läßt, offenbar einen bairischen Anklang, wie ich sehr gut zu beurtheilen weiß, da ich mehrmals und längere Zeit in Baiern war, wo ich, wie Einige unter Euch wahrscheinlich wissen, nähere Verwandte habe."

„Dem stimme ich vollkommen bei," rief der Oberlieutenant von Thurman," denn seiner Sprache nach muß ich den Baron Wildungen ganz unbedingt für meinen Landsmann halten."

Der Rittmeister von Eisenstern hatte diesem Austausche der verschiedenen Meinungen mit der größten Aufmerksamkeit zugehört und dabei mit einer Ruhe, einer Sicherheit des Urtheiles, der die Uebrigen sich nicht rühmen durften.

Als jetzt eine Pause eintrat, sagte er daher:

„Freunde, nach alle dem, was Ihr über das Original dieses Bildes sagtet, bei dem Umstande, daß der Mann offenbar verschiedene Namen führt, so wie nach dem, was ich selbst über diesen Menschen aus einer Quelle erfahren habe, die ich für vollkommen zuverlässig halten muß, ist derselbe ein höchst verdächtiges Individuum und ich glaube daher, daß meine Pflicht erfordert, dasselbe wo möglich unschädlich zu machen."

Mehrere der anwesenden Offiziere schienen sich bei diesen Worten daran zu erinnern, mit welcher Schlauheit Wildungen es verstanden hatte, ihnen Angaben über die Stärke, die Stellung, den Geist und den Charakter der verschiedenen Truppentheile herauszulocken, und obgleich sie sich scheuten, ein offenes Bekenntniß abzulegen, wie sehr sie sich von dem schlauen Ränkemacher und muthmaßlichen Spione hatten hinter das Licht führen lassen, beeilten sie sich doch, dem Rittmeister von Eisenstern beizustimmen.

Dieser entgegnete darauf:

„Nach dem, was wir über den Menschen entdeckt haben, der sich, wie wir jetzt wissen, bald Graf Woronski, bald Baron Wildun-

gen genannt hat, erscheint es mir als dringend geboten, bei unserem Chef, dem Feldzeugmeister von Benedek, ohne Zögern die nöthigen Schritte zu thun, daß derselbe die Wiener Polizei veranlaßt, den verdächtigen Menschen zu verhaften, bei dem sich, wie ich nicht bezweifle, wichtige Documente vorfinden werden, die vielleicht geeignet sind, uns unschätzbare Winke zu geben und große Vortheile zu gewähren."

Die übrige Gesellschaft stimmte dieser Ansicht vollkommen bei und ungeachtet der späten Stunde machte sich der Rittmeister von Eisenstern, begleitet von dem Baron Thurmau und jenem Offizier, der den jetzigen Wildungen in Prag und Brünn als Graf Woronski gekannt hatte, auf den Weg zu dem Feldzeugmeister von Benedek, den sie noch wach zu finden hofften.

Sie hatten sich in dieser Erwartung auch nicht getäuscht, denn der Höchstcommandirende, dessen rastlose Thätigkeit sie kannten, war in einer sehr ernsten Berathung mit den Generalen von Henikstein und Krismanic begriffen.

Wir sind zwar mit dem Gegenstande, der die drei Generale, von denen zum großen Theile das Geschick des Krieges abhing, beschäftigte, nicht vertraut, aber aus einem Umstande, den wir unseren Lesern ungesäumt mittheilen werden, dürfen wir schließen, daß der Feldzeugmeister, nach den bisherigen Resultaten des Kampfes nicht ohne Besorgniß um den Ausgang desselben war, daß seine beiden Beistände diese Besorgniß theilten, und daß daher bei dem Feldzeugmeister Benedek der lebhafte Wunsch entstand, zuverlässige Nachrichten über den Zustand der deutschen Bundestruppen zu erhalten, von deren rechtzeitiger Unterstützung er die günstigsten Resultate erwarten zu dürfen glaubte.

Zwar war man in Oesterreich wohl schon ziemlich allgemein zu der Ansicht gelangt, daß deren Beistand, namentlich deren Kriegsbereitschaft, weit überschätzt worden sei, und das traurige Schicksal, welches die tapfere kleine hannoverische Armee bei Langensalza ereilt hatte, wo es den Baiern allem Anscheine nach so leicht gewesen wäre, ihren bedrängten Bundesgenossen die rettende Hand zu reichen, hatte dies mehr als hinreichend bewiesen.

Aber vielleicht eben deshalb lag dem Feldzeugmeister von Benedek ganz besonders daran, genau zu wissen, wie es bei den Bundestruppen, und namentlich bei den Baiern, stände, und ob von denselben in den nächsten Tagen wenigstens eine kräftige Diversion zu hoffen

sei, welche auf den Kriegsschauplatz in Böhmen einen günstigen Einfluß erwarten ließe.

Eben hatten daher die drei Generale den Entschluß gefaßt, unverzüglich einen Officier nach Baiern zu schicken, als ein Adjutant meldete, daß der Rittmeister von Eisenstern eine sehr dringende Mittheilung zu machen hätte und daher sogleich vorgelassen zu werden wünschte.

„Excellenz," sagte der General von Henikstein, „da wäre der rechte Mann sogleich gefunden, denn so viel ich mich erinnere, hat Baron Eisenstern in Baiern sehr angesehene Verwandte, durch deren Verbindungen es ihm nicht schwer fallen kann, über die Dinge, die für uns von Wichtigkeit sind, zuverlässige Kunde zu erlangen, selbst wenn darüber nicht alle Welt unterrichtet ist, oder unterrichtet sein soll; denn, wie mir scheint, gehen dort gar eigenthümliche Dinge vor, deren genaueste Kenntniß für uns von der größten Wichtigkeit ist. — Ich möchte mir daher erlauben, den Rittmeister von Eisenstern zu dieser wichtigen Sendung in Vorschlag zu bringen."

„Ich stimme Seiner Excellenz vollkommen bei," sagte General Krismanic, „denn ich halte den Rittmeister durch seine Thätigkeit und Energie sowohl, wie durch seine Familienverbindungen für geeignet, diesen Auftrag besser auszuführen, wie sonst irgend ein anderer unserer sämmtlichen Officiere."

Kaum war dies Lob ausgesprochen, als der Genannte mit seinen beiden Begleitern eintrat.

„Was bringen Sie mir Wichtiges?" fragte der Feldzeugmeister Benedek mit jener freundlichen Leutseligkeit, welche ihm die Liebe aller seiner Untergebenen in so hohem Grade erworben hat.

Der Rittmeister setzte hierauf auseinander, was ihn herführte, und als er Alles erzählt hatte, was sich auf Wildungen-Woronski bezog, und was von den beiden anderen Officieren bestätigt oder ergänzt wurde, stimmten sowohl der Feldzeugmeister als die beiden anderen Generale vollkommen mit seiner Ansicht überein, daß dieser Mensch aller Wahrscheinlichkeit nach höchst gefährlich sei, und daß deshalb die Klugheit verlangte, sich seiner Person ohne Zögern zu versichern.

Einer der Adjutanten wurde daher hereingerufen und damit beauftragt, augenblicklich an die Polizeidirektion in Wien telegraphisch das Ansuchen zu stellen, den Baron Wildungen, dessen Wohnung

Baron Eisenstern ganz genau bezeichnete, sofort zu verhaften und dessen sämmtliche Papiere der strengsten Untersuchung zu unterwerfen.

Nachdem dieser Auftrag expedirt war, wollte Baron Eisenstern sich empfehlen, zu seinem Erstaunen aber hielt der commandirende General ihn zurück, winkte seinen Begleitern die Entlassung zu und sagte dann zu ihm:

„Herr Rittmeister, machen Sie sich so schnell als möglich bereit, nach Baiern abzugehen. Eilen Sie daher nach Ihrer Wohnung, treffen Sie eiligst Ihre Vorbereitungen und kommen Sie dann sofort zurück, um Ihre Instructionen abzuholen, die binnen einer halben Stunde fertig sein sollen."

Sich zum Zeichen des Gehorsams verneigend, fragte der Rittmeister:

„Soll ich allein reisen, oder in Begleitung?"

„Ich überlasse es Ihnen," entgegnete Feldzeugmeister Benedek, „ob Sie einen Diener mitnehmen wollen, nur mache ich Ihnen unter allen Umständen die höchste Eile zur Pflicht."

Baron Eisenstern entfernte sich darauf schnell und in dem ersten Augenblick dachte er daran, Anton Meier mitzunehmen, der bisher seine ganze Zufriedenheit zu gewinnen verstanden hatte; aber schon bei den nächsten Schritten erinnerte er sich daran, daß dieser Diener ihm durch eben den verdächtigen Baron Wildungen empfohlen worden war; dadurch erwachte natürlich auch gegen den Diener selbst sein Argwohn, und er verzichtete nicht nur darauf, ihn zu seinem Reisebegleiter bei einer so wichtigen Sendung zu machen, sondern er wurde auch zweifelhaft, ob es rathsam sei, während der völlig ungewissen Dauer seiner Abwesenheit sein ganzes werthvolles Gepäck, welches er zurück lassen mußte, den Händen dieses Dieners anzuvertrauen, der ihm aus einer so verdächtigen Quelle empfohlen worden war.

Er beschloß daher, Meier während der kurzen Dauer der Vorbereitungen zu seiner Abreise einer strengen Prüfung zu unterwerfen. Das Resultat dieser Prüfung sollte dann den Maßstab für das Vertrauen abgeben, welches er seinem Diener gewähren wollte. Des Rittmeisters Argwohn war aber bereits in so hohem Grade erregt, daß sein Blick dadurch bis zu jenem Scharfsinn gesteigert werden mußte, welcher sicher nicht leicht zu täuschen war.

Als Baron Eisenstern seine Wohnung erreichte, sagte er mit gleichgiltigem Tone:

„Meier, ich trete augenblicklich für einige Tage ein Commando an; bereite also schnell Alles vor, dessen ich für eine kurze Abwesenheit bedürfen kann.“

„Werde ich Sie begleiten, Herr Baron?“ fragte Meier.

„Nein, Du bleibst hier, ein treuer Hüter meiner zurückgelassenen Effecten.“

Der Rittmeister richtete bei diesen Worten einen forschenden Seiten-Blick auf seinen Diener, und es entging ihm nicht, daß ein freudiger Ausdruck dessen Gesicht überflog, und daß zugleich seine Augen sich auf die Cassette richteten, aus der er kurz zuvor eine nicht unbedeutende Summe entwendet hatte.

Dieser Blitz einer habgierigen Freude entging dem scharfen Beobachter nicht, und er wußte genug.

Mit gleichgiltigem Tone fügte er hinzu:

„Nur die Cassette wird eine Ordonnanz des Zahlmeisters abholen; das Uebrige bleibt Alles unter Deiner Aufsicht.“

Der Ausdruck unverkennbarer Freude in dem Gesichte Meiers verwandelte sich bei diesen Worten in den eines ebenso unverkennbaren Verdrusses.

Auch diesen Zug bemerkte der Beobachter, und hätte er noch irgend einen Zweifel an den unredlichen Absichten seines Dieners haben können, so würde er jetzt verschwunden sein.

Da aber die Zeit drängte, sich zu dem General Benedek zu begeben, wollte Baron Eisenstern sein werthvolles Eigenthum selbst nicht für die kürzeste Zeit in den Händen eines Dieners zurücklassen, der aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens kein Muster der Ehrlichkeit war.

Schnell hatte er daher seinen Entschluß gefaßt, und während Meier die letzte Hand an das Reisegepäck seines Herrn legte, warf dieser schnell einige Zeilen auf das Papier, couvertirte, siegelte und adressirte sie, und steckte dann das Briefchen von unscheinbarem Formate in die Tasche.

„Nimm jetzt das Gepäck und folge mir damit,“ gebot der Rittmeister seinem Diener, und Beide schritten in Eile der Wohnung des Feldzeugmeisters zu; der Herr, erfüllt von der Freude, ganz unerwartet, wenn auch nicht unter den angenehmsten Umständen, liebe Ver-

wandte wiederzusehen, von denen Eine seinem Herzen näher stand, als er sich bisher offen hatte gestehen wollen, — der Diener in mürrischer Laune, denn es verdroß ihn, daß die reiche Cassette ihm entgangen war, die er im ersten Augenblicke bereits als seine sichere Beute betrachtet hatte, als der Rittmeister ihm mittheilte, daß er für mehrere Tage allein verreisen würde.

Noch gab er zwar nicht alle Hoffnung auf, sich des Schatzes zu bemächtigen, ehe die Ordonnanz des Zahlmeisters kommen würde, denselben abzuholen; doch schnell sollte er sich auch hierin enttäuscht sehen.

Als der Rittmeister von Eisenstern das Generalquartier des Feldzeugmeisters Benedek erreichte, trat er zunächst in das ebenerdige Ordonnanzzimmer, ging auf den Corporal zu, der hier die Aufsicht führte, und sagte:

„Schicken Sie sogleich einen zuverlässigen Mann in meine Wohnung, und lassen Sie ihn die kleine Cassette, die er auf dem Tische, der Eingangsthüre gerade gegenüber, finden wird, zu dem Herrn Zahlmeister bringen. Hier ist der Schlüssel zu meinem Zimmer.“

Indem er dem Corporal diesen Schlüssel einhändigte, warf er zufällig einen Blick auf Meier, und der Ausdruck in dessen Gesicht fiel ihm so sehr auf, daß er aus einer Vorsicht, die der Leser leicht begreifen wird, rasch hinzufügte:

„Der Mann soll aber warten, bis er den Zimmerschlüssel meinem Diener hier“ — dabei zeigte er auf Meier — „der nur noch einen wichtigen Gang zu machen hat, einhändigen kann.“

Darauf wendete er sich zu Anton Meier, zog aus der Tasche das Briefchen, welches er unmittelbar vorher, wie wir erwähnten, geschrieben hatte, gab es seinem Diener und sagte:

„Trage das augenblicklich an seine Adresse und kehre dann nach meiner Wohnung zurück, um den Schlüssel von der Ordonnanz in Empfang zu nehmen.“

Indem Anton Meier das Papier empfing, warf er verstohlen einen flüchtigen Blick auf die Adresse und er glaubte, genug zu wissen, als er las:

„An den Herrn Generalprofosen N. N.“

Der pfiffige, mit allen Hunden gehetzte Spitzbube ließ sich indeß weder von seiner Entdeckung noch von seinem Argwohn etwas merken, sondern verneigte sich ehrerbietig vor seinem Herrn, wünschte demselben

eine glückliche Reise, und verließ das Gemach noch vor dem Rittmeister, der ihm ziemlich mürrisch zurief:

„Mach, daß Du fortkömmst! — Der Brief hat Eile!“

Anton Meier entfernte sich eiligst — aber nur bis in geringe Entfernung von dem Hause.

Dann blieb er stehen, warf einen drohenden Blick nach demselben zurück, erhob mit nicht minder drohendem Ausdruck die geballte Faust und knirschte zwischen den Zähnen:

„Du denkst mich zu fangen? — Da mußt Du früher aufstehen!“

Indem er so sprach, hatte er auch schon den Gummi, der das Couvert schloß, von außen stark angefeuchtet, so daß er es nach kurzer Zeit ohne alle Mühe öffnen konnte, und unter die nächste Straßenlaterne tretend, las er:

„Der Ueberbringer ist als ein höchst verdächtiger Mensch „in Haft zu nehmen, am ganzen Leibe genau zu durchsuchen und „im strengsten Arrest zu halten, ohne daß es ihm gestattet ist, mit „irgend einem Menschen zu sprechen!“

„Ganz vortrefflich!“ lachte Anton Meier höhnisch. „Als Du dies saubere Billet-doux schriebst, mein superkluger Herr Baron, hast Du nur vergessen, daß Du es mit einem Preußen zu thun hast, der schon in der Schule alle die Anecdoten von seinem großen König, Friedrich II., auswendig lernt. Ich kenne daher auch ganz genau die Geschichte, wenn auch nicht mehr den Namen, von dem Pagen, der die Kirschen gestohlen hatte und dafür von dem Könige nach der Schloßwache mit einem versiegelten Zettel geschickt wurde, auf welchem geschrieben stand:

„Dem Ueberbringer sind augenblicklich 25 Stockstreiche auf„zuzählen!“

„Nun, ich denke, so pfiffig, wie der Page Anno So und So viel war, werde ich in unserer Zeit der fortgeschrittenen Bildung wohl auch noch sein. Daß ich die Anweisung auf die Arreststrafe nicht persönlich abgebe, steht daher fest, und ich hoffe, wie der Page, werde ich auch Jemand finden, dem ich sie girirren kann, wie die Kaufleute sagen.“

In diesem Augenblicke sah der Spitzbube, der das Quartier des General [illegible] nicht aus dem Auge verloren hatte, aus demselben

einen Soldaten treten und mit eiligen Schritten die Richtung nach der Wohnung des Rittmeisters von Eisenstern einschlagen.

„Das ist sicher der Cassettenmann,“ murmelte Meier höhnisch in sich hinein, „und ich will es versuchen, mit ihm die Rolle zu tauschen.“

Er ging dem Soldaten rasch nach, holte ihn bald ein und sagte mit zutraulichem Tone:

„Nicht wahr, Camerad, Du willst die Cassette des Rittmeisters von Eisenstern holen, und sollst damit warten, bis ich Dir den Schlüssel der Wohnung abverlange?“

„Ja!“ antwortete der Gefragte.

„Dann wünsche ich Dir erstlich gute Nacht und zweitens, daß Du Dir auch morgen Früh die Zeit nicht zu lang werden läßt.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte ganz erschrocken die Ordonnanz.

„Narr! Das ist doch wohl klar!“ erwiederte Anton Meier lachend. „Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf Tischen und Bänken. — Mein Herr verreist — ich werde mir also eine lustige Nacht machen und vor morgen gegen Mittag nicht nach Hause kommen, um den Schlüssel in Empfang zu nehmen, den ich bei Dir in so guten Händen weiß. — Schlafe daher recht gut in meinem Bette; auszuschlafen will ich Dir volle Zeit lassen.“

Nach diesen Worten stellte sich Meier so, als wollte er forteilen; doch er zögerte absichtlich einen Augenblick, da er nicht zweifelte, daß er von der Ordonnanz, die ein ziemlich einfältiges Gesicht hatte, zurückgehalten werden würde.

Dies geschah auch wirklich.

„Halt, Bruder!“ sagte der Soldat. „Laufe doch nicht gleich fort. — Das wäre ja eine ganz verteufelte Geschichte, wenn ich bis morgen gegen Mittag in Deinem Quartiere bleiben müßte!“

„Weshalb denn?“ fragte Meier mit scheinbarer Treuherzigkeit. „Mein Bett ist gut, die Wirthin wird es Dir an nichts fehlen lassen, zu arbeiten hast Du auch nichts, was kannst Du Dir also Besseres wünschen?“

„Ja, das ist Alles recht schön und gut,“ entgegnete der Tropf, an den diese Worte gerichtet wurden, „aber — es ist nur — daß ich diese Nacht —“

„Ich verstehe!“ sagte mit pfiffiger Miene Meier. „Du möchtest

diese Nacht lieber in einem anderen Bette zubringen, und vielleicht sogar in angenehmer Gesellschaft?“

„Du hast es errathen!“ lachte gutmüthig der Soldat.

„Ja, da weiß ich nur ein Mittel!“ sagte Meier.

„Und was ist das für eines?“ fragte gespannt die verliebte Ordonnanz.

„Daß Du meinen Auftrag übernimmst und Ich Deinen,“ entgegnete Meier. „Dadurch wäre uns Beiden geholfen und Dir noch leichter wie mir, denn die Cassette ist verteufelt schwer. — Ich trage sie zu dem Zahlmeister, Du bringst den Brief, der jedenfalls viel leichter ist, an den Empfänger und wir sind Beide nach ein paar Minuten frei, während Du sonst bis morgen gegen Mittag im Loche stecken müßtest, ich aber frei umherschwärmen könnte, wo und wie lange ich will!“

Die Vortheilhaftigkeit des Tausches erschien dem Soldaten vollkommen einleuchtend; er tauschte daher mit großem Vergnügen den Zimmerschlüssel des Rittmeisters von Eisenstern gegen dessen Billet an den Stabsprofosen aus.

Beinahe gleichzeitig eilten der Rittmeister von Eisenstern seiner wichtigen Bestimmung in das bairische Hauptquartier entgegen, — Meier der Entführung der wohlgefüllten Cassette seines bisherigen Herrn, von dem er mit diesem Raube für immer Abschied zu nehmen beschloß, der betrogene, verliebte, arme Teufel aber dem strengen Arrest, in welchem ihm nur allzuschnell jeder verliebte Gedanke an das süße Stelldichein mit der Küchenschönheit verging, die ihn wahrscheinlich mit Sehnsucht, leider aber vergeblich, erwartete.

XVII.

Eine Königsreise und das Hauptquartier eines Königs.

Die ersten Kriegs- und Siegesnachrichten, die von Böhmen nach Berlin gelangt waren, hatten den Anfang jenes Rausches hervorgerufen, welcher später selbst die kräftigsten Köpfe der Fortschrittspartei wirbeln machte, die hellsten Augen derselben verdunkelte, jenen Rausch,

dem jetzt erst die Ernüchterung zu folgen beginnt, welche die Köpfe wieder frei, die Augen wieder klar zu machen anfängt, so daß die Opposition gegen die Maßnahmen des Grafen Bismark, welche einige Zeit erstorben zu sein schien, zu neuem Leben erwacht, den Kopf erhebt und eine Stimme erschallen läßt, welche durch die Parlaments-Deputirten aus den annectirten Ländern zu den kräftigsten Tönen, vielleicht sogar zu einem laut schallenden Donner erstarken dürfte.

Am dreißigsten Juni des denkwürdigen Jahres 1866 aber war dieser preußische Ruhm- und Sieges-Rausch noch im Steigen begriffen, um nach wenigen Tagen durch das Resultat der Schlacht bei Königgrätz, welches durch seine gewaltige Ausdehnung vielleicht beiden Theilen gleich unerwartet war, bis auf den Culminationspunkt gesteigert zu werden.

Der Enthusiasmus von dem ganz Preußen, besonders aber ganz Berlin, ergriffen war, hatte in das Meer der Vergessenheit die Erinnerung versenkt, daß noch kurze Zeit zuvor kaum ein Hut eines unabhängigen Menschen vor dem Könige gezogen wurde, wenn derselbe, zurückgelehnt in seinen Wagen, mit finsterer Miene durch die Straßen Berlins fuhr.

Wie wenig König Wilhelm I. vor dem Kriege die Sympathie und die Liebe der Bewohner seiner Residenz besaß, das ist aus allen Zeitungen hinlänglich bekannt, in grellem Lichte aber zeigte dies eine Anecdote, für deren buchstäbliche Wahrheit der Verfasser dieser Zeilen bürgen kann.

Ein Fremder ging in Berlin die bekannte prachtvolle Promenade entlang, welche unter dem Namen: „Die Linden" weltbekannt ist; da fuhr eine nur mit zwei Pferden bespannte Equipage daher, die sich durch nichts von anderen eleganten Equipagen unterschied, und in welcher zwei Officiere saßen.

Der Fremde sah, daß alle Officiere, welche dem Wagen begegneten, Front gegen denselben machten und salutirten, und daß auch einzelne Civilpersonen den Hut mit ehrerbietiger Haltung zogen; er schloß daraus, daß der in dem Wagen Sitzende, — wie dies wirklich der Fall war — der König sei.

Eben wollte auch er grüßen und schon hatte er dazu seinen Hut gefaßt, da fühlte er sich plötzlich von hinten an beiden Schultern ergriffen und rasch herumgedreht, so daß er dem königlichen Wagen, der

eben ganz nahe herangekommen war, in nichts weniger als ehrerbietiger Haltung den Rücken bot.

Er erblickte sich verwundert einem sehr anständig gekleideten Herrn von gesetztem Alter gegenüber, der höflich, doch halb lachend, sagte:

„Entschuldigen Sie, mein Herr! Sie sind gewiß ein Fremder, und ich wollte Ihnen nur zeigen, wie wir hier den König grüßen."

Wie sehr seit jenem Tage die öffentliche Meinung und die allgemeine Stimmung in Beziehung auf König Wilhelm I. umgeschlagen war, das zeigte sich auffallend an diesem 30. Juni des Jahres 1866.

Es war dies nämlich der Tag, an welchem der König die Worte zur Wahrheit machen wollte, die er einige Zeit zuvor gesprochen hatte, als er die berühmte Abstimmung des Bundestages vernahm, welche zu dem Austritte Preußens aus demselben führte; die Worte:

„Wohlan denn, wenn sie wirklich Alle gegen mich sind, so stelle ich mich selbst an die Spitze meiner Armee, und will lieber mit ihr untergehen, als daß ich in dieser Lebensfrage nachgebe."

Der 30. Juni war zu der Abreise des Königs mit seiner nächsten Umgebung zu der Armee in Böhmen bestimmt, deren Commando er in eigener Person übernehmen wollte.

Schon am 29. Juni waren in 4 Extrazügen mit der Eisenbahn dahin die Stabswache, der Marstall, die Dienerschaft und der größte Theil von dem Personale des Hauptquartieres vorausgegangen, der König selbst aber verließ seine Residenz erst am Morgen des 30., nur begleitet von seinem Bruder, dem Prinzen Carl von Preußen, welcher als General-Feldzeugmeister das Commando über die Artillerie sämmtlicher Armeecorps führte, und an der Seite seines königlichen Bruders in dessen Hauptquartier bleiben sollte.

Die Stunde, zu welcher der König auf dem Bahnhofe der Märkisch-Niederschlesischen Eisenbahn Abschied von der Königin, so wie von sämmtlichen nicht im Felde stehenden Mitgliedern der königlichen Familie nehmen wollte, war in ganz Berlin bekannt geworden, und des frühen Morgens ungeachtet bewegte sich in allen Straßen eine zahllose Menschenmenge dem Bahnhofe zu, als gälte es, Zeuge zu sein von dem Abschiede der königlichen Ehegatten.

Wo der Wagen des Monarchen sich zeigte, da wurde er mit lauten Vivat-Rufen empfangen und [illegible]et, und jetzt blieb kein ein-

ziger Kopf unbedeckt. Hätte sich aber wirklich ein Mensch einfallen lassen, den Hut vor dem Könige nicht zu ziehen, so würde ihm ein solcher Trotz sicherlich sehr schlecht bekommen sein.

Freundlich grüßte der König unablässig nach allen Seiten; sein Gesicht strahlte vor Heiterkeit und wohl hatte er dazu Ursache, wenn er den jetzigen Jubel des Volkes mit der dumpfen, mürrischen Stille verglich, die ihn noch vor kurzer Zeit überall umgab, wo er sich öffentlich zeigte.

Von welchen Gefühlen aber mußte sein Herz ergriffen sein, indem er unter den lautesten Aeußerungen des Enthusiasmus und der Liebe seine Residenz verließ, begleitet von den Segenswünschen der Menge, wenn er vielleicht zufällig dabei sich jenes Tages erinnerte, an welchem er im Jahre 1848 eben dieser Residenz bei Nacht und Nebel entfliehen mußte, gefolgt von zahlreichen Verwünschungen.

Wahrlich, König Wilhelm mußte, wenn in diesem Augenblicke ein solcher Vergleich in ihm aufstieg, nur zu deutlich erkennen, daß auch die mächtigsten Herrscher vor einem wunderbaren Wechsel der Geschicke nicht gesichert sind.

Das Ziel des ersten Ruhepunktes war Reichenberg, wo das ganze Hauptquartier sich bereits befand, und wo der königliche Bahnzug um 4 Uhr Nachmittags anlangte.

Sobald der König den Waggon verlassen, und den seiner wartenden Wagen bestiegen hatte, setzte sich das ganze Hauptquartier in Bewegung. Das Gefolge, namentlich aber der Troß desselben, waren indeß viel weniger zahlreich und glänzend, als die Bewohner Reichenbergs erwartet hatten, welche an den Prunk des kaiserlichen Hofes gewöhnt sind, und wenn sie ihn auch nicht mit eigenen Augen sahen, doch wenigstens viel davon reden hörten.

Zu seiner persönlichen Bedienung hatte der König nicht mehr als vier Personen mit sich genommen: Einen Kammerdiener, einen Garderobier und zwei Leibjäger.

Diesem Beispiele der Einfachheit zu folgen waren auch die übrigen Personen des Hauptquartieres gezwungen, und nirgends hätte man daher eine müssig umherlungernde Dienerschaft bemerken können.

Neugierig drängten die Bewohner Reichenbergs, welche von dem Könige von Preußen eine Erleichterung der ihnen auferlegten schweren Contribution hofften, sich hinzu, den Monarchen zu sehen, der sich von dem Bahnhofe unmittelbar nach dem die Stadt überragenden Schlosse

des Grafen Clam-Gallas begab, welches zu der Aufnahme des Königs und seines Gefolges bestimmt und in Stand gesetzt worden war.

Staunen erregte bei den Oesterreichern namentlich die sogenannte Stabswache, welcher die besondere Bewachung des Königs anvertraut ist, und die durch ihre eigenthümliche Zusammensetzung von Elite-Mannschaften aller Infanterie- und Cavallerie-Regimenter der Armee von diesen beiden Waffengattungen eine wahre Musterkarte des ganzen preußischen Heeres bietet.

Da sieht man bei der Cavallerie die weißen Waffenröcke der Cürassiere, die hellblauen der Dragoner, die dunkelblauen der Uhlanen und die buntscheckigen mit weißen oder gelben Schnüren verzierten Dolmans und Pelze der Hußaren, die theils roth, theils grün, braun, schwarz, hell- oder dunkelblau sind.

In Reihe und Glied verschwindet indeß dieses Farbengemisch, denn von der einen Schwadron, welche die Cavallerie der Stabswache formirt, bildet jede Art der Reiterei einen Zug, der also bis auf die verschiedenfarbigen Kragen gleichmäßig uniformirt ist.

Weniger bunt erscheint das Bataillon Infanterie der Stabswache.

Zwar sind auch in diesem alle Regimenter der Armee vertreten, wie wir bereits erwähnten, aber alle Uniformen sind gleichmäßig dunkelblau, alle Kragen gleichmäßig ziegelroth, und nur die Achselklappen zeigen die vier Farben: weiß, roth, gelb und hellblau, jede mit der in Schnüren von anderen Farben aufgenähten Regimentsnummer.

Kaum hatte König Wilhelm sich in dem Schlosse des Grafen Clam-Gallas eine kurze Zeit der Ruhe gegönnt und einige Erfrischungen zu sich genommen, als er auch den schon im Voraus geordneten Geschäftsgang vornahm und die Berichte von den Chefs der verschiedenen Branchen sich vortragen ließ.

Ein Zufall setzt uns in den Stand, die Neugier unserer Leser zu befriedigen, welche, wie wir vermuthen, eben so sehr wünschen, die Hauptpersonen der königlichen Umgebung kennen zu lernen, wie dies bei den Deputirten Reichenbergs der Fall war, die eine Audienz erbeten hatten, in der sie die ihrer Vaterstadt auferlegte Contribution, wie wir bereits erwähnten, vermindert zu erhalten hofften, die aber in dem Vorzimmer geduldig warten mußten, bis die laufenden Geschäfte abgethan sein würden und der König Zeit gewänne, sie zu empfangen.

Ein junger Ordonnanzoffizier, der ihre fragenden Blicke bemerkte,

so oft eine neue Person zu dem Könige eintrat oder von demselben herauskam, erbarmte sich der Neugier dieser Deputirten, trat zu ihnen und sagte:

„Wünschen Sie vielleicht die Namen der verschiedenen Herren kennen zu lernen, welche der König zu seiner näheren Umgebung gewählt hat, und die daher das besondere Vertrauen Seiner Majestät genießen?"

„Sie würden uns dadurch in der That eine außerordentliche Gefälligkeit erweisen!" entgegneten die drei Reichenberger, und mit großer Freundlichkeit begann der junge Offizier sein Amt eines vorstellenden Ceremonienmeisters, wobei er natürlich die Namen nur leise nannte.

„Wer ist der ältliche Lieutenant, der so eben mit einem Stoße Papiere zu Seiner Majestät eintrat?" fragte einer der Reichenberger den gefälligen Cicerone.

„Das ist der Chef des Civilcabinetes, von Mühler," entgegnete dieser.

„Ein Lieutenant bekleidet einen so hohen Posten?" sagte verwundert der Reichenberger.

„Als Lieutenant nun wohl eben nicht," entgegnete lächelnd der Offizier, „denn der eigentliche Titel des Herrn von Mühler ist der eines Geheimen-Cabinetsrathes, aber seitdem es unserem gebietenden Premierminister gefallen hat, seinen kahlen Schädel mit dem Cürassierhelme als Major des 7. schweren Landwehr-Reiterregiments zu bedecken, weil er weiß, daß der König, zumal im Kriege, lieber Uniformen als Civilkleider um sich sieht, sind die anderen Herren vom Civil diesem Beispiele gefolgt, und haben sich mit dem Uniformen der Landwehr-Regimenter herausgeputzt, denen sie zugetheilt sind. — So ist jener andere Landwehr-Lieutenant dort der Geheime-Legationsrath von Keudell, und er würde es im Frieden wahrscheinlich sehr übel nehmen, wenn man ihn mit dem Lieutenantstitel anreden wollte. — Jener Herr mit der stattlichen Figur, der so eben von Seiner Majestät herauskömmt," fuhr der Cicerone fort, „trägt zwar die Hauptmanns-Uniform des 3. Brandenburgischen Landwehr-Regiments Nr. 20, als Civilist aber steht er viel höher im Range, denn er ist der Geheime-Hofrath Bork, eine an unserem Hofe sehr angesehene Persönlichkeit."

„Und wer ist jener Stabsoffizier in Cürassier-Uniform?" fragte einer der neugierigen Bürger-Deputirten.

„Das ist der Hofmarschall, Graf Perponcher-Sedlnitzky,“ lautete die Antwort.

Die ganz besondere Aufmerksamkeit der Deputirten Reichenbergs wurde jetzt durch vier Herren in Generals-Uniform erregt, deren stramm-militärischer Haltung man es ansah, daß sie nicht so wie die bisher genannten Herren vom Civile die Uniform gewissermaßen nur wie zu einer Art von Maskerade angelegt hatten.

Noch ehe die Frage nach den Namen dieser vier Generale ausgesprochen wurde, erfuhren die Reichenberger, daß der Vorderste derselben, der zuerst zu dem Könige eintrat, der viel genannte und viel geschmähte Kriegsminister, General der Infanterie von Roon, sei, der auf ihn Folgende, der General der Infanterie von Moltke, Chef des Generalstabes und als solcher, mehr noch, wie selbst der Kriegsminister, die leitende Seele der Kriegsoperationen, der Dritte, der Generaladjutant des Königs General-Lieutenant von Alvensleben und der Letzte endlich der Chef des Militär-Cabinets, General-Major von Treskow.

Die vier Männer, welche — jeder in seiner Richtung — die wichtigsten und einflußreichsten Generale der ganzen preußischen Armee waren, und deren Berichte für gewöhnlich einen großen Theil von der Zeit des Königs in Anspruch nahmen, hatten diesmal nur kurze Rapporte zu erstatten, oder eben so kurze Instructionen von ihrem obersten Kriegsherrn zu empfangen, denn schon nach wenigen Minuten kamen sie einzeln wieder von dem Könige heraus.

Der General Roon und der General Moltke entfernten sich rasch, und ehrerbietig salutirend traten alle anwesenden Offiziere zur Seite, ihnen den Weg frei machend.

Der General-Lieutenant von Alvensleben aber sah, sobald er die Thür zu dem Cabinet des Königs hinter sich zugeschlossen hatte, suchend in dem Kreise der zahlreichen Officiere aller Grade und aller Waffengattungen umher, von denen das Vorgemach angefüllt war.

Sobald er aus der Menge den Oberst-Lieutenant und Commandeur der obenerwähnten buntscheckigen Stabswache herausgefunden hatte, ging er rasch auf denselben zu und sagte:

„Herr von Krosigk, haben Sie die Güte, augenblicklich Ihr ganzes Bataillon aus der Stadt, wo die Leute einstweilen einquartirt waren, heraufzuführen; denn zu meinem Bedauern muß Ihr Bataillon

in dem Schloßgarten, rings um das Schloß und unmittelbar unter den Fenstern Seiner Majestät, bivouaquiren."

„Ist Gefahr vorhanden?" fragte mit besorgtem Tone der Oberst-Lieutenant von Krosigk.

„Das kaum," entgegnete der General-Lieutenant von Alvensleben mit geringschätzigem Lächeln, „aber die Vorsicht darf dessenungeachtet nicht vernachlässigt werden. — Wir haben nämlich die Meldung empfangen, daß in den Wäldern auf den nahen Bergen noch österreichische Truppen sich befinden. — Nach dem siegreichen Vorgehen unserer Armee können das zwar nur Versprengte und ihre Anzahl nicht sehr groß sein. In dieser Beziehung wäre es daher lächerlich, nur an eine Gefahr zu denken; aber wenn sich unter den Versprengten zufällig auch Hußaren befinden sollten, so wäre es doch nicht unmöglich daß sie einen verwegenen Handstreich versuchten, denn diese Ungarn sollen oft in ihrer Tollkühnheit wahrhaft den Teufel im Leibe haben."

„Wir wollen ihnen den Teufel mit unseren Zündnadelgewehren schon austreiben," entgegnete lächelnd der Oberst-Lieutenant von Krosigk. „Verlassen sich Eure Excellenz darauf."

„Ich zweifle nicht daran, mein braver Krosigk," entgegnete General-Lieutenant von Alvensleben; „aber dennoch rathe ich Ihnen zu der größten Wachsamkeit, denn an der Böswilligkeit der Bewohner dieser Gegend" — dabei warf der General einen scharfen Blick zu der in der Nähe stehenden Reichenberger Deputation hinüber, — „ist nach den Vorgängen in Trautenau, die sich auch in Gitschin erneuert haben sollen, nicht zu zweifeln! Also —"

Der Generaladjutant des Königs hielt es für überflüssig, diese Mahnung vollständig auszusprechen; doch hatte der Oberst-Lieutenant von Krosigk schon die bloße Andeutung verstanden, denn hastig sagte er:

„Ich bürge mit meinem Leben und meiner Ehre für die vollkommene Sicherheit Seiner Majestät."

Dann eilte er hinweg, den erhaltenen Befehl zu befolgen und bald darauf lagerte die Stabswache des preußischen Königs in den schattigen Gängen und auf den schönen Rasenplätzen rings um das Schloß, dessen Besitzer als General in der feindlichen Armee stand, und jeder Soldat, der einen Krieg mitgemacht hat, wird es begreiflich finden und zu entschuldigen wissen, wenn den Bivouacs-Feuern dieser Nacht von dem 30. Juni auf den 1. Juli vielleicht mancher schöne

Baum des gräflich Clam-Gallas'schen Schloßgartens zum Opfer fiel und die nächsten Tage von dem, wenn auch nur kurzen Aufenthalte des königlichen Hauptquartieres einige Spuren zeigten, welche in den Augen des gräflichen Schloßverwalters und Hofgärtners sehr peinliche Eindrücke machten.

Kaum war, — wie wir erwähnten — der Oberstlieutenant von Krosigk hinweggeeilt, und der Generallieutenant von Alvensleben ihm mit weniger eiligen Schritten gefolgt, als auch der General von Treskow das Gemach des Königs verließ.

„Sie können jetzt eintreten," sagte er, flüchtig an ihnen vorbeigehend, zu den Deputirten Reichenbergs, und diese säumten nicht, der erhaltenen Erlaubniß zu folgen, damit auch für uns die namentliche Vorstellung der bedeutendsten Personen des preußischen Hauptquartieres beendigend.

Nach einiger Zeit entfernten sich die Deputirten und aus ihren Mienen ließ sich erkennen, daß sie nicht ganz unverrichteter Sache gingen, wenn auch vielleicht nicht alle ihre Hoffnungen und Wünsche erfüllt waren.

Der Rest des Tages verfloß unter eben so großer Thätigkeit, als die bisher beschriebene, und wurde namentlich durch die nachfolgende Ansprache des Königs an seine Armee bezeichnet, die von dem Abend vor der Abreise aus Berlin datirt war, in vielen Tausenden gedruckter Exemplare mitgebracht, und sowohl an diesem Tage von Reichenberg, so wie an dem folgenden von Gitschin aus an alle Truppenkörper vertheilt wurde.

Die Ansprache, welche in Oesterreich, für das wir hauptsächlich schreiben, wenig bekannt, deshalb aber um so interessanter sein dürfte, lautete:

„Soldaten meiner Armee!"

„Ich begebe Mich heute zu Euch, Meinen im Felde stehenden braven Truppen, und biete Euch Meinen Königlichen Gruß. In wenigen Tagen sind durch Eure Tapferkeit und Hingebung Resultate erfochten worden, welche sich würdig anreihen an die Großthaten unserer Väter. Mit Stolz blicke ich auf sämmtliche Abtheilungen meines treuen Heeres und sehe den nächsten Kriegsereignissen mit freudiger Zuversicht entgegen. Soldaten! Zahlreiche Feinde stehen gegen uns im Kampfe. Laßt uns indeß auf Gott den Herrn, den Lenker aller Schlachten, und auf unsere gerechte Sache bauen. Er wird durch Eure Tapferkeit und Ausdauer die sieggewohnten preußischen Fahnen zu neuen Siegen führen.

„Berlin, den 29. Juni 1866.

„Wilhelm."

Diese Ansprache, ziemlich lakonischer Natur, im Vergleich zu ähnlichen Anstachelungen des Muthes und des Enthusiasmus, welche die Heerführer bei Eröffnung eines Feldzuges gewöhnlich für nothwendig erachten, verfehlte dennoch ihre beabsichtigte Wirkung bei den preußischen Truppen nicht, die vielleicht eben diese Kürze als ein besonderes Zeichen des Vertrauens betrachteten.

Deutlich zeigte sich dies schon am nächsten Tage, dem 1. Juli, an welchem König Wilhelm sein Hauptquartier von Reichenberg nach dem drei Meilen südlicher gelegenen Schlosse Sichrow, auch Sicherfoff genannt, verlegte, so einen zweiten böhmischen Cavalier, den Prinzen von Rohan, mit seiner kostspieligen und schwerlich gerngesehenen Gastfreundschaft beehrend, nicht aber zugleich auch beglückend.

Wo der König auf diesem Wege an einzelnen preußischen Truppentheilen vorüberkam, da schallte ihm jubelnder Vivatruf und donnerndes Hurrah entgegen. Die Offiziere schwangen ihre Säbel, die Mannschaften hoben ihre Mützen auf den Bajonetten in die Höhe oder warfen sie in die Luft, und allgemein war ein Enthusiasmus sichtbar, wie er jeden Feldherrn mit Siegeshoffnungen erfüllen muß.

Dies war offenbar auch bei dem Könige von Preußen der Fall, denn unter den Jubelrufen seiner Soldaten schien er sich zu verjüngen und seine für gewöhnlich, meistens sehr ernsten Züge strahlten in Heiterkeit.

Einige österreichische Bürger und Landleute, welche von Neugier getrieben, das königliche Hauptquartier im raschesten Galopp der Pferde vorüberfliegen sahen, blickten der blitzartigen Erscheinung mit mürrischer Miene nach, und hier und dort flüsterte Einer oder der Andere:

„Wenn die Preußen nur nicht unsern Wein im Leibe und im Kopfe hätten, würden sie nicht so laut schreien!“

„Das Schreien,“ meinte darauf ein Anderer, „wäre eigentlich an uns; aber nicht vor Jubel, sondern vor Schmerz! — Die Preußen schlagen sich den Bauch voll, und ich muß mit Weib und Kindern schon zwei Tage hungern!“

König Wilhelm aber hatte keine Ahnung von solchem Geflüster der böhmischen Bürger und Bauern. In seinen Augen entsprang der Enthusiasmus seiner Truppen der reinsten Quelle des Patriotismus und der Liebe für den obersten Kriegsherrn des ganzen zum Kriegsdienste verpflichteten preußischen Volkes.

In der heitersten Stimmung erreichte er daher das Schloß des

Prinzen von Rohan, und die Wirkung dieser Stimmung zeigte sich durch einen anerkennenswerthen Gnadenact gleich bei einem der ersten Vorträge, die ihm in dem Schlosse Sichrow gemacht wurden.

Nachdem die wichtigsten Dinge erledigt waren, trat der Prinz Friedrich Carl, der durch seine männliche Schönheit und die glänzende rothe Husarenuniform mit den reichen goldenen Schnüren überall, wo er sich zeigte, die besondere Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich lenkte, zu seinem königlichen Oheim und sagte mit ehrerbietigem Tone:

„Eure Majestät, der Oberst Piacewicz, Commandeur des rühmlichst bekannten österreichischen Husaren-Regimentes Liechtenstein, ist in dem Gefechte bei Gitschin verwundet in unsere Gefangenschaft gerathen. — Er stellt nun an Eurer Majestät Gnade das unterthänigste Gesuch, in seine Heimat zurückkehren zu dürfen, um die Genesung von seinen nicht unbedeutenden Wunden zu suchen, die er dort unter liebender und sorgsamer Pflege leichter zu finden hofft, wie in unseren Feldlazarethen, und — ohne die Einrichtung derselben irgendwie schmähen zu wollen," fügte der Prinz lächelnd hinzu, „kann ich dem Obersten Piacewicz nur beistimmen."

„Mit Vergnügen," entgegnete König Wilhelm, „gewähre ich das Gesuch des tapfern Obersten, jedoch unter der Bedingung, daß er sein Ehrenwort gibt, für die Dauer dieses Krieges nicht mehr gegen uns zu dienen."

Dankend verneigte sich der Prinz Friedrich Carl, und wollte gehen, um dem Oberst Piacevicz die erfreuliche Erlaubniß mitzutheilen; der König aber hielt ihn zurück, indem er sagte:

„Diese Bewilligung ertheile ich unter der gleichen Bedingung den sämmtlichen österreichischen Offizieren, welche sich verwundet in unserer Gefangenschaft befinden, und ich ermächtige Eure königliche Hoheit, das allgemein bekannt zu machen."

Nach Ausübung dieses Gnadenaktes, der von mehreren österreichischen Offizieren benutzt wurde, ihnen aber später schwere Verantwortung zuzog, brachte das königliche Hauptquartier den Abend und die Nacht des 1. Juli in dem Schlosse des Prinzen von Rohan zu, und die Geschäfte der verschiedensten Art gingen mit jener Ruhe und Pünktlichkeit vor sich, wie diese auch im Frieden die Gewohnheit König Wilhelms I. von Preußen sind, der vor allen Dingen und ganz Soldat ist, und somit — wie man zu sagen pflegt — Ein Mann nach der Uhr!"

Am Morgen des 2. Juli ging das königliche Hauptquartier abermals vorwärts, und diesmal betrug die Entfernung vier Meilen, das Ziel aber war Gitschin, wo drei Tage zuvor ein starkes Gefecht vorgefallen war, von dem sich noch zahlreiche Spuren zeigten.

Zwar waren die Todten beerdigt, die Verwundeten hinweggeschafft, aber noch lagen zahlreiche Cadaver der getödteten Pferde umher und fingen bei der Julihitze bereits an, die Luft zu verpesten.

Wüst sah es auf dem Bahnhofe von Turnau aus, der ein Bild der wildesten Zerstörung bot; eine Brücke, über welche die Straße führte, war so flüchtig wieder hergestellt, daß sie nur mit großer Vorsicht und im Schritt passirt werden konnte. An mehreren Orten waren die großen Chausseebäume gefällt und lagen, Verhaue bildend, über dem Weg, zu dessen beiden Seiten die zerstampften Kornfelder die vernichteten Hoffnungen des Landmannes bezeichneten.

Ueberall wurden Wagen, mit den umherliegenden Waffen und Montirungsstücken beladen, hinweggeführt; kurz, die Königsreise stieß auf so viele Hindernisse, daß der Wagen des Königs Wilhelm nicht mit der sonst gewohnten Schnelligkeit dahinbrausen konnte.

Dennoch ging es rasch vorwärts, mitten hindurch zwischen den mit jedem Schritte sich mehrenden Zeichen, daß auf diesen noch vor wenigen Tagen gesegneten Fluren die wildeste Kriegsfurie ihre Geißel geschwungen hatte.

Endlich war der Weg freier geworden, und der königliche Wagen rollte schneller als bisher dahin durch das Dorf Libusa.

Da richtete plötzlich der König, der bisher unabläßig seine Blicke rechts und links hatte schweifen lassen, sich heftig von seinem Sitze empor und rief den Pferdelenkern ein lautes „Halt!“ zu.

Verwundert blickten seine Begleiter umher, und leicht erriethen sie, was ihres Gebieters Aufmerksamkeit erregt hatte.

Vor dem Hause, an welchem das „Halt“ des Königs ertönte, wehte eine weiße Fahne, die in der Mitte das rothe Kreuz zeigte, welches in unserem Jahrhundert, wie einst in den Tagen des finstern Aberglaubens und Fanatismus der Kreuzzüge, von allen christlichen Völkern als heilig geachtet wird; jenes rothe Kreuz im weißen Felde, welches die Stätte bezeichnet, wo der Unterschied zwischen Freund und Feind aufhört und nur noch die christliche Nächstenliebe ihr menschenfreundliches Walten übt.

In dem unscheinbaren Häuschen des Dorfes Libusa war, wie

die Fahne zeigte, das schützende Asyl eines Feldlazarethes aufgeschlagen, selbst unter dem wilden Toben des heißesten Kampfes gleich heilig für Freund und Feind.

Der König, der keine Gelegenheit versäumte, seine Theilnahme und seine Sorgfalt für die Soldaten seines Heeres zu beweisen, und der es verstand, dadurch die Liebe und Anhänglichkeit der Offiziere wie der Mannschaften für seine Person stets neu zu wecken oder zu beleben, verließ den Wagen und betrat, gefolgt von den wenigen Personen, welche seinen Wagen getheilt hatten, die niedrigen und engen Räume, welche den Leidenden zum Aufenthalte dienten.

Bei dem Anblicke des Königs, den mehrere der verwundeten Preußen auf den ersten Blick erkannten, obgleich er nur den einfachen, bis an den Hals zugeknöpften und mit keinem Orden geschmückten Ueberrock trug, schienen sie für einen Augenblick ihre Schmerzen zu vergessen und dem Monarchen tönte ein freudiges: „Es lebe der König!“ entgegen, wenn auch nicht so laut und kräftig, wie König Wilhelm es von seinen gesunden Kriegern zu hören gewohnt war.

Die verwundeten Oesterreicher, die in buntem Gemisch und in größerer Zahl zwischen den Preußen lagen, riefen dem Könige zwar kein Willkommen entgegen, aber auch sie richteten sich, wenn sie es vermochten, auf ihrem Schmerzenslager in die Höhe, und wendeten neugierig ihre Blicke auf den Feind ihres Kaisers.

Nach rechts und links freundlich grüßend, schritt der König durch die Reihen der Lagerstätten dahin, bald hier, bald dort ein Wort der Theilnahme, der Ermuthigung oder des Trostes spendend.

Als er in das zweite Gemach eintrat, wendete er sich rasch einem Bette zu, auf welchem soeben einem Landwehroffizier, dem beide Beine amputirt waren, ein frischer Verband angelegt wurde.

Theilnahmvoll blickte der Monarch in die schmerzverzerrten Züge des Leidenden, und als derselbe nach dem in eben diesem Augenblicke beendeten Verbande erschöpft auf sein Lager zurücksank, sagte der König:

„Irre ich nicht, so sind Sie der Aktuarius Grünbaum vom Oberlandesgericht in Breslau?“

„Zu Befehl, Euer Majestät!“ entgegnete mit matter Stimme der Schwerverwundete.

„Wenn Sie genesen — was ich Ihnen von Herzen wünsche — so wenden Sie sich an mich, im Fall Sie durch Ihre Verwundung

verhindert sein sollten, Ihrer Stelle bei der Justiz ferner vorzustehen! — Ich werde dann sehen, zu welcher Versorgung Ihr Zustand und Ihre Kenntnisse Sie geeignet machen."

„Ich danke Eurer Majestät von ganzem Herzen," stammelte der Lieutenant Grünbaum, und machte einen Versuch, sich halb emporzurichten; aber es gelang ihm nicht, und er konnte einen Schmerzensschrei, welchen die Anstrengung ihm erpreßte, nicht ganz unterdrücken.

„Schonen Sie sich!" sagte freundlich der König, und zu dem General von Alvensleben sich wendend, fügte er hinzu:

„Schreiben Sie sich den Namen des Lieutenant Grünbaum auf und erinnern Sie mich an mein Versprechen, wenn die Gelegenheit kommen sollte, es zu halten!"

Der General-Adjutant that, wie ihm befohlen war, der König aber erkannte in eben diesem Augenblicke in dem Nachbar des Actuarius-Lieutenant Grünbaum den sächsischen Oberst und Brigade-Commandeur von Boxberg, der ihm bei seinen wiederholten Besuchen in Dresden persönlich bekannt geworden war.

Er trat zu dessen Lager, sprach gegen ihn einige Worte des Bedauerns darüber aus, die Sachsen als Feinde sich gegenüber, statt als Freunde an seiner Seite zu haben, lobte deren auch jetzt wieder bewährte Tapferkeit, eilte dann aber, ohne den Dank des Oberst von Boxberg abzuwarten, hinweg, denn die Zeit drängte ihn, an den Ort seiner heutigen Bestimmung zu gelangen, wo er mit Bestimmtheit Nachrichten von der höchsten Wichtigkeit zu empfangen erwartete.

Durch den sausenden Galopp der Pferde wurde die in dem Feldlazareth zu Libusa verlorene Zeit einzubringen gesucht, und nach unglaublich kurzer Zeit hielten die keuchenden und mit Schaum bedeckten Thiere auf dem Marktplatze von Gitschin an, wo für den König in dem ersten Gasthause des kleinen Ortes Quartier gemacht worden, und vor welchem als Ehrenwache bereits eine Compagnie des 1. pommer'schen Infanterie-Regimentes, — Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV., Nr. 2, mit der Bataillonsfahne und der Regimentsmusik, aufgestellt war.

Kaum hatte hier der König das für ihn bestimmte Zimmer betreten, als er sich auch schon über die Stellung der Hauptcorps seiner Armee Rapport erstatten ließ.

Aus diesem ging hervor, daß die sogenannte Elb-Armee über Horiz hinaus, in der Richtung gegen Königgrätz, vorgedrungen

die Fahne zeigte, das schützende Asyl eines Feldlazarethes aufgeschlagen, selbst unter dem wilden Toben des heißesten Kampfes gleich heilig für Freund und Feind.

Der König, der keine Gelegenheit versäumte, seine Theilnahme und seine Sorgfalt für die Soldaten seines Heeres zu beweisen, und der es verstand, dadurch die Liebe und Anhänglichkeit der Offiziere wie der Mannschaften für seine Person stets neu zu wecken oder zu beleben, verließ den Wagen und betrat, gefolgt von den wenigen Personen, welche seinen Wagen getheilt hatten, die niedrigen und engen Räume, welche den Leidenden zum Aufenthalte dienten.

Bei dem Anblicke des Königs, den mehrere der verwundeten Preußen auf den ersten Blick erkannten, obgleich er nur den einfachen, bis an den Hals zugeknöpften und mit keinem Orden geschmückten Ueberrock trug, schienen sie für einen Augenblick ihre Schmerzen zu vergessen und dem Monarchen tönte ein freudiges: „Es lebe der König!“ entgegen, wenn auch nicht so laut und kräftig, wie König Wilhelm es von seinen gesunden Kriegern zu hören gewohnt war.

Die verwundeten Oesterreicher, die in buntem Gemisch und in größerer Zahl zwischen den Preußen lagen, riefen dem Könige zwar kein Willkommen entgegen, aber auch sie richteten sich, wenn sie es vermochten, auf ihrem Schmerzenslager in die Höhe, und wendeten neugierig ihre Blicke auf den Feind ihres Kaisers.

Nach rechts und links freundlich grüßend, schritt der König durch die Reihen der Lagerstätten dahin, bald hier, bald dort ein Wort der Theilnahme, der Ermuthigung oder des Trostes spendend.

Als er in das zweite Gemach eintrat, wendete er sich rasch einem Bette zu, auf welchem soeben einem Landwehroffizier, dem beide Beine amputirt waren, ein frischer Verband angelegt wurde.

Theilnahmvoll blickte der Monarch in die schmerzverzerrten Züge des Leidenden, und als derselbe nach dem in eben diesem Augenblicke beendeten Verbande erschöpft auf sein Lager zurücksank, sagte der König:

„Irre ich nicht, so sind Sie der Aktuarius Grünbaum vom Oberlandesgericht in Breslau?“

„Zu Befehl, Euer Majestät!“ entgegnete mit matter Stimme der Schwerverwundete.

„Wenn Sie genesen — was ich Ihnen von Herzen wünsche — so wenden Sie sich [illegible] Fall Sie durch Ihre Verwundung

verhindert sein sollten, Ihrer Stelle bei der Justiz ferner vorzustehen! — Ich werde dann sehen, zu welcher Versorgung Ihr Zustand und Ihre Kenntnisse Sie geeignet machen."

„Ich danke Eurer Majestät von ganzem Herzen," stammelte der Lieutenant Grünbaum, und machte einen Versuch, sich halb emporzurichten; aber es gelang ihm nicht, und er konnte einen Schmerzensschrei, welchen die Anstrengung ihm erpreßte, nicht ganz unterdrücken.

„Schonen Sie sich!" sagte freundlich der König, und zu dem General von Alvensleben sich wendend, fügte er hinzu:

„Schreiben Sie sich den Namen des Lieutenant Grünbaum auf und erinnern Sie mich an mein Versprechen, wenn die Gelegenheit kommen sollte, es zu halten!"

Der General-Adjutant that, wie ihm befohlen war, der König aber erkannte in eben diesem Augenblicke in dem Nachbar des Actuarius-Lieutenant Grünbaum den sächsischen Oberst und Brigade-Commandeur von Boxberg, der ihm bei seinen wiederholten Besuchen in Dresden persönlich bekannt geworden war.

Er trat zu dessen Lager, sprach gegen ihn einige Worte des Bedauerns darüber aus, die Sachsen als Feinde sich gegenüber, statt als Freunde an seiner Seite zu haben, lobte deren auch jetzt wieder bewährte Tapferkeit, eilte dann aber, ohne den Dank des Oberst von Boxberg abzuwarten, hinweg, denn die Zeit drängte ihn, an den Ort seiner heutigen Bestimmung zu gelangen, wo er mit Bestimmtheit Nachrichten von der höchsten Wichtigkeit zu empfangen erwartete.

Durch den sausenden Galopp der Pferde wurde die in dem Feldlazareth zu Libusa verlorene Zeit einzubringen gesucht, und nach unglaublich kurzer Zeit hielten die keuchenden und mit Schaum bedeckten Thiere auf dem Marktplatze von Gitschin an, wo für den König in dem ersten Gasthause des kleinen Ortes Quartier gemacht worden, und vor welchem als Ehrenwache bereits eine Compagnie des 1. pommer'schen Infanterie-Regimentes, — Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV., Nr. 2, mit der Bataillonsfahne und der Regimentsmusik, aufgestellt war.

Kaum hatte hier der König das für ihn bestimmte Zimmer betreten, als er sich auch schon über die Stellung der Hauptcorps seiner Armee Rapport erstatten ließ.

Aus diesem ging hervor, daß die sogenannte Elb-Armee über Horiz hinaus, in der Richtung gegen Königgrätz, vorgedrungen

war, während sich das Hauptquartier der zweiten Armee, oder der des Kronprinzen, noch in Königinhof befand, folglich so weit von der ersten Armee entfernt, daß beide Corps noch keine Fühlung miteinander hatten, sondern gegenseitig nur durch die Nachrichten in Verbindung standen, welche von dem einen zu dem andern hinüber und herüber flogen.

Der König wurde durch diese Berichte einen Augenblick in dem Entschlusse schwankend, ob er sich vorwärts, nach Horiz, oder rückwärts, nach Königinhof, begeben sollte, um das Commando über die combinirten Armeen zu übernehmen; doch die Umstände entschieden, wie wir bald sehen werden, seine Meinung.

Vorläufig jedoch wurde nach einer Berathung mit dem Prinzen Friedrich Carl bestimmt, daß der König am nächsten Morgen um 9 Uhr mit seinem militärischen Gefolge sich zu einer ausführlichen Besprechung mit dem Kronprinzen nach Königinhof begeben sollte.

Wie in Reichenberg, so wollte auch in Gitschin eine Deputation, die aus den ersten Mitgliedern der Behörden und der Geistlichkeit gebildet war, eine Audienz von dem Könige erbitten.

Schon bei der Ankunft in Gitschin war dieselbe an dem Eingange der Stadt aufgestellt, aber der Wagen des Königs flog blitzschnell an den ängstlich harrenden Männern vorüber, denn der König von Preußen, der in diesem Augenblicke mehr als je in dem eigenen Lande oberster Kriegsherr war, hatte Wichtigeres zu thun, als die langathmigen Reden solcher Deputationen anzuhören, welche in der Regel das Langweiligste und Lästigste sind, was die Ohren der Mächtigen der Erde anzuhören bekommen, um so langweiliger und lästiger, da die Angeredeten sich bei solchen Gelegenheiten meistens gezwungen sehen, dem Ausdrucke ihrer Mienen einen unangenehmen Zwang aufzuerlegen.

Die Deputation mußte nach dieser ersten Täuschung auf eine günstigere Gelegenheit warten, ihre Worte anzubringen, die von der höchsten Wichtigkeit für die ganze Stadt und deren sämmtliche Bewohner waren, denn es galt, Gitschin gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, es hätten seine Bürger, eben so wie die von Trautenau, bei dem Einrücken der Preußen aus den Häusern auf dieselben geschossen.

In Folge dieser schweren Anklage, welche über den Bürgermeister von Trautenau und viele Bürger dieser Stadt so furchtbare Leiden durch eine ebenso grausame, als ungerechte Behandlung herbeigeführt

17*

hatte, folgte daher die Deputation nur zitternden Herzens dem königlichen Wagen, und harrte dann in dem Erdgeschosse des Gasthauses, welches von Uniformen aller Art überfüllt war, in ängstlicher Erwartung, ob der König von Preußen überhaupt Zeit und Lust haben würde, sie anzuhören.

Sie fühlten sich daher schon bedeutend erleichtert, als nach einer Stunde bangen Harrens ein Adjutant des Königs ihnen mittheilte, daß Seine Majestät sie erwartete.

Der erwählte Sprecher der Deputation nahm daher mit bebender Stimme das Wort, doch als er sah, daß des Königs Miene nur gespannte Aufmerksamkeit aussprach, nicht aber finstern Zorn, gewann er allmälig Muth und Festigkeit, und im Vertrauen auf die Wahrheit, die er zu vertreten berufen war, sagte er mit so wenigen Worten, als die Umstände dies zuließen, zugleich aber auch erforderten:

„Eure Majestät, die Bewohner Gitschins, welche durch die bei ihrer Stadt vorgefallene Schlacht schon sehr schwer mitgenommen sind, haben mit Schrecken, zugleich aber auch mit gerechtem Unwillen vernommen, daß durch die Befehlshaber von Eurer Majestät Truppen gegen die Bürgerschaft die furchtbare Anklage erhoben wurde, sie hätte bei dem Einrücken der Preußen aus den Häusern auf dieselben geschossen."

Der Redner hielt bei diesen Worten inne, als erwarte er, daß König Wilhelm diese Anklage entweder bestätigen oder widerlegen würde; als der Monarch aber schwieg, ohne daß eine Miene seines Gesichtes sich veränderte, fuhr er fort:

„Ich kann Eurer Majestät in meinem Namen, so wie in dem der ganzen Stadt, die heilige Versicherung geben, daß wir uns dieses Vergehens nicht schuldig gemacht haben, welches, wie ich selbst bekenne, für friedliche Bürger ein unverantwortliches Verbrechen wäre."

Wieder hielt der Sprecher inne, die Blicke ängstlich forschend auf das Gesicht des Königs richtend und irgend eine Aeußerung desselben erwartend.

Aber wieder schwieg König Wilhelm, ohne daß der Ausdruck seines Gesichtes etwas Anderes verrieth als Aufmerksamkeit auf die Worte des Redners.

Dieser sah sich dadurch gezwungen, abermals fortzufahren, aber er that dies mit unsichererer Stimme als bisher, indem er sagte:

„Allerdings können wir nicht in Abrede stellen, daß aus den Fenstern auf die einrückenden Truppen Eurer Majestät geschossen wor-

den ist, aber nicht die friedlichen Bürger thaten dies, sondern die Sachsen, von denen sich viele in die Häuser geworfen hatten, um durch das aus denselben eröffnete Feuer ihren Rückzug zu sichern, was ihnen auch gelungen ist."

Wieder hielt der Redner inne, der König von Preußen aber, der erkannte, daß die Deputation ihrer Vertheidigung jetzt nichts mehr hinzuzufügen hätte, sagte daher mit ernster Stimme die folgenden Worte, die wir für authentisch halten müssen, da sie von preußischer Seite mitgetheilt und nicht widerlegt wurden:

„Ich kann diesen einseitigen Fall nicht untersuchen; denn da die Sachsen abgezogen sind, so fehlt jeder Zeugenbeweis. Nichtsdestoweniger ist das Factum richtig, daß in verschiedenen Städten auf meine Truppen geschossen worden ist, und daß sich eine große Unbereitwilligkeit der Einwohner zeigt, meine Soldaten zu verpflegen. Alle Behörden und viele der wohlhabendsten Einwohner sind geflohen, so daß dadurch Einquartierung und Verpflegung erschwert wird. Auch hier in Ihrer Stadt ist dies der Fall. Ich führe aber keinen Krieg gegen Ihre Nation, sondern nur gegen die Armeen, die mir gegenüberstehen. Wollen die Einwohner sich indessen wirklich feindlich gegen meine Truppen benehmen, so werde ich mich zu Repressalien genöthigt sehen. Meine Truppen sind keine wilden Horden und verlangen nur das zum Leben unbedingt Nothwendige. Ihre Sorge ist es, ihnen keine Veranlassung zu gerechten Klagen zu geben. Sagen Sie den Einwohnern, daß ich nicht gekommen bin, um Krieg gegen friedliche Bürger zu führen, sondern die Ehre Preußens gegen Verunglimpfung zu vertheidigen."

„Eure Majestät," begann der Redner der Deputation, und wollte die Beschuldigungen, die in den Worten des Königs lagen, widerlegen, oder wenigstens die Bewohner Gitschins, so weit sie durch dieselben mit betroffen wurden, rechtfertigen; König Wilhelm aber winkte ziemlich ungnädig mit der Hand, wendete sich zu den Mitgliedern seines Gefolges, die der Audienz beigewohnt hatten, und die Gitschiner waren damit entlassen.

Die größte Sorge der Bewohnerschaft — daß schon jetzt die Repressalien, von welchen des Königs eigene Worte mit besonderer Betonung gesprochen hatten, gegen die — wenn auch unbegründete — Anklage zur Anwendung gebracht werden würden, war zwar bei den Mitgliedern der Deputation verschwunden, aber dennoch ent-

fernten sich dieselben, ohne durch die Rede des Königs von Preußen befriedigt zu sein; vielmehr fühlten sich einige der Deputirten durch dieselbe erbittert, und sobald sie sich außer dem Bereiche der preußischen Wachen erblickten, machten sie ihren Gefühlen um so rückhaltsloser Luft, da sie hoffen durften, von etwa vorübergehenden Preußen, ihres Dialektes wegen, wenn auch gehört, doch nicht verstanden zu werden.

„Der König von Preußen macht es uns zum Vorwurf, daß die Bewohner Böhmens Unbereitwilligkeit zeigen, diese unwillkommenen Gäste zu verpflegen!“ sagte einer der Gitschiner. „Er verlangt doch nicht etwa, daß wir den Feinden mit besonders freundlicher Miene entgegenkommen und ihnen unsere besten Bissen bieten sollen, uns mit den Brosamen begnügend, die sie von unserer Tafel gnädigst für uns übrig lassen?“

„Das wird er wohl gerade nicht gemeint haben,“ entgegnete auf diese Frage mit spöttelndem Tone ein Anderer. „Er wollte uns wahrscheinlich nur an das Sprichwort erinnern, daß man zum bösen Spiele eine gute Miene machen muß; und wahrlich, bös genug ist das Spiel.“

„Nicht gegen unsere Nation führen die Preußen Krieg, wie ihr König mit huldvoller Miene versicherte,“ nahm ein Dritter das Wort; „ich aber möchte hinzusetzen, gegen die Nation vielleicht nicht, wohl aber gegen ihre Geldbeutel und ihre Speisekammern!“

„Das Privatvermögen soll geachtet werden, lauten die hochtrabenden Proclamationen der preußischen Generale,“ sagte Der, welcher zuerst gesprochen hatte. „Bilden denn aber diese Herren Epaulettenträger sich etwa ein, die Contributionen, die jede Stadt zahlen muß, in welcher die Herren nur ihre Nasenspitze blicken lassen, fielen vom Himmel herab oder kämen wohl gar aus dem Säckel des Kaisers? — Sind diese Contributionen etwa nicht ein Angriff auf das Privateigenthum des friedlichen Bürgers und Landmannes? — Sind diese Erpressungen, die unter allerhand Drohungen mit der größten Strenge eingetrieben werden, nicht offenbar eine Art Strafe, die man uns für den Krieg auferlegt, obgleich wir doch gewiß an demselben so unschuldig sind, wie das Kind im Mutterleibe?“

„Ich wenigstens,“ bemerkte ein anderes Mitglied der Deputation, „ich würde für meinen Theil die Preußen, wie schon früher, so auch jetzt, sehr gern bei mir gesehen haben, wenn sie als friedliche Gäste gekommen wären und wie sonst bezahlt hätten, was sie von mir ver-

langten; aber daß ich sie als Feinde und ohne Bezahlung mit freundlicher Bereitwilligkeit verpflegen soll, das kann doch wahrlich nur ein — König von Preußen von mir verlangen."

„Wenigstens können die Contributionen nicht als Repressalien bezeichnet werden, denn sie sind das erste Geschäft, das die Preußen sich angelegen sein lassen, sobald sie in einen Ort einrücken. Viel eher," fügte der Redende mit gedämpfter Stimme hinzu, indem er sich vorsichtig umsah, als fürchte er, von einem Preußen gehört und verstanden zu werden, „viel eher könnten sie uns zu Repressalien herausfordern, und wenn Viele so dächten, wie ich —"

„Still, um Gottes Willen!" fiel ein Anderer ihm ängstlich in das Wort, und auch die Uebrigen schienen durch diese hingeworfene Aeußerung so eingeschüchtert zu sein, daß trotz des Unwillens und der finstern Stimmung Aller eine Pause in dem Austausche ihrer Meinungen entstand.

Nach kurzer Zeit jedoch nahm Der, welcher die ersten Klagen ausgesprochen hatte, wieder das Wort.

„Was mich in der Rede des Königs von Preußen am meisten verdrossen hat," sagte er mit einem tiefen Seufzer, „das war die Stelle: „Meine Truppen verlangen nur das zum Leben unbedingt Nothwendige!" — Freunde," fuhr er fort, „ich bin gerade nicht arm, wie Ihr wißt, aber dennoch würde ich Gott danken, wenn ich für mich und die Meinigen täglich zu meinem Unterhalte das hätte, was der König das für seine Truppen zum Leben unbedingt Nothwendige nennt."

„Weißt Du denn so genau, was der König darunter versteht?" fragte einer der Deputirten.

„Das ist nicht schwer zu verstehen, wenn man es schwarz auf weiß als officielle Bekanntmachung vor sich hat," sagte der Gefragte.

Zugleich zog er ein Zeitungsblatt aus der Tasche, entfaltete es und las den Uebrigen, die ihn mit großer Aufmerksamkeit anhörend, stehen blieben, daraus das Folgende vor:

„In Ansehung der Verpflegung der im Königreich Sachsen stehenden königlichen preußischen Truppen befehle ich Nachstehendes:

1. Die Offiziere, im Offizierrange stehenden Beamten, Portépéefähnriche, Feldwebel und Offizierdienst

leistenden Unteroffiziere werden von den Quartiergebern verpflegt und haben Anspruch auf:

Kaffee mit Zuthat des Morgens; Mittagsbrod, bestehend in Suppe, Fleisch und Gemüse, Braten und einer Flasche Wein; Kaffee des Nachmittags; Abendbrod mit einer Flasche guten Bieres.

2. Den übrigen Unteroffizieren und Mannschaften, sowie den Beamten, competiren täglich:

$^3/_4$ Pfund Fleisch oder $^3/_8$ Pfund Speck, $^1/_4$ Pfund Reis oder $^1/_8$ Pfund Graupen, oder $^3/_8$ Pfund Hülsenfrüchte, oder 4 Pfund Kartoffeln, 1 Loth Kaffee (in gebrannten Bohnen) $1^1/_2$ Loth Salz, $^1/_{12}$ Quart Branntwein, 1 Quart Bier, 2 Pfund Brot und 3 Loth Rauchtabak oder 6 Stück Cigarren."

Der Vorleser steckte das Blatt wieder in die Tasche, indem er sagte:

„Unterzeichnet sind diese bescheidenen Anforderungen von Seiner Excellenz dem Herrn General-Lieutenant von der Mülbe."

Erschrocken über die Leistungen, die ihnen zugemuthet wurden, — denn in Böhmen verlangten die Preußen sicher nicht weniger, als ihnen in Sachsen zugesprochen worden war — blickten die Gitschiner einander an.

„Es ist nur gut," nahm nach einer Pause der Verkünder der sächsischen Verpflegungsvorschriften wieder das Wort, und seine Stimme hatte dabei einen Klang bittern Hohnes, „es ist nur gut, daß wir jetzt wissen, was für einen preußischen Soldaten das zum Leben unbedingt Nothwendige ist."

„Ach, die armen, bedauernswerthen preußischen Soldaten!" seufzte mit spöttischem Mitleid eines der Deputationsmitglieder.

„Nun, ich dächte doch, bei einer solchen Verpflegung sind sie nicht zu bedauern," meinte ein Anderer.

„In Sachsen und bei uns freilich nicht," entgegnete der Spötter. „Ich beklage sie auch nur wegen der kläglichen Existenz, die sie in ihrem Vaterlande führen müssen, denn ich wollte darauf wetten, daß dort nicht ein Einziger von ihnen täglich das zum Leben Nothwendige hat, wie der König von Preußen sich auszudrücken geruhte."

„Freunde," sagte ein Anderer, „die Worte des Königs darf man nicht so genau nehmen. Vielleicht sprachen sie sogar seine aufrichtige Meinung aus, aber er weiß wahrscheinlich eben so wenig, was seine

Generale in dieser Beziehung befehlen, als was für den Soldaten zu Hause als unbedingt nothwendig zum Leben betrachtet wird."

„Ich bin der Meinung," klang eine der Stimmen, „es wird dem Könige erzählt worden sein, die Soldaten beanspruchten wirklich nur das Nothwendigste, und er nimmt diese Versicherung auf Treue und Glauben hin, denn Ihr wißt wohl, daß die hohen Herren oft nicht mehr von der Wahrheit erfahren, als ihre Umgebung ihnen davon zukommen zu lassen für gut befindet."

„So wird es freilich erklärlich," bemerkte der vorhin erwähnte Spötter, „daß der König sich auch in allem Ernste einbildet, seine Soldaten achteten das Privateigenthum!"

„Meine Lieben," nahm ein Geistlicher das Wort, welcher zu den angesehensten Mitgliedern der Deputation gehörte, bisher aber an dem Gespräche der Uebrigen noch keinen Antheil genommen hatte, „die Preußen und ihr König sind Ketzer; das heißt genug sagen."

Er hatte in diesem Augenblicke seine Wohnung erreicht und trat in dieselbe ein, indem er die Abschiedsworte sprach:

„Gottes Segen sei mit Euch."

Auch die anderen Mitglieder der Deputation trennten sich jetzt, um mit Ingrimm im Herzen ihre Mitbürger zu ermahnen, für die Verpflegung der preußischen Soldaten das zum Leben unbedingt Nothwendige herbeizuschaffen, um dadurch die Repressalien abzuwenden, mit denen der König von Preußen gedroht hatte.

XVIII.

Die Versöhnung am Grabe.

Auf dem Salzring in Breslau, der auch der Blücherplatz genannt wird, seitdem auf demselben die schöne Reiterstatue des Fürsten Blücher errichtet wurde, welche die Provinz Schlesien durch die Meisterhand Rauchs dem Helden von Wahlstadt in dankbarer Erinnerung an dessen Heldenthaten widmete, standen in den letzten Tagen des Juni 1866 ein schönes, junges Mädchen in der einfach-eleganten Kleidung der höheren Gesellschaftskreise, und ein bejahrter, dem Greisenalter naher Mann, den eine einfache Livrée als Diener

bezeichnete, dessen Augen aber feurig glänzten, als wollten sie seinem grauen Haare und Barte Hohn sprechen.

Bewundernd blickte der Mann auf das herrliche Standbild, und mit dem Tone der Begeisterung rief er aus:

„Ja, Vater Blücher, Du warst ein wahrer Held, ein echter Haudegen von altem Schrot und Korn, und so ganz Du auch Soldat gewesen bist, würde doch jetzt Manches anders und besser sein, hättest Du Deine oft derben Worte noch mitzusprechen!"

„Ich bitte Dich, mein theurer Ernst," sagte mit besorgtem Tone die junge Dame an der Seite des alten Mannes, „sprich nicht so laut und so aufgeregt, denn Du weißt wohl, daß wir die dringendste Ursache haben, Alles sorgfältig zu vermeiden, was die Aufmerksamkeit auf uns lenken könnte."

Lächelnd entgegnete der scheinbare Diener — denn daß er dies nicht wirklich war, verrieth die vertrauliche Anrede des jungen Mädchens:

„Hier in Breslau kann es uns gewiß keinen Nachtheil zuziehen, wenn ich auch noch so laut den Ruhm des Vater Blücher preise; übrigens begehst Du selbst, meine theure Pauline, die Unvorsichtigkeit, vor der Du mich warnst, denn wenn zufällig ein in der Nähe Stehender Deine Worte gehört hätte, so würde ihm unser Verhältniß jedenfalls in einer oder der andern Art verdächtig erschienen sein."

Die Dame, in welcher unsere Leser durch den Austausch der beiden Namen Ernst und Pauline ohne Zweifel schon das Fräulein von Eisenstern, so wie in ihrem Begleiter den Hauptmann von Arnheim erkannt haben, erröthete dunkel bei der Aeußerung ihres Verlobten, denn sie erkannte, in welchem falschen Lichte sie hätte erscheinen müssen, wären ihre mit liebevollem Tone ausgesprochenen Worte belauscht worden.

Sie entgegnete daher mit leiser Stimme, und indem sie sich scheu umsah, um gewiß zu sein, daß außer ihrem Begleiter Niemand sie hören könnte:

„Du hast Recht, Ernst, aber ich gestehe Dir offen, daß der Zwang, den ich mir fortwährend anthun muß, mir mit jeder Stunde lästiger wird. Es bereitet mir eine wahre Pein, Dich die unwürdige Rolle, zu der die Verhältnisse Dich leider verurtheilt haben, noch länger fortspielen zu sehen. Ich bitte Dich daher, laß uns Breslau so bald als möglich fliehen, und nach meiner geliebten Heimat zurückkehren."

„So gütig und liebevoll meine Herrin auch ist," sagte mit einem

bitterwehmüthigen Lächeln der Hauptmann Arnheim, „muß ich dennoch gestehen, daß die Livrée auch mir lästig wird, und daß ich mich danach sehne, die Kleidung wieder anzulegen, die meinem Stande gebührt. — Weshalb aber, meine theure Pauline, sprachst Du von der Rückkehr in Deine Heimat, und nicht in unsere? — Ist Oesterreich nicht eben so gut mein Vaterland wie das Deinige, besonders seitdem das letzte Band zerrissen ist, welches mich an Preußen knüpfte?" fügte er mit einem tiefen und schmerzlichen Seufzer hinzu.

Pauline wollte die Gedanken an den gefallenen Bruder ihres Verlobten, bei dem sie die finsteren Erinnerungen an dessen Tod glücklich verbannt hatte, nicht wieder aufkommen lassen, denn noch immer war sie nicht ganz befreit von der Furcht vor einem Rückfalle der fixen Idee des Brudermörders; sie sagte deshalb rasch:

„Ich glaube, es steht unserer Abreise jetzt nichts mehr im Wege; laß' uns dieselbe daher so viel als möglich beschleunigen, um Prag zu erreichen, ehe uns der Weg dahin durch das beständige Vorrücken der Preußen abgeschnitten wird."

„Prag sicher zu erreichen bezweifle ich nicht," entgegnete Hauptmann von Arnheim, „denn der Paß, in dessen Besitz Du bist, wird ohne Schwierigkeit von der hiesigen Commandantur visirt werden und wir haben dann im Rücken der preußischen Armee kein Hinderniß unserer Reise zu befürchten."

Während sie den Weg zu dem Hotel Zettlitz, an der Promenade, nahe dem märkischen Bahnhofe, einschlugen, und dabei, um Breslau etwas näher kennen zu lernen, den Umweg durch die Schweidnitzer-Straße an der Brandstätte des einst so schönen und stattlichen Schauspielhauses und dem nahe dabei gelegenen Gouvernementsgebäude nicht scheuten, setzten sie mit leiser Stimme ihr Gespräch fort, ohne darauf zu achten, daß es leicht auffallen könnte, den greisen Diener in eifriger Unterhaltung an der Seite seiner Herrin gehen zu sehen.

Auf die letzte Aeußerung Arnheims antwortend, entgegnete Pauline:

„Wären denn nicht mit der Erreichung Prags zugleich auch alle meine Wünsche erfüllt, da wir auf dem Gute meiner Tante in aller Ruhe auf volle [illegible] [illegible] dürfen?"

„Pauline," sagte der Hauptmann [illegible], „hat [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]."

„Wie so das, mein theurer Freund?“ entgegnete Pauline und schlug verlegen die Augen nieder, denn ihr Gewissen sagte ihr, daß sie in der That nicht ganz aufrichtig gesprochen hatte.

„Soll ich Dir das wirklich erst sagen?“ fragte ihr Verlobter, und als sie ihm darauf die Antwort schuldig blieb, fuhr er fort:

„Du kannst mich unmöglich unter so großen Gefahren der einen Gefangenschaft entrissen haben, um mich in eine neue zu stürzen, die für schimpflich gelten müßte, während die erste nur eine unabwendliche Folge trauriger Umstände war.“

Sie hatten jetzt ihre Wohnung in dem Hotel Zettlitz erreicht und brauchten ihren Worten und Gefühlen daher weniger Zwang anzuthun.

„Schimpflich?“ fragte Pauline, und sah den Hauptmann forschend an.

„Ja, schimpflich, meine theure Pauline,“ entgegnete er, „denn nachdem ich durch Dich meine Freiheit erlangte, ist es meine erste Pflicht, so schnell als irgend möglich zu meinem Regimente zu eilen, um die ferneren Kämpfe und Gefahren desselben mit meinen Kameraden zu theilen.“

„Denkst Du daran wirklich?“ fragte sie schüchtern; denn so gern sie ihn den weiteren Gefahren entzogen gesehen hätte, sagte ihr doch ihr feiner Tact, daß ihr Verlobter Recht hätte. Sie that daher die Frage nur zum Schein, denn sie wußte, daß seine Antwort nicht anders ausfallen konnte, als sie wirklich ausfiel.

„Kann ich an etwas Anderes denken?“ fragte er. „Müßte ich nicht den gerechten Vorwurf der Feigheit auf mich laden, wenn ich mich wirklich durch Dich überreden ließe, mit Dir auf dem Gute Deines Vaters eine Sicherheit zu suchen, die überdies jedenfalls trügerisch und von kurzer Dauer sein würde, denn nur zu bald erführen ohne allen Zweifel die Preußen, wer ich bin und ich geriethe dann nicht nur in eine neue Gefangenschaft, sondern ich würde auch als wiederergriffener Ranzionirter der strengsten Behandlung unterworfen.“

„Ich fürchte, Du hast Recht!“ entgegnete Pauline mit einem schmerzlichen Seufzer.

„Gewiß habe ich Recht, mein theures Mädchen,“ sagte der Hauptmann von Arnheim: „deshalb muß ich wünschen, bei unserer Ankunft in Prag den Weg nach Wien noch frei zu finden, um unsere Nordarmee auf dem kürzesten Wege erreichen zu können; denn wäre

dies nicht der Fall, so müßte ich den weiten Umweg über Oberösterreich oder wohl gar über Baiern einschlagen. — Oder kannst Du es wohl dulden, Pauline, daß auf meiner Ehre auch nur der leiseste Makel hafte?"

„So wenig wie auf meiner eigenen!" entgegnete Pauline rasch, indem sie stolz den Kopf erhob.

„Ja, Du hast Recht, mein geliebter Freund," fuhr sie dann fort. „Schicke daher unverzüglich meinen Paß zu der Behörde und lasse ihn legitimiren, denn schon heute Abend wollen wir unsere Rückreise antreten, nachdem wir, um den Schein zu bewahren, zwar erst einen Tag, aber doch schon lange genug, in Breslau gewesen sind."

„Ich werde selbst gehen," sagte Hauptmann von Arnheim, „denn ich halte das für besser."

„Möchte es Dein letzter Act der Dienstbarkeit sein," sagte Pauline zärtlich und gab ihm einen herzlichen Kuß, um ihn zu dem unangenehmen Gange zu ermuthigen.

„Dir, meine theure Pauline, will ich mit Freuden mein ganzes Leben lang dienstbar sein," sagte Arnheim zärtlich. „Freilich aber" — fügte er zögernd hinzu, „wünschte ich, daß dies in einer andern Uniform geschehen möchte, als in meiner jetzigen."

„Leider ist sie zu Deiner Sicherheit noch immer nothwendig!" sagte Pauline, worauf er hinweg eilte, um den Paß zu besorgen.

Ohne Umstände oder Hindernisse wurde Alles in Ordnung gebracht, und an demselben Abend traten die Dame und ihr vorgeblicher Diener die Rückreise nach Böhmen an.

Ohne irgend ein Hinderniß legten sie die Strecke bis Schmiedeberg mit der Eisenbahn zurück, so weit diese führte; als sie aber den [illegible] Ort erreichten, trafen sie auf Schwierigkeiten [illegible], die sie nicht in Berechnung gezogen hatten, [illegible]

[illegible]

Pferde disponibel haben würden, da die jetzt ununterbrochenen Militärtransporte der verschiedensten Art fortwährend alle Fuhrwerke in Anspruch nähmen.

Hauptmann von Arnheim kannte das gewöhnliche Manöver der Gastwirthe und Kellner, die bei ihnen einkehrenden Gäste so lange als möglich zurückzuhalten, um mit Anstand die Rechnung anschwellen lassen zu können; er sagte daher, ohne die Versicherung des Kellners zu beachten, zu Pauline sich wendend:

„Wenn Sie es mir erlauben, mein gnädiges Fräulein, werde ich mich selbst um einen Wagen bemühen."

„Thue das, mein guter Ernst," entgegnete Pauline, auf seine Absicht eingehend, „denn Du weißt, daß mir viel daran liegt, meine Reise ohne Hinderniß fortzusetzen."

Der Kellner lächelte verschmitzt, als er dies hörte und sagte dann:

„Wenn Sie sich selbst davon überzeugen wollen, daß ich Ihnen die Wahrheit sagte, so werde ich Ihnen den Hausknecht mitgeben, damit Sie sich zurecht finden."

„So lassen Sie ihn gleich bereit sein," entgegnete Hauptmann von Arnheim, und zu Pauline sich wendend fügte er hinzu:

„Binnen wenigen Minuten hoffe ich einen Wagen gefunden zu haben."

„Darin irren Sie," sagte mit spöttischem Tone der Kellner, „denn vor zwei Stunden können Sie kaum zurück sein, wenn Sie sich auch noch so sehr beeilen."

„Sind Sie närrisch?" brauste der Hauptmann auf. „In einem Neste von kaum 4000 Einwohnern sollte man zwei Stunden brauchen, um einen elenden Fiakerkutscher aufzufinden?"

Der Kellner schien sich in seinem kleinstädtischen Stolze durch die beiden Aeußerungen Arnheim's „Nest" und „elender Fiakerkutscher" beleidigt zu fühlen, denn er entgegnete mit einem so derben Tone, wie er ihn sich gegen einen Livréebedienten wohl erlauben zu dürfen glaubte:

„Schmiedeberg mag nach Ihren Begriffen freilich nur ein Nest sein, deshalb können Sie aber dennoch nicht vor zwei vollen Stunden zurück sein, um Ihrer gnädigen Herrschaft Nachricht zu bringen, ob einer unserer elenden Fiaker — die übrigens Beide so gute und kräftige Pferde besitzen, wie unsere Gegend es nothwendig macht — Zeit und Lust haben, Ihren Wunsch nach einer Fuhre zu erfüllen,

wenn nämlich Ihr gnädiges Fräulein geneigt ist, die Forderung eines oder des andern Fuhrherrn zu befriedigen, die wahrscheinlich ziemlich hoch sein wird, denn in dieser Zeit verdienen die Fuhrwerksbesitzer in unserer Gegend ungeheuer viel Geld!"

Pauline sah, daß Ihr Verlobter auf diese etwas unverschämte Aeußerung des Kellners eine zornige und zurechtweisende Antwort geben wollte; sie fürchtete aber mit Recht, daß eine solche Unbesonnenheit in ihrer Lage sehr nachtheilige Folgen haben könnte, und sagte daher hastig:

„Geh, mein guter Ernst; scheue den weiten Weg nicht; achte auch nicht auf eine hohe Forderung, selbst wenn Du sie unverschämt finden solltest, wie sich aus den Worten des Herrn Oberkellners erwarten läßt, sondern sorge nur dafür, daß wir überhaupt, und so bald als möglich, weiter reisen können."

Der Hauptmann verbeugte sich gegen Pauline so ehrerbietig, wie sich dies von dem Diener gegen seine Herrin erwarten ließ; dann aber wendete er sich mit stolzer Haltung zu dem Kellner und sagte, ihm voranschreitend, mit gebieterischem Tone:

„Kommen Sie!"

Der Kellner folgte ihm, aber ehe er das Zimmer verließ, richtete er auf Pauline einen Blick, welcher für Jeden, der in Kellnerblicken zu lesen versteht, deutlich ausgesprochen haben würde:

„Wenn Du so viel Geld hast, so sollst Du für Dich selbst tüchtig blechen, und dann noch extra für die Unverschämtheit Deines Dieners, dem ich das „Nest" und die „elenden Fiaker" schon anstreichen will; und die Nacht mußt Du dennoch jedenfalls bei uns bleiben."

Er erfüllte beide Drohungen, denn der Hauptmann von Arnheim mußte volle zwei Stunden auf den Weg zu den beiden Lohnkutschern verwenden, von denen Jeder an einem der beiden entgegengesetzten Enden des Ortes wohnte, welcher sich über eine Stunde lang an den Bergen hinzieht, so daß der Weg durch die volle Ausdehnung des Städtchens hin und zurück eben so zeitraubend als anstrengend ist.

Zwar fand Arnheim bei dem zweiten Fiaker die gewünschte Reisegelegenheit, aber offenbar hatte der Hausknecht sich durch einige rasch gewechselte Zeichen mit dem Fuhrherrn verständigt, denn Pauline mußte sich nicht nur zu der Zahlung eines übermäßig hohen Preises verstehen, sondern noch überdies auf die bedungenen Pferde und Wagen bis zum nächsten Morgen warten, so gern sie auch noch mehr bezahlt haben würde, um gleich weiter reisen zu können.

Aber der Kellner hatte geschworen, daß sie die Nacht in dem „schwarzen Roß" zubringen sollte, und er hielt seinen Schwur mit Hilfe des Kutschers.

Es kann, wie dies Beispiel neben manchem andern gezeigt, oft sehr lästig oder nachtheilig sein, die Rache eines Kellners zu wecken.

In der Frühe des nächsten Morgens wurde endlich die Ungeduld der Reisenden durch ihren Aufbruch befriedigt; allein bald sahen sie dieselbe auf eine neue Probe gestellt, denn auf den steilen und rauhen Gebirgswegen nach Böhmen hinein ging es so langsam vorwärts, daß Pauline und ihr Verlobter oft glaubten, sie kämen gar nicht von der Stelle.

Die Fahrt wurde Beiden um so langweiliger, da der Hauptmann sich des Anstandes wegen nicht zu seiner Herrin in den Wagen setzen konnte, sondern seinen Platz neben dem Kutscher nehmen mußte.

Beide entbehrten daher des Trostes und der Zerstreuung, sich miteinander unterhalten zu können; beides aber wußten sie sich endlich dadurch zu verschaffen, daß sie an den rauhesten Stellen des Weges ausstiegen und vor dem Wagen miteinander hergingen, womit der Führherr vollkommen einverstanden war, da seinen Pferden dadurch eine bedeutende Erleichterung gewährt wurde.

Endlich erreichten sie die ebenere Gegend Böhmens, und als sie sich in ihrem Vaterlande erblickten, fühlte ihr Herz sich erleichtert, zugleich aber auch schwer bedrückt, denn wohin ihr Auge sah, traf es auf die nur allzu sichtlichen Spuren des Krieges.

Diese traten allmälig immer deutlicher hervor, und zuletzt war es unverkennbar, daß da, wo die Reisenden sich befanden, vor nicht langer Zeit ein heftiges Gefecht vorgefallen sein mußte.

Bei diesem Anblicke wurde Arnheim sehr unruhig; er sah wie forschend umher, als suchte er sich dieser Gegend genau zu erinnern.

Seine Unruhe theilte sich auch Paulinen mit, und wohl hatte sie dazu alle Ursache, denn sie befanden sich auf dem Schlachtfelde von Nachod, und als der Kutscher in einen Hohlweg einbiegen wollte, schien es nur allzu wahrscheinlich zu sein, daß sie an eben der Stelle vorüberkommen würden, wo des Hauptmanns Bruder von dessen Hand gefallen war.

Pauline fürchtete, daß ihr Verlobter diese verhängnißvolle Stelle erkennen und dadurch neuerdings in die nur mühsam bekämpften schwarzen Phantasien zurückgeschleudert werden möchte.

Sie ließ daher den Kutscher halten, forderte den Hauptmann auf, gleich ihr, den Wagen wieder zu verlassen, und wußte ihn auf der ganzen Strecke durch den Hohlweg hindurch so angelegentlich in ein fesselndes Gespräch zu verwickeln, daß er auf den Weg nicht zu achten vermochte, und glücklich erreichten sie das freie Feld, ohne daß Arnheim den Ort bemerkte, wo er zum absichtslosen Brudermörder geworden war.

Sie stiegen nun wieder in den Wagen und rasch ging es dem nahe vor ihnen liegenden Orte zu.

Es war Skalitz!

Als sie das erste Haus erreichten, rief Pauline, die den Fuhrmann schon in Schmiedeberg heimlich instruirt hatte, nochmals, wie schon so oft während der heutigen Fahrt zu:

„Halt! Ich will aussteigen."

Schnell sprang der Hauptmann vom Bock, um — wie es sich für seine Bedientenrolle geziemte — seiner Herrin aus dem Wagen zu helfen.

„Reiche mir Deinen Arm, Ernst," sagte sie mit bebender Stimme. „Mir zittern die Knie."

Es war keine Uebertreibung, denn sie zitterten ihr wirklich.

Ging sie doch vielleicht der Entscheidung über das Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens entgegen, denn sie führte ihren Verlobten zu dem Denkmale, welches sie während der wenigen Tage ihrer Abwesenheit durch den treuen Brenner auf dem Grabe des gefallenen Lieutenant von Arnheim zu errichten befohlen hatte, und das auch wirklich schon aufgeführt war, wie ein flüchtiger Blick nach dem Garten ihr in eben dem Augenblick zeigte, als sie aus dem Wagen stieg. Von dem Eindrucke aber, den dieses Monument auf ihren Verlobten machte, hing es aller Wahrscheinlichkeit nach ab, ob des Hauptmanns fixe Idee des Brudermordes für immer verschwunden wäre, oder ob sie vor Rückfällen derselben zittern müßte.

Auch Arnheim schien eine Ahnung von dem zu haben, was seiner wartete, denn er erkannte den Ort wieder, obgleich er denselben in dem grausamsten Augenblicke seines ganzen Lebens nur einen flüchtigen Moment sah, und während desselben kaum irgend einen Sinn für alles Das hatte, was rings um ihn her vorging, so sehr waren damals alle seine Gedanken auf das eine fürchterliche Ereigniß gerichtet, welches sein ganzes Herz zerriß.

Freudig zuckte er zusammen, als er in den Garten eintrat und das Grab des geliebten Bruders zierlich geordnet und reich mit Blumen geschmückt sah. Ein Thränenstrom aber entstürzte wohlthätig seinen Augen, als er die Blicke auf das einfache, aber sinnige Monument heftete, welches nach der Angabe Paulinens von geschickter Hand angefertigt und erst den Tag zuvor über dem Grabe errichtet worden war.

An demselben niederknieend reichte er Pauline die Hand, indem er das Grabmal in seinen Einzelnheiten zergliederte.

Auf einem einfachen Granitsockel, der keinen andern Namen trug, als Ferdinand und darunter Tag, Monat und Jahr der Geburt, so wie des Todes von Arnheim's Bruder, erhob sich ein nur wenig abgestumpfter, ziemlich breiter Kegel. Unter einer lichten Wolke schwebte der Engel der Versöhnung, auf seinen Armen zu dem Himmel den Gefallenen emportragend, den seine Uniform bezeichnete, und dessen Lippen die Worte zu entquellen schienen:

„Segen meinem geliebten Bruder Ernst und Wiedersehen in einer bessern Welt!"

„Ja, Wiedersehen in einer bessern Welt!" rief mit dem Ausdrucke einer reinen, unendlichen Freude Paulinen's Verlobter, streckte die Arme gegen das Bild des geliebten Bruders aus und sagte mit einem Tone, der aus dem innersten Herzen zu kommen schien:

„Ferdinand, in diesem Augenblicke fühle ich, daß Du mir nicht zürnest, und daß ich mich nicht als Deinen Mörder betrachten darf!"

Dann fiel er Paulinen in die Arme und schluchzte an ihrem Halse:

„Ich danke Dir! — Du hast mich für immer von einem unheilvollen, strafbaren Wahne geheilt, den ich zwar bereits als verwerflich erkannte, dennoch aber bis zu diesem Augenblicke oft nur mit dem ganzen Aufgebote meiner geistigen Kraft zu besiegen vermochte."

Himmlische Freude über das Gelingen ihres Planes erleuchtete das Gesicht des schönen Mädchens, aber nur stumm schmiegte sie sich an die Brust des geliebten Mannes, denn sie wäre in diesem Augenblicke keines einzigen Wortes mächtig gewesen.

Sie fürchtete indeß, die günstige Wirkung des Eindruckes, den das Denkmal hervorgebracht hatte, abzuschwächen oder gar zu vernichten, wenn sie den Auftritt zu sehr verlängerte; deshalb sagte sie mit schmeichelnder Stimme:

„Mein Zweck ist jetzt erreicht, mein theurer Ernst; laß uns nun nicht säumen, auch den Deinigen wo möglich zu erreichen. — Du wirst mich daher gewiß nicht mißverstehen, wenn ich Dir sage: Eilen wir, nach Prag zu kommen, so sehr auch mein Herz unter dem Gedanken blutet, mich von Dir zu trennen, um Dich neuen Gefahren entgegengehen zu sehen. Aber die Stimme der Pflicht und der Ehre ruft und ihr müssen wir blind gehorchen.“

Arnheim richtete einen Blick unaussprechlichen Dankes auf das edle, hochherzige Mädchen; dann küßte er den Rasenhügel, unter dem sein theuerer Bruder ruhte, brach eine der Blumen, welche die Stätte der Erinnerung schmückten, steckte sie in das Knopfloch, wendete sich zu Pauline und sagte nichts als das eine Wort:

„Komm!“

In Münchengrätz verabschiedeten sie ihren Schmiedeberger Kutscher, nahmen einen neuen Wagen bis Melnik, ließen sich hier über die Elbe setzen und fuhren mit der Eisenbahn bis Prag.

Hier gönnten die Liebenden sich nur einen kurzen Abschied von wenigen Minuten, denn der Hauptmann von Arnheim wollte nicht auf den nächsten Zug warten, um seine Reise fortzusetzen, und nachdem er die Zeit des Aufenthaltes im Fluge benützt hatte, um sich eine Uniform, einen Säbel und eine Uniformsmütze zu kaufen, entführte ihn das geflügelte Dampfroß den Blicken Paulinens, die ihm mit Thränen des Schmerzes im Auge und von finsteren Ahnungen erfüllt, nachsah, so lange sie auf den Windungen der Bahn noch die Rauchsäulen aus der Maschine aufsteigen sehen konnte.

An dem Abende eben dieses Tages meldete sich bei dem Feldzeugmeister von Benedek in dessen Hauptquartier der Hauptmann von Arnheim mit den Worten:

„Ranzionirt aus der Gefangenschaft in Glatz!“

Der Höchstcommandirende war durch diese Meldung zwar in hohem Grade überrascht, mit den wichtigsten Dispositionen aber für den Augenblick zu sehr beschäftigt, um sich auf Fragen danach einzulassen, wie der Hauptmann gefangen genommen worden, und auf welche Weise es ihm gelungen war, sich zu ranzioniren; er begnügte sich deshalb, Arnheim mit wenigen Worten freundlich Glück zu wünschen und fügte dann hinzu:

„Sie sind gerade zu rechter Zeit eingetroffen, Herr Hauptmann, denn morgen wird es höchst wahrscheinlich einen heißen Tag geben und

wir können für denselben der tapferen Offiziere nicht zu viele haben!"

Der Feldzeugmeister Benedek hatte in prophetischem Geiste gesprochen.

Der folgende Tag sollte nur zu heiß werden!

Denn der Abend, an welchem der Hauptmann von Arnheim sich als ranzionirt meldete, war der des 2. Juli 1866.

XIX.

Eine Menschenhetze.

Als Eduard nach dem heftigen Auftritte mit seinem Bruder in der größten Aufregung fortstürzte und Woronski sich vergebens bemühte, ihn zurückzurufen, rannte er einige Zeit, den Kopf in Fieberhitze glühend, im Freien umher, ohne zu einem bestimmten Entschlusse kommen zu können.

Endlich wurde er allmälig ruhiger und fähig zu der Ueberlegung, was er beginnen sollte, denn er fühlte, daß er irgend einen entscheidenden Entschluß fassen mußte — einen Entschluß, von dem seine ganze Zukunft abhing.

Nach einer Stunde des nach und nach immer weniger heftigen Umherirrens war er endlich mit sich im Klaren.

Er hatte vor dem gewaltthätigen und rachsüchtigen Charakter seines Bruders eine solche Scheu, wir dürfen sogar sagen, eine solche Furcht, daß er es in seiner Lage für das Klügste hielt, jedes Zusammentreffen mit demselben zu vermeiden, sich von ihm loszureißen und sich ganz dem Dr. Hirtling in die Arme zu werfen, von ihm und seiner Protection die Bestimmung über seine Zukunft abhängig zu machen.

Hätte Eduard eine Ahnung davon gehabt, wie versöhnlich Woronski in diesem Augenblicke gestimmt war, wie sehr derselbe es der möglichen bösen Folgen wegen bereute, ihn so schroff behandelt, so rauh von sich gestoßen zu haben, so würde er sich diesen Entschluß wahrscheinlich zweimal überlegt haben, bevor er ihn zur Ausführung gebracht hätte; aber er glaubte an keine aufrichtige Versöhnung mit

seinem Bruder, er hielt sich überzeugt, daß er sich — kehrte er rathlos zu Woronski zurück — unter dessen eisernes Joch noch sclavischer würde beugen müssen, als bisher. Der Beistand des Dr. Hirtling erschien ihm daher in seiner Lage, die er für verzweiflungsvoll hielt, als die einzige Aussicht der Rettung und des Heiles.

Bald war er deshalb mit sich darüber einig, daß er dem Dr. Hirtling die Bestimmung über sein Schicksal überlassen und ihm daher sagen wollte, daß er sich zu dem befürchteten Bruche mit seinem Bruder gezwungen gesehen hätte. Nur darin schwankte er noch, wie weit er in der Angabe von den Gründen seiner Entzweiung gehen sollte.

Zwar war er in dem ersten Augenblicke so aufgebracht gegen seinen Bruder, daß er ihn ohne Zögern in das Verderben gestürzt haben würde, als er aber ruhiger geworden war, gab er besseren Gefühlen Raum. So beschloß er denn, sich von seinem Bruder zu trennen, aber ohne als dessen unmittelbarer Ankläger aufzutreten, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er ihm doch viel Dank schuldig wäre, denn er hatte dem Dr. Hirtling nicht zu viel gesagt, als er ihm die Versicherung gab, Woronski hätte ihn etwas Tüchtiges lernen lassen.

Zugleich aber konnte Eduard die Furcht vor seinem Bruder nicht abschütteln, und er sagte sich, daß er nicht in Ruhe würde leben können, so lange Woronski in Wien bliebe.

Ihn von hier zu entfernen war deshalb Eduards fester Vorsatz, doch glaubte er, daß er dazu nicht nöthig haben würde, als eigentlicher Ankläger gegen ihn aufzutreten, indem er dessen verbrecherisches Thun und Treiben aufdeckte, sondern daß es genügte, ihn der Polizei verdächtig zu machen.

Um in alle dem, was er zu thun beabsichtigte, ungehindert zu sein, beschloß Eduard, jedes Zusammentreffen mit Woronski zu vermeiden, denn er besorgte sich der Herrschaft, die derselbe von jeher über ihn ausgeübt hatte, [illegible] nicht entziehen zu können.

Er kehrte daher nur mit großer Vorsicht in seine Wohnung zurück, und [illegible], nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Bruder nicht mehr [illegible] zugegen [illegible].

Dann suchte er seine Sachen zusammen, bezahlte seine Rechnung, und eine halbe Stunde später befand er sich in einem entfernten Vorstadt-Wirthshause, [illegible] am nächsten Tage [illegible] Wohnung suchen wollte.

Mit bangem Herzen ging Eduard, als die passende Stunde dazu gekommen war, zu dem Dr. Hirtling.

Dieser hörte mit sehr ernster Miene seinen Bericht an, als er aber mit den Worten schloß:

„Jetzt, Herr Doctor, bin ich ganz auf mich allein und Ihre Hilfe angewiesen, um mir eine Existenz zu begründen, die mir gestattet, als Ehrenmann meine Amalie an den Altar zu führen!“ — da entgegnete Hirtling:

„Ich habe Sie als meinen Sohn angenommen, und das sollen Sie bleiben; meine Sache ist es daher jetzt, für Sie eine bescheidene Zukunft zu ermitteln.“

Eduard sprach seinen Dank mit einer Wärme aus, die wahrhaft aus dem Herzen kam, denn die Liebe zu Amalie hatte ihn geläutert und veredelt; noch aber bedrückte ihn die Furcht, die er vor der Herrschaft, aber auch vor der Rache seines Bruders hegte, und zögernd setzte er daher hinzu:

„Noch lastet ein Gedanke schwer auf mir, und ich weiß nicht, wie ich denselben gegen Sie aussprechen soll, ohne in einem falschen Lichte zu erscheinen.“

Sehr gespannt durch diesen Eingang, blickte der Dr. Hirtling seinen künftigen Schwiegersohn forschend an, indem er sagte:

„Sprechen Sie sich offen aus! Es ist in allen Lagen des Lebens gut, sein Herz von einer solchen Last zu befreien.“

„So sei es denn!“ nahm Eduard mit einem Seufzer das Wort.

„Ueber die näheren Gründe, welche den Bruch mit meinem Bruder herbeigeführt haben, lassen Sie mich schweigen, denn ich müßte sonst als sein Ankläger erscheinen, was Sie unmöglich billigen würden, und was auch meinem eigenen Gefühle so sehr widerstrebt, daß ich mich nimmermehr dazu entschließen könnte.“

„Das macht Ihnen nur Ehre,“ entgegnete Dr. Hirtling, „und ich verhehle Ihnen nicht, daß Sie in meinen Augen sehr gesunken wären, hätten Sie einen solchen Schritt gethan, um Ihr eigenes Glück zu sichern.“

„Dennoch,“ fuhr Eduard fort, indem er mit sichtlicher Verlegenheit die Augen zu Boden schlug, „dennoch muß ich scheinbar feindlich gegen meinen Bruder auftreten; aber ich hoffe zuversichtlich, daß Sie, Herr Doctor, mich entschuldigen werden, wenn Sie bedenken, daß von

diesem Augenblicke an Oesterreich mein Vaterland ist, daß ich also gegen dasselbe heilige Pflichten zu beobachten habe. — Eine dieser Pflichten befiehlt mir gebieterisch, darauf zu dringen, daß mein Bruder aus Wien, und wo möglich auch aus ganz Oesterreich, entfernt werde, denn seine Anwesenheit ist — wie ich leider gestehen muß — für den Kaiserstaat gefährlich, — sehr gefährlich sogar."

„Was sagen Sie?" rief erschrocken der Doctor Hirtling. „In wiefern aber kann das möglich sein? Sollte er etwa ein — Spion sein?" fügte er zögernd hinzu.

„Ich bitte mich nicht zu fragen," erwiederte Eduard, „denn selbst Ihnen müßte ich jede eingehende Antwort verweigern. — Nur so viel ist mir zu sagen gestattet, und zur Ehrenrettung meines Bruders sogar Pflicht, daß in gewissem Sinne alle Diplomaten Spione sind, nur mit dem Unterschiede, daß man sie nicht mit diesem beschimpfenden Namen bezeichnet."

„Sie haben mir genug gesagt!" entgegnete Dr. Hirtling und sein Gesicht zog sich in finstere Falten. „Ich werde meine Pflicht gegen das Vaterland erfüllen und dafür sorgen, daß dieser gefährliche Diplomat ohne alles Zögern entfernt werde."

„Aber ohne irgend eine Betheiligung von meiner Seite, nicht wahr, Herr Doctor? — Denn ich mag nicht als Feind, oder gar als Verfolger meines Bruders erscheinen; deshalb wünsche ich auch, daß ihm kein Leid widerfahren möge, sondern daß es mit der bloßen Ausweisung sein Bewenden habe. Es liegt ja auch übrigens keine bestimmte Anklage gegen ihn vor."

„Das Uebrige, mein lieber junger Freund," entgegnete Dr. Hirtling sehr ernst, „ist Sache der Polizei. Ich beschränke mich ganz einfach auf die Anzeige, daß ich Gründe habe, den Baron Wildungen für einen sehr gefährlichen Menschen zu halten. Auf die nähere Erörterung dieser Gründe lasse ich mich aber auf keinen Fall ein."

Diese Anzeige war übrigens der Polizei vollkommen genügend, und sobald der Dr. Hirtling sich wieder von der Direction entfernt hatte, erhielten einige Agenten den Auftrag, ein strenges Augenmerk auf den Baron Wildungen zu richten und denselben ohne Weiteres zu verhaften, sobald sich dazu ein hinreichender Anhaltspunkt zeigen würde.

Kaum war dieser Befehl ertheilt, als das aus dem Hauptquartier des Feldzeugmeister Benedek abgesendete Telegramm einlief,

und nun wurde der Befehl dahin geschärft, daß der Baron Wildungen augenblicklich überall aufzusuchen und sogleich als Arrestant einzuliefern sei.

Mit der Ausführung dieses Auftrages wurde der Commissär Eitelberger beauftragt und ihm eine Anzahl der zuverlässigsten und umsichtigsten Polizeiagenten als Beistände überwiesen.

Herr Eitelberger empfing den Befehl mit sichtlicher Freude und er entwickelte auf der Stelle die größte Thätigkeit; denn eine geheime Stimme flüsterte ihm zu, dieser Baron Wildungen sei eben jener Mann, der bei dem Feuer in der Wohnung und dem Archive des Dr. Hirtling seiner Verfolgung auf eine so pfiffige Weise entschlüpft war, daß seine Eitelkeit als einer der gewandtesten Polizeimänner dadurch schwer gekränkt wurde.

Jetzt hoffte er für jene Kränkung Revanche nehmen zu können und augenblicklich traf er alle Anstalten, Den zu fangen, der von zwei ganz verschiedenen Seiten als höchst verdächtig bezeichnet worden war.

„Wart, Bursche!" sagte er bei sich selbst, „diesmal sollst Du mir nicht wieder entgehen, oder ich will nicht Eitelberger heißen!"

Ob er sich täuschte oder nicht werden wir bald sehen.

Woronski hatte vorläufig noch keine Ahnung von der Gefahr, welche so nahe über seinem Haupte schwebte, aber noch ehe der drohende Schlag auf ihn niederschmetterte, der ihn ohne Zweifel vernichtet hätte, empfing er im letzten Augenblicke die Warnung Anton Meiers.

Der erste Eindruck, den dieselbe auf ihn machte, war ein heftiger Schreck, dann aber wurde er von Wuth gegen Adelheid erfüllt, in welcher er seine Verrätherin erblickte, obgleich sie dies streng genommen nicht war, und er sich auch durchaus nicht zu enträthseln wußte, was das Mädchen, dem durch ihn so große Vortheile zuflossen, bewogen haben konnte, ihn zu verrathen und so ihr eigenes Glück zu zerstören.

Woronski stürmte auf der Stelle zu Adelheid, um sie zur Rede zu setzen, zugleich aber auch genau zu erfahren, was sie eigentlich über ihn geschrieben hätte, um nach dieser Kenntniß seine Maßregeln treffen zu können.

Die Vorsicht, welche er beinahe nie aus den Augen setzte, und die er in seiner jetzigen Lage für doppelt geboten erachtete, ließ ihn nicht sogleich bei Adelheid eintreten, sondern seinen geheimen Beob-

achtungsposten hinter dem Kaiserbilde aufsuchen, um zu erfahren, ob das Mädchen allein sei.

Sein Glücksstern hatte ihn diese Vorsicht anwenden lassen, denn ohne dieselbe wäre er verloren gewesen.

Sobald er die Thür hinter dem Kaiserbilde geöffnet hatte, vernahm er eine heftige Stimme, welche — offenbar zu Adelheid — sagte:

„Sie leugnen also, den Baron Wildungen zu kennen und weigern sich, mir nähere Angaben über denselben zu machen?"

„Mein Gott," sagte Adelheid, deren Stimme man das Beben der Angst anhörte, „ich weigere mich keineswegs, aber ich gebe Ihnen die ganz bestimmte Versicherung, daß ich den Baron Wildungen nicht kenne."

„Sie kennen ihn nicht," sagte mit spöttischem Ausdrucke der Herr, welcher kein Anderer war, als der Commissär Eitelberger, „Sie kennen ihn nicht und haben doch sein Bild an den Herrn Rittmeister Baron von Eisenstern in das Hauptquartier des Herrn Feldzeugmeister von Benedek geschickt?"

„Ach, den meinen Sie," antwortete Adelheid, welche sich durch diese Nachricht erleichtert zu fühlen schien, wie man an dem Tone ihrer Stimme hören konnte. „Ja, den Mann kenne ich, aber seinen Namen höre ich von Ihnen jetzt zum ersten Male."

„So?" sagte gedehnt und ungläubig Herr Eitelberger. „Nun, das wird sich finden. — Jetzt sagen Sie mir, was Sie Näheres von diesem Baron Wildungen wissen?"

„So viel wie nichts!" versicherte Adelheid und ihre Stimme hatte selbst in den Ohren des Polizeibeamten den Klang der Wahrheit.

„Wissen Sie auch nicht, mit wem er umgeht?" fragte der Commissär mit lauerndem Ton und Blick.

Als Adelheid mit der Antwort zu zögern schien, fügte Herr Eitelberger drohend hinzu:

„Bedenken Sie, daß Sie der Polizei antworten und daher jede Lüge, jede Verschweigung der Wahrheit schon, für Sie schwere Folgen haben würde."

„Ich habe gar nichts zu verschweigen," sagte Adelheid unbefangen, „denn ich bin mir keines Unrechtes bewußt. Noch viel weniger brauche ich daher zu lügen, nur weiß ich nicht, wie ich auf Ihre Frage antworten soll, mit wem der Baron Wildungen umgeht; denn

außer hier bei mir habe ich ihn noch nie in Gesellschaft eines oder des andern der Herren gesehen, deren Bekanntschaft er mir verschafft hat."

„Und wer sind diese Herren?" fragte mit milderem Tone der Commissär, welcher anfing, an die Aufrichtigkeit des Mädchens und die Wahrheit ihrer Worte zu glauben.

Adelheid nannte ihm darauf, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, rasch hintereinander mehrere Namen und alle gehörten so angesehenen, so über allen Verdacht erhabenen Personen an, daß Herr Eitelberger in seiner Ansicht von der Verdächtigkeit des Baron Wildungen selbst irre geworden sein würde, wäre er davon nicht zu gut unterrichtet gewesen.

Wie hätte man auch in der That glauben können, daß ein Fremder gefährlich sein könnte, der mit solchen Männern umging, wie die waren, deren Namen Adelheid genannt hatte?

Der Commissär wußte indeß, daß Wildungen seine besonderen Beweggründe haben mußte, die Bekanntschaft und den Umgang eben solcher Männer zu suchen; er fuhr daher in seinem Verhöre fort.

Der Lauscher hinter dem Kaiserbilde wartete indeß das Ende des Verhöres nicht ab. Er wußte bereits genug, um einzusehen, daß er vor allen Dingen auf seine persönliche Sicherheit bedacht sein mußte.

Bisher war es ihm glücklich gelungen, dem Verdachte der Polizei zu entgehen; sobald er diesen aber einmal, wie jetzt, auf sich gelenkt sah, hielt er sich in Wien nicht länger für sicher, und er beschloß daher, sich durch die Flucht der bereits begonnenen Verfolgung zu entziehen, zumal ihm in Wien selbst kaum noch etwas zu thun blieb und er anderwärts für seine Thätigkeit ein günstigeres, d. h. ein größere Vortheile versprechendes Feld zu finden hoffte.

Bei dem, was er thun wollte, durfte er indeß keine Zeit verlieren, besonders aber kam es ihm gefährlich vor, noch länger in der Nähe des Polizeicommissärs zu weilen, der ganz offenbar mit seiner Verfolgung beauftragt war. Denn wie leicht konnte irgend ein Zufall zu seiner Entdeckung führen und ungleich schwieriger würde es ihm geworden sein sich dann noch der Verhaftung zu entziehen, wie jetzt, wo der Commissär noch keine Ahnung seiner Nähe hatte.

Woronski-Wildungen eilte daher von Adelheid's Wohnung unmittelbar nach seiner eigenen, wo er Alles zu seiner augenblicklichen Entfernung in Stand setzen wollte; denn nach dem, was er

durch die Warnung Anton Meiers, so wie durch das, was er so eben hinter dem Kaiserbilde hörte, erfahren hatte, hielt er es nicht für geheuer noch länger in der Wohnung zu weilen, in welcher die Polizei ihn als Baron Wildungen so leicht zu finden wußte.

Er beabsichtigte daher bis zu seiner Abreise, die er ohne langes Säumen ausführen wollte, entweder in ein Gasthaus zu ziehen, oder sein Hauptquartier als der ganz unverdächtige, sächsische Musikant Weber in seiner bescheidenen Wohnung der entlegenen Vorstadt bei den ehrlichen Schuhmachersleuten Weißhuber aufzuschlagen, deren unbedingtes Vertrauen er zu gewinnen verstanden, die er aber in der letzten Zeit etwas vernachlässigt hatte, obgleich er es für gerathen fand, die Wohnung noch beizubehalten, trotzdem er sie unter mancherlei Vorwänden für sein längeres Ausbleiben nur selten und mit größeren Unterbrechungen wie bisher besuchte.

Die Gunst des redlichen Ehepaares verscherzte er aber dadurch nicht, denn er ließ nicht nur sein kleines Ersparniß fortwährend in den Händen der Frau Weißhuber, sondern er brachte auch ihr oder ihrem Manne bei jedem neuen Erscheinen irgend ein kleines Geschenk mit, wie es seinen angeblich beschränkten Verhältnissen als Spielmann angemessen erschien, durch das er aber dennoch immer eine große Freude verursachte, und für welches er lebhaften Dank empfing.

Ohne einen festen Entschluß zu fassen, wohin er sich zunächst wenden sollte, nahm er sich vor, darüber den Zufall oder die Umstände entscheiden zu lassen und er ahnete dabei nicht, daß ihm bald keine Wahl bleiben sollte.

Woronski schlug von der Rothenthurmstraße mit eiligen Schritten den Weg nach seiner Wohnung ein, wie wir oben erwähnten, und bald sollte er sich von der Wahrheit zwei gangbarer Sprichwörter überzeugen.

Das erste derselben lautet:

„Vorsicht ist bei allen Dingen nütze.“

Das zweite spricht die Warnung aus:

„Allzu großer Eifer schadet nur.“

Hätte Woronski das erste dieser Sprichwörter vernachlässigt, wäre er nach seiner Wohnung gegangen, ohne scharf auf Alles zu achten, was von irgend einer Wichtigkeit für ihn sein konnte, und hätte er sich nicht von allem Anfange seines Aufenthaltes in Wien angelegen sein lassen, sich möglichst mit den Physiognomien aller Polizeiagenten

bekannt zu machen, eine Kenntniß, die bei den Bahnen, die er in der Kaiserstadt verfolgen wollte, von der höchsten Wichtigkeit sein konnte, so würde es ihm in dem gegenwärtigen Augenblicke entgangen sein, daß rings um seine Wohnung, die sie nicht aus dem Auge ließen, Polizeiagenten aufgestellt waren, welche dabei, wie er sich sagen mußte, keinen andern Zweck hatten, als den, auf ihn zu fahnden.

So war es auch in der That, denn als der Commissär Eitelberger nach der Ankunft des Telegrammes aus dem Hauptquartier der Nordarmee gradesweges nach der Wohnung Wildungen's eilte, fand er zwar den Inhaber derselben nicht, aber er bemächtigte sich aller seiner Papiere. In diesen fand er Andeutungen, die ihn vermuthen ließen, daß Adelheid ihm wichtige Mittheilungen über den gefährlichen Diplomaten machen könnte, und er eilte deshalb nach der Rothenthurmstraße, nur von einem seiner Leute begleitet, während er die übrigen in der erwähnten Weise um Wildungen's Wohnung aufstellte, um diesen zu verhaften, sobald er sich blicken lassen würde.

Dadurch fehlte er gegen das zweite der oben erwähnten Sprichwörter: Blinder Eifer schadet nur, denn was er durch seine Vorsichtsmaßregeln bewirken wollte, hatte gerade den entgegengesetzten Erfolg:

Wildungen wurde vor der Gefahr gewarnt.

Sobald er dieselbe entdeckt hatte, kehrte er rasch um, in der Absicht, in seinem Magazin eine Verkleidung anzulegen, die ihn für Jedermann unkenntlich machte, welcher ihn als Wildungen suchte.

Aber das Glück, welches ihm bisher so häufig beigestanden hatte, spielte ihm jetzt, wo er dessen Hilfe mehr als seit langer Zeit bedurfte, einen schlimmen Streich, denn als er um eine Ecke bog, stand er plötzlich dem Kommissär Eitelberger gerade gegenüber.

Wildungen wußte zwar nicht, daß Jener mit seiner Verhaftung beauftragt war, aber er stutzte dennoch unwillkürlich, weil er in ihm den Commissär erkannte, dessen Händen er bei dem Feuer nur mit genauer Noth entgangen war.

Auch Eitelberger erkannte auf den ersten Blick seinen Mann; ein Ausdruck freudigen Triumphes überflog sein Gesicht, er streckte die Hand aus, faßte Wildungen bei der Brust und rief mit Donnerstimme:

„Halt, Patron! — Sie sind mein Arrestant!“

„Noch nicht,“ rief Wildungen mit dem uns bekannten höhnischen Lachen.

Dann versetzte er dem Commissär auf die Hand, mit welcher derselbe ihn gefaßt hatte, einen so gewaltigen Faustschlag, daß er sie mit einem Ausrufe des Schmerzes sinken ließ, und im nächsten Augenblicke war Wildungen mit gewaltigen Sätzen schon mehrere Schritte weit fort, denn er erkannte, daß sein einziges Heil jetzt in der Flucht lag.

Diese schien auch wirklich gelingen zu wollen, denn zufällig waren keine Menschen in der Nähe, die ihn hätten aufhalten können, und schon hatte er die nächste Ecke erreicht und wollte eben um dieselbe biegen, da trat ihm der Polizeiagent entgegen, der den Commissär zu Adelheid begleitet hatte, und zufällig eine kleine Strecke hinter seinem Vorgesetzten zurückgeblieben war, welcher ihm jetzt zurief, den Fliehenden aufzuhalten.

Wie früher der Commissär, so faßte nun der Agent Wildungen bei der Brust, und da er ein großer, starker Mensch war, würde Wildungen sich seiner durch einen Faustschlag schwerlich entledigt haben, hätte er ihm denselben auch in das Gesicht versetzt.

Aber Wildungen griff jetzt zu einer andern Vertheidigungsart, die er schon während der kurzen Strecke seiner Flucht mit der ihm eigenthümlichen Geistesgegenwart vorbereitet hatte.

Er machte eine kurze Handbewegung und mit einem lauten Fluche ließ der Polizeiagent ihn los, taumelte einige Schritte zurück und schlug beide Hände vor das Gesicht.

Wildungen hatte ihm eine Hand voll Schnupftabak in die Augen geschleudert.

Durch dies Manöver, welches schon oft von Spitzbuben, die sich in dringender Gefahr befanden, mit glücklichem Erfolge angewendet worden ist, hatte Wildungen sich auch von dem zweiten Feinde frei gemacht und mit Sturmeseile verfolgte er seine Flucht.

Jetzt aber hatte das laute Geschrei des ihm nacheilenden Commissärs und dessen wiederholter Ruf: „Haltet den Dieb! Haltet den Spion!“ im Verein mit Wildungen's eiligem Laufe so allgemeine Aufmerksamkeit erregt, daß ihm überall Hände entgegengestreckt wurden, um ihn aufzuhalten.

Mit einer jener fürchterlichen Maschinen, die mit Recht „Todtschläger“ genannt werden, die er beständig bei sich trug, und jetzt schnell aus der Tasche gezogen hatte, wehrte er zwar die ihm Entgegentre-

tenden eben so ab, wie die ihn Verfolgenden, die ihn von hinten zu fassen suchten; aber immer zahlreicher wurden seine Widersacher, die im eigentlichsten Sinne des Wortes aus der Erde zu wachsen schienen.

Schon sah er den Augenblick kommen, in welchem er trotz der wüthendsten Gegenwehr überwältigt werden mußte, da bot der böse Feind, der ihm schon so oft geholfen hatte, noch einmal die rettende Hand.

Er erreichte in seinem wilden Laufe einen Reiter, und mit der Schnelligkeit des Blitzes zeigte sich ihm eine Möglichkeit der Rettung.

Mit einem gewaltigen Stoße flog der Reiter aus dem Sattel, beinahe in demselben Augenblicke war Wildungen auf dem Rücken des Thieres, einige Hiebe mit dem Todtschläger befreiten ihn von Denen, die dem Pferde in den Zügel fallen wollten, im wildesten Galopp sprengte er die Straße entlang, und bald war er seinen Verfolgern, sämmtlich Fußgänger, weit voraus.

Aber so leicht wollte Herr Eitelberger sich seine Beute nicht entgehen lassen.

Rasch entschlossen, sprang er auf den Bock zu einem Fiaker und gebot demselben, ihm sein Amtszeichen vorhaltend:

„Dem Spione nach, und sollten Deine Pferde auch darüber stürzen!"

Der Rosselenker gehorchte, und laut rasselnd flog der Wagen hinter dem Reiter her, daß unter den Rädern die Funken aus dem Pflaster sprühten und die Fußgänger kaum rasch genug aus dem Wege springen konnten, um nicht überfahren zu werden.

Den Reiter einzuholen war zwar nicht möglich, aber der Commissär behielt ihn doch wenigstens im Auge, und hoffte dabei, daß ein glücklicher Zufall ihm Succurs zuführen würde.

Er sollte sich auch in dieser Hoffnung nicht täuschen, denn als Wildungen schon einen solchen Vorsprung gewonnen hatte, daß Herr Eitelberger fürchten mußte, er würde ihm auch jetzt wieder entrinnen, ritten drei Hußaren an dem Wagen vorüber.

Mit wenigen Worten verständigte der Commissär, auf Wildungen zeigend, der eben in weiter Ferne um eine Ecke bog, die flinken Reiter in ihrer Muttersprache, um was es sich handelte, und kaum hatten sie die Worte: „Preußischer Spion" vernommen, als sie auch schon mit lautem Hussah dem Flüchtlinge nachjagten, den sie trotz seines Vorsprunges auf ihren raschen Ungarpferden einzuholen hofften.

Es schien indeß zweifelhaft, ob ihnen dies gelingen würde, denn als sie die Straßenecke erreichten, um die sie Wildungen hatten verschwinden sehen, erblickten sie denselben nicht mehr.

Sie blieben indeß nicht in Ungewißheit, welchen Weg sie zu verfolgen hätten, denn weiter oben stand an einer andern Straßenecke eine zahlreiche Menschengruppe, emsig beschäftigt um eine am Boden liegende Frau, die der wilde Reiter aller Wahrscheinlichkeit nach niedergeritten hatte, und mehrere Fäuste waren drohend in der Richtung erhoben, welche Wildungen offenbar eingeschlagen haben mußte.

Die drei Hußaren übersahen das Alles mit einem raschen Blicke und ohne ihre Pferde nur einen Moment anzuhalten, sprengten sie vorwärts, an dem lärmenden und schimpfenden Menschenknäuel vorüber und in die Gasse hinein, welche auch der Flüchtling eingeschlagen hatte.

Dieser bog in eben dem Augenblick um eine andere, nicht weit entfernte Straßenecke, als sie aber auch diese erreichten, stand zwar das Pferd, keuchend und zitternd durch die wilde Hetze, nur wenige Schritte vor ihnen, der Reiter jedoch war verschwunden, und wie sie auch suchend umherblickten, zeigte sich keine Spur von ihm.

Wildungen hatte nämlich auf seiner Flucht gleich von allem Anfange die Richtung nach seiner Wohnung bei dem Schuhmacher Weißhuber eingeschlagen, und als er, rückwärts blickend, die Hußaren hinter sich gewahrte, sein Pferd aus allen Kräften zur äußersten Eile angetrieben, um dies Asyl zu erreichen, in welchem er wenigstens so lange Sicherheit zu finden hoffte, als erforderlich war, um auf dem schon längst im Stillen bei sich selbst bezeichneten Wege durch die umliegenden Gärten seinen Verfolgern mit Gewißheit entgehen zu können.

Als er um die letzte Ecke bog, sprang er daher augenblicklich vom Pferde, und da er berechnen konnte, daß die Hußaren nicht so schnell heranzukommen vermöchten, um ihn noch zu sehen, ging er mit verhältnißmäßig langsamen Schritten auf das dritte oder vierte Haus zu, in welchem die Weißhuberischen wohnten; denn er wollte es vermeiden, durch zu auffallende Eile Argwohn auf sich zu lenken.

Als er indeß die Hausthür hinter sich geschlossen hatte, riß er mit unverkennbarer Hast die Thür zu dem ebenerdigen hinter dem Gewölbe des Schuhmachers gelegenen Wohnstübchen desselben auf.

Die Frau Weißhuber, die sich allein in demselben befand, fuhr bei seinem raschen Eintritt erschrocken empor, und indem sie ihn,

zugleich aber auch seine heftige Aufregung, erkannte, sagte sie mit dem Tone des Vorwurfs:

„Lassen's sich auch Mal wieder bei uns anschaun, Herr von Weber?"

Beinahe unmittelbar setzte sie hinzu:

„Jesus Maria, was ist Ihnen denn?"

Wildungen ließ sich, wie man leicht denken kann, auf keine Erörterungen ein, sondern rief heftig:

„Geben Sie mir meinen Schlüssel, Frau von Weißhuber, und wenn Jemand nach mir fragen sollte, so sagen Sie, ich wäre nicht zu Haus."

Die gutmüthige Frau reichte ihm den Schlüssel, der an seinem gewöhnlichen Platze hing, und wollte dann einige Fragen an ihn richten, aber ohne ihr zu antworten eilte er nach seinem Zimmer, in welchem er sich augenblicklich einschloß und einriegelte.

Kopfschüttelnd sah die gute Frau ihm nach und brummte dann vor sich hin:

„Was nur dem guten Herrn von Weber sein muß? — Und wie er zu den vornehmen Kleidern gekommen sein mag?"

Während dies in der Wohnung des Schusters vorfiel, waren die drei Hußaren vor dem Hause angelangt und schimpfend und fluchend machten sie ihrem Unwillen Luft, daß der „preußische Spion" ihnen entgangen war.

Trotz der abgelegenen Gegend hatte bald eine größere Zahl Neugieriger sich um die drei Reiter gesammelt, von denen einer, der deutschen Sprache vollkommen mächtig, auseinandersetzte, wer der Mensch gewesen, den sie verfolgten, und der ihnen allem Anscheine nach entkommen war, denn von den Umstehenden hatte ihn keiner gesehen.

„Ein preußischer Spion?" fragte plötzlich eine Stimme und ein ehrwürdig aussehender und anständig gekleideter Herr trat zu den Hußaren heran.

„Ein sehr gefährlicher noch dazu, wie ich aus des Herrn Commissärs eigenem Munde hörte," versicherte der Reiter.

„Nur gegen einen Spion kann ich mich entschließen, zu einem Denuncianten zu werden," sagte der alte Herr, der den Zorn zu theilen schien, welcher, wie unsere Leser sich erinnern werden, in jenen aufgeregten Tagen alle Stände der Bevölkerung auf eine Weise ergriffen hatte, welche jetzt allgemein als lächerlich betrachtet wird, aber auch schon damals den ruhiger und vorurtheilsfreier Prüfenden so erschien.

Nach dieser Art von Glaubensbekenntniß deutete der Mann, [illegible]essen silberweißes Haar ihn vor der Schmach hätte schützen sollen, [illegible] einem verächtlichen Denuncianten sich zu erniedrigen, auf das Haus **Weißhubers**, und sagte:

„Ich sah ihn, als ich an meinem Fenster stand, vom Pferde springen und dort hineingehen!“

„Tod dem Spion!“ schrie die aufgeregte Menge und stürzte auf das bezeichnete Haus zu.

„Verhüten Sie Excesse!“ rief der Greis, erschrocken über das, was er angerichtet hatte, dem Hußaren zu, der das Wort geführt hatte; zugleich sprang er an die Thür und suchte mit seinen schwachen Kräften die tobende Menge abzuhalten, die ihn indeß schnell überwältigt haben würde, wäre nicht der Hußar an seine Seite getreten, indem er, den Säbel schwingend, rief:

„Zurück! — Ich werde selbst den Spion suchen, und er soll seiner Strafe nicht entgehen; aber nur die Militärgerichte haben über ihn zu sprechen!“

Anfangs wich die Menge scheu vor dem blanken Säbel zurück, aber die Furcht vor demselben hätte vielleicht nicht lange angehalten, wäre der b.waffneten Macht nicht Succurs gekommen.

Der Commissär **Eitelberger** hatte nämlich ohne Mühe die Spur der Hußaren verfolgt, welche gewissermaßen seine Avantgarde bildeten, er kam gerade zu rechter Zeit, um einen Exceß zu verhindern, denn schon waren die beiden anderen Hußaren an die Seite ihres Cameraden getreten, gleich diesem ihre Säbel schwingend, obgleich sie, beide [illegible]

Der [illegible] des Commissär **Eitelberger** [illegible] Nähe, die Ruhe [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

preußischer Spion sei, da war im Nu alle Sympathie verschwunden, die sie bisher für den „guten“, den „ehrlichen“, den „lieben“ Herrn von Weber empfunden hatte, und sie selbst führte, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, den Commissär und dessen beide Begleiter nach dem Zimmer ihres Zimmerherrn.

Die Thür war, wie wir wissen, verschlossen und verriegelt; sie wurde auch auf wiederholtes Rufen nicht geöffnet und mußte daher mit Gewalt gesprengt werden.

Das Nest war nun wohl gefunden, aber es war leer und der Vogel ausgeflogen; auf welchem Wege, das verriethen das geöffnete Fenster und einige an dem Kreuze desselben haftende Hanffasern, welche offenbar von einem Stricke herrührten, an welchem Wildungen sich in den Garten unter dem Fenster hinabgelassen haben mußte.

Durch welchen der vielen ringsum liegenden Gärten aber hatte er seine Flucht fortgesetzt?

Das konnte erst durch eine genaue Untersuchung entschieden werden; während des dazu unerläßlichen Zeitverlustes war aber der Spion sicher schon so weit fort, daß man nicht hoffen durfte, ihn auf diesem Wege einzuholen.

Wieder war daher der gefährliche Verbrecher entronnen und der Commissär stampfte wüthend über die abermalige Täuschung mit dem Fuße.

Herr Eitelberger verzichtete deshalb auch darauf, den Verfolgten auf dem Fluchtwege, den er genommen hatte, einzuholen; vielmehr zog er es vor, auf die Polizeidirection zurückzueilen, seinen Bericht über das erste Mißlingen zu erstatten, um weitere Assistenz zu bitten, an diese aber die von Adelheid empfangenen zwei Dutzend Photographien Wildungen's zu vertheilen, und mit deren Hilfe eine förmliche Hetze auf den Menschen anzustellen, der ihm, dem gewiegtesten Diebesfänger unter allen Commissären, rasch hintereinander so stattliche Nasen gedreht hatte, wie Woronski einst unter ähnlichen Verhältnissen in Berlin dem berühmten Polizeirath Eckert.

Freilich hatte Herr Eitelberger keine Ahnung von der wahren Chamäleonsnatur Dessen, den er mit solcher Erbitterung verfolgte, und so hätte er denn schon eine Stunde später dem Gesuchten begegnen und ihn sogar scharf in das Auge fassen können, ohne ihn zu erkennen.

Denn Woronski-Wildungen, der sich für sicher halten durfte, sobald er nach seinem Wege durch verschiedene Gärten wieder

auf die Straße trat, war in sein uns bekanntes Magazin geeilt, ohne auf das geringste Hinderniß zu stoßen. Erst eine Stunde später wurden seine Photographien vertheilt, sonst würde er wahrscheinlich schon auf dem Wege zu seiner Garderobe von einem oder dem andern Agenten erkannt und dadurch verhindert worden sein, seine Toilette zu machen.

Auf diese verwendete er heute eine ganz besondere Sorgfalt, denn es galt nicht nur, durch dieselbe seine bisherige äußere Erscheinung gänzlich zu verwischen, sondern sie auch zugleich so einzurichten, daß sie, ohne derangirt zu werden, die Dauer mehrerer Tage verhieß, denn Woronski hielt es nicht für gerathen, sie noch einmal zu wechseln, so lange er sich in Wien aufhalten würde. Dies konnte aber zwei bis drei Tage dauern, da er theils noch Einiges zu ordnen hatte, hauptsächlich aber dringend wünschte, seinen Bruder vor seiner Abreise zu sprechen.

Dies gelang ihm jedoch nicht, denn wie wir wissen hatte Eduard seine Wohnung absichtlich verändert, um mit seinem Bruder nicht zusammenzutreffen; dieser sah sich daher genöthigt, nachdem er in Wien Alles geordnet hatte, was er noch für nöthig erachtete, der Kaiserstadt ohne längeres Zögern zu entrinnen.

Da ihm die Polizei Alles genommen hatte, was sich in seiner Wohnung als Baron Wildungen befand, hatte er nur wenig Gepäck mit sich zu nehmen, und dieses Wenige bestand beinahe lediglich in Gegenständen, die er in seinem Magazine aufbewahrt hatte. Es befanden sich darunter nur zwei oder drei Costüme, die er zu benöthigen glaubte; das Wichtigste aber war seine Sammlung von Pässen und sein Geld, denn theils aus angewohnter Vorsicht, theils in Folge instinctmäßigen Vorgefühles, daß früher oder später bei ihm eine Haussuchung vorgenommen werden möchte, bewahrte er in derselben nie die Papiere, die ihn compromittiren konnten, und von den bedeutenden Summen, die zu seiner Verfügung standen, immer nur so viel, als er zu den Zwecken nöthig zu haben glaubte, die er zunächst verfolgte.

Mit unangenehmen Gefühlen nahm er Abschied von Wien, denn es war ihm hier in der letzten Zeit Manches fehlgeschlagen und er fühlte sich daher seiner Sache nicht gewiß, ob die ihm verheißene Belohnung so reichlich ausfallen würde, wie er es gehofft hatte, und wie sie bei vollständigem Gelingen seiner Aufträge auch sicher gewesen sein würde.

Besonders bitter fühlte er sich gestimmt, wenn er Neumeisters gedachte, von dem er, trotz aller Mühe, die er sich gegeben, keine Spur hatte auffinden können, dessen Abtrünnigkeit aber der empfindlichste Strich durch seine Rechnung war, da sie einen der wichtigsten seiner Pläne unwiederbringlich vernichtete; denn ein Künstler von der Meisterschaft Neumeisters, dem er dessen Aufgabe hätte übertragen können, war unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu finden; auch ließ sich die verlorene Zeit nicht mehr einbringen.

Als Woronski über die Donau fuhr, fühlte er sich daher von glühendem Hasse gegen Neumeister erfüllt, und er schwur sich selbst zu, furchtbare Rache an ihm zu nehmen, sollte er jemals wieder mit ihm zusammentreffen.

Aehnliche Gefühle walteten, wie wir wissen, in der Brust Neumeisters. Trafen die beiden Männer jemals wieder aufeinander, so galt es daher zwischen ihnen einen Kampf auf Leben und Tod.

Woronski schlug den Weg nach dem Hauptquartier des Feldzeugmeister Benedek ein, denn hier glaubte er jetzt das dankbarste Feld für sein finsteres Wirken zu finden.

XX.

In dem Hauptquartier des Feldzeugmeister Benedek.

Aufmerksam jedes einzelne Haus musternd, schritt ein Oberstlieutenant, der die Uniform des österreichischen Generalstabes trug, an der Seite eines jungen Mannes einher, den die Dienstkleidung als einen kaiserlichen Telegraphenbeamten bezeichnete, und in welchem wir auf den ersten Blick unseren alten Bekannten Güldenberg erkennen, den wir zwar lange aus dem Auge ließen, deshalb aber dennoch nicht vergessen haben.

Ein Detachement Jäger folgte ihnen in geringer Entfernung, und sechs Uhlanen, die rechts und links neben den Jägern ritten, schienen ebenfalls zu ihrer Disposition gestellt zu sein.

So gewöhnlich auch die Erscheinung solcher kleinen Commandos

in dem Hauptquartier war, hatte die Escorte, die dem Oberstlieutenant und dem Telegraphisten Schritt für Schritt folgte und auf jede Bewegung derselben aufmerksam zu sein schien, dennoch etwas Auffallendes und dies wurde noch dadurch erhöht, daß sowohl der Offizier als Güldenberg doppelläufige Jagdgewehre trugen und wiederholt nach dem Himmel hinaufsahen, als erwarteten sie, dort einen Vogel zu erblicken, den sie mit ihren Geschossen aus seinem luftigen Elemente herabholen wollten.

„Ich vermuthe, Sie werden sich diesmal wieder eben so irren, wie schon mehrmals," sagte der Oberstlieutenant mit ziemlich mürrischem Ton und Blick.

„Ich bitte Sie dringend, Herr Oberstlieutenant, die Geduld nicht zu verlieren," entgegnete Güldenberg, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß uns die wichtige Entdeckung endlich gelingen wird."

„Möchte es der Himmel geben!" sagte der Offizier. „Zeit wäre es dazu, denn es scheint wahrlich, als wären wir von einem Netze der Verrätherei umgeben. Offenbar wird der Feind augenblicklich von jeder Disposition des Feldzeugmeisters unterrichtet, als ständen die Preußen mit dem Teufel selbst im Bunde; aber dennoch fürchte ich, Herr Güldenberg, daß Sie einem Traumbilde, einer Chimäre nachjagen."

„Habe ich nicht bereits den Beweis geliefert," fragte Güldenberg, „daß meine Vermuthungen sich auf etwas Wirkliches, etwas Reelles stützen?"

„Meinen Sie damit etwa den unbedeutenden Zettel, den Sie mir zeigten und der nichts enthielt, als einige Zeilen unleserlichen Gekritzels, ein wahnsinniges Gemisch von einzelnen Buchstaben, Zahlen, Strichen, Punkten und sonstigen Zeichen?"

„Allerdings meine ich diesen unscheinbaren Zettel," erwiederte Güldenberg.

„Ein werthloser Wisch," sagte ärgerlich der Oberstlieutenant, „ich gab Ihnen denselben daher auch als unbrauchbar zurück."

Güldenberg blieb nach dieser Aeußerung stehen, sah seinen Begleiter sehr ernst an und sagte mit beinahe feierlichem Tone:

„Herr Oberstlieutenant, daß die Preußen Kenntniß von den Telegrammen empfangen, die zwischen dem Hauptquartier und Wien hin und her gehen, daran zweifeln Sie doch gewiß selbst nicht?"

„Zum Donner," sagte der Offizier aufbrausend, „da hört wohl

jeder Zweifel auf, wo wir bereits vielfach so empfindlich überzeugende Beweise empfangen haben!"

„Nun wohl!" sagte Güldenberg mit eben so viel Ruhe als Ueberzeugung, „daß, und auf welche Weise, die Preußen unsere Depeschen abfangen, darüber war ich mit mir schon seit langer Zeit vollständig im Klaren, wenn ich auch leider bisher trotz meiner aufmerksamsten Beobachtungen auf der ganzen Linie noch nicht zu entdecken vermochte, wo dies früher geschah und jetzt geschieht. Was ich mir aber bisher nicht zu erklären vermochte, das war die Art und Weise, wie es dem Depeschendiebe gelang, seine Nachrichten über unsere Linien hinweg dem Feinde zukommen zu lassen, und zwar so schnell, daß es mit gewöhnlichen Boten, die sich auf Gefahr ihres Lebens durchschleichen müßten, gar nicht möglich war. Ich kam daher auf den Gedanken der Hundepost, deren sich die Pascher in manchen Gegenden zu dem Transport ihrer Waaren bedienen, wie ich mich erinnere, dies irgend wo gelesen zu haben."

„Und haben Sie diese Entdeckung jetzt gemacht?" fragte der Oberstlieutenant mit einem Anfluge des Spottes, dennoch aber gespannt auf die Antwort Güldenbergs.

„Allerdings!" entgegnete Güldenberg, „denn durch den Zettel, welchen die Taube um den Hals hatte, die ich gestern aus langer Weile schoß, als ich auf der Jagd kein wirkliches Wild fand, ist es außer Zweifel gesetzt, daß hier die Taubenpost angewendet wurde, und es kömmt deshalb jetzt nur noch darauf an, den Taubenliebhaber zu entdecken, der über unsere Vorposten hinweg die verrätherische Luftcorrespondenz mit dem Feinde führt."

Der Oberstlieutenant schien den Mittheilungen und Ansichten des Telegraphisten wieder neue Zweifel entgegensetzen zu wollen, er wurde aber daran durch den lauten Ruf der ihn begleitenden Jäger verhindert:

„Tauben! Tauben!"

Die Wichtigkeit, welche der Gegenstand des Gespräches für den Offizier sowohl wie für den Telegraphisten hatte, lenkte während desselben ihre Aufmerksamkeit von der Luft ab, bei dem Zurufe der Jäger aber erhoben sie rasch ihre Blicke, gewahrten drei Tauben, die hoch über ihren Köpfen in jenem pfeilschnellen Fluge dahinschossen, der selbst den schnellsten Dampfwagen überholt, und binnen wenigen Secunden wurden aus den beiden Jagdgewehren vier Schüsse auf die flüchtigen Vögel abgefeuert.

Aber die Tauben hatten sich schon zu hoch in die Luft erhoben, um von den leichten Schrotkörnern der Jagdgewehre noch ereilt werden zu können.

Aber die Jäger schienen von der Jagdlust des Stabsoffiziers angesteckt zu sein, dem sie zugetheilt waren, und von welchem sie den ihnen sonderbar erscheinenden Befehl erhalten hatten, auf alle Tauben, die sie fliegen sehen würden, aufmerksam zu machen. Wie zum Scherze feuerten daher auch sie ihre Stutzen auf die kleinen Vögel ab, die nur dann zum Ziele einer Kugel genommen zu werden pflegen, wenn es gilt, die ganz besondere Geschicklichkeit eines Schützen zu beweisen.

Ein glücklicher Zufall aber wollte, daß auch ohne eine solche außerordentliche Geschicklichkeit eine der Tauben von einer Kugel getroffen wurde, und in ihrem blitzschnellen Fluge plötzlich gehemmt, stürzte sie, auf den Tod getroffen, aus der Luft herab.

Sie fiel auf den Erdboden in geringer Entfernung von Güldenberg nieder und dieser sprang rasch hinzu, um sie aufzuheben.

„Es ist, wie ich vermuthet habe!“ rief er freudig aus, riß von dem Halse der todten Taube einen Zettel und entfaltete denselben, während er damit zu dem Oberstlieutenant lief.

„Da sehen Sie, daß ich Recht hatte!“ rief er aus, indem er den Zettel dem Offizier hinhielt.

„Was soll ich damit?“ fragte dieser mürrisch. „Können Sie etwa das Zeug lesen?“

„Allerdings, Herr Oberstlieutenant,“ sagte Güldenberg, „denn seit der Depesche, die gestern in unsere Hände fiel, und die Sie für werthlos erklärten, habe ich meine ganze Zeit darauf verwendet, die Chiffreschrift zu studieren, in welcher der Zettel geschrieben war; ich glaube, daß es mir gelungen ist, den Schlüssel zu finden, und wenn auch nicht ganz vollständig, doch wenigstens hinlänglich, um den Inhalt der Depesche zu verstehen, die uns überdies ohnehin schon früher bekannt gewesen sein dürfte, als dem Absender dieses Zettels.“

„Den Schlüssel haben Sie gefunden?“ sagte der Offizier halb spöttisch, halb verwundert. „Nun, wohlan, so schließen Sie auf, damit ich auch etwas von dem erfahre, was Sie schon zu wissen scheinen.“

„Herr Oberstlieutenant,“ sagte Güldenberg mit mühsam unterdrücktem Lächeln, „die Entchifferung dürfte weniger Eile haben, als die Entdeckung des Absenders, der hier nicht weit entfernt sein kann. Ich bitte Sie dringend, die Jäger ungesäumt in allen

Häusern des ganzen Ortes nachfragen zu lassen, wo sich einer der Bewohner Tauben hält, die er mit besonderer Liebhaberei zu pflegen scheint; denn ganz unfehlbar finden wir in einem solchen Taubenfreunde unseren Depeschendieb; wenn wir aber nicht jetzt augenblicklich dazu thun, so möchte er uns wieder entgehen, denn ich bezweifle kaum, daß er den Flug seiner geflügelten Boten beobachtet hat und daher das Schicksal eines derselben kennt.“

Der Oberstlieutenant sah ein, daß die Gründe, die der Telegraphist anführte, vollwichtig waren. Er berief daher den Lieutenant zu sich, der die Jäger führte, ertheilte demselben die nöthigen Instructionen und sogleich vertheilte sich das ganze Commando in die benachbarten Häuser, denn auf Güldenbergs Frage, ob Einer gesehen hätte, aus welchem Hause die Tauben ausgeflogen wären, erfolgte keine Antwort.

Die Uhlanen ritten hin und her und der Offizier ging, mit Güldenberg lebhaft sprechend, in dem Bereiche seiner Leute auf und nieder.

So mochten etwa zehn Minuten vergangen sein, als einer der Jäger in eiligem Laufe daher kam und dem Oberstlieutenant meldete, indem er auf ein in geringer Entfernung liegendes Haus deutete:

„Dort, im ersten Stock des Eckhauses, wohnt seit vorgestern ein Fremder, der bei seinem Einzuge einen ganzen Kasten voll Tauben mitgebracht hat, die er in seinem Zimmer bewahrt, welches die Hausfrau und ihre Dienstleute nicht betreten dürfen.“

„Das ist ganz zuverlässig unser Mann, Herr Oberstlieutenant!“ rief Güldenberg voller Freuden. „Haben Sie nur die Güte, das Haus umstellen zu lassen, damit der Spion uns nicht entrinne; dann werde ich mit dem Herrn Lieutenant nach dem Zimmer dieses Fremden eilen, um ihn zu verhaften, denn ich zweifle nicht, daß wir dazu hinreichende Beweise seiner Schuld finden.“

„Ich begleite Sie,“ sagte der Oberstlieutenant, „denn ich bin neugierig, zu sehen, ob sich wirklich Alles so verhält, wie Sie es auseinandersetzten und es mir zu erklären versuchten, obgleich ich mir von der Sache keinen deutlichen Begriff machen kann, wie ich Ihnen offen gestehe.“

Nach diesen Worten eilte er nach dem bezeichneten Hause, begleitet von Güldenberg, dem Jägerlieutenant und einigen Jägern, während andere die beiden Thüren besetzten, die aus dem Hause auf die Straße und nach dem Hofe führten.

Die Hauswirthin, welche mit Schreck und Staunen die Offiziere und Soldaten eintreten sah, fühlte sich schnell durch die Frage nach dem Fremden beruhigt, und bereitwillig folgte sie der Aufforderung, das Zimmer ihres Miethsmannes zu bezeichnen.

Sie ging selbst nach demselben voran und klopfte an die Thüre.

Es erfolgte keine Antwort, und doch behauptete die Frau, daß ihr Zimmerherr zu Haus sei; auch wurde ihre Versicherung durch lebhaftes Geräusch in dem Gemache bestätigt.

Dennoch folgte auch auf wiederholtes Klopfen keine Antwort, und als die Wirthin öffnen wollte, zeigte es sich, daß die Thür von innen verschlossen sei.

„Aufgemacht!“ rief heftig der Oberstlieutenant, der die Geduld verlor und seinen Ruf mit donnernden Säbelstößen gegen die Thür begleitete.

Auch diese Aufforderung wurde von dem Bewohner des Zimmers nicht beachtet, wohl aber hörten die vor der Thür Stehenden ein Fenster öffnen.

„Stoßt die Thür ein!“ gebot der Oberstlieutenant den ihn begleitenden Jägern.

Wenige Kolbenstöße, gegen das Schloß geführt, genügten, den Eintritt zu erzwingen.

Allen Anderen voran stürzte Güldenberg hinein und zu einem Fenster, welches der Thür gerade gegenüberlag, und zu dem sich in demselben Augenblick ein Mann hinausschwang.

Im Nu war Güldenberg ebenfalls an dem Fenster.

Er bog sich aus demselben hinab und rief dann, den Kopf rückwärts drehend:

„Herr Oberstlieutenant, wenn die Uhlanen ihn nicht einholen, so entrinnt er uns!“

„Unmöglich!“ sagte der Oberstlieutenant; „der Hof ist ja besetzt!“

„Aber das Fenster geht nicht auf den Hof dieses Hauses hinaus,“ entgegnete Güldenberg hastig, „sondern auf den Garten des Nebenhauses; ein gesatteltes Pferd steht an einem Baume angebunden, — der Spion schwingt sich in den Sattel, — das Gartenthor, welches auf das Feld zu führen scheint, wird geöffnet — jetzt sprengt er hinaus!“

Der Oberstlieutenant und der Jägeroffizier waren an ein zweites

Fenster geeilt, und sahen hier mit eigenen Augen Alles, was Güldenberg ihnen zurief.

Auch einige der Jäger hatten sich neugierig hinzugedrängt.

„Feuer! Feuer!" commandirte ihr Offizier.

Im Nu waren die Stutzen bereit, drei bis vier Schüsse knallten, und die Kugeln pfiffen dem fliehenden Reiter nach.

Eine derselben schien ihn getroffen zu haben, denn er wankte einen Augenblick im Sattel, dann aber richtete er sich empor, stemmte sich fester in die Bügel, und jagte querfeldein, was das Pferd laufen konnte.

Während dessen hatte der Oberstlieutenant das nach der Straße hinausgehende Fenster aufgerissen, und den Uhlanen zugerufen:

„Schnell! — durch das Nebenhaus und den Garten, auf das Feld! — Ihr werdet dort einen Fliehenden sehen — den bringt Ihr todt oder lebendig ein."

Ein Uhlane, der zufällig unmittelbar unter dem Fenster hielt, befolgte augenblicklich diesen Befehl; drei andere, die ihn ebenfalls vernommen hatten, sprengten ihm in kurzen Entfernungen nach, und so sah der Fliehende, als er den Blick rückwärts sandte, sich von vier Reitern verfolgt, welche ihm wenig Hoffnung auf ein glückliches Entkommen ließen.

Die beiden anderen Uhlanen waren zu weit entfernt gewesen, um die Ordre des Oberstlieutenants hören zu können; auch schienen ihre vier Cameraden vollkommen hinreichend zu sein, den Flüchtling einzuholen, wenn dies überhaupt möglich war.

Als die Uhlanen durch das Thor des Gartens sprengten, drückten sich hinter dasselbe zwei Männer, die offenbar nicht von ihnen gesehen sein wollten.

Der Eine trug unscheinbare, ziemlich ärmliche bürgerliche Kleider, der Andere die Uniform des kaiserlichen Fuhrwesens.

„Ich fürchte, er ist verloren," flüsterte der Civilist dem Soldaten zu.

„Ich glaube es auch," entgegnete dieser, „denn die Uhlanen sind sehr gut beritten. — Nun, wir haben wenigstens gethan, was wir vermochten, um sein Entkommen zu sichern. Doch lassen Sie uns nun forteilen, denn es möchte uns schlimm ergehen, wenn man uns hier entdeckte und wir dadurch in Verdacht kämen."

„Du hast Recht!" sagte der Civilist. „Die Militärgerichte machen

kurzes Federlesen, und ich habe keine Lust, von österreichischen Kugeln zu sterben, am wenigsten aber schon jetzt!"

Die beiden Männer eilten davon, ohne von irgend einem Menschen bemerkt worden zu sein.

Während die Uhlanen den Flüchtling verfolgten, fanden die in dem Zimmer desselben Zurückgebliebenen Muße, sich darin umzublicken.

„Sehen Sie wohl, Herr Oberstlieutenant," sagte Güldenberg mit triumphirendem Tone; „ganz, wie ich es vermuthete und es Ihnen beschreibend auseinandersetzte."

Dabei deutete er auf eine Maschine, die in der Ecke des Zimmers stand, welche zugleich die Ecke desselben und die der Straße bildete.

„Da steht der Telegraphenapparat," fuhr Güldenberg fort, „und ich werde Ihnen jetzt zeigen und auseinandersetzen, auf welche Weise unsere telegraphischen Depeschen abgefangen wurden."

Damit schritt Güldenberg auf den Tisch zu, auf dem der Apparat aufgestellt war, besah denselben genau, und sagte dann, zu sich selbst sprechend:

„Richtig! Ganz so, wie ich es mir dachte."

Sich zu den beiden Offizieren wendend, die ihm mit gespannter Neugier zusahen und zuhörten, sagte er darauf:

„Bemerken Sie diesen Doppeldraht, welcher von der Maschine ausläuft und hier in die Mauer geht?"

„Freilich sehe ich ihn," sagte der Oberstlieutenant; „aber was nützt er?"

Ohne vorläufig eine Erklärung auf diese Frage zu geben, fuhr Güldenberg fort:

„Biegen Sie sich jetzt gefälligst zu dem Fenster hinaus."

Die beiden Offiziere folgten dieser Aufforderung.

„Sehen Sie hier, gerade an der Ecke des Hauses, den eisernen Mauerträger mit der Isolatorglocke. Die günstige Stellung desselben hat der Spion, welcher jedenfalls ein sehr geschickter Telegraphist sein muß, dazu benützt, um durch dieses mit größter Vorsicht durch die Mauerecke gebohrte Loch eine Drahtleitung herzustellen, welche den electrischen Strom zwingt, einen Umweg durch seinen Apparat zu machen, ohne daß dies von irgend einer Station bemerkt werden konnte. Dabei sind auch die Drähte so dünn und so geschickt maskirt, daß es

selbst den scharfsichtigsten Aufsichtsorganen nur dann gelungen sein würde, die Abfangung der Depeschen zu bemerken, wenn schon irgend ein Argwohn auf eben diese Stelle gelenkt worden wäre. — Eine Entdeckung ist aber auch noch deshalb um so schwieriger gewesen, weil der Spion jedenfalls seinen Posten nach den Bewegungen der Armee mehrmals geändert haben wird."

„Ich danke Ihnen für diese Auseinandersetzung," sagte der Oberstlieutenant. „Die Sache ist mir nun ziemlich klar, obgleich ich, aufrichtig gestanden, von dem Telegraphenwesen verdammt wenig verstehe. — Können Sie aber jetzt nicht die abgefangene Taubenbotschaft enträthseln?"

Güldenberg zog das Papier, welches er von dem Halse der todten Taube genommen hatte, hervor und versuchte es zu entchiffern.

Da er des Schlüssels noch nicht vollkommen mächtig war, gelang ihm dies nur mit Mühe, indeß brachte er doch so viel heraus, daß die Depesche eine Abschrift der Dispositionen enthielt, welche der Feldzeugmeister Benedek den verschiedenen Corps der Nordarmee für den folgenden Tag ertheilt hatte, der aller Wahrscheinlichkeit nach Zeuge einer Hauptschlacht sein sollte, eines Kampfes, der vielleicht für das Schicksal des ganzen Feldzuges eine Entscheidung brachte.

Diese Dispositionen ausführlich mitzutheilen wird sich uns im Verlaufe unserer Schilderungen bald eine passendere Gelegenheit bieten.

Hier haben wir nur zu erwähnen, daß die weiteren telegraphischen Auseinandersetzungen, welche Güldenberg seinen beiden aufmerksamen Zuhörern machte, durch lautes Geschrei und die Tritte, sowie die Stimmen zahlreicher Menschen unterbrochen wurden, welche von der Straße herauf ertönten.

Der Oberstlieutenant und seine beiden Begleiter eilten an die Straßenfenster, um die Ursache dieses Lärmens zu erfahren; da sahen sie die vier Uhlanen, die den entflohenen Telegraphisten verfolgt hatten, auf das Haus zukommen und nach einer Minute vor demselben Halt machen.

Zwei der Lanzenreiter stützten von beiden Seiten den Gefangenen, der leichenblaß, mit Blut bedeckt und so in sich zusammengesunken war, daß er sich trotz des Beistandes der beiden Uhlanen kaum im Sattel erhalten konnte.

Er war schwer verwundet, wie sich nicht bezweifeln ließ.

Einer der Uhlanen stieg vom Pferde und ging auf die Thür des Hauses zu, aus dessen Fenster der Oberstlieutenant hinabsah.

Offenbar wollte er demselben Rapport erstatten.

„Bringt den Kerl herauf!“ rief der Oberstlieutenant ihm zu.

„Euer Gnaden, Herr Oberstlieutenant,“ entgegnete der Reiter, die Hand an die Czapka legend, „er kann nicht gehen!“

„So tragt ihn!“ gebot der Offizier und augenblicklich gehorchend, hoben die Uhlanen den Verwundeten mit rauhen Händen von dem Pferde herab und trugen ihn die Stiege hinauf in das Zimmer, das er kaum eine Viertelstunde zuvor gesund, in der Kraft und Fülle der Jugend verlassen hatte, jetzt aber als ein Sterbender wieder betrat, als Spion zum Tode verurtheilt, auch wenn er unverletzt gewesen wäre.

Auf einen Wink des Oberstlieutenants wurde der Verwundete auf das Bett gelegt, auf welchem vielleicht noch die Nacht zuvor lachende Träume ihn umgaukelten.

Zahlreiche Neugierige wollten sich in das Zimmer drängen, denn das Ereigniß hatte, wie man sich leicht denken kann, ungeheures Aufsehen erregt; ein gebieterischer Wink des Oberstlieutenants entfernte Alle, bis auf Güldenberg und den Jägerlieutenant; dann wendete er sich zu dem Verwundeten, der vor Schmerzen wimmernd, mit halbgebrochenen Augen dalag und dem Tode bereits nahe zu sein schien.

„Wer sind Sie?“ fragte er ihn mit rauher Stimme.

„Preußischer Offizier,“ lautete kaum hörbar die Antwort, „und ich erwarte —“

Doch der Oberstlieutenant ließ ihn nicht aussprechen, was er erwartete.

Mit aufbrausendem Zorne donnerte er ihm zu:

„Herr, Offizier wollen Sie sein, und Sie halten es mit Ihrer Offiziersehre vereinbar, Spionsdienste zu verrichten?“

Er schien eine Antwort zu erwarten; als aber der Gefangene schwieg, fuhr er mit steigender Heftigkeit fort:

„Die preußischen Offiziere scheinen überhaupt eine besondere Neigung zu empfinden, sich als Spione gebrauchen zu lassen! — Seit länger als einem Jahre haben sie sich als Photographen, als Eisenbahnbeamte, als Lokomotivführer, sogar als Handlungsreisende, in Böhmen umhergetrieben, um die Pläne unserer Festungen zu zeichnen, die verschiedensten Situationen aufzunehmen, sogar um über die Vermögensverhältnisse der Städte wie der Privatpersonen Nachrichten einzuziehen, um danach die Brandschatzungen zu bemessen, die sie dem unglücklichen Böhmen auferlegten, wohin sie kamen, und die Offiziere, welche keine

Scheu trugen, ihre Uniformen abzulegen, ihren Stand zu verleugnen, um sich zu solchen niedrigen, entehrenden Aufträgen herzugeben, verlangen noch, daß man in ihnen den Stand achte, den sie selbst verleugneten?"

Wieder schien der Oberstlieutenant eine Antwort, eine Entschuldigung des Verwundeten zu erwarten, und als derselbe noch immer schwieg, hielt er das für Trotz.

Dadurch noch mehr aufgeregt, fuhr er mit steigender Hitze fort:

„Ja, entehrend! — Glauben Sie mir, Herr, wenn zu irgend einem österreichischen Offizier der Kaiser selbst gesagt hätte: „Legen Sie Ihre Uniform ab und werden Sie Spion!" so hätte der Offizier ihm geantwortet: „Eure Majestät, mein Blut und mein Leben gehören Ihnen und freudig gebe ich sie hin; meine Ehre aber ist nur mein Eigenthum, und selbst meinem Kaiser kann ich das Recht nicht zugestehen, sie durch eine solche Zumuthung anzutasten. — Ja, so würde jeder österreichische Offizier geantwortet haben! Wagen Sie etwa, das zu bestreiten?"

Der Oberstlieutenant hatte sich in den heftigsten Zorn gesprochen, und als der Verwundete auch jetzt noch kein Wort sagte, trat er zu dessen Lager, um von ihm eine Antwort zu erzwingen; aber erschrocken wich er einen Schritt zurück, indem er dumpf vor sich hinmurmelte:

„Er ist todt!"

So war es auch; darüber ließ das Aussehen des Gefangenen keinen Zweifel.

Die Augen starrten gebrochen, aber mit wildem Ausdruck vor sich hin; alle Züge seines Gesichtes waren wie krampfhaft verzerrt; seine beiden Hände hatten sich geballt.

Er schien unter der heftigen Strafrede des Oberstlieutenants, der seine Ehre so schonungslos brandmarkte, sein Leben ausgehaucht zu haben, gemartert von den peinlichsten Gefühlen.

Der Oberstlieutenant wendete sich ab von dem widerlichen Anblicke, den der Todte bot.

„Nehmen Sie in Gemeinschaft mit Herrn Güldenberg eine genaue Durchsuchung des Zimmers vor," wendete er sich zu dem Jägeroffizier, „und erstatten Sie mir dann Bericht!"

Mit diesen Worten eilte er hinweg, um den Feldzeugmeister Benedek seinen Rapport über die ganze Begebenheit zu machen, und demselben die wichtige Entdeckung mitzutheilen, zu welcher die bisher mehrfach verlachten und verspotteten Bemühungen des Telegraphisten Güldenberg geführt hatten.

XXI.

Im Hauptquartier des Königs von Preußen.

Noch nicht lange waren die Deputirten Gitschins nach der Audienz bei dem Könige von Preußen in ihre Wohnungen zurückgekehrt, als sie durch die Nachricht erschreckt wurden, daß ihrer Stadt trotz der scheinbar gnädigen Worte des Monarchen eine namhafte Contribution auferlegt worden sei, um sie dafür zu bestrafen, daß sie die Verpflegung der preußischen Truppen nicht mit der von ihr verlangten Willigkeit herbeigeschafft haben sollte.

Aufgebracht über diese Kunde rief Der, welcher den Sprecher der Deputation machte, die sich zur Berathung wieder vereinigt hatte:

„Glauben denn der König von Preußen und seine Generale, es sei etwas Leichtes für eine so kleine Stadt, eine Anzahl unerwarteter Gäste, welche zahlreicher sind wie die ganze Einwohnerschaft, reichlich zu bewirthen, als stände ihr ein Zauberstab zu Diensten, mit dem man nur zu winken braucht: „Tischchen decke dich!“ um sogleich die Tafeln mit allen den Leckerbissen bedeckt zu sehen, welche die preußischen Kriegsleute nach ihres Königs Ansicht zu des Lebens Nothdurft brauchen?“

„Was fangen wir aber an, um das Unglück von unserer Stadt abzuwenden?“ fragte ein Anderer.

„Wie ich gehört habe,“ sagte der Sprecher, „wird das Hauptquartier erst morgen früh um 9 Uhr aufbrechen; ich bin daher der Meinung, daß wir uns schon um 5 Uhr Morgens bei dem Quartier des Königs einfinden, um noch eine Audienz zu erbitten, allenfalls auch zu erzwingen; denn wir müssen Alles aufbieten, um den Erlaß der Contribution durchzusetzen.“

Die übrigen Mitglieder der Deputation stimmten dieser Ansicht bei und beschlossen, sich zu der verabredeten Stunde bei des Königs Wohnung zusammenzufinden.

In dieser wurden inzwischen die wichtigsten Berathungen gepflogen und die bereits gefaßten Beschlüsse und Bestimmungen mehrmals ge-

ändert, denn im Laufe des Nachmittags, und noch am Abend, gingen von verschiedenen Seiten Meldungen ein, welche fortwährend neue Dispositionen nöthig machten, denn es leuchtete aus ihnen ein, daß die österreichischen Truppen beinahe sämmtlich in Bewegung waren und ehe man über deren definitive Stellung im Klaren war, ließen sich keine bestimmten Pläne fassen.

Endlich jedoch war König Wilhelm zu dem Entschlusse gekommen, seinen früher gefaßten Vorsatz zur Ausführung zu bringen, und am nächsten Morgen um 9 Uhr nach Königinhof zu fahren, um sich mit dem Kronprinzen über die in den nächsten Tagen vorzunehmenden Operationen zu berathen.

Der Befehl zum Aufbruch wurde kurz vor eilf Uhr gegeben, und der König wollte eben zu Bett gehen, als im eiligsten Laufe der Pferde ein Wagen daherkam und vor dem Quartiere des Königs hielt.

Unmittelbar darauf meldete der diensthabende Ordonnanz-Offizier:

„Se. Excellenz der Herr General-Lieutenant von Voigts-Rhetz!"

Der König winkte und der Chef des Generalstabs der ersten Armee trat ein.

„Was bringen Sie mir?" fragte der König hastig, denn er konnte sich denken, daß sein Neffe, der Prinz Friedrich Carl, den Chef seines Generalstabes in so später Stunde nicht ohne die wichtigste Veranlassung an seinen königlichen Oheim entsenden würde.

König Wilhelm hatte sich in seiner Erwartung auch nicht getäuscht.

„Eure Majestät," entgegnete der General von Voigts-Rhetz, „Seine königliche Hoheit der Prinz Friedrich Carl läßt Allerhöchstdenselben melden, daß der Feind sich im Laufe dieses Nachmittags bei Chlum, Lipa, Sadowa und noch einigen anderen Orten, kurz vor der ganzen Front unserer ersten Armee, zu concentriren angefangen hat, und daß diese Bewegungen nach den von unseren Vorposten eingehenden Meldungen noch bis zu den Abendstunden fortdauerten. Der Prinz erwartet daher mit Bestimmtheit für morgen einen Hauptangriff des Feindes."

„Und fühlt der Prinz sich stark genug, eine Schlacht anzunehmen?" fragte der König rasch, den General mit gespannter Miene ansehend.

„Seine königliche Hoheit erklären sich dazu bereit und hoffen

zuversichtlich, den ersten Stoß der allerdings ziemlich starken Uebermacht aushalten zu können; doch wäre der Ausgang des Kampfes freilich zweifelhaft, und dürfte sogar sehr gefährlich werden, wenn die Armee Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen es nicht ermöglichen könnte, noch rechtzeitig auf dem Kampfplatze zu erscheinen, um an der Schlacht Theil zu nehmen."

„Und wird dieses rechtzeitige Erscheinen in der Macht des Kronprinzen liegen?" fragte der König.

„Dies zu erfahren habe ich bereits von Horiz aus einen Offizier in dessen Hauptquartier entsendet. Ich selbst aber eilte auf Befehl des Prinzen Friedrich Karl hierher, um Eure Majestät zu bitten, daß Sie die Gnade haben möchten, die Entscheidung zu treffen, was geschehen soll."

Der König machte eine sehr ernste Miene und schien einige Augenblicke zu überlegen, ehe er eine Antwort gab.

„Wir dürfen uns nicht verhehlen," sagte er endlich, „daß unsere Lage etwas Mißliches hat. — Unsere beiden Armeen haben seit dem 26. Juni beinahe fortwährend im Feuer gestanden und dabei ununterbrochen so anstrengende Märsche gemacht, daß sie im hohen Grade erschöpft sein müssen, auch habe ich dies selbst im Laufe des heutigen Tages bei allen Truppentheilen bemerkt, an denen ich vorüber kam."

„Eure Majestät," wagte der General von Voigts-Rhetz zu entgegnen, „der größte Theil der Leute und Pferde hat während des heutigen Tages Ruhe genossen und mehr bedürfen unsere braven Truppen nicht, um wieder so frisch und kampfbegeistert zu sein, als kämen sie eben erst aus der Garnison."

„Aber ihre Kräfte müssen auch unter der mangelhaften Verpflegung leiden?" sagte der Monarch und runzelte finster die Stirn.

Lächelnd entgegnete der Generalstabschef:

„Die Verpflegung ist freilich nicht so reichlich und so regelmäßig, wie es sich wünschen ließe, aber daß die Kräfte unserer Leute darunter leiden, glaube ich nicht, denn was die Einwohner nicht gutwillig liefern, das wissen unsere Soldaten im Nothfall sich selbst zu verschaffen."

„Ich wollte es ihnen auch wahrlich sehr verdenken, wenn sie in Feindesland hungerten und dursteten!" sagte der König und ein leichtes Lächeln überflog sein Gesicht.

Dann trat er zu der Karte, die auf einem der Tische ausgebreitet lag und sagte:

„Lassen Sie uns noch einmal die gegenseitigen Stellungen überblicken.“

Der General von Voigts-Rhetz stellte sich an die Seite seines Königs und folgte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Andeutungen, die derselbe machte, indem er auf der Karte verschiedene Punkte andeutete.

Er prüfte aufmerksam die Stellungen, welche die 1. und 2. preußische Armee einnahmen, noch sorgfältiger aber die, in welchen nach den verschiedenen Rapporten die Corps des Feldzeugmeisters Benedek in diesem Augenblick sich befinden mußten.

Endlich schien König Wilhelm zu einem Entschlusse gelangt zu sein.

„Lassen Sie die Generale von Moltke, von Roon, von Alvensleben und von Treskow rufen,“ sagte er zu dem General von Voigts-Rhetz. „Wir wollen Kriegsrath halten.“

Nach wenigen Minuten waren die genannten Generale versammelt, und die Berathung begann.

Nachdem jeder Einzelne seine Ansicht klar und so kurz als möglich auseinandergesetzt hatte, sollte die Berathung geschlossen werden, da trat hastig der Ministerpräsident und Kürassier-Major Graf Bismark ein, schritt gerade auf den König zu und sagte, sich ehrfurchtsvoll verbeugend:

„Ich ersuche Eure Majestät unterthänigst, keinen Entschluß zu fassen, bevor Sie dies hier gelesen haben.“

„Was ist das?“ fragte der König, indem er ein Papier nahm, welches Graf Bismark ihm übergab.

„Ein Bericht,“ entgegnete der Minister, „der von der allergrößten Wichtigkeit ist. Ich empfing ihn vor wenigen Minuten, und ließ ihn sogleich aus der Chiffernschrift, in der er geschrieben war, übersetzen, um ihn Eurer Majestät vorzulegen.“

Der König überflog das Blatt mit einem raschen Blicke.

„Das scheint allerdings sehr wichtig zu sein,“ sagte er dann, reichte das Papier dem General von Moltke und gebot ihm:

„Lesen Sie laut, daß auch die anderen Herren es hören.“

Es war die Depesche, welche der gefiederte Bote aus dem Hauptquartier des Feldzeugmeister Benedek überbracht hatte, und die der Absender derselben mit seinem Leben bezahlte, vielleicht in eben dem Augenblicke sterbend, in welchem der König, für den er sich geopfert hatte, den letzten Beweis seiner Treue und Hingebung empfing.

General Moltke las, und je weiter er kam, desto mehr blitzten seine Augen vor Freude.

Es waren nur einzelne, abgerissene Sätze, welche die Depesche enthielt, aber ihr Zusammenhang und ihre Bedeutung zeigten sich Denen, die sie anhörten, in solcher Klarheit, daß es für sie keines Commentares bedurfte.

Es hieß:

1. Corps (Clam-Gallas), 3. Corps (Erzherzog Ernst), 4. Corps (Graf Festetics), 10. Corps (Gablenz) mit Tagesanbruch gegen die Bistritz und Prinz Friedrich Carl, von Dohalitschka, über Sadowa bis Benatek; Befehl zu forciren. — Sachsen, äußerster linker Flügel, bei Rechanitz, gegen Elbe-Armee unter Herwarth von Bittenfeld. — Centrum bei Chlum. — 6. Corps (Ramming). — Reserve rückwärts, östlich von Chlum. — Rechte Flügel, General Legeditsch. — Soutien: 2. Corps (Graf Thun), starke Artillerie. — Cavallerie-Division, Fürst von Thurn und Taxis, — detaschirt auf dem äußersten rechten Flügel, bei Radow. (Schwacher Punkt.)

General Moltke ließ die Hand sinken, welche das Blatt hielt, und sagte, indem er den Minister mit einem Blicke staunender Bewunderung ansah:

„Das ist ja der vollständige Plan der österreichischen Schlachtordnung zu dem Angriffe, den wir morgen zu erwarten haben. — Wie haben Eure Excellenz dies unbezahlbare Document erhalten?"

„Auf diplomatischem Wege!" sagte mit feinem Lächeln Graf Bismark. „Uebrigens freut es mich, wenn Eure Excellenz von dem kleinen Blättchen Papier Gebrauch machen können."

„Das will ich meinen!" entgegnete General von Moltke. „Und zwar einen sehr guten."

Darauf zu dem Könige sich wendend, sagte er:

„Eure Majestät, da wir jetzt die Dispositionen des Feindes so genau kennen, glaube ich mit gutem Gewissen zu der Annahme der Schlacht rathen zu dürfen. Zwar sind unsere 1. und unsere 2. Armee noch nicht vereinigt, und ich glaube auch nicht, daß die Vereinigung zu ermöglichen sein wird, bevor der Kampf beginnt; aber ich baue auf die Raschheit unserer Bewegungen. Darin haben wir aber den Feldzeugmeister Benedek nicht eben als Meister kennen gelernt; er wird sich daher auch bei der Berechnung unserer Bewegungen irren, und

dieser höchst wahrscheinliche Rechnungsfehler wird uns einen großen Vortheil gewähren.“

König Wilhelm nickte zustimmend, aber er schwieg, und General Moltke fand darin die Aufforderung, in der Auseinandersetzung seiner Ansichten fortzufahren.

„Benedek,“ sagte er, „wird, — wenn ich recht vermuthe, — morgen in aller Frühe Seine königliche Hoheit den Prinzen Friedrich Carl angreifen und sich mit dem größten Theile seiner ganzen Streitmacht gegen ihn wenden, indem er sich schmeichelt, den Sieg zu erringen, ehe es Seiner königlichen Hoheit dem Kronprinzen möglich sein kann, rechtzeitig heranzukommen, um der Schlacht noch eine andere Wendung zu geben. — Darüber dürfte der österreichische Feldzeugmeister seinen rechten Flügel mehr schwächen, als die Klugheit es eigentlich billigen würde, und wenn dann gegen seine Erwartung ganz plötzlich unser Angriff auf denselben mit voller Kraft erfolgt, ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Ueberraschung mächtig genug wirkt, uns einen vollständigen und glänzenden Sieg zu verschaffen.“

Der König wiegte nachdenkend den Kopf, als überlegte er noch einmal bei sich Alles, was der Chef seines Generalstabes auseinandergesetzt hatte; dann sagte er zustimmend:

„So sei es denn gewagt. — Wohlan! — Wir nehmen morgen die Schlacht an, wenn der Feldherr der Oesterreicher sie uns bieten sollte.“

„Und wir werden siegen!“ sagte mit begeisterter Zuversicht der Kriegsminister von Roon, „denn unser König ficht in eigener Person an unserer Spitze, und wo er sich zeigt, da fühlt jeder Einzelne sich wie electrisirt. Diesen zauberhaften Einfluß kann der Feldzeugmeister nicht auf seine Truppen ausüben, so beliebt er auch bei denselben ist, wie man allgemein hört.“

„Ich hoffe in der That,“ sagte König Wilhelm, „daß mein Anblick begeisternd, ich möchte beinahe sagen zauberhaft, auf meine Soldaten wirkt, und ich habe mich selbst davon während der drei Tage überzeugt, die ich mich bei der Armee befinde. Deshalb begreife ich auch nicht, daß unser Gegner es verschmäht, dieses Zaubermittel ebenfalls an geeigneter Stelle in Vorschlag zu bringen.

„Jedermann,“ sagte Graf Bismark, bei dem der Hofmann die Uniform des Cürassiermajors durchdrang, „wird wohl ge[illegible] genug Selbstkenntniß besitzen, um einzusehen, daß Euer Majestät

als Feldherr über jeden Rivalen triumphiren müssen, wozu es noch dem bisher Geschehenen, keines weiteren Beweises bedarf."

König Wilhelm konnte sich dem Einflusse dieser Schmeichelei nicht ganz entziehen, denn ein wohlgefälliges Lächeln überflog bei den Worten des Ministers sein Gesicht.

General von Moltke, bei welchem der Soldat und dessen gewöhnliche Gradheit, um nicht zu sagen Derbheit, den Hofmann überwog, sagte darauf:

„Ich wage kaum, es auszusprechen, worauf ich auch noch eine Art von Hoffnung setze, daß der Feldzeugmeister Benedek es versäumen wird, seinen rechten Flügel hinreichend zu decken."

Neugierig gemacht durch diese Worte, fragte der König:

„Worauf stützen Sie diese Hoffnung? Und weßhalb wagen Sie es kaum, dieselbe auszusprechen?"

„Weil es im Kriege keine größere Gefahr gibt, als seinen Feind zu unterschätzen; das aber müßte ich thun, wenn ich diese Hoffnung als eine Thatsache bei meinen Plänen mit in Rechnung zöge."

„Nun, so thun Sie das nicht," entgegnete der König, „theilen Sie uns aber diese Hoffnung dennoch mit."

„Es ist eigentlich unverzeihlich, dem Feinde eine solche, — Vernachlässigung, eine solche Unkenntniß zuzutrauen; aber da wir selbst die entfernte Möglichkeit derselben nicht mit in Rechnung bringen wollen, halte ich es für meine Pflicht, Eure Majestät mitzutheilen, was ich meinte. Es ist das Gepäck eines österreichischen Generalstabsoffiziers in unsere Hände gefallen. Dabei befand sich eine sehr genaue und in einem großen Maßstabe gezeichnete Karte. Auf dieser," fügte General Moltke hinzu, indem er an den Tisch trat und auf der darauf ausgebreiteten Karte des Kriegsschauplatze einen Punkt andeutete, „sind hier, in der Gegend von Horschenovetz, Sümpfe von ziemlich bedeutender Ausdehnung angegeben. Sie haben auch wirklich früher bestanden, sind aber vor nicht langer Zeit vollständig trocken gelegt, wie uns zur Berichtigung unserer Karten schon vor einem Jahre gemeldet wurde. Sollte nun, was mir freilich unglaublich erscheint, der österreichische Generalstab keine bessere Localkenntniß besitzen, als sie sich aus dieser Karte eines seiner Offiziere schöpfen läßt, dann dürfte Benedek seine Berechnung darauf stützen, daß unserem Vormarsch auf dieser Linie natürliche Hindernisse ent-

gegenstehen, welche bereits seit einiger Zeit durch die Gefälligkeit der österreichischen Landwirthe aus dem Wege geräumt sind."

„Gebe Gott," sagte der König, „daß diese kaum glaubliche Unkenntniß wirklich in dem feindlichen Hauptquartiere herrscht, denn in diesem Falle dürfte es uns leicht werden, den rechten Flügel der Oesterreicher zu umgehen oder zu durchbrechen, da gerade auf diesen Punkt der Hauptangriff des Kronprinzen gerichtet sein muß; in diesem Falle aber wäre der Sieg uns gewiß!"

„Ich halte diese Unkenntniß nicht für unmöglich," sagte General Roon mit ironischem Lächeln, „denn seit wir in Böhmen stehen haben wir uns schon mehrmals überzeugen können, daß wir das Terrain genauer kannten, als die Oesterreicher selbst."

Die Generale nickten einander zu, als wollten sie die Behauptung des Kriegsministers bestätigen.

Es entstand hierauf eine kleine Pause, denn die anwesenden Generale, so wie der Major-Minister hatten nichts mehr zu sagen, und Alle erwarteten ehrfurchtsvoll die letzte Entscheidung ihres obersten Kriegsherrn.

„Graf Finkenstein," sagte der König endlich zu seinem Flügel-Adjutanten, der in der Ferne gestanden hatte, ohne an den Berathungen Theil zu nehmen, „reiten Sie augenblicklich zu meinem Sohne, dem Kronprinzen, nach Königinhof; theilen Sie ihm die Dispositionen mit, die hier in Ihrem Beisein getroffen wurden, denen Sie, wie ich nicht zweifle, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt sind und überbringen Sie ihm den Befehl, seinerseits ohne Zögern danach zu handeln."

„Sie, General von Voigts-Rhetz, wendete sich darauf zu diesem der König, „Sie werden sogleich zu dem Prinzen Friedrich Karl zurückkehren und ihm eine ähnliche Meldung machen!"

Graf Finkenstein hatte unmittelbar nach dem erhaltenen Befehle des Königs dessen Gemach verlassen, um sein Pferd zu besteigen und nach Königinhof zu sprengen.

Auch General von Voigts-Rhetz wollte nach einer ehrerbietigen Verbeugung gehen, aber eine Handbewegung des Königs hielt ihn zurück. —

„Meine Herren," sagte der Monarch, und seine Stimme nahm einen feierlichen Klang an, „ich wünsche Ihnen Allen eine gute Nacht und werde auch meinerseits versuchen, einige Stunden der Ruhe zu ge-

nießen. — Vielleicht ist es die letzte, die der Himmel Manchem von uns beschieden hat. — Und nun, noch einmal: „Auf morgen, mit Gott!“

„Auf morgen mit Gott, für König und Vaterland! wie der preußische Wahlspruch lautet!“ riefen wie aus einem Munde die Generale und geräuschlos entfernten sie sich, um ihrem Könige die gewünschte Ruhe zu gönnen.

Kaum eine halbe Stunde später herrschte in ganz Gitschin die tiefste Stille.

XXII.

Am Vorabende der Schlacht von Königgrätz.

Vor einem Marketenderwagen, der als fliegender Stand hergerichtet war, saßen am Nachmittage des 2. Juli 1866 eben die beiden Männer, welche sich hinter dem Gartenthore versteckt hatten, als die kaiserlichen Uhlanen den Depeschendieb verfolgten, dem sie ohne Zweifel durch die Bereithaltung des Pferdes und die Oeffnung des Thores so ganz zu rechter Zeit zur Flucht behilflich gewesen waren, und mit dem sie daher in näherem Verkehr stehen mußten.

So verhielt es sich auch in der That, und eben so, wie jener Telegraphist, hätten diese Beiden das schmachvolle Ende von Spionen zu finden verdient; denn gleich Jenem verrichteten auch sie schon seit längerer Zeit diesen Dienst, der zwar allgemein mit Schande gebrandmarkt wird, der aber dennoch im Kriege für einen Feldherrn unentbehrlich ist und daher von allen Denen, welche die Vortheile richtig erkennen, die gute Spione zu leisten vermögen, glänzend bezahlt wird.

Von den beiden Männern, deren Aeußeres wir schon bei der Flucht des Telegraphisten beschrieben, war Der, welcher die abgetragenen bürgerlichen Kleider trug, der Marketender, dem der Wagen gehörte, neben welchem Beide saßen, mit einer „Jause“ sich die Zeit vertreibend.

Er sprach sehr eifrig, aber nur mit gedämpfter Stimme, mit dem Andern, der, wie erwähnt, die Uniform des kaiserlichen Fuhrwesens trug, und dessen dunkle Gesichtsfarbe, so wie sein schwarzer

Bart, ihn für einen Italiener, jedenfalls aber für einen Südländer hätten halten lassen, wäre damit nicht sein hellblaues Auge im Widerspruche gestanden. Dieses verrieth ganz unverkennbar den Nordländer; damit stimmte auch sein Dialect überein, wenn er ungezwungen mit dem Marketender sprach; denn in der Unterhaltung mit Fremden war er sehr einsilbig und seine gebrochene Aussprache so undeutlich, daß es unmöglich gewesen wäre, herauszuerkennen, welcher Landsmannschaft er angehörte.

Zu dieser Undeutlichkeit trug freilich auch viel bei, daß er den Kopf mit einem Tuche verbunden hatte, welches einen großen Theil des Gesichtes bedeckte und vermuthen ließ, daß er an Zahnschmerzen litte, oder wohl gar verwundet sei.

Es würde schwer gewesen sein, einen Zug seiner Physiognomie deutlich zu erkennen.

Wir aber durchdringen, indem wir ihn schärfer in das Auge fassen, diese mit großer Geschicklichkeit vorgenommene Maske und erkennen in ihm eben so den spitzbübischen Anton Meier, wie in dem falschen Marketender den chamäleonartigen Woronski.

Dieser sagte soeben, zu dem Ohre seines niedern Helfershelfer sich beugend:

„Es ist fatal, Meier, daß gestern zu so ganz ungelegener Zeit die Taubenpost gestört und entdeckt wurde, die uns schon manche wichtige Dienste leistete, so daß ich stolz darauf bin, sie für uns in Anwendung gebracht zu haben und dafür mit Zuversicht auf eine gute Belohnung rechne."

„Von der ich hoffentlich auch meinen Theil abbekommen werde," sagte der Fuhrknecht mit einer vertraulichen Keckheit, die seinem Chef gegenüber als ungeziemend erscheinen mußte und über die Woronski daher auch finster die Stirn runzelte. Er gab indeß seinem Unwillen keine Worte, sondern sagte:

„Leider ist uns über diesen Strich durch unsere Rechnung die Kenntniß der letzten Depesche verloren gegangen, die mein Agent abgefangen hat, und die jedenfalls von großer Wichtigkeit war, denn Alles deutet darauf hin, daß irgend ein entscheidender Schlag von Benedek vorbereitet wird."

„Freilich," stimmte Anton Meier der Ansicht seines Chefs bei, „sind viele Regimenter in Bewegung; alle scheinen nach einer und derselben Richtung zu marschiren, und die Mannschaften der meisten sehen so vergnügt aus, als ginge es zu einem Tanze."

„Den wird es auch offenbar geben,“ sagte Woronski, „aber einen Waffentanz, und zwar allem Anscheine nach einen sehr heißen und blutigen.“

„Und die Kerle sehen so lustig aus,“ meinte Anton Meier, „als könnten sie es gar nicht erwarten in das Gras zu beißen!“

„Ich müßte mich sehr täuschen,“ fuhr Woronski fort, „oder der Tanz wird schon morgen aufgeführt und es thut sicher morgen Abend Manchem kein Zahn mehr weh!“

„Nun, meinetwegen!“ lachte der gemeine Helfershelfer des noblen Agenten. „Ich denke aber, wir Beide werden unsere Zähne morgen Abend noch gut gebrauchen können, um in etwas Besseres zu beißen, als in's Gras, nach dem ich meinestheils wenigstens nicht den geringsten Appetit verspüre.“

„Ich eben so wenig!“ lachte der Marketender. „Ich darf mich zwar rühmen, daß ich nicht zu den Memmen gehöre, und daß ich schon mancher Gefahr in das Auge gesehen habe, ohne zu zittern oder zu erblassen; aber dennoch werde ich mich morgen an das Sprichwort der Feiglinge erinnern: Weit davon ist gut vor'm Schuß!“

„Ja, das mag recht schön sein,“ meinte Anton Meier, „aber ganz ohne Gefahr ist die Rolle denn doch nicht, die Sie mir vorgeschrieben haben, und wenn die Sache schief gehen sollte, denke ich mich bei Zeiten aus dem Staube zu machen.“

„Nur nicht zu früh,“ sagte Woronski mit drohendem Tone. „Erinnere Dich daran, daß ich und Andere Dich im Auge behalten werden, und daß Du es zu büßen hättest, wenn Du meine Instruktionen nicht pünktlich ausführtest.“

„Na ja,“ sagte Meier verdrießlich, „ich werde thun, was Sie befohlen haben.“

Nach einer kleinen Pause setzte er lauernd hinzu:

„Haben Sie denn Viele von Ihren Agenten hier im Hauptquartier?“

Einer bestimmten Antwort ausweichend, sagte Woronski:

„Eine hinreichende Anzahl, um überzeugt zu sein, daß sich Alle gegenseitig überwachen werden, und daß sich dadurch kein Einziger von ihnen meiner genauen Kenntniß seiner Leistungen entziehen kann.“

Er hatte diese Worte mit absichtlich scharfer Betonung gesprochen, und es entging ihm nicht, daß Meier's Miene sich dabei sicht-

lich verfinsterte. Er that indeß, als bemerke er dies nicht und fuhr mit gleichgiltigerem Ausdrucke fort:

„Bisher haben wir die Oesterreicher vor den Spitzkugeln, mit denen die Zündnadeln unserer Freunde sie begrüßten, seit Nachod und Trautenau Schritt vor Schritt zurück gehen sehen und noch dazu immer nur aus strategischen Rücksichten, wie Benedek der Armee und dem Lande weiß machen wollte; wenn aber morgen, — oder bei dem nächsten Hauptgefechte — alle meine Agenten so ihre Pflicht thun, wie ich es von Dir erwarte, dann werden wir sie hoffentlich laufen sehen und ohne alle Strategie, nur in der Rücksicht, daß jeder Einzelne suchen wird, sein Leben so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen.“

Die beiden Blut- und Eisenmänner wurden an der Fortsetzung ihres Gespräches dadurch verhindert, daß ein Trupp Soldaten, aus verschiedenen Truppentheilen gemischt, jubelnd herangezogen kam und an dem Marketender-Wagen Halt machte, um auf den improvisirten Bänken, die denselben umstanden, Platz zu nehmen und sich so reichlich bewirthen zu lassen, als es der Kassenbestand jedes Einzelnen erlaubte.

Ging auch der letzte Kreuzer darauf, was that das? Wußten doch Alle, daß Viele von ihnen am nächsten Abend keines Geldes mehr bedürfen würden, denn so eben war allen Regimentern der Befehl ertheilt worden, sich am folgenden Morgen in aller Frühe zum Abmarsch bereit zu halten, und ohne daß diesem Befehle eine besondere Erklärung hinzugefügt wurde, daß es zur Schlacht ginge, erkannten doch Alle instinktmäßig, daß der Befehl so ziemlich gleiche Bedeutung mit einem Abmarsche in das ewige Leben habe.

Weit entfernt aber, daß diese von Allen getheilte Aussicht Niedergeschlagenheit erzeugt hätte, erweckte sie vielmehr eine gesteigerte Lebenslust, wie dies bei jeder Armee der Fall ist, die noch nicht durch wiederholte Niederlagen entmuthigt oder gar demoralisirt wurde.

Davon aber war die österreichische Armee am Vorabend der Schlacht von Königgrätz weit entfernt; vielmehr entbrannte sie von Kampfeslust und von dem Verlangen, den Feind wieder aus dem Lande hinaus zu treiben und einen eben so glänzenden Sieg zu erringen, wie die Südarmee bei Custozza.

Eine freudige Aufregung, keineswegs aber eine dumpfe Niedergeschlagenheit, ist daher an dem Vorabend einer jeden in Aussicht stehenden größeren Schlacht bei einer muthigen Armee bemerkbar, wie

Jeder bestätigen wird, der gleich dem Verfasser dieser Schilderungen einen solchen Vorabend als Augenzeuge erlebt hat.

Es schien, als fühlte jeder Einzelne, daß er sich des Lebens zum letzten Male erfreuen könnte, und als wollte er daher den Genuß in vollen Zügen schlürfen.

Es herrschte daher bald um den Marketenderstand Woronskis her eine lärmende Lustigkeit, und obgleich dieselbe nach einiger Zeit in Ausgelassenheit auszuarten drohte, dachte doch von den vorübergehenden Offizieren keiner daran, derselben Zügel anzulegen; vielmehr traten mehrere von ihnen zu den Leuten heran, die von ihrem Bataillon oder ihrer Compagnie und ihnen daher persönlich bekannt waren, redeten einige freundliche Worte mit ihnen und verschmähten es nicht, aus dem Glase, das ihnen mit cameradschaftlicher Herzlichkeit gereicht wurde, einen herzhaften Schluck zu nehmen.

Woronski war durch die zahlreichen Gäste so stark in Anspruch genommen, daß er die Rolle, die er gewählt hatte, bald verwünschte, denn es wurden ihm von allen Seiten Befehle zugerufen, und wenn er außer Stand war, dieselben so schnell zu befriedigen, als man es verlangte, ertönten allerhand übelklingende Flüche und Drohungen.

Woronski mußte aber die ganze Bedienung allein besorgen, denn Anton Meier, der Beistand, auf den er gerechnet hatte, war ihm ausgerissen, als die Zahl der Gäste sich mehrte, und darunter auch einige in der Uniform sich befanden, die er sich ohne alle Berechtigung angemaßt hatte.

Er hielt es daher für gerathener, sich der scharfen Beobachtung Derer zu entziehen, die dem Fuhrwesen wirklich angehörten, und die daher seine Uniform leicht als Verkleidung erkennen konnten.

So beschäftigt aber Woronski auch war, unterließ er es nicht, seine Augen zu der Beobachtung alles dessen offen zu behalten, was rings um ihn her geschah.

Es entging ihm daher auch nicht, daß in einiger Entfernung von seinem Stande, wo, wie er wußte, das Regiment Deutschmeister lagerte, eine eben so laute Lustigkeit herrschte, wie bei seinem Wagen.

Daß von dem ganzen Regimente in dem bunten Kreise, der bei ihm sein Geld verzehrte, nicht eine einzige Uniform zu sehen war, wunderte ihn übrigens nicht, denn er wußte, daß das Regiment seine eigenen Marketender und, was mehr sagen will, seine Marketende-

lich verfinsterte. Er that indeß, als bemerke er dies nicht und fuhr mit gleichgiltigerem Ausdrucke fort:

„Bisher haben wir die Oesterreicher vor den Spitzkugeln, mit denen die Zündnadeln unserer Freunde sie begrüßten, seit Nachod und Trautenau Schritt vor Schritt zurück gehen sehen und noch dazu immer nur aus strategischen Rücksichten, wie Benedek der Armee und dem Lande weiß machen wollte; wenn aber morgen, — oder bei dem nächsten Hauptgefechte — alle meine Agenten so ihre Pflicht thun, wie ich es von Dir erwarte, dann werden wir sie hoffentlich laufen sehen und ohne alle Strategie, nur in der Rücksicht, daß jeder Einzelne suchen wird, sein Leben so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen."

Die beiden Blut- und Eisenmänner wurden an der Fortsetzung ihres Gespräches dadurch verhindert, daß ein Trupp Soldaten, aus verschiedenen Truppentheilen gemischt, jubelnd herangezogen kam und an dem Marketender-Wagen Halt machte, um auf den improvisirten Bänken, die denselben umstanden, Platz zu nehmen und sich so reichlich bewirthen zu lassen, als es der Kassenbestand jedes Einzelnen erlaubte.

Ging auch der letzte Kreuzer darauf, was that das? Wußten doch Alle, daß Viele von ihnen am nächsten Abend keines Geldes mehr bedürfen würden, denn so eben war allen Regimentern der Befehl ertheilt worden, sich am folgenden Morgen in aller Frühe zum Abmarsch bereit zu halten, und ohne daß diesem Befehle eine besondere Erklärung hinzugefügt wurde, daß es zur Schlacht ginge, erkannten doch Alle instinktmäßig, daß der Befehl so ziemlich gleiche Bedeutung mit einem Abmarsche in das ewige Leben habe.

Weit entfernt aber, daß diese von Allen getheilte Aussicht Niedergeschlagenheit erzeugt hätte, erweckte sie vielmehr eine gesteigerte Lebenslust, wie dies bei jeder Armee der Fall ist, die noch nicht durch wiederholte Niederlagen entmuthigt oder gar demoralisirt wurde.

Davon aber war die österreichische Armee am Vorabend der Schlacht von Königgrätz weit entfernt; vielmehr entbrannte sie von Kampfeslust und von dem Verlangen, den Feind wieder aus dem Lande hinaus zu treiben und einen eben so glänzenden Sieg zu erringen, wie die Südarmee bei Custozza.

Eine freudige Aufregung, keineswegs aber eine dumpfe Niedergeschlagenheit, ist daher an dem Vorabend einer jeden in Aussicht stehenden größeren Schlacht bei einer muthigen Armee bemerkbar, wie

Jeder bestätigen wird, der gleich dem Verfasser dieser Schilderungen einen solchen Vorabend als Augenzeuge erlebt hat.

Es schien, als fühlte jeder Einzelne, daß er sich des Lebens zum letzten Male erfreuen könnte, und als wollte er daher den Genuß in vollen Zügen schlürfen.

Es herrschte daher bald um den Marketenderstand Woronskis her eine lärmende Lustigkeit, und obgleich dieselbe nach einiger Zeit in Ausgelassenheit auszuarten drohte, dachte doch von den vorübergehenden Offizieren keiner daran, derselben Zügel anzulegen; vielmehr traten mehrere von ihnen zu den Leuten heran, die von ihrem Bataillon oder ihrer Compagnie und ihnen daher persönlich bekannt waren, redeten einige freundliche Worte mit ihnen und verschmähten es nicht, aus dem Glase, das ihnen mit cameradschaftlicher Herzlichkeit gereicht wurde, einen herzhaften Schluck zu nehmen.

Woronski war durch die zahlreichen Gäste so stark in Anspruch genommen, daß er die Rolle, die er gewählt hatte, bald verwünschte, denn es wurden ihm von allen Seiten Befehle zugerufen, und wenn er außer Stand war, dieselben so schnell zu befriedigen, als man es verlangte, ertönten allerhand übelklingende Flüche und Drohungen.

Woronski mußte aber die ganze Bedienung allein besorgen, denn Anton Meier, der Beistand, auf den er gerechnet hatte, war ihm ausgerissen, als die Zahl der Gäste sich mehrte, und darunter auch einige in der Uniform sich befanden, die er sich ohne alle Berechtigung angemaßt hatte.

Er hielt es daher für gerathener, sich der scharfen Beobachtung Derer zu entziehen, die dem Fuhrwesen wirklich angehörten, und die daher seine Uniform leicht als Verkleidung erkennen konnten.

So beschäftigt aber Woronski auch war, unterließ er es nicht, seine Augen zu der Beobachtung alles dessen offen zu behalten, was rings um ihn her geschah.

Es entging ihm daher auch nicht, daß in einiger Entfernung von seinem Stande, wo, wie er wußte, das Regiment Deutschmeister lagerte, eine eben so laute Lustigkeit herrschte, wie bei seinem Wagen.

Daß von dem ganzen Regimente in dem bunten Kreise, der bei ihm sein Geld verzehrte, nicht eine einzige Uniform zu sehen war, wunderte ihn übrigens nicht, denn er wußte, daß das Regiment seine eigenen Marketender und, was mehr sagen will, seine Marketende-

rinnen hatte; er war auch nicht neidisch auf den Gewinn der hübschen leichtfertigen Mädchen, denn er hatte ja bei seinem Geschäfte ganz andere Absichten, als durch dasselbe Geld zu verdienen.

Er achtete daher auch nur wenig auf die zunehmende Lustigkeit der „Wiener Kinder“, die sich sehr hörbar machte, sondern war bemüht, die Gespräche, welche seine Gäste miteinander führten, zu belauschen, um daraus die für den nächsten Tag getroffenen Dispositionen des Feldzeugmeister Benedek zu erfahren.

Plötzlich aber wurde seine ganze Aufmerksamkeit durch einen Lärm erregt, der in dem Lager der Deutschmeister so laut ertönte, daß die Jubelrufe, die dabei vernehmbar wurden, die Luft zu erschüttern schienen.

„Was geht denn nur dort drüben vor?“ fragte Woronski sich neugierig. „Es muß etwas ganz Besonderes sein!“

Wir schmeicheln uns, daß unsere Leser diese Neugier theilen und beeilen uns daher, dieselbe zu befriedigen.

Einige Soldaten hatten die Tribüne eines Volkssängers improvisirt und trugen auf derselben unter mehrfachen höchst burlesken Verkleidungen die bekanntesten und lustigsten Stückeln des Repertoires aus dem Wurstelprater vor.

Sie zeigten bei ihren Vorträgen nach ihrer Art eine gewisse Virtuosität, hatten auch vielleicht in ruhiger Zeit im Prater selbst als Volkssänger gewirkt.

Selbst Costüme des „schöneren“ und „zarteren“ Geschlechtes wurden produzirt; zwar widersprachen sie den Anforderungen der Mode eben so sehr, wie denen des Anstandes, aber die Anerkennung durfte man ihnen nicht versagen, daß die „holden Schönen“ um so mehr wirkten, da ihr gewaltiger Schnurbart sich höchst komisch ausnahm.

Das ganze Regiment, möchten wir beinahe sagen, umdrängte daher auch die Schaubühne; die derben Späße, welche auf derselben gemacht wurden, riefen oft ein wieherndes Gelächter in den Reihen der Zuhörer hervor, die so dicht geschlossen waren, als ginge es zum Sturme auf eine feindliche Colonne, und Niemand kümmerte sich um das, was ringsumher vorging, noch weniger aber dachte Einer von Allen daran, daß der morgende Tag eine Unterhaltung ganz anderer Art bringen sollte.

Nur ganz vereinzelte lockere Vögel schenkten den Künstlern keine Aufmerksamkeit, noch weniger aber den Künstlerinnen, die freilich

diese Bezeichnung in doppelter Hinsicht nur usurpirten; sie zogen es vor, mit den Marketenderinnen zu schäkern, so wie mit einigen fremden Mädchen, welche das Schauspiel aus der Nachbarschaft angelockt hatte, ohne für sie so viel Anziehungskraft zu haben, daß sie gleichgiltig gegen die Liebeswerbungen Derer gewesen wären, die Göthes Lehre: „Geh den Weibern zart entgegen, Du gewinnst sie auf mein Wort" in ihrem ersten Satze viel weniger zu ihrem Wahlspruch gemacht hatten, als in dem weiteren: „Doch wer keck ist, und verwegen, kommt oft noch viel besser fort!"

Diese Venus-Anbeter waren indeß nicht so sehr in ihren Cultus vertieft, um darüber unbemerkt, noch viel weniger aber unbeachtet zu lassen, daß ein Mensch, der einen bürgerlichen Rock trug, die unerhörte und unverzeihliche Keckheit beging, ganz dreist zu dem Kreise zu treten, der die militärischen Volkssänger umstand.

Besonders einem von den Freunden des „schönen Geschlechtes" war die Dreistigkeit dieses Menschen aufgefallen, der auch noch dadurch die Blicke auf sich zog, daß er, seiner Civilkleider ungeachtet, ein Gewehr mit Bajonnet, also kein bürgerliches Jagdgewehr, über die Schulter gehängt hatte, es auch ganz so trug, wie ein Soldat, der an diese Waffe gewöhnt ist.

„Was will denn der freche Bursch hier in unserem Lager?" brummte der in seinem Lagerstolze verletzte Deutschmeister, und ohne sein Mädchen vom Arme zu lassen, eilte er dem fremden Menschen nach.

Dieser hatte eben so viel Zeit gehabt, einen Witz zu belachen, der auf der Tribüne gemacht wurde, welche, wie die neue Rednerbühne der französischen Deputirten, von Holz war, wenn auch nicht von Jacaranda, und wahrscheinlich auch nicht ganz so kunstvoll gearbeitet, auf der aber sicher viel freier gesprochen werden durfte; denn an dem Vorabend einer Schlacht ist dem Soldaten Manches gestattet, was zu anderer Zeit die strengsten Strafen nach sich ziehen würde.

Die „Deutschmeister" wußten dies und machten von dieser Freiheit durch manche witzige und beißende Aeußerung Gebrauch, die jubelnd belacht und beklatscht wurde.

Wir zweifeln nicht, daß viele unserer Leser manchem dieser mitunter eben so scharfen als treffenden Witze noch jetzt vielleicht eben so lauten Beifall zollen würden, wie die Soldaten in ihrem Lager, und wir gäben Ihnen daher gerne die zum Besten, die uns davon zu Ohren kamen, aber wir genießen leider unter dem Damoklesschwerte unseres Preßgesetzes nicht die gleiche Freiheit, wie die Soldaten am Vorabende einer Schlacht.

Wir sehen uns daher gezwungen, zu dem in das Lager der Deutschmeister eingedrungenen Civilisten zurückzukehren, so wie zu Dem, welcher den Eindringling zurecht- und — wahrscheinlich — auch zurückweisen wollte.

Der Civilist stand gerade im Begriff, durch kräftiges Hände-

klatschen in den Beifall des ganzen Auditoriums einzustimmen, da klopfte sein Verfolger ihm auf die Schulter und sagte mit drohend-verweisendem Tone:

„Was haben denn Sie hier zu suchen?“

Unwillig drehte der Angeredete sich um, und er schien sehr geneigt zu sein, eine derbe Antwort zu geben; aber er fand dazu keine Zeit, denn obgleich die Beleuchtung des „Zuschauerraumes“ der des Burgtheaters in Wien vor Einführung des Gasflammen-Weihnachtsgeschenkes von 1866 so ziemlich gleich kam, erkannte der Deutschmeister Den, welchen er für einen Civilisten gehalten hatte, auf den ersten Blick, und er war dadurch so überrascht, daß er den Arm seiner Schönen losließ und mit dem Tone der aufrichtigsten, wahrhaft aus dem Herzen quellenden Freude, zugleich aber auch mit dem Ausdrucke der Verwunderung, rief:

„Korporal Meister, Sie leben noch?“

Diese Worte waren so laut gesprochen worden, daß nicht nur die Zunächststehenden, sondern auch die auf der Tribüne Agirenden sie hörten, und wie im lauten, jubelnden Echo ertönte es rings umher:

„Korporal Meister lebt! Korporal Meister lebt!“

Die Lust an der Vorstellung war vorbei; die Volkssänger selbst, die zufällig von der Compagnie Meisters waren, verließen die Tribüne, um ihren so unerwartet wiedergefundenen Cameraden zu umarmen, und von allen Seiten drängte man sich zu ihm, denn seit seiner aufopfernden Rettung der Fahne war Meister zu dem Ruhme und dem Stolze des ganzen Regiments geworden und da man glaubte, er sei gefallen, erregte die Nachricht seiner Rettung allgemeinen Jubel.

Dieser war die Ursache des Lärmes, der Woronski den Ausruf entlockte:

„Was geht denn dort drüben vor?“

Ein unwiderstehliches Gefühl der Neugier, die Veranlassung dieses auffallenden Jubels zu erfahren, wirkte so mächtig, daß er seinen Marketenderstand verlassen wollte, um selbst zu sehen und zu hören, was es dort drüben gäbe; aber noch ehe die stürmisch verlangte Bedienung seiner Gäste ihm dazu Zeit ließ, sollte er die Erklärung auf eine Weise erhalten, die einen niederschmetternden Eindruck auf ihn machte.

Es kamen ihm nämlich mehrere Offiziere des Regimentes Deutschmeister entgegen, und er glaubte unter ihnen sogar den Regiments-Commandeur zu erkennen; mitten zwischen ihnen aber ging sein emancipirter Leibeigener, Neumeister, unverkennbar ein Gegenstand der Achtung und der Aufmerksamkeit für seine Begleiter.

Hinter den Offizieren drängten sich Unteroffiziere und Soldaten und wiederholt tönte aus deren Reihen der Ruf:

„Vivat, Korporal Meister!“

Woronski glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er Den, welchen er so glühend haßte und von dessen Abtrünnigkeit er

so viel zu fürchten hatte, erkannte, aber der Gegenstand seines Hasses und seiner Furcht kam so nahe an ihm vorüber, daß er sich nicht täuschen konnte.

In den Reihen der österreichischen Armee also hatte Neumeister Schutz vor den Verfolgungen seines bösen Geistes gesucht und dies war ihm bisher so vollkommen gelungen, daß Woronski bei seinem Anblicke wüthend mit dem Fuße stampfte und unwillkürlich halblaut ausrief:

„Das ist Neumeister!“

Er hatte dabei seine Stimme so wenig gedämpft und verstellt, daß Neumeister nicht nur seine Worte verstand, sondern ihn auch an dem nur zu oft gehörten Klange derselben erkannte.

Er richtete daher einen flüchtigen Blick nach der Seite, von woher die Worte ertönten, um sich zu überzeugen, ob er sich auch nicht geirrt hätte und trotz der Verkleidung Woronski's wurde ihm diese Ueberzeugung.

Hätte er dem ersten Impulse seines Gefühles folgen dürfen, so wäre er auf seinen Todfeind zugestürzt, hätte ihn gepackt und mit dem Rufe: „Ein preußischer Spion!“ der aus seinem Munde, und in diesem Augenblicke, das Todesurtheil Woronski's gewesen wäre, unter seine Cameraden geschleudert.

Aber Woronski mochte einen solchen Ausgang des unerwarteten Zusammentreffens ahnen, und nachdem er Neumeister erkannt und sich durch den mit ihm flüchtig gewechselten Blicke des Hasses überzeugt hatte, daß er selbst von ihm erkannt sei, trat er schnell unter die sich herzudrängende Menge zurück, indem er zwischen den wüthend zusammengebissenen Zähnen murmelte:

„Ich will dem Teufel meine Seele verkaufen, wenn ich Dich den morgenden Tag überleben lasse!“

Ganz ähnlich waren die Gefühle und die Worte Neumeister's, nur rief er Gott zu seinem Beistande an und nicht die Mächte der Finsterniß.

„Für jetzt entgehst Du mir leider, Du elender Verführer,“ flüsterte er in sich hinein; „aber läßt Gott mich die morgende Schlacht glücklich überleben, dann sollst Du der gerechten Bestrafung Deiner Missethaten nicht entgehen, und was ich dazu beitragen kann, wird geschehen, um Dich als Spion an einem Baume hängen zu sehen.“

Unter diesen Worten entfernte jeder Schritt die beiden Todfeinde weiter von einander, und es schien, als sollte der nächste Tag nicht nur die Entscheidung des großen Kampfes zwischen Oesterreich und Preußen bringen, sondern auch das Gottesgerichtsurtheil zwischen dem reuigen Verführten und seinem reuelosen Verderber fällen.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des zweiten Bandes.

Seite.



Druck von R. v. Waldheim.

1866

oder

stozza und Königgrätz.

Historisch-romantische Enthüllungen

aus

esterreichs neuester Geschichte.

Dritter Band.



Pest, Wien, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1867.

I.

Umschau vor dem Tage von Königgrätz.

Wir sind zu dem entscheidenden Wendepunkte des eben so kurzen als verhängnißvollen Krieges gelangt, der dazu bestimmt war, die seit einem und einem halben Jahrhundert zwischen dem alten Kaiserthum und dem jungen Königreiche bestehende Eifersucht und Nebenbuhlerschaft zur Entscheidung zu bringen und Oesterreich aus eben dem Deutschland hinaus zu drängen, an dessen Spitze seine Herrscher so lange unbestritten gestanden hatten.

Wir schreiben keine Geschichte, sondern einen Roman, aber der geschichtliche Hintergrund desselben bildet ein so wichtiges Moment, daß wir es nicht nur für gerechtfertigt, sondern sogar für geboten erachten, vor der Erreichung dieses wichtigen Ereignisses von unberechneter und unberechenbarer Tragweite einen kurzen Halt zu machen, um denjenigen unserer Leser, welche die politischen Begebenheiten jener kaum verflossenen, verhängnißvollen Tage vielleicht nicht mit der gespannten Aufmerksamkeit verfolgten, welche erforderlich ist, um die ganze Situation, wie sie an dem Tage von Königgrätz bei den verschiedenen kriegführenden Mächten bestand, mit der gehörigen Klarheit und dem richtigen Verständniß überblicken und umfassen zu können.

Wenden wir uns vor allen Dingen dem Kriegsschauplatze zu, der uns zunächst liegt, nämlich dem in Böhmen, so zeigt sich unseren Blicken sofort, daß der Befehlshaber der Nordarmee, der Feldzeugmeister Benedek, das Vertrauen nicht zu rechtfertigen verstanden, welches nicht nur der Kaiser und die Armee, sondern auch das ganze Volk in ihn gesetzt hatte, als ihm das hochwichtige Commando anvertraut wurde.

Es war ziemlich allgemein der Glaube verbreitet, Benedek würde mit jener ungestümen Raschheit handeln, der er zum großen Theile seinen Ruf verdankte, er würde draufgehen, dreinschlagen, ungefähr so, wie man dies einst von dem Feldmarschall Vorwärts, dem alten Haudegen Blücher, gerühmt hatte.

Es war zur Unterstützung dieses Glaubens so oft behauptet worden, Benedek stünde an der Spitze der schönsten und zahlreichsten Armee, welche Oesterreich jemals in das Feld gestellt hätte, daß diese Behauptung zuletzt als unumstößliche Wahrheit betrachtet wurde, und Niemand sich die Mühe nahm, darüber ein Rechenexempel anzustellen.

Ein solches würde übrigens auch sehr schwer gewesen sein, denn alle Veröffentlichungen über die Stellung, die Märsche, die Stärke der Nordarmee und ihrer einzelnen Truppentheile war so verpönt und wurde so strenge unterdrückt, daß man kaum erfuhr, wo an diesem oder jenem Tage das Hauptquartier Benedeks sich befand.

Hätte aber wirklich Jemand dieses Rechenexempel vornehmen können, so würde er sich mit Staunen und Schrecken überzeugt haben, daß die größte und schönste Armee Oesterreichs durchaus nicht so stark sei, als offizielle Andeutungen und die öffentliche Meinung sie machten.

Wir wollen diesen Beweis, der für unsere Leser auch jetzt noch von Interesse sein dürfte, hier nachträglich führen, da jetzt der Veröffentlichung kein Hinderniß mehr entgegen steht und diese Uebersicht es zugleich ermöglicht, manche Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze Böhmens zu erklären und vorurtheilsfrei zu beurtheilen.

Der Feldzeugmeister Benedek gebot bei Beginn des Feldzuges, das heißt nach der Kriegserklärung, über die nachbenannten sechs Armeecorps:

Ueber das erste, oder böhmische, unter dem General der Cavallerie, Grafen Clam-Gallas;

das zweite, oder österreichisch-steirische, unter dem Feldmarschall-Lieutenant, Grafen Thun-Hohenstein;

das vierte, mährisch-schlesische, unter dem Feldmarschall-Lieutenant Festetics de Tolna;

das sechste, ungarische, unter dem Feldmarschall-Lieutenant von Ramming von Riedkirchen;

das achte, unter dem Feldmarschall-Lieutenant Erzherzog Leopold;

das zehnte unter dem Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz.

Außerdem gehörten zu der Nordarmee die beiden schweren Cavallerie-Divisionen unter dem Feldmarschall-Lieutenant Prinzen Wilhelm zu Schleswig-Holstein Glücksburg und dem General-Major Zaitsek von Egbell, so wie die beiden leichten Divisionen unter dem General der Cavallerie, Fürst Franz Liechtenstein, und dem Generalmajor Prinzen Emerich von Thurn und Taxis.

Da nun jedes Armeecorps 30,000 Mann und 80 Geschütze zählen soll, so wie jede Cavallerie-Division 2700 Mann und 16 Geschütze, die Reserve-Artillerie aber aus 12 Batterien oder 96 Geschützen bestand, zählte die Nordarmee, dieser Berechnung nach 180.000 Mann Infanterie, 10,800 Mann Cavallerie und 640 Geschütze.

Das heißt, dies war die normale Stärke, wie sie auf dem Papiere bestand, 'wie sehr aber davon der Effectivstand einer Armee abweicht, daß weiß jeder Laie.

Zu diesen Truppen sollten zwar später noch das dritte Armeecorps stoßen, so wie das Corps der Sachsen, welches auf 23,000 Mann mit 50 Geschützen angegeben wurde; allein diese beiden Corps waren noch nicht eingerückt, und so ist es denn jetzt leicht begreiflich, weshalb der Feldzeugmeister Benedek nicht mit der von ihm erwarteten Raschheit zum Angriff schritt. Damals aber war es Laien und Fachmännern gleich unbegreiflich, daß Benedek die Preußen auf den allem Anscheine nach so leicht zu vertheidigenden Engpässen ohne alles Hinderniß aus Sachsen und Schlesien nach Böhmen hereinbrechen ließ, und ihnen dann erst entgegenging, um sie aus dem eigenen Lande zu vertreiben, während es ihm, der allgemeinen Meinung nach, viel leichter hätte werden müssen, sie nicht hereinzulassen.

Nachdem dies geschehen war — mochte es nun Nachlässigkeit oder die Folge zwingender Nothwendigkeit wegen Mangel an den erforderlichen Streitkräften sein — fielen im nördlichen Böhmen, an der Iser, so wie gegen die schlesische Grenze, beinahe täglich Gefechte vor, und hier war es besonders die Raschheit ihrer Bewegungen, welche es den Preußen möglich machte, den Oesterreichern beinahe überall, wo es zum Gefechte kam, eine Ueberzahl entgegenzustellen.

Hatten sie diese nicht — was aber nur selten und auf vereinzelten Punkten der Fall war, so zogen sie sich zurück, und da war es denn hauptsächlich, wo das Zündnadelgewehr seinen Ruf erwarb, der mehr auf die Raschheit seines Feuers, als auf dessen Wirksamkeit gegründet ist.

Die preußischen Gewehre lichteten die Reihen der Oesterreicher, und diese konnten nicht zu dem furchtbarsten Gebrauche ihrer Waffe, dem Bajonnetangriff, gelangen.

So kam es, daß die Oesterreicher trotz aller Tapferkeit nichts auszurichten vermochten, vielmehr sich fortwährend zurückziehen mußten, obgleich die ersten Armeeberichte des Feldzeugmeisters Benedek von Siegen sprachen. Ein solcher aber ließ sich mit vollem Rechte nur von dem Kampfe behaupten, welchen der Feldmarschalllieutenant von Gablenz bei Trautenau gegen den General von Bonin bestand.

Rasch auf einander folgten nun zwischen den Preußen unter dem Prinzen Friedrich Carl, General Herwarth von Bittenfeld und unter den Oesterreichern unter dem Grafen Clam-Gallas, die mehr oder minder bedeutenden Gefechte bei Libenau, am 26. Juni; — bei Podol, an demselben Tage; — bei Hühnerwasser, am 27.; — bei Münchengrätz, am 28.; — bei Gitschin, wo die durch unnütze Märsche hin- und hergejagten Sachsen zum ersten Male an dem Kampfe Theil nahmen, am 29. — In einer andern Richtung — gegen Schlesien und die Armee des Kronprinzen von Preußen — wurde am 26. bei Nachod und Wisokow gekämpft, am 27. bei Skalitz; ebenfalls am 27. bei Trautenau; am 28. bei Burkersdorf und Soor; am 29. und 30. bei Königinhof, Schweinschädel, Salney und Jaromierz.

Auf dieser Seite, wo Benedek selbst mit seiner Hauptmacht gegen den Kronprinzen von Preußen operirte, war die Ueberzahl nicht auf preußischer Seite, sondern auf der Benedeks; aber dieser wußte sie leider nicht zu benutzen, sondern kam vielmehr so sehr in Nachtheil, daß er gezwungen war, zurückzuweichen und bei Königgrätz eine concentrirte Stellung einzunehmen.

Als Grund dieses Rückzuges gab er in einen aus Dubenetz vom 30. datirten Armeebefehl den Rückzug des Grafen Clam-Gallas und der Sachsen an.

Benedek sprach durch diesen Armeebefehl eine jedenfalls ungerechtfertigte Anklage gegen Clam-Gallas aus, denn wenn dieser bei der ihm übertragenen Aufgabe, den Prinzen Friedrich Carl und den General Herwarth von Bittenfeld aufzuhalten, auch allerdings keine große Geschicklichkeit im Manövriren bewiesen, vielmehr große Fehler begangen hatte, so war er doch jedenfalls zu schwach gewesen, um auf einen Sieg über die viel stärkeren Preußen rechnen zu dürfen. Er

mußte sich daher zurückziehen, und es kam folglich nur darauf an, ob er dies zu früh gethan hatte.

Dieser Armeebefehl, welcher den Grund zu den nachmaligen Reibungen zwischen dem Feldzeugmeister Benedek und dem ihm untergebenen General der Cavallerie Grafen Clam-Gallas legte, brachte das erste Eingeständniß, daß die schöne Nordarmee gezwungen gewesen war, sich zurückzuziehen, und nach der großen Heimlichkeit, mit welcher bisher alle militärischen Angelegenheiten behandelt worden waren, machte das erste offene Wort, welches man von dem Feldzeugmeister vernahm, eine sehr entmuthigende Wirkung, mehr aber noch bei der Bevölkerung, als bei der Armee, denn dieser muß man es zum Ruhme nachsagen, daß sie noch am Vorabend der Schlacht von Königgrätz von Muth und selbst von Siegeshoffnung erfüllt war.

Und wie wenig fehlte auch in der That, diese Hoffnungen am 3. erfüllt zu sehen?

Aber auch die Bevölkerung, und an ihrer Spitze die Journalistik, raffte sich bald von der Betäubung auf, in die sie durch die erste Nachricht von diesem entschiedenen Rückzuge versetzt worden war.

Man erinnerte sich daran, daß officielle und officiöse Kundgebungen in mysteriösem Tone von einem tiefdurchdachten Plane Benedeks gesprochen hatten, der ein glückliches Gelingen in sichere Aussicht stellte, der dazu aber der Bewahrung des tiefsten Geheimnisses bedürfe.

Zwar schüttelten Fachmänner ungläubig die Köpfe, wenn sie die bisher erzielten Resultate mit den ungewissen Erfolgen des Planes verglichen, der in so geheimnißvolles Dunkel gehüllt werden mußte; aber die Laien erinnerten sich bei der Kunde von dem Rückzuge Benedek's auf Königgrätz an den hochgepriesenen, tiefangelegten Plan, und Viele sagten sich dabei:

„Jetzt wird derselbe nun zur Ausführung kommen, denn ohne Zweifel hat der Rückzug den Zweck, die Preußen in die Falle zu locken, die ihnen von allem Anfange an mit so großer Weisheit gelegt worden ist; auch muß der Plan gewiß ganz vortrefflich sein, sonst hätte man nicht ihm zu Liebe die industriöseste Provinz des Reiches allen Gräueln des Krieges und den Verwüstungen durch einen rücksichtslosen Feind Preis gegeben.“

Man darf daher sagen, daß im Allgemeinen ganz Oesterreich dem Ausgange der Hauptschlacht, die sich mit großer Bestimmtheit

schon in den nächsten Tagen erwarten ließ, mit vollem Vertrauen entgegensah und sollte sie auch wirklich nicht zu einem ganz entscheidenden Siege über die Preußen führen, so ließ sich doch noch viel weniger erwarten, daß eine Niederlage erfolgen würde, wie die, von welcher schon wenige Tage später die Nordarmee betroffen werden sollte.

Lassen wir nach dieser Schilderung von den Verhältnissen und der Stimmung, von den Hoffnungen und den Besorgnissen, welche am Vorabend der Schlacht von Königgrätz in Oesterreich bei Volk und Heer herrschten, die Blicke nun auch über Deutschland und Italien schweifen, unbekümmert darum, ob Fachmänner diese Schilderung genügend oder unvollkommen finden.

Wir schreiben eben nicht für Fachmänner, sondern für Laien, diese aber werden sich durch unsere Angaben in das Gedächtniß rufen können, was sie selbst vor so kurzer Zeit mit erlebten, und wir schmeicheln uns, daß sie unsere Ansichten durch die selbstgemachten Erfahrungen und Beobachtungen bestätigen werden.

In Deutschland, d. h. bei den Bundestruppen, den sogenannten Verbündeten Oesterreichs, sah es sehr traurig aus.

Hat man in früherer Zeit die österreichische Langsamkeit verspottet, so konnte man jetzt der Bundesarmee, die den selig oder unselig entschlafenen Bund überlebt hatte, und welche in mancher Hinsicht eine große Aehnlichkeit mit der einst so verrufenen Reichsarmee besaß, mit Fug und Recht zurufen:

„Immer langsam voran! Immer langsam voran!
„Daß das Bundesheer zusammenkommen kann!"

Lange zögerte man in der Ernennung eines Bundesfeldherrn; die Mobilmachung der verschiedenen Truppentheile ging mit unbegreiflicher Langsamkeit vor sich; jeder einzelne Staat zeigte sich schwierig, seine kleine Armee fremden Generalen unterzuordnen; nicht einmal den ernsten Willen, gegen Preußen zu kämpfen, traute man allen Bundesgliedern zu und namentlich war es Baden, welches eine mindestens sehr zweideutige Rolle spielte, wegen welcher es sogar öffentlich des Verrathes angeschuldigt worden ist, eine Beschuldigung, die es zwar zurückgewiesen hat, indeß ohne durch seine Vertheidigung die volle Ueberzeugung seiner bundesgetreuen Haltung hervorrufen zu können.

An die Spitze der Baiern wurde ein hochbetagter Greis gestellt, dessen guten Willen man zwar nicht bezweifeln durfte, der aber

das wichtige Commando, wie es allgemein hieß, nur mit Widerstreben übernahm.

Und das konnte man ihm wahrlich nicht verargen, denn eines-theils mochte er genug Selbstkenntniß besitzen, um sich sagen zu müssen, daß er, rüstig genug für die Bedürfnisse des Friedens, bei seinem hohen Alter die geistigen und körperlichen Kräfte, besonders aber die Energie und Raschheit nicht mehr besitze, die bei einem Kriege in unserer eisenbahn- und telegraphen-raschen Zeit unentbehrliche Eigenschaften für einen Feldherrn sind.

Anderntheils aber besaß der verständige Greis wahrscheinlich auch eine hinreichende Kenntniß der bestehenden — traurigen — Verhältnisse, um zu der Einsicht gelangt zu sein, daß er bei dem bevorstehenden Kriege nicht darauf rechnen durfte, um seine greise Stirne zwischen die welken Lorbeern vergangener Zeiten noch frische Reiser flechten zu können.

Von dieser Seite, auf welche Oesterreich im Anfange des Conflictes und nach der berühmten Abstimmung am Bundestage, so große Hoffnungen gesetzt hatte, und allem Anscheine nach auch mit Recht setzen durfte, konnte es daher jetzt keinen Beistand erwarten.

Davon mußte es die Ueberzeugung freilich schon gewonnen haben, als die Hannoveraner bei Langensalza von den Baiern auf so unbegreifliche Weise im Stich gelassen wurden; diese Ueberzeugung konnte aber nur bestätigt werden, als bei der Besetzung Kurhessens und Nassaus durch schwache preußische Corps von Seite der Bundestruppen nicht ein Schuß fiel, um diese durch bloße Handstreiche ausgeführten Ländereroberungen zu verhindern.

Wo waren denn aber eigentlich die Bundestruppen, als die Preußen sich mit so ungestörter Freiheit auf dem Bundesgebiete erobernd bewegten?

Die Antwort auf diese Frage ist kaum zu geben!

Sie schienen sich unsichtbar gemacht zu haben, und wohl hatte der preußische Ministerpräsident Recht, als er — wie unsere Leser sich erinnern mögen — sagte:

„Die Säbel der Bundestruppen sind noch nicht geschliffen, ihre Cartuschen und Patronen noch nicht fertig!"

Wahrlich, das buntgemischte Reichsheer bedurfte wunderbar langer Zeit, um diese so einfachen militärischen Operationen zu vollbringen, denn am 15. Juni war die Kriegserklärung Preußens an

Hannover, Sachsen und Kurhessen erfolgt, und unmittelbar darauf die Besetzung dieser Länder, und bis zu dem Vorabend der Schlacht von Königgrätz, also in dem Zeitraume von mehr als zwei vollen Wochen, hatten die getreuen Bundesgenossen Oesterreichs noch nicht einen einzigen Schuß auf den gemeinschaftlichen Feind abgefeuert!!"

Oesterreich mußte daher erkennen, daß es den in Böhmen eingerückten Streitkräften der Preußen gegenüber lediglich auf sich selbst angewiesen sei.

Es durfte von den Bundesgenossen keine Diversion zu seinen Gunsten erwarten, sondern höchstens, daß dieselben die ihnen gegenüberstehenden Preußen nächstens hinreichend beschäftigen würden, so daß von den Feinden hier eben so wenig etwas zu fürchten, als von den Freunden etwas zu hoffen sei.

Etwas günstiger zwar, wie in Deutschland, standen am Vorabend der Schlacht von Königgrätz die Aussichten für Oesterreich in Italien; aber auch hier waren sie keineswegs glänzend.

Allerdings hatte der glorreiche Sieg bei Custozza für den Augenblick jede Gefahr entfernt. Die Italiener waren über den Mincio zurückgegangen, und sie erkannten die Nothwendigkeit, sich von der empfangenen Schlappe zu erholen und neue Kräfte zu sammeln, ehe sie es wagen durften, wieder in das gefährliche Festungsviereck einzudringen.

Aber um den errungenen Sieg durch die Verfolgung des Feindes mit dem erforderlichen Nachdruck auszubeuten, fühlte der Erzherzog Albrecht sich dennoch nicht stark genug.

Wohl hatte er bei Custozza einen entscheidenden Sieg errungen, aber er verdankte denselben nur seinem Feldherrntalent, welches durch die bewundernswerthe Tapferkeit und Ausdauer seiner Truppen unterstützt worden war; die Ueberzahl war indeß auf der Seite der Italiener, welche überdies alle ihre Hilfsquellen ganz in der Nähe besaßen.

Erzherzog Albrecht hatte unter seinem Commando nur das fünfte, siebente und neunte Armeecorps.

Zwar stand das dritte Armeecorps, dessen Commandant der Erzherzog Ernst war, mit dem Hauptquartier Laibach, als Reserve für die Südarmee, sowohl wie für die Nordarmee aufgestellt, allein wir erwähnten bereits, daß der Feldzeugmeister Benedek auf dieses Corps als Verstärkung angewiesen war; der Erzherzog Albrecht durfte daher auf dasselbe nicht rechnen.

Dieser geringen Streitmacht, welche an Infanterie allein höchstens 90.000 Mann zählte, zu denen Cavallerie und Artillerie in dem gehörigen Verhältniß standen, hatte das Königreich Italien entgegen zu setzen:

8 Regimenter Grenadiere, 72 Regimenter Linien-Infanterie; zusammen etwa 202.000 Mann; außerdem aber

5 Regimenter Bersaglieri, jene National-Schützen, die sich nicht mit Unrecht den Ruhm eines sehr achtbaren und gefährlichen Feindes erworben haben, und die zusammen 25,000 Mann stark waren.

Die Cavallerie zählte 13.000 Mann; die Artillerie war an Zahl zwar geringer als die österreichische, wie wir dies schon bei der Schlacht von Custozza erwähnten, aber doch nicht so gering, um ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen den beiden feindlichen Armeen herzustellen.

So bedeutend stärkeren Streitkräften gegenüber durfte der Erzherzog Albrecht, trotz der Vortheile, die ein glänzender Sieg gewährt, für die Dauer auf keine wesentlich siegreichen Erfolge rechnen, denn weitere Zuschübe aus dem Vaterlande lagen bei dem Stande der Dinge außer aller Möglichkeit; wohl aber konnte der Erzherzog, ungeachtet der mächtigen Unterstützung des Vierecks, sich auf eine sehr unfruchtbare Defensive beschränkt sehen, bei welcher kriegerischer Ruhm für sich und sein Heer kaum zu erwarten stand.

Diese gefahrvolle Lage, in welcher die Südarmee sich befand, ließ sich nicht ableugnen. Eben so war in den maßgebenden Kreisen die Ueberzeugung entstanden, daß, wenn man auf einen glücklichen Erfolg hoffen wollte, die ganzen Streitkräfte Oesterreichs gegen Preußen erforderlich sein würden, welches bis an die Zähne gerüstet dastand und durch die Armee-Reorganisation, die von dem Volke und dessen Vertretern in dem Abgeordnetenhause so heftig bekämpft worden war, sich schon seit Jahren auf diesen Krieg vorbereitet hatte, während Oesterreich sich vertrauensvoll in die trügerische Sicherheit wiegte, daß sein schleswig-holsteinischer Bundesgenosse es ehrlich mit ihm meine.

Aus diesen beiden Rücksichten, und den daraus entspringenden Beweggründen, war bei der österreichischen Regierung trotz des glänzenden Sieges bei Custozza, der aber in seinen Folgen ein wesentliches Resultat nicht gehabt hatte, noch der Sachlage nach haben konnte, ein Entschluß entstanden, der dann Venetien gekostet haben mußte, und dessen Ausführung, als sie nach der Schlacht von König-

grätz bekannt wurde, ganz Oesterreich; wir möchten beinahe sagen, die ganze civilisirte Welt mit Staunen und Verwunderung erfüllte.

Dieser Entschluß bestand in nichts Geringerem, als in der Aufopferung des Zankapfels zwischen Italien und Oesterreich.

Mit der größten Heimlichkeit wurde Venetien an Frankreich abgetreten und so durch einen muthigen Schnitt der Krebsschaden entfernt, der schon seit so langen Jahren an den besten Säften des übrigen gesunden Körpers gezehrt hatte.

Als dieser Entschluß bekannt wurde, betrachtete der größte Theil der Bevölkerung ihn aber nicht als ein Opfer und vernahm ihn deshalb auch nicht mit Trauer oder Niedergeschlagenheit; vielmehr erblickte das Volk darin nur einen Gewinn, den es mit Freuden begrüßte, und wenn sich dennoch Trauer zeigte, so entstand sie nur durch die wenn auch blos im Stillen aufgeworfene Frage:

„Weshalb wurde dieser Entschluß nicht vor dem Kriege gefaßt? Damals hätte die Abtretung den österreichischen Finanzen einen wesentlichen Gewinn gebracht; noch wichtiger und vortheilhafter aber wäre diese Abtretung, erfolgte sie damals, gewesen, weil durch dieselbe jede Veranlassung zu dem Bündnisse zwischen Preußen und Italien ihren Grund verloren hätte und Oesterreich so im Stande gewesen wäre, gleich in allem Anfange seine ganzen Streitkräfte gegen Preußen zu wenden, welches es sich unter so gänzlich veränderten Umständen wohl zwei Mal überlegt haben würde, ob es überhaupt wagen sollte, den Krieg, dessen Aussichten sich dadurch wesentlich anders gestalteten, zu provociren, oder nicht.

Ohne von dem geheimen Abkommen zwischen Oesterreich und Frankreich etwas zu erfahren oder nur zu ahnen, rüstete sich Italien, die zu Lande bei Custozza erlittene Schlappe durch einen Sieg zur See wo möglich auszuwetzen.

Mit welchem Erfolge dies geschah, ist der Welt bekannt und wir werden zur gehörigen Zeit Gelegenheit haben, dies unseren Lesern durch eine genaue Beschreibung der Schlacht bei Lissa und den mit ihr in Verbindung stehenden Ereignissen vor Augen zu führen.

Für jetzt ist es unsere traurige und niederschlagende Aufgabe, die blutigen Bilder der Schlacht von Königgrätz zu entrollen.

Wir werden auf denselben zwar die Niederlage der stattlichen Nordarmee, auf welche so viele stolze Hoffnungen gestützt waren, erblicken und dadurch von tiefer Trauer erfüllt sein, aber es wird

auch hier an wahrhaft erhebenden Heldenthaten und Zügen der Aufopferung und Selbstverleugnung auf der Seite nicht fehlen, welcher der Sieg den Rücken wendete!

II.

Die Schlacht von Königgrätz.

Erstes Bild: Die Preußen vor Königgrätz.

Trübe und regnerisch brach der Morgen des 3. Juli an.

Die Sonne schien ihr Antlitz zu verhüllen, um die blutigen Gräuel dieses Tages nicht sehen zu müssen.

„Das Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn!"

singt mit erschütternder Wahrheit der erste Dichter des deutschen Volkes, und die Wahrheit dieses Weisheitsspruches zeigte sich auch in den frühesten Morgenstunden des 3. Juli in Gitschin, in dem preußischen Hauptquartier des Königs Wilhelm I.

Was kümmerte den „Menschen in seinem Wahne", welches Gesicht der Himmel zu der Verfolgung seines Planes machte?

Dieser Plan bestand darin, den alten Nebenbuhler nach langen, offenen und heimlichen Kämpfen zu besiegen; er bestand darin, Oesterreich und dessen Kaiserhaus, die einst so groß und mächtig hoch über den kleinen Regenten Brandenburgs gethront hatten, die auch dann noch an Macht und Ansehen weit über Preußen und dessen Königen standen, nachdem der erste derselben, als Kurfürst von Brandenburg Friedrich III., als König von Preußen Friedrich I., mit Undank den wichtigen Dienst belohnt hatte, welchen ihm der deutsche Kaiser aus dem Hause Habsburg leistete.

Ohne diesen Dienst wäre Preußen vielleicht, wahrscheinlich sogar noch jetzt, das unbedeutende Kurfürstenthum Brandenburg, oder höchstens durch die Gnade des ersten Napoleon gleich den anderen Kurfürstenthümern mit dem Titel eines Königreiches beschenkt worden.

Es scheint uns an der Stelle, unseren Leser, die mit der Geschichte

Preußens weniger vertraut sein dürften, hier den Beweis für die Wahrheit unserer Behauptung zu liefern, indem wir die Umstände näher erwähnen, unter denen der Ahnherr des österreichischen Kaiserhauses dem Ahnherrn des preußischen Königshauses den erwähnten wichtigen Dienst leistete.

Wir hoffen, daß diese Abschweifung von unserem unmittelbaren Gegenstande, der Schlacht von Königgrätz, genug Interesse erwecken wird, um uns die Entschuldigung unserer Leser zu gewinnen.

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, dem die Geschichte mit vollem Rechte den Beinamen des Großen gegeben hat, war mit seinem ältesten Sohne und Thronfolger, dem nachmaligen ersten Könige von Preußen, aus mehrfachen Gründen, deren Erörterung nicht hierher gehört, so unzufrieden, daß er ihn — wie man bei einer bürgerlichen Erbschaft sagen würde — durch sein Testament auf das Pflichttheil setzte; das heißt, er traf durch diese letztwillige Verfügung die Bestimmung, daß Friedrich III. außer der Kurwürde nur die mit derselben verbundenen Länder erben sollte, während er seinen anderen Söhnen die übrigen Besitzungen, — zu denen auch das Herzogthum Preußen gehörte, — als freies fürstliches Eigenthum vermachte.

Dieses Testament des großen Kurfürsten erklärte der Kaiser für ungültig und dadurch — nur dadurch — kam der erste König Preußens in den Besitz der sämmtlichen Länder, welche dem Kurhute Brandenburgs unterworfen waren!

Wie ganz anders stände es also jetzt um die Macht Preußens, hätte damals der Habsburger das Testament des Brandenburgers, statt es umzustoßen, bestätigt und dadurch das Kurfürstenthum Brandenburg zerstückelt? Darauf nahm Friedrich I., wie er von da ab als neuer König hieß, von dem Tische des Herrn die Königskrone, setzte sie sich und seiner Gemalin selbst auf das Haupt, — ein Schauspiel, das man in der Geschichte schon öfter erlebt hat, und wurde so — nachdem er die Genehmigung des Kaisers dazu erlangt hatte — der erste König von Preußen, nachdem die Habsburger schon seit Jahrhunderten auf dem deutschen Kaiserthrone gesessen hatten.

Doch zurück nun nach Gitschin.

Hier herrschte schon mit dem Grauen des Tages das bunteste Leben. Zuerst Ordonnanzen, bald aber auch Offiziere in den verschie-

densten Uniformen und von jedem Range, eilten geschäftig hin und her, Befehle ertheilend, empfangend und vollziehend.

Bei aller Thätigkeit aber herrschte eine beinahe wunderbare Stille und Geräuschlosigkeit.

Die Befehle wurden nur mit halblauter Stimme ertheilt; leise traten die Absätze auf den Fußboden, und sorgfältig wurde das Klirren der Sporen, das Rasseln der Säbel, sonst oft der Stolz der Kriegsmänner, vermieden.

Woher diese auffallende Stille, die wir mit der Ruhe des Grabes vergleichen würden, wäre damit die große thätige Beweglichkeit verträglich, die sich überall bemerklich machte?

Jeder Preuße hegte eine geheiligte Scheu davor, die ohnehin so kurze Nachtruhe seines Königs zu stören, und wehe dem Böhmen, der es gewagt hätte, durch ein lautes Wort, oder gar durch einen auffallenden Lärm, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu machen!

Anders wurde es jedoch, als um halb fünf Uhr bei dem gesammten Personal des Hauptquartiers die Kunde sich verbreitete:

„Der König ist aufgestanden und um Punkt fünf Uhr soll Alles zum Aufbruch bereit sein.“

Jetzt wurde plötzlich das so lange nur mühsam unterdrückte Getöse laut; die Sporen klirrten, die Säbel rasselten, und mit gebieterischer Stimme erschallten die Befehle.

Die ganze Umgebung König Wilhelms I. war, wie wir bereits erwähnten, an militärische Pünktlichkeit gewöhnt, und so fuhr denn mit dem Schlage der fünften Stunde die königliche Equipage vor das Hôtel, das heißt vor das bescheidene Gasthaus, in welchem der König von Preußen die Nacht zugebracht hatte; die berittene Stabswache, diesmal aus Hußaren und Uhlanen bestehend, welche bereits seit einer Viertelstunde bereit stand, zur Erleichterung der Pferde und Mannschaften aber abgesessen war, schwang sich in die Sättel und nahm ihre Stellung vor dem königlichen Postzuge ein.

Beinahe in demselben Augenblicke erschien der König unter dem Hausthore; rüstig sprang er, rechts und links grüßend, und die Hilfe des Leibjägers verschmähend, in den geöffneten Schlag des Wagens, und dieser flog im gestreckten Galopp der muthig schnaubenden Rosse davon.

Der Regen hatte das Erdreich so aufgeweicht, daß die Straße in ein Meer von Koth verwandelt zu sein schien, dessen Wogen unter

den windschnell sich drehenden Rädern hoch aufspritzten und frech selbst den königlichen Insassen des Wagens mit ihren unsauberen Tropfen besudelten.

So ging es ohne Halt fort auf der Straße nach Horiz, und als der königliche Wagen das sechs Meilen von Gitschin entfernte Dorf Dub erreichte, zeigte die Uhr des Kirchthurmes erst auf 7½. — Der König hatte also zu der Zurücklegung dieser weiten Strecke nicht mehr als zwei und eine halbe Stunde gebraucht, obgleich der Wagen mehrmals langsamer fahren mußte, wenn der Zug an einzelnen Truppentheilen vorüberkam und diese in lautes Hurrah ausbrachen, wenn sie an der buntgemischten Stabswache erkannten, daß es ihr oberster Kriegsherr sei, welcher in dem unscheinbaren, mit Koth über und über bespritzten Wagen saß.

In Dub standen die Pferde des königlichen Marstalles bereit, und ohne sich einen Augenblick der Erholung zu gönnen oder eine Erquickung zu genießen, schwang sich der König in den Sattel, sobald er den Wagen verlassen hatte.

Es schien, als hätte seine Ankunft das Signal zu der Eröffnung des Kampfes gegeben, denn kaum saß er zu Pferde, als in nicht weiter Entfernung voraus, in der Richtung von Sadowa, der erste Kanonenschuß ertönte.

Die Preußen hatten den blutigen Tanz begonnen.

Der König von Preußen wendete sich, umgeben, von seinem zahlreichen Gefolge, von dem Dorfe Dub links ab, und nahm seine Stellung hier auf einer Höhe, welche ihm gestattete, mit Hilfe seines trefflichen Fernrohres das vor ihm sich ausdehnende Kampffeld zu überblicken, auf dem bald die ganze Linie entlang heftiger Kanonendonner erdröhnte und das Gefecht sich immer hitziger und hitziger entspann. —

An der Seite des Königs hielt auf der einen Seite der Prinz Friedrich Karl, auf der andern der General von Moltke.

Mit beiden wechselte der König von Zeit zu Zeit einige flüchtige Worte und Adjutanten und Ordonnanzoffiziere sprengten dann nach allen Richtungen davon, den verschiedenen Truppentheilen neue Befehle überbringend, wie die veränderten Stellungen oder die Bewegungen der Oesterreicher es erforderten.

Etwas weiter rück- oder seitwärts bemerkte man unter dem Gefolge die bereits genannten höheren Offiziere, die zu der nächsten Um-

gebung des Königs gehörten: den Kriegsminister von Roon, den Generaladjutanten von Alvensleben und den General von Treskow, Chef des Militärcabinets.

Auch der Minister-Präsident und Cürassier-Major, Graf Bismark, fehlte nicht, obgleich seine Pflicht ihm nicht eigentlich gebot, hier seine Stelle zu nehmen, sondern ihm gestattet haben würde, zurückzubleiben, wo keine Gefahr ihm drohte.

Gegen diese schien er aber auch in der Nähe des Königs gesichert zu sein, denn bis zu dem Punkte, wo der König hielt, konnten die österreichischen Kugeln nicht dringen, da die erste Armee der Preußen, so wie deren Elbearmee, im ersten Anlaufe dem beabsichtigten Angriffe der Oesterreicher zuvorgekommen waren und die Schlacht eröffnet hatten, bemüht, die von ihnen ausersehenen günstigen Positionen einzunehmen.

Dies war ihnen auch in der ersten Ueberraschung gelungen, allmälich aber drangen die Oesterreicher vor.

Dies ließ sich aus dem Geschützfeuer erkennen, welches sich nach und nach dem Orte näherte, auf dem der König Wilhelm seine Stellung gewählt hatte, denn obgleich der Regen nachgelassen, verhinderte der Nebel und der dichte Pulverdampf, den die dicke feuchte Luft nicht in die Höhe steigen ließ, eine klare Uebersicht der Bewegungen und diese mußten theilweise aus der Richtung und der Nähe des Feuerns errathen werden.

Plötzlich schlugen Granaten ganz in der Nähe des Königs ein.

Die Splitter der feindlichen Geschosse flogen umher, der auffliegende Koth bespritzte Einzelne von dem seitwärts haltenden Gefolge des Königs und nur wenige Schritte von demselben entfernt stürzte ein Reiter, durch einen Granatensplitter getroffen, todt vom Pferde.

Im Angesichte dieser dringenden Gefahr sprengte Graf Bismark an die Seite des Königs.

„Eure Majestät,“ sagte er ehrerbietig salutirend, „als Major steht mir das Recht nicht zu, meinem Feldherrn irgend einen Rath zu ertheilen, als Minister-Präsident aber ist es meine heilige Pflicht, Eure Majestät inständigst zu bitten, Ihr kostbares Leben nicht einer so großen, unmittelbaren Gefahr auszusetzen!“

Der König blickte den Minister ruhig an und entgegnete:

„Wo soll ich denn hinreiten, wenn meine Truppen im Gefecht stehen?“

„Weiter zurück, Eure Majestät,“ erwiederte der Minister; „in eine gesicherte Stellung!“

„Und was würde es auf meine braven Soldaten für einen Eindruck machen,“ fragte der König, „wenn sie sehen oder erführen, daß ihr König, ihr Feldherr, sich feig der Gefahr entzieht, der sie sich für ihn aussetzen? — Nein, Graf Bismark, ich bleibe hier, oder ich weiche nur mit meinen Truppen zurück!“

„So möge Gott Eure Majestät in seinen heiligen Schutz nehmen!“ sagte der Minister mit einem tiefen Seufzer und ritt wieder zurück zu der Stelle, auf welcher er früher gehalten hatte.

Indeß verging Stunde auf Stunde; das Corps des Prinzen Friedrich Carl, welchem auch die Elbarmee unter dem General Herwarth von Bittenfeld zugetheilt worden war, leistete nur mit der heldenmüthigsten Tapferkeit und ungeheuren Verlusten den wiederholten Angriffen der beinahe doppelt so starken Armeecorps Widerstand, welche der Feldzeugmeister Benedek gegen dasselbe in das Feuer führte, und noch immer zeigte sich nichts von dem Corps des Kronprinzen.

Zwar hielten die preußischen Truppen noch überall Stand, aber ihre Reihen wurden durch die Kugeln der vortrefflich bedienten österreichischen Artillerie furchtbar gelichtet.

Wie lange vermochten sie noch Widerstand zm leisten?

Seit beinahe sechs Stunden standen sie im Feuer.

Anfangs der Regen, dann der durch denselben entstandene Koth, verdoppelte bei jedem Schritte die Anstrengung und sichtlich begann einzelner Truppenkörper Erschöpfung sich zu bemächtigen.

Es war bereits Mittag und noch immer nicht zeigten sich die Spitzen von den ersten Kolonnen der Armee des Kronprinzen.

Wohl konnten sie bereits in der Nähe sein, denn die Witterung gestattete keine große Fernsicht; allein es war auch die höchste Zeit, daß die Hilfe eintraf, wenn nicht das Corps des Prinzen Friedrich Karl gänzlich geschlagen sein sollte, bevor der Kronprinz im Stande war, der Schlacht eine günstige Wendung zu geben.

Die Mienen des Königs verfinsterten sich daher, indem er wiederholt den Blick nach der linken Seite richtete, von wo der Kronprinz erwartet werden mußte und mit schmerzlich trüben Blicken wendete er den Kopf ab von den Verwundeten, die in immer größerer Zahl in seiner Nähe zurückwankten oder zu den Verbandplätzen getragen wurden.

Noch ängstlicher, noch ununterbrochener, wie der König, wendete

der nur wenige Schritte von dem Monarchen entfernt haltende General von Moltke sein Fernrohr nach der Richtung, von wo der mit jeder Minute sehnlicher erwartete Succurs kommen mußte.

Dabei bewahrte aber der Chef des Generalstabs äußerlich die ruhigste Haltung, so sehr er auch innerlich von Unruhe und ängstlicher Erwartung verzehrt werden mochte; denn er mußte sich sagen, daß die Blicke Vieler auf ihn gerichtet waren, und daß seine Mienen als Barometer der Furcht oder Hoffnung für die ganze Armee dienen konnten, dienen würden. Entmuthigung in den Reihen der Truppen konnte aber unendlich viel schaden.

Es war dem General von Moltke jedoch nicht mehr möglich, die Gefühle, die ihn peinlich bewegten, vor einem Augenpaare ganz zu verbergen, das ihn seit einiger Zeit, das heißt, seitdem die Schlacht eine nachtheilige Wendung zu nehmen drohte, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und mit dem Ausdrucke lebhafter Besorgniß beobachtete.

Dieses Augenpaar war das des Minister-Präsidenten Bismark und wohl hatte dieser verwegene Mann mit dem doppelten und auch zweifach gefährlichen Wahlspruch: „Blut und Eisen!" — und: „Gewalt geht vor Recht!" alle Ursache, vor dem unglücklichen Ausgange der Schlacht zu zittern; denn eine Niederlage der preußischen Armee hätte höchst wahrscheinlich seinen Sturz als Ministerpräsident im Gefolge gehabt und es würde ihm dann in seine Dunkelheit der Fluch des ganzen preußischen Volkes gefolgt sein.

Seine Ehre, seine ganze Existenz standen also in diesem Augenblicke auf dem Spiele. Mit Besorgniß bemerkte daher Graf Bismark, daß der General von Moltke sein Fernrohr heftig zusammenschob, den Rest der Cigarre, die er bisher in stoischer Ruhe geraucht hatte, mit einer Bewegung unterdrückten Unwillens wegwarf, und seine Cigarrentasche hervorzog, sie aber auch sogleich wieder einsteckte, nachdem er einen Blick hineingeworfen hatte.

Offenbar war sie leer!

„Es wäre schlimm, wenn unserem Chef des Generalstabes die Pfeife ausgehen sollte," murmelte Graf Bismark mit einer weitverbreiteten trivialen Berliner Redensart in sich hinein, sprengte zu dem General von Moltke und bot demselben seine eigene geöffnete Cigarrentasche, die nur noch zwei Cigarren enthielt.

Dabei sagte er mit einem Tone, der zwar scherzhaft sein sollte, aber etwas gezwungen klang:

„Excellenz, theilen wir brüderlich, denn es wäre schlimm, wenn uns das Feuer ausginge!"

„Das ist nicht zu befürchten," entgegnete der General Moltke, auf den scherzenden Ton des Premier-Ministers eingehend, „denn die da drüben heizen uns heiß genug ein!"

Dann nahm er eine der beiden Cigarren aus dem Minister-Portefeuille, und zündete sie mit der Ruhe an, die er äußerlich noch immer zu bewahren verstand, obgleich ihm dies immer schwerer werden mußte, je weiter die Zeit vorrückte.

Kaum brannte das Kraut der Havannah, und eben wollte der Minister-Präsident wieder auf seinem frühern Platz zurückreiten, da zuckte plötzlich ein Blitz der Freude über das Gesicht des Generalstabchefs.

Hastig zog er sein Fernglas aus und richtete es nach der Seite, nach welcher er im Laufe der letzten Stunden schon so oft vergeblich gespäht hatte.

Zwar konnte er auch jetzt noch nichts sehen, allein wiederholte Kanonenschüsse, die aus dieser Richtung ertönten, sagten ihm, daß er sich nicht getäuscht hatte, als er, während er sich die Cigarre des Grafen Bismark anzündete, den ersten bedeutungsvollen Klang des Geschützfeuers zu vernehmen geglaubt hatte.

„Gott sei Dank," rief General Moltke, und ein freudiger Seufzer hob bei diesen Worten seine Brust, „der Kronprinz greift auf unserem linken Flügel kräftig ein in die Schlacht, und jetzt möchte ich meinen Kopf auf unsern Sieg verwetten, denn Benedek hat seinen rechten Flügel auf eine unverantwortliche Weise blosgegeben!"

Ohne eine Entgegnung des Minister-Präsidenten abzuwarten, sprengte der Chef des Generalstabes die wenigen Schritte zu dem Könige hinüber, um diesem die freudige Botschaft zu verkünden, im Fall derselbe wegen seines durch das hohe Alter geschwächten Gehöres das Geschützfeuer von der Armee des Kronprinzen nicht bereits selbst vernommen haben sollte.

„Gott sei Dank!" seufzte auch Graf Bismark, dem die letzten Stunden in nicht minder qualvoller Erwartung verflossen sein mochten, als dem Chef des preußischen Generalstabes.

Er wendete darauf seinen Braunen, um an seinen alten Platz zurückzureiten, da kam auf schaumbedecktem Pferde aus der Richtung des Schlachtfeldes ein Offizier daher gesprengt.

Er trug die Uniform des österreichischen Generalstabes, und ein weißes Tuch, welches an einer kleinen hölzernen Stange über seinem Kopfe flatterte, bezeichnete ihn als Parlamentär, obgleich er nicht, wie ein solcher gewöhnlich, von einem Trompeter begleitet war.

Als er in die Nähe des Königs kam, den er zu erkennen schien, hielt er sein keuchendes Thier an, und ließ die Blicke suchend umherschweifen.

Sobald seine Augen denen des Premier-Ministers begegneten, dessen Aufmerksamkeit er eben so, wie die des ganzen königlichen Gefolges und sogar des Königs selbst, erregt hatte, ritt er gerade auf den Grafen Bismark zu, neben dem er sein Pferd anhielt.

Indem sich der Parlamentär zu demselben hinüber beugte, um ihm einige Worte zuzuflüstern, erkannte ihn der Minister und mit dem Tone des höchsten Erstaunens rief er aus:

„Sie sind es, Woronski? — Wo kommen Sie her — und in dieser Uniform?“

„Geradeswegs aus dem Hauptquartier Benedek's!“ entgegnete lächelnd der Hauptagent des Grafen. „Ich habe durch diesen verwegenen Ritt mein Leben bei Freund und Feind gewagt, um Euer Excellenz eine Nachricht von der höchsten Wichtigkeit selbst zu überbringen, denn ich hatte Niemand in der Nähe, dem ich sie mit Sicherheit übertragen durfte, und ich hoffe, Euer Excellenz dadurch einen neuen Beweis geliefert zu haben, daß ich Ihres vollen Vertrauens würdig bin!“

„Zur Sache!“ sagte Graf Bismark, die Stirn runzelnd und mit sichtlicher Ungeduld. „Es ist jetzt keine Zeit durch die Anpreisung Ihrer Verdienste zu verlieren. Worin also besteht die wichtige Nachricht, die Sie mir zu bringen haben?“

Woronski beugte sich jetzt nahe zu dem Premier-Minister hinüber und flüsterte ihm einige Worte zu, mehr aus Gewohnheit der Heimlichthuerei, als aus Nothwendigkeit, denn hier hatte er bei dem, was er sagte, keinen Lauscher zu fürchten.

Hätte ein solcher aber wirklich in der Nähe gestanden, so würde er von der Mittheilung Woronski's nichts verstanden haben, als die einzelnen, abgerissenen Worte:

„General Festetics — gefährlich verwundet — Verwirrung — General Legebitsch — rechte Flanke entblößt — Weg nach Chlum,“ denen noch einiges vollständig unverständliches Gemurmel folgte.

Das Gesicht des Grafen Bismark strahlte in triumphirender Freude, indem er die Worte seines Hauptagenten hörte.

Als Woronski geendet hatte, sagte er:

„Die Kunde ist allerdings von großer Wichtigkeit! — Ich eile, sie dem General von Moltke mitzutheilen, damit derselbe augenblicklich seine Dispositionen danach treffe!"

Er wendete sein Pferd und der falsche Parlamentär folgte diesem Beispiel, um gegen das Schlachtfeld zurückzusprengen.

„Bleiben Sie!" herrschte Graf Bismark ihm zu. „Sie müssen die Colonne führen, die der General von Moltke zu dem Angriffe bestimmen wird."

„Verzeihung, Excellenz!" entgegnete Woronski; „bei der Uniform, die ich trage, hieße das, mich zu einem sichern Tode verurtheilen. Auch kann ich drüben unserer Sache wichtigere Dienste leisten, als wenn ich hier den Führer oder Boten mache! — Haben Sie daher nur die Güte, dem Wege, den ich einschlagen werde, aufmerksam zu folgen: Es ist genau der, welchen auch die Colonne nehmen muß, um — wahrscheinlich ohne irgend ein Hinderniß — nach Chlum zu gelangen!"

Ohne eine Antwort des Minister-Präsidenten abzuwarten, warf Woronski sein Pferd herum, und jagte davon, seinem eigenen Willen folgend, unbekümmert darum, ob dieß dem Grafen Bismark genehm sei, oder nicht.

Dieser sah mit unwillig gerunzelter Stirn dem kecken Söldling seiner dunkeln Politik nach, denn er erkannte, daß ihm für den Augenblick nichts anderes zu thun blieb, als die Mahnung Woronski's zu erfüllen, und genau auf den Weg zu achten, den derselbe verfolgte.

Er richtete daher sein Perspectiv auf den davonsprengenden Reiter, den die mißbrauchte Parlamentärfahne seinen nachschauenden Blicken mit voller Sicherheit zu verfolgen gestattete und murmelte dabei unwillig vor sich hin: „Daß ein elender Mensch der Gattung das Recht hat, von unserer Sache sprechen zu dürfen! — Es ist hart, solcher Werkzeuge sich zuweilen bedienen zu müssen!"

Erst als der Spion seinen Augen entschwunden war, galoppirte Graf Bismark zu dem General Moltke, um demselben mitzutheilen, was er so eben aus Woronski's Munde vernommen hatte.

Der Chef des preußischen Generalstabes hörte den Minister-Prä-

fidenten mit großer Befriedigung an, zog dann aus seiner Umhängtasche eine Karte, suchte auf derselben die Punkte, die ihm bezeichnet worden waren, und als er sie gefunden hatte, ritt er zu dem Könige heran, und erstattete demselben, auf die Karte deutend, seinen Rapport.

König Wilhelm schien mit großer Befriedigung die Meldung seines Generalstabchefs zu vernehmen. Er nickte mehrmals zustimmend mit dem Kopfe, und nachdem er einige Worte mit dem General von Moltke gewechselt hatte, rief dieser zwei Offiziere zu sich heran.

Er ertheilte denselben mit großem Ernste seine Instructionen, und eine Minute später sprengten Beide in gestreckter Carrière dahin, den Corpscommandanten, an die sie abgesendet wurden, die ihnen anvertrauten Befehle zu überbringen.

Worin diese bestanden, und welchen Erfolg die Ausführung derselben hatte, werden wir auf der österreichischen Seite sehen, zu der wir uns jetzt wenden müssen.

III.

Die Schlacht von Königgrätz.

Zweites Bild: Kampf und Sieg Benedek's.

Der Feldzeugmeister Benedek hatte zu der großen Hauptschlacht, die er beabsichtigte, eine Stellung genommen, die wegen ihrer einseitigen Berechnung der verschiedenen Möglichkeiten von preußischen Organen als höchst mangelhaft getadelt worden ist und diesen Tadel auch durch den Erfolg nur allzusehr gerechtfertigt hat.

Man glaubte auf preußischer Seite allgemein, er wollte die Offensive ergreifen, man hoffte dies eben so allgemein auf österreichischer Seite, namentlich in dem Volke, als dessen Repräsentanten in diesem Augenblicke vorzugsweise die Bevölkerung und die unabhängige Presse Wiens betrachtet wurden; sah man aber die Aufstellung der Nordarmee, welche in der Front als eine freilich gute Deckung die Bistritz hatte, so erkannte man bei näherer Erwägung derselben, oder mußte wenigstens glauben, daß Benedek nur die Defensive beabsichtigte, und selbst bei dieser auf einen Sieg nicht rechnete, denn bei

einem solchen ist die kräftige Verfolgung des geschlagenen Feindes die Hauptaufgabe eines Feldherrn; diese aber war bei den Terrainschwierigkeiten, welche das an und für sich unbedeutende Flüßchen, die Bistritz, durch ihre Ueberschreitung bot, wegen der breiten, sumpfigen und morastigen Ufer des kleinen Gewässers so erschwert, daß sie beinahe illusorisch werden mußte, jedenfalls aber nur von geringem Erfolge sein konnte, denn der geschlagene Feind vermochte sich leicht auf den jenseits der Bistritz, über die er nach einem vergeblichen Angriffe zurückgetrieben war, wieder zu stellen und zu neuem Widerstande die Kraft zu sammeln, bevor die Verfolger über die einzig möglichen Uebergänge auf den bestehenden, noch überdies bei dem Rückzuge durch die Geschlagenen leicht zerstörbaren Brücken auf den schmalen Wegen hinlängliche Streitkräfte vorschieben konnten, um die errungenen Vortheile mit vollem Nachdruck auszubeuten.

Diese Wiederaufstellung der Preußen jenseits der Bistritz wäre aber um so leichter und für die verfolgenden Oesterreicher sehr gefährlich gewesen, da die am jenseitigen Ufer des Flüßchens aufsteigenden Höhen den Feinden sehr vortheilhafte Positionen boten.

Dabei hatte die von dem Feldzeugmeister Benedek gewählte Stellung noch den wesentlichen, kaum verzeihlichen Nachtheil, daß sie die rechte Flanke beinahe ganz ungedeckt ließ, als sei ein Angriff von dieser Seite ganz unmöglich.

Freilich würde trotz der erwähnten Nachtheile die Stellung, welche der österreichische Feldherr gewählt hatte, in gewisser Beziehung ganz vortrefflich, oder doch wenigstens sehr gut gewesen sein, hätte der Feldzeugmeister Benedek es nur mit den Armeen des Prinzen Friedrich Karl und des General Herwarth von Bittenfeld allein zu thun gehabt, oder wäre die Armee des Kronprinzen von Preußen wenigstens so weit entfernt gewesen, daß es für dieselbe ganz außer aller Möglichkeit lag, an der Schlacht, ehe sie vollständig entschieden war, noch Theil zu nehmen, und ihr vielleicht sogar im letzten Augenblicke eine entscheidende Wendung zu geben.

Aber der Kronprinz stand nur so weit entfernt, daß schon in fünf Stunden seine ersten Truppen, in sechs bis sieben Stunden aber sein ganzes Corps Benedek's rechte Flanke angreifen konnten. — Daß aber der Prinz Friedrich Karl sich selbst gegen die energischen Angriffe so lange halten würde, ließ sich bei der Stärke und dem Geiste der preußischen Truppen mit voller Gewißheit annehmen.

Dieser geringen Streitmacht, welche an Infanterie allein höchstens 90.000 Mann zählte, zu denen Cavallerie und Artillerie in dem gehörigen Verhältniß standen, hatte das Königreich Italien entgegen zu setzen:

8 Regimenter Grenadiere, 72 Regimenter Linien-Infanterie; zusammen etwa 202.000 Mann; außerdem aber

5 Regimenter Bersaglieri, jene National-Schützen, die sich nicht mit Unrecht den Ruhm eines sehr achtbaren und gefährlichen Feindes erworben haben, und die zusammen 25,000 Mann stark waren.

Die Cavallerie zählte 13.000 Mann; die Artillerie war an Zahl zwar geringer als die österreichische, wie wir dies schon bei der Schlacht von Custozza erwähnten, aber doch nicht so gering, um ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen den beiden feindlichen Armeen herzustellen.

So bedeutend stärkeren Streitkräften gegenüber durfte der Erzherzog Albrecht, trotz der Vortheile, die ein glänzender Sieg gewährt, für die Dauer auf keine wesentlich siegreichen Erfolge rechnen, denn weitere Zuschübe aus dem Vaterlande lagen bei dem Stande der Dinge außer aller Möglichkeit; wohl aber konnte der Erzherzog, ungeachtet der mächtigen Unterstützung des Vierecks, sich auf eine sehr unfruchtbare Defensive beschränkt sehen, bei welcher kriegerischer Ruhm für sich und sein Heer kaum zu erwarten stand.

Diese gefahrvolle Lage, in welcher die Südarmee sich befand, ließ sich nicht ableugnen. Eben so war in den maßgebenden Kreisen die Ueberzeugung entstanden, daß, wenn man auf einen glücklichen Erfolg hoffen wollte, die ganzen Streitkräfte Oesterreichs gegen Preußen erforderlich sein würden, welches bis an die Zähne gerüstet dastand und durch die Armee-Reorganisation, die von dem Volke und dessen Vertretern in dem Abgeordnetenhause so heftig bekämpft worden war, sich schon seit Jahren auf diesen Krieg vorbereitet hatte, während Oesterreich sich vertrauensvoll in die trügerische Sicherheit wiegte, daß sein schleswig-holsteinischer Bundesgenosse es ehrlich mit ihm meine.

Aus diesen beiden Rücksichten, und den daraus entspringenden Beweggründen, war bei der österreichischen Regierung trotz des glänzenden Sieges bei Custozza, der aber in seinen Folgen ein wesentliches Resultat weder gehabt hatte, noch der Sachlage nach haben konnte, ein Entschluß entstanden, der harte Kämpfe gekostet haben mußte, und dessen Ausführung, als sie nach der Schlacht von König-

grätz bekannt wurde, ganz Oesterreich; wir möchten beinahe sagen, die ganze civilisirte Welt mit Staunen und Verwunderung erfüllte.

Dieser Entschluß bestand in nichts Geringerem, als in der Aufopferung des Zankapfels zwischen Italien und Oesterreich.

Mit der größten Heimlichkeit wurde Venetien an Frankreich abgetreten und so durch einen muthigen Schnitt der Krebsschaden entfernt, der schon seit so langen Jahren an den besten Säften des übrigen gesunden Körpers gezehrt hatte.

Als dieser Entschluß bekannt wurde, betrachtete der größte Theil der Bevölkerung ihn aber nicht als ein Opfer und vernahm ihn deshalb auch nicht mit Trauer oder Niedergeschlagenheit; vielmehr erblickte das Volk darin nur einen Gewinn, den es mit Freuden begrüßte, und wenn sich dennoch Trauer zeigte, so entstand sie nur durch die wenn auch blos im Stillen aufgeworfene Frage:

„Weshalb wurde dieser Entschluß nicht vor dem Kriege gefaßt? Damals hätte die Abtretung den österreichischen Finanzen einen wesentlichen Gewinn gebracht; noch wichtiger und vortheilhafter aber wäre diese Abtretung, erfolgte sie damals, gewesen, weil durch dieselbe jede Veranlassung zu dem Bündnisse zwischen Preußen und Italien ihren Grund verloren hätte und Oesterreich so im Stande gewesen wäre, gleich in allem Anfange seine ganzen Streitkräfte gegen Preußen zu wenden, welches es sich unter so gänzlich veränderten Umständen wohl zwei Mal überlegt haben würde, ob es überhaupt wagen sollte, den Krieg, dessen Aussichten sich dadurch wesentlich anders gestalteten, zu provociren, oder nicht.

Ohne von dem geheimen Abkommen zwischen Oesterreich und Frankreich etwas zu erfahren oder nur zu ahnen, rüstete sich Italien, die zu Lande bei Custozza erlittene Schlappe durch einen Sieg zur See wo möglich auszuwetzen.

Mit welchem Erfolge dies geschah, ist der Welt bekannt und wir werden zur gehörigen Zeit Gelegenheit haben, dies unseren Lesern durch eine genaue Beschreibung der Schlacht bei Lissa und den mit ihr in Verbindung stehenden Ereignissen vor Augen zu führen.

Für jetzt ist es unsere traurige und niederschlagende Aufgabe, die blutigen Bilder der Schlacht von Königgrätz zu entrollen.

Wir werden auf denselben zwar die Niederlage der stattlichen Nordarmee, auf welche so viele stolze Hoffnungen gestützt waren, erblicken und dadurch von tiefer Trauer erfüllt sein, aber es wird

Diese Möglichkeit von dem Eingreifen des Kronprinzen in die Schlacht, die — wie der österreichische Höchstcommandirende die Preußen in der Raschheit ihrer Bewegungen kennen gelernt hatte, — für Benedek zur größten Wahrscheinlichkeit hätte werden müssen, hatte er ganz außer Berechnung gelassen und das war von ihm ein großer, ein unverzeihlicher Fehler, der sich durch den Erfolg auf eine furchtbare Weise bestraft machte.

Gehen wir nach dieser allgemeinen Uebersicht von der Stellung der österreichischen Armee nun zu den Einzelheiten der Schlacht über.

Am Morgen des dritten Juli, gleich nach Tagesanbruch, herrschte auf der österreichischen Seite nicht minder lebendiges Treiben, wie das, welches wir auf der preußischen schilderten.

Frischen Muthes nicht nur, sondern von Siegeshoffnung erfüllt, rückten die verschiedenen Truppentheile in die ihnen angewiesenen oben bezeichneten Stellungen ein.

Wo sich einzelne Abtheilungen auf diesen Märschen, die Alles in rege Bewegung brachten, begegneten, da begrüßten sie sich mit lautem Hurrah und nicht selten ertönte aus ihren Reihen der Ruf:

„Jetzt wollen auch wir unser Custozza haben!"

Denn die ganze Armee und jeder einzelne Mann derselben brannte vor Verlangen, dem Siege der Südarmee eine gleiche Waffenthat der Nordarmee an die Seite zu stellen.

Königgrätz sollte dazu die Gelegenheit bieten.

Grausame Ironie des Schicksals!

Custozza und Königgrätz! — Welche Seitenstücke sind das in der Kriegsgeschichte Oesterreichs.

Mit lautem Jubel wurde der Feldzeugmeister Benedek begrüßt, als er gegen 7 Uhr mit seinem zahlreichen Gefolge an den aufgestellten Colonnen, die nicht zu der ersten Schlachtlinie gehörten, vorüber galoppirte, um zu der Stelle zu gelangen, die er für sich selbst ausersehen hatte, weil er von derselben aus den größten Theil des Schlachtfeldes übersehen konnte.

Diese Stelle war eine mäßige Anhöhe, an deren Fuße das kleine Dorf Lipa liegt, welches jetzt noch friedlicher Ruhe und ungestörter Sicherheit des Eigenthumes seiner Bewohner genoß; wenige Stunden später aber war das Dorf nur noch ein Schutthaufen, und als Bettler beweinten die Bewohner den Verlust ihrer gesammten Habe.

Die Augen und das Fernrohr auf das Dorf Sadowa gerichtet,

Preußens weniger vertraut sein dürften, hier den Beweis für die Wahrheit unserer Behauptung zu liefern, indem wir die Umstände näher erwähnen, unter denen der Ahnherr des österreichischen Kaiserhauses dem Ahnherrn des preußischen Königshauses den erwähnten wichtigen Dienst leistete.

Wir hoffen, daß diese Abschweifung von unserem unmittelbaren Gegenstande, der Schlacht von Königgrätz, genug Interesse erwecken wird, um uns die Entschuldigung unserer Leser zu gewinnen.

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, dem die Geschichte mit vollem Rechte den Beinamen des Großen gegeben hat, war mit seinem ältesten Sohne und Thronfolger, dem nachmaligen ersten Könige von Preußen, aus mehrfachen Gründen, deren Erörterung nicht hierher gehört, so unzufrieden, daß er ihn — wie man bei einer bürgerlichen Erbschaft sagen würde — durch sein Testament auf das Pflichttheil setzte; das heißt, er traf durch diese letztwillige Verfügung die Bestimmung, daß Friedrich III. außer der Kurwürde nur die mit derselben verbundenen Länder erben sollte, während er seinen anderen Söhnen die übrigen Besitzungen, — zu denen auch das Herzogthum Preußen gehörte, — als freies fürstliches Eigenthum vermachte.

Dieses Testament des großen Kurfürsten erklärte der Kaiser für ungültig und dadurch — nur dadurch — kam der erste König Preußens in den Besitz der sämmtlichen Länder, welche dem Kurhute Brandenburgs unterworfen waren!

Wie ganz anders stände es also jetzt um die Macht Preußens, hätte damals der Habsburger das Testament des Brandenburgers, statt es umzustoßen, bestätigt und dadurch das Kurfürstenthum Brandenburg zerstückelt? Darauf nahm Friedrich I., wie er von da ab als neuer König hieß, von dem Tische des Herrn die Königskrone, setzte sie sich und seiner Gemalin selbst auf das Haupt, — ein Schauspiel, das man in der Geschichte schon öfter erlebt hat, und wurde so — nachdem er die Genehmigung des Kaisers dazu erlangt hatte — der erste König von Preußen, nachdem die Habsburger schon seit Jahrhunderten auf dem deutschen Kaiserthrone gesessen hatten.

Doch zurück nun nach Gitschin.

Hier herrschte schon mit dem Grauen des Tages das bunteste Leben. Zuerst Ordonnanzen, bald aber auch Offiziere in den verschie-

denften Uniformen und von jedem Range, eilten geschäftig hin und her, Befehle ertheilend, empfangend und vollziehend.

Bei aller Thätigkeit aber herrschte eine beinahe wunderbare Stille und Geräuschlosigkeit.

Die Befehle wurden nur mit halblauter Stimme ertheilt; leise traten die Absätze auf den Fußboden, und sorgfältig wurde das Klirren der Sporen, das Rasseln der Säbel, sonst oft der Stolz der Kriegsmänner, vermieden.

Woher diese auffallende Stille, die wir mit der Ruhe des Grabes vergleichen würden, wäre damit die große thätige Beweglichkeit verträglich, die sich überall bemerklich machte?

Jeder Preuße hegte eine geheiligte Scheu davor, die ohnehin so kurze Nachtruhe seines Königs zu stören, und wehe dem Böhmen, der es gewagt hätte, durch ein lautes Wort, oder gar durch einen auffallenden Lärm, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu machen!

Anders wurde es jedoch, als um halb fünf Uhr bei dem gesammten Personal des Hauptquartiers die Kunde sich verbreitete:

„Der König ist aufgestanden und um Punkt fünf Uhr soll Alles zum Aufbruch bereit sein.“

Jetzt wurde plötzlich das so lange nur mühsam unterdrückte Getöse laut; die Sporen klirrten, die Säbel rasselten, und mit gebieterischer Stimme erschallten die Befehle.

Die ganze Umgebung König Wilhelms I. war, wie wir bereits erwähnten, an militärische Pünktlichkeit gewöhnt, und so fuhr denn mit dem Schlage der fünften Stunde die königliche Equipage vor das Hôtel, das heißt vor das bescheidene Gasthaus, in welchem der König von Preußen die Nacht zugebracht hatte; die berittene Stabswache, diesmal aus Hußaren und Uhlanen bestehend, welche bereits seit einer Viertelstunde bereit stand, zur Erleichterung der Pferde und Mannschaften aber abgesessen war, schwang sich in die Sättel und nahm ihre Stellung vor dem königlichen Postzuge ein.

Beinahe in demselben Augenblicke erschien der König unter dem Hausthore; rüstig sprang er, rechts und links grüßend, und die Hilfe des Leibjägers verschmähend, in den geöffneten Schlag des Wagens, und dieser flog im gestreckten Galopp der muthig schnaubenden Rosse davon.

Der Regen hatte das Erdreich so aufgeweicht, daß die Straße in ein Meer von Koth verwandelt zu sein schien, dessen Wogen unter

Ein Ausdruck der Freude überflog das Gesicht des Preußen, als er das Blut über den Aermel seines tapfern Feindes rinnen sah.

Dessen Widerstand besiegt zu haben glaubte er so zuversichtlich, daß er schon die Hand nach dem Oberlieutenant ausstreckte, den er gefangen seinen hinter ihm stehenden Leuten zuschleudern zu können hoffte.

Aber dieser dreiste Versuch wäre dem Preußen beinahe schlecht bekommen, denn hätte er sich nicht schnell noch eben zu rechter Zeit gedeckt, so würde er höchst wahrscheinlich unter einem wüthenden Hiebe zusammengebrochen sein, welchen der Oberlieutenant Vavrecska auf ihn führte, und durch den er belehrt wurde, daß dessen Armwunde die Fortsetzung des Kampfes keineswegs hinderte.

Das Einzelgefecht der beiden Offiziere sollte indeß nicht zur Entscheidung kommen, obgleich beinahe unmittelbar darauf der Oberlieutenant Vavrecska auch noch im Knöchel verwundet wurde, so daß er zu wanken begann.

Jetzt würde er wahrscheinlich den erneuerten Angriffen seines Gegners erlegen sein, aber in demselben Augenblicke ertönte das preußische Signal zum Rückzuge.

Es entstand durch das Zurückweichen der Preußen ein kurzer Augenblick der Ruhe und der erste Corporal von dem Zuge des Oberlieutenant Vavrecska, welcher diesen hatte taumeln sehen, bemerkte jetzt dessen Wunde im Fuße.

Rasch sprang er hinzu, um seinen Offizier zu stützen; dabei durch das aus dem Arme rinnende Blut bespritzt, rief er erschrocken und voll Theilnahme:

„Mein Gott! Herr Oberlieutenant, Sie sind ja doppelt verwundet! Ich werde Sie zu dem Verbandplatze führen, denn bis die Blauröcke einen neuen Angriff machen, kann ich schon die paar Minuten abkommen."

Der Oberlieutenant aber wies dies Anerbieten zurück, indem er rief:

„Ach was; die leichten Wunden machen mir noch nichts, und so lange ich stehen kann, bleibe ich bei meinem Bataillon."

Darauf reichte er dem Corporal sein Taschentuch und bat, ihm damit den Arm zu verbinden, der stark blutete.

Aber noch war der Verband nicht beendet, da sank der Tapfere von einer dritten Preußenkugel in die Brust getroffen zu Boden.

Sein Bataillon erhielt in eben diesem Augenblicke den Befehl, vorzurücken, und der Oberlieutenant Wavrecska blieb, für todt gehalten, bewußtlos auf dem Platze liegen, auf welchem er gefallen war.

Sein Tod wurde seiner Familie gemeldet und ihren Schmerz linderte nur der Stolz, daß er als wahrer Held geendet hatte; da wurde ihr ganz unerwartet aus Dresden die freudige Kunde, der Todtgeglaubte befinde sich in dem dortigen Lazareth, verwundet durch Schüsse im Arm, im Fuß, in der Brust und einen Granatsplitter im Gesicht, aber dennoch außer Lebensgefahr! — — —

„Die Preußen weichen!“ rief freudig der Commandant des 4. Armeecorps, Feldmarschall-Lieutenant Graf Festetics.

Der Instruction folgend, die er für diesen Fall von dem Feldzeugmeister erhalten hatte, ließ er diesem Ausrufe den Befehl zum Angriffe auf Benatek folgen.

„Hurrah!“ ertönte es auf der ganzen Front des 4. Corps und mit gefälltem Bajonnet stürmten die Bataillone vorwärts, voran mit geschwungenem Säbel Graf Festetics.

Da stutzten einen Augenblick die stürmenden Colonnen.

Sie sahen ihren tapfern Commandanten fallen und glaubten er sei getödtet; rasch aber verbreitete sich die Kunde, Graf Festetics lebe, sei aber schwer verwundet. Der zweite Commandant trat an die Stelle des Gefallenen und wieder drang das 4. Corps vor, erfüllt von dem Verlangen, an den Preußen seinen Commandanten zu rächen.

Dieser, dem eine Kanonenkugel das Bein zerschmettert hatte, wurde zurückgetragen, während sein Corps ohne ihn vordrang.

Man brachte den Feldmarschall-Lieutenant nach dem kleinen Dorfe Maslowitz; ein Feldarzt war schnell zur Hand, und als er die Wunde besichtigt hatte, erklärte er, die Amputation des Beines sei unerläßlich und je schneller dieselbe erfolge, desto vortheilhafter würde es sein.

„Ist es nöthig, so thun Sie, was Sie für gut halten!“ sagte mit der ruhigsten Fassung eines echten Soldaten Graf Festetics, aber einen schmerzlichen Seufzer konnte er dennoch nicht unterdrücken, denn selbst der Tapferste wird nicht gleichgiltig zum Krüppel werden.

In dem ärmlichen Bauernstübchen, wohin der hohe Offizier gebracht worden war, wurde ohne Zögern Alles zu der schmerzlichen Operation hergerichtet und mit stoischem Gleichmuth unterzog Graf Festetics sich derselben.

Als sie beendet und der erste Verband angelegt war, sank der

Graf erschöpft auf das ärmliche Lager zurück, auf das man ihn gebettet hatte; da fielen seine Blicke auf seinen Diener, der heftiges Schluchzen nur mit Mühe unterdrückte und weinend in einer Ecke stand.

Ein schmerzliches Lächeln überflog die Züge des Verstümmelten und mit dem Tone des Scherzes rief er dem treuen Diener zu:

„Spare Deine Thränen, Du Heuchler; ich weiß ja doch, daß Du Dich freust, weil Du künftig nur einen Stiefel zu wichsen brauchst!"

Da hielt der ehrliche Bursche seinen nur mühsam unterdrückten Schmerz nicht länger zurück. Er stürzte zu dem Lager des Grafen, sank neben demselben auf die Knie, ergriff die Hand des Verwundeten, bedeckte sie mit Küssen und rief unter lautem, herzzerreißenden Schluchzen:

„Ach mein lieber, lieber Herr, wie können Sie denn nur so etwas sagen!" — — —

Während dieser rührende Auftritt in dem kleinen Stübchen eines Bauernhauses von Maslowitz stattfand, tobte draußen die Schlacht immer heißer und heißer.

Zwar hatten die Preußen nach ungeheuren Anstrengungen und mit den empfindlichsten Verlusten, endlich die Brücke von Sadova erstürmt und richteten ihre wiederholten Angriffe jetzt mit gleicher Hartnäckigkeit gegen Lipa; aber sie wurden wiederholt zurückgedrängt; das Feuer der staffelförmig auf den Höhen von Lipa übereinander in dreifacher Linie aufgestellten Artillerie riß furchtbare Lücken in ihre Reihen, und je weiter der Tag vorrückte, desto mehr neigte der Sieg sich auf die Seite der Oesterreicher.

Eben hatten diese sich abermals in Lipa festgesetzt, da drangen aus einem Walde, der jenseit des Dorfes, in der Richtung gegen Sadowa liegt, ganze Schwärme preußischer Infanterie zur Unterstützung ihrer hartbedrängten Landsleute vor.

Sie meldeten sich wie gewöhnlich durch einen ganzen Hagel ihrer Spitzkugeln an.

Diese warfen einen Oberlieutenant der Truppen, welche Lipa vertheidigten, nieder durch einen Schuß in den Fuß.

Der Knochen schien getroffen zu sein, aber er war nicht zersplittert, wie denn überhaupt zahlreiche Beispiele gezeigt haben, daß die Kugeln der Zündnadelgewehre mit einer Art von Höflichkeit oder Scheu um die Knochen herumzugehen scheinen, auf die sie treffen.

Der Oberlieutenant, der unter dem Schusse zusammengesunken

war, raffte sich daher auf, und ein freudiges: „Gott sei Dank!" entrang sich seiner Brust, als er sich überzeugte, daß er mit dem verwundeten Fuße noch aufzutreten vermochte, wenn auch nur mit heftigen Schmerzen.

Zu weiterem Kampf unfähig wendete er sich zurück, um eine Ambulance aufzusuchen, bei der er die erste Hilfe, die sein Zustand erforderte, zu finden hoffen durfte.

Als ein Corporal seiner Compagnie sah, wie mühsam er sich fortbewegte, trat er zu ihm und sagte theilnahmvoll:

„Stützen Sie sich auf mich, Herr Oberlieutenant. Ich bin hier auch zu nichts mehr nütze, denn die verwünschten Zündnadeln haben mir ein's in den Arm ausgewischt; aber auf den Beinen bin ich Gott sei Dank noch gesund und kräftig, und so will ich Sie denn schon sicher zu dem Verbandplatze bringen. Allein müßten Sie ja schon nach wenigen Schritten liegen bleiben."

Der Oberlieutenant folgte gern der Aufforderung des Corporals, und langsam bewegten sich Beide nach rückwärts, der Corporal seinen Offizier mit liebevoller Sorgfalt stützend, so gut sein einer gesunder Arm ihm dies erlaubte.

Indeß hatte der Feldzeugmeister Benedek, als er die preußische Infanterie aus dem erwähnten Gehölze zwischen Sadowa und Lipa vordringen sah, sich zu einem seiner Adjutanten gewendet und ihm den Befehl ertheilt:

„Cavallerie soll vorgehen, und die Preußen zurückwerfen!"

Pünktlich wurde der Befehl erfüllt, und voller Freude, endlich auch an dem Kampfe Theil nehmen zu können, dessen unthätige Zuschauer der größte Theil der Cavallerie bisher gewesen war, sprengte ein Regiment Hußaren — das 8., wenn wir nicht irren, — mit fröhlichem Hurrah und hochgeschwungenen Säbeln dem Feinde entgegen, grade auf die beiden Verwundeten zu.

Der Oberlieutenant litt so heftige Schmerzen, daß er nichts von dem bemerkte, was rings um ihn her vorging, sondern beständig zu Boden blickte, um jedes Hinderniß zu vermeiden, an das sein kranker Fuß hätte stoßen können. Sein Begleiter aber sah mit Schrecken die Hußaren dahergerasselt kommen.

Ihm allein wäre es vielleicht noch möglich gewesen, durch einen angestrengten Lauf zur Seite aus der Angrifflinie zu kommen; aber der

brave Mensch dachte nicht daran, seinen Offizier in der Gefahr zu verlassen, die drohend und mit Windeseile heranbrausete.

„Um Gottes Willen, Herr Oberlieutenant," rief er daher erschrocken, „werfen Sie sich nieder, flach auf den Bauch, sonst werden wir von unseren eigenen Hußaren in Grund und Boden geritten."

Der verwundete Fuß machte es dem Oberlieutenant unmöglich, der Mahnung seines Corporals zu folgen, und nur mit dessen Beistand konnte er sich auf den Boden werfen.

Es war dazu die höchste Zeit gewesen!

Eine Minute nur später, und die Hußaren hätten ihn niedergeritten; so aber sprangen die sämmtlichen Pferde, wie der Instinct dies die edlen Thiere zu lehren scheint, über die beiden am Boden liegenden Männer hinweg, und als die Hußaren vorüber waren, erhoben die Verwundeten sich unbeschädigt vom Boden.

Nur ein Huf hatte den Corporal gestreift, und ihm die Uniform an der Schulter aufgerissen, aber ohne ihm die Haut zu ritzen.

Ohne weitere Gefahr setzten der Oberlieutenant und sein Begleiter darauf ihren Weg nach dem nicht weit entfernten Verbandplatze fort.

Aber noch ehe sie denselben erreichten wurden sie einen Augenblick aufgehalten, und durch ein komisches Schauspiel erheitert, dessen Anblick sie für kurze Zeit über dem Gelächter, in das sie unwillkürlich ausbrachen, ihre Schmerzen vergaßen.

Ein Bataillon von dem unter dem Erzherzog Ernst stehenden 3. Corps, das erst vor wenigen Tagen, von Laibach kommend, wo es, wie wir wissen, als allgemeine Reserve gestanden hatte, bei der Armee Benedek's eingerückt war, hatte bei der Vertheidigung von Lipa stark gelitten, und war daher zurückgeschickt worden, um einiger Ruhe zu genießen.

Das Bataillon lagerte in der Nähe des Dorfes Tschistowes am Rande des Weges, den der Oberlieutenant und sein Corporal verfolgten, um zu dem Verbandplatze zu gelangen.

Einige der Lagernden verbanden die leichten Wunden, die sie aus dem Kampfe zurückgebracht hatten, und die sie für zu unbedeutend hielten, um die Hilfe der Chirurgen in Anspruch zu nehmen und dazu ihre Compagnien zu verlassen; Andere hatten sich auf dem nassen, von dem Regen durchweichten Boden ausgestreckt, die Augen geschlossen und suchten in einem kurzen Schlafe, den der ringsum erschallende Kanonendonner nicht zu stören vermochte, neue Kräfte zu neuen Anstrengungen

zu gewinnen. Allen sah man die größte Erschöpfung an, aber die Meisten ließen sich dennoch die Erquickungen trefflich schmecken, die eine hübsche, muntere Marketenderin denen reichte, die im Kreise um sie her lagen oder saßen.

Da wurde dieser dichtgeschlossene Kreis plötzlich gewaltsam und mit einer wahrhaft unerhörten Dreistigkeit durchbrochen.

Es war aber kein verwegener Preuße, der sich hier so unerwartet eindrängte, sondern — ein armer, eingeschüchterter Hase!

Irgend wo aus seinem Lager aufgejagt, mochte er schon lange auf dem Schlachtfelde umhergeirrt sein, ohne einen rettenden Ausweg finden zu können.

Auf wunderbare Weise verschont von den in allen Richtungen umherfliegenden großen und kleinen Geschossen, betäubt durch den ununterbrochenen, die Erde erschütternden gewaltigen Kanonendonner und das knatternde Gewehrfeuer, vielleicht noch fürchterlicher klingend in seinen Hasenohren, die wir auch hier, um nicht dem Waidrechte zu verfallen, Löffel nennen wollen, glaubte der ängstliche Vierfüßler wahrscheinlich in der Mitte der so ruhig daliegenden Menschen ein schützendes Asyl finden zu können, und am ganzen Leibe zitternd schmiegte er sich an einen der Schläfer, wie ein furchtsames Kind in die schützenden Arme der Mutter sich flüchtet.

Trügerische Hoffnung!

„Ein Hase! Ein Hase!" rief einer der Zunächstliegenden, und schnell seine Ermüdung vergessend, sprang er auf und streckte seine Hand nach Meister Langohr aus.

Dieser aber merkte die verrätherische Absicht, die seinem jungen Leben drohte, und voll Todesfurcht sprang er auf, um dem trügerischen Kreise der Sicherheit zu entfliehen, die er hier zu finden gehofft hatte.

Er wollte wieder das Weite suchen, aber das ging nicht so leicht, wie er gedacht haben mochte.

Bei dem Rufe ihres Cameraden waren auch Andere aufgesprungen, und ergriffen von schnell erweckter Jagdlust, streckten sich dem armen Hasen, wo er durchbrechen wollte, haschende Hände entgegen, vor denen er entsetzt zurücksprang.

Ja, die Unmenschen, bei denen die Erlebnisse der letzten Stunden einen unnatürlichen Blutdurst hervorgerufen zu haben schienen, führten sogar mit ihren Bajonneten mordlustige Stöße, oder mit ihren

Seitengewehren blutdürstige Hiebe nach dem armen, unschuldigen Geschöpfe.

Unter laut schallendem Gelächter, hier erweckt durch die komischen Sätze, die der Hase machte, dort aber auch durch die Purzelbäume, welche mehrere seiner Verfolger schossen, in ihrer blinden Hitze die ihnen im Wege liegenden Hindernisse übersehend, wurde Meister Lampe in dem Kreise umhergehetzt.

Aber eine höhere Macht wachte über dem Leben des harmlosen Wesens.

Endlich zeigte sich eine Lücke, und mit einem Salto Mortale, welcher dem kühnsten Springer einer Gesellschaft von Arabern, wie man sie auf vielen deutschen Bühnen gesehen und bewundert hat, Ehre gemacht haben würde, erreichte der Gehetzte das Freie, um vielleicht schon nach wenigen Schritten den Tod zu finden, dem er hier so glücklich entschlüpft war.

Keuchend, theils noch immer lachend, theils aber auch fluchend, daß die gehoffte Beute ihnen entgangen war, warfen die gefoppten Verfolger sich wieder nieder und suchten die ihnen jetzt doppelt nothwendige Ruhe zu genießen. — —

Ungefähr zu gleicher Zeit mit diesem komischen Intermezzo des blutigen Dramas zeigte sich auf einer andern Stelle des Schlachtfeldes, wie oft eine wunderbare Fügung Gottes über dem Leben eines Menschen waltet, zugleich aber auch, mit welcher Ruhe die Oesterreicher in den Kampf gingen.

Eine Colonne rückte vor zum Gefecht. Ihr Weg führte sie über ein Kleefeld, und schon wurde sie von einzelnen preußischen Kugeln erreicht, da bemerkte ein junger Soldat zu seinen Füßen ein Vierblatt des Klees.

„Das Glücksblatt nehme ich mir mit!“ rief er munter aus, indem er sich bückte, es zu pflücken.

Und es war in der That für ihn ein Glücksblatt, denn in eben dem Augenblicke, als er sich danach auf den Boden niederbeugte, schlug eine feindliche Kanonenkugel in sein Glied ein und tödtete, über ihn hinwegfliegend, seinen Nebenmann.

Hätte er aufrecht gestanden, so würde auch ihn die Kugel niedergerissen haben.

Mit frommem Dankgefühle gegen Gott steckte der junge Soldat das rettende Vierblatt ein, sich selbst zuschwörend, es Zeit seines Le-

bens als geheiligtes Andenken an seine wunderbare Lebensrettung aufzubewahren.

Nicht weit davon stürmten mit Muth zwei Feinde gegeneinander, ein österreichischer Jäger und ein preußischer Infanterist.

Beide hatten sich verschossen und keine Zeit, neu zu laden. Es galt daher, die Entscheidung dadurch herbeizuführen, daß die beiden Kämpfer die Schußwaffe in eine Schlagwaffe verwandelten.

Der Jäger war dabei mit dem schwereren Kolben seines Stutzens gegen das leichtere Zündnadelgewehr seines Gegners im Vortheil und Beide waren sich dessen bewußt.

Drohend schwang daher der Oesterreicher seinen Kolben über dem Haupte des Preußen, der zwar sein leichteres Gewehr erhob, um sich zu decken, der aber nur wenig Hoffnung hatte, dadurch der furchtbaren Wucht des Schlages zu entgehen.

Schon fühlte er in Gedanken, wie sein Schädel zerschmettert wurde, da ließ der Jäger plötzlich seine Waffe sinken.

Eine Kugel hatte ihn getroffen und ihm die Kraft geraubt, den mörderischen Schlag zu führen, zu dem sein Arm, der jetzt verwundet herabsank, bereits erhoben war.

Zugleich schien des braven Jägers Leben verloren zu sein, denn er befand sich jetzt vertheidigungslos dem Preußen gegenüber, welcher sein Gewehr anders faßte, aus der Vertheidigung zum Angriff überging und zu dem Bajonnetstoß ausholte, der seines Feindes Brust unfehlbar durchbohrt haben würde, wäre er ausgeführt worden.

Aber auch den Preußen traf in dem entscheidenden Augenblicke eine Kugel in den Arm und auch er mußte die Waffe sinken lassen.

Wie durch einen göttlichen Funken erleuchtet, erkannten in diesem Augenblicke die beiden feindlichen Krieger, die sich gegenseitig mit dem Tode bedroht hatten, die Gnade Gottes, der ihnen auf eine so wunderbare Weise das Leben erhielt.

Verschwunden war jeder Gedanke der Feindschaft oder gar des Hasses aus ihrer Brust; sie betrachteten sich nur noch als Leidensgefährten, getroffen von dem gleichen Unglücke, zugleich aber auch als Cameraden, und dem Preußen die Hand des unverwundeten Armes entgegenstreckend, rief der Jäger, der zufällig ein Deutscher war:

„Bruder, laß' uns Freunde sein, da der Himmel es nicht zugegeben hat, daß wir uns todtschlugen!“

„Von Herzen gern!“ entgegnete der Preuße und schlug mit seiner

gesunden Hand kräftig ein in die dargebotene, die ihm mit so gutmüthiger Treuherzigkeit entgegengehalten wurde.

Dann suchten Beide aus dem Gewühl des Kampfes zu entkommen, an welchem sie keinen Theil mehr nehmen konnten, und als ihnen dies gelungen war, warfen sie sich seitwärts in einiger Entfernung von dem Bereiche der Kugeln nieder auf den Boden.

Hier ließen sie es ihre erste Sorge sein, gegenseitig ihre Wunden zu verbinden, so gut, oder vielmehr so schlecht, dies bei dem Umstande ging, daß Jeder nur eine Hand gebrauchen konnte.

Während sie damit beschäftigt waren, achteten sie nicht auf den Erfolg des Kampfes, und erst als sie die beiden Verbände nicht ohne große Mühe beendigt hatten, bemerkten sie, daß die Preußen gezwungen worden waren, zu weichen.

Eben kehrten die Jäger von einer kurzen Verfolgung zurück.

„Bruder," sagte nun der Oesterreicher zu seinem neu gewonnenen Freunde, „Du mußt es Dir schon gefallen lassen, mein Gefangener zu sein!"

„Mit Vergnügen," lachte der Preuße. „Mir liegt nichts an diesem Kriege, und ich bin froh, daß ich meine Pflicht um diesen Preis erfüllt habe; denn zu Haus würden meine junge Frau und meine zwei kleinen Kinder den Ernährer schmerzlich entbehrt haben, hätte Dein Kolben mir die Hirnschale eingeschlagen!"

Zufällig war der Jäger in dem rechten Arme verwundet, sein Freund aber in dem linken; so faßten denn die Beiden sich einander unter, und Arm in Arm begaben sie sich hinter die Schlachtlinie.

Der Jäger bat hier, ihn nicht von seinem Gefangenen zu trennen; seine Bitte wurde gewährt, und in dem Lazareth Wiens, wohin die Beiden gebracht wurden, erregten sie bald allgemeine Aufmerksamkeit durch die wahrhaft rührende Sorgfalt und die kleinen Aufmerksamkeiten, welche sie sich gegenseitig leisteten.

Sie hatten eine Freundschaft geschlossen, welche bei dem Oesterreicher und dem Preußen wahrscheinlich aufrichtiger war, und zwischen ihnen ein innigeres Band knüpfte, als der Friede, der kurze Zeit darauf zwischen Oesterreich und Preußen geschlossen wurde, ein Band, auf dessen lange Dauer nur Wenige mit sonderlichem Vertrauen blicken. — —

Während der Einzelnheiten, welche wir bisher von der Schlacht erzählten, währte diese mit gleicher Erbitterung auf beiden Seiten fort,

und noch zeigte sich keine Entscheidung, obgleich die Mittagsstunde bereits geschlagen hatte.

Etwa 10 Minuten nach 12 Uhr sprengte ein Offizier mit verhängtem Zügel zu dem Feldzeugmeister Benedek heran.

„Eure Excellenz," sagte er, „der Herr Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz läßt gehorsamst melden, daß seine Munition auszugehen droht. Er bittet daher dringend, ihm Reservebatterien zu senden!"

Ruhig seine Cigarre rauchend, aber mit finsterer Miene, hatte Benedek diese Meldung vernommen.

Er dachte einen kurzen Augenblick nach und antwortete dann:

„Ich kann zwar eigentlich keine Batterie entbehren, aber ich werde sehen, was sich thun läßt. Einstweilen soll der Herr Feldmarschall-Lieutenant die ihm noch bleibende Munition möglichst sparen."

Mit dieser wenig verheißenden Antwort sprengte der Offizier zurück zu seinem Commandanten, und sein Gesicht war dabei noch finsterer, als soeben das des Höchstcommandirenden; denn eben in dem raschen und dennoch meisterhaft gezielten Feuer der Artillerie hatte bisher der größte Vortheil auf der Seite der Oesterreicher bestanden.

Dies mochte sich wohl auch der Feldzeugmeister Benedek nach der Entfernung des Offiziers gesagt haben, denn schon eine Minute später wurde drei Reservebatterien der Befehl ertheilt, zur Unterstützung des Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz vorzugehen.

Diese Unterstützung war von entscheidender Wichtigkeit, und immer mehr neigte von da ab der Sieg sich auf die Seite der Oesterreicher.

Auf den meisten Punkten drangen dieselben vor und die Preußen begannen auf der ganzen Kampflinie zu weichen, wenn auch mit vollkommener Ruhe und Ordnung, fortwährend fechtend und jeden günstigen Punkt benutzend, um einen entschiedeneren Widerstand zu leisten.

Es mochte etwas über ein Uhr Mittags sein, da erfüllte die verschiedenen Corps der Oesterreicher die beglückende Ueberzeugung:

Wir haben gesiegt!

Einzelne Abtheilungen, welche rascher vordrangen und dann, die Blicke rechts und links sendend, sahen, daß überall die weißen Colonnen ebenfalls vordrangen, brachen bereits in lauten Siegesjubel aus.

Wie grausam sollte sich derselbe nur zu bald in den Schmerz der Niederlage verwandeln!

Es mochte etwa eine halbe Stunde nach ein Uhr sein, da er-

dröhnten plötzlich auf dem äußersten rechten Flügel der Oesterreicher, bis wohin der Kampf sich bisher noch nicht erstreckt hatte, Kanonenschüsse.

Es waren eben die, welche das um eben diese Zeit sich mehr und mehr verfinsternde Gesicht des preußischen Generalstabschef, General von Moltke, so plötzlich aufheiterten, indem sie ihm die Ankunft des Kronprinzen von Preußen verkündeten, dessen erste Truppen auf einer Seite angriffen, von wo der Feldzeugmeister Benedek einen Angriff für unmöglich gehalten zu haben schien.

Erweckten diese Kanonenschüsse freudige Hoffnungen und neuen Kampfesmuth auf der preußischen Seite, so mußten sie natürlich in den Reihen der Oesterreicher bange Ahnungen hervorrufen.

Die Wirkung dieser entgegengesetzten Gefühle machte sich nur zu bald auf beiden Seiten bemerkbar.

Der unerwartete Angriff, welchen das Corps des Kronprinzen von Preußen ausführte, gab beinahe augenblicklich der ganzen Schlacht eine andere Wendung.

Ein Theil der siegreich vordringenden Truppen des Feldzeugmeisters Benedek mußte zurückgezogen werden, um sie dem Kronprinzen entgegenzustellen, welcher von Wrchownitz gegen Horschenowes vordrang, zugleich aber auch einige seiner Colonnen gegen Radschitz und Radov dirigirte, während die von dem General von Prandschinski commandirte 12. preußische Division sogar den äußersten rechten Flügel der Oesterreicher umging, der durch die Cavallerie-Division des Fürsten von Thurn und Taxis gebildet wurde.

Wie durch einen Zauberschlag standen auf der ganzen Front der Armeen des Prinzen Friedrich Carl und des General Herwarth von Bittenfeld die zurückweichenden Truppen wieder unerschütterlich fest, die Oesterreicher dagegen wagten es nicht mehr, weiter vorzudringen, denn sie mußten fürchten, dabei nicht die nöthige Unterstützung zu finden, oder wohl gar durch Ueberflügelung von der rechten Seite her abgeschnitten zu werden.

Die Siegeshoffnung war aus ihren Reihen gewichen und begeisterte dagegen augenblicklich ihre Feinde.

Der Feldzeugmeister Benedek selbst erkannte, daß er die Offensive, die einige Zeit einen so glänzenden Erfolg versprochen hatte, nicht weiter fortsetzen durfte, sondern daß es seine Pflicht sei, das Heer

durch einen geordneten Rückzug vor einer vollständigen Niederlage zu bewahren.

Er ertheilte auf der Stelle demgemäß seine Befehle, da trat ein Ereigniß ein, welches alle seine Berechnungen zu nichte machte, und nur allzuschnell die Catastrophe herbeiführte, welche ganz Oesterreich in Schrecken und Trauer versetzen sollte.

IX.

Die Schlacht von Königgrätz.

Drittes Bild: Das Walten der Nemesis. Benedek's Rückzug.

Auf der Höhe, welche durch das Dorf Chlum gekrönt wird, vor dem, etwas tiefer, das Dorf Lipa, der Standpunkt des Feldzeugmeister Benedek, liegt, hielt ein Offizier in der Uniform des österreichischen Generalstabes.

Er richtete mit der gespanntesten Aufmerksamkeit sein Fernglas auf die verschiedenen Punkte des Schlachtfeldes, und mit sichtlichem Verdruß biß er sich auf die Lippen, als er das Zurückweichen der Preußen bemerkte.

Gleich darauf überflog indeß seine Züge ein Blitz tückischer Freude, als er bemerkte, daß das von dem Grafen von Thun commandirte 2. Armeecorps unbesonnen dem 4. Corps, dem des verwundeten Grafen Festetics, nachrückte, und nur die Division Legeditsch stehen blieb, gedeckt zwar durch eine sehr günstige Stellung, aber jedenfalls zu schwach, um einem ernsten Angriffe widerstehen zu können, sollte ein solcher jetzt von den Preußen auf diesen Punkt gemacht werden.

Es war hier eine gefährliche Lücke in der österreichischen Schlachtordnung entstanden, um so gefährlicher, da ohnedies der rechte Flügel derselben einer genügenden Deckung entbehrte.

Mit sichtlicher Ungeduld hin- und herrückend in dem Sattel seines Pferdes, welches eine Hußaren-Decke trug, und deshalb als herrenlos aufgegriffen zu sein schien, blickte der Offizier, nachdem er die erwähnte Beobachtung gemacht hatte, nach dem äußersten rechten Flügel hin-

über, da zeigte sein vortreffliches Fernrohr ihm auf der preußischen Seite das Blitzen von Bajonneten, und beinahe unmittelbar darauf erschallte von dort der erste Kanonenschuß.

Hastig wendete er sich jetzt um zu einer Gruppe von Soldaten, die in geringer Entfernung hinter ihm stand, in dem engen Raume zwischen zwei Häusern so versteckt, daß man sie nur bemerken konnte, wenn man ganz in ihre Nähe kam.

Es mochten vier oder fünf Menschen sein. Alle trugen die Uniform gemeiner österreichischer Soldaten von verschiedenen Regimentern, und dem Anscheine nach waren sie sämmtlich verwundet; wenigstens zeigten ihre Uniformen mehrfache Blutspuren, so wie Löcher, die von Schüssen oder Säbelhieben herrühren mußten, da unmittelbar daneben die Blutspuren am stärksten waren.

Wer diese Menschen näher beobachtet hätte, dem würde es aufgefallen sein, daß sie durchaus keine militärische Haltung zeigten.

Uebrigens verschwindet diese aber auch häufig bei Verwundeten, und so konnte denn auch der Beobachter sich in der aufsteigenden Vermuthung täuschen, er hätte keine wirklichen Soldaten vor sich.

Der Offizier winkte einem der Leute, welcher die Uniform des Fuhrwesens trug, den Kopf verbunden, und den Arm in der Schlinge hatte, also offenbar mehrfach verwundet war, — oder wenigstens den Glauben erwecken wollte, daß dies der Fall sei.

Der Mensch trat rasch vor, dicht an das Pferd des Generalstabsoffiziers und unverkennbar war er der Befehle desselben gewärtig.

„Meier," sagte dieser, in welchem unsere Leser ohne Zweifel Woronski schon erkannt haben, „der Augenblick scheint mir gekommen zu sein, uns ein sehr großes Verdienst zu erwerben, das gewiß nicht ohne reichlichen Lohn bleiben wird, wenn der Plan gelingt, den ich mir ausgedacht habe."

„Darf ich ihn wissen, um ihn desto besser unterstützen zu können?" fragte Anton Meier, der sich ungeachtet aller Scheu, die er vor seinem Chef hegte, und trotz der Unterwürfigkeit, mit welcher er stets die Befehle desselben befolgte, bei manchen Gelegenheiten einen ziemlich vertrauten Ton gegen ihn anzunehmen gestattete.

„Jetzt noch nicht," entgegnete Woronski. „Erst wenn ich zurückkomme, denn jetzt muß ich vor allen Dingen hinüberreiten in unser Hauptquartier, um eine Meldung von der höchsten Wichtigkeit zu machen."

„Sind Sie denn ganz vom Satan geritten?“ fragte erschrocken der ehrenhafte Herr Anton Meier, dessen starke Seite kriegerischer Muth und kaltblütige Todesverachtung keineswegs war, während Woronski diese beiden männlichen Eigenschaften neben seinen zahlreichen Lastern zu seinen anerkennenswerthen Tugenden zählen durfte.

„Bis jetzt noch nicht,“ entgegnete Woronski lachend; „übrigens hat sich auch Satan schon so oft als mein guter Freund bewiesen, daß ich auf diesem Ritte, so gefahrvoll er auch sein mag, gewiß nichts zu fürchten habe.“

„Sie wollen mitten durch die Reihen der Oesterreicher und der Preußen hindurch und auch wieder zurück?“ rief Meier, der bei dem bloßen Gedanken an diese Gefahr erbebte. „Da ist es ja gar nicht anders möglich, als daß Sie wie ein Sieb durchlöchert zurückkommen.“

„Das thut nichts,“ sagte Woronski mit lautem Lachen, „wenn ich nur zurückkomme. Uebrigens werde ich mich so gut als möglich kugelfest machen.“

„Kugelfest?“ rief Meier verwundert. „Wer doch die Hexerei auch verstände!“ seufzte er dann.

„Keine Hexerei, nur etwas Geschwindigkeit und optische Täuschung!“ rief Woronski, den Taschenspielern ähnlich. Dann fügte er rasch hinzu, indem er auf den Garten zwischen den beiden Häusern zeigte, vor denen sie sich befanden:

„Springe dort über den Zaun und bringe mir die längste Bohnenstange, die Du finden kannst!“

Ohne sich weiter eine Frage zu gestatten, eilte Anton Meier, den Befehl zu befolgen, und als sein Gehilfe ihm die Stange brachte, befestigte Woronski eben so schnell als geschickt an derselben ein weißes Tuch. Er führte dasselbe wahrscheinlich zu diesem voraus bedachten Zwecke bei sich, denn es war viel größer, als gewöhnliche Taschentücher zu sein pflegen.

Dies Alles geschah, ohne von irgend Jemand außer den nahestehenden Menschen, deren wir erwähnten, bemerkt zu werden, denn während die Schlacht vor Chlum und zu beiden Seiten des Dorfes tobte, schien der Ort selbst hundert Meilen weit von dem Kampfplatze zu liegen, so menschenleer und verödet war er.

Die Bewohner hatten vor Furcht die Flucht ergriffen, und obgleich zahlreiche Truppen unmittelbar neben und hinter Chlum standen, und besonders die Höhen davor, gegen Lipa, und dahinter, bei

Rosberitz, mit Artillerie förmlich bespickt waren, zeigte sich doch Chlum selbst für den Augenblick ganz unbesetzt, mochte dies nun die Folge eines Irrthumes oder einer Vernachlässigung sein.

Als Woronski das weiße Tuch an der Bohnenstange befestigt hatte, um beides, wie wir gesehen haben, als Parlamentärfahne zu mißbrauchen, rief er Meier mit gebieterischem Tone zu:

„Ihr wartet hier, bis ich zurückkomme, und rührt Euch bis dahin nicht von der Stelle!"

„Und wenn Sie nicht zurückkommen?" fragte Meier ängstlich, weil ihm davor bangte, seines Beschützers beraubt zu werden.

Er erhielt keine Antwort, denn schon sprengte Woronski in der Richtung auf Myslowitz davon, gerade auf die Linien der Preußen zu, indem er mit satanischem Lächeln vor sich hinmurmelte:

„Wenn die Armee, über die ich zu commandiren habe, auch nur sechs Mann zählt, so soll sie doch hoffentlich nicht wenig dazu beitragen, meine Landsleute — oder vielmehr die Preußen, denen ich jetzt leider diene — dabei zu unterstützen, daß diese Weißröcke die Flucht ergreifen, unter denen sich auch mein Todfeind, der nichtswürdige Ueberläufer Neumeister, befindet!"

Unter solchen Gedanken sprengte er dem Punkte zu, an welchem er das preußische Hauptquartier zu finden hoffte, da derselbe durch seine erhöhte Lage den ganzen Kampfplatz zu überblicken gestattete.

Daß er sich in seiner Vermuthung nicht getäuscht hatte, und daß er seinen Zweck erreichte, ohne von einer österreichischen oder einer preußischen Kugel getroffen worden zu sein, wissen wir bereits und eben so auch, daß er zu der österreichischen Armee zurückkehrte, ohne auf das Verlangen des Grafen Bismark zu achten, er sollte die Colonne führen, welche dazu bestimmt war, auf den von ihm bezeichneten Wege vorzudringen.

Wie er den Weg zu den Preußen ungefährdet zurückgelegt hatte, so langte er auch wohlbehalten wieder bei dem Häuflein seiner Getreuen in Chlum an.

Sein Pferd in den engen Raum zwischen den beiden Häusern treibend, ließ er die Leute, die unter seinem Befehle standen, und die er vorhin spottweise „seine Armee" genannt hatte, dicht zu sich treten und sagte ihnen dann, leise zwar, aber doch deutlich genug, um verstanden zu werden:

„Sogleich wird ein Angriff der Preußen auf den Punkt erfolgen,

auf welchem wir uns jetzt befinden. Wie Ihr seht, ist derselbe nicht nur unbesetzt, sondern es stehen auch vorwärts, in der Richtung auf Maslowiek und Horschenoves keine österreichischen Truppen, welche es den Preußen streitig machen könnten, Chlum zu besetzen, ehe Benedek eine Ahnung davon hat. Sollte er sie indeß auch noch zeitig genug bemerken, um ihnen einige Truppen entgegenwerfen zu können, so werden diese doch auf keinen Fall zahlreich genug sein, um das siegreiche Vordringen der Preußen zu verhindern. Ohne allen Zweifel wird aber der Angriff die Verwirrung steigern, die sich schon jetzt bei den Oesterreichern zeigt, und es kann uns daher nicht schwer fallen, in ihren Reihen eine Furcht hervorzubringen, die sich bald ansteckend in Schrecken und gänzliche Muthlosigkeit verwandeln dürfte, wenn meine Berechnungen mich nicht täuschen.

„Sobald ich Euch das Zeichen gebe, vertheilt Ihr Euch daher hinter der ganzen Linie und überall, wo Ihr Truppen findet, ruft Ihr mit den Tönen der Furcht:

„Unser rechter Flügel ist von den Preußen umgangen! — Wir sind geschlagen! — Der Rückzug auf Pardubitz ist befohlen! — Alles ist verloren! — Die Division Legeditsch ist in voller Flucht! Rette sich wer kann! — Benedek ist mit seinem ganzen Stabe gefangen!"

„Die Litanei ist zu lang!" brummte Meier.

„Narr! Dummkopf!" fuhr Woronski ihn an. „Natürlich soll nicht Jeder von Euch alle diese Sätze hintereinander herrufen. Es genügt, wenn Ihr hier die einen Worte schreit und an einer anderen Stelle die anderen. Geht der Rückzug auch anfangs mit der größten Ruhe und Ordnung vor sich, so müßte der böse Feind sich hineinmischen, wenn er sich nicht bald in eine wilde, regellose Flucht verwandelte!"

Während Woronski seinen Gehilfen diese Instruction ertheilte war das Feuern von der Armee des Kronprinzen immer heftiger geworden und in den Kanonendonner hatte sich bald auch das Knattern des Kleingewehrfeuers gemischt.

Nicht lange währte es, so zeigten sich auch schon die Wirkungen des unerwarteten Angriffes.

Auf der ganzen Linie wichen die Oesterreicher zurück, aber sie thaten dies mit musterhafter Ordnung und bewundernswürdiger Ruhe,

und wo sich ihnen dazu eine günstige Gelegenheit zeigte, da machten sie wieder Halt und boten dem Feinde muthvoll die Stirn.

War der Heldenmuth Einzelner schon während des Vordringens oft über alles Lob erhaben gewesen, wie wir dies durch mehrere Beispiele zeigten, so vervielfältigten sich die Beweise des seltenen Geistes, der in der österreichischen Nordarmee herrschte, bei dem Rückzuge noch mehr und selbst auf der Flucht konnte der Beobachter zahlreiche Züge wahrer Seelengröße, heldenmüthiger Selbstaufopferung und staunenerregender Geistesgegenwart sehen.

Wir haben uns die schmerzliche, zugleich aber auch erfreuliche und erhebende Aufgabe gestellt, so viele Züge der Art als uns möglich ist, der Vergessenheit zu entreißen.

Indem wir dieselben erzählen, wird jeder alte Soldat, der in seinem Leben Feldzüge mitgemacht hat, mit uns darin übereinstimmen, daß der siegreiche Krieger oft nur eines ungestümen Feuers bedarf, um zum Helden zu werden, während der zurückweichende, vollends aber der auf der Flucht begriffene Soldat in vielen Fällen des ganzen Aufgebotes aller seiner Seelenkräfte bedarf. um nicht, angesteckt durch die Furcht, die er rings um sich her erblickt, selbst mit zum Feiglinge zu werden.

Das wußte Woronski sehr gut und sein Plan, durch Ausrufe der Feigheit diese epidemisch zu machen, war daher eben so klug berechnet, als tückisch angelegt.

Doch nicht so schnell, als er dies gehofft hatte, gelang ihm seine Absicht, obgleich er nur zu bald Gelegenheit fand, seine Agenten auszusenden, um hinter der österreichischen Schlachtlinie die verrätherischen Rufe ertönen zu lassen.

Der Wink, den Woronski mit Gefahr seines Lebens nach dem preußischen Hauptquartier überbracht, und dem Grafen Bismark ertheilt hatte, war für den General von Moltke hinreichend gewesen, um mit eben so großer Schnelligkeit als Energie zu handeln.

Schon nach wenigen Minuten sah Woronski auf dem Wege, den er durch seine hochgetragene Parlamentärfahne bezeichnet hatte, eine starke preußische Colonne gegen Chlum im Sturmschritt vorrücken.

Aus ihren Gliedern fiel kein Schuß, um so heftiger aber wurde das Feuer der Preußen rechts gegen Benatek und links gegen Radschitz, denn es galt, die Aufmerksamkeit des Feldzeugmeisters Benedek von diesem Angriffe auf Chlum abzulenken, zu dessen

glücklichem Gelingen Verrath und Nachlässigkeit sich auf eine nur zu verhängnißvolle Weise vereinigt hatten, wie dies allbekannt ist.

Es mochten nur noch wenige Minuten an 3 Uhr fehlen, da waren die Preußen Chlum so nahe gekommen, daß sie, das Bajonnet fällend, mit lautem Hurrah die letzte Höhe hinanstürmten.

„Jetzt fort, und meine Befehle ausgeführt!" herrschte Woronski seinen Leuten zu, während er selbst davon sprengte, um nicht von den Kugeln der Preußen getroffen zu werden.

Diese hatten offenbar nicht erwartet, den Ort ganz unbesetzt zu finden, denn staunend blickten sie sich untereinander an, als sie sich in dem Besitze der Anhöhe befanden, ohne auf den geringsten Widerstand gestoßen, von einer einzigen österreichischen Kugel begrüßt worden zu sein.

Sie selbst aber sendeten beinahe augenblicklich ihren Gruß durch Kanonen- und Gewehrfeuer hinab gegen Lipa, in das Gefolge des Feldzeugmeister Benedek, und wohl mochte es die Adern des Tapfern eisig durchrieseln, als er plötzlich den Feind in so unmittelbarer Nähe in seinem Rücken gewahrte.

Alles schien verloren zu sein, und Benedek selbst mit seinem ganzen Gefolge war mit der Gefangenschaft bedroht; aber der Feldzeugmeister verlor deshalb seinen Muth und seine Geistesgegenwart nicht.

Seine nächste Aufgabe war, sich der dringendsten Gefahr zu entziehen, und seine Person in Sicherheit zu bringen, um die nöthigen Befehle zu dem Rückzuge zu ertheilen, der jetzt mit der größten Eile angetreten werden mußte, sollte die Armee, zugleich im Rücken, und in der Flanke gefaßt, nicht vollständig auseinandergesprengt werden.

Mit einem Ungestüm, der nicht ganz frei von Verzweiflung sein mochte, warf sich Benedek, allem Anscheine nach den Tod suchend, um seine jetzt unaufhaltbare Niederlage nicht zu überleben, den Preußen entgegen, die aus Chlum debouchirten.

An der Spitze seines Gefolges, das aus etwa 150 Köpfen bestehen mochte, bahnte Benedek sich unter dem Kugelregen der Preußen einen Weg mitten durch dieselben hin.

Beinahe unmittelbar an seiner Seite fand der Major, Graf Grünne, der Sohn des kaiserlichen Oberststallmeisters, seinen Tod; mehrere Pferde stürzten, tödtlich getroffen, und ihre Reiter geriethen in Gefangenschaft, Benedek und sein Gefolge aber entzogen sich dem

feindlichen Feuer, indem sie an der Abdachung der Höhe hin, einigen stattlichen Fabriksgebäuden zusprengten, deren schützendes Gemäuer wenigstens für den ersten Augenblick Sicherheit zu bieten versprach.

Trügerische Hoffnung!

Auch die Fabrikgebäude waren bereits besetzt von den Preußen, die überall wie die Pilze aus der Erde zu wachsen schienen.

Feldzeugmeister Benedek und sein Gefolge wurden auch hier durch die Spitzkugeln der Zündnadelgewehre zurückgewiesen, doch blieb die Salve zum Glücke harmlos und einen Augenblick später fand die buntgemischte Reitergruppe Sicherheit vor den preußischen Geschossen in einer Vertiefung des Terrains.

Bald aber zeigte sich hier eine neue Gefahr, und zwar eine doppelte, von zwei Seiten drohend.

Die preußischen Tirailleure drangen durch die Gärten vor, welche sich längs der Höhe unter Chlum hinziehen.

Dies bemerkten zwei österreichische Batterien, welche seitwärts auf einer Anhöhe standen und sogleich eröffneten sie gegen die Fabrikgebäude ein mörderisches Schrapnelfeuer, um die Preußen aus denselben zu vertreiben.

Dazu mußten aber die Geschütze über den geringen Erdeinschnitt fortschießen, der dem Hauptquatier des Feldzeugmeister Benedek Schutz gegen die preußischen Spitzkugeln gewährte.

Dieser Schutz wurde so durch das Feuern der beiden Batterien mehr als illusorisch, denn die mörderischen Geschosse krepirten zum Theil dicht hinter oder dicht vor der Vertiefung, so daß der commandirende General in die augenscheinlichste Gefahr gerieth, von den Kugeln seiner eigenen Artillerie getödtet zu werden.

Da rief mit den Tönen der lebhaftesten Besorgniß eine laute Stimme:

„Um Gottes Willen, wer reitet zu den Batterien, um ihnen zu sagen, daß sie ihr Feuer einstellen sollen?"

Es war die Stimme des General Kricmanic, welche diese Worte rief, die nicht ungehört verhallen sollten.

Kaum waren sie ertönt, da sprengte blitzschnell mit heldenmüthiger Todesverachtung aus der schützenden Vertiefung der Gendarmerie-Rittmeister Fürst hervor und jagte mit verhängtem Zügel die Höhe hinan, den beiden Batterien entgegen.

Kaum hatte er sich den Preußen gezeigt, als er auch schon das

Ziel ihrer Kugeln geworden war; aber unbekümmert um dieselben verfolgte er seinen Weg, selbst da noch, als er bereits aus mehreren Wunden blutete.

Als er in die Nähe der Batterien kam, denen er grade entgegenreiten mußte, steigerte sich seine Gefahr, von den befreundeten Kugeln getroffen zu werden.

Der Himmel, der seinen edlen Zweck begünstigen und seine muthige Todesverachtung belohnen zu wollen schien, wendete gnädig die Geschosse der Freunde von seiner tapfern Brust ab, und mit dem ganzen Aufgebote seiner Kraft, die durch den Blutverlust bereits geschwächt war, rief er:

„Das Feuer einstellen! Das Feuer einstellen! — Sie bedrohen den Feldzeugmeister mit dem Tode!“

Aber unter dem Kanonendonner verhallte seine Stimme ungehört und erst seinen wiederholten Zeichen, dem heftigen Winken mit seinem Taschentusche, gelang es, sich verständlich zu machen.

Das Feuer verstummte und der Feldzeugmeister Benedek konnte in Sicherheit einen besser geschützten Platz aufsuchen, von welchem aus er seine weiteren Befehle zu ertheilen vermochte; aber sein heldenmüthiger Retter sank, aus mehreren Wunden blutend, bewußtlos vom Pferde, als der letzte Schuß über die Köpfe des Feldherrn und seines Gefolges hin abgefeuert wurde.

Kaum hatte Benedek eine neue Stellung eingenommen, die es ihm gestattete, mit dem Blicke eines Feldherrn die Lage der Dinge zu übersehen, als er auch schon mit der ihm eigenen entschiedenen raschen Entschlossenheit alle nöthigen Befehle ertheilte, welche der Augenblick erheischte und welche geeignet waren, das Uebel möchlichst zu verkleinern, wenn sie auch nicht mehr im Stande waren, es gänzlich abzuwenden.

Denn als die Preußen die äußerst günstige Stellung in Chlum einmal eingenommen hatten, so daß alle Anstrengungen, sie mit dem verzweifeltesten Aufgebote der Kräfte aus derselben wieder zu vertreiben, sich als erfolglos bewiesen, mußte Benedek sich als vollständig besiegt erkennen und es galt nun nur noch, zu retten, was irgend zu retten war.

Nach allen Seiten flogen die Befehle an die Artillerie, bis auf das Aeußerste Stand zu halten, um im Verein mit der Cavallerie, die noch wenig gelitten hatte und deren Muth und Kampfeslust noch ungebrochen waren, den Rückzug der Infanterie zu decken.

Wie die Artillerie, die sich während dieses kurzen Feldzuges unvergänglichen Ruhm erwarb, diesem Befehle nachkam, das mag das nachfolgende Beispiel beweisen, dem wir noch viele andere hinzufügen könnten und vielleicht auch hinzufügen werden.

Wie wir bereits erwähnten, waren die Höhen um Lipa und Chlum, die der Bistritz zugewendet lagen, mit Artillerie im eigentlichsten Sinne des Wortes bespickt.

An einzelnen Punkten standen die Batterien zweifach und sogar dreifach übereinander, so daß eine über die andere hinweg feuern mußte.

Eine dieser Batterien, welche am tiefsten, dem Thale zunächst, stand, war ganz besonders das Ziel heftiger Angriffe, aber das wohlgezielte Granatfeuer, welches sie mit furchtbarem Erfolge auf den Feind richtete, trieb diesen wiederholt zurück.

Da rückte zu einem neuen Angriffe eine Compagnie des ersten Garde-Infanterie-Regiments vor.

Die preußische Garde ist zwar nicht, gleich der Garde des ersten Napoleon, ein Elitecorps, aber die Offiziere, welche bei diesem Regimente sämmtlich dem Adel angehören müssen, und die wahren Repräsentanten des preußischen Junkerthumes sind, verstehen es, den Ehrgeiz und den Stolz ihrer Leute auf eine solche Weise aufzustacheln, daß sie zu der Einbildung gelangen, sie wären etwas Besseres als alle anderen Regimenter der ganzen Armee, selbst die der übrigen Garde nicht ausgenommen.

Dieser Stolz, der eigentlich mehr Dünkel genannt werden sollte, wird dadurch genährt, daß aus den einzustellenden Rekruten die schönsten Leute für das erste Garderegiment ausgewählt werden.

Als Erforderniß männlicher Schönheit wird von vielen eine übermäßige, oder wenigstens eine sehr große Körperlänge für unerläßlich gehalten, und so kömmt es denn, daß die erste oder Leib-Compagnie des ersten Garde-Regiments aus einer Sammlung von Riesen besteht, wenn diese auch nicht mehr die Maße erreichen, wie zu der Zeit Friedrich Wilhelms I., welcher bekanntlich Männer von ausgezeichneter Körperlänge in ganz Europa stehlen ließ und sie dann in Potsdam mit solcher Härte und Wachsamkeit unter den berüchtigten Corporalstock stellte, daß sie die Sehnsucht unterdrücken mußten, nach dem theuren Vaterlande zu entfliehen, dem sie oft mit dem Aufgebot aller List und der Verachtung jedes Rechtes entrissen worden waren.

Die Bevorzugung, deren das erste Garde-Regiment in der preu-

ßischen Armee genießt, erweckt bei der Mannschaft desselben das Bewußtsein, daß sie sich derselben werth zeigen muß, indem sie sich auch durch Tapferkeit vor allen anderen Regimentern auszeichnet.

Die zu dem Angriffe auf die unterhalb Chlum postirte Batterie commandirte Compagnie rückte daher unter lautem Hurrah mit ruhiger Entschlossenheit vor.

Mit Jubel sahen dies die braven Artilleristen, denn sie waren so vertraut mit ihren todtbringenden Rohren, und der Wirkung jedes Schusses so gewiß, daß sie nicht zweifelten, das kleine Häuflein von nicht mehr als 200 Mann schon nach wenigen Lagen zu den Todten gebettet zu haben.

Aber wie grausam sollte ihre Hoffnung getäuscht werden!

Die Kanoniere erhoben ihre Lunten aber in demselben Augenblicke schienen die Preußen in die Erde versunken zu sein.

Ohne Commando, nur nach einem auf dem Exerzierplatze und bei den jährlichen Manövern eingeübten Exerzitium, warf sich die ganze Compagnie, als befände sie sich auch hier auf dem Exerzierplatze, zu Boden und ohne einen Mann getroffen zu haben, sauseten die Kartätschen über die Liegenden hin.

Kaum aber war die Geschützlage gefallen, da sprang die ganze Compagnie empor, und ehe die Artilleristen ihre Geschütze wieder zu laden vermochten, hatten die Preußen sich in eine Tirailleurkette aufgelöst.

Wohl folgte auch jetzt Schuß auf Schuß und ein Hagelschauer von Kartätschen prasselte nieder, aber er blieb beinahe ohne Erfolg, denn nur selten traf eine Kugel einen der vereinzelten Tirailleure, zumal jeder Mann es meisterhaft verstand, einen Baum, einen Stein, eine maulwurfsartige Erhöhung des Erdreiches, zu seiner Deckung zu benutzen, nicht selten hinter derselben verschwindend, indem er sich flach auf den Bauch niederwarf, um seinen Schuß abzufeuern und erst dann wieder aufzuspringen und vorwärts zu laufen, wenn das zu nächst gegenüberstehende Geschütz abgefeuert war, so daß eine kleine Pause der Unschädlichkeit entstehen mußte, bevor es wieder geladen werden konnte.

Bald erkannten die braven Artilleristen mit Schrecken, wie fürchterlich dieses Manöver war, denn ein Pferd, ein Kanonier der Bedienungsmannschaft stürzte nach dem andern nieder, und nur wenig verminderte sich durch das Feuer der Batterie die Zahl ihrer Angreifer,

von denen man beinahe hätte sagen können, daß sie es verstanden, sich unsichtbar und dadurch kugelfest zu machen.

Vergebens blickte der Commandant der Batterie sich nach Hülfe um.

Die Infanterie war im vollen Rückzuge begriffen und keine Cavallerie zeigte sich, welche durch eine Attacke im Stande gewesen wäre, die Preußen zu vernichten, die immer näher und näher rückten, unaufhaltsam wie das Verhängniß.

In wenigen Minuten mußte entweder die Batterie genommen sein, oder Offiziere, Mannschaft und Pferde waren unter dem vernichtenden Schnellfeuer der Zündnadelgewehre gefallen.

Aber des Commandanten Befehl lautete, so lange als möglich Stand zu halten, und er dachte nicht daran, sich aus der Stellung zurückzuziehen, die ihm und Allen, welche bei ihm waren, binnen wenigen Minuten den sichern Tod bringen mußte.

Aber er wollte wenigstens sein Leben so theuer als möglich verkaufen und dem Feinde so großen Abbruch thun, als er vermochte; deshalb stellte er das nutzlose Feuer gegen seine nächsten Angreifer ein und beschoß die entfernter in dichten Massen stehenden Preußen mit Shrapnels.

Die Wirkung war furchtbar, aber sie konnte leider nicht lange fortgesetzt werden.

Schon nach der ersten Lage war aus Mangel an der nöthigen Bedienungsmannschaft nur noch die Hälfte der Geschütze im Stande, zu feuern.

Noch eine Lage gab diese halbe Batterie und als der Pulverdampf sich verzogen hatte stand nur noch ein Mann von der ganzen Batterie aufrecht; alle Uebrigen lagen todt oder verwundet am Boden.

Dieser Eine aber sah ruhig den Preußen entgegen, die jetzt die bisher beobachtete Vorsicht nicht mehr für nöthig hielten, sondern in einem, mit jedem Schritte sich mehr verdichtenden Haufen auf den einen Artilleristen zuliefen, der, scheinbar betäubt, mit der Lunte zu spielen schien, die er in der Hand hielt und von dem sie unter allen Umständen keinen Widerstand mehr befürchteten.

Doch sie hatten sich furchtbar verrechnet!

Nur wenige Schritte waren sie noch von der Mündung des Geschützes entfernt, da senkte der tapfere Artillerist, der alle seine Cameraden nicht überleben zu wollen schien, die Lunte herab auf das Zündloch der mit Kartätschen geladenen Kanone. Der Schuß krachte

und zum Theil furchtbar verstümmelt lag eine große Zahl der Angreifer am Boden.

Aber nur wenige Sekunden überlebte der Artillerist den Triumph, der sein Gesicht überflog, als er so viele Feinde unter seinem Schusse stürzen sah.

Er sank, durchbohrt von vielen Kugeln, und sterbend lallten seine Lippen:

„Es lebe Oesterreich! — Es lebe der Kaiser!“ — —

Das Gewirr des Rückzuges wurde jetzt bald größer, regelloser. Doch war er noch immer nicht zur wirklichen Flucht ausgeartet und viele der Truppentheile, welche schon den Zusammenhang verloren hatten, leisteten vereinzelt noch den tapfersten Widerstand.

Dessen ungeachtet wurde ein Bataillon Infanterie so hart bedrängt, daß es sich den Rückzug abgeschnitten sah und auf dem Punkte stand, sich einem preußischen Regimente, von dem es angegriffen wurde, gefangen geben zu müssen.

Dies bemerkte der Rittmeister Kubatka von Mensdorff-Uhlanen, der eben von einem Angriffe zurückkehrte, durch den er eine Abtheilung der Preußen an der Verfolgung der österreichischen Infanterie verhindert hatte.

Ohne auf die Zahl der Feinde zu achten, führte er schnell seine Schwadron der braven Lanzenreiter zum Angriffe, und mit eingelegten Lanzen drangen seine Leute, denen er und sein Wachtmeister Skrobanek, voransprengten, ein in die dichtgeschlossenen Glieder der Preußen.

Diese Hülfe in der Noth machte es dem hart bedrängten österreichischen Bataillon möglich, in guter Ordnung seinen Rückzug fortzusetzen, aber furchtbar hatten die Uhlanen unter dem Feuer der Preußen zu leiden, die wüthend darüber waren, sich die sicher geglaubte Beute noch in eben dem Augenblicke entrissen zu sehen, als sie erwarteten, daß die Oesterreicher die Waffen strecken würden.

Schwer verwundet sank der Rittmeister Kubatka vom Pferde, und mit tiefem Schmerze sah der brave Skrobanek ihn in Gefangenschaft gerathen, als er sich, selbst verwundet, mit dem Reste der Schwadron zurückzog, die ihre sämmtlichen Offiziere verloren hatte.

Unablässig fechtend, deckte der Wachtmeister mit den wenigen Getreuen, die er zuletzt noch um sich sah, den Rückzug, so lange dies

möglich war, und mit übermenschlicher Kraft und Anstrengung erhielt er sich im Sattel, obgleich er aus sechs Wunden blutete.

Erst als er außer dem Bereiche der verfolgenden Feinde war, willigte er ein, sich auf einen der Wagen legen zu lassen, welche die Verwundeten zur Eisenbahn brachten, auf der sie weiter nach Wien transportirt wurden.

Hier kam er in das Nothspital, welches im Prater errichtet worden war, und einige Tage darauf mußte ihm der rechte Oberschenkel amputirt werden.

Dennoch zeigte sich Hoffnung, das Leben des Tapfern zu erhalten, dessen Heldenmuth seine Cameraden laut verkündet hatten, so daß er allgemeine Theilnahme erweckte, und dadurch die Gräfin Wickenburg und Fräulein Pelz, die dem Damenvereine angehörten, welcher sich mit so bewundernswerther Selbstverleugnung der Verwundeten annahm, bewog, dem Wachtmeister Skrobanek ihre ganz besondere Pflege angedeihen zu lassen.

Es gereichte den beiden Damen daher zur größten Freude, als ihrem Pfleglinge im Auftrage des Kaisers, bis zu dessen Ohren der Ruf von Skrobanek's Tapferkeit gedrungen war, auf seinem Schmerzenslager das Decret seiner Ernennung zum Lieutenant überreicht wurde. — —

Eine nicht minder bewundernswerthe Heldenthat als die soeben geschilderte des Rittmeister Kubatka und des Wachtmeister Skrobanek führte der Hauptmann Petwaidich vom Infanterie-Regiment Prinz von Schleswig-Holstein aus.

Dieses Regiment, welches zu der Brigade Saffran gehörte, wurde in der Nähe von Chotieboze, als es an einem Walde, der dem Dorfe nahe lag, vorbeimarschirte, plötzlich aus dem Gehölze von einer starken Abtheilung Preußen mit einem Kugelregen begrüßt.

Der Oberst, Graf Auersperg, ertheilte dem Hauptmann Petwaidich, welcher die 7. Compagnie des Regimentes Schleswig-Holstein commandirte, den Befehl, die Deckung des Rückzuges zu übernehmen.

Eine Anzahl Freiwilliger von anderen Compagnien, meistens Wiener, schlossen sich ihm an, und rasch entschieden besetzte Hauptmann Petwaidich mit der eines tüchtigen Offizieres würdigen Umsicht eine waldige Anhöhe, welche der gerade gegenüber lag, auf der die Preußen ihre vortheilhafte Stellung genommen hatten.

Der Hauptmann hatte nur über 250 Mann zu verfügen, eine Zahl, welche kaum genügte, die ihm gewordene ehrenvolle Aufgabe zu erfüllen. Er ließ es daher seine erste Sorge sein, seine Leute hinter den Bäumen und dem Gebüsch so aufzustellen, daß es dem Feinde unmöglich gemacht wurde, sie zu zählen.

Dann ermahnte er, an seiner langegedehnten Linie auf und niedergehend, die Soldaten, ihre Munition zu schonen und mit Ruhe zu zielen, eine Ermahnung, welche besonders bei den Freiwilligen nothwendig war, die in ihrer Ungeduld lieber gleich gegen die Preußen losgebrochen wären.

Auch dazu sollte ihnen Gelegenheit geboten werden, denn die Feinde versuchten es zwei Mal, den Hauptmann Petwaidich auf seinem rechten Flügel zu umgehen, um ihn dadurch zu zwingen, seine vortheilhafte Stellung zu verlassen.

Aber kaum bemerkte der brave Offizier dies gefährliche Manöver, als er, den Säbel schwingend, mit lauter Stimme rief:

„Freiwillige vor! — Laßt uns die Blauröcke in ihren Wald zurücktreiben!“

Der Führer Voigt, von des Hauptmanns eigener Compagnie, unter dessen Befehl die Freiwilligen gestellt worden waren, gab seiner Mannschaft das Beispiel, dem Aufrufe des Hauptmanns zu folgen und so begeisternd wirkte dieses Beispiel, daß selbst mehrere Spielleute von der Musikbande, die zufällig in der Nähe standen, ihre Instrumente wegwarfen, einige der Gewehre ergriffen, welche ringsumher auf dem Boden lagen und muthig mit vorwärts stürmten, während die 7. Compagnie die ihr angewiesene Position bewahrte und durch ihr Feuer die Freiwilligen möglichst unterstützte.

Zwei Mal trieb das tapfere kleine Häuflein die Preußen in ihren Wald zurück und als dies das zweite Mal geschah, zeichnete sich der Führer Voigt noch ganz besonders aus, diesmal aber mehr durch Ruhe und Geschicklichkeit, als durch Tapferkeit.

Der Commandant der Preußen, welcher sich durch den schönen Fuchs bemerkbar machte, den er ritt, wollte sich dem Rückzuge seiner Leute widersetzen, und aus seinen heftigen Bewegungen ließ sich erkennen, daß er sie anzufeuern strebte, umzukehren und den Angriff auf die Freiwilligen des Hauptmann Petwaidich zu erneuern.

„Herr Hauptmann,“ sagte der Führer Voigt, der in dem ganzen Regiment als ein ausgezeichnet guter Schütze bekannt war, „er-

lauben Sie mir zu Gnaden, dem preußischen Herrn Major da drüben die Lust zu verleiden, uns noch einen Besuch zu machen?"

„Ich gebe Ihnen dazu gern die Erlaubniß, mein Braver!" sagte der Hauptmann lachend, und augenblicklich trat Voigt zu einem einzelnstehenden Baume, dessen Stamm sehr niedrig gewachsene Zweige hatte. Auf einen derselben lehnte er sein Gewehr, um seines Schusses vollkommen sicher zu sein, und als derselbe fiel, stürzte der preußische Major, allem Anscheine nach schwer verwundet, aus dem Sattel.

„Wir können auch treffen, obgleich wir keine Zündnadelgewehre haben!" sagte mit freudigem Stolze der Führer Voigt, dem seine Freiwilligen unter lautem Jubel für den Meisterschuß Beifall zuklatschten, während sie sich mit ihm wieder in ihre gedeckten Stellungen zurückzogen.

Die Preußen aber waren wüthend über den Fall ihres Majors; sie erhielten Verstärkung und erneuerten nun ihre Angriffe mit solchem Ungestüm, daß der Hauptmann Petwaidich, obgleich er den Feind das erste Mal zurückwies, erkannte, er würde sich gegen die große Uebermacht nicht länger halten können.

Zwar hatte er seine Pflicht ehrenhaft erfüllt und der Zweck seiner Aufstellung schien erreicht zu sein; aber er wagte es dennoch nicht, nur nach seinem Willen allein seinen Posten aufzugeben.

Er winkte daher einen Hauptmann, der sich ihm freiwillig angeschlossen und ihn bei allen seinen Anordnungen kräftig unterstützt hatte, zu sich heran.

„Was meinst Du, Kossak," fragte er den Cameraden, „dürfen wir jetzt auch zurückgehen, ohne uns dem Tadel oder den Vorwürfen des Oberst Auersperg auszusetzen?"

„Unbedingt!" entgegnete der Hauptmann Kossak, „denn was wir hier zu thun hatten, ist erreicht, und Du würdest Deine brave Compagnie nutzlos opfern, wolltest Du noch länger hier bleiben."

„Nun, so höre, was wir thun wollen," entgegnete Hauptmann Petwaidich, aber im Begriffe, seine Ansichten auseinanderzusetzen und zugleich dem Freunde seine Instructionen zu ertheilen, brach er, in beide Füße zugleich von Spitzkugeln getroffen, zusammen.

Hauptmann Kossak sprang hinzu, um ihm aufzuhelfen, aber Petwaidich war nicht im Stande, sich auf den Beinen zu erhalten, denn obgleich die Wunde im linken Fuße sich als leicht erwies, war ihm der rechte Knöchel zerschmettert; er konnte daher ohne den Bei-

stand seines Freundes nicht stehen und schien heftige Schmerzen zu empfinden.

„Uebernimm Du das Commando, Kossak," sagte er deshalb zu dem Freunde und Cameraden, „mich aber laß zurückbringen, damit ich nicht in Gefangenschaft gerathe."

Mit Bestürzung und lebhafter Theilnahme hatte die 7. Compagnie ihren geliebten Hauptmann fallen sehen. Als er jetzt aber, gestützt auf den Arm des Hauptmann Kossak, dastand, drängten sich Mehrere von der Compagnie herzu, um ihm ihre Freude darüber zu bezeugen, daß er nicht gefährlich verwundet sei.

So hörten sie des Hauptmanns Wunsch, zurückgebracht zu werden und im Nu hatten unter den Weisungen des Feldwebel Stachiero die beiden Cadetten Hermann und Miksch, der Führer Voigt und der Gemeine Renner aus ihren Gewehren eine Tragbahre gebildet.

Mit aller möglichen Schonung und Sorgfalt wurde der Verwundete auf dies unbequeme Lager gehoben und in der Richtung nach dem Verbandplatze fortgetragen, während seine Compagnie unter dem Befehle des Hauptmann Kossak gleichzeitig den Rückzug antrat.

Aber nicht ungefährdet sollten die Treuen den Verbandplatz erreichen, denn sie kamen in der Nähe einer Abtheilung Preußen vorüber, welche auf den Transport Feuer gaben, obgleich derselbe sichtlich nur der Rettung eines Schwerverwundeten galt.

Der Gemeine Renner blieb todt auf dem Platze und die übrigen Träger wurden sämmtlich verwundet. Aber sie verließen ihren Hauptmann dennoch nicht, sondern brachten ihn, unterstützt durch einige gesunde Leute der Compagnie, glücklich in die Pflege der Feldärzte. — —

Zu den Truppentheilen, welche sich zu Anfang der Niederlage in bester Ordnung zurückzogen, gehörten auch die Sachsen, welche sich durch ihr ganzes Benehmen während dieses kurzen Feldzuges die Achtung ihrer österreichischen Cameraden in vollem Grade erworben haben, und selbst von den Preußen mit aller Anerkennung genannt worden sind.

Zuerst hatten sie auf dem äußersten linken Flügel, in einer beinahe detachirten Stellung, bei Nechanitz gestanden, aber da es sich bald zeigte, daß sie auf einem anderen Punkte mit mehr Nutzen verwendet werden konnten, wurden sie bereits zurückgezogen, als Feldzeugmeister Benedek noch auf den Sieg rechnete, und so befand sich

das Hauptquartier des Königs Johann um die Mittagszeit in Problus, während seine Truppen die Orte Ober- und Nieder-Prschim besetzt hielten und eine starke Abtheilung sich in dem stattlichen Schlosse Prschim einquartirt hatte.

Hier standen die wirklich treuen Bundestruppen, die einzigen, welche diesen Namen mit der That verdienten, stundenlang unthätig, und die Langweile, die dadurch bei ihnen entstand, machte sie mißmuthiger, als der heißeste Kampf dies im Stande gewesen wäre.

Dieser Mißmuth wurde noch gesteigert durch die Anforderungen des Hungers, der sich sehr laut vernehmbar machte, und der bald um so mürrischer sprach, da er sich schon am frühen Morgen gemeldet hatte, damals aber mit einigen Bissen Commißbrot abgespeist worden war und seitdem nicht die geringste Beachtung mehr fand.

Der Offizier, der in dem Schlosse Prschim commandirte, wollte daher den ungestühmen Mahner zur Ruhe bringen, der für seine Leute, wie für ihn selbst, mit jedem Augenblicke lästiger und zudringlicher wurde, und der sich gleichwohl nicht zu dem Schlosse hinauswerfen ließ.

Er wendete sich deshalb zu einem stattlichen Manne, der unmittelbar in seiner Nähe stand und durch seine Haltung und sein ganzes Aussehen den altgedienten Soldaten verrieth, während sein großes, sprechendes Auge die männliche Entschlossenheit andeutete, für welche das Ehrenzeichen, das seine Brust schmückte, ein bestätigendes Zeugniß ablegte.

„Oberjäger Kröber,“ sagte er zu diesem Manne, „sehen Sie doch zu, ob Sie uns nicht etwas zu essen verschaffen können. Wenn etwas zu trinken dabei wäre, so könnte das nichts schaden, nur dürfte es kein Wasser sein, wenigstens für mich nicht, ausgenommen es wäre gebrannt, oder es hätte eine anständige Zuthat von Hopfen und Malz empfangen.“

Der Name Kröber, den wir hier seit dem Beginn unserer Schilderungen zum ersten Male wieder erwähnen, möge unsere Leser an das tragische Ereigniß erinnern, dessen Zeugen sie waren, als zwei Mordbrenner den Versuch machten, zugleich mit der Wohnung des Försters Kröber auch dessen ganze Familie durch die Flammen zu vernichten.

Mit einer auffallenden Erregtheit, die dem ruhigen, gesetzten Manne, welchem seine Cameraden sogar oft seine finstere Laune zum

Vorwurfe machten, sonst durchaus fremd war, entgegnete der Oberjäger Kröber:

„Herr Lieutenant, ich danke Ihnen aufrichtig für diesen Auftrag, denn eben wollte ich Sie bitten, mir die Erlaubniß zu ertheilen, mich für einen Augenblick entfernen zu dürfen, da wir ohnedies hier ganz müßig stehen!“

Dem Lieutenant entging die Aufregung des Oberjägers nicht; er sah ihn daher verwundert an und sagte dann:

„Was ist Ihnen denn, Kröber? Sie, der Sie sonst immer so ruhig, so kalt sogar sind, scheinen ja ganz „aus dem Häuschen“ zu sein.“

Diese echt sächsische Redensart ist wahrscheinlich vielen unserer Leser vollkommen neu, und folglich unverständlich; wir fügen daher die Erklärung hinzu, daß sie ungefähr so viel bedeutet, als: Außer Fassung zu sein.

„Aus dem Häuschen wohl nicht, Herr Lieutenant,“ sagte mit trübem Lächeln Kröber; „aufgeregt aber bin ich, das will ich nicht leugnen, obgleich ich mich eigentlich schämen sollte, daß der Aberglaube eine solche Herrschaft über mich übt!“

„Der Aberglaube?“ sagte der Lieutenant lächelnd. „Der ist bei einem Jäger, wie Sie sind, nicht zu verwundern; aber, mein lieber Kröber, durch unser Geschwätz wird unser Hunger nicht befriedigt, also —“

„Ich gehe schon,“ fiel Kröber seinem Offizier in das Wort; „gestatten Sie mir aber, den Schützen Böhn mit mir zu nehmen, damit er das Gewünschte bringen kann, wenn ich vielleicht verhindert sein sollte, gleich zurückzukehren, wie eine dunkle Ahnung mir sagt.“

Der Lieutenant sprach durch eine Handbewegung seine Zustimmung aus, und der Oberjäger Karl Kröber, so wie der über diesen Auftrag sehr erfreute Schütze Böhn eilten fort zu ihrem Recognoscirungszuge nach Lebensmitteln.

Der Lieutenant sah ihnen mit einem eigenthümlichen Lächeln nach und brummte in den Bart:

„Alle Achtung vor der Kaltblütigkeit und dem Muthe dieses Kröber im Gefecht; aber mit seinem Aberglauben und seinen Ahnungen ist er doch ein Narr!“

Während von seinem Offizier dieses Verdammungsurtheil über den Oberjäger Kröber ausgesprochen wurde, sagte dieser zu dem ihn

begleitenden Schützen Böhn, der in Dresden unter ihm gestanden, und den er als einen gebildeten jungen Mann liebgewonnen hatte:

„Sie wissen, Böhn, welches Unglück meine Familie an eben dem Tage traf, an welchem ich auf unbestimmte Zeit beurlaubt wurde, um als Forstgehilfe und Adjunct meines Vaters einzutreten."

„Ich erinnere mich," entgegnete Böhn. „Die Försterei wurde niedergebrannt, und die Mordbrenner hatten es dabei allem Anscheine nach darauf angelegt, daß Ihre ganze Familie in dem Feuer umkommen sollte."

„Richtig!" sagte der Oberjäger. „Die Brandstifter waren zwei Schurken, welche mein Vater als Ober-Gendarm, einfing und der wohlverdienten Zuchthausstrafe überlieferte, der sie sich nach jahrelanger Haft einige Tage vor der Einäscherung des Forsthauses durch die Flucht entzogen hatten.

„Als ich meine arme Mutter unter den fürchterlichsten Schmerzen auf ihrem Leidenslager sah, leistete ich den Schwur, sie an den Bösewichtern furchtbar zu rächen, wenn sich mir dazu jemals die Gelegenheit bieten sollte.

„Meine Mutter erholte sich nicht wieder von den Folgen, die jener Unglückstag für sie gehabt hatte. Sie kränkelte seitdem fortwährend, und kurz vor dem Ausbruche des Krieges wurde sie uns durch den Tod entrissen.

„Nachdem mein Vater ihr die Augen zugedrückt hatte, legte ich die Hand auf ihre kalte Stirne und erneuerte meinen Racheschwur.

„Wenige Tage darauf erhielt ich den Befehl, einzurücken.

„Zwar fehlten nur noch wenige Wochen an dem Ablaufe meiner Dienstzeit, und ich konnte als Gehilfe bei dem Forstdienste kaum entbehrt werden, da meinen Vater die heftigsten Gichtschmerzen oft an das Lager fesselten, oder wenigstens in seinen Sorgenstuhl bannten; aber dennoch folgte ich dem Rufe in das Feld nicht ungern, denn in eben dem Augenblicke, als ich ihn erhielt, durchzuckte mich ein Gefühl der Ahnung, welches mir mit lauter, vernehmlicher Stimme zuzurufen schien:

„Der Krieg wird dir die Gelegenheit bieten, den Schwur deiner Rache zu erfüllen."

Der Oberjäger und sein Begleiter hatten während dieses Gespräches verschiedene Gemächer des Schlosses durchschritten, ohne einen von den Bewohnern desselben zu finden.

Sie würden auch noch weiter vergebens gesucht haben, denn aus Furcht waren alle Diener, welche die Herrschaft bei ihrer schon früher erfolgten Abreise zurückgelassen hatte, entflohen, und es schien, als hätten sie alle Lebensmittel mit sich genommen, denn die beiden Schützen konnten längere Zeit nichts Eßbares und noch weniger etwas Trinkbares entdecken.

Endlich fanden sie in der hintersten Ecke eines kleinen Schrankes, dessen beide Thüren weit offen standen, und der daher keine Beute zu versprechen schien, einen Topf mit Butter, einen kleinen Korb mit Eiern, ein großes Brot und andere Victualien, wenn auch in sehr geringer Menge. Hinter dem Schranke hervor aber holte der Schütze Böhn eine gefüllte Flasche, und als er vorsichtig daran gerochen, dann aber einen herzhaften Zug daraus gethan hatte, rief er mit freudestrahlendem Gesicht:

„Ganz vortrefflicher Rhum."

Seine Feldflasche vorziehend, sagte er lachend:

„Jeder ist sich selbst der Nächste! Der Lieutenant mag sich mit dem Rest begnügen."

Dann reichte er den glücklichen Fund seinem Oberjäger, der ebenfalls einen tüchtigen Schluck nahm, und darauf sagte:

„Jetzt, Böhn, tragen Sie die Lebensmittel den hungerigen Cameraden hinauf, denn ich glaube, weiteres Suchen würde vergeblich sein."

„Wollen Sie denn nicht mitkommen, Herr Oberjäger?" fragte der Schütze Böhn verwundert.

„Nein!" sagte Kröber kopfschüttelnd. „Mich treibt es mit unwiderstehlicher Gewalt in das Freie. — Ich glaube zuversichtlich, daß ich der Erfüllung meines Schwures nahe bin!"

Damit eilte er durch eine kleine Seitenthür zu dem Schlosse hinaus.

Böhn sah ihm einen Augenblick nach, indem er ebenfalls den Kopf schüttelte; dann nahm er die erbeuteten Lebensmittel und stieg rasch die Treppe hinauf, indem er vor sich hinmurmelte:

„Ich glaube wahrhaftig, der arme Kröber schnappt zuletzt noch über mit seiner fixen Idee von der Erfüllung seines Racheschwures!"

Während dessen war der Oberjäger Kröber auf den von den Wirthschaftsgebäuden umgebenen Hof getreten, und eben wollte er denselben durch das große Hofthor verlassen, dem gegenüber auf einem

freien von Bäumen beschatteten Platze eine Compagnie sächsischer Schützen lagerte, da fiel ihm ein starker Brandgeruch auf.

Forschend sah er sich um, von wo derselbe herrührte, doch er brauchte nicht lange zu suchen, denn schon schlugen helle Flammen aus dem Dache einer Scheune, neben der er stand, in die Höhe und in demselben Augenblicke trat aus einer kleinen Thür der Scheune ein Mensch, der die Uniform des österreichischen Fuhrwesens trug.

Ein Tuch verhüllte das Gesicht dieses Menschen und von seinem Halse hing eine Schlinge herab, in die er den linken Arm steckte, sobald er aus der Scheune in das Freie getreten war.

Daß dieser Mensch die Scheune in Brand gesteckt hatte, bezweifelte Kröber nicht einen Augenblick, obgleich er sich nicht zu sagen vermochte, was einen österreichischen Soldaten zu der Begehung eines solchen Verbrechens bewogen haben konnte.

Der erste Gedanke Kröbers war, auf den Brandstifter zuzuspringen, um sich seiner zu bemächtigen, aber ein unbestimmtes Etwas hielt ihn wie mit Zaubergewalt von der Ausführung dieses Vorsatzes ab, und als er sich überzeugte, daß der Fuhrknecht ihn noch nicht bemerkt hatte, beschloß er, dessen weiteres Thun zu beobachten und verbarg sich daher hinter dem geöffneten Flügel des Thores.

Der Brandstifter ging unmittelbar an Kröber vorüber und dieser hörte deutlich, wie er dabei mit unverkennbar norddeutschem Dialect vor sich hinmurmelte:

„Ich denke, das Feuer soll die verdammten Sachsen aus ihrem Neste räuchern und wenn mein Ruf dann dazukömmt, wird er hier seine Wirkung eben so wenig verfehlen, wie an den anderen Orten!“

Damit ging Der, den wir unseren Lesern nicht erst als Anton Meier zu bezeichnen nöthig haben, nach dem oberen Ende des Gehöftes, wo eine kleine Thür auf das freie Feld führte.

Kröber folgte ihm leise und vorsichtig, fest entschlossen, ihn nicht entrinnen zu lassen, aber dennoch jedes Geräusch vermeidend, um nicht bemerkt zu werden; denn er wollte genau erforschen, was der verdächtige Mensch im Schilde führte.

Er sollte darüber nicht lange in Ungewißheit bleiben, denn sobald Meier durch die kleine Thür geschritten war, bog er im schnellen Laufe um die Ecke der Gebäude in die Straße ein, an welcher die Sachsen lagerten.

Sie waren durch das ihnen gerade gegenüber ausgebrochene

Feuer schon in Unruhe gerathen, und diese steigerte sich bis zur Verwirrung, als Meier mit dem unverkennbaren Tone des Schreckens rief:

„Alles ist verloren! — Rette sich wer kann!"

Jetzt wußte Kröber, was der brandlegende Fuhrknecht wollte!

Rasch sprang er hinzu, packte ihn im Genick, und rief mit Donnerstimme:

„Nichtswürdiger Mordbrenner!"

Meier erschrak zwar heftig, wie man sich leicht denken kann, aber dennoch suchte er sich loszumachen von der kräftigen Faust, die ihn gefaßt hielt.

Es entstand ein heftiges Ringen, bei dem Meier ganz vergaß, daß er bisher den Verwundeten gespielt hatte; denn er zog den Arm aus der Schlinge, und wußte sich desselben so gut zu bedienen, daß er sich beinahe frei gemacht hätte.

Schon hoffte er, daß ihm dies gelingen würde, da fiel in dem wilden Wettkampfe das Tuch herab, welches bisher sein Gesicht verhüllt hatte, und mit dem Ausdrucke des Entsetzens, zugleich aber auch dem der furchtbarsten Wuth, rief der Oberjäger Kröber:

„Heinzelmann!"

Als Meier diesen Namen, den er selbst schon beinahe vergessen hatte, mit einem so fürchterlichen Klange nennen hörte, erbebte er am ganzen Leibe, und weiteren Widerstand aufgebend, stammelte er:

„Wer bist Du, daß Du mich hier unter diesem Namen kennst?"

Er hatte ganz vergessen, daß er auch in Sachsen schwer sündigte, und daß er in diesem Augenblicke einem Sachsen gegenüberstand.

„Erinnerst Du Dich an den Brand der Försterei?" donnerte der Oberjäger ihn an. „Ich bin der Sohn des Förster Kröber, und habe geschworen, wenn Du mir jemals in die Hände gerathen solltest, an Dir den Tod meiner theuren geliebten Mutter zu rächen, die an den Folgen Deiner verruchten That gestorben ist!"

Es war, als schallte die Posaune des jüngsten Gerichtes in die Ohren des Mordbrenners; wie niedergeschmettert sank er in die Knie, und flehte mit verzweiflungsvoll erhobenen Händen:

„Gnade! Gnade!"

„Ein kurzes Gebet ist die einzige Gnade, die ich Dir gewähre!" sagte mit finsterem Stirnrunzeln Kröber. „Du entgehst jetzt, wo der

Himmel selbst Dich bei der Ausübung eines neuen Verbrechens in meine Gewalt geliefert hat, dem Tode nicht mehr!"

„Gnade!" flehte Heinzelmann, wie wir ihn in diesem entscheidenden Augenblicke wieder nennen müssen, nochmals. „Ich will Dir eine große Summe geben, wenn Du mir das Leben schenkst und mich laufen läßt!"

Ohne auf diesen Bestechungsversuch zu achten, sagte Kröber barsch:

„Bete! Du hast dazu fünf Minuten Zeit!"

Während dieses Auftrittes hatten die sächsischen Schützen einen dichten Kreis um den Verurtheilten und seinen Richter gebildet.

Heinzelmann war dadurch jede Hoffnung benommen, sich durch die Flucht zu retten, aber er wollte sein Leben nicht aufgeben, ohne wenigstens einen Versuch zu dessen Erhaltung gemacht zu haben. Er warf daher Alles, was er in den Taschen hatte — und die Summe war nicht klein, wie man sich denken kann — mit fieberhafter Hast den Schützen zu, und rief dabei voll Todesangst:

„Nehmet Alles, was ich habe, nur entreißet mich den Händen dieses Wüthenden!"

Zahlreiche Hände streckten sich nach dem Gelde aus, und einige Stimmen sagten gutmüthig:

„Herr Oberjäger, lassen Sie doch den armen Teufel laufen!"

Ein schwacher Strahl der Hoffnung dämmerte bei Heinzelmann auf, doch er sollte sich sogleich überzeugen, daß es nur blinder Wahn sei, wenn er glaubte, dem Tode entrinnen zu können.

Mit zornbebender Stimme rief der Oberjäger den Schützen zu:

„Wißt Ihr, Cameraden, was dieser „arme Teufel," wie Ihr ihn nennt, gethan hat?"

„Er hat uns zu feiger Flucht verleiten wollen, indem er rief: „Alles ist verloren! Rette sich, wer kann!" antwortete eine Stimme mit dem Tone des Unwillen, „aber dafür kann er doch nicht mit dem Tode bestraft werden!"

„Er hat auch das Feuer dort drüben angelegt," sagte Kröber. „Ich selbst attrapirte ihn dabei, und hörte, wie er sagte: „Ich denke, das wird die verdammten Sachsen aus ihrem Neste räuchern!"

„Verdammt selbst, Du Schurke!" tönte es jetzt von mehreren Lippen und drohende Fäuste erhoben sich gegen den Brandstifter.

„Doch das ist noch nicht das Aergste, was er gethan hat,"

fuhr Kröber mit laut erhobener Stimme und einem furchtbaren Ausdrucke derselben fort, „er hat in Sachsen die Försterswohnung meines Vaters in Brand gesteckt, und nur ein Wunder war es, daß die Meinigen gerettet wurden, denn dieser Schurke und sein Genosse hatten alle Anstalten so getroffen, daß mein Vater, meine Mutter und meine Schwester in dem Feuer elend umkommen mußten!“

Ein unwilliges Gemurmel erhob sich rings in dem Kreise und wüthend riefen einzelne Stimmen:

„Schändlich!“ — „Niederträchtig!“ — „Der nichtswürdige Mordbrenner!“

Kröber, der mit Befriedigung die Stimmung seiner Cameraden sah, fuhr mit wachsender Aufregung fort:

„An der Leiche meiner Mutter, die an den Folgen der Brandstiftung starb, legte ich den Eid ab, diesen Schurken zu bestrafen, wenn er mir jemals in die Hände fallen sollte. — Gott selbst scheint es so gefügt zu haben! — Wollt Ihr jetzt noch, daß ich den „armen Teufel“, laufen lassen soll?“

„Nein! Nein!“ ertönte die allgemeine Antwort. „Er darf seiner Strafe nicht entgehen!“

„Wie aber soll ich ihn bestrafen?“ fragte Kröber, während Heinzelmann, der leichenblaß geworden war, zu Boden gesunken wäre, hätte ihn nicht der Oberjäger aufrecht gehalten, dessen Nägel sich krampfhaft in das Fleisch seiner beiden Arme eingruben, an denen er ihn gepackt hielt.

Das Schicksal Heinzelmann's schien auf diese Frage eine furchtbare Antwort zu geben.

Während des beschriebenen Auftrittes hatte das Feuer in der Scheune, die mit Stroh und Heu gefüllt war, reißende Fortschritte gemacht, ohne daß die Schützen es beachteten; jetzt aber wurden sie gewaltsam darauf aufmerksam gemacht, denn die Funken fielen wie ein Feuerregen auf sie herab.

„Ein Mordbrenner gehört in das Feuer!“ rief eine Stimme und kaum waren die Worte gesprochen, als auch bereits die Lynchjustiz ihren unaufhaltsamen Lauf nahm.

Zahlreiche Hände packten den Verbrecher, der vor Furcht und Schrecken schon eine Leiche zu sein schien.

Er wurde zu der Brandstätte geschleppt, emporgehoben und mitten in die Glut hineingeworfen, die prasselnd über ihm zusammenschlug.

Ein gellender Angstschrei ertönte; — dann stand die Seele des Verbrechers vor Gottes Richterstuhl, um Rechenschaft zu geben von vielen schwarzen Thaten, die der Mensch, dessen Körper ihr bisher zur sterblichen Hülle gedient hatte, während seines Lebens vollbrachte.

Mit trüben Blicken sah Kröber in die Flammen, während die Schützen, dem Rufe ihrer Offiziere folgend, in Reihe und Glied traten.

Die Hände faltend und den Blick zum Himmel richtend, sagte Kröber gerührt:

„Mutter, ich habe meinen Schwur erfüllt!"

Dann eilte er in das Schloß Prschim, um den commandirenden Offizier von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen, von der die Besatzung des Schlosses bisher noch keine Ahnung gehabt hatte, da ihre ganze Aufmerksamkeit der entgegengesetzten Seite zugewendet war.

Das Schloß wurde geräumt und wenige Minuten darauf trat das ganze sächsische Corps in geregelter Ordnung den weiteren Rückzug an, zu welchem der Befehl des Obercommandos in eben diesem Augenblicke einlief.

Der verrätherische Feigheitsruf: „Rette sich, wer kann!" hatte auf die bundestreuen Sachsen noch keinen Eindruck gemacht. In geschlossenen Gliedern, wenn auch mit beschleunigtem Schritt, gingen sie zurück und erst später wurden auch sie von der allgemeinen Auflösung der ganzen Nordarmee mit ergriffen. — —

Ungefähr um dieselbe Zeit, als an dem ruchlosen Heinzelmann das Strafgericht vollzogen wurde, war auch das Regiment Deutschmeister im wohlgeordneten Rückzuge begriffen.

So war es eine Strecke weit ruhig, mit unverkennbarer Niedergeschlagenheit, aber mit fester Haltung, fortmarschirt, da sprengte an der Colonne entlang ein Generalstabsoffizier, indem er rief:

„Benedek ist gefangen. — Alles verloren. — Richtung der Flucht auf Pardubitz!"

Bei dem Klange dieser Stimme zuckte, wie von einem electrischen Schlage getroffen, ein Mann zusammen, der in den Reihen der Deutschmeister ging, durch seine Erscheinung aber ganz geeignet war, besondere Aufmerksamkeit zu erregen.

Er trug gewöhnliche Civilkleider, darüber aber die Schärpe, den Czako und den Säbel eines Offiziers.

Das war der bisherige Corporal, seit dem gestrigen Abend aber der Lieutenant Meister.

Als er, wie wir dies beschrieben haben, durch sein unerwartetes Erscheinen den improvisirten Vortrag der uniformirten Volkssänger unterbrochen hatte, und dann wie im Triumphe zu dem Feldzeugmeister Benedek geführt worden war, hatte dieser, der seine verschiedenen heldenmüthigen Handlungen durch den Bericht seines Bataillonscommandanten vernahm, ihn auf der Stelle unter Ertheilung der lebhaftesten Lobsprüche zum Offizier ernannt.

Die Hauptinsignien eines solchen, die wir bezeichneten, waren ohne Mühe von verwundeten Offizieren herbeigeschafft worden, eine passende Uniform aber war nicht aufzutreiben gewesen, und so mußte dem neuen Unterlieutenant denn gestattet werden, die Kleider beizubehalten, die er zu seiner Flucht von Margarethe erhalten hatte, und in denen er eine um so auffallendere Figur spielte, da sie ihm durchaus nicht paßten, weil Margarethen's Vater, für den sie gemacht worden, sich einer bedeutend größeren Körperfülle zu erfreuen gehabt hatte, als der junge, schlanke Corporal Meister.

Diesen durchzuckte, wie wir erwähnten, ein electrischer Schlag, als er die Stimme hörte, welche die Worte rief:

„Benedek ist gefangen! — Alles verloren! — Richtung der Flucht auf Pardubitz!“

Zwar flog Der, welcher diese Worte ausrief, nur wie eine Geistererscheinung an der Colonne des Regimentes Deutschmeister hinab, aber das Auge des Todfeindes hatte ihn dennoch erkannt.

„Woronski!“ rief Meister — oder Neumeister; hastig entriß er dem zunächst neben ihm marschirenden Manne das Gewehr und legte auf den dahinsprengenden falschen Generalstabsoffizier an.

Ein Hauptmann, der hinter Meister ging, glaubte, der neue Lieutenant sei empört über die Feigheit, welche allerdings in dem Rufe lag, aber dennoch war er entsetzt über den vermeintlichen Insubordinationsfrevel, zu dem Meister sich durch seinen Unwillen hinreißen lassen zu wollen schien.

Er rief daher voll Schrecken:

„Herr Lieutenant! Um Gottes Willen, was wollen Sie thun?“

Zugleich streckte er die Hand aus, um Meister an dem Schusse zu verhindern; dieser aber fiel in demselben Augenblicke, und der Haß, vielleicht auch die allwaltende Gerechtigkeit, hatte die Kugel so sicher geleitet, daß das Pferd Woronski's zusammenstürzte.

Das aber war es, was Meister gewollt hatte, denn es würde

ihm als eine zu leichte Strafe erschienen sein, hätte er seinen Verderber todt niedergestreckt.

Der Hauptmann, der Meister's Schuß — welchen wir in doppelter Beziehung einen Meister-Schuß nennen möchten — nicht verhindern gekonnt hatte, faßte jetzt dessen Arm und rief:

„Unglückseliger, was haben Sie gethan?“

„Ich habe den gefährlichsten aller preußischen Spione unschädlich gemacht, um ihn seiner gerechten Strafe zu überliefern,“ entgegnete Meister, indem er auf Woronski zueilte, der sich unter dem Pferde hervorzuarbeiten suchte, welches im Todeskampfe wild um sich schlug.

Mit wenigen Sprüngen hatte der Verführte seinen Verführer, seinen Verderber, erreicht, und während die Colonne in der Ueberraschung über diesen Auftritt in ihrem Marsche stockte, faßte Meister den Arm Woronski's, den er mit Gewalt unter dem Pferde hervorzog, indem er mit vor Wuth erstickter Stimme rief:

„Jetzt sollst Du der gerechten Strafe für Deine Missethaten nicht entgehen!“

Woronski fühlte sich einen Augenblick von Entsetzen ergriffen, als er Den erkannte, der ihn gefaßt hielt; aber die Geistesgegenwart, die ihn in seinem Leben beinahe nie verlassen hatte, zeigte sich auch in diesem Augenblicke.

Er erinnerte sich der Uniform, die er trug, und mit dem Tone der Autorität rief er den zunächststehenden Soldaten zu:

„Arretirt diesen Menschen! Er ist ein entsprungener preußischer Züchtling!“

Bei dieser lauten Anklage überzog einen Augenblick Leichenblässe die Wangen Meister's, aber dies wurde von keinem der Umstehenden bemerkt, und Woronski sollte sich in demselben Moment überzeugen, daß seine boshafte Absicht vollkommen fehlschlug.

Zufällig war es eben die Compagnie Meister's, an welche Woronski seine Worte richtete, und sie wurden, trotz der Uniform Dessen, der sie aussprach, mit einem Sturme des Unwillens beantwortet.

„Unser braver Meister ist kein Verräther!“ riefen viele Stimmen.

„Der Retter unserer Fahne ist kein preußischer Züchtling!“ ertönten andere.

Diese Worte riefen Meister, der einen Augenblick wie betäubt dagestanden hatte, zum vollen Bewußtsein seiner Lage zurück; er er-

kannte den Vortheil, der ihm aus der Sympathie seiner Compagnie erwuchs, und mit laut donnernder Stimme rief er:

„Dieser Mensch ist selbst ein preußischer Züchtling; er trägt betrügerisch die Uniform, die er durch seinen Ruf, den nur ein Feigling ausstoßen kann, entehrte, und wenn Ihr ihn durchsucht, so werdet Ihr Euch überzeugen, daß er ein preußischer Spion ist!“

Kaum waren diese Worte gesprochen, welche bei den Cameraden Meisters, und selbst bei den Offizieren, welche dieselben hörten, in Folge seines Benehmens während seiner ganzen Dienstzeit vollen Glauben fanden, da stürzten auch schon Mehrere auf Woronski zu und durchsuchten seine Taschen.

Er war zwar mit allen Kräften bemüht, dies zu verhindern, aber es half ihm nichts, denn schon hatten die Worte des Lieutenant Meister, der dem ganzen Regiment seit längerer Zeit als ehrenhaft, und seit der letzten Zeit als ausgezeichnet tapfer bekannt war, die Wirkung hervorgebracht, daß man in dem Generalstäbler, den selbst von den Offizieren keiner kannte, nur noch den Spion erblickte, als welchen Meister ihn bezeichnet hatte.

Eines der Papiere, welches in Woronski's Taschen gefunden und dem Bataillons-Commandanten überreicht worden war, schien dies zu bestätigen; aber es fehlte die Zeit zu einer Untersuchung, denn von den hinter dem Regimente Deutschmeister retirirenden Truppen ertönte wiederholt der ungeduldige Ruf:

„Vorwärts! Vorwärts!“

Das Regiment, das nur wenige Minuten Halt gemacht hatte, setzte sich daher wieder in Bewegung und Woronski's Gesicht überflog ein Strahl der Freude, denn er glaubte während des Marsches seine Freiheit erlangen zu können.

Er hatte aber seine Rechnung ohne den Todfeind gemacht, der in der Gestalt Meisters als Vergeltungsengel an seiner Seite schritt.

Meister rief vier Leute seiner ehemaligen Corporalschaft herbei, denen er unbedingt vertrauen konnte, und sagte ihnen mit ernstem Tone:

„Lasset Euch durch die Uniform nicht täuschen, denn dieser Mensch ist wirklich ein preußischer Spion, darauf gebe ich Euch mein Ehrenwort. Sollte er daher einen Fluchtversuch machen, so schießet ihn lieber auf der Stelle nieder, als daß Ihr ihn entkommen lasset!“

„Sorgen Sie sich nicht, Herr Lieutenant!“ sagten die vier Mann; „wir werden ihn nicht laufen lassen.“

Dabei schossen sie Blicke des Hasses auf Woronski, der die Zähne aufeinanderbiß, aber weit entfernt, sich der Muthlosigkeit und Verzweiflung hinzugeben, nur darauf sann, wie er sich seiner verzweiflungsvollen Lage entreißen könnte.

Es zeigte sich ihm keine Aussicht, da schien Satan, den er als seinen guten Freund bezeichnet hatte, ihm noch ein Mal zu Hilfe kommen zu wollen.

„Die Preußen! Die Preußen!“ ertönte ein Schreckensruf, und in der That zeigte sich plötzlich in der linken Flanke des Regimentes eine starke Abtheilung der Feinde, die sogleich ihr Feuer auf die retirirende Colonne eröffneten.

Trotz der musterhaften Ordnung, die bisher geherrscht hatte, entstand durch diesen unerwarteten Angriff einige Verwirrung, und diese erweckte bei Woronski die zuversichtliche Hoffnung des Entrinnens um so mehr, da von den Kugeln des so plötzlichen Angriffes zwei seiner Wächter gefallen waren.

Schnell entschlossen, zog er ein Terzerol hervor, das der Aufmerksamkeit Derer entgangen war, welche ihn früher durchsucht hatten, und schoß damit den dritten seiner Wächter nieder.

Dann versetzte er dem vierten der Soldaten, denen Meister ihn überwiesen hatte, einen so gewaltigen Stoß auf die Brust, daß derselbe mehrere Schritte zurücktaumelte, und ergriff die Flucht.

Aber trotz der drohenden Lage hatte Meister den Gehaßten nicht aus dem Auge gelassen; als er daher Woronski's Absicht erkannte, hatte er ihn mit wenigen Sätzen eingeholt und indem er ihn mit einem wüthenden Griffe am Kragen packte, rief er:

„Du entgehst mir nicht, und sollten wir auch Beide gemeinschaftlich dem Tode verfallen! — Ich muß Dich hängen sehen, oder ich will selbst nicht leben!“

Woronski sträubte sich mit aller Kraft, aber er war nicht im Stande, Meister zu widerstehen, der ihn mit Riesengewalt fortschleppte, bis er ihn einigen Leuten seiner Compagnie zuschleudern konnte, die sich seiner sogleich bemächtigten und ihn um so fester hielten, je mehr sie von den verfolgenden Preußen gedrängt wurden.

Woronski, der die eisige Ruhe des vollendeten Verbrechers nicht einen Augenblick verlor, sondern fortwährend die Blicke umherschweifen ließ, um einen Rettungsweg zu erblicken, sträubte sich anfangs aus allen Kräften gegen seine Fortschleppung; als er sich aber dadurch

nur Mißhandlungen zuzog, ergab er sich mit scheinbarer Geduld in sein Schicksal, indem er zugleich, so oft er es vermochte, die Blicke rückwärts wendete, von wo er durch die Preußen seine Befreiung hoffte, als Meister selbst ihn wieder faßte.

Und sie sollte ihm in der That von dieser Seite kommen; freilich aber auf eine andere Weise, als er es erwartet hatte.

Während er von Meister, der mit Riesenkraft seine Hand gefaßt hielt, fortgeschleppt wurde, traf eine preußische Kugel seine Brust, und er sank, auf den Tod verwundet, nieder.

Meister glaubte anfangs, es sei von Woronski nur eine List, daß er sich niederwarf, um sich dadurch der drohenden Gefahr zu entziehen, als er ihn aber mit Gewalt aufreißen wollte und sich dabei zu ihm niederbeugte, sah er, daß ihm ein Blutstrom aus der Brust quoll.

Die Preußenkugel war nahe dem Herzen eingedrungen und schon verzerrte die Annäherung des Todes die männlich-schönen Züge des Mannes, der, von der Natur so reich begabt, mit den schönsten Hoffnungen auf eine glänzende Laufbahn in das Leben eingetreten, dann aber durch die Herrschaft, welche er seinen Leidenschaften über sich eingeräumt hatte, von Stufe zu Stufe gesunken war, bis er endlich in der Tiefe der menschlichen Gesellschaft sein Ende fand.

Meister blickte ungerührt in das Gesicht des Sterbenden, dessen brechender Blick ihn traf.

„Verflucht!“ stammelte Woronski, und versuchte mit einer letzten Anstrengung sich emporzurichten.

Er vermochte es nicht!

„Verflucht sei —“

Mehr vermochte er nicht hervorzubringen.

Wie seinen Helfershelfer Heinzelmann, so hatte auch ihn der Tod bei der Verübung seiner letzten Frevelthat ereilt!

„Fort, Herr Lieutenant, fort!“ rief mit dem Tone der Angst ein Soldat von Meisters Compagnie diesem zu, welcher regungslos auf die Leiche starrte, die zu seinen Füßen lag, und deren Anblick einen Sturm von Gedanken in ihm zu erregen schien.

Dieser Zuruf brachte Meister, dessen Sinne sich in die Vergangenheit verirrt hatten, zu der Gegenwart zurück!

„Hilf mir, den Todten fortschleppen!“ gebot er dem Soldaten. „Ich habe geschworen, daß dieser Spion hängen soll, und ich will meinen Schwur halten!“

Der Soldat aber folgte dem Befehle seines Offiziers nicht, denn er hatte zu große Eile, sich dem Rückzuge anzuschließen, der jetzt schon in wilde Flucht auszuarten begann.

Doch Meister ließ sich von der Ausführung seines Vorsatzes nicht abhalten, obgleich er dadurch in die Gefahr gerieth, gefangen genommen zu werden, denn schon zeigte sich in nicht sehr weiter Entfernung preußische Cavallerie.

Er schlang Woronski's eigene Schärpe um dessen Hals, schleifte ihn zu einem nur wenige Schritte weit stehenden Baume und hing ihn an einem niedrigen Aste desselben auf.

Dann riß er ein Blatt aus seiner Brieftasche, und schrieb mit großen Buchstaben darauf:

„Ein preußischer Spion!"

Das Papier befestigte er darauf so an der Schärpe Woronski's, daß es in die Augen fallen mußte, wenn die Preußen herankamen, und erst als er so seinen Schwur erfüllt, und das Werk seiner Rache zu Ende geführt hatte, dachte er an seine Sicherheit.

Es war dazu die höchste Zeit, denn im gestreckten Galopp kam eine Abtheilung preußischer Dragoner dahergesprengt.

Glücklich erreichte er sein Regiment, das sich noch immer nicht aufgelöst hatte, und es gelang ihm, bei Denen, die ihm zunächst standen, so viel Muth zu erwecken, daß sie noch einmal kehrt machten, den Dragonern die Stirn boten, und sie durch ein heftiges Feuer zurückwiesen.

Als dann aber ganze Schwärme von Flüchtlingen vorüberkamen, von denen Viele bereits die Gewehre weggeworfen hatten, da schloß auch sein Regiment sich der allgemeinen Flucht an.

Zwar löste es sich nicht vollständig auf, aber es dachte auch nicht mehr an Widerstand.

Der verrätherische Feigheitsruf, zu welchem Woronski das Signal gegeben, hatte die berechnete Wirkung nicht verfehlt; die Flucht war jetzt allgemein geworden, der Anstifter aber, so wie sein vorzüglichster Gehilfe, waren bereits von der Nemesis ereilt worden.

V.

Die Schlacht bei Königgrätz.

Viertes Bild: Niederlage und Flucht der Nordarmee.

Die Nordarmee war in voller Flucht, und der gänzlichen Auflösung nahe, und dennoch entstand während dieser Krisis ein Moment, in welchem nur wenig daran fehlte, daß eine jener Launen, an denen das Schicksal Wohlgefallen zu finden scheint, eine Wendung herbeiführte, die den Triumph Oesterreichs im Gefolge gehabt haben würde.

Wäre der Zufall hier dem Kaiserreich günstig gewesen, wie ganz anders würde dann die Lage Deutschlands in diesem Augenblicke gestaltet sein!

Es war in den Nachmittagsstunden, einige Zeit, nachdem das Corps des Kronprinzen von Preußen auf eine für Oesterreich so verhängnißvoll-entscheidende Weise in die Schlacht eingegriffen hatte, als für die Ungeduld des König Wilhelm die Verfolgung der sich zurückziehenden Oesterreicher nicht kräftig genug betrieben wurde.

Ohne zu bedenken, daß von diesem scheinbaren Mangel der Energie die Erschöpfung seiner Truppen die leicht zu begreifende und eben so leicht zu entschuldigende Ursache war, wurde der König von so jugendlicher Kampflust ergriffen, daß er sich selbst an die Spitze der Reservecavallerie setzte, und diese zum Angriff, zur Verfolgung, führte.

Der Anblick ihres obersten Kriegsherrn begeisterte die Reiter so sehr, daß sie ihre Ermüdung vergaßen, und laut jubelnd dem königlichen Führer nachstürmten; ja es schien, als wären sogar die Pferde von dem kriegerischen Enthusiasmus ergriffen worden, denn so kräftig und feurig, als hätten sie nicht seit acht Tagen beinahe ununterbrochene Strapatzen auszustehen gehabt, trugen sie ihre Reiter dem Feinde entgegen.

Beinahe aber hätte dieser unüberlegte Feuereifer des greisen Monarchen für Preußen die verhängnißvollste Wendung genommen, denn plötzlich schlugen österreichische Granaten vor, hinter und neben dem Könige ein; die Splitter der krepirenden Geschosse flogen todtbringend umher und zum zweiten Male an diesem Tage sah König Wilhelm sein Leben aus der unmittelbarsten Nähe bedroht.

Doch schon in der nächsten Minute waren er und die ihm folgende Reiterei durch eine Begünstigung des Terrains gegen das Feuer der österreichischen Geschütze gesichert, und wieder ging es vorwärts, dem Feinde nach, der weniger und weniger Stand zu halten anfing.

Da plötzlich sah das Gefolge des Königs, das nicht von dessen Seite gewichen war, Den, von dem in diesem Augenblicke mehr als je das Schicksal Preußens und ganz Deutschlands abhing, von einer noch ungleich größeren Gefahr bedroht, als die so eben glücklich überstandene gewesen war.

Zwei Schwadronen Hußaren, die auf die sie verfolgende preußische Cavallerie einen verzweifelten Angriff gemacht hatten, um eine hart bedrängte Infanteriecolonne der Gefahr zu entreißen, in Gefangenschaft zu gerathen, wurden durch die starke Uebermacht in die Flucht geschlagen und mit manchem Fluche auf den Lippen jagten sie rasselnd dahin, sich selbst vor der Gefangenschaft zu bewahren, der sie soeben ihre Cameraden von der Infanterie entrissen hatten.

Auf ihrer Flucht stießen sie ganz unerwartet auf den Reitertrupp, welchen das königliche Gefolge bildete.

Als dieses sich plötzlich rechts und links von den tapfern Söhnen Ungarns umgeben sah, die sich während des kurzen Feldzuges schon so in Respect zu setzen verstanden hatten; — als die gebräunten Gesichter, die blitzenden Säbel schwingend, welche die Kinder der Pußta mit so gewaltiger Kraft zu gebrauchen verstehen, sich mitten in dem Gefolge des Königs Wilhelm zeigten, die offenen Reihen desselben mit ihren raschen Pferden durchbrechend, da erbebte mehr als einem der Muthigsten das Herz, bei dem Gedanken:

„Wenn diese Ungarn den König erkennen sollten!“

Und wahrlich, die Offiziere des preußischen Hauptquartieres hatten alle Ursache, bei diesem Gedanken von Furcht, von der lebhaftesten Besorgniß um ihren König, ergriffen zu werden!

Hätten die Hußaren eine Ahnung von der unschätzbaren Beute gehabt, die sich so nahe in ihrem Bereiche befand, daß sie nur zuzugreifen brauchten, um sich derselben zu bemächtigen, so würde — daran zweifeln wir nicht — kein Einziger daran gedacht haben, sein eigenes Leben in Sicherheit zu bringen, sondern Alle hätten gestrebt, sich des Königs zu bemächtigen, und lebhaft zeigt sich unserer Phantasie das Bild, bei dessen Entrollung alle Preußenherzen, welche dasselbe erblickt

hätten, vor Entsetzen erstarrt sein würden, — wäre in diesem Augenblicke eine mächtige Stimme ertönt, den fliehenden Hußaren zurufend:

„Der Reiter dort, in dem schlichten Oberrock, mit dem grauen Haar, dem buschigen Bart, ist der König von Preußen! Bemächtigt Euch seiner, und Ihr habt die Niederlage in Sieg verwandelt — Ihr habt die Oberherrschaft Oesterreichs über Preußen gesichert!“

Wie mit einem Zauberschlage würde bei diesem Rufe bei den Söhnen Ungarns jeder Gedanke an Flucht verschwunden sein!

Nur noch der eine Gedanke hätte sich Aller bemächtigt: „Wir müssen den König gefangen nehmen!“ und mit unwiderstehlicher Gewalt wären Alle auf den obersten Kriegsherrn der Preußen eingestürmt; wer sich ihnen widersetzt hätte, wäre unter ihren wuchtigen Säbelhieben aus dem Sattel gesunken, und obgleich seine Getreuen mit ihren Leibern einen lebendigen Wall um den König Wilhelm gebildet haben würden, wären die Hußaren endlich bis zu dem Monarchen durchgedrungen.

Wohl hätte König Wilhelm den gegen ihn geschwungenen, von preußischem Blute triefenden Säbel abzuwenden, die eigene Waffe, die noch kein Blut gesehen, erhoben, aber stark genug zur Führung des Commandostabes, zu schwach jedoch zur Führung des schweren Säbels, und ungewohnt in der Handhabung desselben — denn Fechtübungen gehören nicht mehr zu den Regentenpflichten eines Fürsten der Neuzeit, wie einst in den Zeiten des Ritterthumes — wäre die Waffe bei dem ersten, mit der vollen Kraft eines jugendlichen Naturkindes geführten Hiebe des Magyaren aus der schwachen Greiseshand weit fortgeschleudert worden, und der feindliche Monarch der Gnade seines Siegers Preis gegeben gewesen, hätte diesen nicht eine Preußenkugel, ein Preußensäbel, aus dem Sattel geworfen und so den König gerettet.

Aber diese Rettung würde nur kurze Zeit gedauert haben, denn jeder andere Hußar würde bemüht gewesen sein, in die Fußtapfen seines Cameraden einzutreten, und endlich hätte Einer, wäre er auch der Letzte von der ganzen Schaar gewesen, den Zügel von dem Pferde des entwaffneten Königs ergriffen, seinem Gefangenen die Mündung seiner Pistole auf die Brust gesetzt, und ihn aus der Mitte seines Gefolges und seiner ganzen Armee fortgeführt, denn gelähmt wäre jeder Preußenarm herabgesunken, gelähmt durch die Ueberzeugung, daß der Ungar, dessen blitzende Augen, dessen kräftige Haltung, für seine feste

Entschlossenheit ein unwiderlegliches Zeugniß ablegten, eher seinen Gefangenen niederschießen, als sich denselben entreißen lassen würde, sollte er diese That auch mit dem eigenen sicheren Tode büßen.

Doch eine solche Gefahr drohte dem Könige Wilhelm nicht, denn die fliehenden Hußaren hatten keine Ahnung, wer der Reiter sei, den Mehrere von ihnen sahen, und Mancher sprengte nahe genug an ihm vorüber, um ihn mit seinem Säbel erreichen zu können, ohne den Hieb zu thun, der vielleicht für Oesterreich von den wichtigsten Folgen hätte sein können.

Bald nachdem diese Gefahr glücklich an dem Könige von Preußen vorübergegangen war, schien er die Ueberzeugung zu gewinnen, daß seine persönliche Betheiligung an dem Kampfe nicht mehr nöthig sei; er überließ daher die weitere Verfolgung des Feindes seinen Truppen, bog seitwärts ab von dem Wege, den er bisher verfolgt hatte, hielt sein Pferd an und stieg ab.

Er schien erschöpft zu sein, und das war kein Wunder, denn seitdem er sich am frühen Morgen in den Sattel schwang, hatte er sich nicht satt gegessen, gewiß eine seltene Erscheinung für einen König, dem für gewöhnlich alle nur erdenklichen Genüsse zu Gebote stehen.

König Wilhelm blickte suchend umher in dem Kreise der ihn umgebenden Offiziere, die größtentheils ebenfalls aus dem Sattel gestiegen waren.

Offenbar hegte der König irgend einen Wunsch; doch schien es, als trüge er Scheu, denselben auszusprechen.

„Befehlen Euer Majestät etwas?“ fragte dienstfertig der General von Treskow.

„Hat keiner von den Herren einen Bissen zu essen?“ fragte der König, beinahe beschämt darüber, daß ein so niederes menschliches Bedürfniß sich in diesem wichtigen Augenblicke bei ihm zu melden wagte.

Fragend blickten die Herren des Gefolges einander an, und Alle geriethen in Verlegenheit, denn keiner hatte etwas Eßbares bei sich, und die Feldflaschen, mit denen Einige versehen waren, hatten sie im Laufe des doppelt heißen Tages geleert.

Die nahehaltende Dienerschaft und die Ordonnanzen hatten die Frage des Königs ebenfalls gehört, und rasch sprangen ein Reitknecht und ein Uhlan von den Pferden und traten auf den König zu.

„Eure Majestät,“ sagte der Reitknecht mit schüchternem Tone,

„wenn ich es wagen dürfte — es ist zwar wenig — aber ich habe nicht mehr!“

Dabei nahm er aus der Hängetasche, die er an der Seite trug, ein Stück Brot und etwas Wurst, die in ein Stück von einem Zeitungsblatt gewickelt waren.

Das Alles hatte nicht eben das appetitlichste Ansehen, aber dennoch griff der König danach, sagte mit einem freundlichen Kopfnicken: „Ich danke!“ führte Brot und Wurst zum Munde und verzehrte die geringen Speisen mit einem Appetit, der ihm vielleicht oft bei den feinsten Leckerbissen an seiner königlichen Tafel gefehlt hatte.

Der Uhlan schien mit neidischen Blicken auf den Reitknecht zu sehen, dessen Gabe so huldvoll angenommen worden war.

Auch er geizte offenbar nach einer solchen Auszeichnung, und entschlossen vortretend salutirte er militärisch mit der rechten Hand, während er mit der linken seine Feldflasche erhob.

„Wenn ich es unterthänigst wagen dürfte!“ sagte er. „Es ist zwar nicht mehr viel Wein darin, aber er ist nicht schlecht, — wenn auch etwas warm!“

Ohne zu zögern, streckte der König die Hand nach der Feldflasche aus, und mit sichtlichem Wohlgefallen leerte er sie bis auf den letzten Tropfen.

Dann gab er sie dem Eigenthümer dankend zurück, und zu seinem Gefolge sich wendend, sagte er lächelnd:

„Meine Herren, so gut hat mir seit langer Zeit keine Mahlzeit geschmeckt. — Nun aber, dächte ich, steigen wir wieder zu Pferde, und sehen uns ein wenig auf dem Schlachtfelde um, das jetzt ganz in unserer Gewalt ist, wie ich glaube!“

Der König bestieg hierauf sein Pferd; die Offiziere, welche ebenfalls abgestiegen waren, folgten seinem Beispiele, und das ganze Gefolge ritt dem blutgetränkten Kampfplatze zu, wohin wir vorauseilen wollen, um den Augen unserer Leser noch einige der ergreifendsten Schlachtbilder vorzuführen. — —

Mit verbissenem Ingrimm den Rückzug seines Corps leitend, sah der Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz sich von einem preußischen Cavallerie-Regimente hartnäckig verfolgt; da zeigte sich seinem besonnenen Blicke eine günstige Gelegenheit, dem Feinde empfindlichen Schaden beizubringen, und zugleich die weitere Verfolgung durch denselben für einige Zeit zu hemmen.

Er hatte nämlich in diesem Augenblicke die Batterie des Hauptmann Arbeneb, — wenn der Name uns richtig genannt wurde, — erreicht, der gezwungen gewesen war, seine frühere Stellung zu verlassen und nun seitwärts der Straße, auf welcher die Infanterie retirirte, seine Geschütze aufgefahren hatte, mit der größten Kaltblütigkeit die Gelegenheit oder den Befehl erwartend, den Preußen wiederholt den Beweis zu liefern, daß die österreichische Artillerie ihres Rufes noch immer würdig sei.

Als der Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz die ruhige Haltung der Batterie sah, überflog ein heiterer Zug des Wohlgefallens seine bis dahin durch das Mißgeschick dieses Tages verfinsterte Stirn und zu dem Hauptmann Arbeneb hinsprengend, sagte er rasch, indem er zugleich auf die anrückende preußische Cavallerie zeigte:

„Herr Hauptmann, in jenem Kornfelde, das sich in einer sanften Abdachung den Hügel hinanzieht, finden Sie eine günstige Aufstellung, um die allzuhitzigen Feinde durch ein Flankenfeuer ein wenig abzukühlen.“

Kaum hatte der Hauptmann den Befehl vernommen, als er ihm auch schon nachkam und es waren höchstens zwei oder drei Minuten vergangen, als schon aus dem Kornfelde die ersten Kugeln in die Reihen der Preußen einschlugen, in denen sie empfindlichen Schaden anrichteten.

Mit freudiger Genugthuung beobachtete Hauptmann Arbeneb die Wirkung seines Feuers, da empfand er plötzlich einen eigenthümlichen Ruck und in demselben Augenblick wurde er mit einem lauten Knall mehrere Schritte weit fortgeschleudert.

Blutend, halb betäubt, erhob er sich vom Boden. Als er sich dann umschaute und wieder zur vollen Besinnung kam, wurde ihm klar, was mit ihm geschehen war.

Sein Pferd lag, furchtbar zerrissen, in mehreren Stücken rings umher, und der Hauptmann konnte bei diesem Anblicke nicht zweifeln, daß das Thier von einer Granate getroffen worden war, die in eben dem Augenblicke crepirt sein mußte, als sie in den Leib des Pferdes eindrang.

So war er auf eine beinahe wunderbare Weise dem Tode entgangen und mit einigen unbedeutenden Contusionen und Schrammen davon gekommen.

Diese hinderten ihn zwar, ein Pferd zu besteigen, nicht aber, das Commando seiner Batterie fortzuführen.

Er that dies mit der Ruhe und Kaltblütigkeit eines erfahrenen Soldaten, ohne auf die ziemlich heftigen Schmerzen zu achten, die er empfand und als er sich endlich gezwungen sah, zurückzuweichen, um nicht abgeschnitten und gefangen zu werden, nahm er neben seinen Artilleristen einen Platz auf dem Protzkasten mit dem genugthuenden Bewußtsein ein, dem Feinde namhafte Verluste zugefügt zu haben. — —

In ähnlicher Gefahr wie der Hauptmann Arbeneck befand sich beinahe zu gleicher Zeit mit diesem ein Rittmeister der Dragoner, dessen Namen wir leider nicht zu ermitteln vermochten.

Bei einem Angriffe, den sein Regiment auf ein preußisches Uhlanen-Regiment gemacht hatte, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen und die Kugel streifte zugleich, wenn auch nur leicht, seinen Schenkel.

Er kam unter seinem Pferde zu liegen und nur mühsam arbeitete er sich während der letzten Todeszuckungen desselben unter dem treuen Thiere hervor.

Als ihm dies endlich mit großer Anstrengung gelungen war, sah er mit dem lebhaftesten Schmerze, daß sein Regiment, stark zusammen geschmolzen durch die letzten Kämpfe dieses Tages, bei denen die Cavallerie ihre ganzen Kräfte aufbieten mußte, um die Infanterie vor völliger Vernichtung zu bewahren, vor den Uhlanen, denen ein zweites Regiment zu Hülfe gekommen war, entfliehen mußte.

Er hoffte, von den Cameraden ein Pferd erhalten zu können, oder das reiterlose eines gefallenen Dragoners aufzugreifen. Schon streckte er auch die Hand nach dem Zügel eines solchen aus, das in wilden Sprüngen an ihm vorüberbrauste; aber das Thier machte erschrocken einen Satz zur Seite, der Zügel, den er bereits gefaßt hatte, entglitt seinen Händen und selbst von den Leuten seiner eigenen Schwadron, die an ihm vorüber galoppirte, hörte Keiner auf die rufende Stimme seines Rittmeisters.

Dieser trat in dumpfer Verzweiflung, sich in sein Schicksal ergebend, an den Rand der Straße, in Geduld seine Gefangennahme erwartend.

Doch anders hatte es der Kriegsgott entschieden.

Das Pferd eines preußischen Uhlanen streifte ihn so heftig, daß es ihn in den Straßengraben hinabwarf, in den er der Länge nach zu liegen kam.

Als er sich endlich mit den heftigsten Schmerzen in dem ver-

wundeten Fuße emporrichtete, waren die Uhlanen bereits vorüber, ohne ihn beachtet zu haben.

Für diesmal also hatte der Fall ihn vor der Gefangenschaft bewahrt. Diese aber drohte ihm neuerdings durch eine Colonne preußischer Infanterie, welche auf der Straße vorrückte.

Belehrt durch die gemachte Erfahrung streckte der Rittmeister sich in dem Graben wieder aus, unbekümmert um die schlammige Nässe auf dem Boden desselben.

Er hoffte der Aufmerksamkeit der Infanterie jetzt eben so zu entgehen, wie er den Augenblick zuvor der der Uhlanen entgangen war, und seine Hoffnung sollte ihn nicht täuschen; denn als er sich nach einiger Zeit vorsichtig wieder erhob, war rings um Alles öde und still, und immer ferner und ferner erschallten die vereinzelter fallenden Schüsse des Kampfes.

Erleichtert hob sich die Brust des Rittmeisters, denn es zeigte sich ihm jetzt eine entfernte Möglichkeit, der Gefangenschaft zu entgehen, welche das traurigste Loos ist, das einen muthigen Soldaten treffen kann.

Seine erste Sorge war nun, seine Wunde zu verbinden, so gut es für den Augenblick gehen wollte; dann nahm er aus dem Säbelgurte eines gefallenen preußischen Offiziers, dessen Leiche zufällig in seiner Nähe lag, den Revolver, der in der neueren Zeit die allgemeine Waffe ist, welche die Offiziere neben ihrem Säbel führen, und als er sich mit Freuden überzeugt hatte, daß die sieben Rohre der furchtbaren Waffe sämmtlich geladen und das Rad mit den Kapseln versehen war, trat er getrosten Muthes den Marsch an, der ihn, wie er jetzt zuversichtlich hoffte, der Freiheit in die Arme führen sollte.

Seines Säbels sich wie eines Wanderstabes bedienend, schlug er eine Seitenrichtung ein, denn nur so konnte er der allgemeinen Verfolgung zu entgehen hoffen; war er aber einmal außer dem Bereiche derselben, dann zweifelte er nicht, bei dem Landvolke die nöthige Unterstützung zu finden, um wieder zu der österreichischen Armee zu gelangen, wenn auch auf weiten Umwegen.

In der That befand sich der Rittmeister etwa acht Tage nach der Schlacht in der Pflege einer Familie in Wien, die — gleich so vielen anderen — den Verwundeten wie einen ihrer Angehörigen aufgenommen hatte, um ihm die liebevollste Pflege angedeihen zu lassen.

Daß auch auf der wildesten Flucht noch glänzende Erfolge zu erringen sind, zeigte das folgende Beispiel, und diesmal ist es uns

vergönnt, durch die Nennung der Namen unserem Bilde den Stempel der Wahrheit aufzudrücken.

Auf der allgemeinen Flucht war auch das Infanterie-Regiment Nr. 61 auseinandergesprengt worden, und das gleiche Schicksal hatte das 13. Jägerbataillon getroffen.

Als der allgemeine Zusammenhalt verloren gegangen war, suchte jeder Einzelne der Gefangenschaft, vor der Alle eine gleiche Scheu hegten, zu entgehen wie es möglich war, und wechselsweise wurden zu diesem Zwecke List, Heldenmuth und Verzweiflung aufgeboten.

Für den ersten Augenblick war dieser Versuch dem Führer Tomaser von dem Infanterie-Regiment Nr. 61, sowie dem Jäger Pepernai von dem 13. Bataillon gelungen.

Beide hatten sich zufällig in der Nähe der waldbedeckten Höhe befunden, welche sich bis in die unmittelbare Nähe des Dorfes Stieschirek erstreckt, als ihre Truppentheile durch den Angriff der Preußen gesprengt wurden.

Als der Widerstand, den das 61. Regiment und das 13. Jägerbataillon anfangs noch leisteten, gebrochen war, flüchteten sich Viele in das nahe Waldesdunkel, aber sie wurden dadurch der Gefangenschaft nicht entrissen, denn starke Abtheilungen der Preußen eilten ihnen nach und holten sie ein, noch ehe sie ein sicheres Asyl aufgefunden hatten.

Nur Wenige entgingen daher der Gefangenschaft, und zu diesen wenigen Glücklichen gehörten der Führer Tomaser und der Jäger Pepernai.

Längere Zeit waren sie einzeln umhergeirrt, mit der größten Vorsicht jedes Geräusch vermeidend, durch das dichteste Gebüsch schleichend, oft sogar auf Händen und Füßen kriechend.

Plötzlich standen sie einander unerwartet gegenüber und ihre erste Bewegung war, daß jeder die Waffe gegen des Andern Brust erhob.

In demselben Augenblick erkannten sie sich aber als Waffenbrüder, und freudig stürzten sie auf einander zu, sich gegenseitig umarmend und küssend, als wären sie die ältesten Freunde.

Und doch hatten sie sich früher noch nie gesehen!

So mächtig aber wirkt die Waffengenossenschaft unter Cameraden, besonders im Augenblicke der Noth oder Gefahr, wie die, in welcher Beide sich eben jetzt befanden.

Die beiden neuen Freunde beschlossen, sich nicht wieder zu tren-

nen, und es schien ihnen, als wären sie vereint stark genug, um selbst einer größeren Anzahl von Feinden Widerstand leisten zu können.

Nachdem sie sich miteinander berathen hatten, welche Richtung sie einschlagen müßten, um die größte Wahrscheinlichkeit zu haben, den Preußen nicht in die Hände zu gerathen, machten sie sich entschlossen auf den Weg. Dabei vermieden sie zwar jeden gebahnten Pfad, hielten sich aber dennoch in der Nähe der durch den Wald führenden Fahrstraße, um in der ihnen ganz fremden Gegend wenigstens einen Anhalt der zu verfolgenden Richtung zu haben.

Etwa eine halbe Stunde mochten sie so miteinander fortgewandert sein, sorgsam auf jedes Geräusch achtend, da vernahmen sie den Hufschlag mehrerer Pferde, die hinter ihnen her auf der Landstraße trabten.

Zwischen Hoffnung und Furcht getheilt, blickten sie sich um, denn viel kam in ihrer Lage darauf an, ob die Reiter Oesterreicher oder Preußen waren.

Mit Schrecken erkannten sie die feindlichen Uniformen.

Es waren vier preußische Hußaren, die munter miteinander plauderten, wahrscheinlich die Erzählung ihrer vollbrachten Heldenthaten gegeneinander austauschend, und wohl hatte wenigstens Einer von ihnen dazu Ursache, denn er trug eine erbeutete österreichische Fahne, deren seidenes, von Kugeln zerrissenes Tuch er stolz über seinem Kopfe flattern ließ.

Als Tomaser dies sah, faßte er den Arm des Jägers und zog denselben hastig mit sich einige Schritte seitwärts fort in ein dichtes Gebüsch, das sie den Blicken der Hußaren entziehen mußte, wenn dieselben näher kamen.

„Warten wir hier auf Preuß,“ flüsterte der Ungar in halbgebrochenem Deutsch seinem Cameraden zu. „Müssen wir haben Fahne. — Du — schießen auf Hußar, ich auf Fahnenträger. — Wenn fallen Beide, wir springen vor, und stoßen andre beide Hußaren von Pferd mit Bajonnet!“

Pepernai war mit dem Rathe des Führers Tomaser vollkommen einverstanden. Er machte seinen Stutzen schußfertig, und flüsterte Tomaser zu: „Ich kann mich auf meine Kugel verlassen. Der Preuße ist schon so gut wie todt!“

Während die beiden muthigen Flüchtlinge diese Worte miteinander wechselten, waren die vier Hußaren rasch näher gekommen.

Die Möglichkeit eines feindlichen Angriffes hier, schon im Rücken der weit vorgedrungenen preußischen Armee nicht ahnend, wurden sie plötzlich aus ihrer Sicherheit durch die beinahe wie aus einem Rohre fallenden Schüsse Tomasers und Pepernais aufgeschreckt, und als der Fahnenträger, so wie einer der anderen Hußaren von den Pferden stürzten und die beiden Schützen zugleich mit lautem Triumphgeschrei aus dem Gebüsch hervorsprangen, ergriffen die anderen zwei Hußaren in der ersten Ueberraschung die Flucht, ohne sich um die Zahl ihrer Angreifer zu b kümmern.

Im Nu hatte Tomaser die zurückeroberte Fahne von ihrer Stange heruntergerissen, denn auch diese mitzunehmen war bei der gefährlichen Lage, in welcher er und sein Begleiter sich befanden, nicht thunlich.

Der Führer verbarg das gerettete Palladium unter seiner Uniform, dann leerten er und Pepernai den beiden Todten die Taschen, und rasch ging es darauf wieder zurück, tief in den Wald hinein.

Sie durchwanderten denselben seiner ganzen Länge nach, und als sie ihn endlich an seiner äußersten Südspitze, unmittelbar vor dem Dorfe Techlowitz, wieder verließen, trafen sie auf einen Trupp Oesterreicher von verschiedenen Regimentern, die sich zusammengefunden hatten und einen Augenblick rasteten, um neue Kräfte zu der Verfolgung ihrer Flucht zu schöpfen.

Tomaser und Pepernai schlossen sich den Landsleuten an, und ohne mit dem Besitze des Heiligthumes zu prahlen, das sie so glücklich geborgen hatten, erreichten sie nach Fährlichkeiten mancherlei Art, am Tage darauf Königgrätz.

Hier überlieferte Tomaser die Fahne dem Commandanten, dem er den Beistand rühmte, welchen Pepernai ihm bei der Erlangung derselben geleistet hatte, und die Namen Beider prangten einige Zeit darauf in den Listen Derer, welche zu einer Auszeichnung in besondern Vorschlag gebracht worden waren. — —

Als der Rückzug begonnen werden mußte, ließ Feldzeugmeister Benedek es seine erste Sorge sein, die Colonnen des Fuhrwesens in Sicherheit zu bringen, und dies war auch in der That um so nothwendiger, da diese schwerfällige Zuthat einer Armee für sich selbst nicht fähig ist, Widerstand zu leisten, deshalb also eines starken Commandos zu seiner Deckung bedarf, außerdem aber das Material zum großen

Theile sehr kostbar ist und der Verlust in mehrfacher Hinsicht von den Truppen schmerzlich empfunden wird.

Eine dieser Colonnen war dem Fuhrwesens-Corporal Stendler zur Führung überwiesen; denn es fehlte an Offizieren, so wie an hinreichender Bedeckung, und man hielt Stendler, seines niedern Ranges ungeachtet, für befähigt zu einemsolchen Commando.

Der Erfolg zeigte, daß seine Vorgesetzten sich in ihm nicht täuschten.

Schon hatte der Transport einen bedeutenden Vorsprung vor den retirirenden Truppen gewonnen, und Stendler glaubte aller Gefahr entronnen zu sein, da gewahrte er plötzlich, über dem niedrigen Gestrüpp hinweg, das sich eine Strecke weit neben der Straße hinzog, in nicht gar weiter Ferne auf einer kleinen Anhöhe ein starkes Commando preußischer Uhlanen.

Zwar waren sie noch nicht nahe genug, um ihre Uniformen unterscheiden zu können, allein die kleinen Fähnchen an ihren Lanzen machten sie als Preußen kenntlich.

Sie hatten auf dem Gipfel des Hügels Halt gemacht und so viel Stendler zu bemerken glaubte, sahen sie sich nach allen Seiten um.

Wahrscheinlich spähten sie nach einer Beute, ihre Unentschlossenheit gab aber Stendler die beruhigende Ueberzeugung, daß sie ihn noch nicht entdeckt hatten, denn wäre dies der Fall gewesen, so würden sie sicher schon die Höhe herab gegen ihn zu gesprengt sein.

Das Gebüsch, so niedrig es auch war, mußte seinen Transport ihren Blicken entzogen haben, und nur einem glücklichen Ungefähr konnte er es zuschreiben, daß die Preußen noch keinen der Köpfe bemerkt hatten, welche, gleich dem seinigen, über das Gesträuch emporragten.

Vielleicht aber hatten sie die schwarzen Punkte wohl bemerkt, konnten aber der Entfernung wegen nicht erkennen, daß es die Köpfe österreichischer Soldaten waren.

Um die Gefahr der Entdeckung zu vermindern, stieg Stendler selbst vom Pferde und ließ auch alle Fuhrknechte absteigen, so daß sie für den Augenblick den Feinden unsichtbar wurden.

Dies konnte aber nur so lange dauern, bis das schützende Gebüsch aufhörte.

Um die Grenze desselben nicht unvorsichtig zu überschreiten und dadurch den Preußen wieder sichtbar zu werden, ließ Stendler den

Transport Halt machen und eilte dann voraus, um das Terrain zu recognosciren.

Zu seiner großen Freude überzeugte er sich, daß das Gebüsch sich noch eine ganze Strecke fortzog, und so weit hätte er daher wohl auf Sicherheit rechnen dürfen; verfolgte er aber die Straße, auf welcher er sich befand, dann konnte sein Transport der Aufmerksamkeit der Preußen endlich doch nicht entgehen, denn die ganze Gegend ringsumher war gegen die Elbe zu so eben, daß sie sich nach allen Richtungen hin mit einem Blicke übersehen ließ.

Den Weg zu verfolgen, so lange jene Uhlanen in der Nähe blieben, durfte Stendler daher nicht wagen, und ein Blick, den er, die Zweige des Gesträuches vorsichtig auseinanderbiegend, auf die Feinde richtete, zeigte ihm, daß sie ruhig die Gelegenheit abzuwarten beschlossen hatten, denn die Meisten waren abgesessen, und nur Einzelne, augenscheinlich Schildwachen, ritten auf der Höhe hin und her, nach allen Seiten spähend, ob sich keine Oesterreicher zeigten, auf die sie ihren Angriff richten könnten, um sie gefangen zu nehmen.

Corporal Stendler befand sich in einer verzweiflungsvollen Lage, denn den Halt, zu dem er sich ohnehin nur widerstrebend, und durch die Noth gedrängt, entschlossen hatte, durfte er nicht zu sehr verlängern, weil sich sonst mit Gewißheit erwarten ließ, daß auch noch andere Abtheilungen der Preußen herankommen würden, und daß er dann unfehlbar entdeckt und gefangen genommen werden mußte.

Seine Lage war um so schwieriger, da er sich mit keinem seiner Untergebenen berathen konnte und er wohl fühlte, daß bei der Wichtigkeit seines Transportes eine ungeheure Verantwortlichkeit auf ihm lastete.

Bald aber hatte Stendler seinen Entschluß gefaßt.

Als er vorhin seine Recognoscirung machte, bemerkte er, daß rechts ab, in der entgegengesetzten Richtung von den Preußen, und nach der Elbe zu, eine kleine Vertiefung sich zog, die sich immer weiter abwärts senkte, so daß er hoffen durfte, in derselben noch längere Zeit durch das Gebüsch verdeckt zu bleiben.

Zwar lief in dieser Vertiefung keine gebahnte Straße hin, auch war der Boden von dem Regen durchweicht, aber es gab keinen andern Weg der Rettung und es galt daher kein langes Besinnen.

Er ließ auf die Gefahr hin, von den Preußen bemerkt zu werden, die Wagenführer ihre Pferde wieder besteigen, und trieb sie dann zu der eiligsten Fahrt durch die bemerkte Niederung an.

An die Spitze der Colonne stellte er den zuverlässigsten seiner Untergebenen, er selbst aber blieb zurück und schloß den Zug, theils um ihn fortwährend zur Beschleunigung der Fahrt anzutreiben, theils um die Preußen zu beobachten.

Was er gefürchtet hatte, geschah!

Die Spitze seines Zuges konnte seiner Schätzung nach kaum das freie Feld erreicht haben, als die Uhlanen auf ihrer Anhöhe in Bewegung geriethen.

Die Schildwachen sprengten aus verschiedenen Richtungen zu einem Punkte, an welchem sich wahrscheinlich der Commandeur befand, erstatteten ihm offenbar Rapport, und deuteten mit den ausgestreckten Armen nach der Gegend, in welcher sich Stendler mit seiner Wagencolonne befand.

Er konnte daher nicht zweifeln, daß er entdeckt sei und in dieser Vermuthung wurde er bestätigt, als den Augenblick darauf ein schwacher Trompetenton von dem Winde bis zu ihm herübergetragen wurde, und er sah, wie augenblicklich die Mannschaften zu ihren Pferden eilten, aufsaßen, und die ganze Abtheilung die Höhe herabsprengte.

Daß ihm die Verfolgung galt, war offenbar und eben so gewiß, daß der ganze wichtige Transport in die Gewalt des Feindes gerieth, wenn er eingeholt wurde, ehe er in das schützende Bereich der österreichischen Artillerie gelangte, die an dem entgegensetzten Ufer der Elbe auf mehreren Punkten aufgestellt war, um die retirirenden Truppen aufzunehmen und ihnen wo möglich Schutz gegen den verfolgenden Feind zu gewähren.

Es war also nur noch möglich Rettung zu finden, wenn es gelang, unter das befreundete Geschützfeuer zu gelangen, bevor die Uhlanen den Transport erreichten.

Stendler rief daher, an der Colonne entlang sprengend, seinen Leuten zu:

„Treibt die Pferde an, so viel es geht, und wenn sie auch stürzen sollten, sonst sind wir gefangen!"

Die Fuhrknechte gehorchten seinem Befehle, aber der Boden war so aufgeweicht, daß auf der ungebahnten Straße die Fuhrwerke nicht so schnell vorwärts kommen konnten, wie nöthig gewesen wäre, um mit Sicherheit der Verfolgung zu entgehen.

Stendler blickte daher fortwährend mit einer leicht begreiflichen und wohlgerechtfertigten Besorgniß, wechselsweise vorwärts, nach den

schützenden Ufern der Elbe und rückwärts nach den ihn verfolgenden Uhlanen, und mit wahrem Entsetzen bemerkte er, daß sich die Entfernung von den Feinden viel schneller verringerte, als die von den Freunden.

Nur drei oder vier Minuten vielleicht noch, und er war eingeholt, gefangen, und der mit so ehrender Auszeichnung seiner Führung anvertraute Transport verloren!

Da blitzte plötzlich ein rettender Gedanke bei ihm auf.

Die letzten beiden Wagen seines Zuges waren Munitionswagen, die sich nur deshalb seinem Zuge angeschlossen hatten, weil die Munition, die sie vor der Schlacht enthielten, während derselben gegen den Feind verbraucht worden war, und sie daher in der Schlachtlinie nichts mehr nützten.

Der Feind aber konnte nicht wissen, daß die Wagen leer waren, und darauf stützte Stendler die Hoffnung, daß eine Kriegslist gelingen würde, die ihm, gleich einer höheren Eingebung, in eben dem Augenblicke eingefallen war, als er sich durch die Annäherung der Preußen schon für verloren hielt.

Während er den übrigen Fuhrwerken wiederholt den Befehl einschärfte, Alles aufzubieten, um eine Furt zu erreichen, die ihm bekannt war, und deren Richtung er so genau als möglich bezeichnete, ließ er die beiden Munitionswagen halten.

Auf einen derselben hatte sich ein leicht verwundeter Artillerist geflüchtet, dessen Batterie genommen worden war, und der den Luntenstock noch in der Hand hielt, wie er sagte, um ihn seinen Kindern als Andenken zu hinterlassen, daß er mit dessen Hilfe die Feinde seines Landes in Massen niedergeschmettert hatte.

Diese Aeußerung, die Stendler vernommen, hatte ihm genügt, um dem braven Artilleristen seine Achtung und sein ganzes Vertrauen zu gewinnen.

Stendler besprach daher den Plan, den er gefaßt hatte, mit ihm so flüchtig, als die Lage dies erforderte, und als er die bereitwillige Zustimmung des Braunrockes empfangen hatte, befahl er den beiden Munitionswagen, rechts und links von der bisher verfolgten Richtung abzubiegen, und dann in langsamsten Schritt gegen die Elbe zuzufahren.

Die Fuhrknechte, die Stendler, weil er es für unerläßlich hielt, ebenfalls in das Vertrauen zog, als er ihr Zögern bemerkte,

und sie Miene machen sah, ihre Pferde zu dem schnellsten Laufe anzutreiben, gehorchten, wenn auch mit sichtlichem Widerstreben, als Stendler ihnen drohte, sie niederzuschießen, sobald sie schneller als im Schritt fahren würden.

Als er sich so des Gehorsams der Fuhrleute versichert hatte, ließ Stendler den Deckel der beiden Munitionswagen zurückschlagen.

Ueber dem einen hielt der Artillerist, der vorn auf dem Wagen stand, den mit der Lunte umwundenen Stock in drohender Stellung erhoben, obgleich die erloschene Lunte selbst neben einem gefüllten Munitionswagen ganz harmlos gewesen wäre.

Neben dem andern ritt Stendler, mit der linken Hand den Zügel führend, in der rechten eine Pistole hoch haltend.

Was der wackere Führer des Transportes erwartet hatte, das geschah.

Kaum war die beschriebene Veranstaltung getroffen, als auch schon der Führer der preußischen Uhlanen, seinen Leuten voraussprengend, aus der Entfernung ihm zurief:

„Ergebt Euch, und es soll Euch nichts geschehen!"

„Zurück!" donnerte Stendler, indem er die Mündung seiner Pistole auf das Innere des leeren Munitionswagens richtete. „Wer den beiden Wagen nahe kömmt, fliegt mit uns in die Luft! Ergeben thue ich mich nicht!"

„Ich auch nicht!" rief der Artillerist auf dem andern Wagen, indem er seine Lunte schwang.

Der Ton der beiden Braven trug so unverkennbar den Charakter der festesten Entschlossenheit, daß der Führer der Uhlanen nicht zweifelte, sie würden ihre Drohung ausführen. Dadurch würde aber ein großer Theil seiner Leute nutzlos geopfert worden sein; als sie jetzt herangesprengt kamen, gebot er ihnen daher Halt, indem er mit dem Ausdrucke des Verdrusses Stendler zurief:

„Sie werden doch nicht des Teufels sein?"

„Lieber des Teufels, als der Preußen!" rief Stendler; dann befahl er den Fuhrknechten, jetzt rasch zuzufahren, um die übrigen Wagen zu erreichen, die während dieser Verhandlung einen so großen Vorsprung gewonnen hatten, daß sie schon in Sicherheit waren, als der Commandeur der preußischen Uhlanen rechts und links, in respectvoller Entfernung von den fahrenden Pulverminen, Detachements vorschickte, um sich wenigstens der übrigen Wagen zu bemächtigen.

Ehe jedoch die Uhlanen dieselben erreichen konnten, schlugen die Kugeln der österreichischen Artillerie in ihre Glieder ein, und jeder Schritt weiter vorwärts würde ihnen Vernichtung gebracht haben!

Sie mußten sich daher, auf die sicher gehoffte Beute verzichtend, zurückziehen, und als Stendler so seine Kriegslist gelungen sah, rief er dem Commandeur seiner Verfolger höhnend zu:

„Ich danke für die ehrenvolle Escorte, Herr Rittmeister! — Uebrigens waren die Munitionswagen leer!"

Zur Bestätigung seiner Worte schoß er seine Pistole in den Wagen ab, und es folgte nicht die Explosion, welche die Feinde gefürchtet hatten.

Vor Wuth mit den Zähnen knirschend, sprengten die Uhlanen davon, um sich nicht nutzlos dem Artilleriefeuer auszusetzen, und hätten sie in diesem Augenblicke Ohren dazu gehabt, zu hören, was ihnen der Artillerist nachrief, der Stendler so wacker unterstützt hatte, so würde ihr Unwille sich wahrscheinlich bis zur Wuth gesteigert haben; denn seine Worte lauteten höhnend:

„He, Ihr Preußen, ich habe als Geselle mit einem Berliner gearbeitet, der sagte immer: „Bange machen jilt nich!" — Merkt Euch doch das, wenn Ihr Mal wieder in die Nähe von einem leeren österreichischen Pulverwagen kommt!"

Während dieser Hohnrede seines wackeren Gehilfen führte Stendler mit dem Ausdrucke stolzen Triumphes seine Colonne, an deren Spitze er sich wieder gesetzt hatte, durch die Furt, wie dies in mehreren Illustrationen dargestellt wurde, und seine Brust ist jetzt mit der silbernen Tapferkeitsmedaille für die That geschmückt, durch die er eben so viel Geistesgegenwart als kalten Muth bewiesen hat. — — —

Immer wilder, immer regelloser wurde der Rückzug; nur wenige Regimenter waren noch beisammen und bewahrten in Ordnung ihre Haltung, denn zu ansteckend wirkte das Beispiel der allgemeinen Verwirrung und Auflösung.

Die Cavallerie machte die ungeheuersten Anstrengungen, die Verfolgung durch die Preußen zu hemmen, oder wenigstens zu verzögern; dabei wurde aber auch sie zum großen Theile in einzelne Trupps aufgelöst, und diese stürzten sich, wo sie die Preußen bei der Verfolgung begriffen sahen, mit heldenmüthiger Todesverachtung auf die Feinde, ohne sie zu zählen.

Dies that auch ein Oberlieutenant von den Hußaren — Graf Berchem wurde er uns genannt, wenn wir den Namen anders richtig behalten haben — an der Spitze des Häufleins Hußaren, die er führte.

Die Preußen, ebenfalls Hußaren, waren fünffach überlegen, aber was fragten danach die Ungarn? Sie glaubten, dies wäre das richtige Verhältniß, um beide Theile einander gleich zu machen.

Aber die Ueberzahl war dennoch zu groß, denn unmöglich kann ein Säbel, und würde er auch in der Faust eines ungarischen Hußaren geschwungen, fünf feindliche Klingen zugleich abwehren.

Das tapfere kleine Häuflein kam daher bald arg in das Gedränge; Graf Berchem selbst war von Feinden dicht umringt, und er schien verloren zu sein, denn während er selbst einen feindlichen Hußaren vom Pferde hieb, schwang ein anderer, ohne daß der Graf es bemerkte, den Säbel über seinem unbedeckten Haupte.

Der Hieb sauste mit aller Kraft herab, und es schien unvermeidlich, daß er dem Oberlieutenant den Kopf spalten müßte, da wurde er im letzten Augenblicke durch den Ungarsäbel des Wachtmeisters unschädlich gemacht, der eben zu rechter Zeit auf den Arm des Preußen niederfiel.

Kaum war Graf Berchem so der Todesgefahr entronnen, als sein Pferd, schwer verwundet, mit ihm zusammenstürzte.

Auch jetzt wieder wurde der wackere Wachtmeister der Retter seines Offiziers.

Schnell wie der Blitz war er vom Pferde.

„Herr Oberlieutenant,“ sagte er, dem Grafen den Zügel reichend, „nehmen Sie meinen Braunen und sehen Sie durchzukommen, denn an Ihnen ist mehr gelegen, als an mir!“

Während er so sprach, wehrte sein Säbel, mit Fechterkunst ein Rad schlagend, die Preußen ab; Graf Berchem gewann dadurch Raum und Luft, sich in den Sattel zu schwingen, und rechts und links wüthende Hiebe austheilend, gelang es ihm, sich aus dem dichten Knäuel der Feinde herauszuhauen, und umgeben von wenigen seiner treuen Hußaren davonzusprengen.

Wohl wurden sie verfolgt, aber ihre kräftigeren und rascheren Pferde gewannen ihnen bald einen bedeutenden Vorsprung, und die einzelnen besser berittenen Preußen, von denen sie erreicht wurden, sahen sich blutig zurückgewiesen.

Als Graf Berchem endlich die Zeit dazu gewann, blickte er sich um nach seinem Wachtmeister, seinem Lebensretter.

Eine dunkle Hoffnung hatte ihm bisher zugeflüstert, auch er möchte entkommen sein; aber er war nicht zu erblicken, und der Oberlieutenant konnte daher nicht daran zweifeln, daß er unter den preußischen Hußarensäbeln gefallen sei.

Dieser Gedanke schmerzte ihn mehr als die zwei leichten Wunden, die er aus dem Kampfe davongetragen hatte, und die er jetzt erst bemerkte, als er die Muße dazu fand, sie vorläufig zu verbinden.

Graf Berchem, bei welchem der Kummer über die erlittene Niederlage sich mit dem über das Schicksal seines Lebensretters paarte, konnte sich seit dem Tage von Königgrätz einer trüben Stimmung nicht erwehren, und seine sonstige Heiterkeit schien für immer verschwunden zu sein.

Als sein stark zusammengeschmolzenes Regiment gegen Ende des Juli nach Wien verlegt wurde, nahm Graf Berchem für einige Tage Urlaub, um seine Wunden, die bereits zu verharschen begonnen, vollends zu heilen, und schneller, als er es gehofft hatte, war dies geschehen.

Er begab sich daher in den Prater, wo sein Regiment im Bivouak lag, denn er wollte nicht länger, als unumgänglich nöthig, aus den Reihen desselben entfernt bleiben.

Noch immer war seine Miene trübe, denn er konnte den Verlust seines Wachtmeisters nicht verschmerzen, und was ihn besonders bedrückte, war, daß er die Familienverhältnisse seines Lebensretters nicht genau genug kannte, um wenigstens den Angehörigen desselben seine Dankbarkeit beweisen zu können.

Langsam, mit gesenktem Kopfe, schritt der Oberlieutenant der Stelle zu, wo sein Regiment lagerte.

Erst als er demselben bereits nahe war, erhob er seine Blicke; da überflog ein Strahl der Freude sein Gesicht.

An der Fronte der an Pflöcken befestigten Pferde seiner Schwadron ging sein Wachtmeister auf und nieder, bald hier mit einem der Hußaren plaudernd, bald dort einen Befehl ertheilend.

Bei diesem Anblicke wurde der bisher langsam schleichende Gang des Oberlieutenants zum beflügelten Laufe, und überrascht blickte der Wachtmeister sich um, als er sich von den Armen seines Offiziers umschlungen, sein gebräuntes Gesicht von dessen Küssen bedeckt fühlte.

„Gott sei Dank, daß Sie wieder bei uns sind!" rief Graf Berchem mit laut-jubelnder Freude. „Sie glauben nicht, wie mich der Gedanke an Ihren Tod, den ich für gewiß hielt, geschmerzt hat."

Ohne den Wachtmeister zu Worte kommen zu lassen, riß er seine prachtvolle goldene Uhr mit der schweren goldenen Kette aus der Tasche, drückte sie dem Wachtmeister in die Hand und rief dazu mit gerührter Stimme:

„Nehmen Sie das zu meinem Andenken!"

Dann zog er drei oder vier kostbare Ringe vom Finger und gab sie ebenfalls dem Wachtmeister, indem er mit stockendem Athem sagte:

„Und das! — Und das!"

Aber noch immer glaubte der Graf seiner Dankbarkeit nicht genügt zu haben, und seine wohlgefüllte Brieftasche aus der Brust seines Dolmans hervorziehend, ließ er sie der Uhr und den Ringen folgen.

„Haben Sie eine Mutter, Schwestern, theure Angehörige, so senden Sie ihnen Geld, damit auch sie sich mit mir über Ihre Rettung freuen," sagte er dabei. „Tractiren Sie auch auf meine Kosten unsere Hußaren, denn ich will, daß der Tag, an dem ich Sie, den ich schon als todt betrauerte, wieder gefunden habe, für die ganze Schwadron ein Festtag sein soll!"

Der Wachtmeister, der nicht wußte, wie er alle die Geschenke halten sollte, sagte mit ergreifender Einfachheit weiter nichts, als die Worte:

„Az a batta, hab' ich blos gethan Schuldigkeit!"

„Nein, mein Braver, Sie haben mehr als Ihre Schuldigkeit gethan!" rief der Oberlieutenant voll Feuer. „Sie haben sich für mich geopfert, und nie, nie werde ich Ihnen das vergessen, denn ich hänge an dem Leben, ich will mich desselben noch lange freuen, und daß ich das kann, das danke ich nur Ihnen, denn unsere Hußaren haben mir erzählt, daß der Preuße mir unbedingt den Schädel gespalten haben würde, hätte nicht Ihr Säbel zu rechter Zeit seinen Arm getroffen!"

Während dieses Auftrittes hatten die Hußaren ihren Oberlieutenant und ihren Wachtmeister neugierig umringt, und als der Erstere sich jetzt rasch entfernte, um sich den stürmischen Danksagungen des Wachtmeisters zu entziehen, folgte ihm mehrfach wiederholtes donnerndes Eljen! — —

Auch das Regiment Deutschmeister hatte sich dem allgemeinen

Schicksal nicht zu entziehen vermocht; mit fortgerissen durch die Flucht, war es theilweise zersprengt worden, doch jede einzelne Abtheilung machte, sobald sie von dem verfolgenden Feinde eingeholt wurde, noch dem guten Rufe Ehre, den dieses Regiment der „lustigen Wiener Kinder" sich durch seinen Muth erworben hat.

Dies bewies auch ein Trupp von etwa 100 Mann, der sich unter dem Commando des Lieutenant Meister gesammelt, zurückzog.

Wiederholt machte er gegen die Verfolger Front, und auf die Aufforderung, sich gefangen zu geben, war schon mehrmals eine wohlgezielte Lage die trotzige Antwort gewesen.

Aber immer mehr schwand das Häuflein zusammen, und als endlich eine starke Abtheilung Cavallerie gegen dasselbe herangesprengt kam, erkannte Meister die Unmöglichkeit, noch länger vereint dem vielleicht zehnfach überlegenen Feinde Widerstand zu leisten.

Die Gefangenschaft Aller wäre ihr unvermeidliches Loos gewesen!

Der Trupp befand sich eben in dem von Gräben und Teichen durchschnittenen Terrain, welches sich von Rodanetsch in nordöstlicher Richtung über eine bedeutende Strecke hinzieht.

Dadurch wurde wenigstens Einzelnen die Möglichkeit geboten, sich der Gefangenschaft zu entziehen, wenn sie sich auflösten, während sie selbst bei der tapfersten Gegenwehr Alle hätten das Gewehr strecken müssen, wären sie in geschlossener Masse beisammen geblieben.

Mit schwerem Herzen erkannte Meister die traurige Nothwendigkeit, das muthige Häuflein aufzulösen, das sich bisher so wacker zusammengehalten hatte.

Mit so wenigen und so flüchtigen Worten, als die Lage dies erheischte, setzte er das Gebot der Nothwendigkeit auseinander, und noch ehe die preußischen Kürassiere herankamen, um sich der sicher gehofften Beute zu bemächtigen, stäubte dieselbe, wie Spreu vor dem Winde, nach allen Richtungen auseinander.

Jetzt galt es nicht mehr der Gefangennehmung der ganzen Abtheilung, sondern der Verfolgung vieler Einzelnen. Dazu mußten auch die Kürassiere sich auflösen, und sie thaten dies, von Zorn ergriffen.

Es entstand nun eine wahre Hetzjagd über die weitgedehnte Ebene.

Hier wurde einer der Fliehenden ereilt, und der Reiter, der für den Augenblick genug gethan zu haben glaubte, ritt mit seinem Gefangenen zurück.

Dort sprang ein anderer Flüchtling über einen sumpfigen Gra-

ben, oder durchwatete denselben, wenn er zu breit zu einem Sprunge war, und der schwere Reiter sah sich dadurch an der weiteren Verfolgung verhindert.

Wieder an einer andern Stelle stand ein Verfolgter auf dem Punkte, eingeholt zu werden; da drehte er sich um, erhob sein Gewehr gegen den Verfolger, und drückte wie in einem Anfalle der Verzweiflung seinen Schuß auf seinen Verfolger ab, beinahe ohne zu zielen.

Aber dennoch traf die Kugel ihr Ziel; der Reiter stürzte, und der Flüchtling war gerettet, wenn auch vielleicht nur, um wenige Minuten später von einem andern Kürassier gefangen genommen zu werden.

Meister, der seinen Leuten nicht das Signal zu einer kopflosen Flucht geben wollte, der sie deshalb dringend ermahnte, ihre Gewehre nicht wegzuwerfen, — der außerdem aber auch wünschte, sich möglichst von dem Schicksal Derer zu überzeugen, die so lange bei ihm ausgehalten und alle Gefahren mit ihm getheilt hatten, nahm den Stutzen und die Patrontasche eines Jägers, der todt am Wege lag, und hielt sich dann beständig in den letzten Reihen der Retirirenden.

Sah er das Feld hinter sich auf eine Strecke frei, so beschleunigte er seine Schritte, ohne deshalb zu laufen; denn theils scheute er sich, dadurch bei Denen, welche die Blicke noch immer von Zeit zu Zeit auf ihn richteten, in den Verdacht feiger Furcht zu gerathen, theils wollte er nicht außer Athem kommen, um seine Kräfte für den Fall zu schonen, daß ein eiliger Lauf wirklich nothwendig werden sollte.

Verfolgte einer der Kürassiere ihn zu heftig, so machte er Halt, ließ den Feind bis auf die nächste Nähe herankommen, und wenn sein Blut ruhig, seine Hand fest genug war, gab er Feuer.

Schon drei seiner Verfolger hatte er auf diese Weise todt niedergestreckt, oder wenigstens zu weiterer Verfolgung unfähig gemacht, da sah er sich, ehe er Zeit gefunden hatte, wieder zu laden, auf's Neue bedroht, diesmal aber auf eine Weise, die gefährlicher werden konnte, als alle früheren Verfolgungen, denn der Kürassier, der durch einen breiten Graben gehindert wurde, ihn zu erreichen, der ihm aber doch schon bis auf eine geringe Entfernung nahe gekommen war, stieg ab, nahm seinen Karabiner, stellte sein Pferd quer, trat dahinter, benützte den Sattel als Stützpunkt und zielte mit der größten Ruhe, ehe er seinen Schuß abfeuerte.

Meister glaubte, jetzt sei es an der Zeit, den bisher verschmähten Lauf anzutreten, um aus dem Bereiche des Schusses zu kommen, als aber dieser fiel, da stürzte Meister, dicht unter dem rechten Knie getroffen, nieder.

Wäre er ruhig liegen geblieben, so würde der Preuße ihn wahrscheinlich für todt gehalten, und sich nicht weiter um ihn bekümmert haben; aber Meister raffte sich auf, und mühsam schleppte er sich weiter.

Als der Preuße sah, daß sein Feind nicht todt sei, erwachte in ihm das Verlangen, sich durch die Einbringung eines gefangenen Offiziers Lob und Ruhm, vielleicht sogar einen Orden zu gewinnen; er bestieg daher sein Pferd wieder, trieb es zu dem früher nicht gewagten Sprunge über den Graben, und jagte mit hoch geschwungenem Pallasch auf Meister zu.

Dieser erkannte mit einem Gefühle unendlicher Bangigkeit, daß der Reiter ihn in zwei bis drei Minuten, vielleicht auch in noch kürzerer Zeit, unfehlbar eingeholt haben würde.

Mit Schaudern dachte er daran, welches Loos ihm, obgleich sein Todfeind für immer unschädlich gemacht worden war, zu Theil werden könnte, wenn er in preußische Gefangenschaft gerieth.

Zu dem Aeußersten entschlossen, riß er daher den Revolver aus seinem Gürtel und richtete mit kalter Todesverachtung die Mündung auf seine Stirne.

Da war es ihm, als wehrte Margarethe seine Hand ab; es durchzuckte ihn ein Gedanke der Rettung, und er warf sich zu Boden, den Kolben des Revolvers fest umfaßt und den Zeigefinger an dem Abzuge.

Wenige Augenblicke darauf war der Küraßier an seiner Seite.

Als er ihn so regungslos daliegen sah, sprang er vom Pferde.

„Verwünscht, wenn er todt wäre, „sagte er mürrisch," das brächte mich um die gehoffte Belohnung, und ich hätte mir den Sprung über den Graben ersparen können."

Damit beugte er sich über Meister, um sich von dessen Zustand zu überzeugen, und ihn aufzurütteln, wenn er nur verwundet wäre.

Er war fest entschlossen, sich seinen Gefangenen nicht entgehen zu lassen, müßte er ihn auch schwerverwundet mit auf sein Pferd nehmen.

Aber seine Hoffnung sollte auf eine furchtbar-grausame Weise getäuscht werden!

In dem Augenblick, als er sich zu Meister niederbückte, drückte dieser seinen Revolver auf ihn ab, und ohne einen Laut auszustoßen, sank der Kürassier todt zu Boden.

Meister erhob sich darauf mühsam, sah mit schmerzlichen Blicken auf die Leiche und sagte dumpf in sich hineinsprechend:

„Du armer Mensch! Hätte ich es in meiner Gewalt gehabt, so würde ich Dich nur verwundet haben, um Dich für mich unschädlich zu machen, und beinahe könnte ich mich in meinem Gewissen als Deinen Mörder betrachten, weil ich Dich auf eine hinterlistige Weise niederschoß, obgleich ich nur eine Kriegslist anwendete!“

Doch die finsteren Gedanken abschüttelnd, die sich seiner bemächtigt hatten, sagte er nach einer kleinen Pause:

„Die, welche diesen Krieg entzündet haben, treffe die ganze Verantwortlichkeit! — Ich fühle mich in meinem Gewissen gerechtfertigt, so leid mir auch der Todte thut!“

Dann wandte er sich der Richtung zu, in welcher nach seiner Berechnung die nach Pardubitz führende Eisenbahn liegen mußte, und da er jetzt keinen Verfolger mehr bemerkte, hinkte er vorwärts.

Seine Hoffnung, die Bahn zu erreichen, und von irgend einem dieselbe befahrenden Zuge aufgenommen zu werden, verlieh ihm beinahe übermenschliche Kräfte, und dennoch konnte er sich unter den heftigsten Schmerzen nur äußerst langsam fortschleppen.

Endlich erreichte er glücklich die Bahn, und erschöpft sank er neben derselben an einer Stelle nieder, wo sie eine ziemlich bedeutende Steigung hatte.

Aengstlich spähten seine Augen nach rückwärts, von wo der Zug kommen mußte, der allein ihm Rettung bringen konnte; denn wenn er hier hilflos liegen blieb, dann mußte er früher oder später, trotz seines augenblicklichen Entkommens, in preußische Gefangenschaft gerathen!

Dieser aber den Tod vorzuziehen, war er fest entschlossen; deshalb steckte er den Revolver als letztes Rettungsmittel in die Brust seiner Uniform.

Denn eine Uniform trug er jetzt; eine mit Blut befleckte Erbschaft, die er sich von einem gefallenen Cameraden eigenmächtig zugeeignet hatte, um nicht durch seinen Civilrock die Aufmerksamkeit in einer für ihn verderblichen Art auf sich zu lenken, oder den Verdacht

zu erwecken, daß er die Offiziers-Insignien, die er zu dem bürgerlichen Rocke trug, nur betrügerisch usurpirt hätte.

Wie Meister indeß seine Augen anstrengen mochte, gewahrten sie nicht die aufsteigende Dampfsäule einer sich nähernden Lokomotive, und mit einem schweren Seufzer, der seine Entmuthigung, seine Hoffnungslosigkeit, verrieth, sank er nieder auf die Erde.

Der Schmerz in seiner Wunde und das noch immer rinnende Blut derselben, erinnerten ihn an die Nothwendigkeit, sie einstweilen zu verbinden, so gut es gehen wollte, um wenigstens den Blutverlust zu stillen, der sonst seine gänzliche Entkräftung zur Folge haben mußte.

Eben war er damit fertig und hatte sich lang auf dem Boden ausgestreckt, als ein freudiger Schreck ihn durchbebte.

Die Erde erzitterte unter der Annäherung eines Eisenbahnzuges und gleich darauf zeigte sich auch in großer Ferne der Dampf der Lokomotive.

Neu erwachte in seiner Brust die bereits ersterbende Hoffnung, daneben aber entstand die beängstigende Frage:

„Wird auch der Lokomotivführer den Zug anhalten können, wird er ihn anhalten wollen, um dich aufzunehmen?“

Während dieser peinlichen Erwartung, brauste der Zug, der nur aus Kohlenwagen bestand, mit ungeheurer Schnelligkeit heran.

Meister richtete sich empor, suchte auf jede Weise die Aufmerksamkeit des Lokomotivführers zu erwecken, und als derselbe ihm mit seiner Maschine nahe kam, rief er ihm mit der ganzen Anstrengung seiner Lunge und mit dem Ausdrucke der Verzweiflung zu:

„Nehmen Sie mich auf! Um Gottes Willen, nehmen Sie mich auf!“

Hatte der Locomotivführer seine Bitte gehört, und wollte sie erfüllen, oder machte es die Steigung — genug, der Zug hielt zwar nicht an, aber er fuhr doch so viel langsamer, daß Meister sich in den letzten Kohlenwagen zu schwingen vermochte, an den er sich mit der Kraft der Verzweiflung angeklammert hatte, als derselbe bei ihm vorüberkam.

Erschöpft ließ er sich in das Innere des schmutzigen Kastens hinabsinken, da rief eine Stimme mit dem Tone einiger Besorgniß:

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Lieber, daß Sie nicht auf mich fallen!“

Erschrocken sah Meister sich um nach dem S[illegible]“, da

gewahrte er einen Mann, um dessen Kopf ein Tuch gewunden war — ein unverkennbares Zeichen der Verwundung.

In demselben Augenblicke bemerkte Meister aber auch, daß der Verwundete die österreichische Generalsuniform trug, und zwar am Kragen auf der breiten Goldtresse mit den drei Sternen verziert, welche den höchsten Rang in der Armee verriethen.

Eben wollte er erschrocken eine Entschuldigung stammeln — obgleich er sich gewiß wegen nichts zu entschuldigen hatte, — da erkannte er, daß der General niemand Geringerer sei, als — der Erzherzog Wilhelm.

Erschrocken stammelte er daher:

„Mein Gott, kaiserliche Hoheit, — Sie hier — in einer solchen Lage?"

„Die Lage ist in Betracht der Umstände gar so übel nicht," entgegnete der kaiserliche Prinz mit wahrem Humor, „und wir Zwei werden in dem schwarzen Kasten mit einander wohl Platz genug haben."

Meister, der sich noch nie in seinem Leben in so hoher Gesellschaft befunden hatte, wußte anfangs nicht recht, wie er sich benehmen sollte, obgleich ihm die knechtische Furcht vieler Menschen vor den höchsten und hohen Herren, seiner Gesinnung nach, nicht eigen war, so wenig er auch bisher noch durch die Erfahrung Gelegenheit gefunden hatte, seinen Muth in dieser Beziehung zu prüfen.

Das leutselige Wesen des Erzherzogs gab ihm aber bald die volle Sicherheit des Benehmens wieder, die er zugleich mit seiner Selbstachtung gewonnen hatte.

Er antwortete daher mit aller Bescheidenheit zwar, aber doch auch mit voller Zuversicht auf die Fragen, die der Erzherzog während der gemeinschaftlichen Fahrt bei Pardubitz an ihn richtete.

Nur da gerieth Meister in große Verlegenheit, als der Erzherzog ihn fragte:

„Wo wurden Sie verwundet, Herr Oberlieutenant?"

„Eure kaiserliche Hoheit," sagte Meister, „ich bin nur Unterlieutenant, und das erst seit gestern!"

„Wie kommen Sie dann aber zu den zwei Sternen auf Ihrem Kragen?" fragte überrascht der kaiserliche Prinz.

Meister mußte dadurch Veranlassung nehmen, die Umstände auseinander zu setzen, unter denen er zu der Uniform gekommen war, ohne darauf zu achten, ob derselbe einen, zwei oder gar drei Sterne

hätte, und der Erzherzog hörte mit sichtlichem Interesse die Erzählung an, die Meister eben so anspruchslos als einfach vortrug.

Daß Meister die volle Theilnahme des Erzherzogs gewonnen hatte, davon konnte er sich überzeugen, als derselbe in Pardubitz ein eigenes Coupé erhielt, und er ihm zum Abschiede freundlich sagte:

„Besuchen Sie mich in Wien, sobald Sie ausgehen können; auch beeilen Sie sich auf meine Verantwortung hin nicht zu sehr, den zweiten Stern von Ihrem Kragen herunter zu nehmen!“

Mit herablassendem Gruße stieg der Erzherzog in sein Coupé, welches ihm allerdings etwas mehr Bequemlichkeit bot, als die schwarze Kohlen-Lowry, und wenige Minuten darauf brauste der Zug in der Richtung nach Wien davon.

Die Brust von den Gefühlen freudiger Hoffnungen geschwellt, blickte Meister dem Zuge einige Zeit nach, dann aber hinkte er, auf den Arm eines mitleidigen Soldaten sich stützend, nach dem Verbandplatze, denn die Schmerzen in seinem verwundeten Fuße wurden mit jeder Secunde heftiger, und er erkannte, daß schnelle Hilfe Noth thue.

Diese wurde ihm auch sehr bald zu Theil, aber er mußte sich dabei der schmerzhaften Operation unterwerfen, die Kugel aus der Wunde ziehen zu lassen.

Er erlitt diese Operation mit stoischem Muthe, und als sie beendigt war, fragte er nicht ohne ein Gefühl banger Besorgniß den Wundarzt, der ihm einen kunstgerechten Verband anlegte:

„Was halten Sie von der Wunde, Herr Doctor? Wird mir das Bein erhalten bleiben, oder sollte eine Amputation —?“

Er hielt schaudernd inne, denn mit fürchterlicher Gewalt stürmte in diesem Augenblicke der Gedanke auf ihn ein, daß Margarethe ihm ihre Liebe entziehen möchte, wenn sie ihn mit einem Stelzfuße als Krüppel wiedersähe.

„Bis jetzt,“ sagte der Wundarzt mit dem Tone zuversichtlicher Ueberzeugung, „bis jetzt sehe ich dazu keine Nothwendigkeit; wenn Sie sich schonen können, wenn Ihnen die nöthige Pflege wird, und kein besonderer Uebelstand hinzukömmt, so möchte ich dafür bürgen, daß Ihnen das Bein erhalten bleibt. Aber freilich —“ fügte er zögernd hinzu und hielt dann inne.

„Was wollen Sie sagen, Doctor?“ drängte Meister. „Vor dem Schlimmsten haben Sie meine Furcht gehoben; alles Uebrige ist leicht zu ertragen!“

„Freilich," ergänzte der Doctor seine unterbrochene Rede, „dürfte Ihr Fuß steif bleiben, und Sie daher zu fernerem Dienst untauglich sein."

„Wenn es weiter nichts ist," rief Meister freudig, „das Unglück ist leicht zu ertragen! Von dem Lieutenantsgehalt läßt es sich ohnehin mit Frau und Kindern nicht leben!"

„Sie haben Frau und Kinder?" fragte der Wundarzt theilnahmvoll.

„Noch nicht," entgegnete Meister lachend, „aber ich rechne darauf, mir gleich nach dem Friedensschlusse das Glück des Familienlebens zu gewähren."

„Nun, um Sie Ihrer zukünftigen Familie so gesund als möglich zu erhalten," sagte der Wundarzt lachend, „werde ich dafür sorgen, daß Sie mit dem nächsten Zuge nach Wien befördert werden, denn regelmäßige Pflege, so wie die nöthige Ruhe, sind es besonders, deren Sie bedürfen."

Der Arzt eilte darauf fort, um für den Verwundeten, der seine ganze Theilnahme gewonnen hatte, zu sorgen, und schon an dem Abend desselben Tages wurde Meister in einer wohlhabenden Bürgerfamilie Wiens ein Gegenstand der aufmerksamsten Pflege.

VI.

Auf dem Schlachtfelde.

König Wilhelm führte seinen Vorsatz aus, das Schlachtfeld zu besichtigen. Er erreichte die blutgetränkte kleine Strecke Erde, auf der Tausende von edlen Herzen, von Ernährern ihrer Familien, von Vätern, Söhnen, Brüdern, noch gestern der Stolz, die Hoffnung, vielleicht das einzige Glück ihrer Familien, den Tod gefunden hatten, oder demselben verstümmelt, unter gräßlichen Schmerzen, in den nächsten Augenblicken entgegensahen. Sie lagen hier, eine Beute des Todes, oder zu lebenslänglicher Krüppelhaftigkeit, zu immerwährendem Siechthum verurtheilt, weil wenige Männer es so gewollt hatten, während

die beiden Nationen, die sich hier auf höheres Commando zerfleischen und tödten mußten, sich entschieden gegen den Krieg ausgesprochen hatten, von dem sie für sich kein Heil kommen sahen, auf welche Seite sich auch der Sieg wenden möchte!

Das Feld der Ehre, wie der Soldat in seinem Stolze das Stückchen Erde nennt, auf dem er, oft ohne jedes eigene Interesse, und nicht selten sogar gegen sein eigenes, besseres Gefühl, gegen seine Begriffe von Recht und Gerechtigkeit, dem Tode entgegengeführt wird, und demselben muthig in das bleiche Antlitz schaut, das Feld der Ehre, sagen wir, lag jetzt verödet da, als König Wilhelm mit seinem Gefolge dasselbe erreichte.

Noch zeigten sich aber ringsumher die Spuren des wilden Kampfes der menschlichen Leidenschaften, die vor ganz kurzer Zeit hier getobt hatten.

Der mit Blut getränkte Boden war an vielen Stellen von den Kugeln aufgerissen, als wäre der Pflug des friedlichen Landmannes darüber hingegangen.

Niedergetretene Kornfelder sprachen beredt von den zerstörten Hoffnungen der fleißigen Bauern, die jetzt obdachlos flüchtig umherirrten, denn rauchende Trümmerstätten zeigten allein noch die Stellen, wo wenige Tage zuvor blühende Dörfer gestanden, die glücklichen und wohlhabenden Bewohner derselben mit freudiger Hoffnung der bereits reifenden, reichlichen Ernte entgegengesehen hatten.

Aber nach dem wilden Toben der Schlacht herrschte über der weiten Fläche eine schauerliche Stille, nur unterbrochen von den Klagen der Verwundeten, von einzelnen Schmerzensschreien, mit denen die Sterbenden aus dem Leben schieden, von dem eigenthümlich kläglichen Wiehern verendender Pferde.

Es war nur ein weites, ödes Leichenfeld, über welches im langsamen Schritt König Wilhelm mit seinem zahlreichen Gefolge ritt.

Ein unheimliches, beängstigendes Gefühl machte, daß jedes laute Wort auf den Lippen des Königs Wilhelm und seines kriegerischen Gefolges verstummte, als die Männer, die an den Gedanken und den Anblick des Todes gewohnt sein mußten, langsam über das Schlachtfeld dahinritten.

Finster zogen sich die Züge des Königs zusammen, als er das Dorf Lipa erreichte, aus dessen niedergeschossenen oder niedergebrannten Häusern hier und dort noch einzelne Flammen emporzüngelten.

Hier lagen die Leichen der Preußen vor dem Dorfe im eigentlichsten Sinne des Wortes haufenweise übereinander, denn bei den wiederholten Stürmen auf Lipa war die Vertheidigung der Oesterreicher, die unmittelbar unter den Augen ihres Feldherrn fochten, eine der hartnäckigsten gewesen, so, daß die nach einem abgeschlagenen Angriffe neu anstürmenden Colonnen über die Leichen ihrer gefallenen Brüder hinwegsteigen mußten.

In dem Dorfe selbst lagen die mit blauen oder weißen Röcken bekleideten Leichen in ziemlich gleicher Anzahl, und das bunte Gemisch, in welchem der Tod sie gebettet hatte, gab Zeugniß von dem Einzelkampfe, der hier Statt gefunden hatte, oft vielleicht Mann gegen Mann bei der Erstürmung der einzelnen Häuser.

Jenseits des Dorfes aber, das die Oesterreicher erst verlassen hatten, als die Preußen überall siegreich vorzudringen anfingen, zeigten sich die weißen Uniformen mit jedem Schritte zahlreicher an den Todten, und nur vereinzelt bemerkte man endlich unter ihnen einen blauen Rock, dessen Träger bei der Verfolgung von einer österreichischen Kugel ereilt worden war.

Bei diesem Anblick erheiterten sich die Züge des Königs Wilhelm etwas, aber auf's Neue verfinsterten sie sich, als er das an der südlichsten Gränze des Schlachtfeldes gelegene Dorf Problus erreichte, in welchem, wie wir erwähnten, um die Mittagsstunde des 3. Juli das Hauptquartier des Königs Johann von Sachsen gelegen hatte.

Dies Dorf war offenbar der Schauplatz eines der letzten, verzweiflungsvollen Kämpfe gewesen, und erst nach längerer Gegenwehr geräumt worden.

Vielleicht war hier noch ein Versuch gemacht worden, die Schlacht zum stehen zu bringen, oder wenigstens zu verhindern, daß der Rückzug in Flucht ausartete.

Die Preußen mußten hier in ein furchtbares Kreuzfeuer der feindlichen Infanterie und Artillerie gerathen sein, und besonders hatte dabei das 56. Regiment gelitten, und namentlich das Füsilier-Bataillon desselben schien an dieser Stelle beinahe aufgerieben worden zu sein, denn wohin das Auge fiel erblickte es auf den Achselklappen die Nummer 56.

Das Gesicht des Königs überflog ein eigenthümlich schmerzliches Zucken, als er unter den Todten auch den Obersten und Commandeur dieses Regimentes erkannte, der seines besondern persönlichen Wohlwollens genossen hatte.

Der Major, welcher das Füsilier-Bataillon kommandirte, lag unfern von seinem Obersten gebettet.

Dieser Theil des weitgedehnten Kampfplatzes zeigte ein so ergreifendes Schauspiel, wie vielleicht nur wenige der Episoden, welche einem Genremaler Stoff zu einem Schlachtbilde geboten haben würden. In den verschiedensten Stellungen lagen die zahlreichen Leichen und ein Physiognom, ein Seelenforscher, hätte hier Studien über die Stimmung anstellen können, in welcher die Gefallenen von dem Tode entweder augenblicklich ereilt oder nach längerem Ringen in die erstarrenden Arme geschlossen worden waren!

Hier lag ein Todter, die Hände fromm gefaltet auf der Brust, über der Wunde, die ihn mitten in das Herz getroffen hatte; seine heiteren, beinahe lächelnden Züge sprachen so deutlich die Seelenruhe aus, mit der er aus dem Leben geschieden war, als flüsterten seine Lippen noch jetzt vernehmlich die Worte:

„Mein Gott, Dir empfehle ich meine Seele; sei mir ein gnädiger Richter!“

Und die Halme des Kornfeldes, in dem er lag, bildeten über seinem Haupte eine Art von schützender Laube, eine Aehre aber senkte sich nieder auf seine Stirn, als wäre sie ein himmlischer Bote, ihm die Gewährung seiner Bitte verheißend.

Welch einen ganz verschiedenen Anblick bot dagegen ein anderer Todter, der nicht weit davon lag!

Ihm hatte eine Kanonenkugel, dicht unter dem Leibe, beide Oberschenkel zerschmettert.

Die Wunde war so schwer, daß er nicht lange mit dem Tode gekämpft haben konnte, aber selbst der kurze Kampf mußte entsetzlich gewesen sein, das verriethen nur zu deutlich seine krampfhaft geballten Fäuste und die furchtbar verzerrten Züge seines Gesichtes.

Die offenen, vom Tode gebrochenen Augen, die selbst in ihrer Verglasung noch einen wilden Ausdruck bewahrten, zum Himmel emporgerichtet, die Zähne mit ingrimmigem Ausdruck aufeinandergebissen, als hätten sie noch im letzten Augenblicke knirschend einen Fluch gestammelt, lag wieder ein Anderer da.

Wem mochte wohl der Fluch gegolten haben? — —

Noch ein Anderer war ohne allen Kampf gestorben, denn ihm hatte eine Kanonenkugel den ganzen Kopf fortgerissen.

Als König Wilhelm den Blick auf alle diese Todten richtete,

die noch vor wenigen Stunden frisch, gesund und lebensfroh, vielleicht erfüllt von Träumen der Hoffnung auf den Orden oder das Avancement, welches ihnen der Sturm bringen sollte, zu dem sie eben anrückten, da wurde sein Auge umwölkt und ein eigenthümlicher Zug umspielte seinen Mund.

Aber es war nicht wie früher ein Zug des Triumphes über den so eben errungenen glänzenden Sieg, sondern ein Zug der Wehmuth, des Schmerzes und noch eines andern unbeschreiblichen Etwas.

Sollte vielleicht bei dem Anblicke aller der Leichen ein Zweifel in seiner Seele aufgestiegen sein, ob er den Krieg auch wirklich ohne jeden selbstsüchtigen Zweck nur zum Heile seines und des gesammten deutschen Volkes unternommen hätte? — Ob er wirklich — wie er es in seiner Proclamation sagte — durch Oesterreich dazu gereizt worden sei, so daß es unmöglich geworden wäre, demselben auszuweichen?

Oder richtete in diesem feierlichen Augenblicke sein Gewissen an ihn die Frage:

„Du Mensch auf dem Throne, kannst Du es vor mir verantworten, daß alle die Tausende auf diesem Schlachtfelde ihren Tod fanden, daß schon in den letzten Tagen ihnen so viele andere Tausende als Opfer dieses Krieges vorangingen, und daß vielleicht noch andere Tausende ihnen folgen werden, bevor dieser Kampf beendet ist, der doch eigentlich nur um die Entscheidung geführt wird, ob künftig in Deutschland die Oberherrschaft in den Händen Preußens oder in denen Oesterreichs liegen soll?“

Wir wissen nicht, ob diese Frage des königlichen Gewissens gethan wurde; noch weniger wollen wir uns anmaßen, zu sagen, welche Antwort König Wilhelm gegeben haben würde, wäre die Frage wirklich erfolgt.

Nur so viel wissen wir, daß der Anblick der übereinandergethürmten Leichen ihn aufzuregen schien, denn er beschleunigte die Gangart seines Pferdes, und aus dem langsamen Schritt, mit welchem er anfangs das Feld der blutigen Saat beritten hatte, wurde nach und nach ein gestreckter Galopp, bis er endlich das Schlachtfeld ganz verließ und den Weg nach Horzitz, dem Orte einschlug, an welchem für die folgende Nacht das königliche Hauptquartier Ruhe suchte und fand, von den Anstrengungen und Aufregungen dieses blutigen Tages sich zu erholen.

Auf diesem Ritte war der Minister-Präsident und Kürassier-

Major, Graf Bismark, einen Augenblick hinter dem königlichen Gefolge zurück geblieben.

Um dasselbe schneller wieder zu erreichen, sprengte er querfeldein, da wurde seine Aufmerksamkeit, zugleich aber auch seine Neugier, durch einen eigenthümlichen Anblick erregt.

An dem niedern Aste eines einsam stehenden Baumes hing ein Mensch, und so viel Graf Bismark bei der Entfernung, in der er sich noch befand, zu erkennen glaubte, trug der Gehängte eine österreichische Uniform, und eine schwarz und gelbe Offizierschärpe war als Strick benützt worden.

Was dem Major-Minister aber noch besonders auffiel, war der Umstand, daß auf der Schärpe ein weißer Gegenstand, allem Anscheine nach ein Blatt Papier, von dem Lufthauche leise hin und her bewegt wurde.

„Was hat denn das zu bedeuten?“ sagte Graf Bismark verwundert zu sich selbst. „Wie es scheint, ist der Baum nicht zufällig als Galgen benützt worden! — Ich will doch sehen, was das ist!“

Seinem Pferde die Sporen scharf eindrückend, sprengte er auf den Gehängten zu, und eine Minute darauf hielt er, nur einen Schritt von demselben entfernt, still.

Ein eigenthümlicher Ausdruck überflog sein Gesicht, als er Woronski in dem Todten erkannte und den Zettel las, den Meister's Rächerhand auf die Schärpe geheftet hatte.

Staunen, Ueberraschung, waren der erste Eindruck, den er empfand; dann verrieth das Lächeln, welches seine Mundwinkel kaum merklich verzog, die Befriedigung, die der Anblick ihm gewährte, und endlich hob ein tiefer Seufzer seine Brust, als fühlte er sich von einer schweren Last befreit.

„Ein preußischer Spion!“ murmelte er vor sich hin, die Worte des Zettels wiederholend.

„Also bist Du endlich erkannt worden, Du schlauer Hallunke?“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, indem er seine Blicke fest auf das Gesicht Woronski's heftete, dessen Züge zu seinem Erstaunen nicht so entstellt waren, wie sonst die eines Gehängten.

Freilich wußte der preußische Premier nicht, daß sein heimlicher Verbündeter nicht durch den Seidenstrick einer österreichischen Offiziersschärpe, sondern durch die Spitzkugel eines preußischen Zündnadelgewehres aus der Welt befördert worden war.

„Ein preußischer Spion!“ wiederholte Graf Bismark nochmals. „Wahrlich, nie ist ein gerechteres Urtheil vollstreckt worden, als das, welches die Worte dieses Zettels aussprechen.

„Und dennoch,“ setzte er nach einer abermaligen kurzen Pause hinzu, „dennoch würden die Richter mit der Vollstreckung gezögert, oder sie wohl ganz unterlassen haben, hätten sie eine Ahnung davon gehabt, welchen Dienst sie mir, ihrem erbittertesten und gefährlichsten Feinde, dadurch erwiesen, daß sie mir diesen Menschen aus dem Wege schafften!

„Wahrhaftig,“ rief er endlich laut und lachend, „ich halte mich für verpflichtet, Oesterreich bei dem Frieden, um den es bald bitten wird, günstigere Bedingungen zu gewähren, weil es mich auf eine so freundliche Weise von diesem Schurken befreite!“

Dann wendete er sich mit dem Tone bittern Spottes zu der Leiche des Gehängten und sagte:

„Mein lieber Graf Woronski, die Abrechnung mit Ihnen, die mich nach dem Frieden in große Verlegenheiten hätte bringen können, ist durch die freundlichen Feindeshände, von denen Sie hier erhöht wurden, auf eine Weise ausgeglichen worden, die für mich nicht befriedigender hätte ausfallen können, und ich werde mich gegen Die, welche mir diesen Liebesdienst erwiesen, dankbar beweisen!“ Dann sah er suchend umher, und als er in ziemlich weiter Ferne den König mit seinem Gefolge erblickte, wendete er den Kopf seines Pferdes nach der Richtung, die er jetzt einschlagen mußte, um dasselbe zu erreichen.

Ueber die Achsel noch einen Blick zurückwerfend auf den Gehängten, murmelte er zufrieden vor sich hin:

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan; der Mohr kann — hängen!“

Das war die Leichenrede Dessen, der noch vor kurzer Zeit in den vornehmen Salons der Kaiserstadt an der Donau eine eben so glänzende Rolle spielte, wie einst in denen der Königstadt an der Spree, zwischen dessen beiden kurzen Glanzperioden aber lange Jahre des Aufenthaltes in den Zuchthäusern, der Gesellschaft und des vertrauten Umganges mit Verbrechern lagen, die zu dem Abschaum und Auswurf der menschlichen Gesellschaft gehörten!

Ungefähr um eben die Zeit, als das Hauptquartier des Königs von Preußen Horzitz erreichte, zeigte das Schlachtfeld von Königgrätz ein rührendes Bild christlicher Nächstenliebe.

Wie auf dem Schlachtfelde von Custozza, so wanderte auch hier eine Jungfrau als barmherzige Samaritanerin, Trost und Hilfe spendend, umher.

Dort warf Isabelle Vacchini sich mitten in das wildeste Toben des Kampfes hinein, und fand, den Feinden ihres Vaterlandes in der edelsten Selbstverleugnung Beistand leistend, bei der Ausübung ihres edlen Wirkens den Tod, die Bewunderung Derer gewinnend, welche sie in ihrer letzten Ruhestätte betteten und ihr Grab mit einem einfachen Kreuze schmückten, das später in dankbarer Anerkennung ihres Opfertodtes durch ein nicht minder einfaches Denkmal ersetzt wurde, dazu bestimmt, das Andenken des heldenmüthigen Mädchens der Vergessenheit zu entreißen.

Die barmherzige Samaritanerin des Schlachtfeldes von Königgrätz fand zwar nicht den Tod bei der Ausübung ihres christlichen Werkes, auch waren es nicht die Feinde, sondern die Söhne ihres Vaterlandes, denen sie Trost und Beistand spendete; es konnte auch der Lebenden kein Denkmal gesetzt werden, aber das Verdienst der heldenmüthigen Jungfrau Josepha Kalina ist deshalb kaum minder groß, als das der Isabella Vacchini, und auch ihr Andenken verdient gewiß ebenfalls erhalten zu werden.

Dazu durch die nachfolgenden Zeilen das Unsrige beizutragen, haben wir uns zur Aufgabe gemacht, und wenn diese Blätter ihr zufällig zu Gesicht kommen, so möge sie durch dieselben in gerechtfertigtem Stolze die Ueberzeugung gewinnen, daß ihr edles Thun auch in weiten Kreisen Anerkennung gefunden hat, daß ihr Name berühmt geworden ist, obgleich es nicht die Ruhmsucht war, welche sie zu ihrer That anspornte.

Josepha Kalina, die Tochter eines Gutsverwalters, hatte schon während der Schlacht eine gewaltige, kaum zu beherrschende Unruhe empfunden, sich hineinzustürzen in das wildeste Gewühl des Kampfes, um den Verwundeten Hilfe zu bringen, und nur mit großer Mühe konnten ihre Eltern sie von der Ausführung ihres Vorsatzes abhalten.

Endlich aber ließ sie sich nicht mehr beschwichtigen, und halb gegen, halb mit Bewilligung ihres Vaters und ihrer Mutter eilte

sie, als die Schlacht ihrem Ende nahte und die Oesterreicher schon in wilder Flucht begriffen waren, dem Verbandplatze zu, der am Ende ihres Dorfes eingerichtet war, und den die große weiße Fahne mit dem rothen Kreuze als Asyl bezeichnete, dessen Heiligthum die Fliehenden sowohl, als die Verfolger achteten.

Diesem Grunde zum größten Theile, doch auch anderen günstigen Umständen, hatte Swieti, der Wohnort der Josepha Kalina, es zu verdanken, daß es, obgleich in der unmittelbaren Nähe des Schlachtfeldes gelegen, von dem Kampfe wenig berührt worden war, und daher auch nur wenig gelitten hatte, während alle Ortschaften ringsumher und zum Theil viel entfernter von dem Mittelpunkte der Schlacht gelegen, nur noch ein Bild der Verwüstung, des Jammers und des Elends boten.

Ehe Josepha dem Verbandplatze zueilte, konnte sie daher aus den Vorräthen des Hauses einen Korb mit allerhand Lebensmitteln und einen großen Krug mit Wein füllen.

So beladen trat sie dann ihren Weg an, begleitet von den Segenswünschen ihrer Eltern, so wie von ihrem flehenden Gebete zu Gott, das geliebte Kind vor jeglicher Gefahr zu schützen.

Nach wenigen Schritten hatte Josepha ihr Ziel erreicht, und gern wurde die Hilfe angenommen, die sie bot.

Wohl schauderte sie zuerst bei dem Anblicke der blutigen, zerrissenen Glieder zurück, die sie mehrmals halten mußte, damit die Wundärzte den Verband anlegen konnten; aber bald hatte sie mit einer beinahe übermenschlichen Anstrengung ihre Scheu überwunden, und die Aerzte zollten ihr bewundernde Anerkennung für die Ruhe und Sicherheit, mit welcher sie die ihr überwiesenen Dienste leistete, gleich dem erfahrensten Gehilfen.

Sie gab sich dem peinlichen Berufe, welchem sie sich für den Augenblick gewidmet hatte, so mit ganzer Seele hin, daß die letzten Stürme des Kampfes unbeachtet von ihr ganz in der Nähe vorüberbrauseten.

Sie war taub für die Gewehrschüsse, die noch immer, wenn auch nur vereinzelt, ringsumher fielen, und selbst der erschütternde Klang der Kanonen flog wie ungehört an ihrem Ohre vorüber, während sie die Augen fest auf die zum Theil entsetzlichen Wunden richtete, zu deren Verband sie hilfreiche Hand leistete.

Nur dann und wann erbebte ihr ganzer Körper bei den herz-

zerreißenden Schmerzensrufen, welche einige der Schwerverwundeten bei den Operationen, denen sie sich unterwerfen mußten, nicht ganz zu unterdrücken vermochten.

Erst da schien Josepha Kalina wieder zum Bewußtsein ihrer Lage zu kommen, als nach und nach die ganze Gegend in tiefe Stille versank, als keine Flüchtlinge, keine Verfolger mehr vorüberkamen, aus weiter Ferne sogar der Donner der Kanonen nur noch schwach herübertönte, und endlich ihre fernere Hilfe sich auf dem Verbandplatze, wenn nicht als überflüssig, doch auch nicht mehr als unbedingt nothwendig, oder wenigstens als sehr wünschenswerth erwies.

Es war, als hätte nur die angespannte Thätigkeit ihre Energie aufrecht erhalten, und ihre Kräfte drohten sie zu verlassen, als sie einige Augenblicke unbeschäftigt blieb.

Sie wurde blaß, zitterte heftig, indem sie die Blicke auf die Verwundeten richtete, von denen sie umgeben war, und wurde so schwach, daß sie sich setzen mußte.

Allein diese Anwandlung währte nur einen Augenblick; schnell raffte sie sich empor, ergriff ihren Korb, ihren Krug, die beide schon längst geleert waren und eilte ihrer Wohnung zu, indem sie vor sich hin murmelte:

„Jetzt kann ich anderwärts bessere Dienste leisten!"

Nur flüchtig begrüßte sie Vater und Mutter, die sie mit einem Jubelrufe empfingen, füllte auf's Neue Korb und Krug und eilte, keuchend unter der Last, wieder davon.

Die Eltern hielten sie nicht zurück, denn sie glaubten, Josepha wollte nochmals Erquickungen nach dem Verbandplatze bringen, aber das Mädchen dachte daran nicht.

Ihr Sinn stand nach dem eigentlichen Schlachtfelde, denn dort — so hatte sie sich während ihrer kurzen Anwandlung der Schwäche gesagt — dort konnte sie noch besser, noch wirksamer helfen, als auf dem Verbandplatze.

Als sie aber das Blutfeld erreichte, da bedurfte sie bei dem Anblicke, der sich ihr hier zeigte, des Aufgebotes ihrer ganzen Kraft, um nicht von Entsetzen ergriffen, augenblicklich wieder umzukehren.

Aber sie erinnerte sich, weshalb sie gekommen war und schritt muthig vorwärts, den schwerbepackten Korb an dem einen Arme hängen, den Krug mit dem Weine in der andern Hand tragend.

Bald fand sie Gelegenheit, ihre Gaben zu vertheilen, und schon

hatte sie Mehrere erquickt, da bereute sie bei einem Schwerverwundeten, der schmerzlich stöhnte, und zu dem sie mitleidig herantrat, eine Vergeßlichkeit, deren sie sich schuldig gemacht hatte.

Der Unglückliche, der ihre Hilfe in Anspruch nahm, bedurfte noch mehr als der Erquickung eines Verbandes, wenn er sich nicht verbluten sollte; denn noch immer quoll das Blut stromweis aus seiner klaffenden Wunde. Schon deckte Leichenblässe sein Gesicht und sein Stöhnen deuchte ihr mehr das Röcheln des nahenden Todes zu sein, als der Ausdruck der Schmerzen, die er ausstehen mußte.

Josepha aber hatte nichts bei sich, um durch einen ersten flüchtigen Verband das Blut zu stillen und beinahe verzweifelnd blickte sie umher, ob sich ihr nichts zeigen wollte, was Hilfe gewährte.

Gern würde sie ihre eigene Kleidung geopfert haben, aber das kleine Seidentuch, welches sie um den Hals geknüpft trug, war nicht hinreichend, und ihr schafwollenes Kleid nicht tauglich.

Wohl hätte sie ihr Hemd zu dem Verbande benützen können, aber auf den Gedanken verfiel sie nicht, dagegen aber faßte sie einen Entschluß, dessen Ausführung eine viel größere Ueberwindung kostete.

Mit Zittern und innerem Widerstreben eilte sie zu einer der nächsten Leichen, schnitt mit dem Messer, das sie in ihrem Korbe hatte, ein großes Stück von dem Hemde derselben heraus und flog dann zurück zu dem Verblutenden.

Mit bebender Hand verband sie dessen Wunde, und innige Freude erfüllte ihr Herz, als das Blut nur noch leise durch den Verband sickerte, dann aber ganz aufhörte zu rinnen.

„Trinken!“ lallte matt der Todtwunde.

Sie führte den Krug zu seinem Munde und er sog mit gierigen Zügen den Wein ein, der ihn wunderbar zu stärken und neues Leben durch seine Adern zu ergießen schien.

Er schlug die bisher matt herabgesunkenen Augenlider auf und richtete einen Blick unaussprechlicher Dankbarkeit auf seine Retterin.

„Gottes Segen über Dich, Du Engel,“ stammelte er. Dann sank sein Kopf wieder nieder auf die Erde, er schloß die Augen und lag wie leblos da.

Hatten die Arme des Todes ihn bereits umfangen? Fesselte nur Ohnmacht seine Lebensgeister?

Josepha Kalina wagte es nicht, sich diese Fragen zu beantworten; aber mochte der Unglückliche nun todt oder nur ohnmächtig

sein, so konnte sie doch hier nichts mehr helfen, während auf dem weiten Blutfelde noch so viele Andere ihrer Hilfe bedürftig waren.

Den Leidenden der Gnade Gottes empfehlend, eilte sie daher weiter.

Noch war sie erst wenige Schritte gegangen, als ihr eine Gestalt entgegenkam, vor der sie bei dem ersten Anblick erschrocken einen Schritt zurückwich.

Schnell aber hatte sie sich wieder gefaßt, als sie eine weiße Uniform erkannte, deren Farbe freilich unter Koth und Blut beinahe verschwand.

Der Träger dieser Uniform war ein junger Mann, der im sauberen Paradeanzuge geeignet gewesen wäre, süßere Gefühle in der Brust des jungen Mädchens zu erwecken, der aber in seiner jetzigen Lage und bei dem Aussehen, in welchem er vor Josepha stand, nur ihr Mitleid erregte.

„Liebes Mädchen," sagte er, die Blicke begierig auf ihren Korb und ihren Krug richtend, mit matter Stimme und wankend auf seinen Füßen, indem er mit ihr sprach, „können Sie mir einen Bissen Brot, einen Trunk Wasser geben? Ich verschmachte; meine Kräfte drohen mich zu verlassen und dennoch darf ich nicht liegen bleiben, denn wenn es irgend möglich ist, möchte ich nicht in Gefangenschaft gerathen und da der Himmel mir Sie entgegengeführt hat, fasse ich Hoffnung, daß es mir mit Ihrer Hilfe gelingen wird, wieder zu meinem Regimente zu kommen!"

„Armer Mensch, setzen Sie sich vor allen Dingen, denn Sie können sich ja kaum noch auf den Beinen erhalten!" sagte Josepha Kalina mit der innigsten Theilnahme, indem sie zugleich den Deckel ihres Korbes zurückschlug.

Während der junge Mann der Aufforderung Josephas folgte und sich auf den Boden niedersinken ließ, sagte das Mädchen freudig erregt:

„Gott sei Dank kann ich Ihnen zu dem Brot auch ein Stück Fleisch geben und statt des Wassers einen Trunk Wein, der wird Sie besser stärken!"

Indem sie so sprach, hatte sie auch schon Brot und Fleisch von ihrem kleinen Vorrath abgeschnitten und reichte es ihm mit freundlicher Miene.

Er aber griff nach dem Kruge und sagte bittend:

„Ach, lassen Sie mich zuerst trinken, denn ich verdurste!"

Während der junge Mann seinen Durst und dann auch seinen Hunger stillte, entspann sich zwischen ihm und dem jungen Mädchen ein Gespräch, wie es nicht traulicher und unbefangener hätte geführt werden können, wären sie, statt von einem blutgetränkten Schlachtfelde, von Leichen und Sterbenden, umgeben zu sein, von den vier Wänden eines bescheidenen Stübchens eingeschlossen gewesen.

„Wo sind Sie denn verwundet?" fragte Josepha, die Blicke auf die Blutflecke richtend, mit denen die Uniform des jungen Mannes bedeckt war.

„Gott sei Dank, gar nicht!" sagte er. „Dies ist das Blut von Cameraden oder Feinden; aber der Hufschlag eines Pferdes traf mich hier an der Hüfte, so, daß ich nur mit heftigen Schmerzen gehen kann. — „Nun aber beantworten auch Sie mir eine Frage, liebes Mädchen. — Wer sind Sie denn, und was brachte Sie hierher auf das Schlachtfeld, wo ich eher alles Andere zu finden erwartet hätte, als so ein liebes hilfreiches Mädchen."

„Ich heiße Josepha Kalina," antwortete mit unbefangener Bescheidenheit das Mädchen. „Mein Vater ist Gutsverwalter in Swieti, und ich kam auf das Schlachtfeld, weil ich glaubte und hoffte, daß ich hier den Verwundeten einige Dienste leisten könnte. — Und wer sind Sie?" fragte sie darauf.

Ohne Zögern antwortete der junge Mann:

„Ich heiße Franz Scheiger, bin aus Graz gebürtig und Cadet-Corporal in dem Regimente Erzherzog Carl, Nr. 3. — Unser Regiment wurde zersprengt und von preußischen Uhlanen verfolgt. — Es gelang mir, zu entkommen, und schon hielt ich mich für gerettet, da wurde ich durch den Hufschlag eines Pferdes in einen sumpfigen Graben geworfen. — Erschöpft, halb betäubt durch die Anstrengungen, die ich, hungernd und durstend, während des heutigen Tages zu bestehen hatte, lag ich einige Zeit in dem Schlamme, und blieb dabei glücklich unentdeckt von den Preußen, die mich auch vielleicht, wenn sie mich sahen, für todt hielten, denn so oft ich Schritte sich nahen hörte, schloß ich die Augen und blinzelte nur ganz verstohlen zwischen den Wimpern hervor.

„Als endlich Alles ringsumher still geworden war, kroch ich aus meinem Graben heraus. Dabei habe ich aber in meiner Verwirrung eine falsche Richtung eingeschlagen, denn statt unserer Armee zu folgen

und mich von dem Schlachtfelde zu entfernen, kehrte ich zu demselben zurück. — Wie aber wäre es jetzt möglich, der Gefangenschaft zu entgehen, wenn nicht Sie mir dazu behilflich sind, liebes gutes Mädchen!"

„Vielleicht," sagte Josepha fromm, „war es die heilige Jungfrau, welche Ihre Schritte rückwärts statt vorwärts leitete. — Jetzt aber lassen Sie uns überlegen, wie es vielleicht möglich ist, Sie zu retten."

„Sind Sie in der Gegend genau bekannt?" fragte hastig der Cadet Scheiger.

„Leider nicht so genau, wie jeder junge Mann meines Alters es sein würde," entgegnete Josepha, „doch aber vielleicht genau genug, um Ihnen einige Rathschläge geben zu können, die Ihnen auf Ihrer Flucht von Nutzen sein werden."

Sie ertheilte darauf Scheiger verschiedene Weisungen, die er, um sie nicht zu vergessen, in sein Taschenbuch einschrieb.

Dann trennten sich die beiden jungen Leute mit einem herzlichen Händedrucke, und indem Scheiger auf die Bitte Josepha's das Versprechen gab, sie durch einen Brief zu benachrichtigen, wenn es ihm gelungen sein sollte, der Gefangenschaft zu entgehen.

Als der Verkehr nach eingetretener Waffenruhe wieder hergestellt war, hielt der Cadet Scheiger sein Wort, wie es einem braven Soldaten zukömmt, und von Wien aus empfing Josepha Kalina von ihm einen ausführlichen Brief, in welchem er ihr alle die verschiedenen Abenteuer erzählte, die er zu bestehen hatte, ehe es ihm gelang, Leitomischl und von dort aus, in bürgerlicher Kleidung, Wien, endlich aber, nach kurzem Aufenthalt und liebevoller Pflege bei Verwandten, sein Regiment zu erreichen. — —

Als Josepha sich von dem durch sie Geretteten getrennt hatte, wanderte sie, helfend und tröstend, noch so lange auf dem Schlachtfelde umher, bis ihre Vorräthe erschöpft waren, und die hereinbrechende Nacht sie mit Schauern erfüllte, die sie trotz ihres Muthes nicht mehr zu überwinden vermochte.

Müde, erschöpft, ging sie langsamen Schrittes nach Hause zurück, und als sie spät in der Nacht ihre Wohnung erreichte, wurde sie mit noch lebhafterer Freude, mit noch lauterem Jubel, als das erste Mal, von ihren Eltern begrüßt, die ihretwegen schon in der größten Sorge gewesen waren, und sich die lebhaftesten Vorwürfe darüber gemacht hatten, daß sie ihr das zweite Mal die Erlaubniß gaben, sich zu entfernen.

„Vater, — Mutter — macht mir keine Vorwürfe!“ bat Josepha. „Ich fühle mich sehr glücklich, denn ich darf mir sagen, daß Gott mir die Gnade erwies, manchen Trost spenden, manche Hilfe leisten zu können! — Ich hoffe daher, daß ich gut schlafen werde!“

Die Mutter entkleidete selbst ihr geliebtes Kind und brachte es zu Bett und in einem weiten Umkreise schlief in der Nacht vom 3. zum 4. Juli wohl Niemand so sanft und doch auch zugleich so fest, wie Josepha Kalina.

Als Josepha das Schlachtfeld verließ, lag dasselbe in der tiefen Stille des Todes und nur einzelne unheimliche Laute ließen sich vernehmen, — der letzte Seufzer eines Sterbenden, die leisen Klagetöne eines Verwundeten, bevor er durch eine wohlthätige Ohnmacht von seinem Leiden erlöst wurde, vielleicht um nicht mehr wieder zu dem Bewußtsein derselben zu erwachen.

Wie aber der Abend weiter vorrückte und endlich zur Nacht wurde, begann ein eigenthümliches Leben sich zu regen.

Einzelne Lichter bewegten sich zwischen den Gefallenen und den Trümmern aller Art, hin und her, welche die Wahlstatt bedeckten.

Es war, als ob diese Lichter, die Irrwischen gleich bald hoch über dem Boden glänzten, bald sich, halb verschwindend, zu demselben herabsenkten, böse und gute Geister auf ihrer irrenden Bahn bezeichneten, die hellstrahlenden die guten, die nur matt glimmenden die bösen.

So war es auch in der That.

Viele der Feldärzte, welche nach übermäßiger Anstrengung während der letzten Stunden ihre Arbeit in den Verbandstätten beendigt hatten, gönnten sich dennoch nicht die Ruhe, deren sie so bedürftig gewesen waren.

Sie sagten sich, daß auf dem Blutfelde noch mancher Schwerverwundete liegen würde, den schnelle Hilfe vielleicht noch retten könnte, der aber hoffnungslos verloren wäre, wenn diese Hilfe bis zum Morgen ausbliebe.

Deshalb nahmen sie so viel Leute, als sie aufzutreiben vermochten und in der Eile improvisirte Tragbahren mit sich, um das Schlachtfeld zu begehen und die Verwundeten, deren Erhaltung sich noch hoffen

ließ, nach den Feldlazarethen tragen zu lassen, die in alle den umliegenden Dörfern errichtet worden waren, so gut es sich hatte thun lassen.

Diese Aerzte waren die guten Geister, welche das Licht nicht zu scheuen hatten; sie ließen sich daher von großen hochgetragenen Laternen begleiten, oder wo diese nicht zu haben gewesen, von hell flackernden Fackeln, welche aus allerhand Materialien kunstlos und dennoch praktisch-brauchbar improvisirt worden waren.

Die bösen Geister dagegen waren jene nächtlichen Plünderer, die auf keinem Schlachtfelde fehlen und die entweder aus Dieben von Profession bestehen, welche sich durch Gespensterfurcht nicht abhalten lassen, ihrem gewohnten Geschäfte nachzugehen — oder aus den unglücklichen Bewohnern der Ortschaften, welche durch die Schlacht verwüstet wurden.

Diese haben ihr Alles verloren und es darf ihnen daher verziehen oder wenigstens nicht zu hoch angerechnet werden, wenn sie durch die Beraubung der Leichen wenigstens einen theilweisen Ersatz für die großen Verluste suchen, die sie erlitten.

Die spitzbübischen Diebe aber sowohl, wie die ehrlichen, von denen die letzteren nur mühsam ihre Scheu vor Leichen überwinden, suchen ihr Thun, das sie selbst als strafbar erkennen, in Nacht zu hüllen.

Sie trachten daher, das Licht ihrer Laternen, wenn sie dergleichen haben, so viel als möglich zu verdecken und lassen es nur spärlich schimmern, um zu untersuchen, ob die Leiche, auf die sie trafen, ihnen die gehoffte Beute bietet, oder ob sie der Mühe nicht lohnt, sich bei ihr aufzuhalten.

Deshalb blitzten von diesen bösen Geistern oft nur hier und dort einzelne Strahlen auf, und zuweilen war es blos ein angezündetes Streichhölzchen, welches die Prüfung oder Einbringung der gehofften Beute beleuchten mußte.

So wurde während der Nacht vom 3. zum 4. Juli noch mancher Verwundete durch die menschenfreundliche Fürsorge der Feldärzte dem Leben erhalten, mancher andere aber, der ebenfalls zu retten gewesen wäre, wird leider auch unter der frevelhaften Beraubung geendet haben, wenn die Beute nicht anders, als durch seinen Tod zu erlangen war.

Als dann der Morgen anbrach, regte sich wieder eine andere Art der Geschäftigkeit auf dem Schlachtfelde.

Auch Die, welche jetzt hier thätig waren, hatten das helle Licht des Tages nicht zu scheuen, denn sie vollbrachten ein Werk der Liebe. Sie waren gekommen oder abgesendet, um die Beerdigung der Todten zu beginnen, welche bei der großen Hitze der Jahreszeit so schnell als möglich erfolgen mußte, sollte nicht die unausbleibliche Folge die gefährlichsten epidemischen Krankheiten sein und die nächste Umgegend ganz unbewohnbar werden; denn schon jetzt, nachdem nicht volle vierundzwanzig Stunden seit dem Beginn des Kampfes verflossen waren, begannen pestartige Dünste die Luft zu schwängern.

Ringsumher sah man, gleich Bienenschwärmen, ganze Haufen von Arbeitern vertheilt, an einzelnen Punkten aber, an denen es besonders heiß hergegangen war, standen sie dichtgedrängt beisammen.

Einer dieser Punkte ward der Wald Swig, in der Nähe des Dorfes Maslowed. Hier wurden, nach einer oberflächlichen Zählung, an 2000 Leichen verscharrt; denn leider wurden viele der Gräber nicht tief genug gemacht, oder zu weit hinauf gefüllt, so daß man nicht sagen konnte, die Todten wären begraben worden.

Sadowa, bei welchem Orte die ersten Angriffe der Preußen erfolgten, weßhalb sie auch der Schlacht zum Theil den Namen dieses Dorfes gaben, während sie von ihnen auch mit Chlum, als dem Orte der eigentlichen Entscheidung, bezeichnet wird, bot einen zweiten dieser Punkte. Hier wurden in einem gemeinschaftlichen Grabe, das nicht weniger als 16 Quadratfuß groß war, 67 Soldaten und vier Offiziere gebettet, und in geringen Entfernungen davon traf man immer wieder auf neue, wenn auch minder große Gräber. Es schien die ganze Gegend in einen gewaltigen Gottesacker verwandelt zu sein, und in der That würde sich weithin Grab an Grab gereiht haben, hätte man alle Todten einzeln begraben können, wie auf einem gewöhnlichen Kirchhofe.

Zwischen den Todtengräbern sah man andere Arbeiter beschäftigt, die Tornister, Czakos und Waffenstücke aller Art zusammenzutragen, und es häuften sich davon zahlreiche Berge an, der Wagen harrend, die sie abholen sollten.

Bei Chlum hatten die wiederholten Versuche zu der Rückeroberung des wichtigen, leider so arg vernachlässigten Punktes ebenfalls zahlreiche Opfer gekostet, und hier waren einzelne der vielen Gräber schon bezeichnet, wenn auch noch nicht mit Denkmälern, so doch durch Merkmale, die es möglich machten, sie später zu erkennen, wenn die

Angehörigen der Gefallenen sie durch Monumente vor der Vergessenheit zu bewahren wünschten.

Unter einem großen, rohen Steine ruhte hier der preußische General-Lieutenant Hiller von Gärtringen, der bei der Führung des so entscheidungsvollen Angriffes auf Chlum gefallen war.

Neben einem andern einzelnen Grabe stand ein preußischer Offizier, welcher den rechten Arm in der Binde trug.

Er ließ das Grab, welches sich über einem Bruder oder einem theuren Cameraden wölbte, durch eingeschlagene Pfähle umgeben, diese mit Latten untereinander verbinden und so ein rohes Gitter herstellen, das wahrscheinlich später mit einem dauerhaften und eleganten vertauscht werden sollte.

Doch beenden wir hier unsere Wanderungen über das Schlachtfeld, denn so viel es auf demselben auch noch allenfalls zu sehen gegeben hätte, so zahlreich und in gewisser Beziehung wechselvoll die Bilder gewesen wären, so monoton sahen sie doch auch wieder in anderer Beziehung aus: Leichen — Gräber — zerstampfte Kornfelder — zusammengeschossene oder niedergebrannte Häuser — Verwüstung, Zerstörung überall, wohin das Auge blickte; das waren die todten Gegenstände, die sich dem Beschauer zeigten und sie alle eigneten sich nur dazu, in dessen Herzen die peinlichsten Gefühle zu erregen.

Nicht erfreulicher, oft sogar noch betrübender, war das Leben, welches sich zwischen diesen leblosen Gegenständen bewegte: Wagen mit den leichenblassen, zum Theil schon verstümmelten Schwerverwundeten, die sich im langsamen Zuge aus den fliegenden Feldlazarethen, die auf dem Schlachtfelde selbst improvisirt worden waren, nach den entfernteren, rückwärts gelegenen Ortschaften bewegten, in denen sich die mit dem Nothwendigsten versehenen Spitäler befanden, welche jede umsichtige Militärverwaltung im Rücken der Armee einrichten läßt; — Transporte Gefangener, die noch immer eingebracht wurden, und die mit finsteren Mienen, oft mit dem Ausdrucke des Ingrimms in den wettergebräunten, männlichen Gesichtern, einherschritten, Mehrere sogar, wenn auch nur leicht verwundet, Alle aber einen bemitleidenswerthen Anblick bietend; — Offiziere und Ordonnanzen, die, vor- und rückwärts sprengend, Befehle oder Berichte überbrachten; — daneben aber, ergreifender als Alles, was wir bisher schilderten, die Jammergestalten der Bewohner der zerstörten Ortschaften, welche an den Trümmern ihrer Wohnungen standen, oft verzweiflungsvoll die Hände ringend, Thränen

8*

rinnend über die bleichen Wangen, auf das Grab ihrer ganzen Habe blickten, gestern vielleicht noch wohlhabende Landleute, heute Bettler.

Aber diese waren noch nicht die Bedauernswerthesten!

Wohl blieb ihnen oft nichts übrig, als eine neue Heimath zu suchen; und der Dichter hätte auch von ihnen singen können:

„Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe,
Sendet noch der Mensch zurück!"

Aber nicht von Allen konnte man sagen:

„Greift fröhlich dann zum Wanderstabe,
Was Feuers (Krieges) Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt!"

Denn Vielen, die durch die Furie des Krieges von Haus und Hof vertrieben waren, blieb dieser „süße Trost" nicht, und „zählten sie die Häupter ihrer Lieben" — so fehlte nur zu oft „ein theures Haupt!" zuweilen sogar mehrere Häupter, denn bei dem ganz unerwarteten Andringen der Feinde waren die Angehörigen einer Familie häufig in der wilden Flucht auseinandergerissen worden, und jetzt, wo die stürmisch wogenden Fluthen sich ebneten, suchte manche Mutter vergebens nach dem geliebten Kinde, manche besorgte Tochter nach dem greisen Vater, der ohne ihren Beistand ein schwaches, hülfloses Geschöpf war.

Wo weilten diese Lieben, während ihre Angehörigen sie mit verzweiflungsvollen Blicken suchten, als sie ihre Hoffnung gescheitert sahen, mit ihnen an dem heimatlichen Herde zusammenzutreffen, wenn er auch zertrümmert war?

Durften sie sich der freudigen Hoffnung hingeben, die Lieben wieder zu finden, oder hatte, getrennt von ihnen, der Tod sie ereilt?

Doch — noch einmal sei es gesagt — lassen wir den Vorhang herab vor diesen Trauerbildern des Schlachtfeldes von Königgrätz.

Freilich aber werden wir auf den nächsten Blättern kaum minder trübe Bilder vor den Augen unserer Leser zu enthüllen haben!

VII.

Wien und das Volk Oesterreichs.

Dumpfe Gerüchte von der Niederlage bei Königgrätz versetzten die Bevölkerung Wiens in eine fieberhafte Aufregung.

Man konnte, man wollte es nicht glauben, daß das Heer, welches als das größte, das schönste gerühmt wurde, das Oesterreich seit langer Zeit in das Feld gestellt hatte, — daß der Feldherr, den nicht nur des Kaisers Vertrauen an die Spitze dieses ausgezeichneten Heeres berufen, sondern den auch das volle Vertrauen der ganzen Nation auf diesen hochwichtigen Posten begleitete, — daß dieses Heer, dieser Feldherr, von dem Feinde geschlagen worden sein sollte, zu dessen Unterschätzung Alles aufgeboten worden war, obgleich der gemeinschaftliche Kampf in Schleswig-Holstein wohl die Gelegenheit geboten hätte, ihn und seine Kampfesweise genau kennen und würdigen zu lernen.

Doch nur zu bald sollte das Unglaubliche zur Wahrheit werden!

Die Nachricht von der Niederlage bestätigte sich nicht nur, sondern sie wurde sogar durch die Gerüchte bis in das Ungeheuere vergrößert.

Die ganze Armee sollte vernichtet, viele Tausende — man sprach von 10 bis 12,000 — in der Elbe ertrunken sein, und Viele glaubten in ihrem panischen Schrecken, die Preußen schon in den nächsten Tagen vor oder in Wien zu sehen, als hätten dieselben Flügel gehabt oder könnten wie mit einem Vergnügungszuge mit der Eisenbahn direct nach der Kaiserstadt hineinfahren!

Im ersten Augenblick war die Betäubung allgemein, aber bald raffte die Mehrzahl sich auf.

Die, welche ihren Verstand noch nicht so weit gefangen gegeben hatten, um selbst den widersinnig übertriebenen Gerüchten Glauben zu schenken, erkannten, daß noch nicht Alles verloren sei und dachten nur noch daran, wie das Schlimmste der weiteren Folgen zu verhüten sei.

Die Zahl der Besonnenen, der Muthigen, war anfangs nur

klein, aber mit jedem Tage, mit jeder Stunde, möchten wir sagen, vergrößerte sie sich und bald faßten selbst Die, welche zuerst am entmuthigtesten gewesen waren, wieder neue Hoffnung.

Immer mehr und mehr schwand die anfängliche Betäubung, immer höher steigerte sich die Zuversicht und als — wenn auch nur sehr spärlich — von der Armee offizielle Nachrichten eingingen, welche sagten oder wenigstens hoffen ließen, daß die Sachen noch nicht so schlimm ständen, wie man im ersten Augenblicke gefürchtet hatte, — als die Zeitungen zur Besonnenheit, zum Muthe ermahnten, da herrschte bald in ganz Wien nur noch ein Gedanke und die aus den Provinzen eingehenden Nachrichten zeigten, daß dieser Gedanke von der ganzen Bevölkerung Oesterreichs getheilt würde, der Gedanke:

Eher Alles aufzubieten, eher jedes Opfer zu bringen, als sich dem Feinde zu beugen, von dessen Uebermuth, dessen Rohheit, die Zeitungen täglich haarsträubende Beispiele erzählten.

Wohl mochte daran viel Uebertriebenes sein, vielleicht sogar viel rein Erfundenes, allein wenn man auch nur den zehnten Theil als wahr annahm, so blieb noch immer genug übrig, um die Aengstlichen in Schrecken zu setzen, und Die, welche nicht eingeschüchtert waren, mit Erbitterung zu erfüllen.

Begierig wurden alle die Mittheilungen der verschiedenen Zeitungen gelesen, welche von Excessen, von Erpressungen, von Gewaltthaten erzählten, die von preußischen Soldaten, und sogar von Offizieren bis zu den höchsten Graden hinauf, begangen sein sollten, und wollte hier und dort Einer die Thatsachen in Abrede stellen, so wurde er schnell zum Schweigen gebracht.

Dies geschah namentlich an einem der nächsten Tage nach der Schlacht von Königgrätz, in der sehr zahlreich besuchten Bierhalle.

Mit großer Heftigkeit wurden einige der Excesse und Erpressungen von Preußen besprochen, von denen die Zeitungen berichteten, und es fehlte nicht an Schmähworten, mit denen die Feinde, diese Barbaren, diese Räuber, diese Hungerleider, die sich auf fremde Kosten auch einmal satt essen wollten, überhäuft wurden.

Mit sichtlichen Zeichen des Unwillens hörte einer der Gäste diese Schmähungen einige Zeit mit an; endlich aber verließ ihn die Geduld, und mit unverkennbarer Aufregung rief er so laut, daß alle Umstehenden und Umsitzenden ihn hören, und Jeder seine Worte verstehen mußte:

„Die Zeitungsschreiber sind erbärmliche Lügner, das ist eine längst bekannte Sache und ich behaupte daher, daß an allen diesen Geschichten kein wahres Wort ist; denn in Preußen herrscht eine so allgemeine Bildung, wie man sie in ganz Oesterreich leider vergebens suchen würde, gebildete Menschen aber benehmen sich nicht so roh, so barbarisch, so räuberisch, wie es hier den Preußen nachgesagt wird! — Ein solches Benehmen ließe sich allenfalls von Baschkiren oder von Turkos glauben, aber nicht von Preußen!“

Hätte der Mann diese Aeußerungen in Wiener Mundart gemacht, so würden sie die Zuhörer verdrossen haben, ohne dadurch in solchen Zorn versetzt zu werden, wie der war, der sich auf den Gesichtern der meisten Gäste nicht verkennen ließ; aber der Sprechende hatte einen so entschieden norddeutschen Dialekt, daß er allgemein für einen Preußen gehalten wurde, obgleich er dies zufällig nicht war, sondern das Land der Prügelstrafe, des Stockregimentes und der morschen Trümmer des verrotteten Feudalismus, das Land, welches einen Ochsenkopf im Wappen führt, sein Vaterland nannte: Mecklenburg, den hinkenden Nachzügler europäischer Civilisation!

Dieser norddeutsche Dialekt und der dadurch herbeigeführte Irrthum von der preußischen Nationalität des Sprechers erregte einen wahren Sturm des Unwillens.

Drohende Blitze wurden aus zahlreichen Augen auf ihn geschossen, geballte Fäuste, sogar Stöcke, erhoben sich und es bedurfte nur eines geringen Antriebes, so würde der Unglückliche, der so unbedachtsam die Vertheidigung der Preußen übernommen hatte, unter schweren Mißhandlungen „an die Luft gesetzt“ worden sein.

Diesen Antrieb gaben die Worte, die einer der Gäste laut rief:

„Haut's den Hund von 'nem Preußen nieder!“

Da, in eben dem Augenblicke, als der Sturm zum Ausbruch kommen wollte und nichts ihn mehr beschwichtigen zu können schien, trat ein hoher Mann von mittlerem Alter und von kräftigem Wuchse vor den Bedrohten hin, auf den schon Einige eindrangen und der jetzt zu erkennen schien, wie unbesonnen er gehandelt hatte.

„Halt, meine Herren!“ rief der Vermittler mit laut schallender Stimme. „Wollen wir etwa den Preußen nachahmen, indem wir unsere Uebermacht benutzen, um einen Wehrlosen zu mißhandeln?“

Zwar wurden diese Worte ebenfalls in norddeutschem Dialekt gesprochen, aber sie verfehlten dennoch ihre Wirkung nicht; denn der

Sprechende war vielen der Anwesenden als der reiche, allgemein geachtete Fabrikant Wiesenthal bekannt.

Die, welche ihn kannten, gaben daher ihre feindlichen Absichten gegen den „Wehrlosen," wie Wiesenthal den Fremden genannt hatte auf, und Viele von Denen, die ihn nicht kannten, wurden von dem Ernste und der Wahrheit seiner Worte ergriffen.

Die Fäuste und die Stöcke sanken herab, die Zornblicke milderten sich und als Wiesenthal diese Wirkung seines Zurufes erkannte, fuhr er mit kräftigem Tone, doch mit ruhiger Stimme, fort:

„Meine Herren, überlassen Sie es mir, dem blindem Vertheidiger der Preußen zu beweisen, daß er Unrecht hat, und ich glaube, daß mir dies um so leichter gelingen wird, da ich selbst ein geborener Preuße, wenn auch schon seit mehreren Jahren ein Wiener Bürger bin, und zwar, wie ich glaube, keiner der schlechtesten!"

„Gewiß nicht! Gewiß nicht, Herr Wiesenthal!" riefen mehrere Stimmen.

Der geachtete Fabrikant wendete sich darauf zu dem Mecklenburger, der jetzt nicht ohne Besorgniß der Beendigung des Auftrittes entgegensah, und der wahrscheinlich die Flucht ergriffen hätte, wäre ihm nicht jeder Weg dazu versperrt gewesen.

„Mein Herr," sagte nun Wiesenthal, indem er vor ihn hintrat, „Sie haben diese achtbare Versammlung durch Ihre Ableugnung aller Excesse der Preußen in Zorn versetzt und in gewisser Beziehung sogar beleidigt; aber ich zweifle nicht, daß Sie diese Herren beruhigen werden, indem Sie Ihr Unrecht eingestehen."

„Das wird schwerlich geschehen!" brummte der Mecklenburger mit finsterer Miene zwischen den Zähnen.

„Sie sind wahrscheinlich in Preußen bekannt," nahm Wiesenthal wieder das Wort, „und Sie werden daher auch ohne Zweifel die dortigen Vorgänge während der letzten Jahre beobachtet haben."

„Allerdings!" entgegnete der Gefragte zögernd, denn er schien zu errathen, wohin der Fabrikant mit seinen Fragen zielte.

„Nun wohl," sagte Wiesenthal. „Dann können Ihnen auch die Vorfälle mit Sobbe und Putzki — die Glogauer Geschichte der Agnes Sander — die abgehauene Nasenspitze des Bürgers in Naumburg — der Scandal in Pasewalk, und viele ähnliche Dinge nicht unbekannt sein?"

„Ich habe allerdings von allen diesen Geschichten gelesen,“ sagte mit einiger Verlegenheit der Mecklenburger.

„Dann müssen Sie auch wissen,“ fuhr Wiesenthal fort, „daß während der letzten Jahre vor dem Kriege selten eine Woche, gewiß aber nie ein Monat verging, ohne daß die Zeitungen bald aus diesem, bald aus jenem Theile der Monarchie von irgend einem Soldatenexcesse zu berichten hatten?“

Als der Mecklenburger keine Antwort gab, drängte ihn der Fabrikant dazu, indem er ihm die weitere Frage vorlegte:

„Haben Sie davon gehört? — Ja, oder nein?“

„Ja!“ sagte kleinlaut und zögernd der Gefragte.

Die Umstehenden lauschten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dieser Art von Verhör, aber Sie unterbrachen es mit keiner Silbe, denn sie erkannten, daß ihr Mitbürger, obgleich er ein geborener Preuße war, den Fremden so in die Enge treiben würde, daß er das Unrecht der Preußen eingestehen müßte.

Sie sollten sich auch in dieser Erwartung nicht täuschen.

Wiesenthal fuhr fort:

„Dann werden Sie ohne Zweifel auch von dem junkerlichen Uebermuth der jüngeren preußischen Offiziere gehört haben, und vielleicht hatten Sie selbst Gelegenheit, auf eine unangenehme Weise zu erfahren, wie lästig und breit die preußischen Lieutenants sich im Allgemeinen dem ruhigen Bürger gegenüber zu machen verstehen!“

Der Mecklenburger antwortete nicht mit Worten, aber die dunkle Röthe, welche bei der Aeußerung Wiesenthals sein Gesicht überzog, bewies so deutlich, wie die bestimmteste Antwort es vermocht hätte, daß dadurch bei ihm sehr peinliche Erinnerungen erweckt worden waren.

Wiesenthal fragte nicht weiter, um ihm ein beschämendes Geständniß zu ersparen. Er wendete sich daher zu den Umstehenden, indem er sagte:

„Meine Herren, ich nehme jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, denn Sie werden sogleich von diesem Herrn hören, daß er die Worte zurücknimmt, durch die Sie vorhin glaubten, sich beleidigt fühlen zu müssen.“

Lautlose Stille der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte diesen Worten, der Mecklenburger aber sah finster zu Boden, denn er fürchtete, daß er nicht umhin können würde, die Worte Wiesenthals zu

bestätigen, und ein Widerruf einer entschieden ausgesprochenen Meinung bleibt unter allen Umständen für jeden Mann, der diesen Namen verdient, etwas sehr Peinliches.

„Mein Herr," sagte nun Wiesenthal, „glauben Sie wirklich, — nein, was noch mehr ist, können Sie mit gutem Gewissen das, was Sie vorhin aussprachen, und wodurch Sie den Zorn dieser achtbaren Versammlung erregten, auch noch ferner behaupten? Glauben Sie wirklich, daß eben die Offiziere, eben die Soldaten, welchen seit Jahren in dem eigenen Vaterlande, und mitten in dem tiefsten Frieden, Excesse aller Art, die Sie gegen den friedlichen Bürger ausübten, zur Last gelegt wurden; — daß die Soldaten — Offiziere sowohl, als Gemeine — welche bei der geringsten Veranlassung von ihrer Waffe gegen unbewaffnete Bürger, ihre Landsleute, Gebrauch machten, sich im Kriege und in Feindesland so musterhaft, so anständig betragen haben werden, wie ein anständiger Cavalier in einer vornehmen Gesellschaft?"

Der Mecklenburger konnte sich nicht enthalten, über diese ganz unmögliche Voraussetzung zu lächeln, und ohne jetzt mit der Antwort zu zögern, sagte er laut und aufrichtig:

„Nein, das kann ich nicht glauben!"

„Nun, dann werden Sie auch zugeben müssen," fuhr Wiesenthal fort, „daß die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, es seien von den Preußen in Feindesland Excesse begangen worden, denen ähnlich, muthmaßlich aber noch schlimmer, als die, welche ihnen in Freundesland so oft zur Last fielen."

„Die Wahrscheinlichkeit muß ich nach Ihrer Auseinandersetzung allerdings zugeben," gestand der Mecklenburger. „Aber Sie werden gewiß eben so wenig in Abrede stellen, daß die Zeitungen von den Preußen-Excessen viel Uebertriebenes, viel gänzlich Unwahres enthalten."

„Sicher wird das kein vernünftiger Mensch bestreiten," sagte Wiesenthal, und sich zu den Umstehenden wendend, sagte er, halb lachend:

„Meine Herren, ist unter Ihnen ein Einziger, welcher glaubt, daß Alles wahr ist, was in den Zeitungen von den Preußen steht?"

„Alles just nicht," entgegneten zögernd Einige, „aber doch Vieles."

„Das hat der Herr hier zugegeben, und somit wäre also die Einigkeit hergestellt!" sagte Wiesenthal, und damit war der Friede zwischen Oesterreich und Mecklenburg geschlossen.

Wiesenthal fürchtete indeß, es möchte nach seiner Entfernung ein neuer Streit mit dem Vertheidiger der Preußen entstehen. Da er fortgehen wollte, forderte er daher den Mecklenburger auf, ihn zu begleiten, und dieser ergriff mit Freuden die Gelegenheit, mit heiler Haut aus der Gesellschaft fortzukommen, die für ihn leicht so gefährlich hätte werden können.

„Mein Herr,“ sagte er zu dem Fremden, als er mit ihm auf der Straße war, „lassen Sie sich den heutigen Auftritt zur Warnung dienen, und sprechen Sie um Gottes Willen an öffentlichen Orten nicht wieder so zu Gunsten der Preußen. Sie könnten dadurch leicht Ihr Leben riskiren.“

„Das Leben?“ sagte der Mecklenburger ungläubig. „Da behaupten Sie doch wohl zu viel!“

„Gewiß nicht!“ versicherte Wiesenthal. „Es herrscht jetzt nicht nur in Wien, sondern sogar im ganzen Lande, eine wahrhaft lächerliche Spionenriecherei. Sie ist in gewisser Beziehung gerechtfertigt, denn es liegen zahlreiche Beweise dafür vor, daß die Preußen schon seit längerer Zeit viele Kundschafter bei uns besoldet haben, um genaue Nachrichten von Allem zu erhalten, was in ganz Oesterreich vorgeht. Durch Ihren norddeutschen Dialekt sind Sie nun aber ganz besonderer Gefahr ausgesetzt, für einen Spion gehalten zu werden, wenn Sie sich wieder so, wie vorhin in meiner Gegenwart, zu Gunsten der Preußen aussprechen. Mit Spionen aber, das wissen Sie wohl, macht man nicht lange Federlesens; das Geringste, dem Sie sich durch die Erregung eines solchen Verdachtes ausgesetzt sehen würden, wären arge Mißhandlungen.“

Als sollten die Worte des Fabrikanten augenblicklich bestätigt werden, wälzte sich ihnen in diesem Augenblicke, plötzlich um eine Straßenecke biegend, ein zahlreicher Menschenstrom entgegen, und ehe sie es sich versahen, waren sie mitten in dem Knäuel der tobenden und schimpfenden Masse.

„Ein Spion! Ein Hund von einem Spion!“ riefen mehrere Stimmen, und ein ziemlich anständig gekleideter Mann, den zwei Andere an beiden Seiten gepackt hielten, wurde unter derben Stößen auf sehr unsanfte Weise vorwärts geschoben, obgleich er hoch und theuer versicherte, daß er nicht daran dachte, ein Spion der Preußen zu sein.

Es half ihm Alles nichts, und unter den Rufen: „Auf die Po-

lizei! — Auf die Commandantur! — Auf die Wache!" wurde er weiter transportirt.

Mit Mühe gelang es Wiesenthal und seinem Begleiter, sich aus der dichtgedrängten Menge herauszuwinden, durch die sie eine Strecke weit mit fortgerissen worden waren.

Als sie endlich ihren Weg ruhig wieder verfolgen konnten, ergriff der Mecklenburger die Hand Wiesenthals und sagte mit einer vor Aufregung bebenden Stimme:

„Mein Herr, ich danke Ihnen für Ihren wohlgemeinten Rath, den ich so eben als sehr verständig erkannte. Was ich hier gesehen habe, werde ich mir gewiß zur Warnung dienen lassen!"

Dann trennten sich die Beiden.

Auf den Straßen herrschte überall das regste Leben und in vielen Gassen, die für gewöhnlich beinahe öde waren, wogten die Menschen hin und her, wie sonst nur zu gewissen Stunden in der Kärnthner-Straße.

Alle Geschäfte stockten; viele der fleißigsten Handwerker mußten feiern, und wenn die Folgen auch noch nicht, wie dies später leider der Fall war, bei den ärmeren Klassen Noth und Sorgen hervorriefen, so machte doch die allgemeine Geschäfts- und Arbeitslosigkeit, daß viele Menschen, die in den Häusern nichts zu thun hatten, sich auf die Straßen ergossen und begierig nach Neuigkeiten forschten.

Der Mecklenburger hatte Wien früher noch nicht gekannt; erst seit wenigen Tagen befand er sich in der Kaiserstadt, nachdem er sich seit Beginn des Krieges und schon einige Zeit vorher in Ungarn aufgehalten hatte.

In der Erinnerung an das soeben erlebte Ereigniß glaubte er daher, als er die Wollzeile erreicht, es fände dort ein ähnlicher Auftritt statt, denn es herrschte hier ein solches Gedränge eiliger Menschen, die von beiden Seiten einem Punkte in der Mitte zuströmten, daß die Straße beinahe gesperrt war.

Es schien deshalb, als trüge sich hier etwas Ungewöhnliches zu, wie der Fremde aber näher kam, überzeugte er sich zu seinem Staunen, daß die Menge nur begierig danach war, die Abendblätter der verschiedenen Zeitungen, deren Expeditionen hier nebeneinander liegen, sobald als möglich zu erhalten; denn eben jetzt war die Stunde ihrer Ausgabe.

In den Thüren der Expeditionen schlug man sich beinahe, um

einen früheren Eintritt zu erlangen, und wer so glücklich gewesen war, das Blatt zu erhaschen, aus dem er Neues und Wichtiges zu erfahren hoffte, der konnte seine ungeduldige Neugier nicht so lange zügeln, bis er nach Hause kam, sondern las die Zeitung, sobald er auf die Straße trat, unbekümmert darum, daß er dadurch verhindert wurde, auf seinen Weg zu achten.

Die natürliche Folge war, daß bald hier, bald dort ein Paar einander Entgegenkommende zusammenrannten, und es gab dabei mitunter sehr komische Auftritte.

Diese Neuigkeitssucht, diese Lesewuth, schien sich aller Stände, jedes Alters und Ranges bemächtigt zu haben.

Da ging eine sehr anständig gekleidete Dame, die in ihr Zeitungsblatt eben so vertieft war, wie der Lehrbube, den sein Herr abgeschickt hatte, ihm das Abendblatt zu holen.

Ihre ängstlich forschenden Blicke schienen nach Kunde von einem Theuren zu suchen, der bei der Armee war und der seit der Unglücksschlacht noch nichts von sich hatte hören lassen.

Würde sie den Namen des Gatten, des Vaters, des Bruders, des Geliebten, an dem ihr Herz hing, ohne daß sie es sich selbst, geschweige denn ihm bisher gestanden hatte, unter den Todten, den Verwundeten, den Vermißten finden?

Eben so eifrig las auch eine andre Dame, in tiefe Trauer gekleidet, wie man diese schwarzen Gestalten täglich in größerer Menge in den Straßen Wiens erblickte, die sie langsam mit bleichen, abgehärmten Wangen, mit rothgeweinten Augen, durchschritten.

Die tiefe Trauer verrieth, daß die Unglückliche erst unlängst einen theuren Angehörigen durch den Tod verloren haben mußte; aber noch bangte ihr Herz um andere Lieben, die von gleicher Gefahr bedroht waren, das bewiesen die funkelnden, ängstlich suchenden Blicke, die sie auf das Blatt in ihrer Hand richtete.

Plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus.

„Todt!“ hauchten ihre erbleichenden Lippen, die Zeitung entsank ihren Händen und sie selbst wäre zu Boden gestürzt, hätten nicht die Arme eines zufällig Vorübergehenden mitleidig die Ohnmächtige aufgefangen.

Nach dem Verluste, den die Trauernde erst vor kurzer Zeit erlitten hatte, war dieser neue Schlag zu viel für sie gewesen und ihre Sinne schwanden bei der Kunde von dem Tode eines Zweiten, der ihrem Herzen nahe gestanden hatte.

In gewöhnlichen Zeiten würde eine solche Ohnmacht einer Dame auf offener Straße binnen wenigen Minuten einen zahlreichen Kreis von Neugierigen um die Unglückliche gesammelt haben, und das Kaufmannsgewölbe, in welches der Herr die Bewußtlose trug, wäre noch lange belagert worden; jetzt aber blieb der Vorfall beinahe ganz unbeachtet, und kaum richtete sich ein flüchtiger Blick auf die Thür, durch welche der Herr und die Dame verschwanden, denn weit mehr, als durch die Ohnmächtige wurde die allgemeine Neugier durch die Zeitungsnachrichten in Anspruch genommen.

Nur wenige Schritte davon entfernt mußte ein junges, hübsches Mädchen eine ähnliche Nachricht gelesen haben; denn auch ihren Lippen entfuhr ein leiser Schreckensschrei.

Die Nerven des einfach gekleideten Bürgermädchens waren aber stärker, wie die der in Trauergewänder gehüllten Dame, denn wenn sie auch ebenfalls erbleichte, so verlor sie doch nicht das Bewußtsein; ihre Hände zitterten heftig, aber sie ließ das Zeitungsblatt nicht fallen; sie wankte einen Augenblick, aber sie wurde nicht ohnmächtig, und indem ein Strom von Thränen ihren Augen entstürzte, hielt sie das Tuch vor das Gesicht und eilte dann, um ihren Schmerz neugierigen Blicken zu entziehen, raschen Schrittes davon, ohne dazu fremder Hilfe zu bedürfen.

Kopfschüttelnd über das, was er sah, ging der Mecklenburger weiter.

Ihm schien die gewaltige Aufregung, die überall herrschte, wohin er sah, ganz unbegreiflich, aber er vergaß, daß die verschiedenartigsten Interessen und Gefühle Aller, wie jedes Einzelnen, durch die einlaufenden Nachrichten berührt wurden.

Es war daher auch mehr als bloße Neugier, was den Lesern aller Stände die Zeitungsblätter in die Hand gab.

Der Fiaker auf seinem Bocke, die Hökerin hinter ihrem Stande, der Omnibus-Conducteur auf seinem hin und her schwankenden Tritte, der verwundete Soldat, der sich nur mühsam durch die Straßen schleppte, der Schüler, der mit den Büchern unter dem Arme, unlustig zum Lernen, nach seiner Schule ging, das junge Mädchen hinter dem Ladentische; — sie Alle hatten die gleiche Unruhe, den gleichen Drang, so schnell als möglich zu erfahren, was die Zeitungen Neues brachten, denn wer von ihnen hätte nicht um irgend einen Theuren in den Reihen der Armee gebangt?

Ueberall sah man eifrig mit einander sprechende Gruppen auf den Straßen stehen; alle Gasthäuser, alle Kaffeehäuser, alle Weinstuben, waren gefüllt, und wer sich sonst nie um Politik gekümmert hatte, der wurde jetzt von dem allgemeinen Strudel erfaßt und mit fortgerissen.

Schien doch jeder instinctmäßig zu fühlen, Mancher aber auch der festen Ueberzeugung zu sein, daß es sich nach der Schlacht von Königgrätz um die Existenz von ganz Oesterreich handelte und dadurch wurde nätürlich auch jeder Einzelne mehr oder weniger berührt.

Noch immer vernahm man nichts Bestimmtes, noch weniger aber etwas Ausführliches, über die geschlagene Nordarmee und deren jetzigen Zustand.

Nur so viel verlautete im Allgemeinen, daß sie sich unter dem Schutze der festen Wälle von Olmütz sammle.

Die erste zuverlässige Nachricht von größerer Wichtigkeit war die von dem Abschlusse einer fünftägigen Waffenruhe.

Erleichtert hob sich dadurch manche Brust, denn die Gewährung dieser Ruhe schien den unwiderleglichen Beweis zu liefern, daß die Preußen durch die Schlacht bei Königgrätz selbst zu empfindliche Verluste erlitten haben mußten, um ihren Sieg mit allem Nachdruck zu verfolgen; denn eine Armee, die es in ihrer Gewalt hat, den geschlagenen Feind zu vernichten, wird sich die Gelegenheit dazu gewiß nicht entgehen lassen, indem sie ihm unmittelbar nach dem Kampfe eine Waffenruhe gewährt, die es ihm möglich macht, sich zu sammeln, sich von den Schrecken der Niederlage zu erholen und die Trümmer der geschlagenen Armee wieder zusammenzuziehen.

Diese fünftägige Waffenruhe sprach deshalb dafür, daß die Vortheile der Preußen weder so groß, noch die Lage der Nordarmee so schlimm sein konnten, wie man dies im ersten Augenblicke gefürchtet hatte.

Neu regte sich daher die Hoffnung in der Brust jedes Oesterreichers; der unselige Nationalitätenhader, der nach dem Frieden in so hellen, verderblichen Flammen aufloderte, schien vergessen zu sein und alle die verschiedenen Stämme, welche das österreichische Kaiserhaus im Laufe der Jahrhunderte unter seinem Scepter vereinigt hat, wurden beseelt von dem einen Gefühle der Zusammengehörigkeit, von der gleichen Opferwilligkeit, dem gleichen Verlangen, an dem gemeinschaftlichen Feinde die Schmach zu rächen, neben den glänzenden Sieg der Südarmee einen eben so glänzenden der Nordarmee zu stellen.

Die Hoffnung zu der Erreichung dieses Zieles war auch trotz der erlittenen Niederlage noch aus keiner Brust verschwunden, denn ganz unmöglich erschien es Allen, daß die riesige Militärmacht Oesterreichs, die alljährlich so ungeheure Summen verschlungen hatte, mit dem einen Schlage rettungslos niedergeworfen worden sein könnte.

Wie wunderbar der Sinn der Einheit und Einigkeit herrschte, das zeigte sich namentlich auch in der allgemeinen Theilnahme, welche sich den verwundeten Kriegern zuwendete.

Während sonst zwischen Bürgern und Militär eher Antipathie als Sympathie herrschte, wurde jetzt jeder abgehende Zug der Truppen mit Glückwünschen und Hurrahrufen bis in die Waggons begleitet; wo eine Colonne durch die Straßen marschirte, da wehten ihr aus den Fenstern die Taschentücher einen Abschiedsgruß zu, da regnete es nicht selten sogar Blumen auf sie herab, und dankende Blicke zu den schönen Spenderinnen hinaufsendend, schmückten Offiziere und Soldaten ihren Czako mit den Blumen, die Vielen als ein freundliches Omen glücklicher Rückkehr aus den Kämpfen erschienen, denen Alle entgegenzugehen glaubten.

Lief aber gar ein Zug mit Verwundeten auf dem Nordbahnhofe ein, dann wetteiferte Alles, den Ankommenden Erfrischungen jeder Art zu bieten; Damen aus den höchsten Kreisen überwanden die so natürliche Scheu und leisteten die Dienste barmherziger Schwestern; ein rührender Wetteifer aber entstand darin, einen der Verwundeten in Pflege zu erhalten, und wem es gelungen war, einen dieser begehrten Gäste zu erobern, der wurde, während er den Verwundeten zu einem Wagen führte, mit neidischen Blicken von Denen begleitet, welche allein nach ihrer Wohnung zurückkehren mußten.

Nahm irgendwo ein Leichtverwundeter in einem Gasthause an einem Tische Platz, so wurde er augenblicklich von Neugierigen umringt, die ihn gutmüthig fragten, was er essen, was er trinken wollte, und hätte er einen dreifachen Magen gehabt, so würde er ihn haben überfüllen können, ohne daß er jemals nöthig gehabt hätte, zu zahlen. Ja, schon die bloße Absicht dazu wäre von den redlichen Bürgern Wiens als eine Beleidigung betrachtet worden.

Fand es sich nun aber gar, daß der Verwundete unmittelbar aus der Schlacht von Königgrätz kam, dann wurde er mit Bitten bestürmt, etwas von dem zu erzählen, was er selbst gesehen oder erlebt hatte, und fand er sich, wie dies gewöhnlich geschah, dazu bereit,

das allgemeine Verlangen zu erfüllen, so bildete sich um ihn schnell ein dichtgedrängter Kreis der aufmerksamsten Zuhörer.

Was der Verwundete dann erzählte, das wurde als eine Art von Evangelium aufgenommen, obgleich nicht selten die Erfindungsgabe oder die Phantasie des Erzählers nachhelfen mußten, wenn der Verwundete zufällig nichts gesehen oder erlebt hatte, wodurch er das Interesse seiner Zuhörer erregen zu können hoffte.

So wurden manche, theils unterhaltende und komische, theils ergreifende und tragische Anekdoten von den Verwundeten zum Besten gegeben, aber wir möchten nicht darauf schwören, daß Alles, was sie von Königgrätz erzählten, sich auch wirklich auf dem Schauplatze ereignete, auf den sie es verlegten.

Wer konnte ihnen aber diesen kleinen, unschuldigen Betrug verargen?

Da die Zuhörer nun einmal ein lebhafteres Interesse für Alles hegten, was sich auf Königgrätz bezog, befriedigten sie nur den lebhaften Wunsch ihres begierig lauschenden Auditoriums, indem sie von dieser Schlacht erzählten, was sich in Wirklichkeit auf einem der anderen Schlachtfelder zugetragen hatte.

Und was kam denn auch in der That auf den Schauplatz des Erzählten an, wenn dieses nur interessant war?

Ob das der Fall, darüber mögen unsere Leser urtheilen, indem wir ihnen einige der kleinen Erzählungen, der Anekdoten und Charakterzüge mittheilen, die wir selbst in jenen bewegten Tagen mit anhörten.

Jedenfalls sind viele dieser Episoden geeignet, einen Begriff von dem Geiste zu geben, der während der Kämpfe dieses kurzen Krieges die Nordarmee beseelte — —.

Ein Jäger, dessen rechte Hand verbunden war, so daß er das Glas mit der linken Hand zum Munde führen und einen seiner Nachbarn bitten mußte, das Fleisch auf seinem Teller in kleine Stücke zu schneiden, antwortete auf die Frage, wie er verwundet sei, in humoristischem Tone:

„Ein Finger ist mir abgeschossen und zwei sind so verwundet, daß sie wahrscheinlich steif bleiben werden. Wenn ich nun bei dem Verbinden meine verstümmelte Hand ansehe, so möchte ich mich selbst mit Watschen traktiren, weil ich dies preußische Denkzeichen nur deshalb bekommen habe, daß ich so dumm war, zu unrechter Zeit trinken zu wollen!“

Diese Worte steigerten natürlich noch die Neugier, welche ohnehin schon herrschte und einer der Gäste fragte verwundert, zugleich aber auch mit dem Tone des Unglaubens:

„Weil Sie zu unrechter Zeit trinken wollten?"

„Freilich!" versicherte der Jäger.

„Wie kam denn das?" fragte ein Anderer.

„Das will ich Ihnen sagen," lautete die bereitwillige Antwort.

„Seit ein paar Stunden waren wir so ununterbrochen im Feuer gewesen, daß ich nicht dazu hatte kommen können, meinen Durst zu stillen, obgleich mir die Zunge förmlich zum Halse heraushing und ich mir in meiner Feldflasche noch einen Rest Wein aufbewahrt hatte.

„Als wir eine Strecke weit geflohen waren, glaubte ich endlich so viel Zeit finden zu können, um den letzten Trunk aus meiner Flasche zu nehmen. Ich zog sie also in die Höhe, aber in eben dem Augenblick, als ich den Hals an die Lippen setzte, kam so eine verwünschte Zündnadelkugel geflogen, Gott mag wissen, woher, denn ich konnte weit umher keine Preußen sehen; der Wein floß mir, statt in die Gurgel, über die Hose und mit der Flasche zugleich war auch meine Hand zerschossen! — Da, zum Andenken habe ich mir das Stückchen Glas aufgehoben," schloß der Jäger seine Erzählung, indem er mit der linken Hand den Hals seiner Feldflasche aus der Tasche zog und mit dem Ausdrucke des Aergers auf den Tisch warf.

„Hätte mich der unsichtbare Schütze nur wenigstens erst den Wein austrinken lassen, ehe er mir die Hand zerschoß, oder wäre ich so gescheidt gewesen, noch eine Strecke weiter zu laufen, bevor ich daran dachte, zu trinken, dann würde ich jetzt wahrscheinlich noch meine ganze Feldflasche und meine gesunden Finger haben!" brummte der Jäger.

Ergreifender war die folgende Schilderung, und manche der Zuhörer fühlten sich dabei von einem Todesschauer durchrieselt, indem sie sich in ihren Gedanken in die Lage des Erzählenden versetzten.

Dieser war der Feuerwerker Anton Ulzer und noch sah man es seinem leidenden, bleichen Gesichte an, was er ausgestanden haben mußte, vielleicht eben so sehr durch die Schmerzen einer Wunde in der Brust, wie durch die fürchterliche Lage, in der er sich längere Zeit befunden. Er hatte zwar nur eine Fleischwunde, durch ihre Größe aber ersetzte sie reichlich, was ihr an Lebensgefährlichkeit abging; denn eine Kartätschenkugel hatte ihm, indem sie ihn stark streifte, die eine ganze

Seite der Brust aufgerissen, so daß er sie noch immer mit Bandagen umwunden tragen mußte und gezwungen war, den linken Arm immer weit von dem Körper abzuhalten, weil die leiseste Berührung ihm die heftigsten Schmerzen verursachte.

„Unsere Batterie," erzählte der Feuerwerker Ulzer, „mußte nach der Einnahme von Chlum durch die Preußen auf einer Anhöhe Stellung nehmen, um den Rückzug unserer Infanterie zu decken.

„Kurz zuvor hatte auf eben dieser Höhe ein heftiger Kampf stattgefunden und haufenweis lagen die Leichen umher.

„Kaum hatten wir die ersten Schüsse gethan, als ich von einer Kartätschenkugel getroffen wurde und besinnungslos vom Pferde stürzte.

„Die feindliche Batterie war durch unsere Granaten bald zum Schweigen gebracht, dagegen aber hatten wir, wie meine Cameraden mir später erzählten, viel von den preußischen Tirailleuren zu leiden, die uns Pferde und Leute einzeln niederschossen, ohne daß unser Feuer ihnen viel anhaben konnte.

„Unser Hauptmann hatte von dem Feldzeugmeister Benedek den Befehl bekommen, sich so lange als möglich zu halten. Das wäre aber bei dem mörderischen Feuer der Preußen kaum ein oder zwei Minuten möglich gewesen. Um sich gegen dasselbe zu decken, verfiel er auf einen Gedanken, bei dessen Erinnerung es mir noch jetzt eiskalt über den Rücken läuft.

„Schuß auf Schuß streckte einen Mann, ein Pferd nieder, oder verwundete es wenigstens. Dagegen konnte die Bedeckungsmannschaft, die aus Hußaren bestand, nichts ausrichten und sie selbst mußte sich möglichst gegen das feindliche Einzelfeuer sichern, um im wirklich entscheidenden Augenblicke eines Hauptangriffes auf die Batterie nicht kampfunfähig sein.

„Da gab es denn nur ein Mittel — eine Barrikade, einen Schutzwall, gegen das feindliche Feuer zu errichten!

„Wo aber war das Material zu finden?

„Häuser, deren Ziegel, Gärten, deren Zäune, sogar Bauholz, das benutzbar gewesen wäre, lagen nicht weit entfernt, aber über der Herbeischaffung dieser Gegenstände wäre so viel Zeit verflossen, daß während derselben vielleicht von der ganzen Batterie kein Mann, kein Pferd mehr auf den Beinen blieb.

„Doch der Hauptmann verfiel zur Errichtung eines Schutzwalles auf ein Material, das in nächster Nähe in reichlicher Menge

zu finden war: die Leichen, die in einer fürchterlichen Masse ringsumher aufgehäuft lagen.

„Auf seine Aufforderung ließ der commandirende Offizier der Bedeckungsmannschaft eine Anzahl seiner Hußaren absitzen und die Todten, Oesterreicher und Preußen, bunt untereinander zusammentragen und mit reißender Schnelligkeit thürmte sich ein Leichenwall auf, der zwar keinen vollkommenen Schutz gewährte, dennoch aber die Gefahr bedeutend verminderte, denn nur die Schußlinie der Geschütze wurde weniger hoch gedeckt, daneben aber thürmte sich der blutige Wall so hoch auf, daß die Bedienungsmannschaft von den preußischen Kugeln nicht leicht mehr getroffen werden konnte.

„Ich wurde mit zu diesem Barrikaden-Material verwendet, denn die Hußaren hielten mich ohne Zweifel für todt, obgleich ich, wie Sie wissen, nur schwer verwundet war.

„So mochte ich zwischen und unter den Leichen einige Zeit gelegen haben, als ich durch das Gefühl eisiger Kälte an meiner Stirn, so wie durch einen erstickenden und furchtbar schmerzenden Druck auf meiner verwundeten Brust zum Bewußtsein zurückgerufen wurde.

„Ich wollte mit der Hand nach der Stirne greifen, um den eiskalten Gegenstand zu entfernen, aber ich konnte meinen Arm nicht bewegen.

„Noch halb betäubt schlug ich die Augen auf, da erkannte ich mit Entsetzen die Lage, in der ich mich befand.

„Ich lag mitten unter den Leichen, den Kopf so gerichtet, daß ich die Preußen sehen konnte, für deren Schüsse ich gewissermaßen als Zielscheibe diente.

„Die Kälte auf meiner Stirne rührte von der Hand eines Todten her, die sich dagegen preßte; — den Druck auf meiner Brust verursachten drei oder vier andere Todte, die auf mir lagen, während ich andere unter mir fühlte, denn ich hatte meinen Platz in den mittleren Schichten der Leichenbarrikade gefunden.

„Rechts und links, über und unter mir hörte ich das matte Klatschen der Kugeln, welche den Wall von todtem Menschenfleisch trafen; denn ich lag unfern einer der niedrigen Stellen vor den Geschützen und diese Lücken waren das besondere oder vielmehr das einzige Ziel des preußischen Feuers. Ich glaubte daher jeden Augenblick von einer feindlichen Kugel getroffen zu werden.

„Sie können sich wohl denken, meine Herren," sagte der Feuer-

werker Ulzer zu seinen Zuhörern, die seiner Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten, „daß mir nicht sonderlich zu Muthe war, und daß ich aus meiner verwünschten Klemme sobald als möglich erlöst zu werden wünschte.

„Ich wollte daher, so laut ich es vermochte, nach Hilfe rufen, aber die Kehle war mir wie zugeschnürrt, und nur leise vermochte ich zu wimmern:

„Cameraden, — Artilleristen, — ich bin nicht todt. — Zieht mich — Feuerwerker Ulzer — hier unter den Leichen hervor!

„Daß ich absichtlich unter die Todten gebettet worden war, und daher nur wenig Aussicht auf Erlösung hatte, ahnete mir nicht. Ich glaubte, die Leichen wären bei einem Sturme zufällig auf mir zu liegen gekommen.

„Wiederholt strengte ich die ganze Kraft meiner Lungen zu Hilferufen an. Anfangs verhallten sie ungehört unter dem Donner der Kanonen, als aber das Geschützfeuer einen Augenblick schwieg, da wurde mein Geschrei vernommen.

„Aber nur mit der augenscheinlichsten Todesgefahr Dessen, der mir zu Hilfe kam, konnte ich gerettet werden, denn mein Retter mußte dazu den Leichenwall übersteigen, und war dann natürlich dem heftigsten Feuer der preußischen Tirailleure ausgesetzt.

„Die augenscheinliche Todesgefahr ließ die Leute meiner Batterie einen Augenblick zögern, aber auch nur einen Augenblick, denn schon nach wenigen Sekunden hörte ich, wie eine Stimme, welche in meinen Ohren wie die eines Engels klang, rief: „Ich bin gleich bei Ihnen, Herr Feuerwerker!“

„Der edle Mensch hielt Wort,“ fuhr der Feuerwerker Ulzer mit dem Tone der Rührung fort, „denn gleich darauf war er an meiner Seite, warf die Leichen herunter, die auf mir lagen und unter denen er mich nicht hätte hervorzerren können, ohne mir bei meiner schweren Wunde die fürchterlichsten Schmerzen zu bereiten.

„Während dieses Liebeswerkes war aber der brave Antelmeier, — so hieß der Artillerist — das Ziel eines wahren Regens von Spitzkugeln, die rechts und links neben uns einschlugen, und es ist als ein wirkliches Wunder zu betrachten, daß von uns Beiden keiner getroffen wurde.“

„Die Preußen scheinen eben mit ihren Zündnadelgewehren besser rasch schießen, als gut treffen zu können!“ bemerkte einer der Zuhörer.

„Da mögen Sie wohl Recht haben," sagte der Feuerwerker Ulzer, „daß sie aber dennoch nur zu oft treffen, davon überzeugte ich mich leider bei meiner Rettung nur zu sehr, denn in eben dem Augenblicke, als Antelmeier mich über den Leichenwall hinübergehoben und dadurch in Sicherheit gebracht hatte, wurde er durch so eine verwünschte runde Spitzkugel niedergestreckt! — Als ich an dem plötzlichen heftigen Zucken seines Armes, mit dem er mich unterstützte, merkte, daß er verwundet sei, bog ich mich zurück, um nach ihm zu sehen.

„Die Preußenkugel war ihm durch das Auge in den Kopf gedrungen! — Der brave Bursche hatte meine Rettung mit seinem Leben bezahlt!"

Die Stimme des Feuerwerkers Ulzer zitterte, als er diese Worte sprach, und er führte rasch das Glas zum Munde, weniger um zu trinken, als um die Thräne zu verbergen, die ihm bei der Erinnerung an den Tod seines Retters über die Wange rann.

Todtenstille herrschte einen Augenblick in dem überfüllten Gastzimmer, als der Erzähler seine ergreifende Schilderung endigte; er selbst unterbrach diese Stille, indem er nur noch die wenigen Worte hinzufügte:

„Ich wurde mit dem nächsten Transporte Verwundeter zurückgeschafft und war so glücklich, der Gefangenschaft zu entgehen. — So Gott will werde ich aber zur rechten Zeit geheilt sein, um den Blauröcken noch manchen Schuß zuzuschicken, durch den ich den Tod meines ehrlichen Antelmeier zu rächen denke!"

Kaum hatte der Feuerwerker Ulzer, begleitet von einem allgemeinen und herzlichen Lebewohl: „Mit Gott, Herr Feuerwerker; und recht baldige Genesung!" das Local verlassen, als ein Hußar eintrat, dessen Regiment der weiße Streifen um seine Mütze bezeichnete.

Er trug auf der linken Backe ein mächtiges Pflaster, welches auf eine ziemlich starke Verwundung schließen ließ, und an der Hand führte er einen Knaben von etwa 13 Jahren, der durch seinen Anzug zwar keineswegs salonfähig erschien, trotz der Löcher und Schmutzflecken seiner Kleider aber auf die anwesenden Gäste keinen unangenehmen Eindruck machte, denn die Züge seines Gesichtes trugen den unverkennbaren Character der Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit, während seine Augen, die offen und dreist, doch ohne die verletzende Keckheit, die frühreifen Buben seines Alters nur zu oft eigenthümlich ist, Muth und Entschlossenheit, zugleich aber auch Klugheit aussprachen, gepaart mit einer Beimischung von List und sogar von schlauer Pfiffigkeit.

Wie wir erwähnten, war in jenen aufgeregten Tagen jeder verwundete Soldat ein Gegenstand der Theilnahme, zugleich aber auch der Neugier, und diese steigerte sich bei dem Hußaren noch um so mehr durch seine Begleitung, zumal er den Knaben mit auffallend liebevoller Aufmerksamkeit behandelte, und ihn sogar zuerst von dem Krügel Bier trinken ließ, welches der Kellner auch ohne besondere Aufforderung vor ihn hingesetzt hatte.

Kaum hatten der Hußar und der Knabe ihre Plätze eingenommen, als sich auch schon ein dichter Kreis um sie bildete, und ihr Tisch ganz besetzt war.

Um ein Gespräch mit dem Hußaren anzuknüpfen, sagte, auf den Knaben deutend, ein junger Mensch, der mehr Dreistigkeit als Verstand besaß:

„Das ist wohl Ihr Sohn, Herr Hußar, und er freut sich gewiß, daß er seinen Vater gesund und wohlbehalten wiedergefunden hat?“

Der Hußar blickte den Sprechenden einen Augenblick verwundert an, dann aber brach er in ein lautes Gelächter aus, und rief mit einem Dialekte, der zwar den Ungar erkennen ließ, dennoch aber ziemlich geläufig deutsch war:

„Ebbatta! Seh' ich denn aus wie Vater? — Ich bin 24 Jahre alt, Bube ist 13, wie kann ich sein Vater von ihm?“

Lautes Gelächter folgte den Worten des Hußaren, und spöttische Blicke richteten sich auf den „jungen Herrn“, dessen dunkles Erröthen verrieth, daß er erkannte, eine Dummheit begangen zu haben.

Um nun nicht zum Stichblatte schlechter Witze zu werden, suchte er dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, indem er an den Hußaren die Frage richtete:

„Welchem Säbel verdanken Sie denn die Wunde in Ihrer Backe?“

Mit dem Tone der Wehmuth, aber dennoch halb scherzend, halb ernst, antwortete er:

„Das ist ein Andenken, was todter Camerad-Hußar mir hat gegeben.“

„Ein Todter hat Sie verwundet?“ riefen einige der Zuhörer. „Das ist ja ganz unmöglich!“

„Nicht unmöglich,“ sagte der Hußar sehr ernst; „denn ist wirklich so. — Hören Sie nur, wie ist gekommen. — Hatte unsere Schwadron auf Flucht von Königgrätz eingehauen auf preußische

Dragoner. Waren verwundet zwei Offiziere von uns schwer, und wurden gelegt auf Leiterwagen. Ich wurde beigegeben zu Bedeckung und Bedienung, weil Preußen mir geschossen meinen guten Braunen todt unter Leib.

„Wie wir gefahren, liegt am Weg Hußar von unser Schwadron; ist schon halb todt, und stöhnt jämmerlich, wie er uns sieht: „Nicht lassen gefangen nehmen von Preuß!"

„Wir noch hatten Platz auf Wagen und nehmen verwundeten Hußar zu uns. — Er halten blanken Säbel, roth von Preußenblut, in Faust. Ich ihm wollen nehmen und stecken in Scheide, aber er halten mit Krampf fest und rufen: „Hußar Säbel nur geben, wenn todt!"

„So ich ihn legen mit blanken Säbel in Faust neben mich, und wir rasch fahren weiter.

„Wie ist geworden Abend, ist gestorben armer Camerad! — Aber können wir ihn werfen auf Landstraße, wie Stück Vieh? — Ebbatta, das thun kein Ungar an Camerad! — So er bleiben liegen todt an Seite von mir, und sollen haben christliches Begräbniß, wenn finden Ruhe!

„Wie ist kommen Nacht, ich mich legen auf Camerad und schlafen gut, bis aufwachen vor Schmerz in Backe. — Hußar mich hauen, wenn schon todt; davon die Wunde hier!"

Ein gutmüthiges Gelächter belohnte diese naive Erzählung, die der Hußar mit einer Treuherzigkeit und einem Ernste vorgetragen hatte, als glaubte er wirklich, die ungarischen Hußaren könnten, so lange sie den Säbel in der Faust hielten, das Zuhauen nicht lassen, wenn sie auch schon todt wären.

Die Heiterkeit, welche diese Erzählung unter den Gästen hervorgerufen hatte, wurde durch den Knaben unterbrochen, welchen der Hußar bei sich hatte.

Obgleich der tapfere Reiter seine Vaterschaft in Abrede gestellt hatte, sagte der Bursche, indem er den Hußaren anstieß:

„Vater, mich hungert!"

„Also ist der Bube doch Ihr Sohn!" rief mit triumphirendem Lächeln der junge Mann, der sich früher durch seine Frage so blamirt hatte.

„Nein, Freund," sagte lächelnd der Ungar, welcher ein Spaßmacher zu sein schien, „der Bub' nicht mein Sohn, ich nicht sein Vater, aber er mein Kind und er haben viele Väter, — unsere ganze Schwadron!"

Daß ein Kind zuweilen mehrere Väter hat, ist eine altbekannte Geschichte; aber eine ganze Schwadron, — das ging denn doch über alle bisher gemachten Erfahrungen, und so war denn ein abermaliges lautes Gelächter die Folge der Worte des Hußaren.

Dieser machte indeß eine sehr ernste Miene und sagte:

„Ist so, wie ich sage! — Dieser Bube ist Kind von ganze Schwadron, aber zuerst von mir. — Doch hören, meine Herren, wie das ist kommen."

„Erzählen Sie! Erzählen Sie!" riefen mehrere Stimmen.

Der Hußar ließ sich nicht lange bitten, sondern begann:

„Wie wir Hußaren machen bei Groß-Skalitz Attake auf Preußen, ich fühlte plötzlich an mein linkes Bein eine Last, und wie ich sehe, was ist, hängt der Junge an mir, klettert in mein Steigbügel, und hängt sich fest wie Klette. Ich wollte ihn wegstoßen, aber er mich ansieht, so bittend mit klaren Augen, daß ich lasse ihn, wo er ist; denn wenn ich ihn geworfen 'runter, er wäre worden zerstampft von Pferden. — Und der Bub seitdem ist geblieben bei uns; hat bekommen sein eigen Pferd, ist mit uns gestanden im Feuer, ohne Furcht, wie ältester Hußar; er ist gewesen immer munter und manchen Dienst hat geleistet!"

Gerührt beugte der Hußar sich bei diesen Worten nieder zu dem Knaben, streichelte ihm die Backen und küßte ihn auf die Stirn; Liebkosungen, die der Knabe durch Blicke vergalt, aus denen die innigste Dankbarkeit und Anhänglichkeit leuchtete.

„Sein Vater," fuhr er dann fort, „ist todtgeschossen von Preußen bei Skalitz; er nicht will zurück zu böse Stiefmutter, und bleiben bei Schwadron; aber noch zu klein, um zu werden Hußar, und so er soll kommen zu Meister in Lehr; aber er will werden Soldat und sagen, wenn zu klein zu Hußar, doch genug groß zu Trommelschläger!"

Diese Erzählung erweckte für den kriegslustigen Knaben allgemeine Theilnahme, und mehrere Meister, die sich unter den Anwesenden befanden, erboten sich, ihn sogleich in die Lehre zu nehmen.

Er wies zwar alle Anerbietungen zurück, als aber die Schwadron, der er sich angeschlossen hatte, und deren „Kind" er nach der Versicherung des Hußaren geworden war, einige Tage darauf Wien verlassen mußte, wurde der Knabe von dem Magistrat der Residenz in Obhut genommen, und von diesem, — wie man uns damals mel-

deten, — trotz seines lebhaften soldatischen Triebes zu einem Meister in die Lehre gethan.

Daß er diesem Ursache zu besonderem Lobe gegeben haben wird, bezweifeln wir.

Es hat gewiß noch selten gute Früchte getragen, wenn ein Mensch mit seinem Widerstreben gezwungen wurde, einen Berufsweg einzuschlagen, zu dem ihm jede Neigung mangelte, oder der ihm sogar zuwider war. — —

Ungefähr um dieselbe Zeit, als die Auftritte, welche wir bisher schilderten, in einem der von dem Bürgerstande am zahlreichsten besuchten Gastlocale statt fanden, trat in ein anderes, welches namentlich einen großen Kreis von Stammgästen in seinen freundlich eingerichteten Räumen versammelte, ein sehr anständig gekleideter Mann von gesetzten Jahren, dennoch aber in einer Aufregung, wie sie sonst nur der Jugend üblich zu sein pflegt.

Er hielt ein Blatt Papier mit großem Druck in der Hand und rief, als er kaum eingetreten war, den ringsum sitzenden, ihm beinahe ohne Ausnahme bekannten Gästen zu:

„Kennt Ihr schon das neueste Manifest des Kaisers?"

Niemand gab eine bejahende Antwort. Der Fragende faltete daher das Blatt auseinander, dessen Inhalt damals gewiß jedem Kinde in Wien bekannt war, jetzt aber wohl nur noch Wenigen genau erinnerlich sein dürfte, das wir daher zur Orientirung unserer Leser hier wortgetreu wiedergeben. Der Mann las mit bewegter Stimme:

Kaiserliches Manifest!

„An meine Völker!"

„Das schwere Unglück, welches Meine Nordarmee trotz des heldenmüthigen Widerstandes getroffen, die Gefahren, die dadurch für das Vaterland erwachsen, die Kriegsbedrängnisse, die verheerend über Mein geliebtes Königreich Böhmen sich ausbreiten und anderen Theilen Meines Reiches drohen, die schmerzlichen, unersetzlichen Verluste für so viele Tausende von Familien, haben Mein Herz, das so väterlich warm für das Wohl Meiner Völker schlägt, auf das Tiefste erschüttert."

Mit einem schweren Schmerzensseufzer flüsterte bei diesen Worten einer der Gäste dumpf in sich hinein:

„Ach wie ganz anders klingt doch dies Manifest, als das, welches der Kaiser am 17. Juni auch an „Seine Völker" richtete!

Damals rückte auch mein Sohn mit in das Feld und ich theilte die Siegeshoffnungen des Kaisers, indem ich mein geliebtes Kind als Oberlieutenant, vielleicht sogar als Hauptmann aus dem glorreichen Feldzuge zurückkehren sah; und heute? — Heute liegen meine Hoffnungen mit meinem Sohne bei Gitschin begraben, wie die des Kaisers auf dem Schlachtfelde von Königgrätz!"

Unbekümmert um diesen Stoßseufzer eines trauernden Vaters, der bei der allgemeinen Spannung ungehört verhallte, fuhr der Vorleser des Manifestes fort:

„Allein das Vertrauen, das Ich in Meinem Manifeste vom 17. Juni ausgesprochen, das Vertrauen auf Eure unerschütterliche Treue, Hingebung und Opferwilligkeit, das Vertrauen auf den selbst im Unglücke nicht zu brechenden Muth Meiner Armee, das Vertrauen auf Gott und Mein gutes, heiliges Recht ist in Mir keinen Augenblick wankend geworden."

Mit beißendem Tone murmelte der trauernde Vater, dessen Sohn auf dem Schlachtfelde von Gitschin begraben lag, und dessen Herz dadurch von Bitterkeit erfüllt zu sein schien:

„Auch der König von Preußen hat sich in seinem Manifeste vom 18. Juni auf Gott und die Gerechtigkeit seiner Sache berufen! — Er ist der Sieger — wir sind die Besiegten! — Soll man nun daraus schließen, daß Gott die gerechte Sache im Stiche ließ, oder daß die unsrige nicht die gerechte ist?"

Auch diese Bemerkung blieb ungehört, oder unbeachtet und abermals fuhr der Vorleser in dem Manifeste fort:

„Ich habe Mich an den Kaiser der Franzosen um Vermittlung eines Waffenstillstandes in Italien gewendet. Ich fand nicht nur das bereitwilligste Entgegenkommen, sondern Kaiser Napoleon hat sich auch aus eigenem Antriebe und in der edlen Absicht der Verhinderung weiteren Blutvergießens zum Vermittler eines Waffenstillstandes mit Preußen und der Einleitung von Friedensverhandlungen erboten."

Bei der Erwähnung, daß der Kaiser von Oesterreich sich an den Kaiser der Franzosen um **Vermittlung** — also mit einer **Bitte** — gewendet hätte, wurde die mit jeder Minute zahlreicher werdende Versammlung sichtbar von einer unwilligen Stimmung ergriffen.

Die Leute blickten sich untereinander an, als wollten sie sich um ihre Meinung über diese Stelle des K[illegible]anifestes befragen,

und die Antwort schien zu lauten, daß sie Alle die gleiche Ansicht theilten.

Die Aufregung wurde binnen wenigen Sekunden so groß und so allgemein, daß Niemand daran dachte, was das Manifest noch weiter enthalten könnte und die verschiedensten Meinungen wurden bunt untereinander so laut geäußert, daß man nur einzelne Sätze deutlich verstehen konnte.

So viel schien indeß aus dem Gewirre der Stimmen hervorzugehen, daß die Ansichten im Allgemeinen nur wenig von einander abwichen.

Staunen und Unwille über die so unerwartet offenbarte Schwäche Oesterreichs, Erbitterung gegen Preußen, und der glühende Wunsch, den Kampf fortzusetzen, um die erlittene Scharte auszuwetzen, so wie die patriotischeste Opferwilligkeit, leuchteten aus allen Aeußerungen hervor.

„Wie!“ rief ein bejahrter Mann, dem man den gedienten Militär ansah. „Um die Vermittelung des Franzosenkaisers hat unser Kaiser gebeten? — Ist es so weit mit Oesterreich gekommen, daß es solche Hilfe ansprechen muß? — Als ob unsere Armee schon vollständig aufgerieben wäre!“

Mit gleichem Unwillen sagte ein Anderer:

„Von diesem Napoleon erwartet unser Kaiser ehrliche und aufrichtige Freundschaftsdienste? — Das begreife, wer es kann, oder wer noch nie von dem schlauen Manne des 2. December etwas gehört hat!“

„Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen!“ sagte ein Dritter; „das ist ein gutes altes Sprichwort. Braucht aber der Kaiser noch andere Hilfe, so thäte er besser, sich an sein Volk zu wenden, als an den Franzosen, der doch nur im Trüben fischen will!“

„Die Waffenruhe von vier Tagen, — die ließ ich mir gefallen,“ rief wieder ein Anderer; „die war gut, um unsere Armee wieder zu sammeln, und daß Alles sich von der ersten Ueberraschung, von dem ersten Schreck, erholen konnte. Den längeren Waffenstillstand halte ich aber für ein schlimmes Zeichen, und daß er zu Friedensverhandlungen benutzt werden soll, das will mir vollends gar nicht gefallen!“

„Mir auch nicht!“ sagte der obenerwähnte alte Soldat. „Denn während des Waffenstillstandes werden die Preußen sich in Böhmen und Mähren mästen, ungeheure Contributionen eintreiben, ihre Magazine durch die gemachten Requisitionen füllen, und das arme Land

vollends auffaugen, das als Kriegsschauplatz ohnehin schon so schwer mitgenommen ist!"

„Hoffen wir," sagte Einer, dessen Züge auf Schlauheit, vielleicht sogar auf Arglist des Charakters schließen ließen; „hoffen wir, daß dieser Waffenstillstand nur ein Vorwand ist, um während desselben mit aller Heimlichkeit, aber auch mit aller Kraft, neue Rüstungen zu betreiben, so daß auf den Ablauf des Waffenstillstandes nicht der Friede, sondern der mit voller Entschiedenheit erneuerte Krieg folgt!"

„Was könnte das jetzt, nachdem Venetien aufgegeben und eine große Schlacht verloren ist, für ein anderer Friede sein, als ein fauler," sagte ein ruhig aussehender, sehr gut gekleideter Mann, der bisher noch nicht gesprochen hatte.

„Das ist auch wahr!" riefen mehrere Stimmen. „Ein Friede, der in der jetzigen Lage geschlossen würde, könnte nur faul, erzfaul sein."

„Hinge es von mir ab," fuhr Der fort, welcher die Idee des „faulen Friedens" angeregt hatte, „so würde ich lieber, als daß ich den zugebe, meinen letzten Gulden opfern!"

„Ich auch!"

„Ich auch!" ertönte es rings im Kreise.

Wir zweifeln zwar, daß diese Opferwilligkeit sich in so hohem Grade bewährt haben würde, wäre es zu einer ernsten Prüfung derselben gekommen; indeß characterisiren doch diese Aeußerungen, die man überall in jenen Tagen hören konnte, die Stimmung, in welcher sich die Wiener Bürgerschaft der verschiedensten Stände damals befand.

Dieser patriotische Ausbruch schien übrigens die Aufregung so ziemlich beschwichtigt zu haben, denn es entstand eine kurze Pause allgemeinen Stillschweigens.

Diese benutzte Der, welcher das Manifest mitgebracht hatte, indem er mit erhobener Stimme sagte:

„Erlauben Sie mir jetzt, Sie mit dem Manifest vollends bekannt zu machen!"

„Lesen Sie! Lesen Sie!" rief man ihm zu und er folgte dieser Aufforderung, indem er las:

„Ich habe dieses Anerbieten angenommen.

„Ich bin zu einem Frieden unter ehrenvollen Bedingungen bereit, um dem Blutvergießen und den Verheerungen des Krieges ein Ziel zu setzen; allein nie werde Ich in einen Friedensabschluß willigen, durch

welchen die Grundbedingungen der Machtstellung Meines Reiches erschüttert würden.

„In diesem Falle bin Ich zu dem Kampfe auf das Aeußerste entschlossen und hierin der Zustimmung Meiner Völker gewiß.

„Alle verfügbaren Truppen werden zusammengezogen, und durch die angeordnete Rekrutirung, die zahlreichen Freiwilligen, welche der neu auflebende patriotische Geist überall zu den Waffen ruft, ergänzen sich die Lücken des Heeres."

Hier wurde der Vorleser wieder unterbrochen, indem eine Stimme rief: „Der neu auflebende patriotische Geist? — Nun, ich dächte wahrlich, der wäre während des ganzen Krieges so lebendig gewesen, daß er nicht erst nöthig hatte, neu aufzuleben!"

„Still doch!" riefen mehrere Stimmen. „Wir wollen das Manifest zu Ende hören, damit wir endlich erfahren, woran wir sind!"

Abermals fuhr darauf der Vorlesende fort:

„Oesterreich ward vom Unglücke schwer getroffen, aber es ist nicht entmuthigt, nicht gebeugt."

„Nicht entmuthigt? Nicht gebeugt?" brummte der ewig Mißvergnügte zwischen den Zähnen; „und dennoch will es nach einer einzigen verlorenen Schlacht mit der Vermittelung eines Feindes, oder wenigstens eines sehr zweideutigen Freundes Frieden schließen!" —

„Meine Völker!

lautete zum Schlusse das Manifest:

„Vertrauet auf Euren Kaiser!

„Oesterreichs Völker haben sich nie größer als im Unglücke gezeigt! —

„Auch Ich will dem Beispiele Meiner Ahnen folgen und mit unerschütterlichem Gottvertrauen, mit Entschlossenheit und Beharrlichkeit Euch voranleuchten.

„Gegeben in Meiner Residenz und Reichshauptstadt Wien, am zehnten Juli Eintausendachthundertsechsundsechzig.

„Franz Joseph m. p."

Es trat nach diesen letzten Worten eine dumpfe Stille ein, welche den Beweis lieferte, daß der Eindruck des Manifestes kein günstiger, vielmehr ein betrübender, niederbeugender war.

„Ist das Alles?" fragte nach einer Pause der Mißvergnügte.

„Alles!" entgegnete der Vorleser.

„Kein Wort des Versprechens?" fuhr der Frager fort. „Nicht

die leiseste Andeutung, daß die oft und laut genug geäußerten Wünsche der Bevölkerung als Lohn für die in Anspruch genommene Opferwilligkeit erfüllt werden sollten, oder doch wenigstens möglicherweise erfüllt werden könnten?"

„Kein Wort!" war die kleinlaute Antwort.

Damit endete das politische Gespräch und bald darauf entfernte sich ein Gast nach dem andern, Kopf und Herz erfüllt von schweren Sorgen.

Während in Wien die Spannung und die Bewegung in beinahe fieberhafter Weise wuchsen, müssen wir es verlassen, um den Rittmeister von Eisenstern aufzusuchen, und zugleich einen Blick auf die Operationen der Verbündeten Oesterreichs zu werfen.

VIII.

Die lieben, guten Verbündeten.

Als der Rittmeister, Baron von Eisenstern, der Sendung des Feldzeugmeisters Benedek gemäß, das Hauptquartier des Obercommandanten der Bundestruppen, des Prinzen Carl von Baiern erreicht hatte, bedurfte es für ihn nur eines Aufenthaltes von nicht vollen zwei Tagen, um jede Hoffnung aufzugeben, daß Oesterreich von dieser Seite eine Unterstützung, oder auch nur eine Erleichterung kommen könnte.

Der erste Bericht, den er dem Feldzeugmeister Benedek erstattete, lautete daher sehr trostlos.

Hätte der Rittmeister von Eisenstern aber seinen eigenen Beobachtungen und Wahrnehmungen mißtrauen können, so mußte jeder Zweifel nach einem Gespräche schwinden, welches er am zweiten Tage nach seiner Ankunft und unmittelbar nach der Absendung seines ersten Berichtes mit einem höheren Offizier des bairischen Generalstabes hatte.

Als er nämlich seinen Brief, der größeren Sicherheit wegen, selbst auf die Post gebracht und durch ein zugleich abgesendetes, kurzes Telegramm auf dessen Ankunft aufmerksam gemacht hatte, und dann nach seiner Wohnung zurückkehren wollte, wurde er eben so freudig wie

unerwartet überrascht, als er in einem bairischen Stabsoffizier, der ihm entgegenkam, seinen Vetter, den Oberstlieutenant von Wartenburg erkannte.

„Wartenburg!" — „Eisenstern!" ertönte es wie aus einem Munde, und die beiden Vettern lagen einander in den Armen.

„Was führt denn Dich hierher?" fragte der Oberstlieutenant nach der ersten Begrüßung.

Eisenstern nannte darauf den Zweck seiner Anwesenheit in dem bairischen Hauptquartier.

„Da wirst Du nicht viel Erfreuliches zu sehen und zu melden bekommen," sagte der Oberstlieutenant darauf mit plötzlich verfinsterter Miene.

„Das habe ich leider seit ehegestern, wo ich hier ankam, auch schon bemerkt, oder wenigstens zu bemerken geglaubt," entgegnete der österreichische Rittmeister. — „Du aber wirst mir gewiß Zuverlässiges über den Stand der hiesigen Dinge und über die Bundestruppen im Allgemeinen sagen können?"

„Das wohl," erwiederte Herr von Wartenburg, „aber leider wird es nichts Gutes sein! — Doch hier, die öffentliche Straße, ist nicht der passende Ort zu dergleichen Mittheilungen, die man sich meistens nur in die Ohren flüstern darf, obgleich das, was ich Dir zu sagen habe, so ziemlich ein öffentliches Geheimniß ist. — Komm daher mit mir in meine Wohnung und ich will mein ganzes Herz gegen Dich ausschütten. Das wird für mich eine wahre Erleichterung sein, denn es ist übervoll zum zerspringen."

Als die beiden Vettern dann in dem Zimmer des Oberstlieutenants beisammen saßen, in welchem sie vor dem Ohre jedes unbescheidenen Lauschers gesichert waren, — als sie ihre Cigarren angezündet und ihre Gläser gefüllt hatten, um auf die Freude ihres unerwarteten Wiedersehens anzustoßen, eröffnete Eisenstern das Gespräch mit den Worten:

„Vor allen Dingen sage mir etwas über den Prinzen Carl, denn bei einem Feldzuge, wie der den Bundestruppen bevorstehende, scheint mir die allerwichtigste Frage die des Obercommandanten einer Armee zu sein, welche leider eine nur zu große Aehnlichkeit mit der weiland Reichsarmee traurigen Andenkens hat. — Ein solches buntzusammengesetztes Corps der verschiedensten Uniformen, Dialecte und Reglements zu einem brauchbaren Ganzen zusammen zu schmelzen, dazu

ist ein Mann von der entschiedensten Energie erforderlich. Besitzt diese Euer Prinz Carl?"

„Erspare mir eine unmittelbare Antwort auf diese Frage," erwiederte Herr von Wartenburg mit einem tiefen Seufzer. „Du magst sie Dir selbst geben, wenn Du gehört hast, was ich Dir sagen kann, ohne die schuldige Ehrfurcht gegen meinen Obercommandanten und gegen das Mitglied unseres Königshauses zu verletzen."

Nach einer kurzen Pause, während welcher er nach einer passenden Einleitung zu suchen schien, begann darauf Herr von Wartenburg:

„Unser Bundesheer-Obercommandant, der Prinz Carl Theodor Max August von Baiern, der jüngere Bruder des Königs Ludwig I., unseres königlichen Dichters, ist geboren am 7. Juli 1795, er feiert also in den nächsten Tagen seinen 71. Geburtstag.

„Gleich den meisten Prinzen, den deutschen sowohl, wie denen aller anderen Nationen, wurde er als Feldherr geboren; das muß man wenigstens daraus schließen, daß er schon mit 18 Jahren Generalmajor und Brigadier war, wozu natürlich ein gewöhnliches Menschenkind, dem nicht fürstliches Blut in den Adern rinnt, ganz unbefähigt ist. In dem ersten Freiheitskriege gegen Napoleon I. stand Prinz Carl unter dem Feldmarschall Wrede, aber wie Dir erinnerlich sein wird, nahmen unsere Baiern keinen großen Antheil an den deutschen Freiheitskämpfen, und die einzige kriegerische That Wredes, der man einige Bedeutung beilegen kann, war die gegen den fliehenden Napoleon verlorene Schacht bei Hanau, welche dem Kaiser der Franzosen den Weg verlegen sollte, und muthmaßlich den Weltherrscher in unsere Hände geliefert haben würde, wäre sie, statt verloren zu gehen, gewonnen worden.

„Prinz Carl hatte keine Gelegenheit, sich in der Schlacht bei Hanau auszuzeichnen, denn — er machte sie nicht mit. Weshalb er abwesend war, während er sich bis dahin immer an der Seite Wredes befunden hatte, ist mir nicht mehr erinnerlich, doch will ich mit diesen Worten den persönlichen Muth des Prinzen keineswegs verdächtigen, denn er hat denselben später glänzend bewährt.

„Als Feldmarschall Wrede gestorben war, nahm Prinz Carl dessen Stelle ein, indem er zugleich Generalinspector der ganzen Armee, und folglich die Seele derselben, geworden war.

„Von seiner verstorbenen Mutter hatte Prinz Carl ein Ver-

mögen von einigen Millionen ererbt; außerdem bezog er den bedeutenden Gehalt als Feldmarschall und die ebenfalls bedeutenden Einkünfte reicher Ordenscomthureien, so daß er sich jeden Lebensgenuß gewähren konnte.

„Wer wird es ihm verargen, daß er dies that, zumal man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß er einen großen Theil seiner Einkünfte zu wohlthätigen oder gemeinnützigen Zwecken verwendete.

„Daß indeß diese Lebensfreuden und Genüsse keine zweckmäßige Vorbereitung waren, einen Greis von 71 Jahren in einer Zeit und unter Verhältnissen, die eine besondere Raschheit und Thätigkeit nothwendig machen, an die Spitze eines großen Heeres zu stellen, wird Jedem einleuchten, der die Verhältnisse vorurtheilsfrei betrachtet. — Auch fühlte der Prinz dies selbst, denn er sträubte sich dagegen, Bundesfeldherr zu werden, obgleich von einem solchen eigentlich kaum noch die Rede sein konnte, nachdem der deutsche Bund durch den Austritt Preußens und der zu ihm haltenden deutschen Fürsten bereits gesprengt war.“

„Wer zwang denn aber den Prinzen Carl, seines Widerstrebens ungeachtet die Wahl anzunehmen?“ fragte Rittmeister Eisenstern; „besonders aber,“ fuhr er fort, „weshalb wählte man diesen greisen, unter Lebensgenüssen gealterten und daher muthmaßlich geschwächten, verweichlichten und bequem gewordenen Prinzen und nicht lieber einen jungen, thätigen und kräftigen Mann, der Raschheit seiner Zeit und den Strapatzen eines Krieges gewachsen?“

„Weshalb?“ sagte der bairische Oberstlieutenant, „weil er ein Prinz, und zwar ein baierischer Prinz war, d. h. ein Mitglied des mächtigsten unter den Fürstenhäusern, welche ihre Contingente zu der Bundesarmee zu stellen haben.“

„Aber ich frage noch ein Mal,“ sagte Eisenstern: „Mußte es denn durchaus ein Prinz sein?“

„Leider — ja!“ sagte Herr von Wartenburg mit einem Seufzer. „Glaubst Du denn, Vetter, daß die vielen Prinzen, die in dem 8. Bundescorps die Commandos führen, geneigt sein würden, den Befehlen des Obercommandanten den so oft erforderlichen blinden Gehorsam zu leisten, wenn derselbe nicht mindestens auch ein Prinz, und noch dazu ein Prinz aus einem höheren Fürstenhause wäre?“

„Leider magst Du Recht haben,“ entgegnete Eisenstern.

„Zudem,“ fuhr Herr von Wartenburg fort, „suchte man sich durch den Gedanken zu trösten, daß ja doch die eigentliche Seele der Armee der Chef des Generalstabes sei, und daß dieser durch seine Eigenschaften die dem Feldherrn selbst mangelnden leicht ersetzen könnte.“

„Nun! Und Euer General von der Tann?“ fragte Rittmeister Eisenstern gespannt.

„Soll ich Dir meine innerste Herzensmeinung sagen,“ entgegnete der Oberstlieutenant von Wartenburg, „so glaube ich, daß in der Person von der Tanns zu dem hochwichtigen Posten eines Generalstabschefs eine noch viel unglücklichere Wahl getroffen wurde, wie in der des Prinzen Carl zum Obercommandanten.“

„Wäre es möglich?“ rief Eisenstern verwundert. „Der General von der Tann genießt aber doch seit seinen Feldzügen in Schleswig-Holstein in den militärischen Kreisen Deutschlands eines großen Rufes!“

„Das gebe ich gern zu,“ entgegnete der Oberstlieutenant mit spöttischem Lächeln, „ich bin aber vollkommen überzeugt, daß dieser Ruf ganz unverdient ist!“

„Sollte das wirklich wahr sein?“ fragte der Rittmeister verwundert.

„Höre und urtheile dann selbst,“ sagte Herr von Wartenburg.

„Das Allerschlimmste ist vor allen Dingen, daß von der Tann die Bildung nicht besitzt, die zu seinem Posten erforderlich wäre. — Er ist weiter nichts, als ein Glückskind, und das verdankt er dem Umstande, daß er ein Jugendfreund Königs Max II. ist. Diese königliche Freundschaft trug ihm einen militärischen Grad nach dem andern, Orden, Titel, Aemter und Reichthümer ein!“

„Aber Thätigkeit und Energie lassen sich ihm doch nicht absprechen?“ warf Rittmeister Eisenstern ein.

„Du meinst wohl, weil er in Schleswig-Holstein an der Spitze todesmuthiger Freischaaren einige kühne, meinetwegen sogar tollkühne Sprünge ausführte? — Aber Du vergißt, lieber Vetter, daß Alles, was er that, auf den eigentlichen Krieg ganz ohne Einfluß blieb! — Nicht so war es aber, als von der Tann im Jahre 1850 zum dritten Male nach Schleswig-Holstein ging, um dem armen verlassenen Bruderstamme Hilfe zu bringen, nachdem dessen ursprünglich legitimer Freiheitskampf in den Augen von unseren beiden Vaterländern schon

zur verdammenswerthen Rebellion geworden war. Und was that er dort? Er ließ in der Schlacht bei Idstedt den Flügel schlagen, den er commandirte und setzte dadurch die Dänen selbst in Erstaunen; denn sie hatten schon jede Hoffnung zu siegen aufgegeben."

„Vetter," sagte Eisenstern, „beurtheilst Du von der Tann nicht zu strenge?"

„Gewiß nicht!" versicherte der Oberstlieutenant. „Zum Parteigänger will ich ihm nicht jedes Talent absprechen, aber zu einem Heerführer paßt er nicht und folglich noch viel weniger zu dem Chef eines Generalstabes für zwei große Armeecorps. Das hat man in militärischen Kreisen auch schon früher erkannt."

„Wie kommt es dann aber, daß er dennoch jetzt dazu gewählt wurde?" fragte Eisenstern.

„Weil von der Tann noch mehr Hofmann als Offizier ist," entgegnete der Oberstlieutenant. „So hat er es denn dahin zu bringen gewußt — wie man wenigstens behauptet, — daß Prinz Carl den Wunsch ausgesprochen hat, ihn als Chef seines Generalstabs bei sich zu haben!"

„Traurig! Sehr traurig!" seufzte Eisenstern.

„Wohl wahr!" sagte Herr von Wartenburg. „Uebrigens wirst Du Dich sehr bald noch mehr, als Du es bisher schon gethan hast, davon überzeugen, in wie hohem Grade die Waffenehre Baierns bei diesem Kriege in Gefahr steht. — Sieht man unser Hauptquartier nur mit etwas kritischen Blicken an, so weiß man in der That kaum, ob man sich ärgern oder lachen soll! — Unfähigkeit, oder wenigstens Unzweckmäßigkeit, wohin man blickt. — Um keine der gewohnten Bequemlichkeiten oder Genüsse zu entbehren, hat der Prinz eine Unmasse von Luxuspferden und nicht weniger als 8 Chaisen mit sich. — Unser Bundescommandant scheint die Etikette und das comfortable Leben des Hoflagers in das Kriegslager verpflanzen zu wollen, denn in seinem Gefolge, oder vielmehr unter seiner Dienerschaft, befinden sich mehrere Köche, Friseure und Gott weiß was noch für überflüssige oder hinderliche Individuen!"

„Vetter," sagte Baron Eisenstern, „Du entwirfst mir ein fürchterliches, ein verzweiflungsvolles Bild von den hiesigen Zuständen! — Was soll, was kann denn nur daraus werden?"

„Das mag Gott wissen," entgegnete finster der Oberstlieutenant. „Ich habe aber so trübe Ahnungen, daß ich glaube, das Ende dieses

Kampfes wird die gänzliche Unterordnung Baierns unter die Hegemonie Preußens sein, und es sollte mich kaum wundern, wenn der „oberste Kriegsherr“ unserer jetzigen Feinde sich auch zu unserem obersten Kriegsherrn erklärte, und die ganze bairische Armee nach der preußischen Pfeife tanzen müßte.“

„Schwarzseher!“ spottete Eisenstern. „Aber laß mich nun auch etwas von Euren Generalen wissen!“

„Erst noch von unserem Bundesfeldherrn,“ sagte der Oberstlieutenant, „denn leider bin ich mit dessen Schilderung noch lange nicht fertig!“

„Ich habe eigentlich schon mehr als zu viel gehört,“ meinte der Rittmeister. „Ich bin daher auf Alles gefaßt, indeß will ich mich zuvor mit einem Glase Wein stärken, denn Deine Einleitung läßt Fürchterliches erwarten.“

„Daß der Prinz Carl mehr auf seine Bequemlichkeit, als auf den Feldzug bedacht ist, geht nur zu deutlich daraus hervor, daß der Aufbruch des Hauptquartieres zu der Armee um einige Tage verschoben werden mußte, weil der Feld-Hofhalt, — wenn ich mich so ausdrücken darf — noch nicht vollständig organisirt war, und der Haushofmeister noch nicht alle die für nothwendig erachteten Einkäufe gemacht hatte.

„Da stellte sich zuerst die große Schwierigkeit heraus, die Wahl des Silberzeugs und des Porzellans zu treffen, welches mitgenommen werden mußte, und mit dem ein eigener Wagen gefüllt ist, der den ohnehin nicht kleinen Train des Hauptquartieres vermehrt.

„Dann mußte Geflügel aller Art herbeigeschafft werden; denn wenn unser Kriegszug auch nicht in öde, unwirthbare Gegenden geht, sondern sich leider nur in unserem Vaterlande bewegen wird, wo man Hühner, Enten, Tauben und dergleichen ordinäres Geflügel überall in reichlicher Menge findet, so ist doch alles das Viehzeug nicht gemästet, und Du kannst Dir keine Vorstellung von der Verzweiflung machen, in welche der Koch des Prinzen, und vielleicht sogar der Prinz selbst, gerathen würde, hätte er seinen Appetit mit einem mageren Huhne stillen müssen. Das Unglück aber würde gar zu groß, das heißt unerträglich sein, jedenfalls aber schwerer zu ertragen, als eine wegen solchen Mangels vielleicht verlorene Schlacht, wenn auf der Tafel des Prinzen Fasanen, Kapaunen und dergleichen noble Zweifüßler fehlten!“

„Vetter, Du wirst in Deinen Schilderungen bitter,“ sagte Baron

Eisenstern. „Ueberlassen wir daher den königlichen Prinzen der Bequemlichkeit und den Tafelfreuden, an die er seit einem halben Jahrhundert gewöhnt ist, und erzähle mir dafür etwas von Euren anderen Generalen."

„Kann nicht sein, wenigstens jetzt noch nicht!" sagte lachend der Oberstlieutenant von Wartenburg. „Keinen Zoll breit von unserem greisen Bundesfeldherrn darf ich Dir ersparen, damit Dir Alles, was Du bisher gesehen hast, und in der nächsten Zeit wahrscheinlich sehen wirst, als die nothwendige Wirkung vorhandener Ursachen erklärlich wird."

„Deine Einleitung spannt mich auf die Folter!" sagte der Rittmeister lächelnd. „Doch ich bin auf das Gräßlichste gefaßt, sage ich Dir nochmals, also schieße endlich los!"

„So höre und staune!" nahm der Oberstlieutenant Wartenburg das Wort.

„Trotz der überraschenden und wahrhaft bewunderungswerthen Schnelligkeit, mit welcher die Preußen alle ihre Operationen ausführen, nimmt Prinz Carl vor 9 Uhr Morgens keinen Bericht, keinen Rapport an und wäre er auch noch so dringend. Natürlich, der Greis will seine gewohnte Ruhe wegen solcher Lappalien nicht opfern! — Wehe aber dem Offizier — und käme er selbst, von seinem Chef gesendet, im eiligsten Ritt hier an, — wehe ihm, sage ich, wenn er es wagte, bei dem Rapport in bestäubten Kleidern, oder auch nur im gewöhnlichen Dienstanzuge zu erscheinen. — Niemand darf sich dem Prinzen bei diesen Morgen-Audienzen anders als in der Parade-Uniform vorstellen!"

„Unglaublich!" rief Eisenstern aus.

„Und dennoch wahr!" parodirte der Oberstlieutenant.

„In Würzburg," fuhr er dann fort, „wurden fünf Tage lang Gala-Diners gegeben, unbekümmert darum, daß die Preußen mit der ihnen eigenthümlichen Raschheit das achte Bundescorps Mal auf Mal angriffen und die vereinzelten Truppentheile desselben vor sich hertrieben."

Dem Zuhörer versagte bei diesen Mittheilungen die Sprache ihre Dienste und er begnügte sich, mit stummem Staunen den Kopf zu schütteln.

„Wie der Herr, so der Diener," sagte der Oberstlieutenant; „und wenn ich die Generale auch nicht gerade als die Diener des

Prinzen Carl bezeichnen will, am wenigsten aber als dessen gehorsame Diener, so ahmen sie doch jedenfalls dessen Beispiel so nach, als wären sie es.

„Der Fürst von Thurn und Taxis führt ebenfalls seinen eigenen Küchenwagen mit sich und außerdem vier glänzende Equipagen. Kammerdiener, Jäger, Koch und Köchin bilden natürlich einen Theil seiner Dienerschaft.

„Gehören dazu nicht auch einige Kammerdienerinnen?“ fragte der Rittmeister Eisenstern mit spöttischem Lachen. „Bei solcher Wirthschaft sollte mich das nicht wundern.“

„Das nun wohl nicht,“ entgegnete Herr von Wartenburg. „So viel ist aber gewiß, daß der Fürst von Thurn und Taxis die Tafel des Festmahles, das er in Hämmelburg gab, nicht aufhob, als ihm die Meldung von dem Anrücken der Preußen gemacht wurde.

„Der Bericht fand keinen Glauben, denn — das Dessert war noch nicht verzehrt und leicht wäre es möglich gewesen, daß die Preußen sich mit an die Tafel gesetzt hätten, um es verzehren zu helfen.“

„Und habt Ihr denn unter allen Euren Generalen keinen einzigen tüchtigen Mann, der es unternähme, etwas Ordnung in die Sache, etwas Leben in die schläfrige Maschine zu bringen?“ fragte Baron Eisenstern.

„Der einzige, wahrhaft tüchtige Mann und Soldat ist der General von Zoller. Er hat es daher auch für seine Pflicht gehalten, dem Prinzen Carl energische Vorstellungen zu machen. Er ist für diese unerhörte Unehrerbietigkeit, die von Einigen, und vielleicht sogar von dem Prinzen selbst, Frechheit genannt wurde, mit Arrest bestraft worden, und er kränkt sich über diese unverdiente und unwürdige Behandlung so sehr, daß er geschworen hat, aus diesem Feldzuge nur dann lebend zurückzukehren, wenn die Preußenkugeln absichtlich den Weg um ihn herumnähmen!“

„Um einen solchen Mann wäre es schade!“ sagte Eisenstern.

„Gewiß wäre es das,“ stimmte der Oberstlieutenant bei; „von den Uebrigen allen kann man das aber keineswegs sagen, denn sie sind meistens mehr Höflinge als Soldaten, Helden des Exercierplatzes und der Paraden, und verdanken ihren Rang zum Theil nur der Protection.

„Was hältst Du z. B. von einem General, der — wie der

General von Feder — einen Dorfpfarrer ganz naiv nach dem Laufe des Main fragt?"

„Ich denke," sagte der Rittmeister scherzend, „sein Gewicht als General macht seinem Namen alle Ehre!"

„General von Stephan und General von Hartmann sind Männer, deren persönlichen Muth ich nicht in Zweifel ziehe, aber zu der Führung einer Division halte ich sie nach den Proben, die sie bei unseren Friedensmanövern abgelegt haben, nicht für fähig. Es mangelt ihnen Ruhe, Geistesgegenwart und dadurch die glückliche Benutzung des Augenblickes und zufälliger Umstände!"

„Bist Du nun endlich fertig mit Deiner langen Litanei?" fragte Herr von Eisenstern.

„Gott sei Dank, ja!" entgegnete der Oberstlieutenant von Wartenburg. „Laß' uns daher von anderen und angenehmeren Dingen sprechen; vor Allem aber sage mir, wie lange Du hier zu bleiben gedenkst?"

„So lange der Feldzug dauert!" erwiederte der Rittmeister. „Feldzeugmeister Benedek hat mir ein Schreiben mitgegeben, durch welches er den Prinzen Carl bittet, mich seinem Hauptquartier zu attachiren. Der Prinz hat diese Bitte sehr gnädig und huldvoll gewährt, doch wollte es mir scheinen, als thäte er sich bei dieser Bewilligung Zwang an, und als wäre es ihm lieber, mir eine abschlägige Antwort geben zu können. — Ich werde also recht lange das Vergnügen Deines Umganges genießen, mein lieber Vetter!"

„Lange, meinst Du?" sagte Herr von Wartenburg mit einer gewissen Bitterkeit in dem Tone. „Ich fürchte, Du gibst Dich da einer trügerischen Hoffnung hin, Vetter, denn eine dunkle Ahnung sagt mir, daß unser Feldzug nicht von langer, sondern vielmehr nur von sehr kurzer Dauer sein wird."

„Nun," sagte Eisenstern heiter, „so laß uns die Zeit unseres Beisammenseins genießen, mag sie nun kurz oder lang sein. — Damit uns dies aber erleichtert werde, richte ich die Frage an Dich: Hast Du etwas dagegen, daß wir beisammen wohnen, wenn sich dies thun läßt?"

„Im Gegentheil!" sagte der Oberstlieutenant. „Ich stand eben im Begriff, dieselbe Frage an Dich zu richten."

„Topp, also!" riefen Beide und gaben sich einen herzlichen Handschlag auf das Abkommen.

Das Gespräch stockte darauf, bis Herr von Wartenburg mit neckisch-lauerndem Tone sagte:

„Meine Angehörigen scheinen Dich nicht im Geringsten zu interessiren, denn während Du Dich nach allen möglichen kriegerischen Umständen auf das Genaueste erkundigst, hast Du noch nicht eine einzige Frage an mich gerichtet, wie es unserer guten alten Tante Caroline geht, die Du doch so lieb zu haben schienst, als Du das letzte Mal bei uns zum Besuche warst."

„Wirklich," stammelte der Rittmeister verlegen, „ich war so ganz mit den dienstlichen Angelegenheiten beschäftigt, daß —"

Er stockte.

Scheinbar ohne dies zu bemerken, fuhr Herr von Wartenburg fort:

„Daß Du Dich nach meiner Schwester Röschen nicht erkundigst, finde ich ganz natürlich, denn daß das kleine unbedeutende Mädchen Dir gleichgültig ist, habe ich bei Deinem letzten Besuche leider wohl bemerkt; dessen ungeachtet muß ich Dir sagen, daß ich ihretwegen in großer Besorgniß bin; denn seit sie in Kissingen ist —"

„Um Gottes Willen," unterbrach Eisenstern seinen Vetter mit leidenschaftlichem Ungestüm," ist Rosalie krank? — Doch nicht gefährlich?"

„Ei, ei, Vetter, mit welchem Feuer Du diese Frage thust!" — sagte Herr von Wartenburg mit neckendem Tone. „Solltest Du Dich denn wirklich für mein gutes Röschen interessiren?"

„Ach, Vetter," rief der Rittmeister in unverkennbarer Aufregung, „martere mich nicht länger, sondern sage mir schnell: Ist die Cousine Rosalie wirklich so krank, daß ihr Zustand Dir Besorgnisse einflößt?"

„Ihr Zustand nicht," entgegnete scherzend der Oberstlieutenant, „wohl aber ihr Aufenthalt in Kissingen, denn wie leicht kann der Ort in den Kriegsschauplatz hineingezogen werden!"

„Also ist Deine Schwester nicht krank?" fragte Eisenstern mit dem Ausdrucke lebhafter Befriedigung.

„Nein, durchaus nicht!" tröstete ihn sein Vetter. „Sie ist in Kissingen nur als Begleiterin der Tante Caroline, die wieder von ihrem alten Leiden heimgesucht wurde, welches sich dies Jahr so heftig eingestellt hat, daß sie den Besuch von Kissingen trotz der kriegerischen Aussichten nicht aufgeben konnte."

„Uebrigens läßt sich bei der Humanität unserer jetzigen Krieg-

führung wohl annehmen," sagte Baron Eisenstern, „daß beide Theile, wenn es sich irgend vermeiden läßt, einen Badeort, an welchem Kranke aller Nationen Genesung suchen, nicht zu dem Schauplatze kriegerischer Operationen machen werden. — Ein solcher Ort sollte eben so geheiligt sein, als wehte über ihm eine riesige weiße Fahne mit dem schützenden rothen Kreuze."

„Ich hoffe auch, daß dies der Fall sein würde, und so will ich mich denn dem beruhigenden Glauben hingeben, daß Röschen und die Tante Caroline in dem „bairischen Hofe," wo sie ihre Wohnung genommen haben, so sicher sein werden, wie in Abrahams Schooß!"

„Das gebe Gott!" sagte der Rittmeister Eisenstern; „denn ich muß Dir gestehen, daß Deine Aeußerung: Du wärest um Röschen besorgt — mich mit einem Schmerze erfüllte, als hätte eine feindliche Kugel meine Brust getroffen!"

„Also interessirst Du Dich ein wenig für mein gutes Schwesterchen?" fragte Wartenburg neckend.

„Ein wenig?" rief Eisenstern. „Ach, Vetter, Freund, Bruder — ich wäre glücklich, selig, wenn ich allen diesen Namen auch den Namen „Schwager" hinzusetzen könnte!"

„So! — Wirklich!" lachte Herr von Wartenburg. „Bequemt sich der gestrenge Herr Rittmeister endlich, sein Schweigen zu brechen? — Uebrigens," fügte er ernster hinzu, „hast Du Deine Gefühle für meine Schwester schon bei Deinem letzten Besuche in unserer Familie so wenig zu verbergen vermocht, daß wir Alle glaubten, Du würdest sie bald nach Deiner Abreise in einem Briefe aussprechen.

„Daß Du schwiegst, setzte uns in Verwunderung, und was mich betrifft, so wußte ich mir Dein Schweigen kaum zu erklären!"

„Aengstlichkeit! Schüchternheit!" stammelte Eisenstern.

„Die konnte ich bei einem tapfern Cavallerieoffizier, der gewiß ohne Zögern auf ein feindliches Quarré einhauen würde, freilich nicht voraussetzen," sagte der Oberstlieutenant lachend. „Ich glaubte daher, die bald nach Deinem Abschied von uns sich zusammenziehenden Kriegswolken, und die dann erfolgende Kriegserklärung wären Ursache Deiner Zurückhaltung. — Dennoch war mein erster Gedanke, als ich Dich vorhin erkannte, Du wärest gekommen, um Dich zu erklären, obgleich ich mir freilich zugleich auch sagen mußte, daß der gegenwärtige Augenblick nicht besonders geeignet sei zu einer Brautwerbung. — Du kannst

Dir daher denken, wie ich mich darüber wunderte, daß Du nur von Dienst- und Kriegsangelegenheiten sprachst, und Dich mit keiner Sylbe nach Röschen erkundigtest!"

„Und glaubst Du, daß Rosalie meine Werbung günstig aufnehmen würde?" fragte der Rittmeister.

„Nein, das glaube ich nicht!" entgegnete Wartenburg mit mühsam erzwungenem Ernst.

Eisenstern aber bemerkte dies nicht, sondern rief erschrocken aus:

„Wie! Du glaubst es nicht, und dennoch —"

Doch sein Vetter ließ ihn nicht ausreden, denn er hatte Mitleid mit seinem nur zu sichtlichen Kummer.

„Nein, ich glaube es nicht," sagte er, „denn ich bin davon überzeugt, und wenn Du noch heute um Rosalien's Hand anhieltest, so würdest Du, dafür bürge ich Dir, keinen Korb erhalten!"

Eisenstern sprang wie besessen von seinem Sitze auf, umarmte, herzte und küßte seinen Vetter, und drückte ihn so gewaltig in seine Arme, daß der Oberstlieutenant beinahe zu ersticken fürchtete.

„Lieber, einziger Bruder," jubelte er laut, „so glücklich, wie Deine Worte mich machen, ist noch nie ein Mensch gewesen!"

„Hoffentlich wird dies Glück von Dauer sein!" sagte der Oberstlieutenant. „Wie wäre es aber, wenn Du Dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugtest, und sogleich an Rosalie nach Kissingen schriebst, um ihr Deine Gefühle auszusprechen?"

„Noch heute?" fragte Eisenstern zögernd.

„Was man heute thun kann, soll man nicht auf morgen verschieben!" entgegnete Wartenburg. „Steht Dir übrigens Deine Schüchternheit im Wege," fügte er neckend hinzu, „so berufe Dich auf mich!"

In diesem Augenblicke trat eine Ordonnanz in das Zimmer.

„Herr Oberstlieutenant," meldete der Mann, „es ist der Befehl zum Aufbruch des Hauptquartiers ertheilt worden. Die Preußen rücken an, und die Herren sollen sich zum Gefecht bereit halten!"

„Endlich!" sagte der Oberstlieutenant, und ein Seufzer hob erleichternd seine Brust.

Dann sich zu der Ordonnanz wendend, fragte er:

„Für wann ist der Aufbruch festgesetzt?"

„Binnen zwei Stunden soll Alles dazu bereit sein!" antwortete der Soldat.

„Es ist gut!" sagte Herr von Wartenburg; der Mann machte militärisch kehrt und verließ das Zimmer.

„Ich muß zu von der Tann," sagte der Oberstlieutenant darauf zu seinem Vetter. „Schreibe Du unterdessen Deinen Brief an Rosalie, damit Du ihn absenden kannst, noch ehe wir dem Feinde entgegengehen. — Da Du ihr nicht bestimmen kannst, wohin sie ihre Antwort richten soll, schreib ihr nur, Du würdest sie sobald als möglich mündlich von ihr in Empfang nehmen. — Schreibmaterialien findest Du dort in dem Tische."

Wartenburg ging, und Eisenstern schrieb seine Brautwerbung.

Während er seine Liebesepistel zu Papier bringt, wollen wir uns nach einer andern Seite wenden.

IX.

Auf der preußischen Seite.

Tiefe Trauer erfüllt das Herz jedes Oesterreichers, Unwille und Erbitterung, um uns keines stärkeren Ausdruckes zu bedienen, die Brust jedes Cosmopoliten, wenn er die Blicke auf die, von den preußischen Truppen besetzten Provinzen richtet, dabei mit unparteiischem, wenn auch strengem Auge das Benehmen der Sieger prüft und daraus erkennt, was die unglücklichen Einwohner zu leiden hatten.

Wer wollte es leugnen, daß die Preußen aus rein militärischem Gesichtspunkte betrachtet sich durch die Raschheit ihrer Bewegung, durch die Weisheit ihrer Anordnungen, durch die Tapferkeit bei der Ausführung derselben, ein unvergängliches Denkmal kriegerischen Ruhmes gesetzt haben, welches mit der Inschrift: „Dem glorreichen Jahre 1866" geschmückt ist.

Leider aber läßt sich eben so wenig leugen, daß dieser Ruhm durch so manche Handlungen verdunkelt wird, welche nicht nur einzelne preußische Militärs der verschiedensten Grade, von den Generalen bis zu den Gemeinen herab, sich zu Schulden kommen ließen, sondern die auch zum Theil der Regierung selbst zur Last fallen!

Es ist nicht unsere Absicht, hier die zahllosen Anklagen zusammenzustellen, die gegen die Rohheit, Barbarei und Raubsucht der Preußen von den verschiedensten Blättern und Blättchen Oesterreichs erhoben worden sind; denn wir erkennen sehr wohl an, daß darunter viel Uebertriebenes, viel Absurdes, viel an und für sich durchaus Unglaubliches enthalten ist.

Dagegen aber halten wir es für unsere Pflicht, das Urtheil, welches wir oben fällten, durch Thatsachen zu begründen, die entweder durch offizielle Akte unwiderleglich bewiesen und unauslöschlich in das Buch der Geschichte eingetragen sind, oder die sich auf so unverwerfliche Zeugnisse stützen, daß an ihrer Glaubhaftigkeit nicht zu zweifeln ist.

Manche dieser Thatsachen erhalten auch dadurch ihre Bestätigung, daß sie durch österreichische Blätter unter Namhaftmachung der Personen und Angabe der näheren Umstände veröffentlicht wurden, ohne in preußischen Zeitungen eine Widerlegung zu finden.

Obenan unter die Vergehungen Preußens stellen wir die Behandlung der Trautenauer Gefangenen!

Wir erwähnten dieselbe bereits so ausführlich, daß wir uns hier mit einer bloßen Hindeutung darauf begnügen können. Es sei daher nur noch bemerkt, daß preußische Blätter zwar versucht haben, die Anklage aufrecht zu halten, welche im Allgemeinen gegen die Stadt Trautenau erhoben wurde, daß sie dies aber auf eine höchst lahme Weise thaten, welche gewiß nicht geeignet war, bei unbefangen Prüfenden die Ueberzeugung von der Wahrheit der Anklage zu erwecken.

Hat doch sogar die „Kreuzzeitung“ es zugestanden, daß der Beweis für die Anklage nicht — oder doch wenigstens nicht genügend — geleistet worden sei!

Wenn die Kreuzzeitung so spricht, dann könnten wir uns füglich jede weitere Widerlegung der Beschuldigung, jede Vertheidigung der Trautenauer, ersparen.

Aber uns ist es nicht darum zu thun, den Bürgermeister Dr. Roth und dessen Unglücks- und Leidensgenossen zu vertheidigen — denn sie bedürfen dieser Vertheidigung nicht — unsere Aufgabe besteht darin, das schmachvolle Benehmen der preußischen Behörden und Beamten zu kennzeichnen.

Wir gehen daher noch einen Schritt weiter, als die preußischen Anklagen, d. h. ohne Beweisführung, gegangen sind: Wir nehmen an — wohlverstanden, jedoch ohne zuzugeben — daß von

einigen Bewohnern Trautenaus siedendes Oel und kochendes Wasser aus den Fenstern auf die einrückenden Preußen gegossen worden sei; wer will aber behaupten, daß alle Die, welche 80 Tage lang in der Gefangenschaft zu Glogau schmachteten, sich dieser Schuld theilhaftig gemacht haben?

Es waren darunter jedenfalls mehrere Unschuldige, aber die preußischen Behörden haben sich keine Mühe gegeben, die Schuldigen von den Unschuldigen zu sondern.

Ebenso unbestreitbar ist es, daß die Gefangenen zwar Angeklagte waren, keineswegs aber überwiesene Verbrecher und gleichwohl haben sie achtzig Tage lang eine Behandlung zu erdulden gehabt, wie sie selbst den Zuchthaussträflingen nicht zu Theil wird.

Angenommen sogar, die Gefangenen wären sämmtlich schuldig gewesen, so hätten sie doch jedenfalls ein Recht auf Untersuchung und richterlichen Urtheilsspruch gehabt, wäre dieser auch von einem Militärgerichte ausgegangen und hätte er noch so hart gelautet.

Eine Untersuchung, und zwar eine gründliche und gewissenhafte, wäre aber um so leichter gewesen, da Trautenau, der Ort, an welchem das Verbrechen begangen sein sollte, sich in den Händen der Preußen befand und es daher an den erforderlichen Zeugen nicht fehlen konnte, wenn man sie nur finden und hören wollte!

Dagegen aber fand nicht die Spur einer Untersuchung, ja nicht einmal ein einziges Verhör statt!

Wahrlich ein solches Verfahren ist unerhört und unserer civilisirten Zeiten so wie eines intelligenten Volkes unwürdig!

Wohl ist der Versuch gemacht worden, die ganze Schuld der Behandlung, welche die Trautenauer Gefangenen in Glogau zu erdulden hatten — und was für einer haarsträubenden Behandlung — auf die Commandantur Glogaus zu schieben, aber wenn auch der Commandant dabei manche Härte ausgeübt haben mag, so trifft doch die Verantwortlichkeit unbedingt nicht ihn allein.

Die Sache machte seiner Zeit so viel Aufsehen, die Behandlung, welche die Gefangenen zu erdulden hatten, wurde so vielseitig besprochen, daß die ganze Angelegenheit den höchsten Behörden, der preußischen Regierung, selbst nicht unbekannt bleiben konnte!

War doch König Wilhelm in eigener Person dem Transport der Gefangenen begegnet!

Dennoch erfolgte von oben herab kein Befehl zu der strengsten

Untersuchung der ganzen Sache und es ist danach sehr begreiflich, wenn der Commandant von Glogau daraus den Schluß zog, die Gefangenen seien ganz seiner Willkür überliefert.

Daher mochte er sich denn zu einer solchen Behandlung für berechtigt halten, wie sie durch ihn und seine Untergebenen den Gefangenen widerfuhr.

Wir sind sogar unparteiisch genug, ihn in etwas zu entschuldigen, weil man nach dem ersten Akte der Barbarei gegen die Trautenauer auf preußischer Seite Alles that, um den allgemeinen Glauben zu erwecken und zu verbreiten, die Bürger hätten sich des ihnen zur Last gelegten Verbrechens wirklich schuldig gemacht.

So hielt sich denn wahrscheinlich der Commandant von dieser Schuld überzeugt, und man kann es danach begreiflich finden, daß er nach dieser Ueberzeugung handelte.

Uebrigens mögen der Festungscommandant von Glogau, Oberst von Wollenhaupt und der Kreisgerichtsdirector und Vorstand des Gefangenhauses, von Wurmb, sich mit ihrem Gewissen über die Behandlung der Trautenauer abfinden und den Richterspruch der öffentlichen Meinung über ihr Benehmen hinnehmen, wie sie können!

Wir überlassen die beiden Männer getrost diesem Doppel-Tribunale, und wenden unsere Blicke auf andere Schattenseiten der preußischen Kriegführung von 1866.

Eine der ersten Städte, welche von dem Besuche preußischer Truppen heimgesucht wurden, war bekanntlich Reichenberg.

Der wohlhabende und industrielle Ort sah nur mit Zittern und Zagen der Ankunft der Feinde entgegen, denn die Kunde, welche von Sachsen aus über die Contributionen und Requisitionen, mit denen die Preußen ihren Einzug in jede feindliche Stadt bezeichneten, herübergeschallt war, erweckte die sehr natürliche Besorgniß, daß die „Schonung und Achtung des Privateigenthumes,“ welche in den Proclamationen aller preußischen Generale ganz besonders betont wurden, mehr auf dem Papiere als in der Wirklichkeit zu finden sein dürfte; denn im Gegensatze zu der militärischen Ansicht der preußischen Generale erblickten die bürgerlichen Bewohner Oesterreichs in den Contributionen und Requisitionen einen ganz entschiedenen Angriff auf ihr Privat-Eigenthum; und es ist eine erwiesene Sache, daß bei der Schonung und dem Schutze, welche die Preußen dem Privateigenthume zu Theil werden ließen, mancher Oesterreicher nach dem Kriege

ein Bettler ist, der sich vor demselben eines gemächlichen Auskommens, oder sogar eines gewissen Wohlstandes zu erfreuen hatte.

Wir sagten, daß Reichenberg mit Zittern und Zagen der Ankunft der Preußen entgegensah, und dazu war die Stadt wohlberechtigt, da Sie als anmeldende Visitenkarte den nachfolgenden Armeebefehl erhielt, den der Prinz Friedrich Carl erlassen hatte.

Er lautete buchstäblich:

„Armee-Befehl. Hauptquartier Görlitz, den 22. Juni 1866.

„Soldaten!

„Das treulose und bundesbrüchige Oesterreich hat ohne Kriegserklärung schon seit einiger Zeit die preußischen Grenzen in Oberschlesien nicht respectirt. Ich hätte also ebenfalls ohne Kriegserklärung die böhmischen Grenzen überschreiten dürfen. Ich habe es nicht gethan. Heute habe ich eine betreffende Kundgebung übergeben lassen, und heute übertreten wir das feindliche Gebiet, um unser eigenes Land zu schonen. Unser Anfang sei mit Gott! Auf Ihn laßt uns unsere Sache stellen, der die Herzen der Menschen lenkt, der die Schicksale der Völker und den Ausgang der Schlachten entscheidet. Wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: Lasset Eure Herzen zu Gott schlagen und Eure Fäuste auf den Feind! — In diesem Kriege handelt es sich — Ihr wißt es — um Preußens heiligste Güter und um das Fortbestehen unseres theuren Preußens. Der Feind will es ausgesprochenermaßen zerstückeln und erniedrigen. Die Ströme von Blut, welche Eure und meine Väter unter Friedrich dem Großen und in den Befreiungskriegen und wir jüngst bei Düppel und auf Alsen dahin gegeben haben, sollen sie umsonst vergossen sein?“

Als diese Proclamation in Reichenberg bekannt wurde, machte ein Bürger, der in der Geschichte Preußens nicht ganz unbewandert war, an dem öffentlichen Orte, wo das Document unter allgemeiner Spannung laut vorgelesen wurde, bei der zuletzt angegebenen Stelle die beißende Bemerkung:

„Schöne Worte, vortrefflich berechnet, um den Enthusiasmus der preußischen Soldaten zu erwecken, freilich aber nur leere Redensart; denn so viel ich weiß, hat weder unter Friedrich dem Großen, noch in den Freiheitskriegen, noch bei Düppel und auf Alsen irgend ein preußischer Prinz Ströme von Blut vergossen. Ja, nicht ein Tropfen preußisches Prinzenblut ist in allen diesen Kämpfen

geflossen; es müßte denn Nasenbluten gewesen sein. — Der einzige preußische Prinz, der in neuerer Zeit auf dem Schlachtfeld geblutet hat, war der Prinz Louis, bei Saalfeld, aber trotz des Heldenmuthes, mit welchem derselbe den Tod suchte, haben die Preußen triftige Gründe, nicht gern daran zu erinnern."

Nach dieser Unterbrechung, welcher ein spöttisches, halb unterdrücktes Gelächter folgte, wurde der Armeebefehl durch die Antwort auf die oben gestellte Frage vollends vorgelesen.

Die Antwort lautete:

„Nimmermehr! — Wir wollen Preußen erhalten, wie es ist, und durch Siege kräftiger und mächtiger machen. Wir werden uns unserer Väter würdig zeigen. Wir bauen auf den Gott unserer Väter, der in uns mächtig sein und Preußens Waffen segnen wolle. Und nun vorwärts mit unserem alten Schlachtrufe: Mit Gott für König und Vaterland!"

„Es lebe der König!"

„Der General der Cavallerie

„Friedrich Carl."

Nur zu bald sollte die Furcht Reichenbergs vor dem Besuche der theuren Gäste gerechtfertigt werden!

Am 24. Juni rückten bereits die ersten Preußen ein, und es erging sofort der Befehl, täglich 20,000 Mann einzuquartieren und mit voller Verpflegung zu versehen.

Nachdem diese Bequartierung und Verpflegung am 24. und 25. geleistet worden war, erschien es den Preußen vortheilhafter, sich statt derselben als Aequivalent eine baare Zahlung leisten zu lassen.

Der Vortheil dieser Einrichtung war um so größer, da die Zahl der Truppen sich sehr bald verminderte, die Contribution aber nicht.

Es wurden daher der Bürgermeister Gustav Schirmer und der gräflich Clam-Gallas'sche Schloßverwalter Adolf Peutlschmidt am 25. auf die Commandantur beschieden.

„Von morgen an," sagte ihnen der Commandant, „sind statt der Naturalverpflegung täglich 3000 fl. in Silber zu zahlen."

„Wo sollen wir Silber herbekommen?" rief erschrocken der Bürgermeister. „Ganz abgesehen von der ungeheuren Größe der Summe wird es uns unmöglich sein, Herr Commandant, diese Bedingung zu erfüllen!"

„Das Silber herbeizuschaffen, ist Ihre Sache," entgegnete kurz

der Commandant; „geschafft muß es aber werden, das merken Sie sich; denn mit Ihren erbärmlichen Papierwischen wollen wir nichts zu thun haben.“

„Wir werden unser Möglichstes thun, die Summe herbeizuschaffen, und zwar in Silber,“ sagte kleinlaut der Bürgermeister Schirmer. „Aber —“

„Ein Aber wird nicht geduldet!“ fuhr der Commandant ihn an. „Ich verlange das Geld pünktlich jeden Tag. — Sie und dieser Herr,“ sagte er, auf den Schloßverwalter Peutlschmidt deutend, „sind mir persönlich für die Zahlung verantwortlich!“

Der gestrenge Herr winkte den beiden Männern ihre Entlassung zu und mit schweren Seufzern entfernten sie sich, um Anstalten zu der Herbeischaffung des Silbergeldes zu treffen, das schon seit längerer Zeit der Circulation des gewöhnlichen Verkehres gänzlich entzogen war.

Als sie dies glücklich bewirkt hatten, fühlten sie ihre Brust erleichtert, denn sie glaubten, nach dieser schweren Auflage würde Reichenberg weiterer Anforderungen enthoben sein.

Eitle Täuschung!

Zu seinem Schrecken sollte der Bürgermeister Schirmer die Erfahrung machen, daß es mit den 3000 fl. Silber täglich nicht abgethan sei, denn noch an demselben Vormittag um 11 Uhr wurde ihm aus dem Marschquartiere der folgende Befehl mitgetheilt:

Requisition!

„Der Magistrat in Reichenberg in Böhmen, liefert von morgen, den 26. Juni ab, bis zum 2. Juli folgende Lazareth-Bedürfnisse für 600 Kranke, so zwar, daß an jedem dieser Tage der 6. Theil bis Abends 10 Uhr eingeliefert, und die Lieferung am 6. Tage Abends 10 Uhr beendigt ist. Bei etwaigem Rückstande wird dem Magistrate für jeden Tag der Verzögerung eine Geldstrafe von 200 Thaler auferlegt, welche von der zuständigen Behörde beigetrieben werden wird.

„Es sind dies folgende Gegenstände:

„3 Badewannen von Zink, sofort zu liefern, 600 wollene oder Fries-Bettdecken, 1200 Bettlaken, 600 hölzerne Bettstellen nach vorliegender Zeichnung, 10 Eimer mit Deckel von Blech zur Speisenvertheilung, sogleich zu liefern, 600 Eßlöffel, 600 Eßnäpfe, 1200 Handtücher, 600 Hemden, 5 Kessel nebst Deckel, verschiedener Größen, von 11 bis zu 80 Quart, sogleich zu lie-

fern, 600 Kopfpolstersäcke, 600 Kopftafeln mit Ringen, 600 Paar Krankenhosen, 600 Krankenröcke, 60 Leibmatrazen, 6 Nachteimer von Zink mit Deckel und Holzgestell, sogleich zu liefern, 300 Nachttöpfe, 600 Paar Pantoffeln, 300 Stühle, 400 Paar baumwollene Socken, 200 Paar wollene Socken, 300 Spucknäpfe, 600 Strohsäcke, 3 Thermometer, sogleich zu beschaffen, 6 Tische mit Schubkasten, 600 Trinkbecher (Glasseidel), 1200 Bettdecken-Ueberzüge, 1200 Kopfpolster-Ueberzüge, 60 Uringläser, 12 Urinfässer, 150 Waschschüsseln von Thonmasse, 12 neue Wassereimer von Zink oder von Holz.

„Alle anderen kleineren Gegenstände werden beim Bedarf requirirt werden.

„Außerdem sind der Direction sogleich zu liefern 25 Pfund Hufeisen für Dienstpferde.

„Von den vorstehend aufgeführten Gegenständen übernimmt Lieferung und Kosten zur Hälfte der Magistrat, zur Hälfte die gräflich Clam-Gallas'sche Herrschaft, vertreten durch deren Verwalter Peutlschmidt.

„Bei Verzögerung der Lieferung trifft den in mora befindlichen Verpflichteten die oben angedrohte Strafe auf den Antheil seiner Lieferung.

„Marsch-Quartier Reichenberg, den 25. Juni 1866.

„Feld-Lazareth-Direction des 3. Armeecorps.

„von Bardzki,

„Ober-Feld-Lazareth-Inspector."

Zur Herbeischaffung dieser Gegenstände wurde ein eigenes Comité gebildet und eine Haussammlung veranstaltet, denn auf eine andere Weise würde es nicht möglich gewesen sein, die ungeheure Masse der verschiedenartigen Dinge der Requisition rechtzeitig beizutreiben.

Doch noch immer neue Anforderungen wurden an das schwergeprüfte Reichenberg gestellt.

Von der Commandantur wurde der Forderung der Lazareth-Requisiten noch der strenge Befehl hinzugefügt, daß Reichenberg außer der baaren Zahlung der täglichen 3000 fl. Silber, welche für die Länge der Zeit ganz unerschwinglich werden mußte, auch noch für die gänzliche Verpflegung der Verwundeten und Kranken zu sorgen habe, und dieser Befehl wurde begleitet von der Drohung, wenn die städtische

Behörde ihre Verpflichtung nicht pünktlich erfüllte, würde städtisches und nöthigenfalls auch Privateigenthum mit Beschlag belegt werden.

Eine schöne Illustration zu dem stehenden Proclamations Artikel: „das Privateigenthum soll geschützt werden!"

Allein nicht blos das städtische Vermögen sollte heimgesucht, nicht blos das Privatvermögen Reichenbergs und seiner Bewohner sollte bedroht werden, sondern auch das Leben der Beamten des Magistrates gerieth auf eine Art in Gefahr, die man bei der heutigen Kriegführung civilisirter Völker nicht für möglich halten sollte.

Morgens um 9 Uhr am 30. Juni wurde der Magistratsreferent Reichenbergs auf das Etappencommando berufen.

Hier fand er einen preußischen Offizier, der ihm als der Gendarmerie-Hauptmann von Drigalski genannt wurde.

Als der Referent sich demselben vorstellte, sagte der Hauptmann mit barschem, gebieterischen Tone:

„Vor mehreren Tagen wurde hier ein Mensch verhaftet, der Preuß hieß und mit einem sächsischen Passe versehen war. Als Grund der Verhaftung wurde angegeben: „Verdacht der Spionerie." — Dieser Mensch ist mir sofort auszuliefern."

„Ich kann Ihnen die Versicherung geben, Herr Hauptmann," entgegnete der Magistratsreferent, „daß mir von diesem Menschen nichts bekannt ist."

„Und ich gebe Ihnen die Versicherung," erwiederte der Hauptmann von Drigalski heftig, „daß die Sache sich so verhält, wie ich Ihnen sagte."

Mit spöttischer Miene fügte er hinzu:

„Wie mir scheint, sind wir von dem, was bei Ihnen vorgeht, besser unterrichtet, wie Sie selbst! — Ich sage Ihnen daher nochmals: dieser Preuß ist mir sofort auszuliefern, denn ich habe nicht Zeit, mich lange hier aufzuhalten. Sollten Sie sich aber noch ferner, und unter allerhand Ausflüchten, weigern, mein Verlangen zu erfüllen, so haben die zwei höchstgestellten Beamten des Magistrates mit ihren Köpfen für diesen Menschen zu haften."

Der Magistratsreferent wiederholte mit der größten Bestimmtheit, ein Mensch, der den Namen Preuß führe, sei seines Wissens in Reichenberg nicht verhaftet worden.

„Nicht?" rief zornig der Hauptmann von Drigalski.

„Nun, dann werde ich mich sogleich in sämmtlichen Arrestlocalen herumführen lassen, und wehe Ihnen, wenn ich den Menschen finde, der mir wohlbekannt ist, und den Sie mir verleugnen wollen."

Eingeschüchtert durch diese Drohung, entgegnete der Magistrats-referent:

„Es ist überhaupt in der jüngsten Zeit nur ein Mensch wegen des Verdachtes der Spionerie verhaftet worden, aber der hieß nicht Preuß, sondern war ein gewisser Stummler aus Seidenberg."

Der Beamte verschwieg dabei wohlweislich, daß es ihm nicht unbekannt war, dieser Mensch hätte einen sächsischen Paß auf den Namen Preuß gehabt, sei aber eben dadurch als Spion erschienen, weil er von einigen Bewohnern Reichenbergs als Stummler aus Seidenberg in Preußisch-Schlesien erkannt worden wäre, und somit sein Paß sich als falsch erwiesen hätte.

„Das ist eben Der, welchen ich suche," sagte rasch der Hauptmann von Drigalski. „Wo ist er?"

„Der Magistrat hat ihn an das k. k. Kreisgericht abgeliefert," entgegnete der Referent.

„So führen Sie mich auf das Kreisgericht!" gebot der Hauptmann.

Sein Wille geschah und er stellte an das Kreisgericht dieselbe Forderung, wie früher an den Magistrat.

„Herr Hauptmann," sagte der Beamte, an welchen er sich gewendet hatte," ich bedaure, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, denn —"

„Hier ist von keinem Wunsch die Rede," unterbrach ihn barsch der Herr von Drigalski, „sondern von einem Befehle. — Lassen Sie mir augenblicklich den Stummler ausliefern."

„Das ist unmöglich," erwiederte der Beamte, „denn der Arrestant wurde dem competenten Militärgerichte in Jungbunzlau übergeben."

„Herr, wollen Sie mich belügen?" fuhr der Hauptmann auf.

Statt aller Antwort holte der Beamte einen dickleibigen Folianten, legte ihn aufgeschlagen vor dem Hauptmann hin und deutete mit dem Finger auf eine Stelle.

Herr von Drigalski las:

„Anton Stummler, aus Seidenberg in preußisch Schlesien, der Spionerie verdächtig, eingeliefert durch den Magistrat von Reichen-

berg am 19. Juni, abgeführt an das Militärgericht in Jungbunzlau am 21. l. M.“

Der Hauptmann von Drigalski konnte die Wahrheit der Angabe nicht bezweifeln; er machte ein verdrießliches Gesicht und schien einen Augenblick zu überlegen, was er unter diesen Umständen thun sollte. —

Er war sehr bald mit sich einig.

„Gleichviel!“ sagte er. „Sie schaffen den Stummler herbei, wo er auch sei. Der Präsident dieses Gerichtes und noch einer der anderen Beamten haften mir mit ihren Köpfen dafür, daß der Mensch unversehrt in meine Hände geliefert wird.“

Diese Drohung erfüllte die anwesenden Beamten mit Schrecken und einer derselben eilte, den Kreisgerichtspräsidenten Schmid von Bergenhold von dem Vorgefallenen und der ausgesprochenen Drohung zu benachrichtigen.

Der Präsident kam sogleich herbei, um das Unglaubliche aus dem Munde des Herrn von Drigalski selbst zu vernehmen.

Der Hauptmann wiederholte auch gegen ihn seine Forderung und seine Drohung und stieß dabei mit der Scheide seines Säbels heftig auf den Fußboden.

Mit ruhiger Würde sagte der Präsident:

„Von der Bildung der preußischen Herren Offiziere hätte ich ein anständigeres Benehmen erwartet. — Uebrigens werden Sie mir die Frage erlauben, ob Sie eine schriftliche Ermächtigung zu Ihrem Verlangen besitzen?“

Der Hauptmann biß sich bei der Zurechtweisung, die Herr von Bergenhold ihm mit großer Ruhe ertheilt hatte, auf die Lippen und sagte dann, kurz zwar, aber doch weniger barsch wie bisher:

„Ich habe den Auftrag nur mündlich von Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Carl empfangen.“

„Ich kann unmöglich glauben,“ entgegnete darauf der Präsident, „daß der Prinz Sie ermächtigt hat, eine österreichische Gerichtsbehörde dafür verantwortlich zu machen, wenn sie zu einer Zeit, wo noch kein Feind im Lande war, einen Menschen, welcher unter der Anklage eines Verbrechens stand, nach dem in Oesterreich geltenden Gesetze der competenten österreichischen Behörde einlieferte. Ein solches Benehmen wäre der Regierung einer civilisirten Nation unwürdig und ich glaube da-

her, daß Ihrer Drohung ungeachtet, mein Kopf auf meinen Schultern vollkommen sicher ist.

„Ich kann Ihnen den Stummler nicht ausliefern, denn er ist nicht mehr hier; ich kann ihn auch nicht herbeischaffen, denn dazu fehlen mir Recht und Macht."

Der Hauptmann von Drigalski schien etwas entgegnen zu wollen; der Präsident ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort:

„Uebrigens habe ich nach internationalem Rechte selbst von dem Feinde den Schutz des Gerichtes anzusprechen; auf Grund dieses Rechtes ertheilte meine vorgesetzte Behörde mir die Instruction, die Geschäfte des Kreisgerichtes so lange fortzuführen, als ich nicht durch Gewaltthaten daran verhindert werde. Demnach gebe ich Ihnen die Erklärung, daß ich die Thätigkeit des Gerichtshofes augenblicklich beendigen müßte, sobald mir selbst oder irgend einem Beamten des Kreisgerichtes Gewalt angethan würde.

„Indem ich mich zu diesem äußersten Schritte entschlösse, müßte ich aber an Sie, Herr Hauptmann, die entschiedene Aufforderung richten, sich darüber genügend auszuweisen, daß Sie berechtigt sind, Gewalt anzuwenden. Auch müßten Sie mir die Berufung an Seine königliche Hoheit den Prinzen Friedrich Carl offen lassen."

Der Ernst und die Ruhe, mit welcher der Präsident von Bergenhold diese Worte gesprochen hatte, verfehlten ihres Eindruckes auf den Hauptmann von Drigalski nicht.

Er mochte sich vor der Verantwortlichkeit scheuen, die aus einem gewaltthätigen Schritte gegen einen so hochgestellten Beamten für ihn entspringen konnte und nach kurzem Besinnen sagte er:

„Ich werde an den Prinzen Friedrich Carl das Gesuch richten, die Auslieferung des Stummler durch einen Parlamentär fordern zu lassen, zugleich aber die Bestimmung zu treffen, daß, wenn der Forderung aus was immer für einem Grunde kein Genüge geleistet wird, zwei Beamte des Magistrates, oder des Kreisgerichtes, oder zwei andere österreichische Unterthanen als Geißeln festgenommen und mit ihren Köpfen für die Rückkehr des Stummler verantwortlich gemacht werden."

Bei dieser Entscheidung des Hauptmannes von Drigalski blieb es, doch hatte die Sache [illegible]re Folge, sei es nun, daß der preu-

ßische Spion, für welchen der Hauptmann von Drigalski, und vielleicht sogar der Prinz Friedrich Carl, sich so lebhaft interessirte, wirklich einem Parlamentär ausgeliefert wurde, sei es, daß der Mensch über die wichtigeren Ereignisse der nächsten Zeit bei seinen Protektoren in Vergessenheit gerieth. —

Verlassen wir jetzt Reichenberg und wenden wir uns Trautenau zu. — In der hier etablirten Gabersdorf'schen Actien-Flachsgarnspinnerei, die doch unbestreitbar Privateigenthum ist, erschienen 12 Soldaten mit einem Führer, und dieser Letztere erklärte, daß er beauftragt sei, die im Comptoir stehende feuerfeste Wertheim'sche Casse erbrechen und ihres Inhaltes entledigen zu lassen.

Vergebens that der erste der anwesenden Comptoiristen Einspruch gegen diese Gewaltmaßregel, indem er sich darauf berief, daß die preußischen Generale überall den Schutz des Privateigenthumes zugesichert hätten.

Zugleich aber hatte der Commis bei dem ersten Erscheinen der Preußen einen Diener auf die Stadtrepräsentanz geschickt, dort den Vorfall anzeigen und um Beistand bitten zu lassen.

Dieser erschien auch sehr bald in der Person des Stadtrepräsentanten, Kaufmann Robert Dobiaschowsky.

Noch vor dem Eintritt desselben war aber schon, wiewohl vergeblich, der Anfang mit der Sprengung der Casse gemacht.

Empört über diesen Anblick, um so mehr aber, da der Stadtcommandant, Major Wapnitz, den Stadtrepräsentanten die entschiedene Zusicherung gegeben hatte, daß das Privatvermögen ungefährdet sei, fragte Herr Dobiaschowsky heftig:

„Wer hat den Befehl gegeben, die Casse zu erbrechen?"

„Ich habe es gethan," entgegnete Der, unter dessen Befehl die Soldaten standen.

„Ich bin königlich preußischer Zahlmeister!"

„Herr Zahlmeister," sagte darauf Herr Dobiaschowsky mit der Ruhe und Selbstbeherrschung, welche durch die Anwesenheit so vieler Soldaten geboten waren, „ich kann mir Ihr Benehmen nur dadurch erklären, daß Sie in dem Irrthum stehen, es würden in dieser Casse öffentliche Gelder verwahrt; dies ist indeß keineswegs der Fall; ich ersuche Sie daher, mich zu dem Herrn Commandanten zu begleiten, der Sie über Ihren Irrthum aufklären wird."

„Meinetwegen!" erwiederte der Zahlmeister. „Aber Sie werden sehen, daß Ihnen das nichts nützt."

Darauf verließ er das Comptoir mit Herrn Dobiaschowsky, nachdem er zu den Soldaten gesagt hatte:

„Erwarten Sie hier meine Rückkehr, aber lassen Sie bis dahin die Casse in Ruhe. Sie wird uns durch diese Zögerung nicht entgehen."

„Herr Major," sagte der Stadtrepräsentant Dobiaschowsky, als er mit dem preußischen Kriegszahlmeister bei dem Commandanten eingetreten war, „Sie haben die Güte gehabt, uns den Schutz des Privateigenthumes zuzusichern!"

„Allerdings!" sagte der Major Wapnitz, nicht eben freundlich; „was gibt es, daß Sie mich eben jetzt daran erinnern?"

Herr Dobiaschowsky entgegnete:

„Die Gabersdorf'sche Actien-Flachsgarnspinnerei ist eine Privat-Gesellschaft, folglich ihr Vermögen auch Privat-Vermögen; gleichwohl hat dieser Herr —"

Dabei deutete er auf den Kriegszahlmeister und ohne ihn aussprechen zu lassen, sagte der Commandant:

„Ah! Sie, mein lieber Herr Kriegszahlmeister? — Was haben Sie gegen diese Anklage zu sagen?"

„Daß ich nur den mir ertheilten Instructionen folge, indem ich den Befehl ertheilte, die Casse mit Gewalt zu öffnen."

Achselzuckend wendete sich nach dieser Antwort der Commandant zu dem Stadtrepräsentanten mit den Worten:

„Da die Sachen so stehen, bedaure ich, nichts thun zu können!"

Und zum Zeichen, daß die Audienz beendet sei, drehte er sich um und setzte sich an den Schreibtisch, der am andern Ende des Zimmers stand.

Vor dem Hause wartete ein Diener der Actiengesellschaft auf Herrn Dobiaschowsky.

„Nun?" fragte er, als er denselben erblickte.

„Der Commandant kann nichts thun, und folglich ich auch nicht!" entgegnete der Stadtrepräsentant mit zornbebender Stimme. „Sie müssen sehen, wie Sie mit diesem Herrn fertig werden!"

Damit schritt Herr Dobiaschowsky rasch davon, um seinen Platz in der Versammlung der Stadtrepräsentanten wieder einzunehmen.

Mit triumphirender Miene eilte der Kriegszahlmeister den Com-

toir der Actienspinnerei zu, um das begonnene Werk des Casseneinbruches mit verdoppeltem Eifer fortsetzen zu lassen.

Mit Hammer und Beilen folgte Schlag auf Schlag gegen das erste Schloß der Casse, aber es wollte nicht wanken und nicht weichen.

Den Commis, welcher für den Augenblick die Aufsicht führte, dauerte die nutzlose Zerstörung; nachdem er den Versuchen derselben einige Zeit mit nur mühsam unterdrücktem Ingrimm zugesehen hatte, trat er daher zu dem Kriegszahlmeister, welcher sehr ungeduldig zu werden anfing, und sagte:

„Mein Herr, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, durch den Sie sich wahrscheinlich alle diese Mühe ersparen können."

„Sprechen Sie!" sagte der Zahlmeister, dessen bisher sehr mürrische Mienen plötzlich freundlich wurden.

„Unser Buchhalter, Herr Julius Martius, hat die Schlüssel zu diesen Schlössern, die bekanntlich so kunstvoll gearbeitet sind, daß ihre gewaltsame Öffnung beinahe zur Unmöglichkeit wird. — Herr Martius ist ein Preuße," fuhr der Commis mit einer unverkennbaren Bitterkeit des Tones fort, „und ich zweifle daher nicht, daß er bereit sein wird, die Schlösser freiwillig aufzusperren, um seinen Landsleuten die Mühe stundenlanger Arbeit zu ersparen."

Diese Mittheilung schien den Kriegszahlmeister sehr angenehm zu berühren und er fragte rasch:

„Wo ist Herr Martius zu finden?"

„Das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen," entgegnete der Commis, „aber wenn Sie mir versprechen wollen, vorläufig weiter nichts zu der gewaltsamen Sprengung der Schlösser zu thun, so verpflichte ich mich, Herrn Martius binnen der kürzesten nur irgend möglichen Frist herzubringen."

„Nun, so gehen Sie, und beeilen Sie sich!" sagte der Zahlmeister, indem er sich auf einen bequemen Armsessel sinken ließ und den Soldaten zurief, sie möchten in ihrer Arbeit innehalten.

Der Commis hielt Wort.

Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als er mit dem Buchhalter Julius Martius zurückkehrte.

„Ich bin zwar gern bereit, Ihr Verlangen zu erfüllen," sagte er zu dem Kriegszahlmeister, „aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie in der Casse nichts weiter finden werden, als die Geschäftsbücher der Gesellschaft und verschiedene andere Schriften, aber durch-

aus keine, welche für Sie Werth haben könnten, und am allerwenigsten — baares Geld."

„Baares Geld gibt es bei Ihnen in Oesterreich schon seit langer Zeit nicht!" sagte mit spöttischem Lächeln der Kriegszahlmeister; „aber vielleicht finden wir doch etwas Papiergeld, und das hat für den Augenblick noch einigen Werth, wenn auch nur einen sehr geringen, und selbst den vielleicht nicht lange mehr. — Ich wünsche mich daher von dem Inhalte der Casse selbst zu überzeugen und nehme mit Vergnügen Ihr Anerbieten an, die Schlösser mit Ihren Schlüsseln aufzuschließen, um den armen Soldaten die mühsame Arbeit zu ersparen."

Der Buchhalter Martius war dazu sogleich bereit.

Er trat zu dem Cassenschranke und öffnete zwei Schlösser; bei dem dritten aber, gegen welches die gewaltsamen Schläge geführt worden waren, faßte der Schlüssel nicht, so viel Mühe sich auch Herr Martius gab.

Das Schloß war verdorben, ohne sich deshalb öffnen zu lassen.

Wie früher der Commandant und nach ihm der Stadtrepräsentant, so erklärte jetzt auch der Buchhalter, daß er nichts thun könne, und die Soldaten mußten auf Befehl des Zahlmeisters ihr Zerstörungswerk wieder beginnen.

Nachdem sie im Ganzen volle zehn Stunden gearbeitet hatten, sprang endlich die arg beschädigte Kassenthür auf.

Rasch trat der Zahlmeister hinzu und begierig prüfte er den Inhalt aller Fächer.

Sie waren sämmtlich leer, bis auf die von dem Buchhalter Martius angegebenen Bücher und Schriften.

Von Geld oder geldeswerthen Papieren zeigte sich keine Spur!

Mit dunkel geröthetem Angesicht verließ der Kriegszahlmeister das Local.

Ob diese Röthe dem Unwillen über die getäuschte Erwartung entsprang, oder der Scham darüber, die Gewaltthat vergeblich begangen zu haben, wollen wir unentschieden lassen; die Versicherung können wir aber geben:

Sollte jemals von preußischen Geschichtsschreibern ein Zeugniß darüber verlangt werden, wie von den Preußen in Böhmen das Privateigenthum respectirt wurde, so wäre die Gabersdorfer Actien-Flachsspinnerei gewiß geneigt, ein glänzendes Attest auszustellen, und als Beleg die Rechnung über die bedeutenden Reparaturkosten an der Wertheim-

schen feuerfesten Geldcasse beizulegen, deren Verfertiger aber schwerlich auch die Garantie gegen preußische Beilhiebe und Hammerschläge übernehmen würde! — —

Wir könnten aus der Zeit der Trauertage Böhmens und Mährens im Jahre 1866 noch viele ähnliche, vollkommen beglaubigte Beispiele angeben, uns ist es aber nicht darum zu thun, dergleichen Beweise anzuhäufen, obgleich es dazu nur geringer Mühe und gewissenhafter Sichtung des massenhaften Materials bedürfte.

Wir ziehen es vor, uns einem Falle von größerer Wichtigkeit und Tragweite zuzuwenden, der in der neueren Kriegsgeschichte als etwas Unerhörtes dastehen dürfte, zu dem aber gleichwohl die preußische Regierung in dem denkwürdigen Jahre 1866 ein noch grelleres Seitenstück lieferte.

Der bekannte und allgemein durch Verachtung gebrandmarkte Grundsatz:

„Der Zweck heiligt die Mittel!"

wurde in diesem Kriege wiederholt von dem Manne zur Anwendung gebracht, welcher mit einer Offenheit, die allerdings eine gewisse Achtung verdient, vor aller Welt auf seine Fahne geschrieben hat:

„Gewalt geht vor Recht!"

Die beiden Sprüche passen vortrefflich zu einander, und sollten in glänzenden Rahmen überall in den Ministerien, Comptoiren, Schreibstuben und Privatwohnungen Derer aufgehangen werden, welche diesen beiden Grundsätzen huldigen.

Man würde dann doch bei ihnen zur Vorsicht gemahnt, wie zur Eile da, wo mit großen Buchstaben der jedenfalls bessere Spruch in die Augen leuchtet:

„Zeit ist Geld!"

Unsere Leser mögen uns wegen dieser kleinen Abschweifung entschuldigen, die sich uns unwillkürlich aufdrängte, indem wir die nicht-kriegerischen Thaten der Preußen in Böhmen mit unparteiischem Blicke die Revue passiren ließen.

Zurück also zu den kriegerischen Begebenheiten.

Nach der kurzen Ruhe, welche die Preußen sich nach dem Siege bei Königgrätz gönnen mußten, ließen sie es ihre erste Sorge sein, sich in Böhmen und Mähren so viel als möglich auszubreiten.

Dabei war natürlich ihr Hauptaugenmerk auf die Hauptstadt

des Landes gerichtet, und sobald die Truppenbewegungen der Preußen wieder begannen, wurden bedeutende Streitkräfte auf **Prag** dirigirt.

Der Weg dahin war vollkommen frei, und der Marsch glich um so mehr einer militärischen Promenade, als nirgends die reichlichste Verpflegung mangelte, und namentlich der Wein, ein dem gemeinen preußischen Soldaten der großen Mehrzahl nach ganz ungewohnter Genuß, überall in Strömen floß.

Wo er aber nicht freiwillig fließen wollte, da wurden Bajonnet und Kolben zum Mosesstabe, der den Quellen, welche diese Zaubermacht eröffnete, statt des Wassers Wein entlockte.

Die Anstrengung, Prag zu erreichen war unter diesen Umständen für die Sieger nicht groß, und schon am 8. Juli standen die Preußen vor den Thoren der Hauptstadt Böhmens, deren Bewohner der Ankunft der Feinde mit um so größerer Besorgniß entgegensahen, da die kaiserlichen Behörden größtentheils die Stadt verlassen hatten, da folglich eine ganz neue Verwaltungsweise eintreten mußte; besonders aber, da der den Pickelhauben vorangeeilte Ruf gar manche furchtbare Dinge von den Trägern derselben berichtete.

Am 8. Juli, Morgens um 8 Uhr, trabte der erste preußische Reiter, ein Vicewachtmeister der **Blücher**'schen Hußaren, in seinem rothen, mit weißen Schnüren besetzten Dolman angegafft wie ein Wunderthier, und begleitet von manchem finstern Blicke, zu dem Thore Prag's herein, und durch die Zeltnergasse nach dem Altstädter Rathhause.

An dem Thore desselben stieg er vom Pferde, dessen Zügel er einem schnell herbeispringenden hoffnungsvollen Gassenjünglinge zuwarf.

„Wo finde ich den Bürgermeister?“ fragte er seinen Roßhalter.

Dieser war zufällig kein Czeche und konnte daher den Reiter zurechtweisen.

Der Vicewachtmeister wurde durch einen Amtsdiener in das Bureau des Herrn **Bielski** gewiesen und meldete mit militärischem Gruße:

„Ich soll Ihnen anzeigen, daß die Division unserer Elb-Armee welche zu der Occupation von Prag bestimmt ist, sich den Thoren der Stadt nähert, und daß Sie daher die nöthigen Anstalten zu dem Empfange derselben treffen möchten.“

„Es soll pünktlichst geschehen,“ entgegnete der Bürgermeister.

Der Hußar machte kehrt, bestieg sein Pferd, und ritt im kurzen Galopp seinen Cameraden entgegen.

Ihm nach strömten Tausende von Neugierigen nach Carolinenthal, als versäumten sie etwas, wenn sie die siegreichen Feinde nicht so bald als möglich sähen.

Wenige Minuten nach 9 Uhr, zeigte sich die Spitze derselben: Drei Mann des 5. Hußaren-Regiments, voran Einer und dicht hinter ihm die zwei Anderen.

Den Karabiner schußfertig in der Hand, trabten sie durch Carolinenthal.

Vor dem Spittelthore machten sie Halt, um eine Schwadron desselben Regiments zu erwarten.

An der Spitze der Schwadron befanden sich außer dem Rittmeister, welcher dieselbe commandirte, mehrere Offiziere von verschiedenen Truppengattungen.

„Gewehr auf!“ ertönte das Commando, die Säbel rasselten aus den Scheiden, und in strammer Haltung, die Blicke jedoch neugierig rechts und links wendend, ritt die Schwadron im Schritt, umwogt von einer zahllosen, aber stummen Menschenmasse, durch das Spittelthor in die Stadt hinein und nach dem Altstädter Rathhause.

Die von dem bürgerlichen Scharfschützen-Corps besetzte Hauptwache trat in das Gewehr, machte die üblichen Honneurs und der Hornist der Wache blies den Generalmarsch, während die Hußaren der Wache gegenüber aufmarschirten.

Dann traten die Stabsoffiziere der drei bewaffneten Bürgercorps, begleitet von mehreren Subalternoffizieren ihrer Corps, gegen die Preußen vor, deren Commandeur ihnen einige Schritte entgegenritt.

„Ich habe den Auftrag,“ sagte der Bürgercommandant, „Ihnen die Versicherung zu geben, daß unsere Hauptstadt von dem k. k. Militär gänzlich geräumt ist. — Nur zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung erblicken Sie die hier bestehenden drei Bürger-Corps in Waffen.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Rittmeister mit einem höflichen Gruße. „Ich werde diese Versicherung höheren Ortes melden, denn ich bin nur abgesendet worden, um mich zu überzeugen, daß unsere Division ohne Hinderniß einziehen kann in die berühmte Hauptstadt Böhmens.

„Natürlich geschah diese Vorsichtsmaßregel nur der Form wegen,“ fügte der Rittmeister lächelnd hinzu, „denn weder von der österreichischen Armee, noch von der Bürgerschaft Prags fürchteten wir irgend eine Gefahr.“

Darauf ließ er seine Schwadron abschwenken, um Prag wieder zu verlassen, der Division entgegenzureiten und dem Commandeur derselben seinen Rapport zu erstatten.

In bereit gehaltenen Wagen schlossen sich der Schwadron die Bürgermeister von Prag und von Karolinenthal, mehrere Stadträthe und die Stabsoffiziere der drei bewaffneten Bürgercorps an, um den Commandanten der zur Besetzung Prags bestimmten preußischen Division, den Generalmajor von Rosenberg-Gruscezinsky, zu begrüßen und ihn in die Stadt zu geleiten.

Diese besondere Aufgabe fiel dem Bürgermajor Bernt zu; die übrigen Bürgeroffiziere rangirten sich hinter dem General von Rosenberg, der die Division parademäßig an sich vorüber in die Stadt defiliren ließ.

Die Division, etwa 8000 Mann stark, zeigte zwar eine stattliche Haltung, zugleich aber auch die unverkennbaren Spuren der überstandenen Kämpfe und Strapatzen und ihr Vorbeimarsch dauerte nahe an zwei Stunden.

Voran marschirte das 5. Hußaren-Regiment; unmittelbar hinter diesem folgten das 1. und 2. Garde-Landwehrregiment.

Auffallend war es den Pragern, daß die meisten Mannschaften bereits gereifte Männer waren.

Sie sahen gesund und kräftig aus und die Vollbärte, welche die Meisten trugen, gaben ihnen ein martialisches Aussehen.

Die Brust der Meisten war mit Orden und Medaillen geschmückt; unter diesen war am häufigsten die Denkmünze des Schleswig-Holsteinischen Krieges vertreten, welche auch die Brust so manches Oesterreichers ziert; — eine beißende Ironie auf die Waffenbrüderschaft, die schon nach so kurzer Zeit sich in einen blutigen Krieg verwandelte.

Eigenthümlich stachen gegen die bärtigen und männlichen Gesichter der Mannschaft die unbärtigen der Offiziere niedern Grades ab, die größtentheils noch in der ersten Jugendblüte standen.

Einen sehr günstigen Eindruck machte das ruhige und anständige Benehmen der Preußen.

Die Prager waren dadurch um so angenehmer überrascht, je weniger sie es nach den vorausgeeilten Gerüchten vermuthet hatten und allgemein entstand der Wunsch: „Möchte es so bleiben!"

Sobald der General von Rosenberg seine Wohnung auf dem Hradschin bezogen hatte, stellten sich ihm die einzigen beiden öster-

reichischen Offiziere vor, die sich unverwundet in Prag befanden, woselbst sie durch ihre Functionen zurückgehalten wurden, eben dadurch unter den Schutz des Völkerrechtes gestellt.

Es waren der Oberst Rosborsky, Commandant des Spitales, und der Oberst von Muralt, Commandant des Invalidenhauses.

Nachdem sie von dem General von Rosenberg sehr freundlich empfangen worden waren, und von ihm verschiedene Instructionen erhalten hatten, statteten sie auch dem zum preußischen Platzcommandanten ernannten Oberstlieutenant von Ranisch ihren Besuch ab und dieser ließ sich von ihnen zu den österreichischen Offizieren geleiten, die durch ihre Wunden in Prag zurückgehalten worden waren, als die kaiserlichen Truppen die Stadt verlassen hatten, oder die schon als Gefangene nach der Schlacht von Königgrätz dorthin geschickt wurden.

Am Nachmittage des 8. Juli war es sehr lebhaft auf den Straßen Prags, denn nachdem die verschiedenen Truppentheile die ihnen zugewiesenen Kasernen und sonstigen Quartiere bezogen hatten, durchwanderten sie einzeln oder in wenig zahlreichen Gruppen die Stadt des heiligen Wenzel, um sich die Merkwürdigkeiten derselben anzuschauen.

Ein Hauptgegenstand ihrer Neugier war die große Brücke Kaiser Carls IV., welche in einer Länge von mehr als 700 Schritten die Altstadt mit der Kleinseite verbindet und deren mächtige Sandsteinquadern nun schon seit länger als fünf Jahrhunderten allen Stürmen der Witterung und der Fluthen trotzen, denn wie bekannt wurde die Brücke im Jahre 1358 unter der Regierung Kaiser Carls IV. durch den Dombaumeister Peter angelegt, während die Vollendung erst unter der Regierung Wenzels IV. erfolgte.

Mit einer Art frommen Staunens betrachteten selbst die Ketzer die in den weitesten Kreisen bekannte Zierde dieser Brücke, die in Erz gegossene Statue des heiligen Johannes von Nepomuk, welche 1683 errichtet wurde und bei den gläubigen Katholiken einer besondern religiösen Verehrung genießt.

Mit Bewunderung erblickten viele der Preußen, denen man den Sinn für architektonische Schönheit nicht absprechen kann, auch die Brückenthürme und besonders den auf der Altstädter Seite, der sich des ehrwürdigen Alters von mehr als 400 Jahren zu erfreuen hat, da er 1451 erbaut wurde, dessen Verzierungen und Statuen aber dessen ungeachtet noch wohlerhalten sind, das heißt auf der Altstädter

Seite, denn hier erregen noch jetzt die Bildsäulen des Kaiser Karl IV., sowie die zu dessen beiden Seiten stehenden, der Könige Wenzel IV. und Sigmund, die Bewunderung der Beschauer, deren Blicke sich von diesen Großen der Erde zu den über ihnen stehenden Aposteln der Slaven, Cyrill und Methud erheben, welche durch den Platz, den sie einnehmen, andeuten zu wollen scheinen, es gebühre ihnen eine höhere Stelle, als selbst Kaisern und Königen.

Das lebendige Treiben auf den Straßen Prags, das friedliche Durcheinander der Soldaten und der Bürger, hätte einen Fremden, der plötzlich mitten in das bunte Gewirre hinein versetzt worden wäre, ohne von der Lage der Dinge näher unterrichtet zu sein, auf die Vermuthung bringen können, Soldaten und Bürger gehörten einem Volke an und es würde hier im Schoße des Friedens irgend ein Fest gefeiert; denn daß etwas Außerordentliches vorgehen müsse, bewiesen die hin und her wogenden Menschenmassen.

Selbst die Einwohnerschaft Prags schien sich einen Augenblick der Täuschung hinzugeben, als herrschten noch die gewöhnlichen Umstände.

Bezogen doch noch am 9. Juli die Bürgergrenadiere ganz ebenso wie während der letzten Tage die verschiedenen Hauptwachen, als wäre kein siegreicher Feind in den Mauern der Stadt.

Aber nur zu bald sollten Prag's Bewohner daran erinnert werden, daß sie sich unter dem Befehle feindlicher Machthaber befanden.

Denn kaum hatten die Bürger seit einigen Stunden die Wachen besetzt, als sie durch die Preußen abgelöst wurden, wenn auch mit allen den Ehrenbezeigungen, wie diese unter den Truppen einer Armee üblich sind. — In dieser Ablösung lag aber doch ein deutlicher und leichtverständlicher Wink.

Diese Deutlichkeit steigerte sich, als am Nachmittage eben dieses Tages, unmittelbar nach der Besetzung der Wachen durch die Preußen, die folgende Bekanntmachung erschien:

„In Folge höherer von der königlich preußischen Commandantur zu Prag am 9. v. M. dem Magistrate mitgetheilten Anordnung sind sämmtliche Waffen der Einwohner der Stadt Prag an das Zeughaus abzuliefern, zu welchem Zwecke morgen Nachmittags, den 10 d. M. ein Offizier daselbst anwesend sein wird.

„Hierin sind auch die Gewehre der Bürgerwehr begriffen; dieselbe wird ihren Dienst fortan mit dem Seitengewehr versehen.

„Die Gewehre der Bürgerwehr sind zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags, die der Einwohner zwischen 3 und 5 Uhr Nachmittags abzuliefern.

„Ein späteres Vorfinden von Waffen bei den Bürgern würde eine den Kriegsgesetzen entsprechende strenge Ahndung nach sich ziehen.

„Prag, am 9. Juli 1866.

„Der Bürgermeister: Dr. Bielsky."

Eine solche Bekanntmachung hatte nichts Ueberraschendes oder Ungewöhnliches, denn die Abforderung der Waffen ist überall Kriegsgebrauch, wo sich feindliche Truppen längere Zeit in einem eroberten Lande aufhalten.

Besonders war es vorauszusehen, daß man die militärisch organisirte Bürgerwehr nicht im Besitze der Schießwaffen lassen würde.

Dennoch bewirkte diese Bekanntmachung einen unangenehmen Eindruck, besonders bei den Besitzern von Privatwaffen.

Diese besaßen häufig Stücke, die ihnen sehr werthvoll und theuer waren, entweder durch ihre Seltenheit, ihre reiche Fassung, oder als Andenken an einen geliebten Verstorbenen, an die glänzende Waffenthat irgend eines Familiengliedes.

Der Verlust dieser Waffen verschiedener Art wäre für die Besitzer ein sehr schmerzlicher gewesen, und sie suchten sich daher so viel als möglich gegen denselben zu schützen.

Sorgfältig wurden von Vielen die kostbaren Waffen in fest verwahrten Kisten verpackt und mit der genauen Adresse der Einsender, so wie mit Bezeichnung des Inhalts versehen.

Vergebliches Bemühen!

„Die gezählten Schafe frißt der Wolf auch!" sagt ein volksthümliches sehr bekanntes Sprichwort.

Diesem analog fanden nach dem Friedensschlusse, als die Waffen der Bürgerschaft aus dem Zeughause wieder abgeholt werden durften, einige der Eigenthümer zwar ihre Kisten vor, aber erbrochen und des Inhaltes entledigt!

Sollte etwa die genaue Bezeichnung desselben Liebhaber angelockt, und dadurch die theuersten und seltensten Waffen den Besitzer, wenn auch freilich nicht den Eigenthümer, gewechselt haben?

Wir vermögen darüber keine Auskunft zu geben, erinnern uns aber, gelesen zu haben, daß die erhobenen Reclamationen unter dem

Vorwande zurückgewiesen wurden: „Waffen sind nach allgemeinem Kriegsgebrauche verfallenes Gut!“

Also wurden in Prag die Privat-Waffen eben so wenig als Privat-Eigenthum betrachtet, wie in Trautenau die Kasse der Gabersdorfer Flachsgarn-Actienspinnerei!! — —

Durch Alles das, was wir bisher erzählten, hatten sich die Preußen, — wir wollen nicht sagen, die preußische Regierung, sondern nur einzelne preußische Militärs höheren oder niederen Grades — Angriffe auf das Privateigenthum der Bewohner des eroberten Landes zu Schulden kommen lassen; sie hatten sogar das Leben friedlicher Bürger bedroht, — aber nach der Besetzung von Prag war es die preußische Regierung selbst, welche noch Aergeres that, indem sie Angriffe auf das Gewissen, auf die Ehrenhaftigkeit, auf die Treue und Vaterlandsliebe eines ganzen Landes machte, so — wie wir es weiter oben aussprachen — dem mit Recht verrufenen Grundsatze huldigend:

„Der Zweck heiligt die Mittel!“

Es war am Abend des 10. Juli, als in Prag eben so, wie an demselben Tage in Wien, ein Bürger in sichtlicher Aufregung in ein Gasthaus trat, ein Papier in der Hand haltend.

„Etwas Neues?“ fragte einer der zahlreich versammelten Gäste, unter denen sich zufällig nicht ein einziger preußischer Militär befand.

„Allerdings!“ entgegnete der Gefragte, „und zwar etwas sehr Erbauliches!“

„Was ist es denn?“ riefen mehrere Stimmen. „Sie scheinen ja ganz erhitzt zu sein! — Ist es denn etwas so Fürchterliches?“

„Im Gegentheil!“ sagte der Bürger, den man an seiner Aussprache für einen Deutschböhmen halten mußte. „Sie klingt sogar recht freundlich, diese Proclamation, aber dennoch fühle ich mich empört darüber, und ich glaube, es wird hier Allen so gehen, mögen sie nun Deutsche oder Czechen sein.“

„Unsern Streit wollen wir nach dem Frieden ausmachen,“ rief einer der Gäste, der den Czechen nicht verleugnen konnte. — „Für jetzt, und den Feinden unseres Vaterlandes gegenüber, sind wir alle nur Böhmen.“

„Ja, hier in Prag, und im ganzen Lande, gibt es jetzt nur Böhmen!“ riefen beifällig mehrere Stimmen. Czechen und Deutsche gehen Hand in Hand unter Oesterreichs Fahnen, gegen die Preußen!“

„Die Proclamation! Lassen Sie die Proclamation hören!“ ertönte es jetzt ungeduldig von allen Seiten.

Unter Anfangs lautloser Stille las der Besitzer des wichtigen Actenstückes:

„An die Einwohner des glorreichen Königreiches Böhmen.“

„Ei sieh doch!“ rief Einer spöttisch. „Die Herren Preußen machen den Anfang damit, uns zu schmeicheln! — Da wollen sie uns gewiß zu irgend etwas benutzen, und wir werden daher gut thun, uns vorzusehen, daß wir uns auf dieser Leimruthe nicht fangen lassen!“

„Still doch!“ brummten Einige. „Wir wollen die Proclamation hören!“

Der Vorleser fuhr fort:

„In Folge des gegen unsere Wünsche vom Kaiser von Oesterreich herbeigeführten Krieges —“

„Hohngelächter der Hölle!“ unterbrach den Lesenden eine wahre Stentorstimme, und ein breitschulteriger Mann von riesigem Körperbau stand auf, um sich noch bemerkbarer zu machen, als dies durch die Kraft seiner Lungen ohnehin schon geschehen war. „Das ist offenbar ein Druckfehler, denn es müßte, wenn die Proclamation aufrichtig die Wahrheit spräche, eigentlich heißen: „In Folge des zur Erfüllung unserer glühendsten und im Stillen seit Jahren genährten Wünsche endlich vom Kaiser von Oesterreich herbeigeführten Krieges.“

„Wissen Sie das so gewiß?“ fragte spöttisch ein junger Mann, der wahrscheinlich preußische Sympathien hegte.

„Ja, ich weiß es ganz gewiß!“ entgegnete der Riese, indem er mit verächtlichen Blicken den kleinen, schmächtig gebauten Widersacher maß. „Ich weiß es ganz gewiß, denn bevor der Krieg zum Ausbruche kam, bin ich beinahe ein ganzes Jahr in Preußen herumgereist und überall war nur von dem bevorstehenden Kriege gegen Oesterreich die Rede. — Die Offiziere sprachen laut und öffentlich davon, wie von einer abgemachten Sache und ließen als Vorbereitung ihre Säbel schleifen, deren Schärfe sie einstweilen hier und da an den friedlichen Bürgern ihres eigenen Landes prüften; — die Bürger flüsterten sich die Kriegsgerüchte ängstlich in die Ohren, — und die Landwehrleute nahmen das Maul gewaltig voll und fluchten darauf, sie würden sich nicht für eine Laune Bismark's tödten oder gar zu

Krüppeln schießen lassen, sondern den Dienst verweigern, wenn der Zweck des Krieges nicht mit ihren Ansichten übereinstimmte!"

„Haben Sie das Alles wirklich in Preußen gehört? — Sprach die Landwehr wirklich so?"

„Ich will nicht gesund sein, wenn es nicht wahr ist!" betheuerte der Mann. „Aber es war nichts als preußische Großsprecherei; denn wie wir Alle gehört haben, hat die Landwehr sich eben so gut geschlagen, wie die Linie; nur beträgt sie sich gewöhnlich im Quartier anständiger, denn die Leute sind meistens Familienväter und wissen daher, wie es thut, einen fremden Herrn im Hause zu haben."

Nach einer kurzen Pause fuhr der Mann fort:

„Es ist mir unbegreiflich, daß unsere Regierung keine Kenntniß von dem erhalten hat, was in ganz Preußen ein allgemeines öffentliches Geheimniß war."

Der Mann hatte sich trotz seiner kräftigen Lunge außer Athem gesprochen; seine Brust that daher jetzt einen tiefen Zug; darauf sagte er:

„Nun wollen wir aber die schöne Proclamation weiter hören!"

Der Vorleser hielt es indeß für gerathen, die wenigen Eingangsworte, nach denen er unterbrochen worden war, des besseren Verständnisses wegen nochmals zu lesen, und er fuhr darauf, unter einzelnen Ausrufungen und öfterem allgemeinen Brummen des Mißvergnügens, aber ohne wesentliche Störung, bis zu Ende fort:

„In Folge des gegen unsere Wünsche vom Kaiser von Oesterreich herbeigeführten Krieges betreten wir nicht als Feinde und Eroberer, sondern mit voller Achtung für Eure historischen und nationalen Rechte Euren heimatlichen Boden.

„Nicht Krieg und Verheerung, sondern Schonung und Freundschaft bieten wir allen Einwohnern, ohne Unterschied des Standes, der Confession und Nationalität.

„Lasset Euch von unseren Gegnern und Verleumdern nicht einflüstern, daß wir aus Eroberungssucht diesen jetzigen Krieg hervorgerufen! Oesterreich hat uns zum Kampfe gezwungen, indem es mit den deutschen Regierungen uns überfallen wollte; aber nichts liegt uns ferner, als die Absicht, Euren gerechten Wünschen nach Selbstständigkeit und freier nationaler Entwicklung entgegenzutreten.

„Eingedenk der vielen, fast unerschwinglichen Opfer, welche Euch zur Vorbereitung für den jetzigen Krieg die kaiserliche Regierung be-

reits abverlangte, sind wir weit entfernt, Euch weitere Lasten aufzuerlegen und verlangen wir von Niemanden, daß er gegen seine Ueberzeugung handle; namentlich werden wir Eure heilige Religion ehren und achten, doch können wir offenen Widerstand nicht dulden, und namentlich müssen wir hinterlistigen Verrath strenge strafen.

„Wenn Ihr uns freundlich entgegenkommt, werdet Ihr uns nur als Freunde und nicht als Feinde kennen lernen.

„Namentlich handelt Ihr thöricht, wenn Ihr aus Euren Wohnungen flieht, und dieselben der Zerstörung preisgebt. Ihr thut besser, wenn Ihr die Soldaten freundlich erwartet, und mit Ihnen friedlich wegen der Lebensmittel unterhandelt, welche durchaus nothwendig sind.

„Die Militärbefehlshaber werden dann von Euch nichts mehr verlangen, als was durchaus nöthig ist, und Ener Eigenthum schützen, welches Ihr durch die Flucht dem Raube und der Plünderung preisgebt.

„Das Uebrige überlassen wir mit voller Zuversicht dem Gott der Heerschaaren! Sollte unsere gerechte Sache obsiegen, dann dürfte sich auch den Böhmen und Mährern der Augenblick darbieten, in dem sie ihre nationalen Wünsche gleich den Ungarn verwirklichen können.

„Möge dann ein günstiger Stern ihr Glück auf immerdar begründen."

„Das preußische Obercommando."

Als diese Proclamation, die unbedingt nur mit dem Vorwissen und der vollsten Zustimmung der preußischen Regierung erlassen sein konnte, zu Ende gelesen war, entstand eine kurze Pause der tiefsten Stille, hervorgerufen durch das Staunen und den Unwillen, den das wichtige Actenstück hervorgerufen hatte.

Ganz besonders aber waren es die letzten, gesperrt gedruckten Worte, welche den Böhmen, den Czechen sowohl, wie den Deutschen, viel zu denken gaben.

Was sollte es heißen, wenn das preußische Obercommando (lag dieses räthselhaft bezeichnete Obercommando nicht in der Hand des Königs selbst?) mit prunkhaften Worten sagte; im Fall seines Sieges:

„Dürfte sich auch den Böhmen und Mährern der Augenblick darbieten, in dem sie ihre nationalen Wünsche gleich den Ungarn verwirklichen könnten."

Wollte das Obercommando damit andeuten, daß es als Sieger diese nationalen Wünsche selbst befriedigen würde?

Das hätte doch offenbar die Versicherung Lügen gestraft, Preußen beabsichtige durchaus keine Eroberung.

Sollte damit ausgesprochen werden, daß Preußen die Erfüllung dieser nationalen Wünsche der österreichischen Regierung als Friedensbedingung dictiren würde?

Eine solche uneigennützige Selbstverleugnung ließ sich wohl schwerlich annehmen, sondern viel eher, daß es bei dem Frieden, wenn es siegreich bliebe, zunächst und vor allen Dingen an sich selbst und seinen eigenen Vortheil denken würde, nicht aber an die Beglückung einzelner Stämme des besiegten Feindes!

Czechen und Deutsche kamen daher nach einem ziemlich lebhaften Austausch ihrer Ansichten und Gefühle darin überein, daß diese Worte nichts wären, als ein hingeworfener Köder, durch den die Bevölkerung Böhmens und Mährens in ihren Sympathien für das Kaiserhaus und das gemeinsame Vaterland erschüttert, und dem Feinde desselben geneigt gemacht werden sollte.

Besonders heftig trat der Mann mit der Stentorstimme gegen die Hindeutung von der Erreichung der nationalen Wünsche Böhmens und Ungarns auf, die er geradezu eine perfide Vieldeutigkeit nannte.

„Ihr müßtet nur wissen," rief er, „wie wenig dieser Graf Bismark in dem eigenen Lande es sich angelegen sein läßt, die Wünsche der Nation zu erfüllen! Und wir sollten den Versprechungen des Mannes Glauben und Vertrauen schenken, der keine Scheu getragen hat, laut und öffentlich zu erklären, daß das Recht in seinen Augen keine Geltung hat, sondern daß die Gewalt ihm höher steht? — Gelänge es ihm aber, in Böhmen, gestützt auf die Macht der Bajonette und die Wirkung der Zündnadelgewehre, für die Dauer die Gewalt zu erringen, so würdet Ihr sehen, daß er das, was er jetzt als unser Recht in Beziehung nationaler Wünsche betrachtet, hohnlachend unter die Füße träte. Ich sage daher:

„Fort mit jedem Freundschaftsanerbieten Preußens, denn ehrlich ist es auf keinen Fall gemeint. — Fügen wir uns in das Unvermeidliche! Vermeiden wir Alles, was den Uebermuth der Sieger reizen könnte, aber halten wir fest zu unserem Kaiserhause und erwarten wir von ihm, nicht aber von einem Bismark, die Erfüllung unserer gerechten nationalen Wünsche."

„Recht so!" rief ein Anderer. „Zum Treubruch soll diese Proclamation, wie es offenbar ihre Absicht ist, uns nicht verleiten!"

Die Discussion über diesen Gegenstand würde wahrscheinlich noch lange fortgesetzt worden sein, hätte nicht der Eintritt mehrerer preußischer Soldaten sie plötzlich unterbrochen.

Durch die fremden Uniformen wurde natürlich jeder freie Meinungsaustausch gehemmt, und nach und nach räumten die Prager Bürger denselben das Feld.

Auch wir wollen jetzt die Hauptstadt Böhmens verlassen und uns zu einem stillen Winkel des Landes wenden, der von den Stürmen des Krieges unberührt geblieben war, dessen ungeachtet aber geeignet ist, unser Interesse in Anspruch zu nehmen.

Margarethe Braunthal, die wir lange aus dem Auge verloren haben, verließen wir, als sie mit dem preußischen Offizier, der bei der Rettung Meisters verwundet worden war, die er selbst durch sein Zögern bei der ihm aufgetragenen Execution ermöglicht hatte, auf der Reise nach Louisenthal zu ihrer Tante begriffen war.

Sie hatte ihm die sorgfältigste Pflege seiner Wunde versprochen und redlich Wort gehalten, denn schneller, als es bei der aufmerksamsten Behandlung im Spitale möglich gewesen wäre, ging der Lieutenant Webersheim — das war der Name des Preußen — seiner Genesung entgegen.

Beinahe aber bereute Margarethe die wirklich liebevolle Pflege, die sie dem Verwundeten gewidmet hatte, denn so zurückhaltend und sogar schüchtern er anfangs gewesen war, zeigte er ihr doch bald unverkennbar, daß sie einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hätte, und dann versuchte er es, seiner Neigung zu ihr auch Worte zu geben.

Zuerst that Margarethe, wie Mädchen dies so gut zu thun wissen, als verstände sie ihn nicht; daß dies aber nicht der Fall war, erkannte Lieutenant Webersheim nur zu deutlich daraus, daß sie sich alle Mühe gab, ein Alleinsein mit ihm eben so zu vermeiden, wie er danach trachtete, es herbeizuführen.

Längere Zeit gelang ihm dies nicht, endlich aber überraschte er sie eines Tages dennoch, wie eben ihre Tante sie verlassen hatte, und sie im Begriffe stand, auf ihr eigenes Zimmer zu gehen.

Schnell entschlossen benutzte er den ihm günstig scheinenden Moment, ergriff ihre Hand und sagte mit feurigen Ton und Blick:

„Margarethe, Sie müssen es bemerkt haben —"

Weiter ließ sie ihn nicht reden.

Rasch entzog sie ihm ihre Hand und sagte mit scheinbarer Ruhe, obgleich sie ihre Aufregung nur mühsam verbergen konnte:

„Herr Lieutenant, ich bin mir nicht bewußt, Sie zu einem so vertraulichen Tone berechtigt zu haben.“

Im ersten Augenblicke war der Lieutenant Webersheim über das Benehmen Margarethens eben so überrascht, wie erschrocken, schnell aber faßte er sich, und indem er ihre Hand abermals zu ergreifen versuchte, sagte er hastig:

„Ach, Margarethe, Sie stellen sich nur so kalt, denn während Sie mich so treulich pflegten, las ich in Ihren Augen oft so deutlich, daß ich mich darüber unmöglich täuschen konnte, daß Sie wärmere Gefühle für mich hegen.“

„Was Sie in meinen Augen gelesen haben,“ entgegnete sie mit vor Aufregung bebender Stimme, „war Mitleid mit dem Leidenden, gesteigert durch das Bewußtsein, daß ich die Urheberin Ihrer Verwundung sei und gepaart mit dem Gefühle der Dankbarkeit dafür, daß ich Ihrem großmüthigen Zögern die Erhaltung und dadurch die Befreiung meines Verlobten schuldete!“

Margarethe hatte dies mit ruhiger Würde gesprochen, dabei aber doch auch mit so sichtlicher Aufregung, daß Webersheim sich nicht klar darüber wurde, ob ihre Worte ihr wirklich Ernst seien, oder ob sie ihr nur vom dem Gefühle der Pflicht eingegeben wurden, welche, wenn auch mühsam, gegen ihre Neigung zu ihm ankämpfte.

Was der Mensch wünscht oder hofft, das glaubt er nur allzuleicht und so suchte sich der Lieutenant zu überreden, daß es ihm wirklich gelungen sei, die Liebe Margarethens zu gewinnen, und daß es daher nur eines entschlossenen Angriffes von seiner Seite bedürfen würde, um den Nebenbuhler, trotz seiner erworbenen Rechte, aus dem Herzen des Mädchens zu verdrängen.

„Margarethe,“ rief er daher mit glühendem und unüberlegtem Ungestüm, „ich kann es unmöglich glauben, daß Ihr Herz an einem Menschen hängt, der an Rang und Bildung so tief unter Ihnen steht! — Wie dieß Verhältniß sich angesponnen hat, ist mir unbegreiflich; aber ich —“

„Wenn es Ihnen unbegreiflich ist, wie können Sie sich dann erlauben, ein Urtheil darüber zu fällen?“ unterbrach Margarethe ihn

„Recht so!“ rief ein Anderer. „Zum Treubruch soll diese Proclamation, wie es offenbar ihre Absicht ist, uns nicht verleiten!“

Die Discussion über diesen Gegenstand würde wahrscheinlich noch lange fortgesetzt worden sein, hätte nicht der Eintritt mehrerer preußischer Soldaten sie plötzlich unterbrochen.

Durch die fremden Uniformen wurde natürlich jeder freie Meinungsaustausch gehemmt, und nach und nach räumten die Prager Bürger denselben das Feld.

Auch wir wollen jetzt die Hauptstadt Böhmens verlassen und uns zu einem stillen Winkel des Landes wenden, der von den Stürmen des Krieges unberührt geblieben war, dessen ungeachtet aber geeignet ist, unser Interesse in Anspruch zu nehmen.

Margarethe Braunthal, die wir lange aus dem Auge verloren haben, verließen wir, als sie mit dem preußischen Offizier, der bei der Rettung Meisters verwundet worden war, die er selbst durch sein Zögern bei der ihm aufgetragenen Execution ermöglicht hatte, auf der Reise nach Louisenthal zu ihrer Tante begriffen war.

Sie hatte ihm die sorgfältigste Pflege seiner Wunde versprochen und redlich Wort gehalten, denn schneller, als es bei der aufmerksamsten Behandlung im Spitale möglich gewesen wäre, ging der Lieutenant Webersheim — das war der Name des Preußen — seiner Genesung entgegen.

Beinahe aber bereute Margarethe die wirklich liebevolle Pflege, die sie dem Verwundeten gewidmet hatte, denn so zurückhaltend und sogar schüchtern er anfangs gewesen war, zeigte er ihr doch bald unverkennbar, daß sie einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hätte, und dann versuchte er es, seiner Neigung zu ihr auch Worte zu geben.

Zuerst that Margarethe, wie Mädchen dies so gut zu thun wissen, als verstände sie ihn nicht; daß dies aber nicht der Fall war, erkannte Lieutenant Webersheim nur zu deutlich daraus, daß sie sich alle Mühe gab, ein Alleinsein mit ihm eben so zu vermeiden, wie er danach trachtete, es herbeizuführen.

Längere Zeit gelang ihm dies nicht, endlich aber überraschte er sie eines Tages dennoch, wie eben ihre Tante sie verlassen hatte, und sie im Begriffe stand, auf ihr eigenes Zimmer zu gehen.

Schnell entschlossen benutzte er den ihm günstig scheinenden Moment, ergriff ihre Hand und sagte mit feurigen Ton und Blick:

„Margarethe, Sie müssen es bemerkt haben —“

Weiter ließ sie ihn nicht reden.

Rasch entzog sie ihm ihre Hand und sagte mit scheinbarer Ruhe, obgleich sie ihre Aufregung nur mühsam verbergen konnte:

„Herr Lieutenant, ich bin mir nicht bewußt, Sie zu einem so vertraulichen Tone berechtigt zu haben.“

Im ersten Augenblicke war der Lieutenant Webersheim über das Benehmen Margarethens eben so überrascht, wie erschrocken, schnell aber faßte er sich, und indem er ihre Hand abermals zu ergreifen versuchte, sagte er hastig:

„Ach, Margarethe, Sie stellen sich nur so kalt, denn während Sie mich so treulich pflegten, las ich in Ihren Augen oft so deutlich, daß ich mich darüber unmöglich täuschen konnte, daß Sie wärmere Gefühle für mich hegen.“

„Was Sie in meinen Augen gelesen haben,“ entgegnete sie mit vor Aufregung bebender Stimme, „war Mitleid mit dem Leidenden, gesteigert durch das Bewußtsein, daß ich die Urheberin Ihrer Verwundung sei und gepaart mit dem Gefühle der Dankbarkeit dafür, daß ich Ihrem großmüthigen Zögern die Erhaltung und dadurch die Befreiung meines Verlobten schuldete!“

Margarethe hatte dies mit ruhiger Würde gesprochen, dabei aber doch auch mit so sichtlicher Aufregung, daß Webersheim sich nicht klar darüber wurde, ob ihre Worte ihr wirklich Ernst seien, oder ob sie ihr nur vom dem Gefühle der Pflicht eingegeben wurden, welche, wenn auch mühsam, gegen ihre Neigung zu ihm ankämpfte.

Was der Mensch wünscht oder hofft, das glaubt er nur allzuleicht und so suchte sich der Lieutenant zu überreden, daß es ihm wirklich gelungen sei, die Liebe Margarethens zu gewinnen, und daß es daher nur eines entschlossenen Angriffes von seiner Seite bedürfen würde, um den Nebenbuhler, trotz seiner erworbenen Rechte, aus dem Herzen des Mädchens zu verdrängen.

„Margarethe,“ rief er daher mit glühendem und unüberlegtem Ungestüm, „ich kann es unmöglich glauben, daß Ihr Herz an einem Menschen hängt, der an Rang und Bildung so tief unter Ihnen steht! — Wie dieß Verhältniß sich angesponnen hat, ist mir unbegreiflich; aber ich —“

„Wenn es Ihnen unbegreiflich ist, wie können Sie sich dann erlauben, ein Urtheil darüber zu fällen?“ unterbrach Margarethe ihn

heftig. „Ich muß Sie alles Ernstes bitten, entweder dies Gespräch abzubrechen, oder mich augenblicklich zu verlassen!"

Webersheim achtete indeß nicht auf ihre Worte; er beharrte bei dem Wahne, Margarethe wollte zu dem, was sie im Grunde ihres Herzens wünschte, gezwungen werden, um sich ihren verlängerten Widerstand als Verdienst anrechnen zu können.

Er sagte daher:

„Margarethe, ich meine es auf Ehre redlich mit Ihnen und zum Beweise biete ich Ihnen meine Hand und mit dieser eine sorgenfreie Existenz, denn ich bin Lieutenant nur während des Krieges, im Frieden aber Kaufmann. Mein Geschäft ist in Flor und ich bedarf nur einer sorgsamen Hausfrau, um es noch mehr zu heben. — Geben Sie endlich Ihr Sträuben auf, das Ihnen doch nicht aus dem Herzen kömmt — und willigen Sie ein, diese Hausfrau zu werden!"

Margarethe hatte den Lieutenant während dieser feurigen Liebeserklärung fest angesehen, aber mit einem Ausdrucke, der seine Hoffnung vernichtet haben würde, wäre er mit sich selbst nicht zu sehr beschäftigt oder von seinem Wahne zu sehr befangen gewesen, um ihre Mienen richtig zu deuten.

Als er schwieg sagte sie mit eisig kaltem Tone:

„Ich habe Sie nur deshalb ruhig ausreden lassen, Herr Lieutenant Webersheim, um mich zu überzeugen, wie tief ich in Ihrer Achtung stehe!"

„Sie! Tief in meiner Achtung stehen?" rief er mit sichtlichem Schreck.

„Gewiß!" sagte Margarethe. „Sie kennen mein Verhältniß zu einem andern Manne und werben dennoch ohne Scheu um meine Liebe und das muß ich als eine Beleidigung betrachten, als eine Beschimpfung sogar, denn Sie sprechen es dadurch deutlich aus, daß Sie mich für fähig halten, die Treue zu brechen, die ich meinem Verlobten geschworen habe!"

Webersheim fühlte das Treffende dieser Beschuldigung und er senkte unter dem Gewichte derselben stumm den Kopf.

Margarethe fuhr fort:

„Wenn es Ihnen nun gelänge, mich zu überreden, welches Vertrauen könnten Sie dann hegen, daß ich künftig die Treue Ihnen besser bewahren würde, als ich sie meinem ersten Bräutigam bewahrte? Sie müßten mich daher mit beständigem Mißtrauen betrachten, und indem ich Ihre Bitte bewilligte, verscherzte ich zugleich Ihre Achtung!"

„Margarethe," rief der Lieutenant, dem die Richtigkeit von den Schlußfolgerungen des Mädchens einzuleuchten schien, das ihm in dem Feuer ihres Enthusiasmus in bezaubernder Schönheit erglänzte, „ich schwöre Ihnen, daß nie der geringste Vorwurf —"

„Genug des nutzlosen Geschwätzes!" sagte sie, indem sie ihm in das Wort fiel. — „Nur noch Eines!" fuhr sie dann fort, indem sie aus dem Busen ein Wiener Zeitungsblatt zog, das sich Gott weiß wie zu ihr durchgeschmuggelt hatte. „Sie haben sich erlaubt, obgleich Sie nicht Gelegenheit hatten, über die Bildung meines Verlobten zu urtheilen, mehrmals darauf anzuspielen, es auch sogar geradezu auszusprechen, daß er tief unter mir stehe. So erfahren Sie denn, daß ich vielmehr alle Ursache habe, auf ihn stolz zu sein, und daß er über Ihrem jetzigen Range steht und auch an Bildung gewiß nicht unter Ihnen."

Nach diesen Worten entfaltete sie das Zeitungsblatt und las:

„Dem Lieutenant Meister von dem Regiment Hoch- und Deutschmeister, Nr. 4, dem als Feldwebel wegen wiederholter Beweise des Muthes, zuerst die silberne und dann die goldene Tapferkeitsmedaille verliehen wurde, und den der Feldzeugmeister Ritter von Benedek auf dem Schlachtfelde zur Belohnung für die Rettung der Bataillons-Fahne zum Lieutenant ernannte, ist auf Verwendung Sr. k. Hoheit des Herrn Erzherzog Wilhelm, der Charakter als Oberlieutenant verliehen worden."

„Schade," höhnte der Lieutenant Webersheim, „daß der Herr Feldzeugmeister Benedek oder die Verwendung des Erzherzogs Wilhelm dem ehemaligen Unteroffizier nicht auch Kenntnisse und Bildung verleihen können!"

Margarethe strafte ihn für diese Bemerkung durch einen Blick der größten Geringschätzung. Dann sagte sie kalt und trocken:

„Wenn Sie meinen Verlobten auch in der Uniform eines Unteroffiziers sahen, so fehlt es ihm dennoch weder an Kenntnissen, noch an Bildung; vielmehr ist er kenntnißreich und ein ausgezeichneter Künstler!"

Der Lieutenant Webersheim wurde durch dieses Lob seines vorgezogenen Nebenbuhlers sichtlich überrascht und zugleich sehr unangenehm berührt; gleichwohl aber hielt er sich noch immer nicht für geschlagen, vielmehr rief er, sobald Margarethe schwieg:

„Theures Mädchen, lassen Sie sich zuschwören —!"

„Kein Wort weiter!" unterbrach ihn Margarethe heftig.

„Ich habe Sie schon zu lange angehört, und da Sie meiner Aufforderung, mich zu verlassen, nicht folgen, muß ich selbst gehen!“

Mit diesen Worten ging sie der Thüre zu, er aber eilte ihr nach, ergriff ihre Hand und rief, wie außer sich:

„Und dennoch müssen Sie mein werden, darauf gebe ich Ihnen diesen Verlobungskuß.“

Er riß sie an sich, umschlang sie mit seinen Armen und drückte der Ueberraschten, ehe sie ihn abzuwehren vermochte, einen Kuß auf den Mund.

Purpurroth vor Zorn stieß Margarethe ihn zurück.

„Sie sind ein Elender und verdienen meine ganze Verachtung!“ rief sie mit bebender Stimme; dann stürmte sie zu der Thür hinaus, die sie heftig hinter sich zuwarf.

Webersheim wagte nicht, ihr zu folgen, aber ihr mit funkelnden Blicken nachsehend, murmelte er mit finsterer Entschlossenheit zwischen den Zähnen:

„Und dennoch sollst Du mein werden, stolzes — herrliches Mädchen. Ich will aus diesem Kriege nicht blos den steifen Arm als Andenken mitnehmen, sondern auch noch eine reiche und reizende Kriegsbeute mit in die Heimat bringen. — In das Unvermeidliche wirst Du Dich dann schon zu finden wissen, Du kleiner, schöner Trotzkopf!“

Nach diesen Worten verließ auch er das Zimmer.

Nachdem er dem Soldaten, der zu seiner persönlichen Bedienung als Offiziersbursche commandirt worden war, einige Befehle ertheilt hatte, suchte er Frau Baumhuber auf, Margarethen's Tante, die ihm, dem Feinde, eine so liebevolle Gastfreundschaft gewährt hatte, wie sie nur einem Krieger des eigenen Heeres hätte zu Theil werden können.

Webersheim gerieth in einige Verlegenheit, als er Margarethe bei ihrer Tante fand und aus der sichtlichen Aufregung der Letzteren erkannte, daß er bereits bei ihr verklagt sein mußte.

Er überwand indeß schnell seine Verlegenheit und sagte mit zuversichtlichem Tone:

„Ich komme, gnädige Frau, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.“

„Womit kann ich dienen?“ fragte die bisher immer so freundliche Frau mit gezwungenem Wesen.

„Ich habe dem Commandanten in Königinhof gemeldet, daß ich genesen, zugleich aber auch, daß mein Arm noch steif sei, und mich

für längere Zeit, vielleicht sogar für immer, dienstuntauglich macht. In Folge dieses doppelten Umstandes bat ich ihn, weitere Instructionen einzuziehen, wohin ich mich begeben sollte. — Heute Morgen erhielt ich die Weisung, mich nach Königinhof zu begeben, um diese Instructionen zu empfangen. — Meine Bitte ist daher, mir gütigst Ihre Equipage zu der Fahrt nach Königinhof zu leihen."

„Mit Vergnügen gewähre ich diesen Wunsch," sagte Frau Baumhuber, und ihre Mienen verriethen deutlich, daß dies nicht leere Worte waren.

Nach einigem Zögern setzte sie hinzu:

„Leider muß ich Ihnen gestehen, Herr Lieutenant, daß es mir lieb wäre, Sie schickten den Wagen leer zurück!"

„Gnädige Frau!" rief Webersheim und er wurde blaß vor Schreck und Aerger, sich so unverholen aus dem Hause gewiesen zu sehen.

Dann richtete er einen Blick des Vorwurfs auf Margarethe.

Diese erkannte die Bedeutung des Blickes, aber weit entfernt, sich zu entschuldigen, sagte sie ernst und strenge:

„Nach dem Benehmen, Herr Lieutenant, welches Sie sich vorhin gegen mich gestatteten, müssen Sie selbst einsehen, daß ich nicht länger unter einem Dache mit Ihnen bleiben kann, und da Sie unserer Pflege nicht mehr bedürfen, indem Sie selbst sagten, daß Sie vollkommen genesen sind —"

„Mein Fräulein," sagte Webersheim mit bitterem Tone, „ersparen Sie sich die Mühe, mich eben so, wie Ihre Frau Tante, aus dem Hause zu weisen. — Ich werde Sie von meiner lästigen Gegenwart befreien, und bitte nur noch um die eine Begünstigung, heute Abend zurückkehren zu dürfen, um meine Sachen zu ordnen, denn jetzt ist mir dazu die Zeit zu kurz. Morgen mit dem frühesten werde ich das mir so theure und ewig unvergeßliche Louisenthal verlassen, ohne Ihnen noch ein Mal in den Weg zu treten. Deshalb gestatten Sie mir, schon jetzt von Ihnen, meine Damen, Abschied zu nehmen, und empfangen Sie meinen innigsten Dank für alle die Liebe und Güte, die Sie mir während meines hiesigen Aufenthaltes erwiesen haben."

Wie hätte Frau Baumhuber, die gutmüthige, freundliche Frau, es nach solchen Worten, die noch dazu mit dem Tone der Innigkeit und Wahrheit gesprochen w[illegible] über das Herz bringen können, dem

Lieutenant Webersheim die Erlaubniß zu verweigern, noch für eine einzige Nacht unter ihr Dach zurückzukehren? Hatte er doch überdies das Versprechen gegeben, jedes weitere Zusammentreffen mit ihr und Margarethe zu vermeiden.

Sie gab gleichwohl nur durch eine stumme Neigung des Kopfes ihre Einwilligung zu verstehen und nach einem wochenlangen, freundschaftlichen und sogar herzlichen Beisammenleben der drei Menschen war der Abschied ein sehr kalter und förmlicher.

Als Margarethe eine Viertelstunde darauf den Wagen ihrer Tante mit ihrem bisherigen Pfleglinge abfahren sah, seufzte sie aus tiefster Brust frei auf.

„Gott sei Dank, daß er fort ist!" sagte sie, zu der Frau Baumhuber sich wendend. „Länger mit ihm unter einem Dache zu bleiben wäre mir unmöglich gewesen; denn bei den heutigen Ausbrüchen seiner Leidenschaft blitzte aus seinen Augen ein so unheimliches Feuer, daß mir wahrhaft davor graute. — Ich fürchte, er wäre zu jeder Gewaltthat fähig, hätten wir länger beisammen leben müssen und ich wäre bei meiner Weigerung beharrt, seinen Liebesanträgen Gehör zu schenken!"

„Ich glaube, Du beurtheilst den armen Menschen zu hart, „sagte begütigend Frau Baumhuber.

Ob sie Recht hatte, oder ob Margarethe den Lieutenant Webersheim richtig beurtheilte, werden wir später erfahren; für jetzt sei nur so viel gesagt, daß Tante und Nichte nach den Aufregungen dieses Tages, noch ehe ihr Gast aus Königinhof zurückgekehrt war, mit dem gegenseitigen Wunsche einer recht guten Nacht schon früh zu Bett gingen.

X.

Das Gefecht bei Kissingen.

Auch die Verbündeten Oesterreichs hatten endlich ihr erstes Blut für die Sache vergossen, welche als eine gemeinschaftliche betrachtet wurde, obgleich der Erfolg hinlänglich bewiesen hat, daß sie dies in der That nicht war, denn wollten oder konnten die Bundes-

truppen mehr nicht thun, als sie wirklich gethan haben, dann hätten sie besser, klüger, jedenfalls aber menschlicher gehandelt, gar nichts zu thun: Sie hätten dadurch das Leben, die Gesundheit und das Eigenthum vieler ihrer Landeskinder erhalten, die bei einer so ganz verfehlten Kriegführung, einer solchen Halbheit, scheinbar etwas thun zu wollen, in Wirklichkeit aber gar nichts zu thun, getödtet, zu Krüppeln geschossen, oder zu Bettlern gemacht wurden!

Die ersten Zusammenstöße der Baiern und Preußen, welche bei rechtzeitiger Unterstützung der Hannoveraner schon viel früher hätten erfolgen müssen, fielen nicht zum Vortheile der Erstern aus, denn aus strategischen Rücksichten, welche in der Kriegsgeschichte der neueren Zeit eine gewisse Berühmtheit, aber freilich sehr zweideutiger Art, erlangt haben, zogen die bedeutend überlegenen Streitkräfte der Baiern sich vor den viel schwächeren Preußen zurück.

Der Anfang dieser Kämpfe wurde zugleich durch ein ominöses Ereigniß bezeichnet, das bisher noch nicht vollständig aufgeklärt ist, keineswegs aber den Ruhm der baierischen Armee erhöht, obgleich viele einzelne Theile derselben auch in diesem traurigen Bruderkriege mit der Tapferkeit fochten, welche keinem deutschen Stamme abgesprochen werden kann, sobald nur — die Führung gut ist.

Wenn wir dieses Ereigniß hier besonders erwähnen, so geschieht es keineswegs, um einen Flecken auf die Ehre der baierischen Armee zu werfen, sondern nur, um zu zeigen, wie verderblich oft für den Einzelnen, wie für das Ganze, ein trauriges Beispiel wirken kann.

Der strategische Rückzug der Baiern, der in Folge von einem eigenthümlichen Zusammentreffen der Umstände an eben dem Tage stattfand, an welchem die österreichische Nordarmee unter Benedek noch in dem gezwungenen Rückzuge nach der Schlacht bei Königgrätz begriffen war, brachte am Abend des 4. Juli das von dem Oberst von Pechmann commandirte 5. Chevauxlegers-Regiment in ein Bivouak, das im Fuldathale eine recht angenehme Nachtruhe zu bieten schien.

Gemüthlich streckten die müden Reiter sich auf dem Rasen nieder und bald sanken sie einem tiefen Schlafe in die Arme.

Was hätte diesen auch beunruhigen können, da die Preußen bei Tann noch zu weit entfernt standen, um während der Nacht das Lager der Baiern zu erreichen? Hatten sie doch keine Flügel an den Schultern, denn bekanntlich gehören sie nicht zu dem geschlechtlosen Geschlecht der Engel.

Dennoch wurden die schlafenden Chevauxlegers mitten in der Nacht durch die Schüsse eines unsichtbaren Feindes aufgeschreckt, von dem es noch heute nicht mit Bestimmtheit erwiesen ist, wer er war, oder von wo er kam, denn gesehen hat ihn keiner der Reiter, die von einem panischen Schrecken ergriffen wurden, in wilder Hast, ohne an Widerstand zu denken, ihre Pferde bestiegen und nach allen vier Weltgegenden auseinandersprengten, wohin sie kamen Furcht und Schrecken verbreitend.

Diese feige Flucht, zum Theil veranlaßt durch den Wahn, es sei bei der plötzlichen Beschießung Verrath im Spiele, erweckte Scham, zugleich aber auch Entmuthigung, in der baierischen Armee; denn als die Reiter wieder zur Besinnung kamen, suchten sie ihr Ausreißen dadurch zu beschönigen, daß sie den Verdacht des Verrathes weiter zu verbreiten bemüht waren.

Dazu kam noch die beinahe zu gleicher Zeit einlaufende Schreckenskunde von der Niederlage der österreichischen Nordarmee bei Königgrätz, und so galt es denn so ziemlich von allem Anfange an für die Bundesarmee nur noch einen Verzweiflungskampf.

Zu gewinnen war nichts mehr, das sahen Baiern, Würtemberg, Baden und die übrigen mit Oesterreich verbündeten Fürsten wohl ein; sie konnten daher durch eine Fortsetzung des Kampfes nur verlieren. Die Aufgabe war deshalb, den Verlust so gering als möglich zu gestalten.

Baden, welches sich ohnehin nur mit Widerstreben dem Kriege gegen Preußen angeschlossen und im Ganzen eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte, zog den Kopf zuerst aus der Schlinge, und wie die Gerüchte gingen, fehlte nicht viel daran, daß es für den Verrath an seinen Bundesgenossen, dessen es öffentlich beschuldigt wurde, von Preußen eine Belohnung durch Zuwachs an Gebiet erhielt.

Ließ sich auch ein treues, aufopferndes Beharren bei der Sache der Bundesgenossen von Baden erwarten?

Hatte doch der Führer der badischen Division des achten Armeecorps, der Prinz Wilhelm von Baden, vor dem Ausbruche des Krieges geradezu erklärt, „ein Ehrenmann kann nicht gegen Preußen kämpfen!“

Zwar mußte der Prinz höchst wahrscheinlich diese Ansicht später geändert haben, sonst würde er nach einer solchen Aeußerung nicht das Commando der zum Kampfe gegen Preußen bestimmten badischen

Division übernommen haben, denn er konnte dazu nicht gezwungen werden.

Dennoch war die Uebernahme dieses Commandos, zumal bei der nahen Verwandtschaft des großherzoglich badischen mit dem königlich preußischen Fürstenhause nicht geeignet, großes Vertrauen zu dem guten Willen des Prinzen Wilhelm von Baden zu erwecken.

Das Mißtrauen gegen ihn war daher vollständig gerechtfertigt, und Prinz Carl von Baiern fühlte sich geneigt, gegen die Ernennung dieses badischen Divisionscommandanten zu protestiren; da er aber nach der Bundeskriegsverfassung dazu kein Recht hatte, unterließ er den Schritt, weil er dessen Nutzlosigkeit voraussehen konnte.

Nur zu bald sollte übrigens der Argwohn gerechtfertigt werden, der gegen den Prinzen Wilhelm entstanden war, denn er störte den ohnehin nicht sehr durchdachten Operationsplan des Bundes-Oberfeldherrn durch ganz entschiedenen Ungehorsam gegen dessen Befehle.

Es war am 6. Juli, als der Prinz Alexander von Hessen, der die hessische Division des 8. Bundescorps commandirte — denn Prinzen mußten ja die Commandeure sein, sonst wären die Sachen schwerlich so gut gegangen, wie der Erfolg es zeigte, — nach dem Rückzuge des nachtheiligen Gefechtes, welches die Baiern bei Kaltennordheim gegen die Preußen bestanden hatten, sein Hauptquartier nach Crainfeld verlegte.

Kaum war der Prinz Alexander in der für ihn bestimmten Wohnung abgestiegen, als ihm gemeldet wurde, daß ein badischer Lieutenant ihn zu sprechen wünschte.

„Führen Sie ihn herein,“ sagte der Prinz zu dem meldenden Adjutanten und unmittelbar darauf trat der Lieutenant ein.

„Was bringen Sie mir?“ fragte Prinz Alexander, indem er ihm einen Schritt entgegen trat.

„Seine Hoheit, Prinz Wilhelm von Baden, läßt melden, daß Eure Hoheit auf dessen Unterstützung in vorkommenden Fällen für den Augenblick und nach den bisher getroffenen Dispositionen, um so weniger rechnen dürfen, da dieselben theils unklar, theils einander widersprechend sind. Der Prinz weiß daher nicht mehr, an was er sich zu halten hat, und hielt es aus diesem Grunde für gerathen, sich mit seiner Division bis hinter Frankfurt zurückzuziehen.“

„Bis hinter Frankfurt?“ rief heftig Prinz Alexander. „Hatte denn der Prinz nicht von dem Oberfeldherrn den Befehl erhalten,

unter allen Umständen vor Frankfurt die ihm angedeutete Aufstellung zu nehmen?"

„Das weiß ich nicht!" entgegnete achselzuckend der badische Lieutenant. „Ich kann nur das sagen, wozu ich beauftragt bin."

Prinz Alexander schwebte, wie seine Miene zu verrathen schien, eine beißende Aeußerung auf der Zunge, ihr Worte zu verleihen wurde er indeß durch den Eintritt eines Adjutanten verhindert.

„Von dem Commandeur des ersten Reiterregiments!" meldete der Adjutant und überreichte dem Prinzen ein Schreiben, welches derselbe hastig öffnete.

Dunkle Röthe überflog bei der Durchlesung desselben sein Gesicht und er richtete über das Papier hinweg zornfunkelnde Blicke auf den badischen Lieutenant, der ihn mit einer gewissen Neugier zu betrachten schien.

„Was meinen Sie zu dem, was mir hier gemeldet wird, Herr Lieutenant?" fragte er dann mit scharfem Tone.

Darauf las er den erhaltenen Bericht vor; er war von dem Commandeur des ersten großherzoglich hessischen Reiterregimentes erstattet, an und für sich aber ohne Wichtigkeit; diese erhielt er erst durch dem beigeschlossenen Bericht, welcher wörtlich lautete:

„Der gehorsamst Unterfertigte erfuhr in Miltenberg von seinem Quartierträger, dem königlich bairischen Notar Kraft, daß einer der zwei zuvor bei demselben einquartierten großherzoglich badischen Offiziere vom Stabe Seiner Hoheit des Prinzen Wilhelm von Baden die Aeußerung gethan habe: „So lange die Badenser in Miltenberg seien, brauchten die Bürger keine Angst zu haben, daß es in der Stadt zu einem Gefecht komme; denn sie thäten den Preußen nichts und die Preußen thäten ihnen auch nichts."

„Der Notar Kraft nannte dem gehorsamst Unterzeichneten den Namen des badischen Offiziers, derselbe ist ihm aber entfallen.

„Zimmermann,
„Lieutenant der 3. Schwadron des ersten großherzoglich hessischen
„Reiterregiments."

Als der Prinz den Bericht zu Ende gelesen hatte, sah er den badischen Lieutenant forschend an, als erwartete er die von demselben verlangte Meinungsäußerung.

Der Lieutenant schwieg jedoch, denn er schien um eine Antwort verlegen zu sein.

„Nun, was meinen Sie dazu, frage ich Sie nochmals?“ sagte Prinz Alexander mit aufsteigender Heftigkeit.

Mit bewunderungswürdiger, zugleich aber auch staunenerregender Aufrichtigkeit und Unbefangenheit entgegnete darauf der Lieutenant:

„Das ist schon möglich, denn ich kann nicht leugnen, daß zwischen den preußischen Truppen und den unsrigen durchaus keine feindliche Stimmung herrscht!“

„Nicht?“ sagte ironisch Prinz Alexander. „Und woraus vermuthen Sie das?“ fragte nicht ohne Spannung der Prinz.

„Ich vermuthe es nicht nur, sondern ich habe Beweise dafür,“ sagte der Lieutenant.

„Würden Sie vielleicht die Güte haben, mir diese mitzutheilen?“ fragte mit wachsender Aufregung Prinz Alexander.

„Weßhalb nicht?“ lautete die wahrhaft naive Antwort. „Die Sache ist bei unserer Division kein Geheimniß, und Jedermann ist frohen Muthes in der Ueberzeugung, keine Bekanntschaft mit den Spitzkugeln der Zündnadelgewehre zu machen, die von den Oesterreichern so sehr gefürchtet werden.“

„Wirklich?“ fragte ironisch der Prinz, der seinen Unwillen über das, was er hörte, kaum noch zu unterdrücken vermochte. „Und die Beweise, von denen Sie sprachen?“

Allem Anscheine nach ohne eine Ahnung von der Tragweite seiner Worte zu haben, entgegnete der Lieutenant:

„Einer unserer Dragoner, den ich selbst gesprochen habe, und der die Sache mit der lebhaftesten Freude und Dankbarkeit erzählte, war verspätet in Wetzlar zurückgeblieben. Er erschrak daher nicht wenig, als in das Gasthauszimmer, in welchem er sich eben den Abschiedstrunk reichen ließ, plötzlich drei preußische Gendarmen eintraten.

„Er hielt sich für verloren, oder glaubte wenigstens, gefangen genommen zu werden; aber als die Gendarmen ihn erblickten, ging einer derselben auf ihn zu und fragte ihn freundlich:

„Bist Du nicht ein Badenser?“

„Ja,“ stammelte, noch immer ängstlich, der Dragoner.

„Nun, dann fürchte Dich nicht!“ sagte lachend der Gendarm, „sondern setze Dich zu uns und laß uns auf gute Kameradschaft miteinander anstoßen!“

unter allen Umständen vor Frankfurt die ihm angedeutete Aufstellung zu nehmen?"

„Das weiß ich nicht!" entgegnete achselzuckend der badische Lieutenant. „Ich kann nur das sagen, wozu ich beauftragt bin."

Prinz Alexander schwebte, wie seine Miene zu verrathen schien, eine beißende Aeußerung auf der Zunge, ihr Worte zu verleihen wurde er indeß durch den Eintritt eines Adjutanten verhindert.

„Von dem Commandeur des ersten Reiterregiments!" meldete der Adjutant und überreichte dem Prinzen ein Schreiben, welches derselbe hastig öffnete.

Dunkle Röthe überflog bei der Durchlesung desselben sein Gesicht und er richtete über das Papier hinweg zornfunkelnde Blicke auf den badischen Lieutenant, der ihn mit einer gewissen Neugier zu betrachten schien.

„Was meinen Sie zu dem, was mir hier gemeldet wird, Herr Lieutenant?" fragte er dann mit scharfem Tone.

Darauf las er den erhaltenen Bericht vor; er war von dem Commandeur des ersten großherzoglich hessischen Reiterregimentes erstattet, an und für sich aber ohne Wichtigkeit; diese erhielt er erst durch dem beigeschlossenen Bericht, welcher wörtlich lautete:

„Der gehorsamst Unterfertigte erfuhr in Miltenberg von seinem Quartierträger, dem königlich bairischen Notar Kraft, daß einer der zwei zuvor bei demselben einquartierten großherzoglich badischen Offiziere vom Stabe Seiner Hoheit des Prinzen Wilhelm von Baden die Aeußerung gethan habe: „So lange die Badenser in Miltenberg seien, brauchten die Bürger keine Angst zu haben, daß es in der Stadt zu einem Gefecht komme; denn sie thäten den Preußen nichts und die Preußen thäten ihnen auch nichts."

„Der Notar Kraft nannte dem gehorsamst Unterzeichneten den Namen des badischen Offiziers, derselbe ist ihm aber entfallen.

„Zimmermann,

„Lieutenant der 3. Schwadron des ersten großherzoglich hessischen „Reiterregiments."

Als der Prinz den Bericht zu Ende gelesen hatte, sah er den badischen Lieutenant forschend an, als erwartete er die von demselben verlangte Meinungsäußerung.

ſtanden und daher etwas ganz Appartes, natürlich alſo
s" zu enthalten ſchienen, ſtürzten ſie darauf zu, riſſen
ab, und thaten einige kräftige Züge.
terlich war die Wirkung des Getränkes, und wer die
obachten können, welche die Trinker ſchnitten, würde
riſſen worden ſein, ſo entſetzlich ſahen ſie aus.
ird ſich darüber wundern, wenn wir ſagen, daß es
was die Flaſchen enthielten!
nig ſtürzten die armen Menſchen aus dem Keller,
ſuchend, um den fürchterlichen Geſchmack los zu

glücklich, in unmittelbarer Nähe zu finden, was
zwei mächtig ſprudelnde Quellen, die mit ſtatt-
waren. Mit gieriger Haſt ſtürzten Einige zu
die Anderen zu dem zweiten, nicht weit davon

en ſie den kühlenden und erquickenden Trunk
an dieſem Tage ein eigenes Verhängniß über
; denn kaum hatten ſie ihren brennenden
den abſcheuligen Petroleumgeſchmack beſeitigt,
rzen befallen wurden und die nachtheiligen
ſe genoſſenen Waſſers ſich äußerten, deſſen
wenn es nach ärztlicher Vorſchrift getrun-

mlich aus dem Ragoczy- und dem
nd furchtbar mußten ſie ihre Unmäßig-

r Cameraden ergangen, die ohne alle
von dieſem in den Keller des Kauf-
r mit Weinen aller Art in Fäſſern

nders, als das Petroleum, und ſelbſt
und der Kaufmann Schaller fand
Weine; ſelbſt die geringſten wurden
ahlung ſah es freilich bös aus!
bis zum jüngſten Tage warten

Herrn Schmidt, dem Beſitzer

ein Vorgehen bemäntelt werden, welches die Ehre des badischen Volkes und seiner Armee für immer in dem Falle schwer geschädigt haben würde, wenn es den Preußen beliebt hätte, die geräumten Plätze einzunehmen, und im Rücken unserer hessischen und würtembergischen Cameraden das erste Begegnen der Bundestruppen in eine sichere Niederlage umzuwandeln. Sagen Sie der deutschen Lesewelt, daß die badischen Truppen ihre Waffen nur darum nicht brachen, um die Fäden des schändlichen Verrathes zu durchhauen, womit Bluntschli und sonstige preußische Helfershelfer die Unabhängigkeit des badischen Volksstammes umgarnen. Man könnte uns im Widerspruche zu unseren Neigungen die preußische Livré aufzwingen, man wird aber nie die Kluft zu überbrücken im Stande sein, die uns von den Unterdrückern unserer Volksfreiheit für immer scheidet. — Betonen Sie es insbesondere der Bevölkerung von Frankfurt, deren herzliche Aufnahme uns als Bürgschaft ihrer Sympathien ewig unvergeßlich bleiben wird, daß nicht minder als wir unsere braven und ehrenhaften Offiziere, für welche wir unser Leben gerne in die Schanze schlagen, die Schmach dieses eigenmächtigen Rückzugs tief empfinden, möge es nun das Product der Feigheit oder des politischen Unverstandes sein.

„Einer für Viele des Garde-Grenadier-Regiments.“

Wir wollen es zur Ehre des deutschen Volkes und der Badenser insbesondere gern glauben, daß die ehrenhafte Gesinnung, welche sich in diesem Briefe ausspricht, von der Mehrzahl der badischen Soldaten und Offiziere getheilt wurde, dennoch aber ist es unbestreitbar, daß in den beiden Corps des Bundesheeres eine sehr trübe Stimmung herrschte.

Wohl durften die Generale mit Vertrauen auf ihre Truppen sehen, aber diesen mangelte das gleiche Vertrauen zu ihren Führern, und mit banger Erwartung sahen sie daher die Kriegswolken sich aufthürmen, die sich über dem freundlichen, beliebten Badeorte Kissingen aufthürmten, das dies Jahr freilich nicht so zahlreich besucht war, wie sonst gewöhnlich um diese Zeit.

Hier hatte sich an eben dem Tage, an welchem in Wien der Kaiser von Oesterreich und in Prag das ungenannte preußische Obercommando ihre Proclamationen erließen, an dem 10. Juli, der dazu bestimmt war, in der Geschichte dieses Krieges eine wichtige Rolle zu spielen, und wenn auch weniger in Beziehung auf das Allgemeine, so

doch mit Rücksicht auf einige Personen unserer Geschichte, die Division Zoller concentrirt, jenes tapferen Generals, den der Oberstlieutenant von Wartenburg als den einzigen tüchtigen General der bairischen Armee bezeichnete, und der geschworen hatte, mit seinem Willen nicht lebend aus diesem Kriege heimzukehren, weil er seine Ehre dadurch schwer verletzt fühlte, daß er für seine dringenden Ermahnungen, die Hannoveraner nicht im Stiche zu lassen, mit Arrest bestraft worden war.

General Zoller besetzte mit seiner Division die Hauptübergänge der fränkischen Saale und erhielt zu seiner Unterstützung die Reserve-Cavallerie.

Bei dieser wurde das Gefecht durch eine tragische Katastrophe eingeleitet, welche als ein verhängnißvolles Omen für den Ausgang des Kampfes gelten konnte.

Zu den Regimentern, welche in die Schlachtordnung einrückten, gehörte auch das von dem Obersten von Pechmann commandirte 5. Chevauxlegers-Regiment, welches wenige Tage zuvor von dem panischen Schrecken ergriffen worden war, dessen wir erwähnten.

Als das Regiment, dessen Reihen durch die Ausreißer noch immer stark gelichtet waren, vor den anderen Reitern vorüberdefilirte, hatte es ein wahres Pelotonfeuer höhnischen Gelächters und spöttischer Redensarten auszuhalten.

Dem Oberst von Pechmann, der gesenkten Blickes an der Spitze ritt, und die Grüße einzelner Freunde und Bekannten unerwiedert ließ, entweder weil er sie wirklich nicht bemerkte, oder weil er es in seiner finstern Stimmung nicht wagte, sie zu beachten, entging keine der beißenden Glossen, die über sein Regiment und zuweilen sogar über seine Person gemacht wurden, und bei jedem verletzenden Worte überzog wechselsweise dunkle Röthe und Leichenblässe sein Gesicht.

Er war sichtlich in einer furchtbaren Aufregung und wie von Fieberfrost geschüttelt erbebte, wenn auch kaum bemerkbar, sein ganzer Körper.

Diese Aufregung wuchs fortwährend, denn beinahe jede Minute kamen einzelne oder ganze Trupps der Versprengten geritten, meldeten sich bei ihren Schwadronschefs und rückten ein in Reihe und Glied.

Als einer dieser Trupps endlich von dem Regimente, an dem er vorüber mußte, mit lautem Hohngelächter begleitet wurde, zwischen dem deutlich und vernehmlich die Worte: „Memmen!“ — „Alte Wei-

ber!" — „Ausreißer!" hervortönten, da wurde dem Oberst von Pechmann die Tortur unerträglich, die er bisher ausgestanden hatte.

Er drückte die Sporen seinem Pferde so wüthend in die Weichen, daß es sich laut stöhnend hoch emporbäumte und dann mit wenigen wilden Sätzen mitten vor die Front des Regiments sprengte.

„Cameraden," rief der Oberst von Pechmann mit kräftiger, weithin tönender Stimme, so daß auch die rechts und links aufgestellten Regimenter jedes seiner Worte verstehen konnten:

„Cameraden, löschet in dem Blute der Preußen die Schmach aus, die wir bei Gersfeld auf uns geladen haben; — ich vermag sie nicht länger zu ertragen!"

Noch ehe einer der Offiziere, die in geringer Entfernung von ihm hielten, eine Ahnung seiner Absicht hatte, geschweige denn, ihn daran zu verhindern vermochte, riß er eine Pistole aus dem Holster und mit zerschmettertem Schädel stürzte er aus dem Sattel.

Dieser Auftritt, den wir die Selbst-Richtung eines braven Offiziers nennen möchten, der sich durch einen Augenblick der Muthlosigkeit und des Mangels an Geistesgegenwart hatte überrumpeln lassen, machte einen tief erschütternden Eindruck auf Alle, welche ihn sahen, aber schnell wurde derselbe verwischt, denn fast gleichzeitig ertönten die ersten Kanonenschüsse des preußischen Angriffes auf Kissingen.

Die Kartätschen und Kleingewehrkugeln der Preußen schlugen beinahe unmittelbar darauf von den Höhen herab in die Reihen der im Thale stehenden Baiern ein, deren Avantgarde die erste Schwadron des 4. Chevauxlegersregiments und das erste Jägerbataillon bildeten.

Das feindliche Feuer richtete bedeutenden Schaden an und rasch entschlossen sprengte auf einem stattlichen Schimmel ein Offizier an der Spitze der Reiter vor zum Angriff auf die preußische Infanterie.

Es war der Rittmeister, Freiherr von Egloffstein, der Chef jener Schwadron, welcher durch die rasche Attake das feindliche Feuer unschädlich zu machen suchte, welches besonders durch eine Tirailleur Kette, die hinter einer lebendigen Hecke gedeckt stand, vielen Schaden anrichtete.

Unbekümmert um den Kugelregen drückte der Rittmeister von Egloffstein seinem Schimmel die Sporen ein und im gewaltigen Sprunge flog er über die Hecke hin und die ganze Schwadron ihm nach. —

Die Preußen, die bei dem Ungestüm des Angriffes nicht Zeit

fanden, wieder zu laden, sahen sich plötzlich im Rücken angegriffen, suchten in der Hecke Schutz gegen die Hiebe der bairischen Pallasche, und riefen, daß sie sich ergeben wollten. Einige warfen sogar ihre Gewehre fort.

„Ein Preuße ergibt sich nicht!" rief wüthend über die Muthlosigkeit seiner Leute der Offizier, welcher dieselben commandirte und drang heftig auf den Rittmeister ein. Dieser hatte indeß den Vortheil für sich, zu Pferde hoch über seinen Gegner emporzuragen und ein mächtiger Hieb seines Pallasches, geführt mit kräftiger Faust, genügte, den tapferen Offizier niederzuschmettern.

Indeß hatte dessen Beispiel einige seiner Leute ermuthigt und während die Chevauxlegers dem kurzen Einzelkampfe ihres Rittmeisters bewundernd zusahen, hatten sie die Gewehre wieder geladen.

Als der Lieutenant blutend zusammenstürzte, fielen einige Schüsse der Mannschaft, die sich bereits gefangen gegeben hatte, und als zwei oder drei der Reiter schwerverwundet aus dem Sattel glitten, erblickten die Uebrigen in diesem Angriffe einen Verrath und geriethen darüber in solche Wuth, daß sie auf die Infanteristen einhieben und sie niedermetzelten.

Nur mit Mühe gelang es den Anstrengungen des Rittmeisters von Egloffstein, zehn Mann vor dem Tode zu bewahren und als Gefangene mit sich zu führen, als er gezwungen war, vor den vordringenden Preußen zu weichen.

Bald aber wendete er sich zum zweiten und dann zum dritten Male gegen seine Verfolger und wies die allzuhitzigen derselben mit blutigen Köpfen zurück.

Er wurde dabei durch die Offiziere seiner Schwadron und durch die ganze Mannschaft derselben so kräftig unterstützt, daß der Prinz Carl in einem Armeebefehl vom 13. Juli den Namen Egloffstein mit besonderer Auszeichnung nannte und auch den Offizieren und der Mannschaft von dessen Schwadron ein ehrendes Lob ertheilte.

Indessen war trotz der Tapferkeit, mit welcher jeder einzelne Mann des bairischen Heeres kämpfte, das Vordringen der Preußen nicht zu verhindern gewesen, denn ungeachtet der Ueberzahl, welche die beiden Bundes-Armeecorps ihren Feinden im Ganzen entgegenzustellen hatten, schienen die Preußen ein geheimes Zaubermittel zu besitzen, auf den Punkten, wo sie einen ernsten Angriff beabsichtigten, die Uebermacht jederzeit auf ihrer Seite zu haben.

Dies scheinbare Zaubermittel bestand freilich ganz einfach in der

Schnelligkeit ihrer Bewegungen, so wie in der Einheit des Planes und in dem blinden Gehorsam aller einzelnen Theile gegen die Befehle des Obercommandos, während es dagegen bei den Bundestruppen hieß: Viel Köpfe, viel Sinne — und manche der höheren Offiziere ungleich mehr Lust zeigten, zu befehlen, als zu gehorchen.

So kam es denn, wie an so manchen anderen Orten, daß die Baiern sich bei Kissingen bald hart bedrängt sahen.

Hatte doch das Bundes-Obercommando den beiden preußischen Corps Goeben und Manteuffel nur die eine Division Zoller mit einer geringen Verstärkung entgegengestellt, und das noch dazu in einer Position, die selbst für größere Streitkräfte kaum zu halten gewesen wäre, und die, auch wenn sie für den Augenblick gehalten wurde, keine Vortheile von größerer Tragweite bieten konnte.

Deshalb war das Blutvergießen bei Kissingen ein ganz nutzloses und mit wahrer Barbarei wurde der Badeort, der so viele Fremde, so viele Kranke unter seine augenblicklichen Bewohner zählte, allen Gräueln eines Straßenkampfes ausgesetzt!

Dies erkannte nur zu wohl der General von Zoller, und als er gezwungen war, Schritt für Schritt zurückzuweichen, wendete er sich zu seinem Adjutanten, dem Hauptmann von Schlagintweit, den Bruder des berühmten Reisenden, und sagte mit bitterem Unmuth:

„Wir sind hier auf die Schlachtbank geschickt, denn zu siegen ist eben so unmöglich, wie die Haltung der Position nutzlos und widersinnig. Die Leute, die hier fallen, werden nicht im Kampfe getödtet, sondern auf der Schlachtbank gemordet. Mögen aber Die den Mord verantworten, die uns hier ohne allen Zweck opfern! Ich weiche nicht, denn sonst wäre unser glorreicher Feldherr im Stande, mich, wie früher der Insubordination, weil ich die Hannoveraner nicht im Stiche lassen wollte, jetzt der Feigheit zu beschuldigen, weil ich nicht nutz- und zwecklos so viele unserer tapfern Soldaten abschlachten lassen mag. — Gott sei Dank," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „werde ich selbst unter den Gefallenen, das heißt unter den Gemordeten, sein!"

Kaum hatte General von Zoller diese Worte gesprochen, als plötzlich das Feuer auf beiden Seiten verstummte.

Verwundert blickte der General umher, um den ihm unbekannten Grund zu erforschen, weshalb die Feindseligkeiten so unerwartet unterbrochen wurden; da sah er einen preußischen Offizier auf sich zukommen, der von einem Trompeter begleitet war, so wie von einem zwei-

ten Reiter, der eine weiße Fahne, das Zeichen eines Parlamentärs, hoch in der Luft flattern ließ.

Der Offizier selbst winkte mit einem weißen Taschentuche eifrig nach rechts und nach links.

Neugierig, zu erfahren, was diese Sendung mitten im Gefechte zu bedeuten hätte, ritt der General von Zoller dem Parlamentär entgegen.

„Was bringen Sie mir?“ fragte er denselben.

„Eure Excellenz,“ sagte der preußische Offizier, „der General Vogel von Falkenstein wünscht dem Blutvergießen Einhalt zu thun, da er es für ganz unnöthig hält.“

„Darin stimme ich vollkommen mit ihm überein,“ sagte General Zoller mit bitterem Tone und finster gerunzelter Stirne.

„Wenn das ist,“ fuhr der Parlamentär fort, „so werden Eure Excellenz ohne Zweifel auf den Vorschlag des General Vogel von Falkenstein eingehen, sich zurückzuziehen und verspricht derselbe in diesem Falle, Ihren Rückzug nicht zu hindern, das Feuer nicht zu erneuern, Sie auch nicht zu verfolgen.“

„Es thut mir leid, diesen Vorschlag nicht annehmen zu können, dessen Ehrenhaftigkeit und Menschlichkeit ich übrigens vollkommen würdige,“ entgegnete General von Zoller.

„Und dennoch wollen Sie nicht darauf eingehen?“ fragte verwundert der Parlamentär.

„Ich kann nicht!“ lautete die Antwort. „Ich habe von dem Prinzen Carl den Befehl empfangen, mich so lange als möglich zu halten und diese Möglichkeit hört erst mit meinem Tode auf!“

„Und doch halten Sie das Blutvergießen für nutzlos?“ fuhr der Parlamentär fort, der durch weiteres Drängen den General Zoller anderen Sinnes zu machen hoffte.

„So ist es; aber ich kann das leider nicht hindern!“ entgegnete der General mit unerschütterlicher Festigkeit.

„Wir könnten Kissingen durch unsere Artillerie in einen Schutthaufen verwandeln,“ sagte der Parlamentär mit dem Tone der Ueberzeugung; „aber der General Vogel von Falkenstein wünscht die Stadt zu schonen, da sie ihm als Badeort heilig ist!“

„Auch ich wünschte das,“ sagte General Zoller mit einem hörbaren Beben der Stimme, „denn ich liebe Kissingen und in diesem Augenblick suchen mir theure Personen an seinen Heilquellen Genesung. — Aber Prinz Carl hat mir, wie ich Ihnen bereits sagte, befohlen, mich

so lange als möglich zu halten, und Sie wissen eben so gut wie ich, daß der Soldat nur die eine Pflicht kennt: Gehorsam!"

„Kann denn nichts Euer Excellenz Entschluß wankend machen?" fragte der Parlamentär.

„Nichts!" sagte der General fest. „Ich habe nur den einen Wunsch, daß eine Ihrer Kugeln mich recht bald treffen möge, denn mein Tod würde meinem Nachfolger im Commando die Freiheit gewähren, den Rückzug anzutreten, den ich verweigern muß. Ich werde ihm denselben sogar zur Pflicht machen, und lasse Ihren Chef bitten, sein Versprechen zu erfüllen, und die abziehenden Baiern nicht zu verfolgen, um dann wenigstens weiteres Blutvergießen zu verhindern, was mir jetzt nicht vergönnt ist!"

„Euer Excellenz," sagte der Parlamentär, „ich bedaure Ihren Starrsinn, aber ich muß ihn zugleich bewundern."

Mit den Zeichen der höchsten Achtung verbeugte der preußische Offizier sich vor dem bairischen General und sprengte dann zurück.

Kaum zwei Minuten später wurde das Feuer mit verdoppelter Heftigkeit erneuert; doch richteten die Preußen dasselbe mehr auf die außerhalb Kissingens stehenden Truppen, während sie menschenfreundlich genug waren, die Stadt zu schonen, obgleich dieselbe eben so wie die nächste Umgebung von den Baiern besetzt war.

Dennoch wurden die Bewohner in Angst und Schrecken gesetzt, und glaubten unter den Trümmern ihrer Wohnungen begraben zu werden, als eine der ersten Granaten, welche nach der kurzen Waffenruhe abgefeuert wurden, den Thurm der katholischen Kirche traf, und einen Theil des Daches mit lautem, durch den ganzen Ort vernehmbaren Geprassel auf das Straßenpflaster hinabstürzte.

Gleich darauf verbreitete sich durch die Stadt die Kunde, das Schulhaus sei von mehreren Kugeln getroffen worden, und die Eltern, welche schulpflichtige Kinder hatten, dankten Gott, daß die Schule für diesen Tag abgesagt worden war.

Am meisten hatten die Häuser zu leiden, welche zwischen der Altenburg und der Brücke lagen.

Die Offizin der Apotheke wurde ebenfalls von einer Granate getroffen, welche den Provisor tödtete und leicht für die ganze Stadt ein großes Unglück hätte anrichten können, denn in dem daranstoßenden Laboratorium waren leicht entzündliche Brennstoffe der verschieden-

sten Art in großer Menge angehäuft, und wären diese angezündet worden, wer hätte dann in den Augenblicken der Verwirrung, und bedroht von den feindlichen Kugeln, daran denken können, das schnell um sich greifende Feuer zu löschen?

Mit eiserner Ruhe stand der General von Zoller in dem Feuer. Nicht einen Augenblick ließ er seine Cigarre ausgehen; mit finsteren Blicken sah er rechts und links seine Baiern unter den Kugeln der Preußen niedersinken, die immer dichter, immer mörderischer, geflogen kamen.

Ein Strahl der Freude erheiterte indeß sein Gesicht, als er zu bemerken glaubte, daß der Schimmel, den er ritt, — ein herrlicher Araber, und des tapfern Generals ganzer Liebling — zum besondern Zielpunkt der preußischen Kugeln genommen wurde.

„Hoffentlich habe ich es jetzt bald überstanden,“ sagte er zu seinem Adjutanten. „Ermahnen Sie dann in meinem Namen den General von Hartmann, augenblicklich den Rückzug anzutreten, damit nicht noch mehr Menschen nutzlos gemordet werden!“

Es schien, als wollte das Schicksal den Wunsch des tapfern Generals erfüllen, denn kaum hatte er die angegebenen Worte gesprochen, als eine Kanonenkugel ihn niederwarf.

Aber das Mordgeschoß hatte nur den Schimmel getroffen, den General selbst indeß unverletzt gelassen.

„Mein armer Schimmel, — mein treues Thier!“ sagte General Zoller verdrießlich, und brummend setzte er hinzu:

„Ueber die Ungeschicklichkeit, das Roß statt des Reiters zu treffen, habe ich nun auch noch meine Cigarre verloren!“

Darauf ließ er sich das Pferd eines gefallenen Chevauxlegers bringen, bestieg es, nahm aus dem Etui eine neue Cigarre, zündete sie an, und sagte dabei mit einem eigenthümlichen Ausdrucke:

„Es ist die letzte!“

Er hatte prophetisch gesprochen, denn noch war die Cigarre nicht zur Hälfte ausgebrannt, als der Rest derselben dem Raucher aus der Hand geschleudert wurde.

Eine Granate war im Augenblicke des Niederfallens unmittelbar an der Seite des General von Zoller crepirt und die herumfliegenden Stücke des Geschosses zerschmetterten dem Tapfern den rechten Arm, rissen ihm die Brust auseinander, ein großes Stück Fleisch vom Rückenwirbel herunter und es gewährte einen gräßlichen Anblick, wie aus

seiner Seite die Leber und die Eingeweide hervorquollen, und neben ihm auf dem mit seinem Blute getränkten Rasen sich ausbreiteten.

Der halbe Oberkörper des tapfern General Zoller, in der bairischen Armee bei dem gemeinen Manne eben so beliebt, wie bei dem gesammten Offiziercorps geachtet, war im buchstäblichen Sinne des Wortes zerrissen.

Noch zwei- oder dreimal athmete er auf; dann hatte er sein Versprechen erfüllt, aus dem Kriege nicht lebend zurückzukehren.

Unter Zeichen allgemeinen Schmerzes und wahrer, tiefgefühlter Trauer, wurde die Leiche zurückgetragen, und auf der Eisenbahn nach München gebracht, um dort mit feierlichem Gepränge und allen militärischen Ehren, die der Gefallene in so hohem Grade verdient hatte, zu Grabe bestattet zu werden.

Der Tod Zollers war das Signal zum Beginn des Rückzuges, den der General von Hartmann sofort antrat, nachdem der Adjutant von Schlagintweit ihm die Weisung dazu, als letzten Befehl des gefallenen Obercommandanten, mitgetheilt hatte, und beinahe in demselben Augenblicke, als er seines Generals letzten Auftrag ausrichtete, durch eine preußische Spitzkugel dem General von Zoller in die Ewigkeit nachgesendet wurde.

Das Blutvergießen wurde aber durch den Rückzug nicht beendigt, wie der Verstorbene es gewünscht und beabsichtigt hatte.

Zwar unterließen die Preußen, wie der General Vogel von Falkenstein es versprochen hatte, die Verfolgung der Baiern, diese aber setzten sich in Kissingen mit einer solchen Hartnäckigkeit fest, daß sie daraus durch einen Straßenkampf vertrieben werden mußten.

Mit welcher Erbitterung dabei gekämpft wurde, davon konnten sich die Gäste überzeugen, welche ihre Wohnung in dem Hotel Sanner genommen hatten und Muth oder Todesverachtung genug besaßen, durch die Fenster auf die Straße hinabzusehen.

Hier hielt ein bairischer Jäger sich einige Zeit vier oder fünf Preußen erfolgreich vom Leibe. Einen derselben machte er durch einen Schuß kampfunfähig; einen zweiten verwundete er durch einen Bajonnetstoß; die drei andern waren darüber so erbittert, daß sie wüthend auf ihn eindrangen, er aber vertheidigte sich noch einige Zeit mit glücklichem Erfolge, indem er alle ihre Stöße mit dem Laufe seiner Büchse parirte.

Er bewies dabei eine so bewundernswürdige Geschicklichkeit und

zugleich einen solchen Muth, eine solche Geistesgegenwart, daß seine Angreifer zurücktraten und ihm aus der Entfernung von wenigen Schritten zuriefen:

„Ergieb Dich und wir fügen Dir kein Leid zu!"

„Ich ergebe mich nicht!" antwortete der Jäger. „Kommt nur heran!"

Zugleich führte er einen kräftigen Bajonnetstoß nach der Brust des ihm zunächst Stehenden.

Er traf ihn nicht, aber er erbitterte durch den Stoß seine drei Gegner so sehr, daß einer derselben, dessen Gewehr noch geladen war, und der den Tapfern nur aus achtungsvoller Schonung bisher nicht niedergeschossen hatte, auf ihn anlegte und aus der Entfernung weniger Schritte mit einer Kugel sein tapferes Herz durchbohrte.

Lautlos sank der Jäger nieder auf das Pflaster, und wie von Reue erstarrt blickte Der, welcher ihn getödtet hatte, regungslos nieder auf die Leiche.

Plötzlich aber rief er aus:

„Brüder, den dürfen wir nicht mit in eine allgemeine Grube werfen lassen; er muß sein eigenes Grab haben und wir selbst wollen es ihm augenblicklich bereiten. — Hebt den Todten auf und tragt ihn in das Haus!"

Er deutete auf die Pforte des Hotel Sanner und eilte voraus in das Haus, das ihm mit Widerstreben geöffnet wurde, nachdem er durch einige heftige Kolbenstöße gegen die Thür auf eben so vernehmliche als ungestüme Weise Einlaß begehrt hatte.

„Spaten und Hacke!" rief er dem ihm öffnenden Hausknecht zu. „Wir wollen in Eurem Garten einen tapfern Baier begraben!"

Schnell war zur Hand geschafft, was er begehrte; kräftig griffen die drei Preußen zu, einige Leute des Hotels leisteten ihnen bereitwillig Beistand, sobald sie wußten, um was es sich handelte, und schon nach wenigen Minuten wölbte sich ein Hügel über dem Körper dessen, der noch kurz zuvor voll Kraft, Muth und Lebenslust gewesen war.

Die drei Preußen verrichteten stumm über dem Grabe ein kurzes Gebet, die Leute aus dem Hotel Sanner folgten ihrem Beispiel; dann pflanzte Der, welcher das Begräbniß veranstaltet hatte, auf das Grab ein einfaches Kreuz, das er aus zwei abgehauenen Aesten eines nahestehenden Baumes bildete.

Langsamen Schrittes entfernte sich darauf das ganze kleine Lei-

chengefolge, und der Preuße, welcher das Wort geführt hatte, sagte, ehe er das Hotel verließ, zu dem herbeigeeilten Wirth desselben, Herrn Sanner:

„Ich bitte Sie, lassen Sie auf das Grab Ihres Landsmannes ein dauerhafteres Kreuz setzen, und demselben die Inschrift eingraben:

„Hier ruht ein tapferer bairischer Jäger."

„Den Namen dieses Tapfern kann ich Ihnen leider nicht sagen," fügte er bedauernd hinzu, und auch wir theilen dieses Bedauern! —

Während hier ein frommer Act durch eine Handlung cameradschaftlicher Achtung vollzogen wurde, welche ehrenwerthe Soldaten selbst ihren Feinden nie versagen werden, fanden auf mehreren andern Punkten Kissingens Handlungen Statt, die leider nicht eben so zur Ehre der Preußen gereichten, wie der so eben geschilderte Auftritt.

Als der Widerstand der Baiern gebrochen war, verbreiteten sich während des Vordringens der Preußen in die Straßen Kissingens anfangs Einzelne, bald aber ganze Trupps derselben, durch die Stadt.

Den Vorwand bildete die Aufsuchung der Feinde, der eigentliche Grund war aber die Absicht der Plünderung.

Doch nein! Wir wollen nicht zu hart urtheilen!

Die Preußen hatten während der letzten Tage durch die rauhe Gegend der Rhön so anstrengende Märsche gemacht, und dabei eine so mangelhafte Verpflegung gehabt, daß sie nach dem Gefechte wirklich verhungert und verdurstet in Kissingen eindrangen.

Nachdem sie die Feinde vertrieben, oder von denselben wenigstens nichts mehr zu fürchten hatten, war es daher selbstverständlich, daß sie Hunger und Durst, diese schreienden Bedürfnisse, zu befriedigen suchten.

Die ersten Angriffe richteten sich daher auf Victualien. Die Soldaten drangen deshalb zuerst gewaltsam da ein, wo sie etwas zu essen, besonders aber zu trinken fanden oder vermutheten, denn die Julisonne hatte im Vereine mit dem heißen Kampfe alle Kehlen ausgetrocknet und mit wahrer Gier fielen die Soldaten über alle Getränke her, die ihnen in die Hände geriethen.

Diesen gerechtfertigten Durst mußten indeß einige arme Polen, die mit lechzender Zunge in den Keller eines Kaufmanns eingedrungen waren, auf grausame Weise büßen.

Gereizt durch den Anblick einiger Flaschen, die ihnen gleich bei dem Eintritt verlockend in die Augen fielen, weil sie abgesondert von

allen anderen standen und daher etwas ganz Appartes, natürlich also etwas „Feines“ zu enthalten schienen, stürzten sie darauf zu, rissen die Stöpsel herab, und thaten einige kräftige Züge.

Aber fürchterlich war die Wirkung des Getränkes, und wer die Gesichter hätte beobachten können, welche die Trinker schnitten, würde von Schrecken ergriffen worden sein, so entsetzlich sahen sie aus.

Niemand wird sich darüber wundern, wenn wir sagen, daß es Petroleum war, was die Flaschen enthielten!

Wie wahnsinnig stürzten die armen Menschen aus dem Keller, nach einem Brunnen suchend, um den fürchterlichen Geschmack los zu werden.

Sie waren so glücklich, in unmittelbarer Nähe zu finden, was sie suchten, das heißt, zwei mächtig sprudelnde Quellen, die mit stattlichen Hallen überdacht waren. Mit gieriger Hast stürzten Einige zu dem einen Brunnen und die Anderen zu dem zweiten, nicht weit davon entfernten.

Massenhaft schlangen sie den kühlenden und erquickenden Trunk hinunter, aber es waltete an diesem Tage ein eigenes Verhängniß über den unglücklichen Trinkern; denn kaum hatten sie ihren brennenden Durst gestillt und zugleich den abscheuligen Petroleumgeschmack beseitigt, als sie von heftigen Schmerzen befallen wurden und die nachtheiligen Wirkungen des im Uebermasse genossenen Wassers sich äußerten, dessen Heilkräfte so wunderbar sind, wenn es nach ärztlicher Vorschrift getrunken wird.

Die Preußen hatten nämlich aus dem Ragoczy- und dem Pandur-Brunnen geschöpft, und furchtbar mußten sie ihre Unmäßigkeit büßen.

Besser war es vielen ihrer Cameraden ergangen, die ohne alle Ceremonie in das Gewölbe und von diesem in den Keller des Kaufmann Schaller eindrangen, der mit Weinen aller Art in Fässern und Flaschen gefüllt war.

Der mundete freilich ganz anders, als das Petroleum, und selbst als der Ragoczy und Pandur, und der Kaufmann Schaller fand sehr bereitwillige Abnehmer seiner Weine; selbst die geringsten wurden nicht verschmäht, aber mit der Bezahlung sah es freilich bös aus! Auf die wird Herr Schaller wohl bis zum jüngsten Tage warten können.

Dabei mag er sich indeß mit Herrn Schmidt, dem Besitzer

des Hotel garni trösten, dessen Weinkeller auf gleiche Weise in der kürzesten Zeit geleert wurde.

Noch schlimmer als diese Beiden kam indeß Herr H. Bernhard fort, der Besitzer des Hotels „zum bairischen Hof," früher Bellevue genannt.

In dieses Hotel, das von den meisten Badegästen bewohnt war, drang ein Schwarm von Plünderern ein, welche durch ähnliche Besuche, wie die in dem Keller des Kaufmann Schaller und des Hotel garni, halb berauscht und dadurch beutelustig geworden waren.

Hatte Bosheit ihnen zugeflüstert, in dem bairischen Hofe wohnten einige steinreiche Russen, Engländer und Amerikaner, die ganze Kisten mit Rubeln, Guineen und Dollars bei sich führten, oder hatte ein persönlicher Feind des Herrn Bernhard ihnen diesen als einen Feind bezeichnet, der furchtbar auf die Preußen schimpfte, das hat nicht genau ermittelt werden können; so viel ist aber gewiß, daß eine große Anzahl betrunkener Soldaten mit lautem Geschrei und allen Zeichen der Wuth in den bairischen Hof eindrangen, sich in dem geräumigen Gebäude vertheilten, raubten, was ihnen von werthvollen Gegenständen in die Augen fiel und zertrümmerten, was sie nicht mit fortbringen konnten oder mochten.

Im Nu war das ganze Haus erfüllt von einem fürchterlichen Lärm und aus vielen Zimmern ertönten in verschiedenen Sprachen Flüche von männlichen und Hilferufe von weiblichen Stimmen.

Als das Getöse auf den höchsten Gipfel gediehen war, so daß es schien, als sollte das ganze Haus demolirt werden, dazwischen auch einzelne Schüsse fielen, welche auf noch größere Gewaltthaten, vielleicht sogar auf Mord, schließen ließen, sprengte die für den Augenblick leere Straße herauf im wildesten Galopp seines Pferdes ein Offizier, den die weiße Uniform als einen Oesterreicher erkennen ließ.

Er sendete dabei die Blicke nach beiden Seiten, wie suchend, umher, und als er die großen Buchstaben der Aufschrift: „Hotel zum bairischen Hof" las, hielt er mit einem gewaltigen Ruck sein Pferd an, und sprang aus dem Sattel.

In eben diesem Augenblick wurde in dem zweiten Stock ein Fenster aufgerissen, und eine weibliche Stimme schrie mit den Tönen wahrer Todesangst:

„Hilfe! Hilfe!"

Dabei sah man, wie zwei Arme sich um den Leib des schönen

Mädchens schlangen, welches den Angstruf ausgestoßen hatte, und es von dem Fenster zurückzureißen versuchten, an das es sich mit beiden Händen wie verzweiflungsvoll anklammerte.

Wie von einem electrischen Schlage durchzuckt blickte der österreichische Offizier bei diesem Angstrufe nach dem Fenster empor, und bei dem Anblicke, der sich ihm bot, überzog Todesblässe sein Gesicht, welches noch den Augenblick zuvor in der gewaltigsten Aufregung dunkel erglüht war.

„Rosalie!" rief er und den Säbel aus der Scheide reißend stürmte der Rittmeister von Eisenstern, — denn er war es — die Stiege hinauf, seine theure Cousine, seine Geliebte, seine Braut zu retten, oder — wenn er zu ihrer Rettung zu spät kommen sollte — sie zu rächen.

Aus mehreren Zimmern ertönten ähnliche Hilferufe, aber die Stimme, welche Eisenstern lockte, hätte er unter tausenden erkannt!

Sein Herz leitete ihn daher als sicherer Führer zu dem Zimmer, in welchem Rosalie von Wartenburg mit ihrer kranken Tante wohnte.

Wuthbebend riß er die Thür auf, aber der Anblick, der sich ihm bot, ließ ihn erstarren.

Nahe dem Fenster lag das Mädchen, das er anbetete, die er als eine Reine, eine Heilige, verehrte, beinahe vergötterte, am Boden, ringend mit einem rohen, mehr als halb betrunkenen gemeinen preußischen Soldaten.

Seitwärts zeigte ein flüchtiger Blick ihm die alte, kränkliche, von ihrer ganzen Familie hochgeachtete Tante, und ein zweiter Soldat schnürte ihr mit der einen Hand die Kehle zu, während er sie mit der andern in die Kissen ihres Bettes zurückdrückte, aus denen sie sich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte zu erheben bemüht war.

Einen dritten und einen vierten Soldaten, die in den Fächern einer Commode umherwühlten, bemerkte der Rittmeister kaum.

Die Erstarrung, von welcher der Baron Eisenstern bei diesem Anblicke ergriffen worden war, währte indeß nur einen Moment.

Wüthend sprang er auf den Dränger Rosaliens von Wartenburg zu, der seines Opfers in eben dem Augenblicke sicher zu sein glaubte, in welchem er mit gespaltenem Schädel niedersank, das halb ohnmächtige Mädchen mit seinem Blute bespritzend.

„Rosalie! Theure, geliebte Cousine!" rief der Rittmeister,

indem er das Mädchen vom Boden emporhob, und in seine Arme preßte, an sein Herz schloß. „Fürchten Sie jetzt nichts mehr, denn so lange ich bei Ihnen bin, soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden.“

Der Arme hatte mehr versprochen, als er zu halten vermochte!

Als die drei anderen Soldaten, die sich um Rosalie von Wartenburg nicht bekümmert hatten, den fremden Offizier mit hochgeschwungenem Säbel in das Zimmer stürmen sahen, wendeten sie sich erschrocken nach ihm um.

Ihren Cameraden konnten sie vor dem tödtlichen Streiche nicht bewahren, als sie ihn aber fallen sahen, da wurden sie von Wuth ergriffen.

Einer sprang nach seinem Gewehre, das er in eine Ecke gesetzt hatte, um bei der Plünderung nicht durch die Waffe gehindert zu werden.

Er ergriff den Lauf, und ließ den Kolben mit voller Gewalt auf den Kopf des Rittmeisters von Eisenstern niederfallen.

Lautlos stürzte der schwer Getroffene zu Boden; sein Blut strömte und er verlor das Bewußtsein.

Mit einem lauten Angstschrei warf sich Rosalie über ihn, als wollte sie ihn mit ihrem zarten Körper vor seinen ergrimmten Feinden schützen.

Mit rohen Fäusten rissen diese sie fort, schleuderten sie bei Seite, und der Unglückliche wäre verloren gewesen, hätte nicht Gott selbst ihm unerwartet einen Retter gesendet.

Wie ein Lauffeuer hatte die Nachricht von der Plünderung des bairischen Hofes sich in Kissingen verbreitet und empört über den Exceß ihrer Leute eilten mehrere Offiziere an den Ort des Frevels, um demselben durch ihre Autorität zu steuern.

Sie befanden sich schon in dem Hause, als der Rittmeister von Eisenstern in dasselbe eindrang.

Wie es kam, daß derselbe so zu rechter Zeit erschien, um seine Cousine, seine Braut, vor dem fürchterlichen Lose, das ihr drohte, zu bewahren, werden wir später erfahren.

In eben dem Augenblicke, als Eisenstern unter dem Kolbenschlage zusammenbrach, trat einer der erwähnten preußischen Offiziere in das Zimmer.

Als er sah, wie die drei Soldaten die unglückliche Rosalie mißhandelten, und zugleich mit einem schnellen Blicke aus der in dem

Zimmer herrschenden Unordnung erkannte, daß hier geplündert worden sei, rief er wüthend:

„Seid Ihr Räuber oder preußische Soldaten? — Elende, verlaßt augenblicklich das Haus und macht, daß Ihr zu Eurem Bataillon kommt."

„Herr Lieutenant," sagte einer der Leute mit trotziger Miene, „wir müssen hier erst —"

Doch der Lieutenant ließ ihn nicht ausreden.

„Kein Wort weiter!" donnerte er den drei Soldaten zu, die plötzlich nüchtern geworden zu sein schienen.

Als sie dennoch zögerten, dem Befehle zu gehorchen, riß der Lieutenant den Revolver aus dem Säbelgurt und schrie wüthend:

„Fort, Hallunken! Wer in der nächsten Secunde noch im Zimmer ist, den schieße ich nieder!"

Die Soldaten schienen ihren Offizier darauf zu kennen, daß er sich nicht lange besinnen würde, seine Drohung zu erfüllen und sie liefen davon, als könnten sie nicht schnell genug aus dem drohenden Bereiche des Revolvers entrinnen.

Ohne einen Blick auf die Beiden zu werfen, welche regungslos dicht nebeneinander am Boden lagen, eilte der preußische Offizier hinweg, um wahrscheinlich, eben so wie hier, auch in einem andern Zimmer als Retter zu erscheinen, aus welchem in diesem Augenblicke Hilferufe ertönten, wie wenige Minuten zuvor aus dem Rosaliens.

Diese warf sich weinend über den Körper, wie sie meinte, über die Leiche ihres Vetters und bedeckte dessen bleiches, mit Blut überströmtes Gesicht mit Küssen.

„Mädchen, so sei doch vernünftig!" ermahnte die Tante von ihrem Bette aus, zu schwach, um dasselbe zu verlassen.

„Vielleicht ist Eisenstern noch zu retten," fuhr sie fort. — „Wasche ihm vor allen Dingen die Wunde aus und suche ihn zum Bewußtsein zurückzurufen."

Wie mechanisch folgte Rosalie der Aufforderung ihrer Tante, aber alle ihre Bemühungen schienen fruchtlos bleiben zu wollen!

XI.

Begegnungen.

Die bald nach der Schlacht von Königgrätz abgeschlossene Waffenruhe war um einige Tage verlängert worden, aber an wirkliche Ruhe dachte während dieser Tage, an denen Kanonen und Gewehre schweigen, die Säbel in der Scheide bleiben mußten, kein Mensch; namentlich herrschte in Wien eine fieberhafte Aufregung.

Der Gedanke, jetzt Frieden zu schließen, wurde allgemein und mit Unwillen verworfen, und wo ja Einer demselben das Wort reden wollte, da brachten ihn viele Stimmen unter der Beschuldigung der Feigheit beinahe augenblicklich zum Schweigen.

Die traurigen Bilder des Krieges mehrten sich indeß mehr und mehr. Immer größer wurde die Zahl der Verwundeten, so daß die zahlreichen in der Eile hergerichteten Feldlazarethe kaum Raum genug boten, Alle aufzunehmen, welche in ihnen Pflege und Heilung suchten, allzuoft aber statt derselben den Tod fanden.

Bleiche Leidensgestalten sah man durch alle Straßen wanken, hinkend auf einen Stock gestützt, den Arm in der Binde, oder mit verbundenem Kopf.

Ganze Züge von Landleuten kamen flüchtend von den Dörfern herein, die entweder von den Preußen besetzt waren, oder wenigstens von denselben bedroht wurden, und es bot einen wehmüthig-traurigen Anblick, wie die armen Leute die schwer beladenen Wagen mit Allem bepackt hatten, was sie in der Eile ihrer Flucht von ihrer geringen Habe mitzuschleppen vermochten, oder was ihnen das Liebste, das Theuerste war.

Hier schleppte sich hinten am Wagen angebunden eine magere Kuh fort, vielleicht die Hauptnahrungsquelle der ganzen Familie; da stand neben der Wiege, in welcher das jüngste Kind ruhig schlummerte, ein kleiner Käfig mit einem Lieblings-Vogel, oder ein größerer mit einigen Stücken des geretteten Hausgeflügels.

Aber diese trüben Bilder waren sämmtlich nicht im Stande, den

kriegerischen Eifer zu dämpfen, der sich der ganzen Bevölkerung Wiens bemächtigt hatte.

Von allen Seiten sah man Trupps Freiwilliger ziehen, welche die mit dem künstlichen Blumenstrauße geschmückten Mützen jubelnd in der Luft schwenkten, als wollten sie den Tod herausfordern, sich ihnen zu nahen, und die so fest auftraten, so zuversichtlich dreinblickten, als wären sie des Sieges vollkommen gewiß. Grell aber stachen gegen diesen Jubel die Thränen der Mädchen ab, welche sich häufig an den Arm des Geliebten hängten, um ihm das Geleite zu geben, in ihrem Schmerze erfüllt von dem bangen Gefühle, daß sie den Theuren, mit dem sie vielleicht bald vor den Altar zu treten gedachten, nie wiedersehen würden.

Keine hundert Schritt konnte man gehen, ohne einem mehr oder minder zahlreichen Transporte der Mannschaften zu begegnen, welche ein Dekret des Kaisers durch eine neue Aushebung unter die Fahnen rief, um die entstandenen Lücken der Armee auszufüllen. Viele abenteuerliche Gestalten sah man unter diesen Ausgehobenen, die zum Theil aus den fernsten Provinzen der Monarchie herbeikamen, und manchem dieser neuen Vaterlandsvertheidiger würde man scheu aus dem Wege gegangen sein, wäre man ihm Abends auf einem einsamen Platze begegnet.

Besonderes Leben aber herrschte bei Floridsdorf, wo eine Reihe von Befestigungen aufgeführt wurden, um den gefürchteten Feind aufzuhalten, sollte er von dieser Seite in die für offen erklärte und dennoch verschanzte Hauptstadt des Landes einzudringen versuchen, aus welcher alle Cassen geflüchtet wurden, als wäre es schon ganz ausgemacht, die Preußen als zudringliche Gäste in Wien zu sehen.

Von des Morgens bis des Abends sah man in beinahe ununterbrochenem Zuge Fußgänger, Privatequipagen, Fiaker, Comfortables und Omnibusse zu den Verschanzungen wallen, gleichsam als wollten die Bewohner Wiens aus dem Anblicke der rasch sich erhebenden Wälle den Trost schöpfen, daß die Preußen nicht kommen würden, vielleicht aber auch, um mit dem Gedanken ihres nahe bevorstehenden Besuches sich vertraut zu machen.

Die Schaulust der Wiener ist aber bekanntlich so groß, daß Viele, auch ohne sich mit ernsteren Gedanken zu beschäftigen, nur deshalb nach Floridsdorf gingen, weil sie gewiß sein konnten, sich dort in einem wahren Menschengewühl zu befinden und folglich zu sehen

und gesehen zu werden, was namentlich bei einem großen Theile der weiblichen Besucher der Hauptzweck sein mochte.

Es herrschte dabei in den lagermäßig aufgeschlagenen Restaurationen und Schankbuden eine solche Lustigkeit, eine scheinbar so natürliche Fröhlichkeit und Unbefangenheit, daß man weit eher hätte glauben sollen, man befände sich in einem Lustlager, als innerhalb einer Linie zu ernstem Zwecke hervorgerufener Befestigungen, entstanden unter dem Einflusse des Schreckensrufes:

„Hannibal ante portas!“

Oder in das Deutsche mit Bezugnahme auf die Zeit übersetzt:

„Der Feind steht vor den Thoren!“

Doch nicht Alle, welche zu der Besichtigung der Schanzen hinauszogen, hatten bei ihrem Besuche so unschuldige und unverdächtige Beweggründe, wie die bisher erwähnten, das sollte sich namentlich am 17. Juli bald nach 11 Uhr Morgens zeigen.

Es ist leicht begreiflich, daß es die Preußen interessirte, von Allem, was in Wien vorging, genaue Kenntniß zu erlangen, und es ist eine sehr bekannte Thatsache, daß ihr ganz vortrefflich organisirtes Spionirsystem, das schon lange vor dem Kriege in Wirksamkeit getreten war, ihnen während desselben die ausgezeichnetesten Dienste leistete, und in vielen Fällen wesentlich zu den Erfolgen beitrug, welche ihre Waffen erkämpften.

Dieses wichtige Moment der Kriegführung scheint leider von dem Feldzeugmeister Benedek sehr vernachlässigt worden zu sein, und doch würde es ihm in dem eigenen Lande viel leichter geworden sein, zuverlässige Nachrichten über die Stellungen und Bewegungen der Preußen einzuziehen, wie diesen auf dem feindlichen Boden über Stärke und Operationen der Oesterreicher.

Daß aber der freilich sehr gut bezahlte Spiondienst nicht ohne Gefahren sei, zeigte sich deutlich an dem erwähnten 17. Juli.

Die Aufmerksamkeit Derer, die nach den Verschanzungen bei Floridsdorf hinauszogen, wurde nämlich durch einen großen Leiterwagen erweckt, auf welchem, zu drei und drei auf einer Bank, neun gefesselte Soldaten saßen, deren ganz neue blaue Uniformen keine Spuren von den Strapatzen des Krieges zeigten, und die wortlos mit betrübten Mienen vor sich niederblickten, sichtlich eine Beute der peinlichsten Gefühle. Und wohl hatten sie dazu alle Ursache denn sie gingen wahrscheinlich einem schimpflichen Tode entgegen.

„Preußische Gefangene!“ rief bei dem Anblicke der blauen Röcke jubelnd eine Stimme, ohne darauf zu achten, daß die Uniformen nicht dunkelblau, wie die der Preußen waren, sondern hellblau, wie die der Sachsen; daß man Kriegsgefangene auch nicht gefesselt und auf Wagen zu transportiren pflegt, sondern zu Fuß und mit ungebundenen Händen, hatte der Mann ebenfalls übersehen oder nicht gewußt.

Es waren auch in der That sächsische Uniformen, welche die Arrestanten trugen, diese selbst aber waren höchst wahrscheinlich preußische Soldaten, jedenfalls aber preußische Spione, denn man hatte sie in dem Lager von Floridsdorf überrascht, wie sie, in einer der zahlreichen Kneipen sitzend, die zunächstliegenden Schanzen in ihren Schreibtafeln zeichneten.

Es waren eben die neuen sächsischen Uniformen, welche zuerst den Verdacht eines in der Nähe commandirenden Offiziers auf sie lenkten, denn die Uniformen der Sachsen, welche beinahe täglich aus den benachbarten Cantonnirungen nach Wien kamen, zeigten nur zu deutlich die Spuren der bestandenen Kämpfe und Strapatzen.

Der Irrthum, welcher jenen Ausruf: „Preußische Gefangene!“ veranlaßte, rettete übrigens wahrscheinlich den Arrestanten das Leben; denn Viele, die dem Wagen begegneten, kehrten auf dem Wege nach Floridsdorf wieder um, und auf der Strecke durch die Jägerzeile vergrößerte sich mit jedem Schritte die Menschenmenge, welche die Gefangenen über den Franz-Josefs-Quai bis zu dem Stabsstockhause begleitete, mit stolz-triumphirenden Blicken, gefangene Preußen zu sehen, aber ohne irgend eine beleidigende oder gar beschimpfende Aeußerung zu machen.

Hätte diese aufgeregte Masse, die größtentheils dem rohesten Pöbel angehörte, aber erfahren, oder auch nur eine Ahnung davon gehabt, daß es keine preußischen Soldaten sondern preußische Spione in sächsischen Uniformen waren, die auf dem Wagen saßen, so würde die geringe Eskorte von zwei Mann und einem Corporal, welche die Arrestanten begleiteten, schwerlich im Stande gewesen sein, die Unglücklichen vor den Ausbrüchen der Volkswuth zu schützen!

An eben diesem Tage zeigte es sich übrigens auch auf einem entgegengesetzten Punkte der Stadt in lächerlicher Weise, welche unglaubliche Unkenntniß von den Uniformen der Feinde und der Verbündeten selbst bei dem gebildeteren Theile der Einwohner Wiens herrschte.

Mit sichtlichen Zeichen des Schreckens, sogar des Entsetzens,

fuhr zu der Nußdorferlinie herein ein Wiener Kaufmann, welcher in St. Pölten eine Fabrik hat, in der er sich während des Sommers einige Zeit aufzuhalten pflegt, wie dies auch in dem gegenwärtigen Jahre wieder der Fall gewesen war.

Als er, blaß und zitternd vor Aufregung, seinen Wagen bei der Thormauth anhalten ließ, trat ein Bekannter, der zufällig eben dort stand, zu ihm heran und sagte theilnahmvoll:

„Was ist Ihnen denn, Herr von Frolik? Sie sehen ja ganz entstellt aus!"

„Ach, mein lieber Herr von Kleinert," entgegnete Herr Frolik mit einem schweren Seufzer; „es ist Alles verloren! — Die Preußen sind in St. Pölten eingerückt und vielleicht ist in diesem Augenblicke meine schöne Fabrik schon von ihnen zerstört!"

„Die Preußen in St. Pölten!" rief in höchstem Grade verwundert Herr Kleinert. „Ei, mein lieber Herr von Frolik, das ist ja ganz unmöglich!"

„Unmöglich?" brauste Frolik auf. „Wollen Sie mich etwa Lügen strafen? — Ich selbst habe die blauen Uniformen gesehen und ich mußte Gott danken, daß mir so viel Zeit blieb, meinen Wagen anspannen zu lassen, um wenigstens mein Leben in Sicherheit zu bringen!"

Bei diesen Worten brach Kleinert in lautes Gelächter aus.

„Mein lieber Herr von Frolik," sagte er dann, „bis jetzt können die Preußen meines Wissens noch nicht fliegen, das wäre aber nöthig gewesen, um sie ohne Weiteres über die Donau zu schaffen, sie müßten denn Springstangen gehabt haben, die lang genug gewesen wären, um sich über das kleine Flüßchen zu schwingen."

Herrn Frolik schienen diese Bemerkungen einzuleuchten; er sagte daher ziemlich kleinlaut:

„Aber ich habe ja doch selbst die blauen Uniformen gesehen!"

„Das ist wohl möglich, mein lieber Herr von Frolik," sagte Herr Kleinert, „aber der Schreck wird Ihren Blick so getrübt haben, daß Sie die hellblauen Uniformen der Sachsen, für die dunkelblauen der Preußen angesehen haben!"

„Der Sachsen?" stammelte Frolik. „Sind die denn auch blau? Ich war ja aber doch in Leipzig zur Messe und da sah ich, daß sie grüne Uniformen trugen!"

„Das sind die Schützen, mein verehrter Freund,“ belehrte Herr Kleinert seinen furchtsamen Bekannten. „Die Linie hat hellblau.“

„Ja, dann werden es wohl Sachsen gewesen sein,“ sagte Herr Frolik, der jetzt überzeugt zu sein, und sich dadurch von seinem Schrecken erholt zu haben schien. „Darüber bin ich von Herzen froh, denn nun habe ich doch für meine Fabrik nichts mehr zu fürchten!“

Dann befahl er seinem Kutscher, die Pferde anzutreiben, denn die spöttische Miene, mit welcher Kleinert ihn ansah, war ihm nicht entgangen und er beeilte sich, aus dem Bereiche derselben zu kommen.

„Hasenfuß!“ lachte Kleinert, indem er seinem Bekannten nachsah; dann verfolgte auch er seinen Weg, wir aber wollen uns an das entgegengesetzte Ende Wiens begeben, um einen Besuch in dem Lazareth zu machen, welches in dem Augarten hergerichtet worden war.

Hier hatte der Zufall zwei unserer Bekannten in ein Zimmer gebettet.

Der Hauptmann von Arnheim und der Lieutenant Meister waren es, deren Lagerstätten unmittelbar nebeneinander standen.

Der Hauptmann war, — wie der Feldzeugmeister Benedek ihm sehr richtig sagte, — gerade zu rechter Zeit eingetroffen, um Theil an dem heißen Tage von Königgrätz zu nehmen.

Und sehr heiß war dieser Tag besonders auch für Arnheim gewesen, denn nachdem er während der ersten Stunden des Kampfes unverletzt blieb, wurde er bald nach Beginn des Rückzuges so schwer verwundet, daß der Rapport seines Regimentes ihn unter die Todten zählte, die auf dem Schlachtfelde zurückgelassen wurden.

Wie es kam, daß wir ihn dennoch unter den Lebenden finden, und noch überdies in Wien, also frei, werden unsere Leser bald aus dem Verlaufe unserer Erzählung erfahren und zwar zum Theil aus seinem eigenen Munde.

Während der ersten Tage seiner Stubengenossenschaft mit dem Lieutenant Meister, war der Hauptmann von Arnheim so schwach gewesen und hatte in so großer Todesgefahr geschwebt, daß ihm jede Mittheilung unmöglich gewesen wäre, auch wenn der ihn behandelnde Arzt ihm nicht jedes laute Wort auf das Strengste verboten gehabt hätte.

All[illegible] sein Zustand und als ein günstiges [illegible] daß er mit Zuversicht darauf [illegible] erhalten, wenn auch bis zu

dessen gänzlicher Genesung wahrscheinlich eine lange Zeit vergehen würde.

Etwa fünf bis sechs Tage mochte Arnheim in dem Lazareth des Augartens zwischen Leben und Tod geschwebt haben, da trat eines Morgens zu dem Oberarzte ein junges Mädchen ein.

Blaß und in sichtlicher Aufregung sagte sie:

„Herr Doctor, ich wünschte Zutritt zu dem Lager des Hauptmann von Arnheim zu erhalten, um denselben pflegen zu können, aber der Arzt, dem seine Behandlung speciell übertragen ist, versagt mir die Einwilligung, indem er behauptet, jede Aufregung könnte für den Hauptmann die verderblichsten Folgen haben, da er in heftigen Fieberphantasien liegt. — Ich fühle mich aber überzeugt, daß meine Pflege nur von den heilsamsten Folgen sein könnte, denn es walten hier ganz besondere Umstände, die nur mir bekannt sind."

Die junge Dame gehörte den höheren Ständen an, das verrieth sowohl ihre Sprache, wie ihre ganze äußere Erscheinung. Der Oberarzt bot ihr daher einen Stuhl, auf den sie sich mit sichtlicher Erschöpfung niedersinken ließ, und fragte dann mit dem unverkennbaren Tone der Theilnahme:

„Darf ich wissen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?"

„Ich bin die Baronesse Pauline von Eisenstern, und die Braut des Hauptmann von Arnheim," entgegnete das junge Mädchen. „Mein Verlobter hat kurz vor seiner Verwundung an einer schweren Gemüthskrankheit gelitten, und was sein Arzt mir von den Fieberfantasien erzählt, läßt mich fürchten, daß die Krankheit wiederkehren und seinen Zustand ärger verschlimmern möchte, als vielleicht selbst die gefährlichsten Wunden es könnten, — deshalb nun glaube ich, daß meine Pflege, und vielleicht schon mein Anblick allein, die heilsamste Wirkung hervorbringen würde."

„Sie können Recht haben, mein gnädiges Fräulein," sagte theilnahmvoll der Oberarzt, „indeß wage ich nicht, Ihnen unbedingt meine Erlaubniß zu der Pflege des Verwundeten zu ertheilen, obgleich ich selbst nach dem, was Sie mir soeben sagten, nicht daran zweifle, daß Ihre Erscheinung, Ihre fortwährende Nähe, heilsam auf den Patienten wirken würde. — Gestatten Sie mir nur zwei Worte der Besprechung mit dem Arzte Ihres Herrn Verlobten."

Damit ging er zur Thür, und befahl der in dem Vorg stationirten Ordonanz, augenblicklich den Dr. Maschek auf

und ihm zu sagen, er möchte sobald als möglich kommen, weil er, der Oberarzt, ihm etwas Wichtiges zu sagen hätte.

Schon zwei Minuten darauf trat der Gesuchte ein, und als er das vernommen, was Pauline dem Oberarzt mitgetheilt hatte, sträubte er sich nicht länger, die Braut als Krankenwärterin seines gefährlichen Patienten anzunehmen.

Die heilsame Wirkung zeigte sich beinahe unmittelbar.

Als Pauline, welche nur mühsam einen lauten Ausbruch ihres Schmerzes unterdrückte, den geliebten Mann so leidend zu erblicken, an das Lager des Verwundeten trat, war dieser eben wieder von den heftigsten Fieberfantasien ergriffen, und wiederholt kamen in denselben die Namen seines ermordeten Bruders, Glogaus und der Agnes Sander vor.

Bebend vor Besorgniß, daß der unglückliche Wahn, den sie so erfolgreich bekämpft hatte, mit erneuerter Gewalt zurückkehren, und entweder zum Wahnsinn führen, und seine ohnehin geschwächten Kräfte gänzlich aufreiben möchte, — und das Letztere befürchtete namentlich der Arzt, wie er ihr nicht verhehlt hatte — trat Pauline zu Arnheim heran, legte sanft ihre Hand auf seinen Kopf, drückte ihm einen Kuß auf die in Fieberhitze glühende, in Angstschweiß gebadete Stirn, und flüsterte mit liebevollem, aus dem tiefsten Herzen erklingenden Tone: „Ernst! Mein theurer Ernst!“

Sein Name, so ausgesprochen, brachte eine beinahe zauberhafte Wirkung hervor.

Seit zwei Mal vierundzwanzig Stunden war Arnheim nicht ein Mal zum klaren Bewußtsein zurückgekehrt, und der Arzt hatte gegen den Lieutenant Meister unumwunden seine Besorgniß ausgesprochen, der Hauptmann möchte in das Jenseits hinübergehen, ohne noch einmal zur vollen Besinnung zurückzukehren.

Paulinen's liebevoller Ton aber schien die Nacht zu durchdringen, die bisher seinen Geist verdunkelt hatte.

Seine Augen verloren den starren Blick, der den Fieberwahnsinn verrieth, und mit Klarheit, wenn auch matt und halbverschleiert, richteten sie sich auf das geliebte Mädchen.

„Pauline!“ flüsterte er; ein Strahl unendlicher Freude glitt über sein blasses, abgemagertes und noch den Augenblick zuvor verzerrtes Gesicht; er re Hand, zog sie an seine Lippen und drückte einen inn ten Finger.

„Ich danke Dir!“ hauchte er dann kaum hörbar. „Du bist wieder mein rettender Engel!“

Dann fiel sein Kopf zurück auf das Lager, seine Augen schlossen sich, und er versank in einen sanften Schlaf, den ersten seit der ganzen Zeit seiner Verwundung.

Staunend sah der Arzt, der beobachtend an dem Fußende des Bettes gestanden hatte, diese Wirkung von dem bloßen Erscheinen Paulinens, und sich zu ihr wendend sagte er:

„Gnädiges Fräulein, Sie haben ein wahres Wunder vollbracht, und jetzt glaube ich auf Genesung hoffen zu dürfen!“

Diese Hoffnung schien in Erfüllung gehen zu sollen, denn von Tag zu Tag besserte sich das Befinden Arnheim's und die Fieberfantasien, die so verderblich gewirkt hatten, kehrten nicht ein einziges Mal zurück!

Bald war Arnheim im Stande, im Bette aufrecht zu sitzen, und sich mit Pauline und Meister zu unterhalten, der dem Mädchen vielfach bei der Pflege ihres Bräutigams behilflich gewesen war, und durch die kleinen Aufmerksamkeiten und Dienstleistungen, die er ihr erwies, nicht unwesentlich dazu beigetragen hatte, ihr ihre schwierige Aufgabe zu erleichtern.

Dadurch war das anfangs nur cameradschaftliche Verhältniß zwischen den beiden Offizieren bald zu einem wirklich freundschaftlichen geworden und es herrschte zwischen den beiden jungen Männern und dem jungen Mädchen schon nach kurzer Zeit ein sehr vertrauliches, beinahe inniges Verhältniß.

Als der Arzt endlich erklärt hatte, daß jede wirkliche Gefahr verschwunden sei, und nur noch die größte Schonung nothwendig sei, sagte Pauline zu ihrem Verlobten:

„Wie war es denn nur möglich, Ernst, daß Du aus der preußischen Gefangenschaft hierher nach Wien kommen konntest? — Viel eher hätte ich geglaubt, Du würdest Dich nach Prag bringen lassen, und das wäre doch wohl auch leichter gewesen?“

„Allerdings!“ entgegnete der Hauptmann. „Aber da ich nicht wissen konnte, wie lange der Krieg noch dauern würde, wünschte ich, so bald als möglich aus der Gewalt meiner angeborenen Landsleute befreit zu werden, denn ich konnte nicht ganz beruhigt über die Behandlung sein, die mir zu Theil werden würde, wenn man meine Flucht aus Glogau erführe. — Zwar kann es nicht als ein Verbrechen

betrachtet und bestraft werden, wenn ein Gefangener sich rantionirt, aber ich zog dennoch unbedingte Sicherheit vor. — Ich folgte daher dem Beispiele vieler anderen verwundeten österreichischen Offiziere und gab mein Ehrenwort, während dieses Krieges nicht mehr gegen Preußen zu dienen, wenn mir gestattet würde, mich zu den Meinigen nach Wien zu begeben. — Ich fühlte mich in meinem Gewissen über dies Versprechen beruhigt, da ich mir sagen mußte, daß ich ohnehin erst nach langer Zeit wieder dienstfähig sein würde."

„Bereitwillig wurde mein Anerbieten angenommen und mein Bitte erfüllt und ich machte mich unverzüglich hierher auf den Weg, nachdem ich Dir die wenigen flüchtigen Zeilen nach Prag geschrieben hatte, deren richtige Besorgung das preußische Generalcommando selbst mit anerkennenswerther Freundlichkeit versprach."

„Flüchtig genug waren Deine Zeilen allerdings," sagte Pauline lächelnd. „Denn kaum konnte ich Deine Handschrift aus den wenigen Worten erkennen:

„Suche mich in Wien auf, wohin ich mich verwundet begebe. — Dein Ernst."

„Diese lakonische Kürze, noch mehr aber das sichtliche Zittern, mit dem Du die wenigen Worte geschrieben hattest, erfüllten mich mit der lebhaftesten Besorgniß, so daß ich nicht schnell genug nach Wien kommen zu können glaubte; aber noch war der Verkehr zwischen Prag und Wien nicht frei und nur der Protection des General von Rosenberg-Grusczieskh, an den ich mich persönlich wendete, nachdem ich durch seine Vermittelung Deine Zeilen erhalten hatte, und der sich gegen mich sehr liebenswürdig benahm, hatte ich es zu verdanken, daß ich die Reise unmittelbar antreten konnte."

„Daß meine Zeilen unleserlich und mit zitternder Hand geschrieben waren, glaube ich gern," sagte der Hauptmann von Arnheim lächelnd, „denn ich war so angegriffen, so erschöpft, daß ich selbst daran zweifelte, Wien lebend erreichen zu können."

„Aber was war denn dazu die Veranlassung?" fragte Pauline. „Dein Arzt sagte mir doch, es wären weniger Deine Wunden gewesen, als Dein moralischer Zustand, was für Dich die dringende Todesgefahr herbeiführte, die jetzt Gott sei Dank überstanden ist!"

„Ach, Pauline," sagte Arnheim mit einem schweren Seufzer, „wüßtest Du, was ich in der Nacht nach der Schlacht von Königgrätz auszustehen gehabt habe, und zwar nicht blos körperlich sondern auch

geistig, so würde Dir der Zustand der Schwäche und der moralischen Zerrüttung, in welchem ich mich während der ersten Tage meines hiesigen Aufenthaltes befand sehr begreiflich erscheinen."

„Mein armer Ernst!" sagte Pauline mit inniger Theilnahme.

„Würde es Sie nicht zu sehr aufregen, Herr Hauptmann, wenn Sie uns Ihre Erlebnisse während der Nacht erzählten, die Sie auf dem Schlachtfelde zubrachten?" fragte der Lieutenant Meister. „Ich darf nach einzelnen Aeußerungen, die Sie in Ihren Fieberfantasien ausstießen, vermuthen, daß diese Mittheilungen ebenso interessant, als ergreifend sein würden."

„Das sind sie in der That, wie ich wohl behaupten darf," entgegnete Arnheim. „So hören Sie; denn ich glaube, daß mir diese Schilderung, die mich noch vor wenigen Tagen furchtbar aufgeregt hätte, jetzt nicht nachtheilig sein wird."

„Von drei preußischen Kugeln zugleich getroffen, sank ich zu Boden, und mein Bewußtsein schwand.

„Viele Stunden muß ich in todesähnlicher Erstarrung gelegen haben, denn als ich die Augen aufschlug, war es Nacht; die Sterne funkelten an dem Himmel und ein schmaler grauer Streifen im Osten des Horizontes verkündete die Nähe des anbrechenden Tages.

„Ich erwachte durch ein unbehagliches Gefühl des Fröstelns, welches der heißen Jahreszeit ungeachtet, meine Glieder durchrieselte.

„Es währte einige Zeit, bevor ich mir klar bewußt wurde, was mit mir vorgegangen sei, und wo ich mich befände. Dann aber erkannte ich den Grund meines Fröstelns.

„Ich war meiner Kleider beraubt, und mein blutgetränktes Hemd, das einzige Kleidungsstück, welches man mir gelassen hatte, war von dem Nachtthau ganz durchnäßt.

„Wie ich mehr und mehr zur Besinnung kam, wurde es mir klar, daß ich von jenen menschlichen Geiern ausgeplündert worden war, welche beutegierig auf den Schlachtfeldern umherschweifen, um die Leichen zu berauben, und die dabei vor keinem Frevel zurückschrecken.

„Sobald ich diese Ueberzeugung gewann, griff ich voll Schrecken nach meinem Verlobungsringe!"

„Ach, das theuere Andenken war mir vom Finger gezogen, und wäre mir noch ein Zweifel meiner verbrecherischen Beraubung geblieben, so hätte dieser Verlust ihn beseitigen müssen.

„Aber auch noch ein weiterer Beweis sollte mir werden!

„Ich stützte mich mühsam auf den Elbogen und sah umher, da erblickte ich kaum zwanzig Schritt von mir entfernt einen Auftritt, der mir das Blut in den Adern erstarren machte.

„Ein Mann, den seine zerlumpte Kleidung, sein wildverworrener Bart, sein struppiges Haar, nur zu deutlich als einen Vagabunden der gefährlichsten Art bezeichneten, beugte sich über einen der Gefallenen, eine Leiche, wie ich meinte.

„Das Gesicht dieses Menschengeiers, — denn diesem verworfenen Gelichter gehörte der Kerl offenbar an — wurde grell durch den Lichtstrahl einer halbgeöffneten Blendlaterne beschienen, welche eine neben ihm stehende, ebenfalls zerlumpte weibliche Gestalt hielt, und ich sah in eine wahre Galgenphysiognomie.

„Nun, wie lange machst Du denn, bis Du ihm den Ring vom Finger ziehst?“ fragte das Weib mit widerlich krächzender Stimme.

„Er sitzt so fest, daß ich ihn nicht herunterbringen kann, „entgegnete brummend der Mann. „Wir wollen ihm daher den Ring lassen, und ihm nur die Kleider ausziehen.“

„Was fällt Dir ein!“ zankte das Weib. „Wir haben schon so viele Kleider, daß wir den Karren kaum noch werden ziehen können, und wir können uns daher nicht noch mit mehr bepacken. Uebrigens ist der Ring allein auch werthvoller, wie der ganze Anzug.“

„Aber ich sage Dir ja, daß ich den Ring nicht vom Finger bringe!“ entgegnete der Mann ärgerlich.

„Kannst Du den Ring nicht vom Finger nehmen, so nimm den Finger von der Hand!“ sagte mit einem heiseren Lachen, das aus der Hölle zu ertönen schien, das Weib.

„Da,“ fügte es dann hinzu, und ich sah, wie es dem Manne einen Gegenstand reichte, „nimm das Messer; es ist scharf, und Du wirst damit ohne Mühe den Finger abschneiden können.“

„Urschel, Du bist ja ein wahrer Satan!“ sagte mit einer abwehrenden Bewegung der Mann. „Ob wir den Ring mehr haben oder nicht, darauf kömmt nichts an. Wir haben so schon reiche Beute.“

„Du bist eine feige Memme und verdientest eher ein altes Weib zu sein, wie ich!“ sagte die Megäre mit dem früheren, widerlichen Lachen.

„Willst Du den Finger abschneiden oder nicht?“

„Nein!“ sagte mit entschieden

„Lächerliche Scheu!“ schalt das Weib. „Es ist ja doch nur der Finger einer Leiche.“

„Wenn auch!“ brummte der Mann, „ich mag auch eine Leiche nicht verstümmeln!“

„Nun, so werde ich es thun!“ kreischte die Hexe, stieß den Mann heftig bei Seite, kniete neben Dem nieder, der ihrer Habgier, ihrer Raubsucht verfallen war, ergriff den Finger und schnitt mit dem Messer hinein.

Da stieß der Unglückliche, der den Händen dieses entsetzlichen Weibes hilflos preisgegeben war, einen leisen Schmerzensschrei aus.

„Du willst den Ring nicht gutwillig hergeben, mein Püppchen?“ sagte der weibliche Unhold. „Das hilft Dir aber nichts; ich muß ihn doch haben!“

„Und ohne auf das immer lauter, immer kläglicher werdende Geschrei des Verwundeten zu achten, den der Schmerz von den schon vor ihm geöffneten Pforten des Todes zurückgerufen hatte, fuhr sie fort in ihrer Bemühung, den Finger mit dem Ringe von der Hand zu trennen.

„Du kannst Dir wohl denken, meine theure Pauline,“ fuhr der Hauptmann von Arnheim in seiner erschütternden Erzählung fort, „mit welchen Gefühlen des Abscheus, des Entsetzens und zuletzt des Mitgefühles ich diesen ganzen Auftritt beobachtet habe.

„Mehrmals machte ich den Versuch, mich von dem Boden zu erheben und den nichtswürdigen Frevel zu hindern, doch ich war durch den Blutverlust zu sehr entkräftet.

„Die Schmerzensschreie des Todtgeglaubten verliehen mir endlich eine wunderbare Kraft. Ich stand auf, wankte zu der Gruppe hin, packte den Arm, mit welchem die Furie das Messer hielt und schrie so laut ich es vermochte:

„Scheusal, Du verdienst in der Hölle zu braten!“

„Erschrocken sah das Weib empor, und als sie eine blutige, beinahe nackte und leichenblasse Gestalt mit wild funkelnden Blicken hinter sich gewahrte, wurde allem Anscheine nach die Stimme ihres Gewissens durch meine Worte wach geschrieen, denn mit dem Ausdrucke des Entsetzens rief sie:

„Jesus, Maria und Josef; ein Geist! Ein Gespenst!“

„Die Blendlaterne entfiel ihrer Hand und sie entfloh; mit wilden Sätzen eilte ihr Begleiter hinter ihr her.

„Nach der augenblicklichen Ueberreizung aller meiner Kräfte wurden meine Nerven plötzlich wieder abgespannt, und ich sank neben dem Unglücklichen nieder.

„Noch aber fühlte ich mich stark genug, um den Versuch zu machen, ob ich meinem Leidensgenossen Hilfe bringen könnte.

„Ich ergriff daher die Blendlaterne, welche das abscheuliche Weib hatte fallen lassen.

„Denn obgleich die Morgendämmerung rasch zunahm, hielt ich die Hilfe eines helleren Lichtes dennoch nicht für überflüssig.

„Ich beleuchtete damit die Hand und konnte mich nicht enthalten, einen Schrei des Entsetzens und des Abscheus auszustoßen, denn die Megäre hatte vor ihrer Flucht, oder vielmehr noch ehe ich sie in ihrem Vorhaben störte, die Zeit gefunden, ihren blutigen Raub auszuführen.

„So frisch aber die Wunde noch war, floß das Blut aus derselben nur in einzelnen dicken Tropfen und diese gerannen augenblicklich.

„Das fiel mir auf, eben so aber auch die gelblich-weiße Haut der Hand.

„Ich hob daher die Blendlaterne zu dem Gesichte des Verstümmelten empor und blickte in die starren, gebrochenen Augen einer Leiche.

„Mit einem gellenden Schrei sank ich nieder auf den Todten, denn ich hatte in ihm den Hauptmann Hölzl, meinen liebsten Cameraden, meinen theuersten Freund, erkannt!"

Die beiden Zuhörer waren so mächtig erschüttert durch die Erzählung des Hauptmann von Arnheim, daß kein Wort über ihre Lippen kam; der Erzähler selbst aber hatte seinen Kräften zu viel zugetraut, denn durch die lebhafte Erinnerung an den Tod seines Freundes und die besondern Umstände bei demselben, fühlte er sich ganz erschöpft; der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn und er sank zurück auf sein Kissen, indem er leise vor sich hinmurmelte:

„Mein armer Hölzl! — So sterben zu müssen!"

Es entstand eine längere Pause, denn weder die beiden Männer, noch das von Rührung ergriffene Mädchen, fanden Worte, ein neues Gespräch zu eröffnen.

Der Hauptmann von Arnheim war trotz seiner Schwäche der Erste, der sich faßte.

„Ich wurde aus meiner Ohnmacht dadurch erweckt," fuhr er in der Schilderung seiner Erlebnisse fort, „daß die Berührung rauher

Hände mir heftige Schmerzen verursachte. Das war aber ein Glück für mich, sonst würde ich lebendig in die nahe Grube geworfen worden sein, die schon mehrere Leichen aufgenommen hatte und in der auch mein armer Hölzl seine letzte Ruhestätte unmittelbar darauf fand, als ich durch meine Klagelaute das erste Lebenszeichen gab, indem ich zugleich die Augen aufschlug.

„Ich wurde auf einen Wagen gehoben, der eben mit einigen anderen Schwerverwundeten, die in das nächste Feldlazareth geschafft werden sollten, vorüberfuhr; da sah ich, wie die Handlangerdienste verrichtenden Todtengräber meinen geliebten Freund mit einer Rohheit, als wäre er ein Stück Holz, in das gemeinschaftliche Grab hinabstürzten, und abermals schwand bei diesem Anblicke mein Bewußtsein.

„Ich erwachte erst wieder, als meine Wunden verbunden waren und bald darauf traten meine Fieberfantasien ein.

„Erst am nächsten Tage gelangte ich zu einiger geistigen Freiheit und ich benutzte diese, um auf die erwähnte Weise meine Entlassung aus der Gefangenschaft zu bewirken. Als ich sie erlangt hatte, schrieb ich an Dich, meine Pauline, die Zeilen, durch die ich Dich bat, mich hier in Wien aufzusuchen, wo Du zur rechten Zeit als mein Rettungsengel erschienst, denn ohne Dich wäre ich jetzt eben so gewiß eine Leiche, wie ich nun hoffe, mich des Daseins noch lange erfreuen zu dürfen, um an Deiner Seite ein glückliches Leben zu führen!“

Ein beredter Blick Paulinens sagte ihm mehr als Worte es vermocht hätten, und wieder verging eine längere Pause, bevor ein neues Gespräch über gleichgiltige Gegenstände in Gang kam.

Dies hatte noch nicht lange gewährt, als die Thür geöffnet wurde und auf der Schwelle eine junge Dame erschien, welche offenbar durch den hinter ihr stehenden Krankenwärter zu diesem Zimmer gewiesen worden war.

Verwundert blickten die Drei, welche sich in demselben befanden, auf, Pauline aber, welche der Thür zunächst war, hatte die Eintretende kaum bemerkt, als sie von ihrem Sitze aufsprang, auf sie zueilte, sie in ihre Arme schloß und mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Freude rief:

„Meine theure, innig geliebte Margarethe!“

Doch plötzlich wurde sie ernst, blickte zu dem Lager ihres Verlobten hinüber und sagte mit bebender Stimme:

„Aber, was führt denn Dich hierher?“

Margarethe Braunthal — denn sie war es — hatte den Blick ihrer Freundin aufgefangen und rief lachend:

„Du bist eifersüchtig auf Deine beste Freundin, Pauline? — Pfui, schäme Dich! — Aber beruhige Dich, denn nicht Dein Bräutigam ist die Ursache meines Erscheinens in diesem Zimmer, sondern — Der hier!“

Damit eilte sie auf Meister zu, der sich bei ihrem Eintritte rasch erhoben und nach seinen Krücken gegriffen hatte, ohne deren Beistand er keinen Schritt zu thun vermochte, und selbst die wenigen, die ihm gestattet waren, erst seit dem gestrigen Tage.

Dann wendete sie sich um zu ihrer Freundin und sagte mit neckendem Tone:

„Du hast zwar natürlich schon die Bekanntschaft dieses Herrn gemacht, aber dennoch stelle ich ihn Dir als meinen Verlobten, den Herrn Oberlieutenant Meister vor. — Nun sei aber auch so gut, Deinem Verlobten zu sagen, wer ich bin, denn obgleich ich ihn kenne, glaube ich doch, daß er noch nicht weiß, in welchem Verhältniß ich zu Dir stehe.“

Erröthend über die Blöße, die sie sich durch ihre Eifersucht gegeben hatte, sagte Pauline zu dem Hauptmanne Arnheim sich wendend:

„Margarethe Braunthal, meine beste Freundin aus der Pensionsanstalt, in der wir drei traurige und dennoch oft auch sehr heitere Jahre mit einander verlebten.“

Meister hatte bei diesem ganzen Auftritte wie auf Kohlen gestanden, denn er sehnte sich, zu erfahren, welcher glückliche Zufall seine Margarethe nach Wien führte.

Er sah es auch Margarethen an, daß sie eine Erklärung ihres plötzlichen Erscheinens, eine vertrauliche Mittheilung, wünschte; diese war aber unter den obwaltenden Umständen unter vier Augen nicht möglich, daher nahm er seinen Muth zusammen, und sagte:

„Mein theurer Herr Hauptmann, und Sie, mein verehrtes gnädiges Fräulein, Sie werden es gewiß nicht übel nehmen, wenn ich meine Verlobte bitte, mir zu erklären, wie es kömmt, daß sie, die ich in der äußersten Spitze des nordöstlichen Böhmens, weit hinter den vordringenden Preußen vermuthete, so plötzlich hier in Wien erscheint?“

„Sie machen uns durch diese Mittheilung selbst neugierig,“ sagte der Hauptmann, „denn ohne Zweifel haben dabei ungewöhnliche

Umstände obgewaltet und gewiß hat das Fräulein manches Interessante zu erzählen."

„Darin irren Sie, Herr Hauptmann," sagte Margarethe, „denn was ich allenfalls erzählen könnte, betrifft nur mich selbst und würde daher für Sie Beide nur von sehr geringem Interesse sein."

„Wie kannst Du so sprechen!" rief Pauline. „Bist Du nicht meine beste Freundin und darfst Du daher nicht überzeugt sein, daß mich Alles interessirt, was Dir höchst wahrscheinlich Außergewöhnliches begegnet ist? — Daß aber Deinem Bräutigam keines Deiner Worte gleichgültig ist, bezweifelst Du doch gewiß nicht."

„Liebe Margarethe," nahm Meister das Wort, „auch ich bitte Dich, den Wunsch Deiner Freundin und des Herrn Hauptmanns zu erfüllen, denn ich kann nicht leugnen, daß ich in hohem Grade gespannt darauf bin, zu erfahren, welchen jedenfalls außergewöhnlichen Umständen ich das Glück verdanke, Dich hier zu sehen?"

Margarethe sah ein, daß es als Ziererei erscheinen würde, wollte sie sich noch länger weigern, den allgemein gegen sie ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen.

Sie sagte daher, zu dem Hauptmann und ihrer Freundin sich wendend:

„Hat mein Verlobter Ihnen schon erzählt, unter welchen Umständen wir uns von einander trennten?"

Hauptmann von Arnheim und Pauline verneinten gleichzeitig diese Frage, und Margarethe schilderte nun die uns bereits bekannten Ereignisse bis zu dem Augenblicke, als der Lieutenant Webersheim sich so auffallend, so frech sogar, gegen sie benommen hatte, dann nach Königinhof gefahren war und Margarethe und ihre Tante darauf früh am Abend mit der Hoffnung zur Ruhe gingen, den Menschen nicht wiederzusehen, der ihre gastfreundliche Pflege mit solcher Undankbarkeit vergolten hatte.

„Meine Hoffnung sollte aber grausam getäuscht werden," fuhr Margarethe fort, als sie so weit gekommen war.

„Ich hatte erst kurze Zeit geschlafen, als Peppi, das Mädchen, welches meine Tante mir zu meiner persönlichen Bedienung überwiesen hatte, so hastig in mein Zimmer trat, daß der dadurch verursachte Lärm mich erweckte.

„Erschrocken fuhr ich in meinem Bette empor, an das sie mit einem Lichte trat, welches heftig in ihrer Hand zitterte, während ihr Gesicht ganz blaß und entstellt war.

„Alles sagte mir, daß etwas ganz Außergewöhnliches und allem Anscheine nach etwas Fürchterliches vorgefallen sein mußte.

„Mein erster Gedanke war meine Tante und erschrocken rief ich aus:

„Peppi, meine Tante ist doch nicht etwa plötzlich gefährlich erkrankt?"

„Nein, Fräulein," entgegnete das Mädchen, „Frau von Baumhuber ist ganz gesund, nur heftig erschrocken und Ihretwegen in großer Angst."

„Meinetwegen?" fragte ich verwundert.

„Ja, ja; die gnädige Frau läßt Sie daher dringend bitten, sich so schnell als möglich anzukleiden, und zu ihr hinüber zu kommen."

„Aber was ist denn nur vorgefallen?" fragte ich, immer mehr erstaunend, während ich mich mit Peppi's Hilfe zugleich eilig in die Kleider warf.

„Ich weiß es selbst nicht," sagte das Mädchen, „aber es muß etwas sehr Schlimmes sein, denn Frau von Baumhuber erschrak heftig, als sie den Wallinger angehört hatte, der die Thür beinahe sprengte, um in das Haus zu gelangen, und den ich dann auf sein dringendes Verlangen auf der Stelle zu der gnädigen Frau führen mußte."

„Wer ist denn der Wallinger?" fragte ich, während ich meinen flüchtigen Anzug vollendete.

„Der Lohnfuhrherr aus Königinhof," entgegnete Peppi. „Er war früher hier Kutscher, und die gnädige Frau hat ihm zur Belohnung seiner zehnjährigen treuen Dienste so viel Geld gegeben, als er außer seinem Ersparten noch brauchte, um in Königinhof ein eigenes Geschäft anzufangen."

„Diese Mittheilung machte mir das Mädchen schon auf dem Wege zu meiner Tante.

„Als ich in ihr Zimmer eintrat, ging sie, unter dem übergeworfenen Mantel kaum nothdürftig bekleidet, in heftiger Aufregung hin und her, während in der Ecke ein mir fremder Mann stand, ohne Zweifel der Fuhrherr Wallinger, dessen Peppi gegen mich erwähnt hatte.

„Ich täuschte mich darin auch nicht, denn kaum erblickte mich meine Tante, als sie zu ihm sagte:

„Lieber Wallinger, erzählen Sie jetzt die Sache meiner Nichte

noch einmal, damit sie gleich weiß, woran sie ... unruhig, zu verwirrt dazu."

„Der Mann richtete einen theilnahmvollen Blick ... sagte dann hastig:

„Ich habe den preußischen Offizier, der lange hier bei ... Quartier gelegen hat, heute Abend von Königinhof hierher fahren ...

„Der Wagen war umgeben von zehn Dragonern, und zu ... Lieutenant setzten sich noch zwei Infanteristen in den Wagen.

„Das Alles machte mich neugierig, denn es galt offenbar irgend eine wichtige Expedition; ich lauschte daher soviel ich konnte auf jedes Wort, das in dem Wagen gesprochen wurde.

„Meine Neugier steigerte sich aber und wurde bald zur Angst, als ich mehrmals den Namen der Frau von **Baumhuber** nennen hörte, und endlich soviel heraushorchte, daß es sich um die Entführung ihrer Nichte handelte."

„Um meine Entführung?" rief ich erschrocken, verwundert, zugleich aber auch ungläubig. „Sie müssen falsch gehört haben, mein Herr," sagte ich dann. „Um ein schwaches Mädchen zu entführen, bietet man nicht solche militärische Streitkräfte auf!"

„Es ist auch keine gewöhnliche Entführung," entgegnete **Wallinger**, „sondern ich hätte wohl eigentlich sagen sollen: „Eine Arretirung."

„Eine Arretirung?" rief ich mit wachsendem Erstaunen; „was soll ich denn aber verbrochen haben?"

„Das weiß ich selbst nicht," entgegnete der Königinhofer Fuhrherr, „sondern nur so viel, daß der Lieutenant den Befehl erhalten hat, Sie zu verhaften, und nach Preußen abzuführen. — Und es muß ihm gewaltig viel daran liegen, Ihrer habhaft zu werden, denn als wir hier ankamen, nahm er sogleich die Reiter mit sich, um den Garten der Frau von **Baumhuber** zu umstellen, und Ihnen noch außerdem jeden möglichen Ausweg zur Flucht abzuschneiden.

„Dazu braucht er aber wenigstens eine halbe Stunde, und diese benutzte ich, um hierher zu eilen, und Sie, gnädiges Fräulein, die Nichte meiner Wohlthäterin, zu warnen, und wo möglich zu retten. — Jetzt aber ist es die höchste Zeit, einen Entschluß zur Flucht zu fassen, denn vielleicht ist der Lieutenant mit dem Verhaftsbefehl schon in den nächsten Minuten hier, und dann wäre es zu spät, ihm noch zu entgehen."

„Mein Gott, was soll ich aber anfangen?“ rief ich rath- und hilflos. „Wollte ich mich in dem Hause verstecken, so nützte das nichts, denn offenbar ist Webersheim zu dem Aeußersten entschlossen, und bei dem Wege, den er schamlos eingeschlagen hat, um mich in seine Gewalt zu bekommen, ohne sich straffällig zu machen, würde er nicht eher ruhen, als bis er mich gefunden hätte.“

„Fräulein,“ rief Peppi, die ich schon aus einzelnen kleinen Zügen als ein eben so kluges wie resolutes Mädchen kennen gelernt hatte, „kommen Sie rasch mit mir auf meine Kammer, und legen Sie einen Anzug von mir an. — Ich nehme dann Ihren Hut und Ihr Tuch, und wenn die Soldaten eindringen, um Sie zu suchen, ergreife ich so sichtlich, daß ich bemerkt werden muß, die Flucht. Ich will dann meine Verfolger schon so lange umher hetzen, daß Sie die Zeit finden werden, glücklich zu entfliehen, wozu Ihnen der gute Wallinger gewiß gern behilflich ist. Er kennt hier im Garten und im Dorfe jeden Schlupfwinkel, so daß Sie mit seinem Beistande gewiß entkommen werden!“

„Das ist ein guter Plan!“ sagte meine Tante. „Nun aber mach, daß Du fortkommst, und Gottes bester Segen sei mit Dir!“

„Sie küßte mich auf die Stirne; ich schloß sie zitternd in die Arme, riß mich dann gewaltsam los von ihr und eilte auf die Thür zu.

„Halt, Margarethe! — Noch Eines!“ rief sie, eilte an ihren Schreibtisch und kehrte zurück mit einer Brieftasche, die sie mir in die Hand drückte.

„Das Geld wird hoffentlich zu Deiner Flucht hinreichen,“ sagte sie dabei und schob mich darauf selbst zur Thür hinaus.

„Die Umkleidung in den Anzug Peppis war in unglaublich kurzer Zeit vollbracht; dann eilte ich mit dem Mädchen die Stiege hinab, nach meinem Zimmer, um ihr meinen Hut und Mantel zu geben.

„Auf diesem Wege kamen wir an dem Zimmer vorüber, welches der Lieutenant Webersheim bewohnte.

„Der Zufall wollte, daß die Thür offen stand und der Bursche des Lieutenants nicht darin zugegen war.

„Von einem peinlichen Gefühle ergriffen, indem ich daran dachte, wie dieser Mensch die Güte und Sorgfalt vergolten hatte, die wir ihm, dem Fremden, dem Feinde, bewiesen, warf ich einen Blick hinein, da wurde ich von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, den ich für eine Eingebung des Himmels halten muß.

„Auf dem Tische lag der Revolver des Lieutenants; ich sprang darauf zu, ergriff ihn, und eilte dann mit Peppi weiter.

„An der Hausthür wartete unserer der ehrliche Wallinger, der durch den Beistand, welchen er mir leistete, viel wagte, denn wenn Webersheim erfuhr, daß er es wär, der mich ihm entriß, so konnte es ihm schlecht ergehen. Zahlreiche Beispiele, von denen man erzählte, ließen es leider nicht bezweifeln, daß die Preußen vor keiner Gewaltthat zurückschreckten, wo von der Bevölkerung irgend eine Handlung verübt wurde, welche von den Kriegern der Intelligenz für einen Act der Feindseligkeit ausgelegt werden konnte.

„Um Gottes und aller Heiligen Willen," sagte Wallinger, „lassen Sie uns eilen, gnädiges Fräulein, denn ich müßte mich sehr irren, oder ich habe die Stimme des Lieutenants schon ganz nahe bei dem Hause gehört, wie er einem seiner Leute Befehle ertheilte."

„Ich wollte die Thür öffnen, aber Peppi zog meine Hand zurück, indem sie ängstlich rief:

„Liebes Fräulein, gehen Sie durch die kleine Seitenthür, die der Lieutenant vielleicht nicht einmal kennt; ich will durch diese Thür entfliehen, sobald die Soldaten in das Haus gedrungen sind."

„Der Rath schien gut zu sein, und ich eilte daher, ihn zu befolgen, aber es fehlte wenig, so wäre ich dadurch in das Verderben gerathen, denn kaum war ich durch die kleine Seitenthür in den Garten getreten, als ich zu meinem Schreck Webersheim gegenüber stand.

„Ha, was ist das?" rief er, und streckte die Hand gegen mich aus, um meinen Arm zu ergreifen.

„Hatte er mich, trotz meiner Verkleidung, erkannt? Ich weiß es nicht, aber fest entschlossen, selbst das Aeußerste zu wagen, um nicht in seine Gewalt zu gerathen, drückte ich einen Schuß des Revolvers auf ihn ab.

„Zwar traf ich ihn nicht, aber ich hatte doch so viel gewonnen, daß er scheu zurückwich, weil er wußte, daß noch mehrere Schüsse schnell hintereinander folgen könnten.

„Diesen Moment seines Zögerns benutzte ich, stieß ihn mit aller Kraft, deren ich fähig war, zur Seite, und ergriff die Flucht; er aber verfolgte mich.

„Da fühlte er sich von hinten ergriffen und zu Boden geschleudert.

„Wallinger, den der Lieutenant nicht bemerkt hatte, und den derselbe zum Glück nicht erkannte, war mir zu Hilfe gekommen!

„In der nächsten Secunde war er an meiner Seite, ergriff meine Hand, zog mich gewaltsam mit sich fort, und flüsterte mir dabei ängstlich zu:

„Wenn wir ihm jetzt nicht entgehen, sind wir Beide verloren!“

„Die Furcht beflügelte meine Schritte, aber schon hatte der Lieutenant sich aufgerafft; wir hörten ihn hinter uns, und vielleicht würde ich ihm nicht entgangen sein, wäre nicht in diesem Augenblicke aus einem entfernten Theile des Gartens der Ruf erschallt:

„Das ist sie! — Haltet sie fest!“

„Es mußte Peppi sein, welche von den Leuten des Lieutenants bemerkt worden war; dieser sah sich dadurch veranlaßt, von meiner Verfolgung abzustehen und nach jener Richtung zu eilen, wo er seine Anwesenheit für nothwendiger erachten mochte.

„Ich war so außer Athem, daß ich einen Augenblick stehen bleiben mußte, um Luft zu schöpfen; aber Wallinger gönnte mir keine lange Ruhe.

„Fort, Fräulein!“ sagte er dringend. „Nehmen Sie Ihre Kräfte zusammen; in dem Dorfe dürfen Sie nicht bleiben, denn wenn Peppi erkannt worden ist, wird ohne Zweifel jedes Haus, jeder Winkel im ganzen Orte genau nach Ihnen durchsucht. Sie müssen daher weiter weg; auch möchte ich gern wieder bei meinem Fuhrwerk sein, bevor die Preußen nach dem Gasthause zurückkommen, denn wenn sie mich nicht fänden, möchten sie vermuthen, daß ich es gewesen bin, der ihren Plan verrathen und Ihnen, gnädiges Fräulein, zur Flucht verholfen hat; das dürfte aber für mich sehr schlimme Folgen haben, deshalb müssen die Feinde mich fest schlafend finden und die Wirthsleute werden dann darauf schwören, daß ich nicht einen Schritt aus dem Hause gesetzt habe.“

„Indem Wallinger mich dann wieder mit sich fortzog, lachte er vergnügt vor sich hin:

„Die Herren Preußen, die sich für so gewaltig klug halten, mögen sich die Köpfe darüber zerbrechen, wie es gekommen ist, daß ihre gehoffte Beute ihnen entging; das werden sie sich aber schwerlich einbilden, daß ein „dummer Oesterreicher“, — wie sie uns immer nennen — ihnen eine Nase gedreht hat!“

„Bald darauf erreichten wir einen schmalen Gang, der zwischen Gärten hin, auf das freie Feld führte.

„Wallinger blieb hier stehen.

„Diesen Fußsteig verfolgen Sie, gnädiges Fräulein," sagte er. „Ich muß Sie hier verlassen, denn wenn ich Sie noch weiter begleite, so könnte Ihnen das eher nachtheilig als vortheilhaft sein; auch muß ich an meine eigene Sicherheit denken. — Wenn Sie immer gerade aus gehen, so kommen Sie in das nächste Dorf und von da mögen Gott und alle Heiligen Sie weiter geleiten."

„Zu einem langen Abschied war keine Zeit; ich drückte daher mit einem kurzen aber herzlichen: „Ich danke Ihnen," dem braven Manne die Hand und eilte vorwärts.

„Was ich von meiner weiteren Flucht zu sagen habe, ist ohne Wichtigkeit und Interesse," schloß Margarethe ihre Erzählung. „Ich habe daher nur noch das hinzuzufügen, daß ich bei dem Landvolke überall den willigsten und thätigsten Rath und Beistand fand, daß ich glücklich durch die preußischen Linien gelangte und endlich Wien erreichte, nach manchen Mühseligkeiten zwar, aber doch ohne wirkliche Gefahren. — Dich hier aufzufinden," sagte sie zu Meister gewendet, „wurde mir nicht schwer, nachdem ich aus den Zeitungen bereits wußte, daß Du verwundet hierher gebracht worden wärest!"

Noch tauschten die Freunde ihre Ansichten über die Flucht Margarethens aus, und es wurde dabei einstimmig ein hartes aber wohlverdientes Verdammungsurtheil über das Benehmen des Lieutenants Webersheim ausgesprochen, da wurde ihre Unterhaltung durch den Eintritt des Krankenwärters unterbrochen, der einen Offizier hereinführte und auf Meister deutend, zu demselben sagte:

„Dies ist der Herr Oberlieutenant Meister!"

Der Krankenwärter ging, und sich gegen den Hauptmann von Arnheim, so wie gegen die beiden Damen verbeugend, sagte der Offizier zu Meister:

„Herr Oberlieutenant, Sie möchten zu Sr. k. Hoheit, dem Herrn Erzherzog Wilhelm kommen, sobald Ihre Wunde Ihnen den Gang gestattet!"

Freudig überrascht durch diesen Befehl, der Gutes zu verheißen schien, entgegnete Meister:

„Ich werde nicht ermangeln, dem Befehle zu gehorchen und hoffe, schon in den nächsten Tagen dazu im Stande zu sein!"

Nachdem der Abgesandte des Erzherzogs sich entfernt hatte, knüpften die vier befreundeten Personen wieder ein gemeinschaftliches Gespräch an, und die eigenen Erlebnisse, so wie der stürmische Gang der öffent-

lichen Ereignisse, verlieh demselben so viel Interesse und Mannigfaltigkeit, daß die Zeit ihnen schnell entfloh, zumal trübe Gedanken in Beziehung auf ihre nächste Zukunft ihnen keine Sorge machten.

Zwar hatten sowohl der Hauptmann von Arnheim als Meister nach dem jüngsten Ausspruche ihres Arztes alle Aussicht, invalide zu bleiben, allein das machte ihnen wenig Kummer, da das Glück ihres Lebens durch die Liebe gesichert war.

Zwei Tage darauf unternahm Meister mit der Bewilligung seines Arztes den Gang zu dem Erzherzog, dem er noch seinen Dank für die Bestätigung des von ihm absichtslos usurpirten Ranges als Oberlieutenant abzustatten hatte.

Als er, des Ganges auf den beiden Krücken noch ungewohnt, und sorgfältig jede Berührung des verwundeten Beines mit dem Straßenpflaster vermeidend, sich mühsam fortschleppte, stand er, um eine Straßenecke biegend, plötzlich einem Wiener Freiwilligen so nahe gegenüber, daß wenig fehlte und die beiden Männer wären aneinandergestoßen.

Der Freiwillige, ein junger Mann mit einem feinen intelligenten Gesichte, grüßte militärisch und wollte mit einer höflichen Entschuldigung ausbiegen; da überzog plötzlich dunkle Röthe sein Gesicht und mit dem Tone der höchsten Verwunderung rief er aus:

„Herr Neumeister! Und in der Uniform eines österreichischen Offiziers?“

Meister seinerseits hatte den Freiwilligen jetzt ebenfalls fester in das Auge gefaßt und beinahe gleichzeitig mit demselben und mit dem Tone nicht geringeren Staunens rief er:

„Der Kammerdiener des Grafen Woronski!“

Beide Männer schienen über ihre Begegnung erschrocken zu sein und gegenseitig in Verlegenheit zu gerathen, denn sie hatten von ihrem Vorleben Manches zu verbergen, dessen Kenntniß sie aller Welt zu entziehen wünschten, und hier standen sie so plötzlich dem einzigen Menschen gegenüber, der in ganz Wien, vielleicht in ganz Oesterreich, von ihnen mehr zu sagen gewußt hätte, als ihnen lieb gewesen wäre.

Neumeister, oder vielmehr Meister, wie er jetzt nur noch für uns heißt, hatte sich zwar durch sein neues Leben seit zwei Jahren ehrenhaft aus der Tiefe erhoben, in die er hinabgesunken war, als er Eduard, den er nur als den Kammerdiener Woronski's, nicht

„Diesen Fußsteig verfolgen Sie, gnädiges Fräulein," sagte er. „Ich muß Sie hier verlassen, denn wenn ich Sie noch weiter begleite, so könnte Ihnen das eher nachtheilig als vortheilhaft sein; auch muß ich an meine eigene Sicherheit denken. — Wenn Sie immer gerade aus gehen, so kommen Sie in das nächste Dorf und von da mögen Gott und alle Heiligen Sie weiter geleiten."

„Zu einem langen Abschied war keine Zeit; ich drückte daher mit einem kurzen aber herzlichen: „Ich danke Ihnen," dem braven Manne die Hand und eilte vorwärts.

„Was ich von meiner weiteren Flucht zu sagen habe, ist ohne Wichtigkeit und Interesse," schloß Margarethe ihre Erzählung. „Ich habe daher nur noch das hinzuzufügen, daß ich bei dem Landvolke überall den willigsten und thätigsten Rath und Beistand fand, daß ich glücklich durch die preußischen Linien gelangte und endlich Wien erreichte, nach manchen Mühseligkeiten zwar, aber doch ohne wirkliche Gefahren. — Dich hier aufzufinden," sagte sie zu Meister gewendet, „wurde mir nicht schwer, nachdem ich aus den Zeitungen bereits wußte, daß Du verwundet hierher gebracht worden wärest!"

Noch tauschten die Freunde ihre Ansichten über die Flucht Margarethens aus, und es wurde dabei einstimmig ein hartes aber wohlverdientes Verdammungsurtheil über das Benehmen des Lieutenants Webersheim ausgesprochen, da wurde ihre Unterhaltung durch den Eintritt des Krankenwärters unterbrochen, der einen Offizier hereinführte und auf Meister deutend, zu demselben sagte:

„Dies ist der Herr Oberlieutenant Meister!"

Der Krankenwärter ging, und sich gegen den Hauptmann von Arnheim, so wie gegen die beiden Damen verbeugend, sagte der Offizier zu Meister:

„Herr Oberlieutenant, Sie möchten zu Sr. k. Hoheit, dem Herrn Erzherzog Wilhelm kommen, sobald Ihre Wunde Ihnen den Gang gestattet!"

Freudig überrascht durch diesen Befehl, der Gutes zu verheißen schien, entgegnete Meister:

„Ich werde nicht ermangeln, dem Befehle zu gehorchen und hoffe, schon in den nächsten Tagen dazu im Stande zu sein!"

Nachdem der Abgesandte des Erzherzogs sich entfernt hatte, knüpften die vier befreundeten Personen wieder ein gemeinschaftliches Gespräch an, und die eigenen Erlebnisse, so wie der stürmische Gang der öffent-

„Ganz gewiß!" versicherte Meister, „denn ich selbst habe ihn —"

Er hielt stockend inne, denn er hatte sagen wollen: „Ich selbst habe ihn gehängt!" Aber er fürchtete, dies möchte falsch verstanden werden, und er ergänzte daher den Satz, als Eduard ihn mit einem fragenden Blicke ansah:

„Ich selbst habe ihn an einem Baume hängen sehen, in der österreichischen Uniform eines Generalstabsoffiziers und mit einem Zettel auf der Brust: „Preußischer Spion!" — Die Nemesis hat ihn ereilt, denn wenn Einer, so hat gewiß er diese schimpfliche Bezeichnung verdient!"

„Das muß ich leider bestätigen!" sagte Eduard. „Sprechen wir aber nicht weiter davon. Er steht jetzt vor seinem Richter!"

„Möge er ihn gnädig richten!" sagte Meister milde.

„Herr Oberlieutenant," nahm Eduard nach einer Pause und nicht ganz ohne Verlegenheit, das Wort, „Sie haben mir durch die Mittheilung von dem Tode meines Bruders eine Nachricht von der höchsten Wichtigkeit für mich gegeben und ich würde Ihnen zu außerordentlichem Danke verpflichtet sein, wenn Sie mir gestatteten, Sie zu besuchen, um Ihre Ansichten und Ihren Rath über einige Schritte zu ertheilen, die ich vielleicht zu meinem großen Vortheil unternehmen kann; ich war dazu eigentlich bereits entschlossen, allein ich unterließ sie, weil ich fürchten mußte, dadurch meinem Bruder Schaden zu bringen. Durch dessen Tod ist diese Furcht verschwunden und ich kann nun ohne weitere Rücksichten handeln, sobald die Ruhe hergestellt ist, oder wenigstens die Verbindungen nicht mehr so gehemmt sind, wie jetzt."

Meister fühlte sich durch diese Bitte Eduards sehr angenehm berührt, denn er erkannte daraus, daß derselbe über die sträflichen Verbindungen, welche zwischen ihm, Meister und Woronski stattgefunden hatten, nicht genau genug unterrichtet war, um seine neu errungene Ehre gefährden zu können.

Er sagte daher sehr freundlich:

„Herr Graf, ich bin mit Vergnügen bereit, Ihnen, wie Sie es wünschen, meine Ansichten über das, was Sie mir anzuvertrauen haben, ohne Rückhalt auszusprechen, auch Ihnen meinen Rath zu ertheilen, insofern ich dazu befähigt bin; allein in meiner jetzigen Wohnung, das heißt in dem Lazareth des Augartens, könnten wir nicht ungestört und frei miteinander sprechen. Ich bitte Sie daher, mir Ihre Adresse mit-

aber als dessen Bruder gekannt hatte, zum letzten Male sah, aber dennoch fühlte er sich heftig erschüttert durch dessen Anblick, denn er wurde dadurch schmerzlich an das erinnert, was er gewesen war, bevor er seine Selbstachtung wieder errungen hatte.

Das Gefühl, durch den Blick in das Gesicht Eduard's gewissermaßen in den Spiegel seiner traurigen Vergangenheit zu sehen, war für ihn um so peinlicher, da er nicht wußte, wie viel dem jungen Manne von den Vergehungen bekannt war, zu denen Woronski ihn mit tückischer Arglist verlockt hatte.

Eduard seinerseits durfte sich zwar nicht so ernste Vorwürfe über sein früheres Leben machen, wie Meister, aber er fühlte sich dennoch in diesem Augenblicke tief beschämt über die Dienerrolle, die er einige Zeit bei seinem Bruder gespielt hatte, namentlich aber Meister gegenüber.

Er sagte daher erröthend:

„Nicht der Diener des Grafen Woronski bin ich, sondern dessen Bruder, den er leider zu zwingen wußte, im Interesse seiner politischen Zwecke diese niedere und erniedrigende Rolle zu spielen."

„Das sieht ihm ähnlich!" sagte Meister mit unendlich bitterem Tone. „Er liebte es, Alle, die ihm dienen mußten, so tief als möglich herabzuziehen. — War er doch selbst so tief gesunken!"

Eduard sah ihn überrascht und forschend an. Dann sagte er rasch:

„Nicht wahr, Herr Neumeister, Sie kennen meinen Bruder schon lange und sehr genau?"

„Ich heiße nicht mehr Neumeister, Herr Graf, sondern Meister," sagte dieser mit festem Tone, „und ich trage diesen Namen mit Recht und Ehren!" fügte er stolz hinzu.

„Was die Beantwortung Ihrer Frage betrifft," fuhr er dann fort, „so muß ich darauf antworten: Ich habe ihn seit langer Zeit und nur zu genau gekannt, jetzt aber kenne ich ihn Gott sei Dank nicht mehr, — denn er ist todt."

„Todt?" rief Eduard, doch nicht mit dem Ausdrucke eines Menschen, der den Tod eines theuren Angehörigen erfährt, sondern wie Jemand, der durch das, was er vernimmt, seine Brust von einer schweren Last befreit fühlt.

„Wissen Sie das gewiß?" fragte er darauf zögernd, als für... er, die Nachricht könnte sich als Unwahrheit, oder wenigstens bloßes Gerücht, eine Vermuthung, erweisen.

„Ganz gewiß!“ versicherte Meister, „denn ich selbst habe t —“

Er hielt stockend inne, denn er hatte sagen wollen: „Ich selbst .be ihn gehängt!“ Aber er fürchtete, dies möchte falsch verstanden erden, und er ergänzte daher den Satz, als Eduard ihn mit einem agenden Blicke ansah:

„Ich selbst habe ihn an einem Baume hängen sehen, in der sterreichischen Uniform eines Generalstabsoffiziers und mit einem Zet-el auf der Brust: „Preußischer Spion!“ — Die Nemesis hat ihn ereilt, denn wenn Einer, so hat gewiß er diese schimpfliche Bezeichnung verdient!“

„Das muß ich leider bestätigen!“ sagte Eduard. „Sprechen wir aber nicht weiter davon. Er steht jetzt vor seinem Richter!“

„Möge er ihn gnädig richten!“ sagte Meister milde.

„Herr Oberlieutenant,“ nahm Eduard nach einer Pause und nicht ganz ohne Verlegenheit, das Wort, „Sie haben mir durch die Mittheilung von dem Tode meines Bruders eine Nachricht von der höchsten Wichtigkeit für mich gegeben und ich würde Ihnen zu außerordentlichem Danke verpflichtet sein, wenn Sie mir gestatteten, Sie zu besuchen, um Ihre Ansichten und Ihren Rath über einige Schritte zu ertheilen, die ich vielleicht zu meinem großen Vortheil unternehmen kann; ich war dazu eigentlich bereits entschlossen, allein ich unterließ sie, weil ich fürchten mußte, dadurch meinem Bruder Schaden zu bringen. Durch dessen Tod ist diese Furcht verschwunden und ich kann nun ohne weitere Rücksichten handeln, sobald die Ruhe hergestellt ist, oder wenigstens die Verbindungen nicht mehr so gehemmt sind, wie jetzt.“

Meister fühlte sich durch diese Bitte Eduards sehr angenehm berührt, denn er erkannte daraus, daß derselbe über die sträflichen Verbindungen, welche zwischen ihm, Meister und Woronski stattgefunden hatten, nicht genau genug unterrichtet war, um seine neu errungene Ehre gefährden zu können.

Er sagte daher sehr freundlich:

„Herr Graf, ich bin mit Vergnügen bereit, Ihnen, wie Sie es wünschen, meine Ansichten über das, was Sie mir anzuvertrauen haben, ohne Rückhalt auszusprechen, auch Ihnen meinen Rath zu ertheilen, insofern ich dazu befähigt bin; allein in meiner jetzigen Wohnung, das heißt [illegible] rtens, könnten wir nicht ungestört und e. Sie daher, mir Ihre Adresse mit-

zutheilen und ich werde Sie dann aufsuchen, sobald der Zustand meines verwundeten Beines es mir gestattet; denn bis jetzt wird das Gehen mir noch außerordentlich schwer."

Eduard überreichte dem Oberlieutenant seine Karte, und indem dieser sie einsteckte, sagte er:

„Mein Besuch bei Ihnen hat ja wohl überdies keine Eile?"

„Durchaus nicht," entgegnete Eduard, „denn ich muß jedenfalls ruhigere Zustände abwarten und vielleicht sogar den Frieden, bevor ich handeln kann. Das dürfte daher noch lange dauern."

„Meinen Sie?" sagte Meister mit trübem Lächeln. „Ich fürchte, daß Sie irren. Von unserer Armee ist nichts zu hören; sie scheint sich daher von dem bei Königgrätz empfangenen Schlage noch immer nicht erholt zu haben. Ueberdies spricht man von dem Abschluß einer längeren Waffenruhe, und diese dürfte der Vorläufer des Friedens sein, der uns leider wahrscheinlich näher steht, als man im Allgemeinen glaubt."

„Das wäre allerdings traurig," sagte der Wiener Freiwillige, der auf kriegerische Lorbeern hoffte, um seine Verbindung mit der Geliebten beschleunigt zu sehen. „Ein Friede, der jetzt abgeschlossen würde, könnte für Oesterreich nur Nachtheile bringen!"

„Hoffen wir gleichwohl das Beste," sagte Meister. „Nun aber muß ich Sie verlassen, denn ich bin zu dem Herrn Erzherzog Wilhelm beschieden worden und darf die geeignete Zeit nicht versäumen."

Grüßend krückte er weiter.

Eduard sah ihm kopfschüttelnd nach und murmelte dann vor sich hin:

„Was wohl mein Bruder sagen würde, könnte er uns Beide in österreichischer Uniform sehen, und diesen Neumeister, den er in solcher Abhängigkeit von sich hielt, sogar als Offizier und die Brust mit Orden geschmückt!"

Meister war jetzt Eduard's Augen entschwunden, und in Gedanken sehr ernster Art versunken verfolgte dieser seinen Weg.

Inzwischen wurde die Stimmung in Wien immer trüber.

Vergebens hoffte man auf günstige Nachrichten von der Armee.

Wohl hörte man dann und wann von kleinen Scharmützeln und stets lauteten die Nachrichten übereinstimmend, daß die kleinen Trupps, die hier und dort mit den Preußen zusammengestoßen waren, sich mit wahrem Heldenmuthe geschlagen hätten.

„Italien muß frei sein von den Alpen bis zur Adria!“

Sie wiesen vielmehr dies Geschenk zurück, erfüllt von der kühnen Hoffnung, das Ziel ihres langen Strebens durch eigene Kraftanstrengung zu erobern.

Sie mochten sich dabei erinnern, daß das frühere Geschenk, welches sie aus der Hand des Franzosenkaisers empfingen, für sie den Verlust von Savoyen und Nizza zur Folge gehabt hatte.

Sie wollten sich daher vor einem zweiten Verluste sichern, der nur zu leicht durch die Annahme eines zweiten Geschenkes aus derselben Hand herbeigeführt werden konnte.

Doch die Niederlage bei Custozza hatte ihre Siegeszuversicht und ihr Vertrauen auf das Landheer so herabgestimmt, daß sie fürchteten, sich in den Rachen des Löwen hineinzustürzen, wenn sie es wagten, in das gefährliche Viereck einzudringen.

Deshalb setzten sie jetzt die Hoffnung der Eroberung Venetiens auf ihre Flotte.

Daß diese der österreichischen sowohl an der Zahl wie an der Stärke der Schiffe, noch mehr aber durch die Gewalt ihrer Geschütze, weit überlegen sei, davon hielten sie sich fest überzeugt.

Konnten doch die Italiener vernichtende Riesengeschosse bis zu dem ungeheuren Gewichte von 300 Pfund schleudern, während die Oesterreicher nach allen eingezogenen Nachrichten kaum schwerere Kugeln als von 50 Pfund zu versenden hatten.

Der Befehlshaber des italienischen Geschwaders, das in seiner vollen Stärke aus 23 Schiffen verschiedener Art und verschiedenen Ranges bestand, der Admiral Persano, erhielt daher den Befehl, von Ancona auszulaufen, und die österreichische Flotte unter dem Contreadmiral von Tegethoff aufzusuchen, sie zur Schlacht zu zwingen und — was als natürlich vorausgesetzt wurde — zu schlagen, wo möglich aber zu vernichten.

Doch die österreichische Flotte hielt sich, — nach der Meinung Persanos — versteckt, da sie den Kampf mit der italienischen scheute.

Es galt daher vor allen Dingen, sie aus ihrem Versteck herauszulocken.

Aber wo war dieser Versteck?

Das wußte Persano nicht, wenn er auch vermuthen und sogar mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen konnte, daß er irgendwo in den Gewässern Istriens gelegen sein müsse.

in Italien, für dessen Besitz Oesterreich durch eine lange Reihe von Jahren so viel geopfert, den es jetzt aber verloren, oder vielmehr halb freiwillig hingegeben hatte, die Siege erfochten wurden, die im Norden für die Macht und das Ansehen des Kaiserhauses viel ersprießlicher gewesen wären!

Wollte das Schicksal dadurch vielleicht dem Kaiserstaate einen Trost für den erlittenen Verlust gewähren und ihm zeigen, daß er eigentlich Ursache zur Freude über denselben hätte?

Jedenfalls schieden die österreichischen Adler leichteren Herzens nach einem glänzenden Siege zu Lande und zur See aus jenem Gebiete, dessen üppiger Boden seit vielen Jahrhunderten mit nutz- und zwecklos vergossenem deutschen Blute gedüngt wurde.

Enden wir indeß diese Betrachtungen, um vor den Augen unserer Leser die erfreulichen Bilder dieser glänzenden Waffenthat der österreichischen Flotte, besonders aber des ruhmgekrönten Führers derselben, des Contreadmirals v. Tegethoff zu entrollen, der in diesem Augenblicke, nach den Mühseligkeiten und Anstrengungen des Krieges Erholung und Zerstreuung suchend, in Amerika, wo sein Verdienst nach dessen wahrem Werthe gewürdigt wird, die glänzendsten Huldigungen empfängt.

XII.

Die Schlacht bei Lissa.

Erstes Bild: Vorspiel.

Die Hoffnung war getäuscht worden, daß die Abtretung Venetiens mit dem für unüberwindlich gehaltenen Festungsviereck Verona, Mantua, Peschiera und Legnago an den Kaiser der Franzosen dem Kriege gegen Italien ein Ende machen und dem im Norden bedrängten Oesterreich gestatten würde, die dort überflüssig gewordenen Streitkräfte gegen die Preußen zu verwenden.

Die Italiener wollten Venetien nicht als Geschenk aus den Händen ihres einstigen Verbündeten annehmen, der vor Jahren die bis jetzt unerfüllt gebliebenen prahlerischen Worte gesprochen hatte:

„Italien muß frei sein von den Alpen bis zur Adria!“

Sie wiesen vielmehr dies Geschenk zurück, erfüllt von der kühnen ffnung, das Ziel ihres langen Strebens durch eigene Kraftanngung zu erobern.

Sie mochten sich dabei erinnern, daß das frühere Geschenk, ches sie aus der Hand des Franzosenkaisers empfingen, für sie den rlust von Savoyen und Nizza zur Folge gehabt hatte.

Sie wollten sich daher vor einem zweiten Verluste sichern, der r zu leicht durch die Annahme eines zweiten Geschenkes aus derben Hand herbeigeführt werden konnte.

Doch die Niederlage bei Custozza hatte ihre Siegeszuversicht und r Vertrauen auf das Landheer so herabgestimmt, daß sie fürchteten, ch in den Rachen des Löwen hineinzustürzen, wenn sie es wagten, in as gefährliche Viereck einzubringen.

Deshalb setzten sie jetzt die Hoffnung der Eroberung Venetiens uf ihre Flotte.

Daß diese der österreichischen sowohl an der Zahl wie an der Stärke der Schiffe, noch mehr aber durch die Gewalt ihrer Geschütze, weit überlegen sei, davon hielten sie sich fest überzeugt.

Konnten doch die Italiener vernichtende Riesengeschosse bis zu dem ungeheuren Gewichte von 300 Pfund schleudern, während die Oesterreicher nach allen eingezogenen Nachrichten kaum schwerere Kugeln als von 50 Pfund zu versenden hatten.

Der Befehlshaber des italienischen Geschwaders, das in seiner vollen Stärke aus 23 Schiffen verschiedener Art und verschiedenen Ranges bestand, der Admiral Persano, erhielt daher den Befehl, von Ancona auszulaufen, und die österreichische Flotte unter dem Contreadmiral von Tegethoff aufzusuchen, sie zur Schlacht zu zwingen und — was als natürlich vorausgesetzt wurde — zu schlagen, wo möglich aber zu vernichten.

Doch die österreichische Flotte hielt sich, — nach der Meinung Persanos — versteckt, da sie den Kampf mit der italienischen scheute.

Es galt daher vor allen Dingen, sie aus ihrem Versteck herauszulocken.

Aber wo war dieser Versteck?

Das wußte Persano nicht, wenn er auch vermuthen und sogar mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen konnte, daß er irgendwo in den Gewässern Istriens gelegen sein müsse.

16*

Sich Gewißheit zu verschaffen, hielt Persano für das sicherste Mittel, einen Angriff auf die stark befestigte kleine Insel Lissa zu machen, die gewissermaßen als ein vorgeschobenes Fort zu betrachten ist, das die Eingänge zu den verschiedenen Canälen deckt, welche die Wasserstraßen bilden, die zwischen den Inseln Zirone grande, Solta, Lesina und anderer, zu dem großen Canale von Spalato führen.

Die Insel Lissa aber war um so wichtiger, da sie durch unterseeische Drähte nach drei verschiedenen Richtungen hin ihre Signale und Meldungen machen konnte.

Gelang es dem Admiral Persano, sich Lissas zu bemächtigen, so hatte er dadurch einen großen Schritt vorwärts gethan, denn dann beherrschte er die Eingänge zu den erwähnten Wasserstraßen.

Doch nur unvollkommen war die Kenntniß, die Persano von den österreichischen Streitkräften auf Lissa, so wie von der Stärke der verschiedenen Forts und Thürme besaß, welche die Befestigungen der Insel bilden.

Diese Kenntniß mußte er sich durch Recognoscirungen verschaffen, doch der Commandant von Lissa war wachsam. Es entging ihm keine Bewegung in dem ganzen Umkreise der Insel, und was er bemerkte, trug augenblicklich der unterseeische Kabel weiter.

So meldete schon am 17. Juli, Morgens 6 Uhr, ein Telegramm dem Contreadmiral Tegethoff:

„Kriegsdampfer, englische Flagge, wahrscheinlich aber Italiener, mit Curs Nordost, die Insel umkreiset. Gegen Südost gedampft, außer Sicht.“

Ein zweites Telegramm meldete, daß an demselben Tage um 6 Uhr Abends wieder ein Kriegsdampfer, diesmal aber unter französischer Flagge, den Canal von Lissa in der Richtung Südost nach Nordwest passirt habe, wahrscheinlich in derselben Absicht, wie am Morgen der unter englischer Flagge.

Der Commandant von Lissa vermuthete aus diesen Vorzeichen, daß die italienische Flotte einen Angriff auf die Insel beabsichtigte und er traf seine Anstalten, den Feind mit Kraft zu empfangen und mit Nachdruck zurückzuweisen.

Seine Vermuthung sollte ihn nicht täuschen, denn schon am nächsten Tage, den 18. um 9 Uhr Morgens, signalisirte der optische Telegraph die italienische Flotte, welche von Nordost auf Lissa zusteuerte und aus 10 Panzerfregatten, 8 Holzfregatten und Corvetten, 1 gepanzerten Kanonenboot und einigen Avisodampfern bestand.

Die feindliche Absicht offenbarte sich augenblicklich, sobald die Schiffe nahe genug herangekommen waren, denn schon um 10½ Uhr fielen die ersten Schüsse auf die Batterie Magnaremi bei Comisa, und nachdem von der Insel St. Andrea her noch vier Holzfregatten hinzu gekommen waren, wurden die Angriffe auf die verschiedenen Befestigungswerke Lissas gerichtet. Alle leisteten den tapfersten Widerstand, wurden aber nach und nach durch das ununterbrochene feindliche Feuer eines großen Theiles ihrer Geschütze beraubt. Doch sehr empfindlich war auch der Schade, den sie den italienischen Schiffen und der Bemannung derselben beibrachten, während die Besatzungsmannschaft der Batterien und Thürme verhältnißmäßig nur wenig litt.

Eine traurige Ausnahme machte die Batterie Schmid.

Hier explodirte um 4 Uhr Nachmittags ein Handmagazin, und von der ganzen Besatzung, welche 40 Mann zählte, blieben nur fünf Mann am Leben.

Nach und nach kamen die Forts St. Georg, Madonna, Nagostranje, besonders aber der Thurm Wellington, in das Gefecht, und um 5 Uhr Nachmittags erhielt der Commandant die betrübende Meldung:

„Das Fort Georg hat sein Feuer einstellen müssen."

Die Wirkung davon, daß dieses Fort zum Schweigen gebracht worden war, zeigte sich sogleich, denn 4 Panzerfregatten der Italiener wurden dadurch zu dem Versuche ermuthigt, in den Hafen einzudringen.

Nun aber konnte auch die Batterie Zupparina eingreifen in das Gefecht und sie richtete ein mörderisches Feuer auf die gepanzerten Streiter des Meeres.

„Hurrah!" rief plötzlich ein Kanonier dieser Batterie!

„Weshalb jubelst Du?" fragte der Commandant der Batterie.

„Ich habe dem Italiener eine Pille in den Bauch gejagt, die ihm etwas Magendrücken verursachen wird," antwortete der Artillerist. „Meine 24pfündige Spitzkugel ist durch die Schießscharte eingedrungen, und —"

Er wurde unterbrochen durch den gewaltigen Knall, welche die Explosion des Hohlgeschosses, die im Innern des Italieners erfolgt war, hervorbrachte und gleich darauf bemerkte man auf dem Gepanzerten eine Bewegung und eine Unordnung, welche mit Gewißheit darauf schließen ließ, daß der angerichtete Schaden nicht gering sein konnte.

Der Thurm Wellington, der dies bemerkte, erzeigte darauf den Italienern die Ehre, sie aus seinen schweren Mörsern mit einigen Bomben zu begrüßen, die um so mächtiger wirkten, da die 600 Fuß hohe Lage dieses Thurmes die Gewalt der Geschosse durch deren Fall allein schon gefährlich machte.

Die Bomben waren so glücklich gezielt, daß die in den Hafen eingedrungenen Italiener sich zum Rückzuge gezwungen sahen.

Erbittert durch die bisherigen Mißerfolge und die erlittenen Verluste, concentrirten sich nun alle 10 Panzerfregatten, um vereint ihr Feuer gegen den Thurm Wellington zu richten.

Hagelbicht flogen ihre Geschosse zu der Höhe des Thurmes hinauf, aber unter dem heftigsten Feuer sagte der Commandant lachend zu seinen Leuten:

„Seht nur, Kinder, wie sich unsere guten Freunde da unten anstrengen, uns ein Andenken zu hinterlassen. Aber wir bedanken uns schönstens dafür und lachen sie nur aus, daß sie ihr Pulver so unnütz verschwenden."

So ganz ohne Gefahr war übrigens die Lage der Besatzung keineswegs, denn einige der italienischen Kugeln gingen noch über den Thurm fort, und die Mauern desselben wurden von mehreren Geschossen getroffen; aber entweder die Ungeschicklichkeit der Italiener, oder das Glück der Oesterreicher fügten es, daß keine einzige Kugel in das Innere eindrang, obgleich mehrere Tausende dem Thurme zugesendet wurden.

Um 8 Uhr Abends endlich zogen die sämmtlichen Schiffe sich zurück, denn sie waren zu der Erkenntniß gelangt, daß sie nichts mehr auszurichten vermochten, und überdies hatten ihre Lafetten durch die hohe Elevation so sehr gelitten, daß viele Geschütze nicht mehr feuern konnten.

In einer Entfernung von 8 Seemeilen sah man darauf die Italiener laviren.

Dadurch entstand bei dem Commandanten die gerechtfertigte Besorgniß, daß während der Nacht eine Landung auf der Insel versucht werden möchte, und nun kamen auch die Truppen der Besatzung in Thätigkeit, welche während des Tages die Ehre des Kampfes der Artillerie allein hatten überlassen.

Das zweite Bataillon des Marineregimentes, welches schon den ganzen Tag über in der Nähe der mit einer Landung bedrohten Punkte aufgestellt gewesen war, mußte auch während der Nacht auf den beschwerlichen Felswegen mehrere Märsche machen, und in steter Bereit-

schaft sein, und es zeigte dabei die rühmlichste Ausdauer und Unverdrossenheit.

Es verging indeß die Nacht von dem 18. auf den 19. ohne einen Landungsversuch, dagegen aber erneuerten schon um 7 Uhr früh am 19. die Panzerschiffe ihren Angriff auf den Hafen von Lissa, in welchen nach ähnlichen Kämpfen wie am vergangenen Tage wieder 4 Fregatten eindrangen.

Sie beschädigten zwar die Forts und Batterien durch ihr Feuer ziemlich stark, aber endlich wurden sie dennoch zum Rückzuge gezwungen und rings um die Insel ertönte darauf der Geschützdonner, bald gegen dieses Fort, bald gegen jene Batterie, aber alle leisteten tapferen Widerstand und thaten dem Feinde durch ihr gutgezieltes Feuer wesentlichen Abbruch.

Im Laufe dieses Tages machten die Italiener auch drei Landungsversuche bei Perlic, bei Stocica und bei Chiave, aber an allen drei Punkten wurden sie mit Verlust zurückgewiesen, ohne daß ein Feind den Boden der Insel betreten hatte.

Wie am 18., so zogen die feindlichen Schiffe sich auch am 19. Abends, um 8 Uhr auf die offene See zurück, aber empfindlicher als am Tage zuvor waren jetzt die Spuren der Angriffe, die sie zurückließen, und mit gerunzelter Stirne empfing der Commandant die Meldung des Offiziers, den er abgeschickt hatte, um den Zustand der verschiedenen Forts und Batterien untersuchen zu lassen.

„Nun, wie steht es?“ fragte er, als der mit Ungeduld Erwartete eintrat.

„Nicht zum Besten!“ entgegnete der Offizier. „Die Batterie Zupparina hat nur noch ein brauchbares Geschütz, der Thurm Bentink zwei, der Thurm Wellington fünf und in ähnlichem Verhältniß sind in allen Forts, Batterien und Thürmen die Geschütze demontirt. Nur die sämmtlichen Geschütze der Batterie Madonna sind noch kampffähig, ebenso wie die 18=Pfünder, die im Innern der Insel aufgestellt waren, die Feldbatterien und die Raketengeschütze.“

„Ich fürchte,“ sagte der Commandant kopfschüttelnd, „diese Vertheidigungsmittel werden nicht hinreichen, noch einen dritten Angriff, wie die von gestern und von heute, mit günstigem Erfolge zurückzuweisen. Ich sehe dem morgenden Tage daher mit Bangen entgegen.“

„Ich dagegen mit großer Hoffnung,“ sagte der Offizier. „Ich

kann mich einer freudigen Ahnung nicht erwehren, daß der morgende Tag für uns ein sehr wichtiger und glücklicher sein wird!"

„Wie wäre das möglich?" erwiederte der Commandant mit einem Seufzer. „Wir sind viel zu schwach, um etwas Wesentliches gegen den Feind auszurichten, und müssen froh sein, wenn es uns gelingt, ihn von der Besetzung der ganzen Insel abzuhalten. Ueberdies sind leider die Telegraphenleitungen zerstört, und so können wir unserer Flotte keine Nachricht von unserer bedrängten Lage geben, wüßten wir selbst, wo sich der Contreadmiral Tegethoff gegenwärtig befindet. — Wer weiß auch, ob er sich der italienischen Flotte gewachsen fühlt, die jedenfalls viel stärker ist, als die unsrige."

„Darum wird Contreadmiral Tegethoff nach alle dem, was ich über ihn von den unter seinem Befehle stehenden Offizieren gehört habe, sich wenig kümmern," erwiederte voll Enthusiasmus der Offizier. „Auch haben wir ihm wacker vorgearbeitet, so daß die Gepanzerten der Italiener gewiß nicht mit voller Kraft in das Gefecht gehen würden, sollte der tapfere Tegethoff sie morgen angreifen."

„Daran ist nicht zu denken," sagte trübe der Commandant, „da unsere Telegraphenverbindung zerstört wurde, weiß Tegethoff ja nicht einmal etwas von dem, was hier vorgegangen ist."

„Das bezweifle ich," sagte mit unerschütterlichem Vertrauen der Offizier, „denn als ich heute mein Fernrohr zufällig nach Lesina hinüber richtete, sah ich auf einer Höhe der Insel von einigen Menschen Bewegungen, die ich zwar nicht genau beurtheilen konnte, welche aber in mir die frohe Zuversicht erweckten, man sei auf Lesina damit beschäftigt, sich in die, über jene Höhe hinziehende Telegraphenleitung einzuschalten, um dadurch mit der dalmatischen Küste in Verbindung zu bleiben. — Hat meine Beobachtung, meine Hoffnung, mich nicht getäuscht, dann werden auch die Italiener aus ihrer uns bekannten Zerstörung des Telegraphenamtes in Lesina, so wie aus der des Kabels zwischen dort und hier, keinen Vortheil ziehen, denn ohne Zweifel dürfte der Befehlshaber unserer Flotte nicht nur durch Bräuner von unserer Lage bereits in Kenntniß gesetzt sein, sondern auch fortwährend von allen Bewegungen unserer Feinde die ausführlichsten Nachrichten erhalten."

„Ach, was versteht denn so ein Telegraphist von militärischen Bewegungen?" sagte mit geringschätzigem Tone der Commandant. „Der kennt nichts, als die Zeichen weiter zu geben, welche für die ihm

übergebene Depesche vorgeschrieben sind. Sollten aber die Signale, die Sie gesehen haben, wirklich von Wichtigkeit sein, so müßten sie nicht nur auf eigener Beobachtung, sondern auch auf richtiger Beurtheilung des Beobachteten beruhen; dazu halte ich aber so einen unbedeutenden Menschen, einen untergeordneten Beamten, nicht für befähigt genug."

„Im Allgemeinen mögen Sie Recht haben," entgegnete der Offizier, „drüben auf Lesina ist aber der Telegraphist Bräuner stationirt, ein Jugendfreund von mir, und wie ich ihn kenne, halte ich ihn wohl für befähigt, von dem gewöhnlichen Schlendrian der Dienstvorschriften abzuweichen und aus eigenem Ermessen zu thun, was hundert Anderen an seiner Stelle nicht einfallen würde. Ueberdies war er selbst Offizier und ist daher wohl im Stande, militärische Bewegungen richtig zu beurtheilen."

„Gott und die Heiligen mögen geben, daß Sie Recht haben," sagte der Commandant. „Jetzt aber lassen Sie uns zur Ruhe gehen, denn wenn es morgen einen dritten heißen Tag gibt, so bedürfen wir zu demselben unserer ganzen Kräfte."

Der 20. Juli schien aber nicht heiß werden zu wollen, denn am frühen Morgen desselben war die ganze Insel Lissa in einen dichten Nebelschleier gehüllt und der Regen, der mit längerer oder kürzerer Unterbrechung fiel, kühlte die Luft noch mehr ab.

Als die Sonne aufgegangen war, ohne mit ihren Strahlen die dichten Nebelschichten zu durchdringen, die auf Lissa lagerten, meldete eine Ordonnanz:

„Der Feind ist bei Stupiski gelandet, aber durch eine Abtheilung unserer Marineinfanterie mit geringer Anstrengung in seine Boote zurückgetrieben worden."

Dies war indeß, wie die Umstände vermuthen ließen, nur ein Scheinangriff gewesen, denn während der Nebel sich, besonders auf den Höhen, immer mehr und mehr verdichtete, liefen von verschiedenen Punkten Berichte ein, daß der Feind Alles aufzubieten scheine, um in den Buchten von Chiave und Gradac eine größere Landung mit aller Kraft durchzusetzen.

Gelang dieselbe, so war die Insel sehr gefährdet und fiel sogar vielleicht in die Hände des Feindes.

Der Commandant zog daher die ganzen Streitkräfte, über die er zu verfügen hatte, zusammen, und indem er die für den Augenblick unbedrohten Punkte unvertheidigt ließ, traf er Anstalten zu einem

Kampfe der Verzweiflung auf den bedrohten Punkten, fest entschlossen, die Italiener die Eroberung Lissas so theuer als möglich bezahlen zu lassen.

Da wurde plötzlich der Nebelschleier, der bisher trübe auf der Insel gelastet hatte, das Land und seine Bewohner gleich sehr bedrückend, von den siegreichen Strahlen der Sonne zerrissen, und wie die silberglänzende Fläche des Meeres sich zeigte, da erschallte auf der Lesina zugekehrten Seite Lissas ein bis zum Himmel emporsteigender Jubelruf, der bald rings um die ganze Insel seinen Kreislauf vollbrachte, jedes Herz mit Muth und Siegeshoffnung durchdringend.

Was war die Veranlassung dieses Jubelrufes?

In drei Schlachtlinien, jede zu 7 Schiffen, dampfte die österreichische Flotte heran, der italienischen entgegen.

Eine entscheidende Schlacht war unvermeidlich und mit dem nächsten Augenblicke schon konnte sie entbrennen, denn mehr und mehr verringerte sich die Entfernung zwischen den beiden Geschwadern.

Ehe wir in unserer Beschreibung von dem Vorspiele des glorreichen Kampfes bei Lissa weiter gehen, müssen wir ein Document mittheilen, welches beweist, wie wenig man auf italienischer Seite auf den Ausgang gefaßt war, wie er in Wirklichkeit erfolgte.

Der Deputirte P. C. Boggio, der sich an Bord der italienischen Flotte befand, schrieb von dort mehrere Briefe, die nach dem Siege in die Hände der Oesterreicher fielen, und von denen einer unter Anderem folgende Stellen enthielt, welche mehr als hinreichen, die siegesgewisse Zuversicht der Italiener zu beweisen.

Boggio sagte:

„Gewässer bei Lissa, den 19. Juli 1866.

„Vielleicht ehe Sie dieses Schreiben erreicht, wird Ihnen der Telegraph einen Sieg der Flotte und die Einnahme der Insel Lissa melden. Diese Insel wird das Gibraltar des adriatischen Meeres genannt; sie beherrscht die Einfahrt in dieses Meer an der östlichen Küste, wie die Trimiti-Eilande jene der westlichen Küste beherrschen.

„Die Engländer und Franzosen hatten sich während der Kriege

der Republik und des Kaiserreiches die Insel auf das hartnäckigste streitig gemacht. Von den Engländern stark befestigt, kostete sie den Franzosen, welche sie erobern wollten, viel Blut und das Leben eines Generals. Wer erkennt nicht die Wichtigkeit der sofortigen Besitzergreifung dieser Insel, und die Sicherung dieses Pfandes für Italien?

„Die italienische Flotte hatte sich bereits nach dem 27. Juni, als Tegethoff auf die Wahrnehmung, daß wir ihn angreifen wollten, sich, wie er in seinem offiziellen Berichte selbst zugesteht, zurückzog, der Herrschaft des adriatischen Meeres bemächtigt. Die österreichischen Schiffe wagten von da an nicht mehr, Pola und Fasana zu verlassen.

„Die Besitznahme von Lissa soll diese Herrschaft auch für die Zukunft befestigen.

„Gestern, am 18. Juli, um 11 Uhr Morgens, befand sich die Flotte in ihren Stellungen im Angesichte der Insel.

„Eine vom Chef des Generalstabs, Commandeur d'Amico, mit einer wirklich wunderbaren Kühnheit und Umsicht unternommene Recognoscirung hatte uns zur Kenntniß gebracht, daß die Insel eine Besatzung von circa 2500 Mann habe und mit Allem gut versehen sei.

„Die Flotte wurde in drei Divisionen getheilt, die eine, vom Admiral Vacca befehligt, sollte Comisa, welches von zwei Batterien und einer Casematte vertheidigt wird, angreifen; die andere, unter den Befehlen des Admiral Albini, sollte eine Ausschiffung in dem durch zwei Batterien geschützten Porto Manego ins Werk setzen; die dritte, von Persano commandirte, hatte die schwerste Aufgabe, nämlich die Einnahme des Hafens von St. Giorgio, welcher von vier Forts und zwei Batterien vertheidigt wird.

„Um halb 12 Uhr fing das Feuer an, und dauerte ohne Unterbrechung bis 8 Uhr Abends.

„So oft wir einen Augenblick das Feuer verminderten, machte sich der Feind sogleich an das Werk, die schon verlassenen Batterien wieder in Stand zu setzen.

„Einmal war es sogar nothwendig, daß der Re d'Italia sich bis auf 100 Meter dem Fort nähern mußte, um auf selbes ein Kreuzfeuer aus den Armstrong-, und den anderen Geschützen abzugeben, indem auf dieses Fort 107 Schüsse abgefeuert wurden. Ich

versichere Sie, daß dies eine herrliche Musik abgab, nach welcher die Thürme und Bastionen den Anblick eines Trümmerhaufens boten.

„Die österreichischen Schüsse waren vortrefflich gerichtet. Ihre Granaten schwirrten im Höllentanze um unser Hinterdeck, welches mein Posten im Gefechte ist. Leider hatten wir, trotz unseres Panzers, einige Todte und viele Verwundete zu beklagen.

„Um 2 Uhr sprang ein feindliches Pulvermagazin in die Luft und nicht lange darauf ein zweites.

„Um 4 Uhr waren sämmtliche Forts von S. Giorgio demolirt, und die Geschütze bis auf ein einziges, demontirt."

Der Rest des Briefes war dem übertriebensten Lobe der Tapferkeit sämmtlicher italienischen Schiffe gewidmet, aber auch der muthvollen Vertheidigung der Oesterreicher ließ Boggio volle Anerkennung zu Theil werden.

Wir haben diesen Brief beinahe ganz mitgetheilt, um sowohl den großen Unterschied zwischen diesem prahlerischen Berichte und den in Wirklichkeit erzielten Resultaten der Italiener zu beweisen, als auch darzuthun, mit welcher Zuversicht sie auf den Sieg hofften.

Doch wie ganz anders sollte der Kampf ausfallen!

Am 20. Juli war nicht, wie der Deputirte es mit voller Gewißheit vorausgesetzt hatte, die Insel Lissa, dieses Gibraltar des adriatischen Meeres, in den Händen der Italiener, sondern vielmehr deren Flotte mit dem Verluste einiger ihrer besten Schiffe vollständig durch die österreichische Flotte geschlagen, zu der wir uns jetzt wenden wollen, um zu sehen, wo sie sich während des Kampfes um Lissa befand, und welche Vorbereitungen sie zu der Schlacht traf.

Schon am 18. Abends hatte sich an Bord des Geschwaders, welches bei Fasana vor Anker lag, das Gerücht verbreitet, Lissa sei von den Italienern angegriffen und hart bedrängt, und allgemein sah man dem Befehle zum Auslaufen entgegen, denn Jedermann hoffte und ersehnte eine Schlacht.

Der Befehl ließ auch nicht lange auf sich warten.

Am 19. Juli, Morgens halb 11 Uhr erfolgte das Signal „Feuervorschieben" und jede Brust hob sich höher, jedes Herz schlug schneller, freudiger, denn es galt, dem Siege, den das Landheer bei Custozza erfochten hatte, einen gleich glänzenden Sieg der Flotte an die Seite zu setzen.

Entschlossen, aber nicht mit dem Uebermuthe, der auf der italie-

nischen Flotte herrschte, ging die Kriegsflotte Oesterreichs dem Feinde entgegen und es gewährte einen majestätisch-imposanten Anblick, als die ganze Escadre um 11 Uhr langsam aus dem Canale von Fasana hervordampfte, den „Tegethoff nicht zu verlassen wagte," wie Boggio prahlerisch schrieb.

Unter dem Cap Compare formirte die Flotte sich in drei Schlacht-Divisionen und erwartete dann das Admiralschiff, den „Erzherzog Ferdinand Max", mit welchem der Contreadmiral Tegethoff noch zurückgeblieben war, um nach verschiedenen Richtungen hin die geflügelten Boten seiner Telegramme zu entsenden.

„Glückwunsch!" signalisirte das Fort Mupil bei Pola und Vielen erschien dieses erste nicht offizielle Zeichen, welches die Flotte bei dem Antritt ihrer Fahrt empfing, als ein günstiges Omen.

Dies schien sich auch dadurch zu bestätigen, daß beinahe unmittelbar darauf der Ferdinand Max, geschmückt mit der lustig flatternden Admiralsflagge, dahergebraust kam.

Lauter Jubel, donnerndes Hurrah schallte dem verehrten Führer, auf den Alle mit dem unbedingtesten Vertrauen blickten, von den sämmtlichen Schiffen entgegen, die Hüte wurden geschwenkt und vorwärts ging die Fahrt, in der Richtung auf Lissa, unterstützt durch eine leichte Südost-Brise.

Gegen Abend frischte die Brise auf, und am nächsten Morgen war davon die Folge eine beinahe todte See.

Während der ganzen Fahrt stampften die Schiffe so gewaltig, daß die Geschütze nur mit großer Vorsicht von Steuerbord an Backbord gebracht werden konnten, wo sie seefest gemacht wurden.

Als der Abend anbrach, verfinsterte der Rauch den Horizont so sehr, daß die Fahrzeuge sich untereinander nur selten, und dann auch nur auf Augenblicke, sehen konnten, der Geist der Mannschaft aber blieb heiter und hell und fröhliche Lieder schallten durch die Nacht.

Alle wußten, daß Viele von ihnen den künftigen Abend für immer verstummt sein würden, aber das trübte Keinem die Laune. Schien doch Jeder zu glauben, daß ihm der Tod nicht beschieden sei, so viele der Cameraden der bleiche Knochenmann auch in die kalten, fleischlosen Arme schließen mochte.

Der Morgen des 20. brachte einen frischen Südost, bei umwölktem Himmel, aber die Laune der Bemannung blieb unumwölkt, Niemand betrachtete es als ein übles Vorzeichen, und nur Wenige dachten

daran, daß es ein Freitag sei, nach dem weitverbreiteten Aberglauben also ein Tag von unglücklicher Vorbedeutung. Wem dies aber einfiel, der tröstete sich mit dem Gedanken, daß die Italiener ja ebenfalls Freitag hätten.

Um halb 8 Uhr begann es zu regnen, und bald goß es wie mit Kannen vom Himmel, doch auch das vermochte die gute Laune nicht zu trüben, obgleich nach wenigen Minuten schon Alle durchnäßt waren bis auf die Haut.

Regen und Rauch machten bald jede Fernsicht unmöglich, da wurde um halb 11 Uhr das Signal gegeben:

„Klar Schiff zum Gefecht!“

Beinahe in demselben Augenblicke tauchten in geringer Entfernung vor der ersten Schlacht-Division feindliche Schiffe auf, der Regen ließ plötzlich nach, und im Hintergrunde zeigten sich die Bergspitzen der Insel Lissa.

Der Augenblick der Entscheidung war gekommen.

Um 11 Uhr donnerten die ersten Schüsse, ein den Oesterreichern willkommener Gruß der Italiener, den sie ohne Säumen mit gebührender Achtung zurückgaben.

Die Schlacht von Lissa hatte begonnen!

XIII.

Die Schlacht von Lissa.

Zweites Bild: Der Kampf.

Unglaublich schwerer ist es, den Phasen einer Seeschlacht zu folgen, als denen eines Kampfes auf dem Festlande, denn wenn auch eben so, wie bei diesem, im Anfang eine geregelte Schlachtordnung herrscht, so verwandelt sich dieselbe doch bald in einen Einzelkampf, Schiff gegen Schiff — Mann gegen Mann hätten wir beinahe gesagt, — und in der Schlacht bei Lissa war dies mehr als je der Fall, denn hier gab es ein gewaltiges Gewirre, ein buntes Untereinander der Schiffe, zum großen Theile veranlaßt durch das mangelhafte Commando Persanos.

Bald angreifend, bald angegriffen, hatte ein Schiff es jetzt mit inem vielfach überlegenen Feinde zu thun, während es schon wenige Minuten später, von seinen Drängern befreit, einem andern feindlichen Schiffe empfindlichen Schaden bereiten oder sogar den Untergang bringen konnte, wie dies in der Schlacht bei Lissa mehrfach geschah, welche namentlich der ausgezeichneten Geschicklichkeit, mit der mehrere der österreichischen Führer zu manövriren wußten, die ihnen selbst drohende Gefahr abwendeten, die staunenerregenden Resultate verdankt, welche mit verhältnißmäßig sehr geringen Verlusten erzielt worden sind, während die Verluste auf der Seite der Italiener ungeheuer groß waren.

Bei der Menge von Einzelkämpfen, die wir in Folge dieser Eigenthümlichkeit einer Seeschlacht, namentlich aber der von Lissa, zu beschreiben haben, halten wir es zur besseren allgemeinen Uebersicht, wie zu der gerechten Würdigung dessen, was von den Einzelnen vollbracht wurde, für unerläßlich, hier eine Uebersicht der sämmtlichen Schiffe zu geben, aus denen die österreichische Flotte bestand.

Es waren dies:

Das Linienschiff Kaiser, Commandant: Petz;

Die Panzerfregatten:

Erzherzog Max, Commandant: Baron Sterneck. — Juan d'Austria, Commandant: von Wipplinger. — Kaiser Max, Commandant: von Gröllinger. — Prinz Eugen, Commandant: Barry. — Drache, Commandant: Baron Moll. — Salamander, Commandant: Kern.

Die bisher genannten Commandanten waren sämmtlich Linienschiffs-Capitäne.

Auf diese sieben Panzerschiffe, denen die Italiener zwölf entgegenzustellen hatten, folgten die Holzfregatten:

Novara, Commandant: Erik af Klint. — Schwarzenberg, Commandant: Mollesisch. — Radetzky, Commandant: Auernhammer.

Auch diese drei Commandanten bekleideten den Rang von Linienschiffs-Capitänen.

Die Fregatten Donau und Adria wurden von den Fregatten-Capitänen Pittner und Daufalik geführt.

Den gleichen Rang nahm auch der Commandant Florio der Corvette Friedrich ein.



Die Kanonenbote hießen: Dalmata, Capitän Wickede. — Hum, Capitän Eberle. — Vellebich, Capitän Herzfeld. — Reka, Capitän Nolting. — Streiter, Capitän Ungewitter. — Seehund, Capitän Calafatti. — Wall, Capitän Kielmannsegge.

Die Commandanten der Schooner Narenta und Kerka hießen Spindler und Massotti.

Die Aviso Elisabeth, Greif und Andreas Hofer, führten die Commandanten Oesterreicher, Kronowetter und Lund.

Diese Flotte, die schönste und stärkste, welche Oesterreich bisher in See stechen ließ, war, wie wir bereits erwähnten, in drei Divisionen getheilt. Die erste bildeten die oben genannten Panzerfregatten; — in der zweiten stand außer den Holzfregatten das Linienschiff Kaiser; — die dritte wurde durch die kleineren Schiffe formirt.

Sämmtliche Fahrzeuge hatten 500 Kanonen an Bord, und das stärkste Kaliber war von 60 Pfund.

Die Italiener führten dagegen 800 Kanonen und unter diesen Riesengeschütze mit Geschossen von 300, 250 und 100 Pfund.

An der Spitze und in der Mitte der ersten Division, welche keilförmig aufgestellt war, focht der Contreadmiral Tegethoff selbst, und während er seine Person und sein Schiff den größten Gefahren des wilden Kampfes aussetzte, hielt der Commandant der feindlichen Flotte sich fern von demselben auf dem mächtigen Widderschiffe Affondatore, das beinahe die ganze Schlacht hindurch hinter der Linie blieb, so daß seine vielgerühmte ungeheure Kraft nicht ein einziges Mal zur Anwendung gebracht wurde.

Der gegen den Admiral Persano geführte Prozeß hat denselben der Feigheit beschuldigt, oder wenigstens verdächtigt, und wenn der Angeklagte diesen Vorwurf auch mit Entrüstung zurückwies, so gereicht es doch jedenfalls nicht zu seinem Ruhme, daß er sich während des ganzen Kampfes nur einer sehr geringen persönlichen Gefahr aussetzte.

Wie ganz anders handelte sein ruhmgekrönnter Gegner?

Rasch hintereinander folgten von dem Erzherzog Max dem ersten Signale: „Klarschiff zum Gefecht," die weiteren: „Schiffsdistanzen zu schließen," und „Mit voller Kraft fahren," und mit pünktlichem Gehorsam wurden alle diese Befehle befolgt.

Ruhig und fest, als gälte es, ein Uebungsmanöver zu leiten, stand Tegethoff, eine unerschütterliche Heldengestalt, auf seiner

Campanje, und rastlos flogen seine bewaffneten Blicke nach allen Richtungen umher, so daß nicht das kleinste Detail der Schlacht seinem Feldherrnauge entging.

Mit begeisterter Stimme gebot er: „Für die Panzerdivision: Nr. 169" und emporflog das Signal, welches die Bedeutung hatte: „Den Feind anlaufen, um ihn zum Sinken zu bringen!"

Dem Befehle folgte beinahe unmittelbar das Beispiel des Admirals selbst, denn der „Erzherzog Max" durchbrach die feindliche Linie, kühn gefolgt von den anderen Schiffen der ersten Division.

Das Ziel des „Erzherzog Max" war aber das Hauptschiff der italienischen Flotte, der „Re d'Italia," auf dem man noch kurze Zeit zuvor die italienische Admiralsflagge gesehen hatte, an dessen Bord daher der Admiral Persano vermuthet wurde.

Derselbe war aber kurze Zeit zuvor an Bord des Affondatore gegangen, ohne daß dafür ein bestimmter, noch weniger aber ein vollkommen haltbarer, Beweggrund angegeben worden ist.

War der Admiral vielleicht von jenem Instinkte ergriffen, welcher, wie allbekannt, die Ratten bewegt, ein Schiff zu verlassen, welches dem Untergange in nächster Zeit bestimmt ist?

Wir vermögen das nicht zu entscheiden, Denen aber, welche dem Admiral Persano Glück dazu gewünscht haben, daß er auf diese Weise davor bewahrt wurde, das Geschick seines früheren Admiralschiffes zu theilen, müssen wir bemerken, daß wir in diesen Glückwunsch nicht einstimmen können, sondern daß wir vielmehr glauben, es wäre für ihn viel besser gewesen, mit dem „Re d'Italia" im rühmlichen Kampfe unterzugehen, als die Schmach des gegen ihn anhängig gemachten Prozesses und seine darauf erfolgte Verurtheilung zu überleben.

Doch zurück zu dem Kampfe!

Der „Ferdinand Max" rannte den „Re d'Italia" durch ein eben so geschickt als kühn ausgeführtes Manöver auf der Breitseite, deren volle Lage aushaltend, mit ganzer Gewalt an, und der Stoß war so mächtig, daß die Offiziere und Mannschaften auf dem Deck, die das kommen sahen, was in dem nächsten Augenblicke erfolgen mußte, sich bei der Erschütterung kaum auf den Beinen zu erhalten vermochten, daß jedoch in dem Zwischendeck alle übereinanderstürzten, die von dem Ereignisse überrascht wurden.

Vernichtend aber war die Wirkung auf dem angerannten

und wer den Anblick erlebte, den es bot, wird denselben gewiß nicht vergessen, lebte er auch noch so lange!

Bevor der Ferdinand Max den Re d'Italia anrennen konnte, mußte er die volle Breitseite der 35 Hundertpfünder desselben aushalten, aber unbeirrt durch dessen Feuer bohrte er dem Feinde den gewaltigen Sporn in den Panzer. Die Platten desselben wurden gesprengt und mit einem furchtbaren Donner, den wir mit keinem ähnlichen Getöse zu vergleichen wüßten, barst die Schiffswand des Re d'Italia auseinander.

Wie ein auf den Tod verwundetes Roß bäumte sich das ebenfalls tödtlich verwundete Schiff hoch empor, legte sich dann steuerbord auf die Seite, und wurde unter dem Angstgeschrei der ganzen Bemannung von den Wellen verschlungen.

Kaum eine Minute nach dem fürchterlichen Stoße war das stolze, stattliche Schiff spurlos verschwunden, und nur noch umherschwimmende Menschen, die laut nach Hilfe riefen, und mit dem Tode ringend sich an die umhergeschleuderten Trümmer klammerten, zeigten die Stelle, wo der Re d'Italia gesunken war.

Beinahe unmittelbar nachdem dies geschehen, gerieth der Ferdinand Max in ein solches Gedränge, daß er Bord an Bord mit dem Palestro zu liegen kam.

Da schwang ein Matrose mit todesmuthiger Kühnheit sich in die feindlichen Takel, und kletterte unter allgemeinem Staunen von Freund und Feind mit der Behendigkeit einer Katze daran empor.

Als die Italiener sich von ihrer ersten Ueberraschung erholt hatten, wurden von allen Seiten Schüsse auf den verwegenen Kletterer abgefeuert; aber durch eine höhere Macht beschützt, erreichte er, ohne getroffen zu werden, die große Flagge.

Die Hand danach ausstreckend rief er jubelnd in die Luft hinaus:

„Isabelle, jetzt beseitige ich jedes Hinderniß zu unserer Verbindung!"

Damit erfaßte er die Flagge, riß sie mit Riesenkraft herab, schien an den Takeln herunterzufliegen und war, immer noch unverletzt, mit einem Riesensprunge wieder auf dem eigenen Deck, wo er mit stolz-triumphirender Miene das Siegeszeichen dem Admiral Tegethoff selbst zu Füßen legte, der mit sichtlicher Bewunderung die außerordentliche Heldenthat vollbringen sah.

„Wie heißt der Mann?“ fragte der Admiral den neben ihm stehenden Commandanten Petz.

„Nikolaus Cascosri,“ entgegnete der Commandant.

Es war in der That der Geliebte der armen Isabelle Bacchini, der sich durch die Auszeichnung, die ihm nach einer solchen Handlung nicht entgehen konnte, den Besitz der Geliebten zu erringen hoffte.

Er ahnete dabei freilich nicht, daß das Mädchen seines Herzens auf dem Siegesfelde von Custozza ruhte, sonst würde ihm die Begeisterung der Liebe gefehlt haben, welche allein ihm die Kraft zu der an das Wunderbare grenzenden That verleihen konnte. Als Cascosri aber dann den Tod seiner Isabelle zufällig erfuhr, da war seine Freude gebrochen und mit Verwunderung sahen alle Umstehenden die gleichgültige Kälte, mit welcher er aus den Händen des Kaisers selbst in der kaiserlichen Hofburg zu Wien als wohlverdiente Belohnung, nebst der Ernennung zum Unteroffizier auf dem Ferdinand Max, die goldene Tapferkeitsmedaille empfing und ihm der Monarch noch überdies eine ansehnliche Geldremuneration überreichen ließ.

Erst in der kaiserlichen Hofküche, wo er gastlich bewirthet wurde, erzählte Cascosri, um die Ursache seines Kummers bei einer so glänzenden Auszeichnung befragt, den Verlust den er erlitten hatte, und allgemein war die Theilnahme, die ihm gezollt wurde, als er mit Thränen in den Augen schilderte, was er über den Tod Isabellen's erfahren hatte und dann hinzusetzte, nur der Ruhm, den die Geliebte sich errungen, könnte ihn über den Verlust derselben trösten, während er zugleich seinen Schmerz darüber vermehrte.

So bewundernswürdig diese That Cascosris war, stand sie dennoch an diesem Tage in der österreichischen Flotte nicht vereinzelt da, denn beinahe gleichzeitig zeichnete sich auf dem Linienschiffe Kaiser der Matrose Bassi auf ähnliche Weise aus.

Als der Kaiser, wie wir erwähnten, von vier Panzerfregatten zugleich angegriffen wurde, kam er eben so, wie der Ferdinand Max, in ein wahres Handgemenge und in unmittelbare Berührung mit den feindlichen Schiffen.

Dabei kam der Gösch, die kleine Flagge am Flaggenstocke des Bugspriet, einen Augenblick über die Brüstung des Kaiser zu hängen.

Die Trophäe zu erhe [illegible] ch, erfaßte sie glücklich und wollte sie [illegible]

Das bemerkte ein italienischer Offizier, der in der Nähe stand und feuerte wiederholt seinen Revolver auf ihn ab.

Von mehreren Kugeln getroffen brach Bassi zusammen, aber den Gösch ließ er dennoch nicht los.

Die letzten Kräfte zusammenraffend, sprang er noch einmal empor und faßte die Flagge mit den Zähnen, während seine Finger sich krampfhaft in die Leinwand einkrallten.

So riß er das Siegeszeichen herab und sank mit demselben — eine Leiche — in die Arme der hinter ihm stehenden Cameraden!

Auf Spalato, wohin der Todte gebracht wurde, fand er, unter allgemeiner Theilnahme der ganzen Bevölkerung, ein so ehrenvolles Begräbniß, wie es selbst höheren Offizieren nur selten zu Theil wird.

Nur wenige Minuten, nachdem Cascosri die Flagge von dem Palestro herabgerissen hatte, wurde derselbe durch das österreichische Feuer in Brand gesteckt.

Er suchte dem Schlachtgewühl zu entkommen, um das Feuer zu bewältigen, aber noch ehe dies gelang, wurde die Pulverkammer ergriffen und — ein schauerlich-schönes Schauspiel — es flog mit einem betäubenden Geprassel der Palestro in die Luft, wie mit kaum minder furchtbarem Getöse der Re d'Italia in den Wellen versunken war.

Diesen bedeutendsten Moment, der noch immer wildforttobenden Schlacht hat der Zeichner unseres zweiten Prämienbildes erfaßt, welches eine deutliche und ergreifende Darstellung von dem Untergange dieser beiden Schiffe gibt, so verschieden in seiner Art und doch so gleich entsetzlich in seinen Folgen.

Trotz der tobenden Wuth des Kampfes wurden die Befehlshaber einiger österreichischen Schiffe von Mitleid mit den Schiffbrüchigen ergriffen und in denselben nicht mehr Feinde, sondern nur noch Unglückliche erblickend, dachten sie an deren Rettung.

Die Kaiserin Elisabeth, welche sich einige Kabellängen achter dem Ferdinand Max befand, bemerkte kaum das Sinken des Re d'Italia, als ihr Commandant auf denselben zusteuern ließ, um wo möglich einige Derer zu retten, welche, von Todesgefahr umschwebt, mit lautem Hilfsgeschrei umherschwammen, oder mit den erfaßten Schiffstrümmern willenlos umhergetrieben wurden.

Doch die edle Absicht der Kaiserin Elisabeth verkennend, wurde sie durch das vereinte Feuer mehrerer italienischer Schiffe begrüßt, und so an dem Rettungswerke verhindert.

Auch der Contreadmiral Tegethoff selbst machte den Versuch, wenigstens einige der Unglücklichen zu retten, aber ein eigenes Verhängniß verhinderte auch hier die menschenfreundliche Absicht.

Nur ein Boot war noch auf dem Ferdinand Max verfügbar, und Tegethoff befahl, dasselbe augenblicklich auszusetzen, um Hilfe zu leisten, so viel es vermochte.

Doch die Matrosen, welche mit der Vollziehung dieses Befehles beauftragt wurden, ließen in der Hast das Bugtakel los und das Boot blieb darüber an dem Achterkrahn in vertikaler Richtung hängen.

Die Matrosen suchten nun die Achtersorrung zu lösen, da aber vereinigten sich einige feindliche Schiffe zu einem Angriffe auf den Ferdinand Max, und dieser wurde dadurch anderweitig so ernst beschäftigt, daß auch er, gleich der Elisabeth, seine menschenfreundliche Absicht aufgeben, und an seine Vertheidigung denken mußte.

Noch ein dritter Rettungsversuch wurde durch die blinde Wuth der Italiener vereitelt, die, wie es schien, lieber ihre Landsleute untergehen, als den Oesterreichern das Verdienst ihrer Rettung lassen wollten.

Der Schraubenschooner Narenta erblickte kaum 200 bis 300 Menschen, die an Trümmer und Raaen angeklammert, mit kläglicher Stimme um Rettung flehend, umherschwammen, als er auf den Schauplatz des Jammers zusteuerte; aber zwei feindliche Schiffe legten sich ihm — unbekümmert um das Schicksal Derer, denen sie selbst keine Hilfe bringen konnten oder wollten, — in den Weg, und auch dieser Schooner mußte unverrichteter Sache wieder zurückgehen.

Einen wahrhaft heldenmüthigen Kampf hatte das Linienschiff Kaiser zu bestehen, das Flaggenschiff der zweiten Schlachtdivision, geführt von dem Commodore Petz.

Als der Re d'Italia sank und gleich darauf der Palestro in die Luft flog, sah der Kaiser sich plötzlich von dem furchtbaren Affondatore und vier Panzerfregatten zugleich angegriffen.

Nur durch die geschicktesten und kühnsten Manöver konnte der Commodore Petz dem augenscheinlichen Verderben entgehen; aber während die ihm zu Hilfe eilende Kaiserin Elisabeth in Gefahr gerieth, von einer der Panzerfregatten in den Grund gerannt zu werden, schien der verwegene Petz es zu vergessen, daß er mit einem Holzschiffe gegen die gepanzerten Reiter des Meeres kämpfte, und mit einer Tollkühnheit, welche die Italiener vor Ueberraschung in Verwirrung zu setzen schien, ging er selbst die Panzerfregatte, welche die Kai-

serin Elisabeth in Gefahr brachte, mit solcher Gewalt an, daß er ihr einen bedeutenden Schaden zufügte.

Ein wilder Kampf entspann sich darauf zwischen den Enterabtheilungen beider Schiffe von Deck zu Deck.

Die Musketen knallten, Pistolenschüsse fielen dazwischen und selbst mit der blanken Waffe suchten sich die von Kampf und Blutdurst erbitterten Gegner zu erreichen.

Endlich zwang das wohlgenährte Feuer des Kaisers, der unter der Führung des heldenmüthigen Commodore Petz und seines ihm würdig zur Seite stehenden zweiten Commandanten, des Linienschiffs-Lieutenant Steißkall, Wunder der Tapferkeit und Geschicklichkeit verrichtete, den weit überlegenen Feind, sich zurückzuziehen, um die schwerbeschädigte Fregatte in Sicherheit zu bringen.

Groß war der Schade, den die Italiener erlitten hatten, aber auch den Kaiser trafen nicht unbedeutende Verluste.

Unter diesen war einer der empfindlichsten der Tod eines wackern, von Allen betrauerten Offizieres, des Schiffsfähnrich Proch, der in diesem wilden Kampfe den Heldentod fand, seinem Vater, dem auf einem andern Gebiete nicht minder geachteten Hofkapellmeister Proch, durch sein ruhmgekröntes Ende einen, wenn auch nur schwachen Trost für den Schmerz des trauernden Vaterherzens gewährend.

Von seinen Drängern durch seine kühne Tapferkeit befreit, sah der Kaiser sich gezwungen, sich aus dem noch ringsum tobenden Gewühle des Kampfes zurückzuziehen.

Als hätte er ein Freudenfeuer angebrannt, steuerte er mit flammendem Focksegel, entzündet durch den Umsturz der Esse, welche der fallende Fockmast niedergerissen hatte, langsam dem Hafen von Lissa zu, um hier seine Wunden heilen zu lassen und dies geschah so schnell, daß der Kaiser bei der Flottenparade nach dem Siege schon wieder seinen wohlverdienten Ehrenplatz einnehmen konnte.

Kurze Zeit nach dem Sinken des Re d'Italia und dem Auffliegen des Palestro trat eine Pause der Ruhe ein.

Die Stellung der beiden Flotten hatte sich während des Kampfes und in Folge desselben geändert, indem beide ihre Positionen beinahe wechselten.

Admiral Tegethoff lag der Insel Lissa nahe, der Admiral Persano aber, der an der Schlacht, wie man behaupten könnte, mehr als Zuschauer, wie als Befehlshaber des Ganzen, Theil genommen

atte, war gegen Nordwest zurückgewichen und schien hier seine Flotte wieder sammeln zu wollen.

Dabei war der Affondatore, — vielleicht sehr gegen den Willen des Admirals — dem Feinde zunächst zu liegen gekommen.

Während die österreichischen Schiffe sich zu einer tactischen Formation vereinigten, hätte dieses gewaltige Schiff durch ein kühnes Vorgehen seinem Feinde großen Schaden zufügen können; aber mit einer stoischen Ruhe, als ginge die ganze Sache ihn nichts an, sah er die Bewegungen, die der Admiral Tegethoff anordnete, mit an, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Er begnügte sich, von Zeit zu Zeit durch einzelne Kugeln, die er den österreichischen Schiffen zusendete, ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Wie es schien, war seine Absicht nur, sich bemerkbar zu machen, keineswegs aber, eine Kraft, einen Muth und eine Thätigkeit zu entwickeln, wie man sie von jedem Admiralschiffe mit Recht erwarten und fordern darf.

Während des ganzen Kampfes, in diesem Augenblicke aber besonders, spielte der Affondatore eine so erbärmliche Rolle, daß ein Offizier an Bord des Ferdinand Max sich nicht enthalten konnte, zu einem neben ihm stehenden Cameraden mit dem Tone des lebhaftesten Unwillens zu sagen:

„Glichen alle Commandanten der feindlichen Schiffe dem des Affondatore, so wäre es wahrlich kaum eine Ehre zu nennen, wenn man über einen solchen Feind einen Sieg erringt.“

„Nun,“ sagte lachend der Camerad, „zum Glück haben die beiden Unterbefehlshaber Vacca und d'Amico, so wie alle italienischen Führer überhaupt, dafür gesorgt, daß unsere Ehre nicht geschmälert wird, so leicht uns auch der Admiral Persano selbst den Sieg zu machen sucht.“

Die Pflichten des Dienstes verhinderten die beiden Offiziere an der Fortsetzung des Gespräches und mit einer Ruhe, einer Ordnung und Sicherheit, als gälte es nicht die Fortsetzung eines blutigen Kampfes, sondern nur ein Uebungsmanöver, folgte die österreichische Eskadre, Schiff an Schiff angeschlossen, dem Kielwasser des Admirals, vollbrachte so den Contremarsch, und rückte auf's Neue in Schlachtlinie gegen den Feind vor.

Das Flaggenschiff zog in Folge des dreimaligen Anrennens feind-

licher Schiffe stark Wasser, aber dennoch eröffnete es sein Feuer gegen den Affondatore.

Dieser antwortete durch vereinzelte, schlecht gezielte Schüsse, welche gleichsam das Signal zu dem allgemeinen Rückzuge zu sein schienen, denn ohne die Herausforderung zu einem neuen Kampfe anzunehmen, steuerte die ganze italienische Flotte westwärts davon und kam bald außer Sicht.

Sobald jede Aussicht auf die Rückkehr der Feinde verschwunden war, ertheilte der Contreadmiral sämmtlichen Schiffen den Befehl, in den Hafen von Lissa einzulaufen, und nachdem er sie an sich hatte vorbeidefiliren lassen, folgte auch er, um in dem sichern Hafen die ganze Bemannung der Flotte der wohlverdienten Ruhe genießen zu lassen.

XIV.

Die Schlacht von Lissa.

Drittes Bild: Der Sieg.

Die Ruhe, die der Admiral Tegethoff Allen gewährte, welche unter seinem Befehle standen, und deren auch er nach den Stunden des heißen Kampfes benöthigt gewesen wäre, durften nur er selbst und seine nächste Umgebung sich nicht gönnen, denn zuvor hatte er noch eine wichtige, eine sehr erfreuliche Pflicht zu erfüllen:

Dem Kaiser den erfochtenen Sieg vorläufig telegraphisch anzuzeigen.

Ehe der tapfere Tegethoff dies aber that, glaubte er eine noch dringendere Pflicht zu erfüllen, indem er der Flotte durch Signal seinen Dank für das aussprach, was Alle vereint und jeder Einzelne zu der Erringung des glänzenden Sieges beigetragen hatten.

Erst nachdem er so das Gefühl seines Dankes ausgesprochen, setzte er einen kurzen telegraphischen Bericht auf, um summarisch, vorläufig nur mit wenigen Worten, den Sieg zu melden.

Einige Minuten später ging dieser Bericht mit einem Dampfer ab, der den Auftrag hatte, ihn nach Spalatro zu überbringen.

Aber auch dann noch nicht dachte der Admiral daran, sich Ruhe und Erquickung zu gönnen, sondern sein Herz trieb ihn, sich genau nach den Verlusten zu erkundigen, die jedes Schiff erlitten hatte.

Der schmerzlichste derselben, welcher als wahrer Verlust für die gesammte österreichische Marine bezeichnet werden mußte, war der Tod des Capitän Erik af Klint, Commandant der Novara, und des Capitän Freiherr von Moll, Commandant des Drachen, Beide ausgezeichnete und beliebte Offiziere.

Sie waren als Opfer der ersten feindlichen Schüsse gefallen, und es wurde ihnen dadurch der Trost versagt, als letzte Freude für dieses Leben die Gewißheit des Sieges mit sich hinüber zu nehmen.

Mit einer Schnelligkeit, die selbst bei dem Telegraphen überraschend war, mußte die Siegeskunde an den Kaiser gelangt und dessen Antwort zurückgeflogen sein, denn noch am Abend des 20. lief der Dampfer Venezia in den Hafen von Lissa ein.

Er führte am Bord Abgeordnete des Statthalters von Dalmatien, welche sich sogleich zu dem Admiral Tegethoff begaben.

Mit freudiger Bewegung sah die Flotte diese Abgeordneten an Bord des Ferdinand Max steigen, denn Niemand zweifelte, daß der Statthalter sich beeilt hätte, dem geliebten Befehlshaber durch eine eigene Deputation seine Glückwünsche darbringen zu lassen, und jeder Einzelne fühlte sich mit geehrt durch die Ehre, die dem Admiral durch einen solchen Glückwunsch erwiesen wurde.

Bald aber steigerte sich die Freude zu lautem Jubel, als die Commando-Flagge des Kreuztopps sich senkte und gleich darauf eine ähnliche Flagge an dem Vortopp aufgezogen wurde.

Dem Contre-Admiral Tegethoff war die kaiserliche Beförderung zum Viceadmiral auf den eigenen Befehl des Kaisers durch diese besondere Commission überbracht worden.

Die ausgezeichnete That der Flotte anerkennend, wie sie es verdiente, hatte der Monarch sich nicht damit begnügt, dem Sieger seine Beförderung zu dem höheren Grade durch ein bloßes Telegramm mitzutheilen.

Was das Signal anzeigte, was die fünfzehn Salutschüsse des Flaggenschiffes bestätigten, das wurde offiziell durch den folgenden Tagesbefehl mitgetheilt, den die Flotte am Morgen des 21. empfing:

„Escadre-Befehl Nr. 92.

„Hafen von Lissa, am 21. Juli 1866.

„Ich habe bereits gestern mit Signal der Escadre meine Anerkennung für die Waffenthat ausgesprochen, welche die Marine mit goldenen Lettern in ihre Annalen eintragen kann.

„Wir sind einem übermächtigen Feinde entgegengestanden, und doch ist es der heldenmüthigen und aufopfernden Pflichterfüllung der Commandanten, Offiziere und Mannschaften gelungen, die seit mehreren Tagen bedrohte und belagerte Insel Lissa zu entsetzen, dem Feinde bedeutende Verluste und Schäden beizubringen, und die gegnerische Flotte zu bewegen, vorläufig diese Gewässer zu verlassen.

„Wir können stolz sein auf den gestrigen Tag, und wenn wir das nächste Mal dem Feinde begegnen, mit dem Bewußtsein in den Kampf gehen, daß seine Ueberlegenheit an Schiffen und Geschützen in Zahl und Kaliber durch die Tüchtigkeit österreichischer Seeleute aufgewogen wird.

„Wenngleich ich die Relationen der einzelnen Schiffe abverlangen muß, um alle hervorragenden verdienstlichen Handlungen zu würdigen und zur hohen Kenntniß zu bringen, so glaube ich doch einer Pflicht und dem innersten Gedanken der Flotte Ausdruck zu geben, wenn ich heute schon Commodore von Petz und Linienschiff-Capitän, Baron von Sterneck als Solche namhaft mache, die jedenfalls zu den Tapfersten unter den Tapfern zählen und Gelegenheit gefunden haben, Großes zu leisten.

„Die Namen jener unserer Waffenbrüder, welche die allerhöchste Anerkennung für die Leistungen der Flotte, die wir anhoffen dürfen, mit ihrem Blute und Leben bezahlt haben, werden wir in dankbarer, treuer Erinnerung bewahren.

„Hurrah der Kaiser!

„v. Tegethoff, m. p. Vice-Admiral."

„Nachtrag: Mit dem Gefühle der wärmsten Dankbarkeit für den mir zu Theil gewordenen Beweis allerhöchster huldreicher Gnade und mit dem Bewußtsein, daß ich diese nur den ausgezeichneten tapferen Leistungen der Commandanten, Offiziere, Cadetten und Mannschaften schulde, die ich die Ehre habe, unter meinen Befehlen zu haben, bringe ich nachfolgendes Telegramm zur Kenntniß der Flotte:

„Der Kaiser an Vice-Admiral von **Tegethoff** in Lissa.

„Ich ernenne Sie zum Vice-Admiral.

„Den Offizieren und der Mannschaft Meiner Flotte Meinen Dank.

„Ich erwarte Ihre Auszeichnungs-Anträge."

Während die österreichische Flotte und deren tapferer Befehlshaber Anerkennung und Auszeichnungen nicht nur von höchster Stelle empfingen, sondern auch durch das Lob und die Sympathie der ganzen Bevölkerung Oesterreichs geehrt wurden, häufte sich der Zorn der italienischen Nation über dem Haupte des Besiegten, und der Admiral **Persano** zögerte nicht, vielfache Zeichen der Mißachtung zu empfangen, die er sich bei **Lissa** als erstes Resultat der Schlacht erkämpft hatte, und welcher in den letzten Tagen durch seine kriegsgerichtliche Verurtheilung der Stempel aufgedrückt werden sollte.

Der Mann, der bei dem ersten Anblicke der österreichischen Flotte, die ihm bei **Lissa** kühn entgegendampfte, mit dem Tone der Geringschätzung, wohl gar der Verachtung, zu seiner nächsten Umgebung sich wendend sagte: „**Seht, da kommen die Fischer!**" war von diesen Fischern geschlagen worden, so geschlagen, daß er seinen Namen mit Schande bedeckte, während vor ihm schon mancher Besiegte, trotz seiner Niederlage, sich unvergänglichen Ruhm erwarb.

Wenn aber **Persano** in den Oesterreichern wirklich **Fischer** erblickte, so sollte man meinen, er hätte sich selbst für einen **Fisch** gehalten, so sehr scheute, so klug vermied er es, in das Netz dieser Fischer zu gerathen!

Der zuversichtliche Uebermuth, der **Persano** diese Worte sprechen ließ, den auch der mitgetheilte Brief **Boggios** verrieth, schien sich nicht minder eines großen Theiles der Offiziere bemächtigt zu haben, denn ein Brief, den ein höherer Seeoffizier, welcher entweder mit dem **Re d'Italia** oder mit dem **Palestro** zu Grunde gegangen war, und der nebst vielen anderen werthvolleren Gegenständen von den österreichischen **Fischern** geborgen wurde, an seine Frau gerichtet hatte, enthielt unter manchen anderen bezeichnenden Stellen auch die folgenden:

„Morgen greifen wir **Lissa** an; dasselbe muß mit einem Handstreiche rasch in unsere Hände fallen. Danach suchen wir die österreichische Flotte auf, und wenn wir sie gefunden haben, dann hat sie auch aufgehört zu sein. Von Lissa aus greifen wir dann die Bo[illegible]n wenigen Tagen uns gehören müssen.

— Unsere Regierung hat für Dalmatien eine ganz neue Organisirung entworfen, und die Personen sind bezeichnet, welche die wichtigsten Verwaltungsposten übernehmen sollen. Ihre Patente und Decrete liegen vollständig ausgefüllt in der Admirals-Kanzlei bereit und werden augenblicklich an die Ernannten abgesendet, sobald wir das Land in Besitz genommen haben. Gedruckte Plakate, die wir bei uns führen, werden die Bevölkerung augenblicklich von den Anordnungen unseres Königs in Kenntniß setzen."

Wie fest bei den Italienern der Glaube verbreitet war, daß Lissa unbedingt eingenommen werden müßte, geht übrigens noch greller aus der folgenden Meldung hervor, welche der Commandant der Insel am 23. Juli machte:

„Eine mit Munition und Proviant beladene italienische Brigantine ist so eben unter italienischer Flagge in den Hafen eingelaufen, den sie in dem Besitze der Italiener glaubte. Sie wurde als willkommene Beute in Beschlag genommen."

Unter solchen Umständen ist es leicht begreiflich, mit welcher Wuth ganz Italien gegen den Admiral Persano erfüllt wurde, obgleich die italienische Regierung Alles aufbot, um die Niederlage so unbedeutend als möglich erscheinen zu lassen.

Als Persano in Ancona an das Land stieg, hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge gesammelt, welche ihn mit Beschimpfungen empfing, und nur mit Mühe entging er thätlichen Mißhandlungen.

Noch mehr aber war man in Genua gegen ihn aufgebracht.

Viele Söhne angesehener Familien dieser Stadt befanden sich auf der Flotte.

Wäre der Tod der jungen Männer von einem ruhmgekrönten Siege begleitet gewesen, so würde dieser den Angehörigen zum Troste gereicht haben, da aber der Verlust von einer Niederlage begleitet war, steigerte diese den Schmerz bis zu der höchsten Erbitterung gegen den Mann, den die Genueser als die erste Ursache von dem ruhmlosen Untergange der Ihrigen bezeichneten.

Die Aufregung wurde bald so groß, daß eine Deputation von Bürgern sich zu dem Syndikus begab, und von demselben verlangte, daß er bei dem Ministerium eine Anklage gegen Persano erheben sollte.

Diesem Verlangen schlossen sich auch die Offiziere der italienischen Marine an, und hierin liegt wohl ein noch deutlicherer

weis, daß Persano wirkliche Schuld an der Niederlage traf, als selbst die kriegsgerichtliche Untersuchung und Bestrafung ihn geliefert hat.

Die Bürger und die Offiziere der Marine setzten daher vereint eine Adresse an den Ministerpräsidenten Lamarmora in Umlauf und schnell bedeckte sich dieselbe mit zahlreichen Unterschriften.

Sie lautete:

„Excellenz!

„Die Schlacht von Lissa, welche Italien den Verlust so vieler Leben und zweier mächtigen Schiffe kostete, hat die Stadt Genua in den größten Schmerz versenkt. Gegenüber der so unerwarteten Katastrophe war Genua, welches immer der eifersüchtige Wächter seines Ruhmes war, durch die Nachricht tief betroffen. Die öffentliche Meinung schiebt die Schuld des beklagenswerthen Ereignisses auf die sprichwörtliche Unfähigkeit des Admiralcommandanten der italienischen Flotte. Ein allgemeiner Ruf dringt aus den Herzen der Bevölkerung, daß Herr Persano (wie einst der englische Admiral John Byng) vor ein Kriegsgericht gestellt und abgeurtheilt werde.

„Wie eines Tages Venedig vom Senat verlangte, daß an die Spitze seiner Flotte Vittorio Pisani gestellt werde, so bittet heute die Bevölkerung von Genua, welche vorzugsweise die maritimen Thaten zu schätzen weiß, Eure Excellenz möge von Seiner Majestät erlangen, daß mit Hintansetzung aller hierarchischen Ordnung das Commando der italienischen Flotte einem Manne anvertraut werde, der auf der Höhe der Forderungen seiner Zeit steht, und in dem die Kühnheit sich mit Erfahrung und Klugheit paart. Als dieser Mann wird durch die Stimme der öffentlichen Meinung Contreadmiral Cavaliero Galli della Mantica bezeichnet, und indem sich die Unterzeichneten zu Dolmetschern derselben machen, sprechen sie nur einen Wunsch aus, der gegenwärtig im Herzen und auf den Lippen Aller ist: Retten Sie, Exzellenz, durch diese energischen und unerläßlichen Maßregeln das Geschick und die Ehre der italienischen Flotte."

Der Erfolg dieser Petition ist durch den Prozeß Persano in den weitesten Kreisen bekannt:

Der Admiral wurde seiner Würde für verlustig erklärt und zur Tragung der Kosten verurtheilt!

Während so über dem Haupte des Besiegten ein schweres Ge-

witter sich aufthürmte, wurde das des Siegers mit Lorbeern geschmückt, den die allgemeine Stimme durch den Mund der Zeitungen aller Provinzen des weiten Reiches mit Lob überschüttete. — —

Nach der Rast von nur einem Tage, welcher dazu benutzt wurde, die ärgsten Havarien auszubessern, kehrte der Viceadmiral Tegetthoff zu dem Punkte zurück, von welchem er zu dem Siege ausgelaufen war, zu der Rhede von Fasana.

Von hier erstattete er der General-Adjutantur des Kaisers über die Schlacht einen längeren Bericht, den er selbst indeß nur einen summarischen nannte, und den wir hier mit Hinweglassung dessen mittheilen, was unseren Lesern aus dem Vorstehenden bereits bekannt ist.

„Rhede von Fasana, am 23. Juli 1866.

„Ich gestatte mir im Nachfolgenden einen summarischen Bericht über die Schlacht bei Lissa am 20. Juli d. J. zu unterbreiten.

„Einen Detailrapport zu verfassen werde ich erst in der Lage sein, nachdem die Schlachtberichte von den einzelnen Schiffen eingetroffen sind.

„Telegramme, welche mir vom k. k. Generalcommando zu Zara am 19. Juli zukamen und die Fortsetzung der Beschießung der Insel Lissa durch die sardinische Flotte anzeigten, ließen mir keinen Zweifel, daß der Feind mit seiner Expedition gegen Lissa nicht, wie ich anfangs glaubte, eine Diversion beabsichtige, um mich von meiner Operationsbasis abzuleiten und hiedurch sich freie Hand im nördlichen Golf der Adria zu verschaffen, sondern daß es sich in der That um die Wegnahme der genannten Insel handle.

„Ich setzte mich daher um Mittag desselben Tages mit der Escadre in Bewegung und steuerte gegen Lissa. Morgens den 20. Juli gegen 7 Uhr meldeten die Ausluger mehrere Dampfer in Sicht, doch bald entzog eine Regenböe aus SW. selbe wieder dem Blicke.

„Der Seegang aus SW. war um diese Zeit derart, daß die Panzerschiffe zweiter Classe und die Panzerfregatte „Salamander“ ihre Stückpforten schließen mußten. Bei allmäliger Annäherung gegen Lissa, welches gegen die See aus südlicher Richtung Deckung gibt, und nachdem auch die Brise nach NW. umgesetzt hatte, nahm der Wellengang nach und nach ab, und gegen 10 Uhr hellte sich der Himmel wieder auf. Man gewahrte auch sofort den Feind unter Lissa in zwei Gruppen getrennt, welche, wie es schien, sich zu vereinigen suchten. Nach der späteren Aussage von Gefangenen, waren

zur besagten Zeit die Holzfregatten der Sarden unter Comisa, um Landungstruppen wieder zurück einzuschiffen, denn es war die Absicht des feindlichen Obercommandanten, Lissa an diesem Tage mit aller Kraft anzugreifen, um es zum Falle zu bringen; daher sollte an diesem Tage im erwähnten Orte und in Porto Manico gelandet werden, während die Panzerflotte die Befestigungen der Stadt Lissa anzugreifen hatte. Doch war der Commandirende der sardinischen Flotte, Admiral Persano, noch rechtzeitig vom Auslaufen der k. k. Flotte aus Fasana unterrichtet worden, indem nach erwähnter Aussage, dasselbe durch telegraphische Mittheilung von einem Orte der Küste Istriens nach Brindisi und von hier durch einen Schnellsegler der sardischen Flotte bekannt wurde. Die vorerwähnte Bewegung der feindlichen Flotte dürfte daher nicht schwer dadurch eine Erklärung finden, daß sich die vor Lissa liegenden Schiffe mit jenen vor Comisa zu vereinigen strebten.

„Nicht lange währte es, so entwickelte sich die feindliche Flotte in Kielwasserlinie, Curs beiläufig NNO. und zwar ihre mächtige Panzerdivision an der Spitze.

„Die Annäherung geschah daher sehr schnell und es blieb nicht mehr Zeit, das bereits vorbereitete Signal:

„Muß Sieg bei Lissa werden,“

an die Escadre zu machen, sondern ich beeilte mich, jene Dispositionen zu treffen, die ich als nöthig erachtete.

„Die Aufstellung der österreichischen Escadre war folgende: Nach der Gattung der Schiffe waren selbe in drei Divisionen getheilt, nämlich: Die Division der Panzerschiffe, jene der schweren, und endlich die der leichten Holzschiffe. Diese Divisionen waren, die Panzerdivision an der Spitze, hinter einander im Kielwasser, jede einzelne im vorspringenden Winkel formirt. Ich ließ sofort die Divisions- und Schiffsdistanzen schließen, die Schiffe in Gefechtsbereitschaft setzen, und die Fahrt derselben erhöhen. — — —

„Die feindliche Linie kreuzte indessen vor der Curslinie der Eskadre und der Führer derselben, das Panzerschiff Principe di Carignano, mit Contreadmiral Vacca an Bord, eröffnete der Erste ein nicht sehr wirksames Feuer, welches alsbald von den nächsten österreichischen Schiffen erwiedert und in Kürze allgemein wurde.“

Ohne den geringsten Schein der Ruhmredigkeit dessen, was er

selbst dabei mit dem Ferdinand Max wirkte, erwähnt der Admiral Tegetthoff darauf ganz kurz die Durchbrechung der feindlichen Linie und fährt dann in seinem Berichte fort:

„Die Schiffe der feindlichen Panzer-Colonne, welche hinter dem Punkte lagen, wo durchgebrochen worden war, fielen nordwärts ab; hiedurch waren die eigenen Holzdivisionen bedroht und ich ließ demnach die Panzerdivision ebenfalls nordwärts wenden, um den Holzschiffen Luft zu machen und die vom Gros getrennten feindlichen Panzerschiffe ins Kreuzfeuer zu bringen.

„Die Holzdivisionen verfolgten indessen ihren Weg und brachen sich Bahn durch die feindlichen Panzerschiffe, wobei sie — Fregatten wie Kanonenboote — mannigfache Gelegenheit fanden, sich mit den gegnerischen Panzerschiffen zu messen."

Der Admiral schildert hierauf mit dem beredtesten Lobe das von uns bereits erzählte Gefecht, welches der Kaiser gegen vier feindliche Panzerfregatten zu bestehen hatte.

Darauf heißt es in dem Berichte weiter:

„Das Melée ward stets allgemeiner und es ist schwer, in dessen Einzelheiten einzugehen, da sich die Schiffe, mit ganzer Kraft fahrend, stets kreuzten und es oftmals schwer war, Freund und Feind zu unterscheiden, obgleich beiderseits die Flaggengala gehißt war. Ein glücklicher Zufall war es, daß die sardischen Panzer durchgehend grau angestrichen waren."

Wir müssen hier beiläufig erwähnen, daß der Anstrich der österreichischen Panzer schwarz ist, und daß es allgemein diesem Umstande der verschiedenen Farben der Schiffe zugeschrieben wird, wenn nicht mehrfach die befreundeten Schiffe sich untereinander angriffen.

„Nur die Division der feindlichen Holzschiffe", lautet der Bericht weiter, „lag ziemlich geordnet unter der Küste von Lissa in nordwestlicher Richtung steuernd und sendete gelegentlich den passirenden Schiffen ihre Breitseiten zu. Bei dieser allgemeinen Jagd, gelang es dem Geschicke und der Bravour des Commandanten meines Flaggenschiffes, Linienschiffscapitän Max Baron von Sterneck, im Zeitraume einer halben Stunde drei sardische Panzerschiffe anzulaufen; zwei wurden schwer beschädigt, die Flagge des einen herabgerissen, das dritte, der Re d'Italia, in den Grund gebohrt.

„Jeder Versuch, die schwimmende Mannschaft zu retten, mußte

leider aufgegeben werden, denn von allen Seiten angegriffen, waren wir genöthigt, auf die eigene Sicherheit bedacht zu sein.

„Nach einigen wechselseitigen Schüssen wendete die sardische Flotte in westlicher Richtung, und somit erreichte das Gefecht ein Ende, nachdem es von 10¾ Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags gedauert hatte. Mein Zweck war hiermit erfüllt und Lissa vom Feinde entsetzt. —

„Eine Verfolgung unterließ ich, weil selbe resultatlos geblieben wäre und nahm daher Curs nach dem Hafen St. Giorgio von Lissa; denn bei der großen Verschiedenheit der Leistungsfähigkeit in Bezug auf Fahrt, welche den unterstehenden Schiffen eigenthümlich ist, erschien ein compactes und zugleich schnelles Vorgehen nicht thunlich, die Möglichkeit ein Melée herbeizuführen, daher null. Die Nacht in See zu bleiben wäre zwecklos gewesen und würde nur unnützen Aufwand an Brennmaterial und Kohlen herbeigeführt haben, der um so mehr vermieden werden mußte, als Lissa nicht die Mittel zum Ersatz in entsprechendem Maßstab bietet. Zudem konnte der Aufenthalt im Hafen dazu dienen, um allfällige kleine Herstellungen vorzunehmen, und befand sich die Escadre überdies auf diese Art gesammelt und stets bereit, um für den Fall eines erneuerten Angriffes am folgenden Tage mit aller Kraft dem Feinde zu begegnen.

„Der folgende Tag wurde auch demgemäß dazu benützt, die Schiffe zu untersuchen und kleine Reparaturen zu bewerkstelligen.

„Das Linienschiff klarte seinen Bug von den Trümmern des Bugspricts, und sein Deck von jenen des Fockmastes und seiner Takelung und setzte seinen Schlot in brauchbaren Zustand; das Panzerschiff Erzherzog Ferdinand Max nahm von Fregatte Schwarzenberg einen Anker an Bord, um einen seiner Buganker zu ersetzen, der beim Einrennen undienstbar geworden war.

„Die Schwerverwundeten wurden ausgeschifft und die transportablen derselben mit Dampfer „Venetia“ nach Spalato und Zara entsandt; die Gefallenen wurden mit den militärischen Ehren zur Erde bestattet.

„Bei Nacht wie bei Tag waren hiebei stets Schiffe in See, welche die Aufgabe als Eclaireurs zu erfüllen hatten; Kanonenboot Dalmat und Raddampfer Elisabeth wurden beordert, auf dem Schlachtfelde und längs der Küste Nachforschungen anzustellen,

ob sich noch Leute vom versenkten feindlichen Panzerschiffe vorfänden, um selbe zu retten.

„Die feindliche Flotte war am Abend des Schlachttages von Monte Humm aus noch sichtbar, am Morgen des 21. aber nicht mehr zu entdecken.

„Da bis Sonnenuntergang vom Feinde nichts mehr sichtbar wurde, und der Feind einen neuen Angriff auf Lissa nicht mehr zu wagen schien, so war meine Aufgabe vorderhand ausgeführt, und ließ ich die Escadre, nachdem das Linienschiff Kaiser gegen acht Uhr Abends seine Reparatur am Schlot vollendet hatte, wieder in See stechen, um meine frühere Stellung auf der Rhede von Fasana, als die uns zukommende Operationsbasis, einzunehmen.

„Die Stärke des Feindes wurde beim ersten Zusammentreffen auf 12 schwere Panzerschiffe, im Ganzen auf ungefähr 27 bis 30 Schiffe geschätzt.

„Nach Aussage der Leute jedoch, welche sich vom versenkten Re d'Italia an den Strand von Lissa retteten, betrug die Zahl der schweren sardinischen Panzerschiffe — hierunter das Thurmschiff Affondatore — 12, leichtgepanzerte 3; an Holzschiffen: 8 Fregatten, 6 Dampfer, 3 Transportschiffe, zusammen also 32.

„Die Bestuckung der gegnerischen Flotte bestand, sowohl nach Aussage der obenerwähnten Gefangenen, als auch nach den an verschiedenen Stellen der Insel Lissa aufgefundenen Projectilen und den an Bord der Schiffe zurückgelassenen Spuren von Projectilen zu schließen, aus Geschützen schwersten Kalibers und mitunter neuester Construction. Es wurden Geschosse von 80 bis 300 Pfund vorgefunden. Nach der mehrerwähnten Aussage soll der Affondatore 600Pfünder an Bord gehabt haben.

„Ich fühlte mich verpflichtet, gleich nach Beendigung des Kampfes der Bemannung der Flotte ohne Unterschied meine Anerkennung auszusprechen; Commandanten, Offiziere und Mannschaften haben ihre Pflicht gethan; sie haben mit einer Hingebung, Ausdauer und Ruhe gekämpft, der selbst der Gegner die Anerkennung nicht wird versagen können.

„Ihre Leistungen stehen um so höher, wenn man bedenkt, welch' kurze Zeit der große Theil der Schiffe ausgerüstet ist, und daß bei manchen zwischen dem Tage der Ausrüstung und dem der Schlacht kaum der Zeitraum von drei Wochen liegt. Zudem ist nicht außer

Acht zu lassen, daß sie mit dem Bewußtsein in den Kampf gingen, es mit einem materiell stärkern Feinde zu thun zu haben, und daß nur moralische Kraft und seemännisches Geschick dieser Uebermacht ein Gleichgewicht zu halten vermag.

„Wilhelm Tegethoff, m. p., k. k. Viceadmiral."

Mit diesem Berichte nehmen wir Abschied von der tapfern österreichischen Flotte, denn wollten wir auch den Specialbericht noch mittheilen, den der Admiral auf diesen summarischen Rapport folgen ließ, so würden unsere Leser dadurch kaum etwas Neues erfahren.

Wir ziehen es daher vor, uns den letzten Ereignissen dieser für Oesterreich so verhängnißvollen Phase seiner jüngsten Geschichte zuzuwenden.

XV.

Verleitung zum Treubruch.

Nochmals müssen wir nach Glogau zurückkehren, welches dazu auserseh̲en war, zum dritten Male binnen kurzer Zeit der Schauplatz von Ereignissen zu werden, welche dazu bestimmt zu sein schienen, auf den ehernen Tafeln, auf denen die Thaten der Gerechtigkeit, des Rechtes und der Ehrenhaftigkeit einer Nation oder einer Regierung eingegraben werden, im Zusammenhange mit seinem Namen Handlungen verzeichnet zu finden, welche sicher nicht an einem Ehrenplatze aufgehangen zu werden verdienen, auf dem sie dazu bestimmt sind, ruhmverkündend in die Augen zu fallen.

Wir sind indeß weit entfernt, der Stadt Glogau aus diesen Verhältnissen, diesen Thatsachen einen Vorwurf zu machen!

Auch das preußische Volk ist daran unschuldig.

Was in Glogau geschehen ist, hat lediglich die Regierung zu verantworten. Aber welches ist die Person, oder sind die Personen, denen diese Verantwortlichkeit zur Last fällt?

Die Frage ist schwerlich mit Bestimmtheit zu beantworten.

Der erste dieser in die Annalen Glogaus eingetragenen Fälle, der geheimnißvolle Tod der Agnes Sander, leistete den Beweis, daß die Justiz in Preußen, diesem Militärstaat par excellence, taub, stumm und blind ist, sobald irgend etwas sich ereignet, das im Stande wäre, durch eine genaue, strenge und gewissenhafte Untersuchung den Nimbus zu trüben, der über dem Soldaten=, namentlich aber über dem Offizier=Stande, schweben soll und muß.

Wäre der Fall mit der Agnes Sander umgekehrt gewesen, hätte man in ihrem Zimmer einen Offizier unter jedenfalls ei genthümlichen, wir wollen nicht einmal sagen verdächtigen Umständen als Leiche gefunden, so würde — das wird gewiß in ganz Preußen Niemand zu leugnen die Stirn haben — die strengste Untersuchung stattgefunden haben.

Das wäre auch ganz in der Ordnung gewesen; aber eben so hätte es auch bei dem Tode eines bis dahin unbescholtenen Mädchens sein müssen, das unter jedenfalls sehr auffallenden Umständen in dem Zimmer eines Offiziers todt gefunden wurde.

Wie ganz anders war es dagegen? Keine gerichtliche Untersuchung! — Beeinträchtigung der Mutterrechte durch gewaltsame Wegführung der Leiche ihres Kindes! — Zurückweisung von Civil=Aerzten und Civil=Gerichten, obgleich es sich um eine Civil=Person handelte.

Kurz, Vertuschung der ganzen Sache durch die Militärbehörden.

Doch genug von diesem traurigen Falle!

Die öffentliche Meinung hat sich seiner Zeit darüber in Preußen unumwunden genug ausgesprochen, aber es wird dessenungeachtet wahrscheinlich noch sehr lange dauern, bis Preußen aufhört, ein Militärstaat zu sein.

Das wird erst dann geschehen, wenn sein Monarch sich seinem Volke nicht blos als oberster Kriegsherr, das heißt stets nur in der Uniform zeigt, sondern es nicht verschmäht, sich der Masse seines Volkes, den Bürgern, auch — wenigstens zuweilen — in ihrer Kleidung zu zeigen und ihnen dadurch zu beweisen, daß er auch zu ihnen gehört und nicht blos zu der Armee.

Der zweite Fall, der sich in Glogau zutrug und einen dunklen Schatten auf die preußische Gerichts= und Gerechtigkeitspflege wirft, ist die achtzigtägige Gefangenschaft der Trautenauer Bürger.

Die Zeit dieser Kerkerhaft wäre gewiß vollkommen hinreichend gewesen, die Schuld oder Unschuld der Angeklagten an den Tag zu bringen, hätte man es der Mühe werth gehalten, oder den guten Willen gehabt, eine gewissenhafte Untersuchung zu führen, wäre dieselbe auch noch so strenge gewesen.

Von einer solchen aber zeigte sich keine Spur, nicht einmal von einem Verhöre war die Rede und doch wird auch hier wieder gewiß in ganz Preußen kein Mensch sich finden, der die Stirn hat, zu behaupten, es könnten nicht wenigstens unter den Gefangenen einige Unschuldige gewesen sein, während andrerseits für Alle der Beweis der Schuld nicht geliefert worden ist.

Diese Unschuldigen herauszufinden ist aber während der ganzen achtzig Tage kein Schritt gethan worden.

Ist eine solche Gerechtigkeitspflege nicht selbst in Kriegszeiten haarsträubend?

Den dritten Fall wollen wir jetzt etwas näher in das Auge fassen. Auch er steht — Gott sei Dank — vereinzelt da in der neueren Geschichte; auch dieser dritte Fall aber muß das Gefühl eines jeden Menschen, der noch Sinn für sittliches Recht hat, ebenso sehr empören, wie die beiden vorhergehenden. Er zeigt wieder nach einer dritten Richtung die Nichtachtung des Rechtes, wo es gilt, ein gestecktes Ziel zu verfolgen.

Es schämen sich auch selbst die entschiedensten Anhänger Preußens dessen, was die Regierung in Beziehung auf diesen dritten Fall gethan hat, und alle die Geschichten des Krieges von 1866, welche in preußischem Sinne geschrieben sind, schlüpfen daher mit einer beinahe komischen Naivetät über diesen dunklen Fleck hinweg, der freilich um so dunkler erscheinen müßte, je heller er beleuchtet würde; mag dies auch als eine Paradoxe erscheinen.

Wir fühlen uns verpflichtet, nach den vorstehenden Betrachtungen diese hellere Beleuchtung vorzunehmen, um dadurch unser Urtheil zu begründen.

In dem Hotel Meinhardt in Berlin, unter den Linden Nr. 32, war gegen die Mitte des Juli eine nicht sehr zahlreiche, aber glänzende Gesellschaft zu einem Festmahle vereinigt.

Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, daß zu eben der Zeit, als Preußen mit Oesterreich im Kriege lag, die Mehrzahl der Gäste durch ihre bunte, mitunter sehr reiche Kleidung als Ungarn zu erkennen war.

Bei der Lage, in welcher sich Ungarn, als eine Provinz Oesterreichs, Preußen gegenüber befand, hätte man glauben sollen, die Ungarn wären Kriegsgefangene, die hier zusammengekommen waren, um bei einem heitern Mahle die Leiden der Gefangenschaft zu vergessen.

Dem widersprach indeß eben sowohl, daß Viele den Säbel an der Seite trugen, als auch, daß sich unter ihnen mehrere preußische Offiziere befanden, welche mit den Ungarn auf dem freundschaftlichsten Fuß zu stehen schienen.

Auch würde Jemand, der die Uniform der Ungarn in der österreichischen Armee genauer gekannt hätte, die Bemerkung gemacht haben, daß die verschiedenfarbigen Dolmans nicht eigentliche Uniformen, sondern die ungarische Nationaltracht waren, welche bekanntlich durch die Uniform der Hußaren in der österreichischen Armee ihren Ausdruck gefunden hat.

In der That hatte sich hier ein Theil der ungarischen Emigration zusammengefunden, um wo möglich im Verein mit den Feinden Oesterreichs und durch deren Hilfe, für das geliebte Vaterland das zu erreichen, was durch die Revolution von 1848 vergeblich erstrebt worden war.

Verblendet durch das Ziel, welches sie im Auge hatten, und aus Ungarn schon zu lange entfernt, um durch den spärlichen, brieflichen Verkehr mit ihren dortigen Freunden von der Stimmung des Landes genaue Kenntniß erhalten zu haben, irrten die Männer, trotz der ehrenhaften persönlichen Gesinnung der Meisten, in dem Mittel, welches sie zu ergreifen im Begriffe waren, zum Theil sogar schon wirklich ergriffen hatten.

Sie rechneten mit Gewißheit auf die Zustimmung ihres Vaterlandes bei dem, was sie thun wollten, und doch durften sie der Verwerfung ihres Thuns gewiß sein; denn so sehr der Ungar seine Freiheit liebt, so zähe er seit beinahe zwanzig Jahren daran festgehalten

Nachbar wie erschrocken auf, faßte des Redners Arm, und rief mit warnendem Tone:

„Arthur, ich bitte Dich, sei nicht vorlaut!“

Der Graf hielt inne, ohne den Namen auszusprechen, der ihm auf der Zunge geschwebt hatte, und sah fragend seinen Nachbar an, der sein Camerad, sein Freund gewesen war, als beide in demselben Jägerbataillon dienten, und in ihrer Garnison Breslau manchen lustigen Streich vereint ausgeführt hatten.

„Bedenke,“ fuhr der preußische Offizier fort, „daß die Wände Ohren haben; daß der Name, den Du aussprechen wolltest, morgen durch die Zeitungen in alle Winde getragen würde; daß unsere Armee noch nicht siegreich in Ungarn steht, und unsere Pläne erst dann bekannt werden dürfen, wenn das Corps, dem Du selbst angehörst, bei jedem Schritte weiter in Ungarn riesenmäßig anschwellend, dieselbe mit dem gehörigen Nachdruck unterstützen kann.“

„Du hast Recht,“ sagte Graf Seherr-Thoß; „ich ließ mich von meinem Eifer zu weit hinreißen. Ich werde daher den Namen verschweigen, auf den wir so große Hoffnungen setzen, und ich verschweige ihn um so bereitwilliger, da ich nicht zweifle, daß alle unsere hier versammelten Freunde und Gesinnungsgenossen ihn kennen, auch wenn ich ihn nicht ausspreche.“

„Das glaube ich auch,“ stimmte der Freund des Grafen bei, „eben deshalb aber ist es nutzlos, ihn auch noch den Ohren dieser Wände zu verkünden.“

„Dagegen hast Du aber doch hoffentlich nichts,“ sagte darauf Graf Seherr-Thoß, „daß ich den hier Versammelten die Proclamation mittheile, welche an geeigneter Stelle in dem vorgelegten Entwurfe bereits die Genehmigung erhalten hat, und die ich noch hier in Berlin werde drucken lassen, wenn auch diese Versammlung ihr zustimmt.“

„Das magst Du immerhin thun!“ sagte der Befragte.

Graf Seherr-Thoß wendete sich darauf wieder zu den Tafelgenossen, deren Neugier lebhaft durch das Gespräch erregt worden war, welches er halb laut und dadurch den Meisten unverständlich, mit seinem Freund und Nachbar geführt hatte.

„Freunde, Gesinnungs- und Waffengenossen,“ sagte er mit erhobener Stimme und unter allgemeiner gespannter Aufmerksamkeit, „es ist Euch allen bekannt, daß das preußische Ministerium unserem allver-

kommen und jetzt bekleidete er die Stelle als dessen Adjutant, ein Beweis, daß selbst ein preußischer Junker, — denn das war Graf Arthur von Seherr-Thoß ganz entschieden als preußischer Jägeroffizier, — zu liberalen und sogar zu revolutionären Ideen übergehen kann.

In der Hoffnung, daß diese Aufschlüsse über eine vielfach genannte Persönlichkeit für unsere Leser nicht ohne Interesse sein werden, gehen wir nun in dem speech des Grafen weiter.

Als das Eljen auf Klapka verhallt war, fuhr Graf Seherr-Thoß fort:

„In dem Namen des Generals soll ich Sie, meine Herren, als Freunde, als Gesinnungsgenossen und alte wie neue Waffenbrüder begrüßen und Sie seines vollsten Vertrauens auf Ihre Beihilfe versichern. — In meinem eigenen Namen aber fordere ich Sie auf, mit mir anzustoßen und einzustimmen in meinen Ruf:

„Hoch, das freie Königreich Ungarn!“

„Eljen! Eljen!“ schallte es aus begeisterten Kehlen; die Gläser klangen aneinander; die Säbel rasselten lärmend und wurden zum Zeichen des Beifalls dröhnend auf den Boden gestoßen.

„Hoch das siegreiche Vordringen unserer glorreichen Verbündeten, der preußischen Armee!“ rief Graf Seherr-Thoß, indem er abermals sein Glas erhob, und mit einem Feuer, als sei er sich mit Stolz bewußt, dieser siegreichen Armee selbst mehrere Jahre angehört zu haben, wenn auch nur in der untergeordneten Stellung eines Lieutenants, und in ruhmlosen Friedenszeiten.

„Eljen! Eljen!“ ertönte es abermals.

„Hoch, und dreimal hoch, endlich noch der Mann, den wir als den Hort, als das Pfand unserer Freiheit auserseheu haben; hoch der Mann, der uns gewähren wird, was das Haus Habsburg uns seit langen Jahren so hartnäckig verweigert; hoch der Prinz —“

Den Namen auszusprechen, wurde er indeß durch seinen Nachbar verhindert, den höchsten der preußischen Offiziere, welche sich mit in der Gesellschaft befanden.

Bei den ersten Worten des Grafen war dieser Offizier aufmerksamer als bisher auf das geworden, was Graf Seherr-Thoß sagen zu wollen schien.

Als der Graf das dritte Hoch auf den Mann ausbrachte, den die Ungarn als den Hort ihrer Freiheit betrachten sollten, sprang sein

Nachbar wie erschrocken auf, faßte des Redners Arm, und rief mit warnendem Tone:

„Arthur, ich bitte Dich, sei nicht vorlaut!“

Der Graf hielt inne, ohne den Namen auszusprechen, der ihm auf der Zunge geschwebt hatte, und sah fragend seinen Nachbar an, der sein Camerad, sein Freund gewesen war, als beide in demselben Jägerbataillon dienten, und in ihrer Garnison Breslau manchen lustigen Streich vereint ausgeführt hatten.

„Bedenke,“ fuhr der preußische Offizier fort, „daß die Wände Ohren haben; daß der Name, den Du aussprechen wolltest, morgen durch die Zeitungen in alle Winde getragen würde; daß unsere Armee noch nicht siegreich in Ungarn steht, und unsere Pläne erst dann bekannt werden dürfen, wenn das Corps, dem Du selbst angehörst, bei jedem Schritte weiter in Ungarn riesenmäßig anschwellend, dieselbe mit dem gehörigen Nachdruck unterstützen kann.“

„Du hast Recht,“ sagte Graf Seherr-Thoß; „ich ließ mich von meinem Eifer zu weit hinreißen. Ich werde daher den Namen verschweigen, auf den wir so große Hoffnungen setzen, und ich verschweige ihn um so bereitwilliger, da ich nicht zweifle, daß alle unsere hier versammelten Freunde und Gesinnungsgenossen ihn kennen, auch wenn ich ihn nicht ausspreche.“

„Das glaube ich auch,“ stimmte der Freund des Grafen bei, „eben deshalb aber ist es nutzlos, ihn auch noch den Ohren dieser Wände zu verkünden.“

„Dagegen hast Du aber doch hoffentlich nichts,“ sagte darauf Graf Seherr-Thoß, „daß ich den hier Versammelten die Proclamation mittheile, welche an geeigneter Stelle in dem vorgelegten Entwurfe bereits die Genehmigung erhalten hat, und die ich noch hier in Berlin werde drucken lassen, wenn auch diese Versammlung ihr zustimmt.“

„Das magst Du immerhin thun!“ sagte der Befragte.

Graf Seherr-Thoß wendete sich darauf wieder zu den Tafelgenossen, deren Neugier lebhaft durch das Gespräch erregt worden war, welches er halb laut und dadurch den Meisten unverständlich, mit seinem Freund und Nachbar geführt hatte.

„Freunde, Gesinnungs- und Waffengenossen,“ sagte er mit erhobener Stimme und unter allgemeiner gespannter Aufmerksamkeit, „es ist Euch allen bekannt, daß das preußische Ministerium unserem allver-

ehrten General Klapka die Erlaubniß ertheilt hat, aus den vielen Gefangenen der ungarischen Regimenter ein eigenes Corps unter preußischem Oberbefehl zu bilden, dessen Aufgabe es sein wird, sobald die siegreichen Preußen in unser geliebtes Vaterland einrücken, durch die Erregung eines nationalen Aufstandes die Eroberung des Landes zu unterstützen und dadurch die Befreiung von dem Drucke herbeizuführen, unter dem wir und unsere Väter schon seit mehreren Generationen seufzen, ohne daß es uns jemals gelingen wollte, zu der Anerkennung unserer berechtigten Forderungen zu gelangen."

Der Redner hatte sich in einen solchen Eifer hineingesprochen, daß er selbst und mit ihm auch die Zuhörer darüber vergaßen, er sei eigentlich kein Ungar.

Sein Nachbar aber konnte sich eines ironischen Blickes nicht erwehren, indem er seinen Freund von der Seite ansah und dabei daran dachte, wie weit derselbe als preußischer Jägeroffizier von solchen Gesinnungen entfernt gewesen war, wie die, welche er jetzt äußerte.

„Dieses Ziel zu erreichen," fuhr Graf Seherr-Thoß fort, „hat nun General Klapka einen Aufruf erlassen, durch den wir die gefangenen Ungarn bestimmen wollen, sich unter dem nationalen Banner uns anzuschließen."

Ein beifälliges Gemurmel folgte diesen Worten.

Dadurch ermuthigt sagte der Graf:

„Zur Begünstigung dieses Planes, den unser Klapka entworfen hat, wurde die Anordnung getroffen, daß unsere gefangenen Landsleute in den schlesischen Festungen zurückgehalten, die Gefangenen der anderen Nationalitäten des buntscheckigen Oesterreich aber tiefer in das Land hinein transportirt werden."

Die Versammelten folgten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Worten des Grafen und als Keiner eine Bemerkung machte, fuhr derselbe abermals fort:

„Vernehmet nun, Freunde und Waffenbrüder, die Proclamation, durch welche wir die Mannschaften und hoffentlich auch einen Theil der Offiziere, bewegen wollen, durch ihren Eintritt unter die ungarische Nationalfahne unseren Plan zu unterstützen."

Nach diesen Worten zog Graf Seherr-Thoß aus der Brusttasche ein Papier, entfaltete es und las:

„Tapfere Krieger!

„Auf den Ruf meines Vaterlandes übernehme ich den Befehl

über die ungarischen Heere und spreche zu Euch in meiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber. — Unser Vaterland ist nicht länger ohne Freunde. Die mächtigen Könige von Preußen und von Italien reichen uns ihre rechte Hand. Garibaldi wird uns von Italien aus unterstützen; Türr wird gegen die Donau operiren, Bethlen in Siebenbürgen in's Feld rücken, während ich Euch von Preußen aus vorwärts führen will. Ludwig Kossuth wird in unserer Mitte sein. So vereint werden wir die Oesterreicher verjagen, die so lange unser bestes Blut vergossen, und uns unsern Wohlstand geraubt haben. Das Land Arpads gehört uns eigen, und wir wollen es für uns sicherstellen. In den Jahren 1848 und 1849 erwarben wir unsterblichen Ruhm, ohne unsere Wünsche zu erreichen; diesmal wollen wir frische Lorbeern sammeln, und zum Ziele kommen. Vorwärts also! Sammelt Euch um die ungarische Fahne und bedenkt, daß, wo immer sie entfaltet ist, die Ungarn sich unter sie zu schaaren verpflichtet sind. Nur wenige Tagemärsche von hier sind die Grenzen unseres geliebten Vaterlandes. Dahin will ich Euch führen, dahin, wo Eltern, Schwestern und Bräute uns mit offenen Armen erwarten. Ihr habt die Wahl, entweder Kriegsgefangene zu bleiben, oder der Ehre theilhaftig zu werden, für die Freiheit unseres Vaterlandes zu kämpfen!

„G. Klapka, ungarischer General.“

Diese Proclamation, geschickt darauf berechnet, die Vaterlandsliebe und den Nationalgeist aufzuregen, welche sich vielleicht bei keiner Nation lebendiger, edler und reiner erhalten haben, wie bei den Söhnen Arpads, machte auch bei den Tafelgenossen den lebhaftesten Eindruck und dieser äußerte sich durch donnernde, nicht enden wollende Eljens und unter einem so lärmenden Anklingen der Gläser, daß manches derselben dadurch eine unheilbare Todeswunde empfing.

Graf Seherr-Thoß benutzte diese aufgeregte Stimmung zu der Verfolgung der Aufgabe, die ihm von seinem General zu Theil geworden war und er rief daher:

„Es gilt jetzt, durch diese Proclamation die Gefangenen, von denen ein großer Theil in Glogau sich befindet, die Mehrzahl aber in Neiße concentrirt ist, zu dem Eintritte in unsere Legion zu bewegen. Zu der Uniformirung und der vollen übrigen Ausrüstung ist Alles derart vorbereitet, daß wenige Tage hinreichen werden, das ganze Corps unter Waffen zu sehen.“

Neue, stürmische Beifallsäußerungen folgten auch dieser Mittheilung.

Als dann wieder Ruhe eingetreten war, sagte Graf Seherr-Thoß:

„Der General Klapka selbst, unterstützt durch die meisten Offiziere der ungarischen Legion in Italien, die schon vor einiger Zeit nach Preußen berufen wurden, hat es übernommen, das Corps in Neiße zu organisiren, wozu er durch alle erforderlichen Vollmachten des General von Roon autorisirt ist. — Das Corps zählt bereits einen Offizierstand von zwei Generalen, vier Obersten, mehreren anderen Stabsoffizieren und zahlreichen Subalternen. — Namen wie Vetter, Magyarodi, dessen Brust sechs Orden schmücken, die er nicht durch Fürstengunst, sondern auf dem Schlachtfelde als wohlverdienten Lohn der Tapferkeit gewonnen hat; Czetz, Fejervari, Bethlen und Czabo sind gewiß geeignet, allgemeines Vertrauen zu erwecken. — Indem ich die Augen hier in unserem Kreise umhersende, erblicke ich die Träger nicht minder achtbarer Namen, und unter diesen richte ich an Sie, Graf Karolyi, so wie an Sie, lieber Csaky, die Frage, ob Sie geneigt sein würden, die Sendung nach Glogau, zur Anwerbung der dortigen Gefangenen zu übernehmen." — Die beiden Aufgerufenen erklärten sich gerne bereit, die Verleitung zum Treubruch bei ihren Landsleuten zu versuchen, und Graf Seherr-Thoß wendete sich darauf zu einem Dritten der anwesenden Gäste.

„Sie, Baron Banffy," sagte er, „ersuche ich, die gleiche Sendung in Kosel zu vollbringen, wo nach der uns zugegangenen Meldung sich ebenfalls gefangene Ungarn befinden, wenn auch nicht in so großer Anzahl, wie in Glogau, besonders aber in Neiße. Diese Festung ist daher auch zu unserem allgemeinen Sammelplatze bestimmt, und dahin bitte ich Sie, meine Herren, die von Ihnen Angeworbenen zu führen. Die Commandanten der Festungen, so wie die Militärbehörden überhaupt, sind angewiesen, Ihnen jeden Vorschub zu leisten, auch für Ihren Transport und Ihre Verpflegung während desselben zu sorgen."

„Wann sollen wir aufbrechen?" fragte Baron Banffy.

„Sobald die Decker'sche geheime Hofbuchdruckerei die Proclamation abgeliefert hat, was nach der Zusicherung des Geschäftsführers derselben jedenfalls bis spätestens morgen gegen Abend geschehen wird. Ich ersuche daher die werthen Freunde, ihre Anstalten so zu treffen, daß sie übermorgen Früh mit dem ersten Eisenbahnzuge abgehen können."

Die drei designirten Boten eines Beginnens, dem zur Ehre civilisirter Völker in der neueren Kriegsgeschichte, seitdem die Heere nicht mehr durch Angeworbene aus aller Herren Ländern gebildet werden, kein zweites Beispiel an die Seite gestellt werden kann, erklärten sich bereit, am zweiten Tage darauf abzureisen, und nachdem sie zu dem verwerflichen Zwecke ihre Legitimationspapiere erhalten hatten, sehen wir sie zwei Tage später in Glogau und Kosel in Thätigkeit.

Ihre Wirksamkeit an beiden Orten war indeß sehr verschieden, denn während Graf Karolyi und Herr von Csaky von Glogau aus mehrere hundert Freischärler dem Hauptcorps in Neiße zuführen konnten, gelang es dem Baron Banffy in Kosel kaum zehn Ungarn zum Treubruche zu verleiten.

An beiden Orten hatten die sämmtlichen Offiziere ungarischer Nationalität, bei denen die Abgeordneten Verführungsversuche machten, dieselben mit Entrüstung zurückgewiesen.

Ob der günstigere Erfolg, den Graf Karolyi und Herr von Csaky in Glogau erzielten, davon herrührte, daß die Proclamation mehr Eindruck machte, oder daß ihre Beredsamkeit glühender und überzeugender war, als die des Baron Banffy in Kosel; — oder ob diese Wirkung dadurch hervorgebracht wurde, daß der Commandant von Glogau, dessen Charakter wir aus der Behandlungsweise der Trautenauer hinlänglich kennen lernten, die Gefangenen strenger behandelte und sie mehr Entbehrungen erdulden ließ, wie dies bei dem milder gesinnten Commandanten von Kosel der Fall war, — das zu beurtheilen überlassen wir unseren Lesern, die wir jetzt nach Neiße führen wollen, um sie zu Zeugen eines interessanten Schauspieles eigenthümlicher Art zu machen.

Es war am 26. Juli gegen Abend. In dem Lager der Klapka'schen Legion, das auf einer Anhöhe zwischen der Neiße und der Bielau, unweit der Festung Neiße, aufgeschlagen war, herrschte ein reges Leben.

Zwischen den 360 bis 400 Zelten, die, in regelmäßige Gassen getheilt, die Aussicht über die freundlichen Thäler der Neiße und der Bielau nach der einen Seite gewährten, nach der anderen aber den Anblick der wichtigen, 580 Fuß über den Meeresgipfel sich erhebenden starken Festung und des stattlichen, ehemals fürstbischöflichen Schlosses, eilten geschäftig die Legionäre hin und her, die in ihren blauen Flanellblousen und den nach ungarischer Weise eng anschlie-

ßenden blauen Hosen, zu denen die rothen französischen Mützen nicht recht passen wollten, ein eigenthümlich-fremdartiges Ansehen gewährten.

Aus Neiße wanderten zahlreiche Bürger, viele ihre Frauen am Arme und ihre Kinder an der Hand führend, oder von denselben umschwärmt, dem Lager zu, neugierig auf das Schauspiel, welches ihnen, wie das Gerücht ging, dort geboten werden sollte.

Noch zeigte sich indeß keine Spur irgend eines ungewöhnlichen Ereignisses, und von der Besorgniß ergriffen, daß sie nichts zu sehen bekommen würden, nahmen die Bürger mit ihren Familien Platz in den zahlreichen Schänken, die auf freien Plätzen zwischen den Zelten erbaut worden waren.

Die Blicke so viel als möglich auf das große Zelt gerichtet, welches sich in der Mitte des Lagers erhob, die gewöhnlichen Zelte überragend, wie das stolze Herrenschloß die niederen Bauernhäuser eines Dorfes, erwarteten die guten Neißer mit Spannung und Ungeduld das, was es geben würde, eine Fahnenweihe, wie die Einen behaupteten, oder eine große Revüe der bereits bis auf nahe an 5000 Mann angewachsenen Legion, wie Andere für ganz bestimmt wissen wollten.

Von jenem großen Zelte aus mußte aber die Entscheidung kommen, denn dort hatte der Generalstab der Generale Klapka und Vetter sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Die Bürger sollten nicht lange in der Ungewißheit bleiben, sondern bald sich überzeugen, daß beide Gerüchte die Wahrheit gesprochen hatten; denn es gab Revüe und Fahnenweihe.

Als die Sonne sich schon dem Untergange zuneigte, rasselten die Lärmtrommeln durch die Gassen des Lagers, und eine Minute später stimmten die Trompeten der Hußaren, welche in einer geringen Entfernung von der Infanterie lagerten, in den kriegerischen Ruf ein.

Die Legionäre, die, desselben gewärtig, schon bereit standen, ergriffen ihre Waffen und eilten ihren Stellungsplätzen zu.

Die Bürger tranken schnell ihr Bier aus und stellten sich zu beiden Seiten des nach Neiße führenden Weges auf, denn von den Vorübereilenden vernahmen sie, daß die Legion nach der Stadt marschiren würde.

In der That setzte sie sich kaum eine Viertelstunde später in Bewegung, begleitet von den Bürgern, so wie von den ebenfalls in dem Lager untergebrachten österreichischen Gefangenen, die sich noch

nicht in die Legion halten einreihen lassen, und die daher in ihren beschmutzten und zum Theil arg mitgenommenen weißen Uniformen grell abstachen gegen das saubere Aussehen der ganz neu gekleideten Legion.

Vielleicht war dieser Contrast dazu bestimmt, im Verein mit dem bevorstehenden erhebenden Schauspiele, die noch Säumigen zu bewegen, dem Beispiele ihrer Cameraden zu folgen.

Die Legion bot in der That einen kriegerischen Anblick, und noch mehr würde dies der Fall gewesen sein, hätten nicht Viele ziemlich finster dreingeschaut.

Die Spitze der Colonne bildeten die Hußaren, aber es schien beinahe, als fühlten sich dieselben mit den Cavalleriesäbeln nach preußischer Form, den langen Carabinern, welche von den bei Langensalza entwaffneten Hannoveranern herrührten, besonders aber mit den rothen französischen Mützen, nicht als echte Ungarn.

Bei Manchen mochten auch wohl schon Zweifel aufgestiegen sein, ob sie recht handelten, indem sie vereint mit den Feinden ihres Königs ihr Vaterland von Oesterreich loszureißen auszogen, mit dem sie doch so lange vereinigt gewesen waren, und an das manche ehrenvolle Erinnerungen sie banden.

Heiterer und offener als die Mehrzahl der Mannschaft blickten die Offiziere umher, die ein wahrhaft martialisches Aussehen hatten, mit ihren von der Sonne Italiens gebräunten Gesichtern und die Brust geschmückt mit Orden, die sie in dem Kampfe gegen Oesterreich gewonnen hatten.

Ihnen, — daran konnte man nach ihrer stolzen Haltung und ihren feurigen Blicken nicht zweifeln, — war es Ernst mit dem Gedanken an die Befreiung ihres Vaterlandes von der Herrschaft Oesterreichs, und sie waren überzeugt, daß sie Recht thaten, indem sie die Forderungen, welche Ungarn seit so langen Jahren vergeblich an den Kaiser von Oesterreich gestellt hatte, jetzt mit der Hilfe von dessen Feinden durchzusetzen suchten, sollten sie dadurch auch für immer das Band zerreißen, welches sie bisher an den Kaiserstaat gefesselt hatte.

Auf dem Wilhelmsplatze stellte die Legion sich im Carré auf und zwei Compagnien Infanterie zogen vor die in der inneren Stadt gelegenen Hotels zum Stern und zum Roß, wo die Generale Klapka und Vetter ihre Wohnungen genommen hatten.

Hier begab sich eine Deputation in die Häuser und holte aus

denselben die drei Stangen ab, an denen die Fahnen befestigt werden sollten, so wie drei verschlossene, kleine Kisten, in welchen sich die noch jungfräulichen Fahnen befanden.

Hierauf begaben die beiden Compagnien sich wieder zurück nach dem Wilhelmsplatze und ihnen voran wurden die drei Stangen von den Fahnenträgern getragen, zu denen man drei imposante, riesige Gestalten ausgewählt hatte.

Zahllose Bürger und die ganze dienstfreie Mannschaft der preußischen Besatzung Neißes begleiteten in dichtem Gedränge den Zug.

Auf dem Wilhelmsplatze angelangt reiheten die beiden Compagnien sich ihren Bataillonen wieder ein und die sämmtlichen Offiziere, den greisen Gereral Vetter an ihrer Spitze, traten in die Mitte des Carrés, der Ankunft Klapka's harrend, welcher die Fahnen entfalten sollte.

Der General, der sich durch die heldenmüthige Vertheidigung Comorns schnell einen berühmten Namen erworben, seitdem aber beinahe die Rolle eines Abenteurers gespielt hatte, ruhelos in der Welt umherirrend und die Blicke unabläßig sehnsuchtsvoll auf das geliebte Vaterland gerichtet, aus dem er verbannt war, — der General Klapka, sagen wir, ließ nicht lange auf sich warten.

Kaum waren die Offiziere zusammengetreten, als er dahergesprengt kam, begleitet von seinem Adjutanten, dem Grafen Arthur von Seherr-Thoß, dem Grafen Karolyi, dem Herrn von Csaky und dem Baron Banffy.

Die drei Letztgenannten, welche ihre in Berlin getragene Nationalkleidung in der Zwischenzeit mit der Uniform der Legion vertauscht hatten, waren erst am Tage zuvor von ihren Sendungen nach Glogau und Kosel eingetroffen und bildeten bis zu ihrer Einreihung in die Legion das Gefolge des Obercommandanten.

Als Klapka bei dem Carré anlangte, sprang er mit jugendlicher Leichtigkeit vom Pferde, seine Begleiter folgten seinem Beispiele, und Alle traten ein in den freien Raum des Carrés, begrüßt von einem dreimaligen donnernden Eljen der Offiziere und der gesammten Mannschaft.

Noch einige Zeit währte die Unruhe in den Gliedern der aufgestellten Bataillone fort, denn Alle wollten den Mann sehen, von dem sie so viel gehört hatten, durch dessen Namen sie verlockt worden waren, ihren Fahneneid zu brechen, den aber mit der geringen Ausnahme

sehr weniger alter Soldaten, oder Solcher, die in Komorn geboren waren und ihn dort gesehen hatten, als sie noch Knaben waren, Keiner kannte.

Als die Ruhe endlich wieder hergestellt war, ließ Graf Scherr-Thoß die Kisten mit den Fahnen vor den General Klapka hinstellen und überreichte diesem die Schlüssel.

Der General öffnete die Behälter, welche das Palladium jedes braven Soldaten umschlossen, nahm die Fahnen heraus und befestigte sie durch die getroffene Vorkehrung mit einem raschen Griffe leicht an den Fahnenstangen, an denen sie dann von den riesigen Fahnenträgern hoch emporgehoben und drei Mal in der Luft geschwenkt wurden.

Als die Ungarn die dreifarbigen Fahnen erblickten, deren Roth-weiß-grün jedem Ungar tief in das Herz eingeprägt ist, so daß er mit unverbrüchlicher Treue daran hängt, fühlten sie sich von dem glühendsten Enthusiasmus ergriffen, und noch lauter, noch stürmischer, noch allgemeiner ertönte ein dreimaliges Eljen, denn diesmal stimmten nicht nur die in Reihe und Glied aufgestellten Soldaten der Legion mit ein, sondern auch die das Carré noch in der österreichischen Uniform umstehenden Gefangenen konnten bei dem Anblicke der geliebten Farben den Ruf des vaterländischen „Hoch" nicht in der Brust zurückhalten, und viele von Denen, welche bisher noch unentschlossen geschwankt hatten, ließen sich in die Legion einreihen, als diese nach der Fahnenweihe wieder in das Lager zurückgekehrt war.

Zu diesem Entschlusse mochte indeß nicht unwesentlich auch die feurige Rede beitragen, welche der Graf Scherr-Thoß gehalten hatte, als nach der Entfaltung der Fahnen die Ruhe so weit zurückgekehrt war, daß er glauben konnte, von Allen gehört zu werden.

Der Graf sprach mit Feuer, mit — wenigstens scheinbar — wahrer Begeisterung für die Sache, der er das Wort redete, so daß man sich nicht wundern durfte, daß er seine Zuhörer mit sich fortriß.

Weit eher hätte man darüber staunen können, daß eine Rede von so entschieden revolutionärer Tendenz, wie die des Grafen Scherr-Thoß, aus dem Munde eines Mannes kam, der ganz andere Ideen, als die hier von ihm geäußerten, nährte, so lange er die preußische Lieutenants-Uniform trug.

Aber der Geist der Freiheit ist freilich so ansteckend, daß sich Der, welcher einmal von demselben angeweht wurde, [illegible] zu entziehen vermag und unwillkürlich weiter und [illegible]

trieben wird, und mit der Anstrengung aller seiner Kräfte danach strebt, den stolzen Tempel der Freiheit zu erreichen und an dem Altare der hehren Göttin anbetend niederzusinken.

Nach dem Grafen Seherr-Thoß hielt auch noch der General Klapka selbst eine kurze Anrede, durch die er seine Soldaten auf die nahe bevorstehenden Kämpfe auf dem Boden des geliebten Vaterlandes aufmerksam machte, und die er mit den Worten schloß:

„Eljen, Ludwig Kossuth! — Eljen unser theures Ungarn!"

Das erste Eljen fand nur wenig Anklang, das zweite aber wurde mit stürmischem Enthusiasmus wiederholt, und als Klapka, die Truppen grüßend, auf sein Pferd zuschritt, folgte ihm aus den Gliedern der Legion ein lang anhaltendes: „Eljen Klapka!" nach, in welches viele der Gefangenen, trotz ihrer weißen Uniform, einstimmten.

Die Legion marschirte nach dieser Feierlichkeit zurück in das Lager, wo die Mannschaften am Abend festlich bewirthet wurden, während die Offiziere sich in dem geräumigen Zelte des Generalstabs, unter dem Vorsitze ihrer beiden Generale zu einem fröhlichen Mahle vereinigten und dabei mit einem wahren Feuereifer die Thaten besprachen, die schon in den nächsten Tagen vollbracht werden sollten, sobald sie den Boden des Vaterlandes betreten hätten, wo — wie sie zuversichtlich hofften — die Nation, zu deren Befreiung sie kamen, sie jubelnd empfangen und in zahlloser Menge herbeieilen würde, um sich unter dem nationalen Banner zu schaaren.

Wie grausam sollte diese Hoffnung der irrenden Verführer und der irregeleiteten Verführten getäuscht werden, wie nicht minder grausam auch die zweite Hoffnung, durch die Preußen und an deren Seite zum Siege geleitet zu werden!

Wohl brach schon wenige Tage nach dieser Revue und Fahnenweihe die Legion Klapka's auf gegen Ungarn; wohl überschritt sie die preußische Grenze und betrat den Boden des geliebten Vaterlandes mit der festen Zuversicht, sofort mit den vordringenden Preußen vereinigt und zu Kampf und Sieg geführt zu werden.

Kaum aber stand die Legion thatendurstig auf dem Boden des theuren Vaterlandes, da hemmte die abgeschlossene Waffenruhe ihre Thätigkeit und die zwischen den beiden kriegführenden Mächten angeknüpften Verhandlungen machten gleich von allem Anfange den Abschluß eines Friedens so wahrscheinlich, daß das Corps Klapka's für die preußische Regierung eine Unbequemlichkeit wurde.

Dessen Mitwirkung zu der Erreichung des beabsichtigten Zweckes war jetzt nicht mehr erforderlich und so hätte die preußische Regierung sich dieser unbequemen Verbündeten gewiß gern auf eine oder die andere Weise entledigt gesehen.

Aber wie war dies anzufangen, ohne ein allgemeines und noch größeres Aergerniß zu erregen, als dies durch die Errichtung der ungarischen Legion ohnehin schon geschehen war?

Das Corps Klapka's zu unterstützen, indem preußische Truppen demselben die Hand reichten, war nicht mehr möglich, indem wenige Tage, nachdem Klapka die preußisch-österreichische Grenze überschritten hatte, die eingetretene Waffenruhe den Preußen jedes weitere Vorrücken verbot, durch welches sie eine Verbindung mit der ungarischen Legion hätten bewerkstelligen können.

Sollte man nun die ungarischen Revolutionäre, mit denen man ein augenblickliches Bündniß geschlossen hatte, von der Waffenruhe in Kenntniß setzen, und sie dadurch vor einem späteren Zusammentreffen mit den österreichischen Truppen schützen, das unfehlbar ihre Vernichtung zur Folge gehabt haben würde? — Oder sollte man sie unbenachrichtigt lassen und sie dadurch dem Verderben entgegensenden?

Gewiß ist, daß die Legion laut und öffentlich beschuldigt worden ist, die Waffenruhe gebrochen oder unbeachtet gelassen zu haben, und daß sie deshalb der allgemeinen Verdammung verfiel; Offiziere der Legion haben aber die bestimmte Behauptung ausgesprochen, sie wären ohne alle Kenntniß der Waffenruhe geblieben und deshalb von den Preußen doppelt verrathen worden: einmal, indem sie die verheißene Unterstützung preußischer Truppen nirgends fanden, dann aber auch, indem sie durch den Bruch der Waffenruhe als ehrlos, oder wenigstens als wortbrüchig, vor den Augen der ganzen Welt dargestellt wurden.

Wir jedoch sind weit entfernt, dieser Anklage gegen die preußische Regierung beizustimmen. Vielmehr stellen wir den Umstand, daß General Klapka von der abgeschlossenen Waffenruhe entweder gar nicht, oder doch wenigstens nicht rechtzeitig, benachrichtigt wurde, nicht auf Rechnung einer böswilligen Absicht, sondern wir schreiben diesen im Dunkel gebliebenen Umstand einem jener unglücklichen Zufälle zu, wie sie sich so oft im Kriege ereignen, über einen glänzenden Sieg oder eine schmachvolle Niederlage die ganz unerwartete Entscheidung herbeiführend.

Gewiß ist allerdings, daß von dem Corps Klapka's

stens die durch die Waffenruhe bestimmte Demarkationslinie nicht eingehalten wurde; eben so gewiß ist aber auch, daß die Legion keine Kämpfe gegen österreichische Truppen bestand, und daß sie, von der Waffenruhe endlich in Kenntniß gesetzt, mit gänzlich vernichteten Hoffnungen und bedeutend zusammengeschmolzen durch die Legionäre, welche freiwillig auf dem Boden der geliebten Heimat zurückblieben, und sich beeilten, ihre Regimenter zu erreichen, um sich bei denselben als ranzionirte Gefangene zu melden, auf preußischen Boden zurückkehrte.

Die Uniform, in der die ausgetretenen Legionäre sich bei ihren Regimentern stellten, entschuldigten die Leute damit, daß sie in die Legion nur eingetreten wären, um der harten Behandlung in der Gefangenschaft zu entgehen und mit dem festen Vorsatze, die erste Gelegenheit zu benützen, um zu ihren Fahnen zurückzukehren.

Und dies war bei den Meisten keine leere Entschuldigung, denn theils mochten sie wirklich nur in der Absicht ihre Freiheit zu erlangen, in das Corps Klapkas eingetreten sein, theils gab die Kälte, mit der sie, wo sie sich zeigten, von ihren Landsleuten empfangen wurden, die Blicke der Verachtung, die man ihnen als Vaterlandsverräthern zuwarf, ihnen die Erkenntniß, daß sie unrecht gehandelt hatten, und sie eilten, ihr Unrecht so schnell und so viel als möglich gut zu machen.

Wären die Preußen Zeugen der Aufnahme gewesen, welche die preußisch-ungarische Legion in Ungarn fand, so würden sie sich überzeugt haben, daß sie falsch spekulirten, indem sie die Verleitung zum Treubruch unter ihre Hilfsmittel aufnahmen, dadurch nichts erreichend, als eine allgemeine Mißbilligung der Handlung, über welche die öffentliche Meinung aller Länder ein Verdammungsurtheil aussprach, und über welche selbst in dem eigenen Lande, so wie von den eifrigsten Bewunderern der preußischen Kriegsthaten, ein durch die Scham gebotenes Stillschweigen beobachtet wurde!

Was wir von den Thaten der Legion berichten können, ist in mehrfacher Beziehung nur traurig und wir halten uns daher der Entschuldigung unserer Leser für versichert, wenn wir darüber flüchtig hinweggehen, denn Wichtiges oder Interessantes hätten wir davon nicht zu berichten und von den Personen unseres Romanes war dabei keine betheiligt.

Am 4. August, also lange nach dem Abschlusse der Waffenruhe, rückte die ungarische Legion zwischen 1500 und 2000 Mann stark in Roznau ein, geführt von Klapka selbst, dem man deswegen,

wie wir schon andeuteten, den Vorwurf gemacht hat, die Waffenruhe gebrochen zu haben, während er seinerseits behauptete, von dem Abschlusse derselben nicht offiziell in Kenntniß gesetzt zu sein, und mit vollem Rechte gegen diese Beschuldigung anführte, er sei nicht verpflichtet von Zeitungsnachrichten Notiz zu nehmen, dieselben möchten auch noch so sehr den Charakter der Authenticität tragen.

Die Legion lagerte sich nach ihrem Einmarsche in Roznau auf verschiedenen Plätzen der Stadt und requirirte von derselben die Herbeischaffung der nöthigen Verpflegung für Menschen und Pferde.

Nur mit Angst wurde das Geforderte geliefert, aber Die, welche dazu ihre Furcht überwanden, hatten alle Ursache, sich über den Beweis ihres Muthes zu freuen, denn man muß der Legion die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie alle ihre Bedürfnisse baar bezahlte, und zwar mit Silbergeld, ein Anblick, welcher den Bewohnern von Roznau seit langer Zeit nicht zu Theil geworden war.

Man darf aus diesem Umstande, so wie aus manchem andern schließen, daß die preußische Regierung sich die Errichtung des Klapka'schen Corps viel Geld hat kosten lassen!

Aber es fehlt ja in Preußen nicht an Geld, wenn es gilt, irgend einen Plan durchzusetzen! — — —

Eine Zigeunerbande spielte lustige Weisen auf dem Platze vor dem Hotel Radhost, vor welchem die Offiziere es sich bei einem lase des lange entbehrten vaterländischen Weines gütlich thaten.

Da sprengte ein Trompeter heran, schwang sich bei dem Anblicke der Offiziere aus dem Sattel und rapportirte dem General Klapka, welcher ihm entgegentrat, um seine Meldung zu empfangen:

„Der Herr Major von Seherr-Thoß, der in einem Wagen auf der Straße nach Frankstadt fuhr, ist von kaiserlichen Uhlanen überfallen und gefangen abgeführt worden!"

Klapka erschrak sichtlich bei der Nachricht von diesem Schicksale seines Adjutanten, der ihm lieb und theuer war, und dem Trompeter zurufend: „Alarm blasen!" trat er in großer Aufregung zu den vor dem Radhorst sitzenden Offizieren und sagte:

„Meine Herren, wir müssen augenblicklich aufbrechen, um wenigstens den Versuch zu machen, den armen Seherr-Thoß aus der Gefangenschaft zu befreien, in die er durch den Verrath gefallen ist, welche die Preußen dadurch gegen uns ausübten, daß sie uns von der Waffenruhe nicht benachrichtigten, an deren Abschluß ich jetzt nicht

mehr zweifeln kann, da sich nirgends preußische Truppen blicken lassen, während sie doch schon weit vorgedrungen sein müßten, wären sie nicht durch die Waffenruhe daran verhindert worden."

„General," sagte Graf Karolyi, „ich fürchte, es wird uns nicht gelingen, den Grafen Scherr-Thoß, den auch ich herzlich liebe, noch zu befreien."

„Auch ich zweifle daran, mein lieber Graf," entgegnete Klapka, „aber wir dürfen einen solchen Waffenbruder nicht im Stiche lassen, ohne wenigstens einen Versuch zu seiner Rettung zu machen."

Während General Klapka und Graf Karolyi diese Worte mit einander wechselten, sprengte der Trompeter alarmblasend durch die Straßen; bald stimmten die Trommeln der verschiedenen Abtheilungen in das Signal ein, und kaum 10 Minuten später marschirte das Freicorps in der Richtung gegen Frankstadt im raschen Schritte ab.

Eine Patrouille, welche der Legion entgegenkam, überzeugte den General Klapka, daß er darauf verzichten mußte, seinen Adjutanten der Gefangenschaft zu entreißen, denn der Führer der Patrouille meldete mit der größten Bestimmtheit, daß eine ganze Brigade kaiserlicher Truppen von Carlowitz aufgebrochen sei, und allem Anscheine nach die Absicht hätte, dem Freicorps den Weg nach der preußischen Grenze abzuschneiden.

Bei dieser Nachricht wendete General Klapka sich mit tiefbetrübter Miene zu den ihn umgebenden Offizieren und sagte:

„Finis Hungariae!" möchte ich rufen, wie der edle Kosciusko „Finis Poloniae" rief, als er am 10. October 1794 in der Schlacht bei Macziewice schwer verwundet vom Pferde sank!"

Ohne zu bedenken, welche Anmaßung und Ueberschätzung in diesen Worten lag, als wäre Ungarn nur durch ihn zu erhalten, gab Klapka darauf seufzend den Befehl, die Richtung nach Pohl einzuschlagen, und von hier aus wurde das Corps, ohne gekämpft zu haben, dennoch aber viel schwächer, als es ausgerückt war, am folgenden Tage mit zwei Bahnzügen über Oderberg nach Preußen zurückbefördert.

Doch nicht mehr prunkend, wie bei Neiße, trat hier die Legion auf, denn der Friedensschluß war allem Anscheine nach nahe, und am liebsten hätte die preußische Regierung die ganze Geschichte von der Verleitung tapferer Soldaten zum Treubruch gegen Kaiser und ihr Vaterland ungeschehen gemacht; da dies

ging, suchte man wenigstens die Legion der Oeffentlichkeit so viel als möglich zu entziehen.

Deshalb wies man dem Corps Klapka's seine Quartiere in dem Kreise Leobschütz an, in dem äußersten Winkel von Schlesien.

In dem kleinen Dorfe Rackau, unweit Bauernwitz, finden wir hier am 10. August das Hauptquartier Klapka's; doch nicht in dem stattlichen Schlosse des Rittergutes war es einquartirt, sondern in einem der gewöhnlichen Häuser des Dorfes, das nicht mehr als 500 Einwohner zählt.

Aus dem Dachfenster des Hauses, in welchem Klapka, eine Beute der trübsten Gedanken, seine Wohnung genommen hatte, und das zugleich als Hauptwache eingerichtet war, wehte eine Fahne mit den ungarischen Farben, und noch immer war die Legion, wie in dem Lager bei Neiße, ein Gegenstand lebhafter Neugier. Von den benachbarten Ortschaften, selbst von Oppeln, der Hauptstadt des Regierungsbezirkes, zu welchem der Kreis Leobschütz gehört, kamen größere und kleinere Trupps gewandert, um sich die Legionäre anzusehen, als wären sie ausländische Merkwürdigkeiten.

Und waren sie das nicht auch in der That?

In den Augen der guten, schlichten schlesischen Landleute wenigstens gewiß. — —

An dem erwähnten 10. August nun saß der General Klapka, umgeben von einigen seiner Offiziere, in dem niederen, aber geräumigen Gemache des Erdgeschosses, welches den prunkenden Namen des „Gesellschaftssaales" führte.

Es handelte sich um eine sehr ernste Sache.

Ein Offizier des Corps, zur allgemeinen Genugthuung der Magyaren aber keiner der Ihrigen, sondern ein Pole, der Lieutenant Biczinsky, war desertirt, als es sich herausgestellt hatte, daß der Zweck, zu welchem die Legion gebildet wurde, verfehlt oder aufgegeben sei.

Biczinsky war unvorsichtig genug gewesen, seine Absicht unverhohlen auszusprechen; seine Entfernung war daher sogleich bemerkt worden, und Klapka, der wüthend über den Schimpf war, welcher durch die Desertion eines Offiziers dem gesammten Offiziercorps der Legion angethan wurde, hatte ihm augenblicklich einige der am besten berittenen Legionäre mit dem Befehle nachgesendet, ihn todt oder lebendig zurückzubringen.

Biczinsky war von seinen Verfolgern eingeholt worden, aber er hatte ihnen keinen Widerstand geleistet und befand sich jetzt als Arrestant in einer kleinen Kammer neben dem „Gesellschaftssaale."

Dieser aber war in einen Gerichtssaal verwandelt, denn die in demselben versammelten Offiziere hatten sich als Kriegsgericht constituirt, um ein Urtheil über den Deserteur zu fällen.

Klapka setzte in einer feurigen Rede auseinander, wie straffällig der Pole gehandelt hätte, und daß er daher die strengste Bestrafung verdiente, um dadurch die gefährdete Ehre des ganzen Corps wieder herzustellen.

Die Rede verfehlte ihre Wirkung nicht, denn der Spruch des Kriegsgerichtes lautete:

„Tod durch Pulver und Blei."

Der Arrestant wurde hereingeführt, um ihm das Urtheil zu verkünden, und die Aufmerksamkeit aller Anwesenden war so sehr auf ihn gerichtet, daß sie den Eintritt eines in Civil gekleideten, aber mit mehreren Orden geschmückten Herrn nicht bemerkten, der die Schwelle der aus dem Hause in den Sitzungssaal führenden Thür in eben dem Augenblicke überschritt, in welchem Biczinsky aus der Kammer hereintrat.

Dieser Civilist war eine für das Corps Klapka's sehr wichtige Person, nämlich der Polizeidirector von Drygalski, aus Berlin, welcher dem Corps beigegeben war, um es politisch und polizeilich zu überwachen.

Herr von Drygalski vernahm zugleich mit dem Lieutenant Biczinsky des Letzteren Verurtheilung zum Tode.

Der Pole hörte den Spruch mit der größten Ruhe an, zugleich aber auch mit einem Anfluge des Spottes in seinen Mienen, als wollte er sagen:

„Ihr seid nicht die Herren dazu, Euren Spruch zu vollstrecken!"

Er hatte sich in dieser Voraussetzung auch nicht geirrt, denn rasch trat der Polizeidirector vor und sagte mit lauter Stimme und sehr ernstem Tone:

„Herr General, gegen die Vollstreckung dieses Urtheiles muß ich im Namen meiner Regierung Protest erheben."

Finster entgegnete General Klapka:

„Herr Polizeidirector, ein Soldat, der im Kriege desertirt, verdient den Tod durch Pulver und Blei, um wie viel mehr also ein Offizier, der sich dieses Verbrechens schuldig macht, wie der Lieutenant Biczinsky es gethan hat."

„In gewöhnlichen Fällen mag das sein," entgegnete Herr von rygalski, „Ihnen, Herr General, steht aber auf preußischem den die Ausübung einer Gerichtsbarkeit, die über Leben und Tod scheidet, nicht zu."

„Herr Polizeidirector," sagte Klapka mit aufwallendem Zorne, ch glaube vollkommen berechtigt zu sein, militärische Vergehungen i meinem Corps nach den Militärgesetzen zu bestrafen."

„In Ungarn würde ich Ihnen dieses Recht nicht streitig machen," rwiederte Herr von Drygalski, welcher eine würdevolle Ruhe bewahrte, „hier aber kann ich Ihnen dasselbe nicht zugestehen."

Er wendete sich darauf zu dem Verurtheilten, welcher, wie man sich leicht denken kann, dem Streite um sein Leben mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt war.

„Herr Lieutenant," sagte er, „begeben Sie sich auf das Schloß, in meine Wohnung, wo Niemand es wagen wird, Ihre Sicherheit zu gefährden."

Er hatte diese Worte mit besonderer Betonung gesprochen und dabei den General Klapka und die übrigen Offiziere mit herausfordernder Miene angesehen; aber Keiner sagte ein Wort, obgleich Alle finster dreinschauten und Einige sogar, zornig über ihre Ohnmacht, die Fäuste ballten.

Biczinsky ging, sie spöttisch ansehend, an den Offizieren vorüber der Thüre zu, da wurde er durch den Polizeidirector zurückgehalten.

„Ein Wort noch, Herr Lieutenant," sagte derselbe; „Sie haben mir Ihr Ehrenwort zu geben, das Schloß nicht zu verlassen, bevor ich untersucht habe, ob Sie sich außer der Desertion, die ich unter den obwaltenden Verhältnissen sehr verzeihlich finde, nicht noch eines andern Vergehens schuldig gemacht haben, wegen dessen ich einschreiten müßte."

Der Ausdruck des Spottes verschwand bei diesen Worten aus dem Gesichte des Polen und sich gegen den Polizeidirector verbeugend, sagte er:

„Ich gebe Ihnen das verlangte Ehrenwort!"

Dann verließ er das Gemach.

„Herr General," sagte der Polizeidirector, „haben Sie gegen Ihren Offizier noch eine andere Beschuldigung, als die der Desertion anzubringen, so bitte ich, mich davon in Kenntniß zu setzen und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß jedes von demselben auf preußischem

Boden verübte Vergehen nach preußischen Gesetzen strenge bestraft werden wird!"

Darauf verbeugte er sich grüßend gegen die Offiziere und folgte dem Lieutenant Biczinsky.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, da stampfte der General Klapka wüthend mit dem Fuße auf den Boden.

„Ha!" rief er dabei zornig aus, „auf solche Weise abhängig zu sein von den Preußen, die — wie ich jetzt deutlich erkenne — uns nur dazu benutzen wollten, für sie die Kastanien aus dem Feuer zu holen!"

Er war so aufgeregt und die übrigen Offiziere theilten so ganz seinen Zorn, daß sie sich in der ersten Hitze vielleicht zu irgend einem unüberlegten Streiche hätten hinreißen lassen, wären nicht ihre Gedanken auf einen anderen Gegenstand gelenkt worden.

Der Polizeidirector von Drygalski mochte sich kaum seit fünf Minuten entfernt haben, als im rascheſten Laufe der Pferde durch das Dorf ein Wagen daherflog und vor dem Hauptquartier anhielt.

Ein Mann sprang aus dem Wagen, eilte in das Haus, fragte nach dem General Klapka, wurde zurechtgewiesen, riß mit Ungestüm die Thür des Gesellschaftssaales auf und stürzte an die Brust des Generals, der ihm beide Arme entgegenstreckte und ihn mit unverkennbarer Freude an sein Herz drückte.

„Graf Scherr-Thoß!" ertönte ein wahrer Jubelruf von den Lippen Aller, die den geliebten Cameraden für todt hielten, denn das Gerücht hatte verkündet, der Graf sei von einem in Krakau abgehaltenen Kriegsgerichte als Hochverräther zum Tode verurtheilt und unmittelbar darauf erschossen worden.

„Sie sind also nicht erschossen?" fragte, ohne seine Worte zu überlegen einer der Offiziere.

„Wie Sie sehen, Gott sei Dank, nein, es müßte denn ohne mein Wissen geschehen sein," sagte lachend Graf Scherr-Thoß.

„Auf welche Weise aber entzogen Sie sich der Gefangenschaft?" fragte General Klapka.

„Auf die natürlichste Weise von der Welt," entgegnete der Graf. „Ich wurde durch die Oesterreicher selbst in Freiheit gesetzt."

„Durch die Oesterreicher?" fragte Klapka verwundert. „Ist denn nicht ein Kriegsgericht über Sie gehalten worden?"

„Allerdings!" sagte der Graf. „Auch wurde ich von demselben

wegen Hochverrath zu zehnjährigem Kerker verurtheilt. — Ich glaubte daher, daß ich zu meinem Bestimmungsorte abgeführt werden sollte, als man mich unter militärischer Eskorte auf die Eisenbahn brachte. Zwar wunderte ich mich über die höfliche Behandlung, die man mir, dem abgeurtheilten Verbrecher, zu Theil werden ließ, dem Hochverräther, der froh sein mußte, daß er nicht, wie einige Beisitzer des Kriegsgerichtes es verlangt hatten, zum Tode verurtheilt worden war. Aber Ihr könnt Euch wohl denken, meine Freunde, daß meine Verwunderung nicht wenig stieg, als in Myslowitz der Offizier, welcher mich bis dahin begleitet hatte, mir erklärte, ich könnte nach Ueberschreitung der preußischen Grenze gehen, wohin es mir beliebte, nur dürfte ich auf keinen Fall nach Oesterreich zurückkehren.

„Dabei händigte er mir das Geld ein, welches mir bei meiner Gefangennehmung abverlangt worden war, und Sie können sich wohl denken, daß ich nichts Eiligeres zu thun hatte, als mir ein Fuhrwerk zu verschaffen und Sie, mein General, und Euch, meine theuren Freunde und Waffenbrüder, hier aufzusuchen!"

„Und dem Einflusse welcher freundlichen Fee haben Sie Ihre Entlassung zu danken?" fragte General Klapka.

„Darüber zerbreche ich mir vergebens den Kopf," entgegnete Graf Seherr-Thoß. „Ich weiß mir die Sache um so weniger zu erklären, da die Offiziere des Kriegsgerichtes in Krakau sämmtlich sehr aufgebracht zu sein schienen und ich mir daher eher alles Mögliche hätte träumen lassen, als meine Begnadigung. Ich war deshalb auf den zehnjährigen Kerker vollkommen gefaßt und hätte also wahrscheinlich mein Leben als Gefangener beschlossen."

Die Erklärung, welche Graf Seherr-Thoß sich nicht zu geben wußte, sollte ihm und den übrigen Offizieren beinahe unmittelbar werden, denn noch ergingen sich Alle in Vermuthungen, als der Polizeidirector von Drygalski eintrat.

„Herr General," sagte er, zu Klapka sich wendend, „ich habe soeben durch einen Courier eine Nachricht empfangen, über welche Sie und die hier versammelten Herren, wie ich hoffe, sehr erfreut sein werden."

„Das sollte mich wundern," entgegnete Klapka mit bitterem Tone und ironischem Lächeln, „denn in der letzten Zeit sind wir davon entwöhnt, etwas Angenehmes zu hören."

„Um so mehr wird das dann jetzt der Fall sein," erwiederte

der Polizeidirector, ohne auf den Spott zu achten, der für ihn selbst in den Worten des Generals lag.

Dann fügte er hinzu:

„Die Friedensverhandlungen sind so weit gediehen, daß sich an dem Abschlusse derselben kaum noch zweifeln läßt. Ein besonderer Punkt derselben regelt auch Ihre Verhältnisse, meine Herren. Dieser Punkt sichert Ihnen die straffreie Rückkehr in Ihr Vaterland und Sie können deshalb schon jetzt zu derselben mit voller Zuversicht Ihre Vorkehrungen treffen; denn Graf Bismark wird von dieser Bedingung auf keinen Fall abweichen, so nachgiebig er sich auch vielleicht in anderen Beziehungen zeigen mag.“

Herr von Drygalski schien auf laute Freudenäußerungen der Offiziere gerechnet zu haben; er blickte daher verwundert in dem Kreise umher, in welchem sich ihm nur trübe Gesichter zeigten.

„Wie, meine Herren,“ sagte er, „diese Nachricht ist Ihnen nicht willkommen? Sie scheint Ihnen nicht des Dankes gegen Seine Majestät, den König von Preußen und den Herrn Grafen von Bismark werth zu sein, die sich Ihrer mit solcher Sorgfalt angenommen haben?“

„Herr Polizeidirector,“ sagte General Klapka, „ich verkenne keineswegs die freundliche Absicht, durch welche diese Maßregel herbeigeführt wurde, die unter den obwaltenden Umständen als eine große Begünstigung erscheinen mag; aber eine lebhafte Freude kann ich darüber nicht empfinden, denn ich dachte unter ganz anderen Verhältnissen nach Ungarn zurückzukehren.“

„Ich auch!“ — „Ich auch!“ stimmten mehrere der Offiziere bei.

„Ich für mein Theil,“ fuhr Klapka fort, „werde daher auch keinen Gebrauch von dieser Begünstigung machen, denn ich will den Boden Ungarns, den ich noch vor wenigen Tagen an der Spitze eines tapferen Corps mit so stolzen Hoffnungen betrat, nicht als ein begnadigter Verbrecher wiedersehen. — Ich kehre nur dann nach Ungarn zurück, wenn die Fahnen mit unseren theuren Nationalfarben uns siegreich vorangetragen werden; — kann dies aber nicht geschehen, so verzichte ich darauf, mein geliebtes Vaterland jemals wiederzusehen.“

„Ich theile ganz die Gesinnungen meines verehrten Generals!“ rief Graf Seherr-Thoß, welcher leicht so sprechen konnte, da sein Vaterland eigentlich nicht Ungarn, sondern Preußen war, die Erlaubniß straffreier Rückkehr nach Ungarn aber für ihn überdies die erfreuliche

Wirkung hatte, seine dortigen Güter vor der Confiscation bewahrt zu
hen.

„Ganz nach Ihrem Belieben, Herr General und Herr Graf,“ agte der Polizei-Director von Drygalski, — welcher den Grafen Seherr-Thoß von früherer Zeit her kannte, — mit ziemlich verrießlicher Miene, denn er hatte auf eine andere Aufnahme seiner Mittheilung gerechnet, die in seinen Augen als eine außerordentlich große Gnade erschien. „Ganz nach Ihrem Belieben!“

Dann wendete er sich zu den übrigen Offizieren, die bisher stumm geblieben waren.

„Und was beschließen Sie, meine Herren?“ fragte er. „Ich bitte um Ihre Erklärung, da ich die Legitimationspapiere vorbereiten will, deren Sie bedürfen werden, und die ich Ihnen sobald als möglich einzuhändigen wünsche, damit Sie augenblicklich abreisen können, sobald der Friedensschluß offiziell bekannt gemacht wird.“

Die Offiziere blickten einander fragend an, bevor sie dem Polizeidirector eine Antwort gaben.

Es schien, als scheue ein Jeder, nach dem energischen Proteste, welchen der General Klapka und der Graf Seherr-Thoß ausgesprochen, der Erste zu sein, sich für die Annahme der straffreien Rückkehr auszusprechen.

Endlich faßte Einer den Entschluß, mit welchem Alle sichtlich rangen.

„Ich will mein Vaterland selbst unter diesen traurigen Umständen wiedersehen!“ sagte Graf Karolyi, und blickte dabei trübe zu Boden, als schämte er sich dieses Entschlusses, wie des Beweises einer unmännlichen Schwäche.

„Ich stimme der Erklärung meines Freundes bei!“ sagte Baron Banffy mit kräftig-entschlossenem Tone. „Besser, so mein theures Ungarn wiederzusehen, als ihm noch länger den Rücken kehren zu müssen; denn auf die Hoffnung, ihm unter unserem Nationalbanner die Freiheit zu bringen, müssen wir jetzt leider verzichten!“

Alle Uebrigen traten der Erklärung der beiden Genannten bei, und wenige Wochen später befanden die Verbannten sich wieder im Schooße ihrer Familien.

So endete ruhmlos das Corps Klapka's sein emphemeres, unter den Auspicien Preußens, doch nicht zu dessen Ehre, begonnenes Dasein.

XVI.

Er lebt!

Frau von Böhler, die Tante Rosaliens von Wartenburg, war trotz ihrer augenblicklichen Hilflosigkeit durch ihre Krankheit eine Frau von entschlossenem, beinahe männlichem Charakter, und sie gab auch in diesem Augenblicke einen Beweis seltener Geistesgegenwart.

„Schließe vor allen Dingen die Thüre zu," rief sie ihrer Nichte zu, die den Kopf ganz und gar verloren hatte. Als Rosalie wie mechanisch dieser Mahnung gefolgt war, fuhr Frau von Böhler fort:

„Für den Fall, daß Dein Cousin zum Bewußtsein zurückkehrt, wie ich zuversichtlich hoffe, darf vor allen Dingen kein Mensch im ganzen Hause eine Ahnung davon haben, daß er bei uns ist, denn sonst geriethe er in die Gefangenschaft der Preußen, und das müssen wir unbedingt zu verhindern suchen."

„Aber wir können ihn doch unmöglich hier bei uns behalten!" entgegnete das junge Mädchen, erröthend bei dem Gedanken, einen jungen Mann heimlich in ihrer Wohnung versteckt zu haben.

„Meine Anwesenheit sichert hinlänglich Deinen Ruf, wenn man es ja erfahren sollte," entgegnete die Tante. „Jetzt aber biete Deine ganze Kraft auf, Mädchen, und trage Deinen Vetter zu mir in das Bett!"

„Tante, bedenken Sie doch!" rief Rosalie erschrocken.

„Ich habe schon bedacht," sagte Frau von Böhler mit entschlossenem Tone, „daß dies das einzige Mittel ist, Deinen Vetter in doppelter Beziehung zu retten: Vor dem Tode und vor der Gefangenschaft!"

Das Mädchen, das durch die ruhige Zuversicht ihrer Tante zu einiger Besonnenheit zurückkehrte, hob mit dem Aufgebote ihrer ganzen Kraft den Oberkörper des Rittmeisters von Eisenstern ein wenig in die Höhe, um ihn zu dem Bette ihrer Tante zu ziehen; da hätte sie ihn, von einem freudigen Schreck durchbebt, beinahe wieder auf den Fußboden zurückfallen lassen.

Ein leiser Seufzer hatte sich der Brust des Verwundeten entrungen.

„Er lebt!“ rief Rosalie.

„Siehst Du wohl, daß ich Recht hatte?“ sagte die Tante, ohne über der Freude ihre ruhige Besonnenheit zu verlieren.

„Binde ihm ein Tuch um den Kopf,“ sagte sie zu ihrer Nichte, „denn es darf keine Blutspur den Weg zu meinem Bette bezeichnen, weil dadurch leicht Verdacht erregt werden könnte.“

Während Rosalie auch diese Weisung ihrer Tante befolgte, klagte sie:

„Daß aber auch Auguste gerade jetzt nicht hier sein mußte, um mir Beistand leisten zu können!“

„Das ist vielmehr ein sehr günstiger Zufall,“ tröstete ihre Tante, „denn so treu das Mädchen auch ist, und so sehr ich auf ihre Verschwiegenheit rechne, wenn wir sie in das Geheimniß gezogen haben werden, hätte sie dieses doch sicher im ersten Augenblicke durch ihr Geschrei und die Ausbrüche ihrer Furcht verrathen; denn Du weißt ja, in welchem Grade ängstlich Auguste ist.“

Während Frau von Böhler so sprach, hatte Rosalie den Kopf ihres Vetters mit einem Tuche umwunden und dadurch das ihm noch immer über das Gesicht rinnende Blut wenigstens für den Augenblick gestillt.

Er war dabei allmälig immer mehr und mehr zur Besinnung zurückgekehrt, und ohne sich seiner Lage für den Augenblick noch vollkommen bewußt zu sein, war er doch schon im Stande, die Bemühungen Rosaliens zu unterstützen, als er erkannte, was diese beabsichtigte, ohne indeß sie selbst ebenfalls zu erkennen.

Er hob sich mühsam vom Boden, wankte, von Rosalien gestützt, zu dem Bette der Tante, und folgte halb mechanisch und wie im Traume, der Aufforderung, sich hineinzulegen.

Dabei schien er seiner nicht bewußt zu sein, daß schon eine Person in dem Bette lag, in welchem er den Platz dicht an der Wand einnehmen mußte.

Rosalie hatte auf die Ermahnung ihrer Tante schon vorher dem Ohnmächtigen den Säbel abgeschnallt und mit einem heftigen Schauder die blutige Klinge in die Scheide gesteckt, es während der ganzen Zeit so[illegible]end, die Blicke auf die Leiche des preußischen

Nachdem sie nun auf das Geheiß ihrer Tante den Säbel in einem Fache der Commode verborgen hatte, sagte Frau von Böhler, die mit einer bewunderungswürdigen Umsicht ihren Plan verfolgte:

„Jetzt schließe die Thüre auf, eile auf den Gang hinaus und rufe, so laut Du kannst, nach Hilfe."

Rosalie erfüllte sogleich das Gebot ihrer Tante, welche den an ihrer Seite liegenden Rittmeister mit dem Deckbett so sorgfältig verhüllte, daß Niemand von Denen, die der Hilferuf in das Zimmer bringen mußte, ihn bemerken konnte.

Eine große Sicherheit, den Verwundeten versteckt zu halten, lag übrigens auch darin, daß die ganze Aufmerksamkeit der Eintretenden sich auf den todten Soldaten richten mußte.

Frau von Böhler hatte sich in dieser Berechnung nicht getäuscht, denn als eben der Offizier, der die Plünderer aus dem Zimmer der Frau von Böhler fortgetrieben hatte, begleitet von noch einigen Personen, unter denen sich auch Herr Bernhard, der Besitzer des Hotels zum „bairischen Hof" befand, mit Rosalien eintrat, wendeten seine Blicke sich sogleich auf die Leiche, nach der Rosalien's Tante hinüberdeutete.

„Lassen Sie den Menschen fortschaffen," wendete er sich zu dem Wirthe.

Herr Bernhard gab einigen seiner Leute, die neugierig durch die offenstehende Thür herein sahen, einen Wink, und diese schafften den peinlichen Anblick fort.

„Entschuldigen Sie, meine Damen," sagte der Offizier zu Frau von Böhler, die that, als ob sie vor Schmerzen laut wimmerte, „daß ich nicht früher daran dachte, den Todten entfernen zu lassen!"

Dann ging er, artig grüßend, und mit ihm räumten auch alle Uebrigen das Gemach.

Frau von Böhler fühlte dadurch ihre Brust von einer ungemeinen Last befreit, denn so muthig sie auch war, hatte sie sich doch der Furcht nicht erwehren können, der preußische Lieutenant möchte nach dem österreichischen Offizier fragen, den er bei seinem ersten flüchtigen Eintritte in das Zimmer scheinbar leblos neben dem preußischen Soldaten hatte auf dem Fußboden liegen sehen.

Zwar war für diesen Fall schon der Entschluß von ihr gefaßt, zu sagen, sie wüßte nicht, was aus ihm geworden sei, denn sie und

Ein leiser Seufzer hatte sich der Brust des Verwundeten entrungen.

„Er lebt!“ rief Rosalie.

„Siehst Du wohl, daß ich Recht hatte?“ sagte die Tante, ohne über der Freude ihre ruhige Besonnenheit zu verlieren.

„Binde ihm ein Tuch um den Kopf,“ sagte sie zu ihrer Nichte, „denn es darf keine Blutspur den Weg zu meinem Bette bezeichnen, weil dadurch leicht Verdacht erregt werden könnte.“

Während Rosalie auch diese Weisung ihrer Tante befolgte, klagte sie:

„Daß aber auch Auguste gerade jetzt nicht hier sein mußte, um mir Beistand leisten zu können!“

„Das ist vielmehr ein sehr günstiger Zufall,“ tröstete ihre Tante, „denn so treu das Mädchen auch ist, und so sehr ich auf ihre Verschwiegenheit rechne, wenn wir sie in das Geheimniß gezogen haben werden, hätte sie dieses doch sicher im ersten Augenblicke durch ihr Geschrei und die Ausbrüche ihrer Furcht verrathen; denn Du weißt ja, in welchem Grade ängstlich Auguste ist.“

Während Frau von Böhler so sprach, hatte Rosalie den Kopf ihres Vetters mit einem Tuche umwunden und dadurch das ihm noch immer über das Gesicht rinnende Blut wenigstens für den Augenblick gestillt.

Er war dabei allmälig immer mehr und mehr zur Besinnung zurückgekehrt, und ohne sich seiner Lage für den Augenblick noch vollkommen bewußt zu sein, war er doch schon im Stande, die Bemühungen Rosaliens zu unterstützen, als er erkannte, was diese beabsichtigte, ohne indeß sie selbst ebenfalls zu erkennen.

Er hob sich mühsam vom Boden, wankte, von Rosalien gestützt, zu dem Bette der Tante, und folgte halb mechanisch und wie im Traume, der Aufforderung, sich hineinzulegen.

Dabei schien er seiner nicht bewußt zu sein, daß schon eine Person in dem Bette lag, in welchem er den Platz dicht an der Wand einnehmen mußte.

Rosalie hatte auf die Ermahnung ihrer Tante schon vorher dem Ohnmächtigen den Säbel abgeschnallt und mit einem heftigen Schauder die blutige Klinge in die Scheide gesteckt, es während der ganzen Zeit sorgsam vermeidend, die Blicke auf die Leiche des preußischen Soldaten zu richten.

„Rosalie?“ ergänzte Frau von Böhler seine Frage. „Da steht sie,“ fügte sie dann lächelnd hinzu, indem sie auf das liebliche Mädchen deutete, welches in großer Aufregung am Kopfende des Bettes stand, so daß der Verwundete sie nicht sehen konnte, auf den sie Blicke der innigsten Theilnahme und Liebe richtete.

Jetzt trat sie näher, reichte dem Rittmeister ihre zarte Hand, die unter dem Drucke der seinigen heftig zu zittern begann, und sagte mit einem aus der Tiefe des Herzens kommenden Tone:

„Ja, mein theurer Vetter, Sie kamen zu rechter Zeit, um mich vor einem Unglück zu bewahren, das ich nicht überlebt haben würde. Sie sind daher mein Lebensretter, nein, nicht nur das, sondern noch unendlich viel mehr, und ich weiß nicht, wie ich Ihnen das jemals genügend danken soll!“

„Begünstigte der Himmel mich wirklich so sehr, daß er es mir gewährte, Ihnen einen Dienst zu leisten, der in Ihren Augen von Wichtigkeit ist, so können Sie mir dafür den höchsten Lohn gewähren, indem Sie mir lassen, was ich habe!“ sagte der Rittmeister.

Dabei drückte er ihr bedeutungsvoll die Hand, welche noch immer in der seinigen ruhte.

Sie sprach kein Wort, aber der Rittmeister glaubte einen leisen, kaum bemerkbaren Gegendruck zu fühlen und beseligt rief er:

„Rosalie, haben Sie vor wenigen Tagen meinen Brief erhalten, den ich Ihnen, von Ihrem Bruder dazu ermuthigt, aus dem Hauptquartier des Prinzen Karl schrieb?“

Sie nickte bejahend.

„Und was geben Sie mir für eine Antwort?“

„Ja!“ stammelte sie kaum hörbar, und beugte sich nieder, als wollte sie dem Geliebten an die Brust sinken.

Das verhinderte aber Frau von Böhler, die überdies als Barrière zwischen den beiden Liebenden lag.

„Halt! Halt!“ rief sie lachend. „Dabei würde ich schlecht wegkommen, und ich glaube, es ist Zeit, daß Ihr den Anstand etwas mehr beobachtet. Es ist ohnehin schon etwas ganz Unerhörtes, daß ein junger Mann in einer solchen Situation einem jungen Mädchen aus dem Bette heraus eine Liebeserklärung macht; aber nun gar auch noch über eine arme kranke Frau hinweg eine Brautwerbung rischer verschämter Umarmung folgen zu lassen, das w etwas zu stark und ich muß dagegen ganz entschieden

Trotz des scherzhaften Tones ihrer Tante gerieth Rosalie über diese Art von Straf- und Moralpredigt in die größte Verlegenheit, so daß sie nicht wußte, wohin sie die Blicke wenden sollte.

Frau von Böhler fühlte Mitleid mit ihr, und glaubte ihr am besten zu Hilfe zu kommen, indem sie sie scheinbar gar nicht beachtete.

Sie wendete sich daher zu dem Verwundeten und sagte, immer noch in scherzhaftem Tone:

„Mein tapferer Held und Retter in der Noth, da die größte Gefahr für den Augenblick verschwunden ist, bitte ich Sie, Ihr Asyl zu verlassen, und an die Pflege Ihrer Wunde zu denken.“

Der Rittmeister, der sich jetzt von der Betäubung ganz befreit, dagegen aber einen heftig brennenden Schmerz am Kopfe fühlte, säumte nicht, dieser Mahnung nachzukommen.

Er verließ rasch das Bett, statt aber an die Pflege seiner Wunde zu denken, eilte er zu Rosalie, die sich schamhaft abgewendet hatte, als sie sah, daß er aus dem Bett steigen würde, in dem er doch vollständig angekleidet und sogar gestiefelt und gespornt gelegen hatte.

Er schloß sie in seine Arme, und mit sanfter Gewalt ihren Kopf zu sich wendend, drückte er ihr den Brautkuß auf die Lippen, die ihm unwillkürlich auf halbem Wege entgegenkamen.

„Rosalie,“ sagte Frau von Böhler nach einer kleinen Pause, während welcher das glückliche Brautpaar sich innig umschlungen hielt, „Du wirst schwerlich den Muth haben, die Wunde Deines Cousins zu untersuchen und einen ersten Verband aufzulegen, denn wenn es irgend möglich ist, müssen wir die Hilfe eines Wundarztes zu entbehren suchen, um unser Geheimniß wenigstens so lange zu bewahren, bis die Preußen Kissingen wieder verlassen haben.“

Rosalie schien ihre Tante nicht zu hören, denn noch immer hing sie an der Brust des Rittmeisters.

Frau von Böhler, sagte daher sehr ernst und in beinahe streng befehlendem Tone:

„Mädchen, sei doch vernünftig! — Bringe ein Waschbecken mit [illegible] Wasser, einen Schwamm und einige leinene Tücher; Sie aber, [illegible] kommen hierher an mein Bett, daß ich Ihre Wunde aus-

...eration, bei der Rosalie eine Standhaf-
...lbst nicht zugetraut hätte, nicht näher

beschreiben, sondern nur so viel erwähnen, daß die Kopfwunde des Rittmeisters zwar groß, aber durchaus nicht gefährlich war; denn der Hahn des Gewehres war an dem Schädel abgeglitten, und hatte so zwar einen langen Riß der Haut und in Folge davon eine sehr starke Blutung hervorgebracht, aber die Hirnschale war nicht verletzt, während der furchtbare Schlag mit dem Gewehrkolben ohne Zweifel tödtlich gewesen sein würde, wäre er mit seinem ganzen Gewicht auf den Schädel gefallen, ohne abzugleiten.

Als Frau von Böhler sich von diesem Zustande überzeugt hatte, rief sie:

„Gott sei Dank, Kinder, jetzt bin ich vollkommen beruhigt. Kalte Wasserumschläge und einige Tage der vollkommensten Ruhe werden genügen, unseren Patienten reisefähig herzustellen.“

„Gnädige Tante,“ sagte der Rittmeister mit einem liebevollen Blicke auf Rosalie, „wollen Sie mich denn schon so bald wieder aus Ihrer Gesellschaft entfernen, in der ich mich so wohl befinde, daß ich keinen Schmerz meiner Wunde mehr fühle, für die ich sogar Gott danke, da sie es mir nicht nur möglich, sondern sogar zur Pflicht macht, in Ihrer unmittelbaren Nähe zu weilen?“

„Lassen Sie jetzt die schönen Redensarten, Herr Neffe,“ sagte Frau von Böhler, indem sie wieder ihren scherzhaft-neckenden Ton anstimmte; „erzählen Sie uns lieber, wie es kam, daß Sie so zu rechter Zeit als Rettungsengel erscheinen konnten? Denn wenn wir auch aus Ihrem Liebesbriefe an Rosalie nicht ohne Staunen ersahen, daß Sie sich im Hauptquartier des Prinzen Carl befänden, so erklärt uns das doch noch nicht, wie Sie nach Kissingen kamen, denn so viel ich weiß, war der Prinz Carl während des Gefechtes mehrere Meilen weit von hier entfernt.“

„Allerdings!“ entgegnete Herr von Eisenstern; „aber da mich keine bestimmten Pflichten an die Person des Prinzen fesseln, erhielt ich von demselben leicht die Erlaubniß, das Gefecht bei Kissingen mitmachen zu dürfen.“

„War das auch recht von Ihnen, so muthwillig und ohne allen Grund die Gefahr aufzusuchen?“ sagte Rosalie mit dem Tone zärtlichen Vorwurfs.

„Nennen Sie das keinen Grund,“ sagte der Rittmeister, „daß ich hoffte, Sie — wenn auch vielleicht nur auf einen Augenblick —

sprechen zu können, um mir die eben so sehnlich wie vergebens erwartete Antwort auf meinen Brief aus Ihrem Munde zu holen?"

Nach einer kleinen Pause fuhr er dann fort.

„Es wollte sich während des Gefechtes keine Gelegenheit finden, bis zu dem „bairischen Hof" durchzudringen, dessen Lage ich mir genau hatte beschreiben lassen; denn so oft ich dazu einen Versuch machte, stieß ich auf Preußen, die mir den Weg versperrten.

„Ich glaubte daher, auf meine Hoffnung verzichten zu müssen, als nach dem Tode des General von Zoller der Rückzug der Baiern angetreten werden mußte.

„Dennoch hielt ein eigenthümliches Gefühl mich bei den letzten vor den Preußen weichenden Baiern zurück; da kam plötzlich ein Chevauxleger, der abgeschnitten gewesen war, sich aber durchgehauen hatte, angesprengt und erzählte unter den heftigsten Zornesausbrüchen, die preußischen Soldaten wären plündernd in mehrere Häuser eingedrungen und verübten namentlich im „bairischen Hofe" die empörendsten Excesse.

„Kaum hatte ich den Namen des „bairischen Hofes" vernommen, als mich eine unendliche Angst erfaßte, denn ich wußte ja, daß auch Sie, verehrte Tante und meine theure Rosalie in diesem Hotel wohnten. — Ich drückte daher meinem Pferde die Sporen ein, und nur von dem einen Gedanken an Sie und die Ihnen drohenden Gefahren erfüllt, jagte ich vorwärts, mitten in die Stadt hinein. — Was sich mir entgegenstellte, ritt ich nieder; von mehreren Seiten wurden mir Kugeln nachgesendet, aber mich konnte, mich durfte ja keine treffen, denn Gott hatte mich zu Ihrem Retter ersehen! — So erreichte ich endlich das Hotel, dessen große Inschrift mir wie ein ersehntes Signal in die Augen fiel. — So, meine verehrte Tante, meine angebetete Rosalie, erschien ich, — Gott sei es ewig gedankt — gerade zu rechter Zeit und ich finde dies unendliche Glück durch meine leichte Wunde viel zu wohlfeil erkauft."

„Leicht ist Ihre Wunde nun wohl eben nicht zu nennen, mein theurer Neffe," sagte Frau von Böhler kopfschüttelnd, „indeß wiederhole ich Ihnen nochmals, daß ich hoffe, meiner Wundarzeneikunst so viel Ehre zu machen, um Ihnen schon binnen kurzer Zeit die Erlaubniß zu einer Reise ertheilen zu können."

Diese Hoffnung täuschte die edle Frau auch nicht, denn eher als sie es geglaubt hatte, konnte sie in den Rittmeister dringen, sie zu verlassen, nachdem sie ihm durch den Wirth ihres Hotels, Herrn Bern-

hard, den sie zuletzt in das Vertrauen ziehen mußte, Civilkleider und einen Paß als Kissinger Bürger verschafft hatte, der in dringenden Familienangelegenheiten nach Regensburg reisen mußte. Von dort glaubte Baron Eisenstern dann leicht nach Linz und Wien gelangen zu können, das er zum Ziele seiner Reise gewählt hatte.

Sein Abschied von Rosalie war zwar schmerzlich, aber der Schmerz wurde gemildert durch den Gedanken, daß allen Nachrichten zu Folge der Friede bald geschlossen werden mußte und durch die Verabredung, zugleich mit dem Friedensfeste auch das Vermählungsfest zu feiern. — —

Seit drei oder vier Tagen hatte der Rittmeister von Eisenstern Kissingen verlassen, da trat seine Schwester mit rothgeweinten Augen bei dem Hauptmann von Arnheim noch vor der gewöhnlichen Zeit ihres Besuches ein.

Als sie den Hauptmann erblickte, der seit einigen Tagen das Bett verlassen durfte, sank sie ihm in die Arme und ein neuer Thränenstrom stürzte über ihre Wangen.

„Um Gotteswillen, was ist Dir denn, Pauline?“ fragte erschrocken Hauptmann Arnheim.

„Mein Bruder! Mein theurer, geliebter Bruder!“ schluchzte Pauline.

Mehr vermochte sie nicht zu sprechen, aber sie zog aus ihrem Busen ein Zeitungsblatt und überreichte es stumm ihrem Verlobten.

Dieser überflog es, nach dem Artikel suchend, der Pauline in so große Aufregung versetzt hatte und bald las er:

„Der Rittmeister Baron Eisenstern, welcher von Sr. Excellenz, dem Herrn Feldzeugmeister von Benedek in das Hauptquartier des Prinzen Carl von Baiern entsendet worden war und freiwillig die Schlacht von Kissingen mitmachte, wird seit derselben vermißt. Alle Bemühungen, Nachrichten über denselben einzuziehen, blieben vergeblich, und so muß man denn leider vermuthen, daß er mit den übrigen Gefallenen auf dem Schlachtfelde beerdigt wurde, obgleich sich unwillkürlich die Vermuthung aufdrängt, daß er durch seine weiße Uniform, als der einzige österreichische Offizier unter allen Todten, die besondere Aufmerksamkeit Derer hätte erwecken müssen, welche mit der Ueberwachung der Beerdigungen beauftragt waren.“

„Todt! Todt, mein edler, mein einziger Bruder!“ klagte Pau-

line und ging in ihrem Schmerze die Hände ringend in dem Zimmer auf und nieder.

„Die letzte Bemerkung, welche der Artikel enthält, ist sehr beachtenswerth,“ sagte der Hauptmann von Arnheim, indem er die trauernde Schwester zu trösten versuchte. „Die weiße Uniform hätte, als die einzige unter allen, jedenfalls Aufmerksamkeit erregen müssen, und so dürfen wir denn hoffen, daß Dein Bruder irgend wo als Verwundeter Aufnahme gefunden hat, und daß er wieder zum Vorschein kommen wird, sobald er hoffen darf, nicht in die Gefangenschaft der Preußen zu fallen.“

Wie man sieht, hatte der Hauptmann so ziemlich die Wahrheit errathen, aber seine Worte vermochten dennoch nicht Pauline zu trösten, und ohne Margarethe und Meister zu bemerken, welche in diesem Augenblicke von einem Spaziergange zurückkehrten, rief sie mit neu ausbrechendem Schmerze:

„Nein! Mein Bruder ist todt!“

„Was fällt Dir ein?“ sagte Margarethe, welche sich diesen Ausruf ihrer Freundin nicht zu deuten wußte, und dazu guten Grund hatte! „Er lebt!“

„Er lebt? wiederholte Pauline verwundert, und starrte Margarethe zugleich verwundert und ungläubig an. „Woher vermuthest Du das?“

„Was ich mit meinen eigenen Augen sehe,“ entgegnete Margarethe scherzend, „das vermuthe ich nicht blos, sondern das weiß ich.“

„Gesehen hast Du ihn?“ fragte Pauline, welche jetzt Hoffnung zu schöpfen begann. „Wann? Wo?“

„Vor etwa einer halben Stunde auf der Ringstraße,“ entgegnete Margarethe. „Er lebt übrigens nicht nur, sondern er scheint sich auch des Lebens zu freuen, denn er saß in einer eleganten Equipage an der Seite einer schönen Dame, mit der er sich eben so eifrig als angenehm zu unterhalten schien.“

„Wäre es möglich?“ rief Pauline verwundert. „Er könnte eben jetzt mit seiner Braut nach Wien gekommen sein, ohne mich davon zu benachrichtigen?“

„Du vergißt, liebe Pauline,“ sagte Hauptmann Arnheim, „daß Dein Bruder Dich gar nicht in Wien vermuthet. sondern auf dem Gute, bei Deinem Vater.“

„Du hast Recht,“ entgegnete

wirklich nicht. Aber was mag denn nur unsere Cousine, seine Braut, bewogen haben, eben jetzt nach Wien zu kommen?"

Darauf wendete sie sich zu Margarethe mit der Frage:

„Wer saß denn noch mit in dem Wagen?"

„Niemand!" entgegnete Margarethe.

„Niemand?" rief Pauline verwundert. „Keine ältere Dame?"

„Die Beiden waren ganz allein, wie ich Dir sage," versicherte Margarethe mit der größten Bestimmtheit.

„Sollte Rosalie wirklich so alle Forderungen des Anstandes vergessen haben," rief Pauline, „so müssen dazu ganz besondere Umstände sie veranlaßt haben!"

Plötzlich aber fragte sie, wie von einem peinlichen Gedanken erfaßt:

„Wie sah die junge Dame aus, bei der mein Bruder in dem Wagen saß? War sie eine zarte Blondine, groß, schlank, mit hellblauen Augen?"

„Ueber ihre Größe, ihre Figur konnte ich nicht urtheilen, da sie ganz in den Wagen zurückgelehnt saß," entgegnete Margarethe. „Ich hätte sie indeß für nicht sehr groß und nicht sehr schlank gehalten; das aber kann ich Dir mit Gewißheit sagen, daß sie keine Blondine ist, sondern vielmehr dunkelbraunes, vielleicht sogar schwarzes Haar hat, und daß ihre dunklen, feurigen und dreist umherblickenden Augen der Farbe ihres Haares und dem ganzen Ausdrucke ihres Gesichtes vollkommen entsprechend sind."

„Sonderbar!" sagte Pauline, und ein Ausdruck der Betrübniß überflog ihre schönen Züge. „Sollte mein Bruder, trotz seines Verhältnisses mit unserer Cousine, wieder in seine frühere Leichtfertigkeit verfallen sein?"

Wie um diesen peinigenden Gedanken widerlegt zu sehen, fragte sie ihre Freundin weiter:

„War der Wagen, in dem Du meinen Bruder sahst, ein Fiaker oder eine Privatequipage?"

„Eine Privatequipage," versicherte Margarethe, „und zwar allem Anscheine nach eine sehr vornehme. Das Wappen an der Wagenthür konnte ich zwar nicht erkennen, aber deutlich sah ich die sieben Perlen der Freiherrenkrone über demselben."

„Also wirklich eine vornehme Dame!" sagte Pauline sinnend. „Die Sache wird mir immer unerklärlicher, immer räthselhafter!"

Seufzend fügte sie hinzu, indem sie auf den Oberlieutenant Meister blickte:

„Ach, wer mir doch Gewißheit schaffte, indem er meinen Bruder ausfindig machte und ihm mittheilte, daß ich hier bin und sehnlich wünsche, ihn zu sprechen!“

Meister, der jetzt nicht mehr zweier Krücken, sondern nur noch eines Krückenstockes bedurfte, würde sich auch ohne Paulinen's sehr verständlichen Wink bereit erklärt haben, ihr den gewünschten Dienst zu leisten. Er sagte daher rasch:

„Gnädiges Fräulein, ich eile sogleich auf die Stadtcommandantur und hoffe, Ihnen noch heute Ihren Herrn Bruder zuführen zu können, jedenfalls aber ihn ausfindig zu machen.“

Noch ehe dies dem Oberlieutenant Meister möglich ist, wollen wir indeß unseren Lesern das Räthsel lösen, das vielleicht auch ihre Neugier erregt hat, denn bei einem leidenschaftlich liebenden Bräutigam, wie der Rittmeister von Eisenstern es war, mußte es in der That auffallend sein, ihn mit einer jungen und schönen Dame an der Seite allein und in ein allem Anscheine nach sehr interessantes Gespräch vertieft, in einer offenen Equipage fahren zu sehen, und hätte Rosalie ihn so erblickt, dann dürfte man sich nicht gewundert haben, wäre sie von Eifersucht ergriffen worden.

XVII.

Eine vornehme Dame.

Der Rittmeister von Eisenstern hatte die Reise von Kissingen bis Wien in wenigen Tagen und ohne den geringsten Unfall zurückgelegt.

Von Linz ab wählte er das Dampfschiff, da die kurze erschütternde Bewegung auf der Eisenbahn neue Schmerzen seiner Kopfwunde hervorgerufen hatte.

Als er die Residenz erreichte, war es seine erste Sorge gewesen, sich vollständig neu zu equipiren, wozu er in Linz keine Gelegenheit gefunden hatte, obgleich er schon dort einige Montirungs- und Armatur-

wirklich nicht. Aber was mag denn nur unsere Cousine, seine Braut, bewogen haben, eben jetzt nach Wien zu kommen?"

Darauf wendete sie sich zu Margarethe mit der Frage:

„Wer saß denn noch mit in dem Wagen?"

„Niemand!" entgegnete Margarethe.

„Niemand?" rief Pauline verwundert. „Keine ältere Dame?"

„Die Beiden waren ganz allein, wie ich Dir sage," versicherte Margarethe mit der größten Bestimmtheit.

„Sollte Rosalie wirklich so alle Forderungen des Anstandes vergessen haben," rief Pauline, „so müssen dazu ganz besondere Umstände sie veranlaßt haben!"

Plötzlich aber fragte sie, wie von einem peinlichen Gedanken erfaßt:

„Wie sah die junge Dame aus, bei der mein Bruder in dem Wagen saß? War sie eine zarte Blondine, groß, schlank, mit hellblauen Augen?"

„Ueber ihre Größe, ihre Figur konnte ich nicht urtheilen, da sie ganz in den Wagen zurückgelehnt saß," entgegnete Margarethe. „Ich hätte sie indeß für nicht sehr groß und nicht sehr schlank gehalten; das aber kann ich Dir mit Gewißheit sagen, daß sie keine Blondine ist, sondern vielmehr dunkelbraunes, vielleicht sogar schwarzes Haar hat, und daß ihre dunklen, feurigen und dreist umherblickenden Augen der Farbe ihres Haares und dem ganzen Ausdrucke ihres Gesichtes vollkommen entsprechend sind."

„Sonderbar!" sagte Pauline, und ein Ausdruck der Betrübniß überflog ihre schönen Züge. „Sollte mein Bruder, trotz seines Verhältnisses mit unserer Cousine, wieder in seine frühere Leichtfertigkeit verfallen sein?"

Wie um diesen peinigenden Gedanken widerlegt zu sehen, fragte sie ihre Freundin weiter:

„War der Wagen, in dem Du meinen Bruder sahst, ein Fiaker oder eine Privatequipage?"

„Eine Privatequipage," versicherte Margarethe, „und zwar allem Anscheine nach eine sehr vornehme. Das Wappen an der Wagenthür konnte ich zwar nicht erkennen, aber deutlich sah ich die sieben Perlen der Freiherrenkrone über demselben."

„Also wirklich eine vornehme Dame!" sagte Pauline sinnend. „Die Sache wird mir immer unerklärlicher, immer räthselhafter!"

Seufzend fügte sie hinzu, indem sie auf den Oberlieutenant Meister blickte:

„Ach, wer mir doch Gewißheit schaffte, indem er meinen Bruder ausfindig machte und ihm mittheilte, daß ich hier bin und sehnlich wünsche, ihn zu sprechen!“

Meister, der jetzt nicht mehr zweier Krücken, sondern nur noch eines Krückenstockes bedurfte, würde sich auch ohne Paulinen's sehr verständlichen Wink bereit erklärt haben, ihr den gewünschten Dienst zu leisten. Er sagte daher rasch:

„Gnädiges Fräulein, ich eile sogleich auf die Stadtcommandantur und hoffe, Ihnen noch heute Ihren Herrn Bruder zuführen zu können, jedenfalls aber ihn ausfindig zu machen.“

Noch ehe dies dem Oberlieutenant Meister möglich ist, wollen wir indeß unseren Lesern das Räthsel lösen, das vielleicht auch ihre Neugier erregt hat, denn bei einem leidenschaftlich liebenden Bräutigam, wie der Rittmeister von Eisenstern es war, mußte es in der That auffallend sein, ihn mit einer jungen und schönen Dame an der Seite allein und in ein allem Anscheine nach sehr interessantes Gespräch vertieft, in einer offenen Equipage fahren zu sehen, und hätte Rosalie ihn so erblickt, dann dürfte man sich nicht gewundert haben, wäre sie von Eifersucht ergriffen worden.

XVII.

Eine vornehme Dame.

Der Rittmeister von Eisenstern hatte die Reise von Kissingen bis Wien in wenigen Tagen und ohne den geringsten Unfall zurückgelegt.

Von Linz ab wählte er das Dampfschiff, da die kurze erschütternde Bewegung auf der Eisenbahn neue Schmerzen seiner Kopfwunde hervorgerufen hatte.

Als er die Residenz erreichte, war es seine erste Sorge gewesen, sich vollständig neu zu equipiren, wozu er in Linz keine Gelegenheit gefunden hatte, obgleich er schon dort einige Montirungs- und Armatur-

Stücke kaufte, um in Wien selbst so wenig Zeit als möglich auf diese Einkäufe verwenden zu müssen; denn er sehnte sich danach, ohne Säumen wieder in den Dienst zu treten, obgleich er keineswegs genesen, sondern noch immer nur Reconvalescent war.

Das merkte er selbst nur zu deutlich an eben diesem Tage, denn obgleich er sich zu seinen nöthigen Besorgungen eines Fiakers bedient hatte, fühlte er nach Beendigung derselben einen ziemlich heftigen Kopfschmerz, den die drückende Hitze und der heftig aufgewirbelte Staub jedenfalls nur theilweise hervorgerufen hatten.

Er beschloß daher, seine Meldung bis auf den nächsten Tag zu verschieben, und da er eben nicht weit von dem Stadtpark entfernt war, entließ er den Fiaker und machte einen kleinen Spaziergang durch die freilich leider schattenlosen Gänge des Parkes.

Nachdem er in demselben einige Erfrischungen zu sich genommen hatte, verließ er ihn durch eines der nach der Ringstraße führenden Thore.

Hier blieb er einen Augenblick stehen, um zu überlegen, welche Richtung er einschlagen sollte.

Da fuhr eine elegante Equipage vorüber, in welcher, nachlässig in die Polster zurückgelehnt, eine junge, sehr schöne Dame in einer reichen aber etwas auffallenden Toilette saß.

Als ihre ziemlich dreist umherschweifenden Blicke auf den Rittmeister von Eisenstern trafen, zog sie hastig den Schleier ihres Hutes über das Gesicht, gebot ihrem Kutscher zu halten und rief den mit einer reichen und geschmackvollen Livrée bekleideten Bedienten an den Schlag ihres Wagens.

Nachdem sie ihm, auf den Rittmeister deutend, hastig einen Befehl ertheilt hatte, eilte der Lakei zu dem Offizier, der eben nach der Leopoldstadt zu ging, sich dadurch von dem Wagen der Dame entfernend, dem er so den Rücken zuwendete.

Als der Bediente, der seine Schritte beschleunigte, ihn eingeholt hatte, zog er mit der größten Ehrerbietigkeit den Hut und sagte:

„Herr Rittmeister, meine gnädige Herrschaft läßt Sie höflichst ersuchen, sich zu ihr an den Wagen zu bemühen!“

Dabei deutete er nach rückwärts auf die Equipage seiner Gebieterin.

„Das ist wahrscheinlich ein Irrthum!“ sagte der Rittmeister, dem die Equipage unbekannt war, und der sich vergebens bemühte, die Züge der Dame unter ihrem Schleier zu erkennen.

„Das bezweifle ich," entgegnete der Diener, „wenn Sie nämlich wirklich der Herr Baron von Eisenstern sind."

„Der bin ich allerdings," entgegnete der Rittmeister; „aber Ihre Herrin kenne ich nicht. — Doch, — wie heißt sie?" fügte er dann hinzu, indem er glaubte der Name könne vielleicht das Räthsel lösen.

„Baronin von Fiorini!" sagte der Bediente.

„Mir durchaus unbekannt!" versicherte Herr von Eisenstern.

Als er dabei zufällig nach der Equipage hinüberblickte, bemerkte er, daß die Dame ihm mit dem Ausdrucke einer dringenden Bitte winkte.

Er hielt sich nun durch das Gebot der Galanterie für verpflichtet, ihren Wunsch zu erfüllen; die Neugier regte sich auch, zu wissen, was die Dame von ihm wollte, und so schritt er denn über die Straße und trat grüßend an den Wagen.

„Die gnädige Frau wünschen?" fragte er und war zugleich bemüht, unter den Schleier zu blicken; die Dame aber beugte den Kopf so tief nieder, daß es unmöglich war, einen ihrer Züge zu erkennen und es ließ sich daraus deutlich schließen, daß sie nicht erkannt sein wollte.

„Sie kommen von der Armee?" fragte die Dame mit einer sehr wohltönenden Stimme, deren Klang dem Rittmeister nicht ganz unbekannt vorkam, obgleich sie allem Anschein nach bemüht war, ihn zu verstellen.

„Allerdings, meine Gnädige," entgegnete er.

„Dann würden Sie mir gewiß Auskunft über einige mir theure Verwandte geben können, von denen die Zeitungen nichts sagen, und die ich für todt halte; wenigstens Einen, der mir besonders werth ist."

Die Stimme der Dame zitterte jetzt, so daß es schien, als unterdrücke sie nur mühsam ihre Thränen; dadurch wurde der Klang noch fremdartiger.

Zugleich erweckte aber der Schmerz, der aus ihren Worten leuchtete, die Theilnahme des Herrn von Eisenstern, und er sagte, sich höflich verbeugend:

„Darf ich Sie bitten, Frau Baronin, mir Ihre Adresse zu geben und mir eine Stunde zu bestimmen, zu der ich Ihnen meine Aufwartung machen darf, so werde ich Ihnen mit Vergnügen jede in meiner Macht stehende Auskunft ertheilen."

„Ach, das würde mich zu lange der Folter einer peinigenden Ungewißheit aussetzen; wenn es daher nicht zu unbescheiden ist, so bitte ich Sie, sich zu mir in den Wagen zu setzen, um mir die Fragen zu beantworten, die ich an Sie zu richten wünsche."

Der Rittmeister zögerte Anfangs, dieser Einladung zu folgen; als sie aber nochmals sagte: „Ich bitte recht innig!" da glaubte er, sich nicht länger weigern zu dürfen, und in der nächsten Minute saß er an der Seite der unbekannten Dame.

„Nach dem Prater!" gebot diese ihrem Kutscher, indem sie zugleich den Schleier zurückschlug und ihren Nachbar mit herausforderndem Lächeln ansah.

„Adelheid, Du bist es?" rief er mit dem höchsten Erstaunen.

Aber sich seines Verhältnisses zu seiner innig und wahr geliebten Cousine Rosalie erinnernd, fügte er sogleich, sich verbessernd, hinzu:

„Sie sind — die Baronin Fiorini?

Adelheid hatte sich an dem Staunen ihres ersten, ihres einzigen Geliebten ergötzt, den sie vor ihren zahlreichen Liebhabern gehabt hatte, und ihn dabei mit schelmischen Blicken angesehen. Als er so plötzlich den Ton der Vertraulichkeit in den kalter Höflichkeit und das herzliche Du in das steife Sie verwandelte, sagte sie mit erzwungenem Ernst:

„Ich danke Ihnen, Herr Baron, daß Sie sich daran erinnern, in mir nicht mehr eine gute Freundin, Ihre Adelheid, vor sich zu haben, sondern die Baronin Fiorini, welche Anspruch auf Ihre Achtung machen darf."

Die ernste Würde, mit welcher das Mädchen der demi monde sprach, machte einen so komischen Eindruck auf den Baron Eisenstern, daß er sich des Lachens nicht erwehren konnte.

Obgleich er sich in diesem Augenblicke fest vornahm, sich in dem Netze nicht fangen zu lassen, welches die gefährliche Sirene so augenscheinlich nach ihm auswarf, sagte er dennoch:

„Was hat denn aber diese Comödie zu bedeuten, Frau Baronin?"

„Keine Comödie," entgegnete Adelheid. „Ich heiße wirklich und mit vollem Rechte Baronin Fiorini, denn heute vor zehn Ta wurde ich mit dem steinreichen, freilich aber auch schon sehr

Baron Fiorini getraut, und eine Stunde darauf setzte mich derselbe zur Universalerbin seines ganzen, sehr beträchtlichen Vermögens ein."

„Ich gratulire!" sagte der Rittmeister und verbeugte sich mit einem ungläubigen und etwas spöttischen Lächeln.

„Dazu haben Sie als alter und — wie ich hoffen will — als wahrer Freund auch alle Ursache; doch hören Sie, ungläubiger Thomas, wie die Sache gekommen ist."

„Ich bin wirklich neugierig, die Geschichte zu vernehmen," sagte der Rittmeister.

Adelheid nahm darauf das Wort:

„Unter meine Anbeter, die mich in der Rothenthurmstraße besuchten, reihte sich wenige Tage nach Ihrer Entfernung aus Wien mein jetziger Gemal ein und bald war er so gewaltig in mich verliebt, daß er nicht ohne mich leben zu können schien. Er besuchte mich bald alle Abende, und nie kam er mit leeren Händen, meistens aber waren diese sehr anständig gefüllt. Nach der ersten Woche unserer Bekanntschaft bat er mich, außer ihm selbst keinen andern Besuch anzunehmen, und die Schadloshaltung, die er mir dafür antrug, war so groß, daß ich es für Thorheit gehalten haben würde, seinen Vorschlag abzulehnen.

„An demselben Abend feierte Baron Fiorini das Fest unserer Hochzeit, wie er scherzend sagte, aber er vergaß dabei seines Alters, so daß er bei dem Genusse der dritten —"

Hier wurde die Erzählerin von einem kleinen Husten befallen, der sich aber beinahe augenblicklich legte, und sie ergänzte nun die unterbrochene Rede, die letzten Worte wiederholend:

„bei der dritten Flasche Champagner von einem Krampfhusten befallen wurde, dessen Heftigkeit sich bald so steigerte, daß ich in der Todesangst schwebte, er möchte in meinen Armen sterben.

„Auf mein Geschrei eilte meine Wirthin herbei.

„Einen Arzt! Um Gottes Willen, schnell einen Arzt!" rief ich ihr zu, und sie eilte fort, einen in der Nähe wohnenden Doctor zu holen.

„Zum Glück wurde er zu Haus gefunden und schon nach wenigen Minuten trat er bei mir ein.

„Er untersuchte auf der Stelle den Kranken, der ohne Besinnung und schon ganz blau im Gesichte war.

„Ein Aderlaß rief ihn nach wenigen Minuten zum Bewußtsein zurück!

„Das Leben des Barons war zwar für den Augenblick gerettet, aber der Arzt erklärte, daß der Patient unmöglich fortgeschafft werden könnte, und daß nur die größte Ruhe und die sorgsamste Pflege die dringende Gefahr, in welcher sein Leben schwebte, za beseitigen im Stande wären.

„Der Baron verlangte, daß ich eine Krankenwärterin annehmen sollte, und auch der Arzt stimmte diesem Verlangen bei, ich erklärte aber mit der größten Entschiedenheit, daß ich Wartung und Pflege allein besorgen wollte, und ich setzte meinen Willen durch, obgleich der Arzt behauptete, ich würde die Anstrengung nicht aushalten und schon nach wenigen Tagen so erschöpft sein, daß ich doch noch eine Wärterin annehmen müßte.

„Nun, so ist es dann noch immer Zeit!" sagte ich und damit war unser Streit zu Ende.

„Darauf brachte ich acht Nächte und sieben Tage ununterbrochen an dem Krankenlager des Barons zu. Ich wich nicht von seiner Seite, kam während dieser ganzen Zeit nicht in mein Bett, und litt auch nicht, daß außer mir und dem Arzte irgend Jemand dem Kranken nur den kleinsten Dienst leistete."

„Wie der Erfolg bewiesen hat, war das sehr gut spekulirt!" sagte der Rittmeister spottend.

„O pfui!" rief Adelheid unwillig. „Ich wünschte, Sie hätten diese häßliche Aeußerung nicht gemacht, Herr Rittmeister; denn ich schwöre Ihnen, daß ich ohne alle eigennützige Absicht, ohne jede schlaue Berechnung handelte. Ich fühlte aufrichtige Theilnahme für den Greis, der mir eine sorgenfreie Lage gewährte und mir überdies eine gesicherte Existenz in Aussicht gestellt hatte."

„Das ist sehr schön von Ihnen gedacht!" sagte Baron Eisenstern, welcher sich durch den Vorwurf der Frau beschämt fühlte, die er nur als leichtfertiges Mädchen gekannt hatte.

„Handelte ich wirklich verdienstlich," fuhr Adelheid nach einer Pause fort, „so sollte ich dafür über alle Erwartung reichlich belohnt werden.

„Als der Baron Fiorini von dem Arzte außer Gefahr erklärt worden war, und darauf die Absicht ausgesprochen hatte, am nächsten Tage meine Wohnung zu verlassen, zog er mich zu sich auf das Sopha, nahm meine Hand in die seinige, blickte mir so fest in das Auge, als wollte er auf dem Grunde meiner Seele lesen und sagte dann mit feierlich-ernstem Tone:

„Adelheid, Du hast mit Deiner Tugend Handel getrieben, aber Dein Herz ist dabei gut geblieben, das hat mir Deine wahrhaft aufopfernde Pflege bewiesen; ich bin auch fest überzeugt, daß ich nur dieser die Erhaltung meines Lebens verdanke."

„Herr Baron," sagte ich, „Sie legen auf meine Pflege viel zu viel Gewicht; die hätte jede barmherzige Schwester eben so gut besorgt, wie ich, und vielleicht noch viel besser."

„Sage das nicht," entgegnete er; „doch laß mich ausreden, was ich Dir zu sagen habe.

„Darauf sah er mich noch forschender, durchbohrender an, als zuvor und sagte dann, jedes Wort, jede Silbe, möchte ich sagen, scharf betonend:

„Könntest Du mir versprechen — bei Allem, was Dir heilig ist, versprechen, — mir treu zu sein, wenn — ich Dich zu meiner Frau machte?"

„Sprachlos vor Erstaunen starrte ich ihn an. Ich glaubte, meinen Ohren nicht trauen zu dürfen, und ich vermochte es nicht, nur ein einziges Wort hervorzubringen.

„Du antwortest mir nicht?" fragte er nach einer Pause.

„Da war mein Entschluß gefaßt, und mit vor Rührung und Glück bebender Stimme sagte ich, ihm offen in das Auge blickend:

„Ja, das könnte ich. — Aber würden Sie, Herr Baron, in mein Versprechen auch so viel Vertrauen setzen, daß Sie demselben Glauben schenkten und mich später nicht durch ungerechten Argwohn kränkten?"

„Ja, das würde ich," entgegnete er, „denn aus Deinem offenen Blicke schöpfe ich die Ueberzeugung, daß Du es mit Deinem Versprechen ehrlich meinst. — Es später auch zu halten wird meine Liebe, das Gefühl Deiner neuen Würde und — vielleicht auch die Dankbarkeit Dir die Kraft verleihen; denn sobald Du meine Frau geworden bist, setze ich Dich zu meiner Universalerbin ein."

„Er hielt Wort, denn schon wenige Tage darauf wurden wir getraut, und unmittelbar darauf vermachte Baron Fiorini mir unter Beobachtung aller gerichtlichen Formen sein ganzes Vermögen.

„Als er das Dokument unterzeichnet und die dazu erbetenen Zeugen sich entfernt hatten, wendete mein Gemahl sich zu mir und sagte:

„Du befreist durch die Annahme meiner Erbschaft meine Brust

von einem drückenden Gefühle, und nicht Du bist mir daher — strenge genommen — zum Danke verpflichtet, sondern ich Dir."

„Verwundert sah ich ihn an; dann sagte ich lachend:

„Das begreife ich nicht; denn gewiß wären Viele bereit gewesen, eine solche Erbschaft anzunehmen!"

„Allerdings" entgegnete er, „aber die Seitenverwandten, denen mein Vermögen zugefallen sein würde, wären nur lachende Erben gewesen, denn schon lange lauerten sie begierig auf meinen Tod. Das aber verdroß mich und jetzt lache ich bei dem Gedanken, daß mein Tod sie nicht freuen, sondern ärgern wird, wenn sie bei der Nachricht von demselben zugleich erfahren, daß die gehoffte Erbschaft ihnen entschlüpft ist. — Du aber, Adelheid, wirst keine lachende Erbin sein, das feste Vertrauen setze ich in Dein gutes Herz, welches ich während der letzten Tage, zwischen Tod und Leben schwebend, kennen gelernt habe."

„Stumm zog ich die Hand des edlen, großmüthigen Mannes an meine Lippen.

„Nicht wahr, Adelheid," sagte mein Gatte nach einer kleinen Pause, „Du wirst mir eine Thräne aufrichtigen Schmerzes widmen, wenn ich auch weder erwarten noch verlangen kann, daß Dein Schmerz von langer Dauer sei, sondern vielmehr voraussetze, daß Du Dich bald wieder des Genusses Deiner Freiheit erfreust!"

„Ach," sagte ich mit aufrichtiger Rührung, indem ich meinem Manne um den Hals fiel, „möchte ich mich dieser Freiheit, die ich so oft mißbrauchte, noch recht lange nicht zu erfreuen haben!"

„Er küßte mich auf die Stirn und sagte, selbst nicht ohne Rührung: „Ja, Du bist ein gutes Geschöpf, Adelheid!"

„Seit dem Tage leben wir nun in der zufriedensten Ehe," schloß die zur Baronin gewordene Schöne der demi monde ihre Erzählung, welche der Rittmeister von Eisenstern mit der größten Aufmerksamkeit angehört hatte, bei der er aber dennoch zuweilen ein ungläubiges oder ironisches Lächeln nicht ganz zu unterdrücken vermochte, denn es kam ihm bei manchen Stellen vor, als hörte er die ehemalige Schauspielerin sprechen.

Als Adelheid, das heißt, die Baronin Fiorini, schwieg, sagte er daher in nicht sehr ehrerbietigem Tone:

„Und Sie hegen wirklich die Absicht, Ihrem Versprechen zu bleiben, Frau Baronin?"

„Ganz gewiß!“ versicherte sie treuherzig.

„Erlauben Sie mir, Ihnen die Bemerkung zu machen,“ sagte darauf der Rittmeister, „daß es mir nicht eben als eine Bestätigung dieses tugendhaften Vorsatzes erscheint, wenn Sie mich zu sich riefen und mich aufforderten, an Ihrer Seite Platz zu nehmen.“

„Daß Ihr Männer doch immer von uns Frauen das Schlimmste denken müßt, wenn wir nicht stets auf dem geraden, aber dornenvollen Pfade der Tugend gewandelt sind,“ sagte Adelheid mit einem leisen Anfluge der Trauer. „Aber Sie sollen sehen, daß ich — gleich der unglücklichen Schottenkönigin — besser bin, als mein Ruf; ich will daher ganz aufrichtig gegen Sie sein, wenn Sie mir versprechen, in das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, und was aus der tiefsten Tiefe meines Herzens kömmt, keinen Zweifel zu setzen.“

Sie schwieg einige Augenblicke, als müßte sie sich erst zu dem sammeln, was sie sagen wollte; dann nahm sie wieder das Wort:

„Das Versprechen, welches ich meinem Gemal in dem Augenblicke gab, als er mir die Aussicht stellte, mich an seiner Hand zu einer achtungswerthen Frau zu machen, während ich bisher, wie ich in mancher bittern Stunde zu sehr gefühlt habe, nur ein verächtliches Mädchen gewesen war, meinte ich ganz aufrichtig und ehrlich, und es würde mir jedem andern Manne gegenüber, als Ihnen, Herr Baron, leicht geworden sein, es zu halten, denn was ich bisher bei anderen Männern gesucht hatte, waren hauptsächlich die Genüsse, die der Reichthum gewährt, die aber konnte ich mir jetzt verschaffen, ohne deshalb in meinen eigenen Augen verächtlich zu werden!“

„Und in diesem Entschlusse machte mein Anblick Sie schwankend?“ fragte der Rittmeister, dessen Eitelkeit sich durch diesen Gedanken geschmeichelt fühlte.

„Nicht in dem Sinne, wie Sie zu glauben scheinen,“ entgegnete Adelheid sehr ernst. „So lange Baron Fiorini lebt, bleibe ich seine treue Gattin; leider aber werde ich aller Wahrscheinlichkeit nach nur zu bald meine volle Freiheit erlangen, und für diesen Fall —“

„Wollen Sie mir Ihre Hand antragen?“ fiel der Rittmeister ihr mit dem Tone des Schreckens in das Wort.

Adelheid schien diesen Ton überhört zu haben und entgegnete, die Augen zu Boden schlagend, mit leise bebender Stimme und mit einem rührenden Ausdrucke der Demuth:

„O nein, Herr Baron, dazu fühlte ich mich nicht würdig; aber Ihr Anblick wirkte so aufregend auf mich, daß ich Ihnen die Frage vorlegen wollte, ob Sie geneigt wären, mit der verwitweten Baronin Fiorini — ein zärtliches Verhältniß anzuknüpfen?"

Ergriffen durch die Worte Adelheids, noch mehr aber durch den Ausdruck, mit welchem dieselben gesprochen wurden, faßte der Rittmeister die Hand seiner Nachbarin und sagte feierlich ernst:

„Adelheid, — nein — Frau Baronin, ich gestehe Ihnen mit Beschämung, daß ich bis zu diesem Augenblicke eine falsche, und zwar nicht die beste Meinung von Ihrem Charakter hatte; daß ich diese nicht mehr hege, möge Ihnen die offene Antwort beweisen, die ich Ihnen auf Ihr offenes Anerbieten gebe. So wissen Sie denn, daß ich verlobt mit einem Mädchen bin, welches ich von ganzer Seele liebe, und daß unsere Hochzeit unmittelbar nach dem Friedensschlusse gefeiert werden soll!"

„O mein Gott!" rief Adelheid mit dem Ausdrucke des heftigsten Schmerzes, schlug beide Hände vor das Gesicht und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen.

Der Rittmeister saß stumm an ihrer Seite, denn er wußte nicht, was er bei diesem Ausbruche der Gefühle von ungeahneter Tiefe sagen sollte.

Nach wenigen Augenblicken schon schien Adelheid sich gesammelt zu haben.

„Herr Baron," sagte sie, „nach der Antwort, die Sie mir gaben, kann ich nur wünschen, daß wir uns im Leben nie wieder begegnen mögen, und gewiß werden Sie sich nicht dadurch beleidigt fühlen, daß ich Sie bitte, mich zu verlassen, wenn wir nach dem ersten Caffeehause zurückgekehrt sind!"

Stumm saßen Beide nebeneinander, während der Wagen bis an das Ende der Praterallee hinabfuhr und dann wieder umkehrte.

Als er sich dem ersten Caffeehause näherte, ergriff Adelheid krampfhaft des Rittmeisters Hand und flüsterte mit einer Stimme, die vor Aufregung und Rührung kaum hörbar und verständlich war:

„Ich werde mein Versprechen halten, so lange mein Gemal lebt; hegen Sie aber aus alter Erinnerung noch das geringste Interesse für mich, so beten Sie zu Gott, daß ich, wenn ich die Freiheit, die ich jetzt fürchte, zurückerlange, nicht wieder in den Strudel der Verirrungen versinke, dem eine edle Hand mich jetzt entrissen hat!"

Bei diesen Worten hielt der Wagen nach dem schon früher an den Kutscher ertheilten Befehle bei dem ersten Caffeehause des Praters an; der Bediente sprang herab und öffnete den Kutschenschlag.

Der Rittmeister ergriff die Hand Adelheids, drückte sie innig, küßte sie mit allen Zeichen der üblichen Achtung und flüsterte dabei mit einem Tone, der aus dem Innersten des Herzens kam:

„Gott sei mit Ihnen, Adelheid, und unterstützte Sie in allen edlen Vorsätzen!"

Dann sprang er aus dem Wagen, der schnell davonrollte, und dem er noch lange mit den verschiedenartigsten Gefühlen nachsah.

XVIII.

Die letzten Kriegsthaten in Nord und Süd.

Erstes Bild: Der Kampf bei Blumenau.

Um die traurige und in gewisser Beziehung so verwerfliche Geschichte des Klapka'schen Corps im Zusammenhange zu erzählen, sahen wir uns genöthigt, den Ereignissen um einige Tage voraus zu eilen, und so sehr wir auch Feinde des Rückschrittes sind, werden wir dennoch dazu gezwungen, um die Begebenheiten nachzuholen, die wir durch die erzählte Auflösung der ungarischen Legion überholten.

Die Zeit, die nach der Schlacht von Königgrätz verfloß, ohne neue Begebenheiten von irgend einiger Wichtigkeit mit sich zu bringen, erregte in dem ganzen Lande eine fieberhafte Aufregung, wie wir dies in einem früheren Capitel bereits theilweise schilderten; aber an einen Frieden dachten nur die Ueberängstlichen, und Die, welchen die Ehre Oesterreichs gleichgültig war, indem sie nur ihr eigenes Interesse im Auge hatten, welches sie durch eine Fortsetzung des Krieges gefährdet sahen.

Die Staatsmänner, die mit den Wehrkräften der Armee vertrauten Kriegsmänner, sprechen wir frei von dem Vorwurfe der Ueberängstlichkeit, denn sie waren natürlich besser im Stande, als die Masse des Volkes, und selbst als die intelligentesten Laien desselben, zu beurtheilen, ob es noch möglich sei, dem schon so weit in das Herz der

Monarchie eingedrungenen Feinde mit der Aussicht auf Erfolg Widerstand zu leisten, nachdem in den maßgebenden Kreisen die in dem Volke verbreitete Ansicht verworfen worden war — wie man wenigstens schließen mußte — daß die Errichtung des Landsturmes, die in Böhmen unter den Befehlen des Hauptmannes Vivenot eben so erfreuliche wie überraschende Anfänge gezeigt hatte, so wie das Aufgebot Ungarns in Masse eine durchgreifende Hilfe zu gewähren vermöchten.

Sah das Volk sich aber auch in diesen beiden Erwartungen getäuscht, so erlahmte deshalb dennoch die Kriegslust desselben nicht, und Alle, die sich noch, oder die sich schon die Kräfte zutrauten, die Feinde des Vaterlandes bekämpfen helfen zu können, eilten zu den Fahnen.

Offiziere, die schon seit Jahren als invalide in Pension standen, sich aber dennoch vollkommen kräftig und kriegstüchtig fühlten, boten ihre Dienste an, welche mit Freuden von dem Kriegsministerium angenommen wurden, und neben diesen gedienten und erfahrenen Veteranen brachten junge Leute jedes Standes bereitwillig ihr Leben und ihre Gesundheit dem Vaterlande als Opfer dar.

Zu den Ersteren gehörte auch unser alter Bekannter, der Hauptmann Mühlenberg, der Freund, der Wohlthäter dürfen wir wohl sagen, der Familie des Telegraphisten Güldenberg, den er der Verzweiflung entriß, und durch seine eben so eifrigen als uneigennützigen Bemühungen in eine sorgenfreie Lage brachte, — zu einem wohlhabenden Manne machte, — wären wir sogar zu sagen geneigt.

Freilich war er dabei auf eine beinahe wunderbare Weise durch den jungen Mann unterstützt worden, welchen wir unseren Lesern unter dem Namen Julius vorführten, und der durch den Einfluß, welchen seine Schwester Amalie, selbst eine ausgezeichnete Künstlerin, auf den Kreis ihrer Bekannten, ihrer Freundinnen unter den Koriphäen der weiblichen Kunstwelt ausübte, eine Sammlung veranstaltete, deren Ertrag über alle Erwartung hoch ausfiel, so daß davon für die ehrenwerthe Familie, die am äußersten Rande der Verzweiflung gestanden hatte, und vielleicht schon an Cyankali als das einzige Rettungsmittel dachte, nicht nur die augenblickliche Noth beseitigt, sondern auch noch ein kleines Capital als Sicherungsmittel für künftige Unglücksfälle angelegt werden konnte.

Der Hauptmann Mühlenberg, ein geborener Tiroler, war einer der Ersten, welche ihre Dienste dem für Tirol organisirten Landesvertheidigungs-Comité antrugen.

Mit Freuden wurde sein Erbieten angenommen, und eben hatte er seine Equipirung besorgt, und wollte sich zu dem Eintritt, das heißt als bereit zu der Abreise melden, als er auf dem Wege zu dem Armeecommando einem jungen Manne — einem Jünglinge sollten wir eigentlich sagen, — begegnete, den er selbst, in die Gedanken der nächsten Zukunft vertieft, nicht beachtete, der aber bei seinem Anblicke überrascht stehen blieb, und mit freudigem Tone ausrief:

„Sind Sie es denn wirklich, Herr Hauptmann von Mühlenberg?"

„Weshalb zweifeln Sie daran, mein junger Freund?" sagte der Hauptmann, indem er Julius, den Bruder der gefeierten Künstlerin Amalie, erkannte, und ihm zu einer herzlichen Begrüßung die Hand reichte.

„Ich wollte keinen Zweifel ausdrücken," entgegnete Julius mit sichtlicher Verlegenheit, „sondern nur meine Verwunderung darüber, Sie in Uniform zu erblicken, während ich doch durch Sie selbst weiß, daß Sie schon seit mehreren Jahren aus dem Dienst getreten sind."

„Allerdings!" entgegnete Hauptmann Mühlenberg, „aber in Zeiten, wie die gegenwärtigen, muß Jeder zu den Waffen greifen, der noch die Kraft fühlt, sie zu tragen."

„Herr Hauptmann," sagte Julius mit einem eigenthümlichen Ausdrucke, „ich danke Ihnen von ganzem Herzen für diese Worte, denn sie gereichen mir zu einem wahren Troste bei den Zweifeln, die ich hegte."

„Und was sind das für Zweifel, mein junger Freund?" fragte der Hauptmann theilnahmvoll.

Mit dem Tone des unbedingtesten Vertrauens entgegnete Julius:

„Sobald der Aufruf für Freiwillige erfolgt war, wollte auch ich mich melden, aber meine Schwester war dagegen, und zum ersten Male in meinem Leben widerstrebte ich ihrem Willen. Wir hatten einige recht heftige Auftritte miteinander, als sie mich aber mit großer Bitterkeit der Undankbarkeit beschuldigte, da gab ich endlich nach, und brachte ihr meinen dringenden Wunsch zum Opfer.

„Seitdem hatte ich indeß weder Tag noch Nacht Ruhe, und immer von Neuem wieder regte ich die Frage bei meiner Schwester an; doch sie wollte nichts davon wissen.

„Nach und nach traten jedoch beinahe alle meine Freunde und Bekannten, die mit mir von gleichem Alter sind, und selbst jüngere,

bei den Freiwilligen ein, und nun konnte auch ich dem Drange meines Herzens nicht länger widerstehen; da ich aber überzeugt sein muß, daß Amalie mir auch jetzt noch ihre Einwilligung verweigern würde, beschloß ich, ohne dieselbe zu handeln, und eben jetzt sehen Sie mich auf dem Wege, mich bei den Wiener Freiwilligen einschreiben zu lassen."

„Wissen Sie mit den Waffen umzugehen?" fragte rasch der Hauptmann Mühlenberg.

Ohne durch diese Frage überrascht zu sein, entgegnete Julius:

„Ich schieße nicht schlecht, denn ich habe ein ganz besonderes Vergnügen daran gefunden, mich im Büchsenschießen zu üben, seitdem ich bei einem Besuche, den ich vor zwei Jahren in dem Gebirge machte, die Geschicklichkeit einiger Schützen bewundern lernte. Seit jener Zeit habe ich auch meinen eigenen Stutzen, und es ist keine Woche vergangen, ohne daß ich ein Paar freie Stunden darauf verwendete, mich zu üben."

„Das trifft sich sehr gut," sagte der Hauptmann Mühlenberg, „denn auf diese Weise werden Sie, wie ich hoffe, gern auf einen Vorschlag eingehen, den ich Ihnen machen will."

Fragend sah Julius den Hauptmann an.

„Da Sie entschlossen sind," sagte dieser, „sich als Freiwilliger anwerben zu lassen, und Ihre Absicht dabei doch jedenfalls hauptsächlich ist, dem Vaterlande Ihren Arm zu leihen, wird es Ihnen vielleicht eben so lieb sein, im Süden zu kämpfen, wie im Norden."

Zögernd entgegnete Julius:

„Bei den Wiener Freiwilligen habe ich allerdings einige Bekannte, indeß — wenn Sie, Herr Hauptmann — mich in Ihre Compagnie aufnehmen wollten —?"

„Das war eben der Vorschlag, den ich Ihnen zu machen hatte," sagte der Hauptmann. „Ich würde wie ein Vater für Sie sorgen, und gewiß dürfte Ihre Schwester sich eher mit Ihrem Entschlusse aussöhnen, wenn sie wüßte, daß Sie unter meiner Obhut gut aufgehoben wären."

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihren gütigen Vorschlag, Herr Hauptmann, und nehme denselben mit wahrem Vergnügen an," sagte Julius, freudig bewegt. Schüchtern fuhr er dann fort: „Würden Sie wohl auch die Güte haben, mir die Verzeihung meiner Schwester zu erwirken?"

„Sehr gern," sagte der Hauptmann, „nur bezweifle ich, daß

mein Fürwort bei Ihrem Fräulein Schwester von Gewicht sein würde, da ich nicht das Vergnügen habe, sie zu kennen."

„O, das thut nichts," sagte Julius, „Ihre Vertheidigung meines Ungehorsams würde dennoch nicht ohne eine günstige Wirkung bleiben; überdies," fügte er gutmüthig hinzu, „ist es ja das erste Mal in meinem Leben, daß ich ihr ungehorsam bin und ihren Wünschen entgegen handle."

„Wenn das ist," sagte der Hauptmann, „so halte ich es für besser, wenn wir Ihre Schwester erst von der vollendeten Thatsache Ihrer Anwerbung in Kenntniß setzen; sie wird sich dann leichter in das Unvermeidliche fügen."

„Das war es ja eben, was ich dachte, als ich auf dem Wege war, mich anwerben zu lassen," entgegnete Julius.

„Nun, so lassen Sie uns jetzt gleich den wichtigen Gang thun," sagte der Hauptmann. Dem Worte folgte augenblicklich die That, und stolz trug Julius, als er nach der Einschreibung wieder auf die Straße trat, den Kopf, an der Seite des Hutes das kleine künstliche Blumensträußchen, welches ihn als Rekruten bezeichnete.

„Lassen Sie uns jetzt die Waffenbrüderschaft durch ein Glas Wein besiegeln," sagte Hauptmann Mühlenberg und wollte den Neuangeworbenen mit sich in die Weinhandlung Schneider in der Rothenthurmstraße führen, wo er eben so guten Wein, wie eine gute Gesellschaft zu finden wußte.

Aber noch ehe der Rekrut und sein Hauptmann das Local erreichten, wurde ihnen eine freudige Ueberraschung zu Theil.

Als sie nur noch wenige Schritte von der Schneider'schen Weinhandlung entfernt waren, kam ihnen ein Mann in der Uniform der kaiserlichen Telegraphenbeamten entgegen, und wie aus einem Munde ertönte es von dem Hauptmann und seinem Begleiter:

„Herr von Güldenberg!"

„Herr Hauptmann von Mühlenberg, und auch Sie, mein guter Herr Julius!"

Denn nur unter diesem Namen kannte der Telegraphist seinen jungen Wohlthäter.

„Ich gratulire!" sagte nach der ersten flüchtigen Begrüßung der Hauptmann, indem er auf das goldene Verdienstkreuz mit der Krone deutete, welches die Brust Güldenbergs schmückte.

„Auch das verdanke ich Ihnen, Herr Hauptmann," sagte Güldenberg.

„Mir?" fragte verwundert und lachend der Hauptmann. „Ich wüßte nicht, daß ich Orden zu verleihen hätte. Wie wäre es aber, wenn Sie mit uns Beiden hineinkämen in die Weinhandlung, wo unser junger Freund und ich eben, als wir Ihnen begegneten, einen Abschiedstrunk für Wien zu uns nehmen wollten; denn morgen gehen wir ab nach dem Süden, um den naseweisen Italienern, die uns keine Ruhe gönnen wollen, einige kleine Proben zu geben, aus denen sie lernen können, ob die Tiroler gute Schützen sind."

„Morgen schon wollen Sie Wien verlassen?" fragte Güldenberg, indem er mit dem Hauptmann und Julius eintrat in die Weinhandlung.

Als die drei an einem Tische in dem obern Raum Platz genommen hatten, sagte der Telegraphist:

„Nach dem, was Sie mir soeben über Ihre bevorstehende Abreise mittheilten, bin ich doppelt erfreut, Ihnen zufällig begegnet zu sein, denn auch ich verlasse Wien in den nächsten Tagen, und war eben auf dem Wege zu Ihnen, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Ohne unser unerwartetes Zusammentreffen würde ich Sie daher wahrscheinlich verfehlt haben und hätte dann das Vergnügen entbehren müssen, Ihnen nochmals die Versicherung zu geben, daß ich Alles, was ich Ihnen verdanke, nie in meinem Leben vergessen werde."

„Gehört unter dieses „Alles" auch der Orden," sagte lachend der Hauptmann, „den ich Ihnen verliehen haben soll, wie Sie vorhin sagten, und aus dem ich mit Freuden sehe, daß der unwürdige Verdacht verschwunden ist, den man einige Zeit gegen Sie hegte?"

„Ich habe in der That die glänzendste Genugthuung erhalten," sagte Güldenberg, „und zwar nicht blos durch den Orden, den ich als Lohn dafür empfing, durch meine rastlosen Bemühungen eine wichtige Entdeckung herbeigeführt zu haben, sondern auch durch meine Ernennung zum Amtsleiter der Station in dem Geburtsorte meiner Frau, eine Stelle, durch die ein schon lange von mir gehegter Wunsch erfüllt wurde."

Güldenberg erzählte dann auf das Verlangen des Hauptmannes die uns bekannte Entdeckung der Taubenpost und sagte darauf:

„Das Alles, ich behaupte es nochmals, verdanke ich Ihnen, Herr Hauptmann, denn wie ganz anders würde mein Loos sich gestaltet

haben, wenn nicht Gottes Fügung eben Sie damals in Dreher's Bierkeller zum Zeugen machte, wie ein Elender mich zu bestechen versuchte."

„Nicht mir verdanken Sie Alles," sagte abwehrend der Hauptmann, „sondern der Ehrenhaftigkeit, mit der Sie den Bestechungsversuch zurückwiesen."

Kopfschüttelnd sagte Güldenberg:

„Dieser sogenannten Ehrenhaftigkeit ungeachtet würde ich dennoch mit Frau und Kindern im Elend untergegangen sein, hätten Sie sich nicht meiner so großmüthig angenommen, und mich dadurch aus einer Lage gerissen, bei welcher menschliche Hilfe zu einer Unmöglichkeit geworden zu sein schien. — Sie mögen sich also sträuben, wie Sie wollen, so werde ich dennoch dabei bleiben, daß ich all das Glück, dessen ich jetzt genieße, Ihnen verdanke, — Ihnen und diesem edlen jungen Manne!"

Dabei reichte er mit vor Rührung bebender Stimme seine Hände den beiden Tischgenossen, die sie herzlich drückten.

Die Drei blieben darauf bei freundschaftlichem Geplauder noch längere Zeit miteinander sitzen und trennten sich endlich mit dem Versprechen, sich zuweilen Nachricht von einander zu geben.

Am nächsten Tage erwirkte Hauptmann Mühlenberg bei Julius' Schwester die Verzeihung für den Schritt, den der Jüngling gegen ihren Willen gethan hatte, der sich aber nicht mehr rückgängig machen ließ, und einige Stunden darauf flogen der Hauptmann und sein Rekrut auf den Flügeln des Dampfes ihrer kriegerischen Bestimmung entgegen; wir aber wollen ihnen erst später auf das Feld ihrer Thätigkeit folgen und für jetzt vor unseren Lesern das Bild entrollen, welches wir durch die Ueberschrift unseres Capitels verheißen haben.

Feldzeugmeister von Benedek war leider durch das am 15. Juli gelieferte Gefecht bei Tobitschau verhindert worden, die Armee, die er noch unter seinem unmittelbaren Befehle hatte, und die etwa 80,000 Mann stark war, mit der unter dem Erzherzog Albrecht bei Wien stehenden Hauptarmee zu vereinigen.

Er sah sich dadurch gezwungen, den mühsamen Weg über den Kamm der Karpathen in das Thal der Waag einzuschlagen, und am 18. erreichte er dasselbe nach einem höchst anstrengenden und beschwerlichen Marsche.

Darauf versuchte er es, sich über Presburg mit dem Erzherzog Albrecht in Verbindung zu setzen, doch die Preußen rückten

ihm nach, um ihn auch hier, wie bei seinem Marsche auf Wien, daran zu verhindern.

An eben dem Tage, an welchem Feldzeugmeister Benedek von den Höhen der Karpathen hinab in die Gefilde Ungarns blickte, verlegte König Wilhelm von Preußen sein Hauptquartier von Brünn nach Nikolsburg in das alterthümliche Schloß des Fürsten Dietrichstein, dessen frühere historische Berühmtheit durch diesen königlichen Gast neu aufgefrischt werden sollte.

Als der König von Preußen an dem Portale des Schlosses vom Pferde stieg, trat ehrerbietig grüßend der Minister Bismark zu ihm und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit:

„Gestatten mir Eure Majestät, Sie einzuführen in die Gemächer, die ich für Allerhöchstdieselben habe wählen lassen!"

Darauf schritt der Kürassiermajor und Minister, der aber in diesem Augenblicke noch mehr Hofmann war, dem Könige mit einer Sicherheit voran, als wäre er seit Jahren in dem Schlosse bekannt, und doch hatte er kaum eine Stunde zuvor, dem Könige vorauseilend, dasselbe zum ersten Male betreten.

Aber dem Manne, der gewohnt war auf den dunklen und gewundenen Pfaden der Diplomatik zu wandeln, war es nicht schwer gefallen, sich die Kennzeichen zu merken, die ihn verhinderten, auf dem hell beleuchteten Wege zu der Wohnung des Königs irre zu gehen.

Nachdem Graf Bismark, fortwährend seinem Könige als Führer dienend, den greisen Monarchen durch mehrere Zimmer geleitet hatte, öffnete er die Thür eines Gemaches, in dessen Hintergrunde ein Bett stand und sagte, sich tief verbeugend:

„Möchten Eure Majestät in diesem Zimmer und in diesem Bett eben so gut ruhen und eben so angenehme Träume haben, wie ohne Zweifel auch Napoleon I. darin schlief und träumte, als er am 9. December 1805 nach der siegreichen Schlacht von Austerlitz sein Hauptquartier in eben dieses Schloß verlegte, wie jetzt Eure Majestät das Ihrige."

„Ich danke Ihnen für diesen Wunsch, mein lieber Graf," entgegnete lächelnd der König. „Ich hoffe auch, daß er in Erfüllung gehen wird, denn ich gestehe Ihnen offen, daß ich mich heute etwas angegriffen fühle, und mich beinahe nach einem ruhigen Schlafe sehne."

„Und dennoch fürchte ich leider," entgegnete Graf Bismark, „daß Eure Majestät sich denselben nicht so bald werden gewähren

können als es Ihr und mein Wunsch wäre, denn beinahe mit mir zugleich ist Herr Benedetti, der französische Botschafter, vor einer Stunde hier eingetroffen, und ich hielt bereits eine sehr wichtige Besprechung mit ihm, bei der seine erneuerten Vermittelungsvorschläge die Grundlage bildeten. — Herr Benedetti hat den Wunsch ausgesprochen, mit Euer Majestät selbst conferiren zu dürfen, und ich glaubte, ihm dieses Zugeständniß machen zu müssen."

„Nun, so führen Sie ihn zu mir," sagte der König, nicht ohne einen Anflug von übler Laune; „aber ich fürchte, Oesterreich wird wieder Schwierigkeiten erheben, und der übermüthige Emporkömmling für seine guten Dienste einen zu hohen Preis fordern."

„Ich theile diese Furcht nicht, Eure Majestät," sagte der preußische Premier mit der größten Zuversicht.

„Was Oesterreich betrifft," fuhr Graf Bismark fort, als der König schwieg, „so dürfte es durch die Erfolge der preußischen Waffen ziemlich kleinlaut geworden sein; auch stimmen alle meine Nachrichten darin überein, daß bei den Oesterreichern seit der Schlacht von Königgrätz viele Köpfe „in Verlust gerathen sind," wie man an der Donau zu sagen pflegt. Von dieser Seite ist also kaum noch ein Widerspruch zu erwarten."

„Und was halten Sie von den Anforderungen, welche Frankreich für seine Vermittlerrolle stellen dürfte?" fragte der König, den die bisherigen Auseinandersetzungen seines Ministers sehr zu befriedigen schienen.

„Ich glaube allerdings, daß sie nicht ganz unbedeutend sein werden," entgegnete der Minister, aber mit einer schlauen Miene fügte er dann hinzu:

„Belieben Eure Majestät indeß sich gnädigst daran zu erinnern, daß ich bei dem Meister an der Seine in die Schule gegangen bin, und zwar nicht ganz umsonst, wie ich mir schmeicheln darf. Auch soll es schon vorgekommen sein, daß ein Schüler seinen Meister übertrifft, und wenn ich auch nicht eitel oder anmaßend genug bin, dies von mir gegenüber Seiner kaiserlichen Majestät, Napoleon III., behaupten zu wollen, so erlaube ich mir dennoch in Beziehung auf die etwaigen Vermittlungs-Belohnungs-Ansprüche des Herrn Benedetti zu bemerken, daß ich mich auch da nicht vor übertriebenen Forderungen fürchte. Zwar ist es möglich, daß sie gemacht werden, aber erstlich können wir auch denen unsere Waffenerfolge entgegenstellen; dann aber —

heißt versprechen noch keineswegs auch halten. — Natürlich wäre es unklug, bestimmte Versprechungen zu machen, denn diese müßte man eben so natürlich auch halten; — aber man könnte ja den Ausweg einschlagen, Andeutungen von Zugeständnissen zu machen, welche geeignet sind, große Hoffnungen zu erregen, die aber mit so manchem stillschweigenden Wenn und Aber zusammenhängen, daß es nicht unsere Schuld ist, wenn sie falsch gedeutet werden. — Auf diese Weise haben wir vollkommen freie Hand, je nach den Umständen, von den erregten Hoffnungen so viele oder so wenige zu erfüllen, wie es uns beliebt, oder — wie wir durch eben diese Umstände, wenn sie ungünstig für uns ausfallen sollten, zu erfüllen gezwungen sind."

Während dieser Art politischen Glaubensbekenntnisses, welches der Minister seinem Monarchen ablegte, hatte König Wilhelm mehrmals genickt, als stimmte er dem bei, was Graf Bismark ihm auseinandersetzte und als der Graf schwieg, sagte der König:

„Holen Sie jetzt den Herrn Benedetti."

Der Minister ging zu der Thüre, an derselben aber wendete er sich um und sagte, sich tief verbeugend:

„Eure Majestät, in diesem Zimmer traf der corsische Usurpator seine Vorbereitungen zu dem siegreichen Einzuge in die Hauptstadt des österreichischen Staates, dessen Beherrscher sich damals noch Kaiser von Deutschland nannte. — Dies zu sein hat Oesterreichs Herrscher aufgehört. — Möge Gott es fügen, daß der legitime König von Preußen ebenfalls von hier aus seinen Einzug in die Hauptstadt Oesterreichs halte, und daß durch denselben ein neues deutsches Kaiserreich begründet werde, dessen Sitz aber nicht Wien ist, sondern Berlin!"

„Die Entscheidung stelle ich Gott anheim!" entgegnete der fromme König, der seine, durch die Gnade Gottes ihm verliehene, Krone von dem Tische des Herrn nahm!

Bald darauf kehrte Graf Bismark in Begleitung des Herrn Benedetti zurück in das Gemach des Königs und weit über eine Stunde blieben alle Drei vereint, um über das Geschick Oesterreichs zu berathen.

Als der französische Botschafter sich endlich bei dem König Wilhelm verabschiedete, verriethen seine Mienen, ganz gegen Diplomaten-Gewohnheit, eine große Zufriedenheit mit dem, was er durch seine Vermittlungsanträge für sich selbst, oder vielmehr für Frankreich, erzielt hatte.

Noch mehr Zufriedenheit aber sprach das schlaue Lächeln aus, mit welchem der Schüler des Meisters an der Seine dem Abgeordneten des Letzteren nachsah.

„Jetzt erst," sagte er dann, sich vor seinem Könige tief verbeugend, „kann ich Euer Majestät mit voller Beruhigung eine gute Nacht wünschen, denn ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß uns die kräftigste Vermittelung des Kaisers der Franzosen gewiß ist, ohne daß wir nöthig haben werden, dafür einen zu hohen Preis zu zahlen!"

Vollkommen befriedigt durch den Erfolg dieser geheimen Conferenz, die von wichtigem Einflusse auf die Ereignisse der nächsten Zeit war, verließ der mittelbare Beherrscher Preußens darauf das Zimmer seines Königs, um in dem eigenen der wohlverdienten Ruhe nach dem Tage zu genießen, der seiner Ueberzeugung nach den Grundstein zu dem deutschen Kaiserthrone Preußens gelegt hatte!

Am nächsten Tage wurden mit den österreichischen Abgeordneten die Verhandlungen über die von Oesterreich gewünschte Waffenruhe erneuert und bald zeigte sich die Wahrscheinlichkeit des Abschlusses.

Für den Fall, daß sie wirklich zu Stande kam, war es nun für die Preußen von der höchsten Wichtigkeit, sich noch vorher in den Besitz von Presburg zu setzen.

Der Prinz Friedrich Carl, der die gegen Presburg operirende Armee commandirte, wurde daher rechtzeitig von der Wahrscheinlichkeit einer am Mittag des 22. eintretenden Waffenruhe benachrichtigt, und nachdem er in Folge davon am 21. über Malaczka bis Stampfen vorgedrungen war, ertheilte er dem General von Fransecky den Befehl, am Morgen des 22. gegen Presburg, welches er bis Mittag eingenommen zu sehen hoffte, mit allem Ernst und Nachdruck zu operiren.

Die Aufgabe war aber nicht leicht zu erfüllen, denn die alte Krönungsstadt Ungarns war auf der großen Straße von Stampfen nach Presburg durch den Paß gedeckt, der zwischen dem Gemsenberg und den Höhen von Theben hindurchführt, an welche sich rechts und links bewaldete, nicht leicht zu überschreitende Berge anschließen.

Diesen Paß deckte in der Nähe von Blumenau die österreichische Brigade Mondel, die mit dem Befehle, sich auf das Aeußerste zu halten, schon seit dem 18. hier eine Stellung eingenommen hatte, welche sehr vortheilhaft war, dabei aber den Fehler hatte, für die Truppenzahl etwas zu ausgedehnt zu sein.

Oberst Mondel hatte seinen rechten Flügel durch die Höhen von Franzhof gedeckt und mit einem großen Theile seiner Truppen hinter dem Eisenbahn-Damme eine gesicherte Stellung. Andere Abtheilungen seines Corps standen vorwärts Blumenau, so wie bei Kaltenbrunn, Bisterritz ꝛc. und zahlreiche Patrouillen, die zwischen Theben, Blumenau, Neudorf und den zerstörten Eisenbahnbrücken hin und her gingen, manchmal auch fuhren, erhielten die Verbindung zwischen den einzelnen, zum Theil ziemlich weit von einander entfernt stehenden Truppenkörpern der Brigade, zu welcher das 12. Jägerbataillon, die Regimenter Parma und Mazzuchelli, so wie die Uhlanenregimenter Fürst Schwarzenberg Nr. 2 und Kaiser Franz Josef Nr. 6 gehörten.

Später wurde die Brigade noch durch einige andere Truppen verstärkt, die zu der Brigade Henriquez gehörten, und endlich durch die ganze zuletzt genannte Brigade.

Besonders lebhaft ging es am Abend des 21. bei Blumenau zu, gegen welches eine unabsehbar lange Wagenreihe heranzog, die von den hier aufgestellten Truppen der Brigade Mondel mit Jubelrufen empfangen wurden.

Es war das 9. Jägerbataillon, zu dessen Transport, wie zu dem der übrigen Brigade Henriquez, man 1000 Bauerwagen aus allen benachbarten Ortschaften requirirt hatte.

So muthig die Brigade Mondel auch dem bevorstehenden Kampfe entgegensah, fühlte sie sich dennoch den viel stärkeren Streitkräften der Preußen nicht gewachsen und mit Freudenrufen wurden daher die nach und nach eintreffenden Verstärkungen begrüßt, die sogleich ihre Positionen in der Schlachtlinie angewiesen erhielten.

Nachdem am Abend des 21. und zum Theil in der darauf folgenden Nacht alle Vorkehrungen getroffen worden waren, erwartete Oberst Mondel den Angriff, der auch in aller Frühe erfolgte.

Um halb sieben Uhr fiel der erste Kanonenschuß und bald entspann sich auf der ganzen Schlachtlinie ein Geschützkampf, zu dem auf österreichischer Seite 32 Stücke in das Gefecht geführt wurden, während die Preußen anfangs nur 6 Geschütze aufgestellt hatten, die sie aber nach und nach bis auf 40 vermehrten.

Die Preußen erneuerten mehrmals ihre Angriffe zur Forcirung der Straße, wurden aber wiederholt mit Erfolg zurückgewiesen.

General Fransecky, der das preußische Corps commandirte,

fand sich zu dieser Forcirung durch den Umstand bewogen, daß er von dem preußischen Obercommando bereits um $7\frac{1}{2}$ Uhr Morgens benachrichtigt worden war, die fünftägige Waffenruhe sei wirklich abgeschlossen worden, und beginne um 12 Uhr Mittags an eben diesem Tage.

Er wußte also genau, wie viel Zeit ihm blieb, um die Einnahme Presburgs noch vor dem Schlage der Mittagsstunde zu bewirken.

Er sah indeß ein, daß es einen ungeheuren Verlust an Menschenleben bringen würde, wenn er es im glücklichsten Falle durchsetzte, den geraden Weg nach Presburg zu erzwingen.

Deshalb erneuerte er zwar seine Angriffe auf Blumenau, aber sie wurden nicht mit vollem Nachdruck betrieben, sondern sollten theilweise dazu dienen, einen andern Plan zu maskiren.

Dieser bestand darin, daß er auf seinem linken Flügel der Brigade Bose den Befehl ertheilt hatte, den Gemsenberg, den die Oesterreicher nur schwach besetzt hatten, zu ersteigen, worauf er dann dem Feinde in die Flanke und theilweise sogar in den Rücken gekommen wäre, und die Brigade Bose beinahe weiter nichts zu thun gehabt hätte, als nach Presburg hineinzumarschieren, das man von den Höhen des Gemsenberges im Thale offen vor sich liegen sieht.

General Fransecky wollte daher die Meldung des General von Bose, daß er sein Ziel glücklich erreicht und den rechten Flügel der Oesterreicher umgangen habe, abwarten, bevor er die gerade Straße auf Presburg mit vollem Nachdrucke forcirte.

Aber General Bose konnte auf den steilen und schmalen Bergpfaden, die zu dem Gipfel des Gemsenberges führten, nur so langsam vorwärts kommen, daß General Fransecky von Viertelstunde zu Viertelstunde vergebens auf die ersehnte Meldung von ihm wartete.

Inzwischen hatte der Geschützkampf von beiden Seiten ununterbrochen fortgedauert, leider aber konnten die österreichischen Batterien die Kugelgrüße, welche die Preußen ihnen in rascher Aufeinanderfolge zusendeten, bald nur vereinzelt erwiedern, denn — die Munition war schon bei der Eröffnung des Gefechtes nur in geringer Menge vorhanden, und drohte bereits nach kurzer Zeit ganz auszugehen; sie mußte daher mit weise berechneter Sparsamkeit verwendet werden.

Was aber zu befürchten stand, das traf nur zu bald ein!

Es mochte etwa 11 Uhr sein, da sprengte mit verhängtem Zügel ein Artillerieoffizier zu dem [illegible] ondel heran.

„Herr Oberst," meldete er, „im Auftrage des Herrn Major Reisinger soll ich anzeigen, daß seine sechzehn 8Pfünder sich gänzlich verschossen haben, daß er auch keine frische Munition heranzuziehen weiß. Er läßt daher um Instruction bitten, was er unter diesen Umständen thun soll?"

Major Reisinger hatte auf dem linken Flügel des Oberst Mondel mit seinen in zwei Abtheilungen aufgestellten, der Artillerie-Reserve entlehnten 16 Geschützen, eine sehr wichtige Position eingenommen und aus derselben durch ein wohlgezieltes Kreuzfeuer den Preußen, so oft sie vordrangen, großen Schaden zugefügt. Bei der Meldung des Major Reisinger zog daher Oberst Mondel die Stirne in finstere Falten, denn dieser Umstand war ganz dazu geeignet, dem Gefechte eine für ihn sehr ungünstige Wendung zu geben, indem sie ihm eine seiner wichtigsten Stützen entzog. Dennoch sagte er sich, daß er die Artillerie, welche so wacker gekämpft hatte, nicht vertheidigungslos dem Feuer der preußischen Artillerie aussetzen dürfte; er entgegnete daher nach kurzem Besinnen auf die Frage des Artillerie-Offiziers:

„Sagen Sie dem Herrn Major, er möchte in seine Stellung bei der Artillerie-Reserve zurückkehren!"

Als der Offizier mit dieser Antwort zurücksprengte, sagte der Commandant mit bitterem Tone dumpf vor sich hin:

„Artillerie, die nicht schießen kann, nützt mir nichts! — So möge denn Gott mir auf eine andere Weise helfen!"

Die Hilfe Gottes, die der wackere Corpscommandant in einer Art von Verzweiflung erflehte, stand näher, als ihm ahnen konnte.

Wenige Minuten waren erst verflossen, da sprengte ein anderer Offizier, dessen Augen suchend umherspähten, aus der Richtung von Presburg heran.

„Wo ist der Oberst Mondel?" hörte dieser schon von fern den Offizier fragen, in welchem er den Hauptmann Schäffer erkannte, welcher, wie er wußte, dem Generalstabe des 2. Armeecorps zugetheilt war.

Was der Hauptmann Schäffer brachte, war daher allem Anscheine nach von der höchsten Wichtigkeit, und erwartungsvoll sprengte Oberst Mondel ihm entgegen, indem er, den Säbel hoch schwingend, rief:

„Hierher, Herr Hauptmann! Hierher."

Der Hauptmann hielt, sobald er den Commandanten erreicht hatte, sein schäumendes Pferd an, und überreichte dem Oberst Mondel ein Telegramm, indem er sagte:

„So eben von dem Obercommando der operirenden Armee eingegangen."

Erwartungsvoll las der Oberst die Depesche.

Sie lautete:

„Eine fünftägige Waffenruhe ist abgeschlossen. Anfang derselben 12 Uhr Mittags, am 22. d. M. Mit dieser Stunde jede Feindseligkeit einzustellen. Die Demarcationslinie ist genau zu beobachten!"

Als Oberst Mondel dieses Telegramm gelesen hatte, fragte er hastig:

„Wie spät ist es jetzt?"

Hauptmann Schäffer sah nach seiner Uhr und antwortete: „11 Uhr und 15 Minuten!"

„Gott sei Dank!" sagte der Oberst. „Die drei Viertelstunden, welche den Preußen jetzt noch bleiben, werden ihnen nicht genügen, noch bis 12 Uhr Presburg einzunehmen; — vorausgesetzt," fügte er zweifelnd hinzu, „daß sie den Beginn der Waffenruhe gewissenhaft respectiren!"

„Um es ihnen unmöglich zu machen, dies nicht zu thun," sagte Hauptmann Schäffer, „erlaube ich mir die Bemerkung, daß es zweckmäßig sein dürfte, wenn Sie, Herr Oberst, unsere Truppen sofort von der Waffenruhe in Kenntniß setzten, und auf der ganzen Linie Vorkehrungen träfen, daß mit dem Glockenschlage 12 überall weiße Fahnen sich erheben und zugleich der laut und weithег schallende Ruf ertönt:

„Waffenruhe!"

Oberst Mondel fand diesen Rath des Hauptmann Schäffer sehr verständig, und traf daher alle Anstalten zu dessen Ausführung.

Es schien indeß, als sollte seine Besorgniß, die Preußen möchten die Waffenruhe nicht respectiren, gerechtfertigt werden, denn es war bereits 11 Uhr vorüber, als der General von Bose die Höhen des Gemsenberges erstieg, und die durch sein Erscheinen überraschten Oesterreicher, denen er weit überlegen war, den Berg hinab gegen Presburg drängte.

Er erreichte hier die Chaussée hinter dem Jägerhause, nicht viel über eine Viertelmeile von der ungarischen Krönungsstadt entfernt.

So stand er in der Flanke und theilweise sogar in dem Rücken der Oesterreicher, aber — es war jetzt schon 12 Uhr vorüber, und die überall emporsteigenden weißen Fahnen benachrichtigten ihn von dem Eintritte der Waffenruhe, von der er bisher noch nichts gewußt hatte, die ihm aber unmittelbar darauf offiziell durch einen Ordonnanzofficier angezeigt wurde, welchen der General Fransecky an ihn abgeschickt hatte, als er sich zu seinem Verdrusse überzeugte, daß es dem General von Bose nicht möglich geworden war, Presburg noch vor dem Glockenschlage der zwölften Stunde zu besetzen, dem er bei dem Eintritte des Friedenstermines so nahe stand, daß er die Stadt durch einen forcirten Marsch bequem in 15 bis 20 Minuten hätte erreichen können.

Der General Fransecky selbst rückte um die Mittagsstunde in das brennende Blumenau ein, und vielleicht würde er in seinem kriegerischen Feuer die Stunde übersehen haben, und stürmend weiter vorgedrungen sein, hätte nicht ein österreichischer Parlamentär, der unter dem Schutze der weißen Fahne an ihn abgesendet wurde, ihn genöthigt, Halt zu machen.

Mit sehnsüchtigen Blicken sah General Fransecky nach dem nahen Presburg hinüber, zu dessen Eroberung nach seiner festen Ueberzeugung eine einzige Viertelstunde des verlängerten Kampfes hingereicht haben würde, vor dem er jetzt aber wie vor einem gefeiten Nolimetangere stehen bleiben mußte.

Sobald das Feuer von beiden Seiten eingestellt war, erschien bei dem General Fransecky ein österreichischer Officier, um mit ihm über die Feststellung der Demarcationslinie zu verhandeln, welche während der fünftägigen Waffenruhe von beiden Theilen nicht überschritten werden sollte.

Doch noch ehe man über diese Linie einig geworden war, lief ein Telegramm von dem Obercommandanten, Grafen von Thun-Hohenstein ein, welches die Anzeige brachte, daß zugleich mit der Waffenruhe auch die Demarcationslinie festgesetzt worden sei, und das dem General von Fransecky dieselbe in allen ihren Details mittheilte.

So war das Gefecht beendigt, und es zeigte sich die eigenthümliche Erscheinung, daß die österreichischen und die preußischen Truppen, die bei dem Einrücken in ihre beiderseitigen Demarcationslinien auf einigen Punkten aneinander vorbeidefiliren mußten, sich kameradschaftlich-

freundlich begrüßten, während sie noch kurze Zeit zuvor einander im erbittertesten Kampfe gegenüber gestanden hatten, gegenseitig nur auf ihre Vernichtung denkend.

Kaum war das legitimirte Morden von beiden Seiten eingestellt, als es auch schon den Schein gewann, es ständen nicht feindliche Truppen einander gegenüber, sondern Verbündete, nur durch verschiedene Lager und verschiedenfarbige Uniformen von einander gesondert.

Selbst die Bürger Presburgs schienen es vergessen zu haben, daß noch kurz zuvor der in ihrer Nähe tobende Kampf sie um ihr Eigenthum, ihr Leben, besorgt gemacht hatte; in der That würde sich auch Presburg in einer traurigen Lage befunden haben und vielleicht eingeäschert worden sein, wäre es unter den Stürmen des heißen, erbitterten Kampfes von den Preußen eingenommen worden; denn es ist nur zu bekannt, welchen Excessen sich selbst der am besten disciplinirte Soldat der civilisirtesten Nation in solchen Augenblicken der höchsten Aufregung nur zu leicht überläßt, zumal, wenn er vielleicht kurz zuvor Anstrengungen und Entbehrungen aller Art zu ertragen hatte, wie es hier bei den Preußen der Fall gewesen war.

Kaum aber hatte sich die zuverlässige Nachricht von der Waffenruhe in der Stadt verbreitet, als auch schon eine wahre Wallfahrt der Presburger nach den verschiedenen Punkten des Schlachtfeldes entstand.

Ganze Züge sah man Blumenau zu wandern, und selbst die steilen Pfade, die an dem Jägerhause vorüber zu der Höhe des Gemsenberges führen, waren mit Menschen bedeckt, unter denen man neben den Männern auch Weiber, und sogar einige ältere Kinder, bemerken konnte, deren dringenden Bitten sie mitzunehmen die Eltern nicht zu widerstehen vermocht hatten, nachdem jede Gefahr verschwunden war.

Mochte auch die Neugier viel zu diesen Wanderungen beitragen, so darf doch die menschenfreundliche Absicht, den sterbend auf dem Schlachtfelde Liegenden den letzten Trost, den Verwundeten Hilfe und Erquickung zu bringen, dabei nicht außer Rechnung gelassen werden.

Besonders war es ein Stand der Bewohner Presburgs, der seine Thätigkeit auf eine bewundernswerthe Weise äußerte.

Kaum war es bekannt geworden, daß für die österreichischen Verwundeten das Sanitätspersonal nur in sehr ungenügender Anzahl vorhanden sei, da eilten die Civilärzte und Wundärzte, und Alle, die

dem Stande der Heilkünstler angehörten, hinaus auf die Schlachtlinie alles Andere vergessend über dem einen Gedanken, ihren leidenden Landsleuten Hilfe zu bringen und Beistand zu leisten.

Und diese that wahrlich Noth!

Gar Mancher dankt die Erhaltung seines Lebens oder eines schwerverwundeten Gliedes nur dem Eifer der Civilärzte Presburgs, denn ohne diese hätte er bei dem Mangel an Militärärzten elend umkommen, oder für seine Lebenszeit zum Krüppel werden müssen!

Boten die Bürger, welche, nicht selten mit ihren Frauen oder Töchtern am Arme, dem blutgetränkten Felde zuzogen, bepackt mit schwerbeladenen Körben, nicht selten auch Flaschen oder verschiedenartige Victualien — doch nicht zu eigenem Gebrauche — in den Händen tragend, einen eigenthümlichen Anblick, der mit der Umgebung von Tod, Blut und Zerstörung nicht in Einklang zu bringen war, so mußte es unter den bestehenden Verhältnissen kaum weniger auffallend erscheinen, daß gegen 7 Uhr Abends der preußische General von Stülpnagel, begleitet von einem Adjutanten und einem Reitknecht, nach dem Quartiere des Commandanten fragend, so ruhig durch die Straßen Presburgs ritt, als gälte es einen freundschaftlichen Besuch bei einem Cameraden.

War es die Neugier, Presburg kennen zu lernen, was den General von Stülpnagel zu diesem etwas kecken Ritte bewog — denn er konnte leicht wegen Ueberschreitung der Demarcationslinie gefangen genommen werden, — wurde er zu demselben durch die Verfolgung militärischer Zwecke bestimmt, — das wollen wir ununtersucht lassen; genug Herr von Stülpnagel gab als Grund, vielleicht aber auch nur als Vorwand, seines Besuches an, daß er über die Demarcationslinie bisher noch ohne alle Kenntniß sei, und sich diese daher erbitten müßte, um sie nicht unwissentlich zu verletzen.

Vielleicht hätte man ihm antworten können, er würde besser gethan haben, die gewünschte Auskunft bei seiner militärischen Behörde, nicht aber bei der österreichischen, zu suchen; man ertheilte sie ihm aber bereitwillig und so kehrte er unbelästigt, wie er gekommen war, zurück, nachdem er in dem „Grünen Baum“ sich überzeugt hatte, daß die dort verschänkten Weine sehr trinkbar sind.

Mit dieser letzten That lassen wir den Vorhang vor unserem Bilde des Gefechtes von Blumenau herabrollen, durch welches das

…anke verbeugte sich Meister.
…ort:
…r Freude ich diese für Sie günstigen Nach…
… so großer Theilnahme erfuhr ich erst gestern,
…ei Königgrätz bekamen, Sie hindern wird,
…r um Ihren Besuch bitten, um Sie zu
… Ihre Zukunft hegen, und was ich thun
…der Sie dabei zu unterstützen.“
… Leutseligkeit des Fürsten, die ihm
…chien, daß er seiner Selbstachtung

…ie Geschicklichkeit, die ich mir
…ür mich und meine Braut zu
…erde, sobald ich die Entlas-
…ie daher eine Xylographie-
…oncession bedürfen werde,
…en wollten, mir diese zu
…sten Danke verpflichtet

…n,“ entgegnete der
…orschriften; sollten
Sie derselben ver-
…haft sein, Ihrer
…etzen zu las-
…child. Das
…nd es wird
neue An-

…n ent-
…war,

…ei-
…le

blutige öster…
Kampf im …
Wir m…
benutzend, dem …

Die letzten Krieg…

Zweite…

Hauptmann Mühl… Julius sahen sich in ihr… der Erstere.

Als geborner Tiroler h… denen er das Commando einer … Bestimmung nach dazu verwen… Garibaldis von dem österreich… beweiskräftige Ueberredungsgabe … zu seinem Bedauern aber wurde … Corps der Nordarmee zugetheilt un… Gegend von Presburg verwendet.

Zwar bot sich auch hier bei Re… Preußen einige Kugeln zu wechseln, aber … Hauptmann Mühlenberg und sein A… wir Julius in militärischer Beziehung …

Beide fühlten sich daher hoch erfr… lust durchglüht, als am 15. August der Bef… grenze des Reiches aufzubrechen, welche von … bedroht wurde.

Freudigen Muthes brach das Corps au… Colonnen auf.

Rastlos ging es in forcirten Märschen … entgegen, und während der fünf Tage ununterbroche… das Corps des Feindes ansichtig wurde, schien es, als …

gedienten Soldaten eben so wie die jüngst eingetretenen Rekruten vor Ungeduld das Zusammentreffen mit den Garibaldianern nicht erwarten.

Geführt von dem Oberst-Lieutenant Graf Mensdorff erreichten die fünf und eine halbe Compagnie des Corps, die unter seinem Befehle standen, und zu denen auch die des Hauptmann Mühlenberg gehörte, am 14. August Auronzo und augenblicklich ging es zu dem Angriffe auf die Rothhemden.

Die Garibaldianer waren zwar nicht weniger als 8 Bataillone stark, aber was fragten die Alpenjäger nach der Zahl ihrer Feinde?

„Drauf!“ hieß es bei ihnen, doch nicht „drauf“, wie der unvernünftige Stier gegen einen rothen Lappen rennt.

Zwar reizten auch hier die rothen Hemden zum Angriffe, aber klug benutzten die Schützen, sich in einer breiten Linie ausdehnend, jeden Baum, jeden Felsblock zu ihrer Deckung, um dem vielfach überlegenen Feinde mit dem möglichst geringen eigenen Verluste den möglichst großen Schaden zuzufügen.

Nicht Muthlosigkeit der wackern Gebirgssöhne bewog sie zu dieser Taktik, sondern die gewöhnliche Klugheitsregel des Gebirgskrieges, bei der es oft, meistens sogar, mehr den Kampf des Einzelnen gegen den Einzelnen als der Massen gegen die Massen gilt, wie bei der geregelten Feldschlacht in großen Ebenen.

In vorderster Reihe, seinen Leuten ein rühmliches Beispiel gebend, kämpfte Hauptmann Mühlenberg.

Gleich den Mannschaften führte auch er einen Stutzen und wehe dem Rothhemde, welches in den Bereich desselben kam: Sein Leben war unrettbar verloren, denn noch keine Kugel hatte Hauptmann Mühlenberg entsendet, ohne Den, welchem sie galt, niederzustrecken.

In unmittelbarer Nähe neben dem Hauptmann hatte Julius sich einen starken Baum als Schutzwall ausgesucht und auch er gab Proben seiner Geschicklichkeit als Schütze, obgleich er seinem Hauptmann weit nachstand.

Er sollte aber bald Gelegenheit finden, einen Meisterschuß zu thun.

Wüthend über den Tod vieler seiner Cameraden trat ein Garibaldianer, dessen oft treffende Schüsse ebenfalls den geübten Schützen bezeichneten, auf den Felsblock, dessen Schutzwehr er bisher nur verlassen hatte, um seinen Schuß auf einen der Alpenjäger abzufeuern, der ihm einen sichern Zielpunkt zu bieten schien.

Er schwenkte seinen Hut, als wollte er die Aufmerksamkeit der Seinigen sowohl, wie seiner Feinde, erregen und ergoß sich dann in den gemeinsten Schimpfworten und Schmähungen gegen die Oesterreicher, die er der Feigheit beschuldigte und herausforderte, wenn sie wirklich Muth hätten, ihre Verstecke zu verlassen und zum geschlossenen Angriffe vorzugehen.

Das kecke Rothhemde vergaß bei seinen Verhöhnungen, daß er selbst so eben erst hinter seinem Verstecke hervorgekommen war, und daß der geschlossene Angriff gewiß eher die Sache der wenigstens sechs Mal stärkeren Italiener gewesen wäre, als des kleinen Häufleins der tapfern Alpenjäger.

Der Vorwurf der Muthlosigkeit, der Feigheit sogar, traf daher viel mehr seine eigenen Landsleute, als seine Feinde.

Doch die Strafe für seine beschimpfenden Worte sollte ihn auf der Stelle treffen.

Julius, der zufällig in eben dem Augenblicke seinen Stutzen frisch geladen hatte, in welchem der Kecke hervortrat, legte augenblicklich auf ihn an, und obgleich heftiger Zorn über die Beschimpfungen ihn durchzitterte, blieb seine Hand doch fest und sicher genug und von seiner Kugel mitten in das Herz getroffen, stürzte der übermüthige Prahler von seinem Felsblocke herab.

Es war offenbar einer von den Führern der ganzen Schaar, denn sichtlich bemächtigte sich derselben nach dessen Fall eine große Unruhe und nicht lange dauerte es, da traten die Rothhemden ihren Rückzug an.

Zufrieden mit dem Erfolge dieses ersten Zusammentreffens, führte Graf Mensdorff sein Corps zurück in die Quartiere, wo die Jäger heiteren Muthes der Ruhe und der Erquickungen genossen, die ihnen hier geboten wurden.

Sie erzählten sich gegenseitig ihre Beobachtungen, die sie während des Gefechtes gemacht hatten und allgemein sprachen sie den Wunsch aus, die Rothhemden recht bald wieder vor die Mündungen ihrer Stutzen zu bekommen.

Früher, als sie es glauben mochten, sollte ihnen die Erfüllung ihres Wunsches werden, denn schon am nächsten Morgen um 8 Uhr traf die Meldung ein, das ganze Corps Garibaldis scheine eine Bewegung seitwärts gemacht zu haben, um an
tung, die vielleicht weniger streng bew

Der Weg nach St. Stefano, hieß es, ist durch den Feind gesperrt.

Es galt nun vor allen Dingen, sich Gewißheit über die Stärke und die Bewegungen der Garibaldianer zu verschaffen.

Die Hörner ertönten und kampfbegeistert traten die Compagnien des Grafen Mensdorff an.

An der Front herabgehend, wünschte der Oberstlieutenant den Jägern einen freundlichen guten Morgen, den sie mit soldatischer Herzlichkeit erwiederten; dann sagte er:

„Ich wünsche durch Entsendung einer Patrouille genaue Kenntniß von dem Stande der Dinge zu erhalten. — Wer will sie freiwillig mitmachen?"

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, traten mehrere Offiziere und eine größere Anzahl Jäger hervor.

„Genug! Genug!" rief Graf Mensdorff, hoch erfreut durch den Muth seiner Leute.

Das Commando der aus 60 Mann bestehenden Patrouille übergab der Oberstlieutenant dem Hauptmann Graf Wurmbrand, dem sich der Hauptmann von Wachtler und der Hauptmann Mühlenberg, so wie der Oberlieutenant, Baron Geyso, anschlossen.

Daß Julius unmittelbar nach seinem Hauptmann vorgetreten war, ist selbstverständlich.

Es war ein gefährliches Terrain, welches die Patrouille zu recognosciren hatte, damit aber unsere Leser sich möglichst orientiren können, halten wir eine genauere Beschreibung des Schauplatzes der nachfolgenden Ereignisse für zweckmäßig.

Auronzo liegt in einem nicht sehr weiten ebenen Thale, welches der Gebirgsbach, die Anziei, durchströmt.

Am linken Ufer dieses wildrauschenden Baches führt über St. Katharina eine schöne Straße nach Belluno. Bei Tre-Ponti geht diese Straße durch einen Engpaß, hinter welchem sie sich mit der Straße von St. Stefano vereinigt.

Kurz vor dem Engpasse ergießt die Anziei sich in die ungestüm strömende Piave.

Der Verbindungspunkt der beiden Straßen bildet den spitzen Winkel eines Dreiecks, welches von den beiden Gebirgsflüssen, so wie vom hohen bewaldeten Bergrücken eingeschlossen wird.

Hier traf die Patrouille des Grafen Wurmbrand auf ein

Detachement der Garibaldianer und im raschen Ungestüm wurde dasselbe zurückgedrängt.

Sie wichen bis Tre-Ponti, hier aber tauchten von allen Seiten Verstärkungen auf, die bald bis zu 500 Mann anwuchsen, und das kleine Häuflein der Alpenjäger in eine gefährliche Lage brachten; denn von den Höhen rechts und links sausten die Kugeln herab und bedroht von der Gefahr, auf der linken Flanke umgangen zu werden, mußte Graf Wurmbrand sich bis zu dem Wirthshause Pietro Celle zurückziehen, hart gedrängt von den Italienern.

Hier kam das Gefecht zum Stehen und Graf Wurmbrand wußte mit solcher Geschicklichkeit und Umsicht seine Stellung zu wählen, daß es ihm gelang, den beinahe zehnfach überlegenen Feind über ein und eine halbe Stunde aufzuhalten.

Inzwischen hatte Graf Mensdorff Kunde von dem Stande der Dinge erhalten, so wie von der dringenden Gefahr, in welcher die von ihm entsendete Patrouille schwebte.

Augenblicklich ließ der Oberstlieutenant Alarm blasen; eine halbe Compagnie blieb in St. Stefano zurück, um den wichtigen, bei dieser Stadt sich befindenden Engpaß zu decken und mit dem übrigen Corps, 700 Mann stark, zog er rasch vorwärts, dem Feinde entgegen.

Dieser hatte auf den waldigen Höhen eine sehr vortheilhafte Stellung eingenommen und seine beiden Flügel vorgeschoben.

Er drohte daher, das Corps der Alpenjäger wie mit Riesenarmen zu umschlingen und in dieser Umarmung zu erdrücken.

Dies zu verhindern war es unerläßlich, die beiden vorgeschobenen Flügel des Feindes ohne Zögern anzugreifen und zurückzudrängen, und was geschehen mußte, geschah augenblicklich mit löwenkühnem Ungestüm, sobald Graf Mensdorff um 10 Uhr Morgens auf die Spitzen der Feinde traf.

Jeder Einzelne der Alpenjäger schien ein Held zu sein. Die jüngsten Rekruten wetteiferten mit den ältesten Veteranen, deren Brust zwei, drei Orden oder Medaillen schmückten, an Muth und Entschlossenheit, zugleich aber auch an kaltblütiger Benutznng jedes günstigen Umstandes.

So wurden die Rothhemden schon um 12 ½ Uhr gezwungen, sich ungeachtet ihrer großen Uebermacht auf ihre feste Hauptstellung bei Tre-Ponti zurückzuziehen.

Aber auch diesen wichtigen Punkt wollten Graf Mensdorff und seine wackeren Alpenjäger nicht in den Händen der Italiener lassen, und durch eben so schwierige als kühne Manöver gelang es dem Hauptmann Köhler auf dem linken und dem Lieutenant Heimberger auf dem rechten Flügel die Feinde zu umgehen. Die wilden Gebirgswässer mußten mehrmals durchschritten, steile Felswände unter dem feindlichen Feuer auf- und abgeklettert werden, aber nichts war im Stande, die Alpensöhne aufzuhalten und mit Schrecken sahen sich die Italiener um 5 Uhr Nachmittags im Rücken ihrer für unnehmbar gehaltenen Stellung bedroht, während zugleich von vorn alle Anstalten zur Erstürmung des Passes getroffen wurden.

Entmuthigt dachten die Rothhemden, welche einen Verlust von 80 Todten und 120 Verwundeten erlitten hatten, nur noch an die Erhaltung ihres Lebens und zum Zeichen der Ergebung erhob sich in dem Engpasse von Tre-Ponti eine weiße Fahne.

Das kleine Corps der Alpenjäger hatte einen glänzenden Sieg erfochten und ihre Freude über denselben wurde noch dadurch erhöht, daß sie keine starken Verluste zu betrauern hatten, denn sie zählten nur 3 Todte und 22 Verwundete.

Unter den Letzteren befanden sich auch der Hauptmann Mühlenberg und Julius, welche allen ihren Cameraden an Tapferkeit würdig zur Seite gestanden hatten.

Ihre Wunden waren zwar nicht lebensgefährlich, aber doch immerhin ernst genug, um ihnen für längere Zeit jede Theilnahme an weiteren Kämpfen zu verbieten.

Sie mußten daher auf die kriegerische Laufbahn vorläufig verzichten und Abschied von dem Corps der Alpenjäger nehmen, welches auch wir zugleich mit ihnen verlassen wollen, um den beiden Verwundeten nach Wien vorauszueilen, wo sie im Kreise ihrer Angehörigen Pflege und Heilung suchen wollten, und wo wir uns zum letzten Male nach all den Bekannten umsehen müssen, die wir dort verlassen haben.

Ehe wir jedoch von dem Blutfelde der Schlachten scheiden, wollen wir hier die für unsere Leser gewiß nicht uninteressante Angabe der Opfer folgen lassen, welche der kurze Krieg an Menschenleben gekostet hatte. Wir stützen uns dabei auf ganz zuverlässige Angaben.

Der streitbare Stand (Combattanten) der beiden Armeen, Nord- und Südarmee, betrug während des Feldzuges im Jahre 1866: 10,932 Officiere und 396,291 von der Mannschaft mit Inbegriff der Unter-

officiere, daher zusammen 407,223 Mann. Der Verpflegsstand der ganzen Armee wurde mit 19,538 Officieren und 627,098 Mann verzeichnet. Von den Combattanten aller Regimenter, Corps und sonstigen Truppengattungen, wurden gleich nach Beendigung des Feldzuges nachgewiesen: von den Officieren als todt 587, als verwundet 1505 und als vermißt 483; von der Mannschaft (mit Inbegriff der Unterofficiere) 10,407 als todt, 27,805 als verwundet und 43,264 als vermißt. Nach den Truppengattungen wurden verzeichnet an Officieren und Mannschaft zusammen, und zwar von der Infanterie als todt 8425, als verwundet 22,683, als vermißt 33,062; von den Jägercorps als todt 1758, verwundet 4613, vermißt 6444; von den Grenzern 72 als todt, 350 als verwundet und 193 als vermißt; von der schweren Cavallerie als todt 158, verwundet 238, vermißt 913; von der leichten Cavallerie als todt 270, verwundet 505 und vermißt 1605; von der Artillerie als todt 309, verwundet 912, vermißt 1351; von den technischen, Sanitäts- und sonstigen Corps als todt 2, verwundet 9, vermißt 179. Von je 1000 Mann des streitbaren Standes erscheinen von den Officieren als todt 53·7, verwundet 137·7, vermißt 44·2. Von der Mannschaft als todt 26·3, verwundet 70·2, vermißt 109·2. Bei der Marine (Schlacht bei Lissa) wurden verzeichnet 3 als todt von den Officieren und 36 von der Mannschaft; 13 als verwundet von den Officieren und 136 von der Mannschaft.

XX.

Flüchtige Umschau aus der Vogelperspective.

Freudig und herzlich war das Wiedersehen des Rittmeister von Eisenstern und seiner Schwester Pauline, so wie des Hauptmann von Arnheim, der zwar schon so ziemlich wieder hergestellt war, dem indeß wenig Hoffnung blieb, so ganz zu genesen, daß er wieder in den Dienst treten könnte.

Baron Eisenstern, der durch das Verhältniß, in welchem seine Schwester mit Arnheim stand, schon seit längerer Zeit wahrhaft befreundet mit demselben … seine wahrscheinliche Invalidität, indem …

„Lieber Bruder, ich betrachte es so wenig als ein Unglück, den weißen und mehrfarbigen Rock mit blanken Knöpfen gegen ein dunkel- und einfarbiges bescheidenes Civilgewand zu vertauschen, daß ich fest entschlossen bin, Dir unmittelbar nach dem Friedensschlusse, der sich ohne Zweifel bald erwarten läßt, entweder mit meinem Beispiele voranzugehen, oder dem Deinigen zu folgen.

„Ich denke, in Zukunft den Dienst des Mars aufzugeben, um mich ganz dem der Venus zu widmen, denn unmittelbar nach dem Friedensfeste feiere ich mein Hochzeitsfest mit meiner Cousine Rosalie von Wartenburg und ich erlaube mir, Dir den sehr weisen Rath zu ertheilen, auch darin nicht hinter mir zurückzubleiben, indem Du Deine Verbindung mit meiner Schwester auch gleich nach dem Frieden schließest.

„Was meinst Du, Pauline; wäre es nicht ein hübsches Familienfest, wenn wir uns an einem und demselben Tage trauen ließen, da dies leider nicht an einem und demselben Orte geschehen kann? Denn bei mir machen die Familienverhältnisse Rosaliens es unerläßlich, unsere Vermählung in München zu begehen, während Du natürlich unserem Vater die Freude nicht wirst versagen wollen, Dich vor seinen Augen mit dem ihm theuren Arnheim verbinden zu lassen, und gewiß wird der Vater nichts dagegen einzuwenden haben, daß Du in Zukunft mit Deinem Manne wechselsweise bei ihm auf dem Gute und in Prag lebst."

„Ich habe darüber nichts zu entscheiden," entgegnete Pauline mit schelmischer Verschämtheit. „Es ist ganz Sache des Herrn Hauptmann von Arnheim, wie schnell er seine militärische Despotie über mich armes, schwaches Mädchen antreten will."

„O, meine Pauline," sagte Arnheim feurig, indem er ihre Hand an seine Lippe zog, „kannst Du daran zweifeln, daß ich mich danach sehne, je eher, je lieber unter Dein sanftes Joch zu kommen?"

„Das wäre also abgemacht," sagte der Rittmeister: „Wir feiern unsere Hochzeit an einem und demselben Tage; diesen wollen wir aber, damit wir uns bis zum letzten Augenblicke als gehorsame, wohldisciplinirte Soldaten zeigen, von der Bestimmung unseres Kaisers abhängig machen. — Ich schlage daher vor, daß unsere Trauung genau 8 Tage nach dem Abschlusse des Friedens erfolgt. — Einverstanden?" fragte er, indem er dem Freunde und der Schwester seine beiden Hände reichte.

„Einverstanden!" antworteten Beide und schlugen ein, ohne sich zu besinnen.

„Weißt Du wohl, Bruder," sagte darauf Pauline, „daß Du mir durch die Erklärung, Dich schon so bald mit Rosalie verbinden zu wollen, einen wahren Stein von der Brust genommen hast?"

„Wie so das?" fragte er verwundert.

„Weil ich fürchtete, daß Du Dich von einer gewissen schönen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible] Frauen, [illegible]" [illegible] Rittmeister [illegible] Margarethe, [illegible] seiner Schwester mehrmals [illegible] gemacht hatte [illegible] Freundin Pauline's bekannt war. „Sie haben mich [illegible] gebracht, indem Sie meine [illegible] der Treue einer schönen Frau verrieben?"

„Ganz absichtslos, Herr Rittmeister," versicherte Margarethe unbefangen. „Hätte ich aber geglaubt, daß Ihnen an der Geheimhaltung —"

„Fasse keine schlechte Meinung von meinem Bruder," fiel Pauline ihrer Freundin in das Wort, und um das Gespräch von diesem Gegenstande abzubringen, erzählte sie ihr, daß sie und ihr Bruder [illegible] mit ihrem Verlobten, den Vorsatz gefaßt hätten, ihre Trauung an einem und demselben Tage vollziehen zu lassen.

„Wie wäre es," fragte sie dann, „wenn Du unserem Beispiele folgtest? Es würde mir für die Zukunft eine angenehme Erinnerung sein, mit meiner besten Freundin gemeinschaftlich die [illegible] meiner Verbindung begehen zu können und vielleicht fügt es ein glücklicher Zufall, daß dieser wichtigste Tag in dem Leben einer Frau uns einmal vereint sieht."

„Ich weiß nicht," sagte Margarethe [illegible], und indem sie einen fragenden Blick auf ihren Verlobten richtete, „ich weiß nicht ob das möglich sein wird, und ob die [illegible] Verhältnisse Meisters — ob die erforderliche Caution [illegible]"

„Meine [illegible] Verhältnisse [illegible]" Meister [illegible], „[illegible] Tagen [illegible]

[illegible]

in der ganzen Monarchie noch manches andere Liebespaar mit Sehnsucht auf den Frieden, um das Band der Ehe schließen zu können, wenn auch nicht an dem gleichen Tage mit unseren drei bekannten Paaren.

Meister hatte sich übrigens um so schneller zu der Festsetzung seiner Verbindung mit Margarethe bestimmen lassen, da er sich in einer freudig-gehobenen Stimmung befand.

Er hatte dazu auch allen Grund, denn es war ihm an diesem Morgen ein großes Glück zu Theil geworden; wenn aber etwas seine Freude darüber trüben konnte, so war es der Umstand, daß er die wahre Veranlassung zu demselben in seine Brust verschließen mußte, so, daß er sie nicht einmal seiner geliebten Margarethe mittheilen durfte.

Wir wollen sie indeß unseren Lesern nicht verschweigen, zumal sie mit dem früheren Leben Meisters vertrauter sind, als Margarethe es jemals werden durfte.

Am frühen Morgen eben dieses Tages war Meister durch einen Boten für 10 Uhr Vormittags zu dem Fürsten Löwenkron beschieden worden und in großer Spannung, was der Fürst, mit dem er seit jener peinlichen Stunde, in welcher er ihm ein beschämendes Geständniß ablegte, nicht wieder in Berührung gekommen war, ihm zu sagen haben könnte, eilte er zu der festgesetzten Stunde zu demselben.

Daß dies nichts Unwichtiges sei, sagte ihm eine freudige Ahnung, während ein stolzes Bewußtsein ihm zuflüsterte, daß es auch nichts Unangenehmes sein könnte.

Dennoch fand er sich auf das Freudigste durch das überrascht, was der Fürst ihm mitzutheilen hatte.

Meister wurde augenblicklich eingeführt, sobald der Kammerdiener ihn meldete und Fürst Löwenkron trat ihm freundlich einige Schritte entgegen.

„Euer Durchlaucht haben befohlen — “, sagte Meister, sich verbeugend. Doch der Fürst fiel ihm in das Wort:

„Herr Oberlieutenant“, sagte er, „seitdem Sie das erste Mal bei mir erschienen, und mir unter Umständen, die für Sie sehr schmerzlich sein mußten, und die wir daher nicht weiter erwähnen wollen, höchst wichtige Dinge mittheilten, habe ich Sie unablässig mit aufmerksamen Blicken verfolgt, und seitdem Sie unter dem Namen Meister durch meine Vermittlung bei dem Regiment Deutschmeister eintraten, bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke, ist keine Ihrer Handlungen für mich ein Geheimniß geblieben.

„Mit wahrer Genugthuung, mich für einen Mann verwendet zu haben, der es so verdiente, wie Sie, hörte ich von den wiederholten Beweisen der Tapferkeit, die Sie auf den verschiedenen Schlachtfeldern unseres unglücklichen Krieges gaben, und für welche die Ordenszeichen, welche Ihre Brust schmücken, die wohlverdiente Anerkennung aussprechen.“

Mit stummem Danke verbeugte sich Meister.

Der Fürst fuhr fort:

„Mit eben so großer Freude ich diese für Sie günstigen Nachrichten vernahm, mit eben so großer Theilnahme erfuhr ich erst gestern, daß die Wunde, welche Sie bei Königgrätz bekamen, Sie hindern wird, fortzudienen. Ich ließ Sie daher um Ihren Besuch bitten, um Sie zu fragen, was für Pläne Sie für Ihre Zukunft hegen, und was ich thun kann, um dieselben zu befördern oder Sie dabei zu unterstützen."

Wahrhaft gerührt durch die Leutseligkeit des Fürsten, die ihm als ein deutlicher Beweis dafür erschien, daß er seiner Selbstachtung wieder werth sei, sagte Meister:

„Euer Durchlaucht, ich wünsche die Geschicklichkeit, die ich mir erworben habe, zu dem Lebensunterhalt für mich und meine Braut zu verwerthen, mit der ich mich verheiraten werde, sobald ich die Entlassung aus dem Dienst erhalten habe. Ich möchte daher eine Xylographie- und Graviranstalt errichten, zu der ich einer Concession bedürfen werde, und wenn Eure Durchlaucht die Gnade haben wollten, mir diese zu erwirken, so würde ich mich dafür zu dem innigsten Danke verpflichtet fühlen."

„Dazu bedarf es keiner besondern Protection," entgegnete der Fürst, „sondern nur der Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften; sollten Sie dazu meiner Unterstützung bedürfen, so seien Sie derselben versichert. Sollte es Ihnen aber erwünscht oder vortheilhaft sein, Ihrer Firma als Xylograph und Graveur den Titel „Hof-" vorsetzen zu lassen, so bestellen Sie dreist bei dem Firmenschreiber Ihr Schild. Das Diplom sollen Sie zu rechter Zeit durch mich erhalten, und es wird mich freuen, der Erste zu sein, der Ihnen Aufträge für Ihre neue Anstalt ertheilt!"

Ein sehr freundliches Lächeln beendigte die Audienz.

Als Meister wenige Schritte von dem Palais des Fürsten entfernt war, trat mit eben so freudiger Miene, wie seine eigene war, Eduard Woronski zu ihm heran.

Ohne auf den Unterschied des Ranges zu achten, ergriff der Freiwillige beide Hände des Oberlieutenants und rief so laut, daß alle Vorübergehenden es hören konnten:

„Eben wollte ich Sie aufsuchen, um meine von Freude und Dankbarkeit für Sie erfülltes Herz gegen Sie auszuschütten."

„Also hat sich mein Rath als gut bewiesen?" fragte Meister.

„Nicht allein als gut, sondern als ganz vortrefflich!" jubelte der junge Graf Woronski. „Mir sind für die Auslieferung der von meinem Bruder mir übergebenen Papiere, welche gewisse hochgestellte Personen arg compromittiren würden, wenn ich sie veröffentlichte, 20,000 Thaler geboten worden.

Etwas kleinlaut setzte er hinzu:

„Freilich unter der Bedingung, daß sie echt sind."

„Das sind sie," versicherte Meister mit der größten Bestimmtheit, „wenn ich auch freilich nicht begreifen kann, wie Ihr Bruder zu dem Besitze derselben gelangte."

„Das gilt mir gleich und ich habe es nicht zu verantworten!" rief Eduard. „Mir genügt, daß sie echt sind, und daß ich durch den Besitz der 20,000 Thaler in den Stand gesetzt werde, gleich nach dem Frieden zu heiraten."

„Eben so wie ich!" sagte Meister lachend.

„Auf ein fröhliches Hochzeitsfest also nach Abschluß des Friedens," fügte er dann hinzu und entfernte sich rasch nach einem freundlichen Gruße, denn es machte jedesmal einen peinlichen Eindruck auf ihn, wenn er durch Eduard's Anblick an sein unglückseliges Verhältniß zu dessen Bruder erinnert wurde, das — wie er nur zu sehr fühlte — vielleicht noch für Jahre einen finstern Schatten auf sein künftiges Leben warf, nachdem es sein vergangenes in tiefe Nacht gehüllt hatte.

Nachdem wir so unsere sämmtlichen älteren Bekannten den Rosenketten der Ehe entgegengeführt sahen, bleiben uns nur noch wenige Worte zu sagen, um einen Abschluß der Periode der neuesten Geschichte Oesterreichs herbeizuführen, welche vielleicht dazu bestimmt war, nur als Vorspiel späterer Ereignisse zu dienen, wie so mancher Roman mit dem Worte Ende geschlossen wird, um nach einiger Zeit zum Staunen der Leser von dem Verfasser, dessen Rolle hier das Schicksal oder die göttliche Vorsehung übernehmen mußte, eine überraschende „Fortsetzung" zu erhalten, nicht minder reich an spannenden Situationen und ergreifender Handlung, als die erste Abtheilung.

XXI.

Es ist Friede!

In dem Conferenzsaale zu Nikolsburg saßen zu der letzten Versammlung die Gewaltigen beisammen, in deren Hände die göttliche Vorsehung die Entscheidung über das Glück oder Unglück, über Gut und Blut, über Leben und Tod vieler Tausende gelegt hatte, indem es ihnen das Werk der Friedensstiftung übertrug.

Und dieses Werk, das hochwichtige, das scheinbar Heil und Segen mit sich brachte, das aber dennoch Unheil und Verderben in seinem Schooße bergen konnte: — Es war vollbracht!

Die von ihren Monarchen mit vollem Vertrauen ernannten Un-

terhändler hatten miteinander, zum Theil erst nach schweren, wenn auch unblutigen Kämpfen und nach heftigen Debatten, die Punkte vereinbart, auf deren Grundlage der Friede abgeschlossen werden sollte, so daß derselbe jetzt nur noch der Ratification der kriegführenden Herrscher bedurfte.

Zuvor aber mußten Alle sich überzeugen, ob auch die sämmtlichen Punkte genau so aufgesetzt wie verabredet worden waren.

Der Vorsitzende der Friedensconferenz, Graf Bismark, sagte daher zu dem Protocollführer:

„Haben Sie die Güte, uns jetzt noch einmal im vollen Zusammenhange den Vertrag vorzulesen:“

Der preußische Rath, welcher das Amt des Protocollanten versah, nahm das gewichtige Actenstück zur Hand und las:

Präliminar-Friedensvertrag.

Ihre Majestäten der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen, beseelt von dem Wunsche, Ihren Ländern die Wohlthaten des Friedens wiederzugeben, haben zu diesem Ende und behufs Feststellung von Friedens-Präliminarien zu Ihren Bevollmächtigten ernannt:

Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich:

Ihren wirklichen geheimen Rath und Kämmerer, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister, Alois Grafen Karolyi von Nagy Karolyi und Ihren wirklichen geheimen Rath und Kämmerer, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister, Adolph Freiherrn v. Brenner-Felsach;

Se. Majestät der König von Preußen:

Ihren Minister-Präsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Otto Grafen Bismark-Schönhausen, welche, nachdem ihre Vollmachten ausgetauscht und in guter und richtiger Form befunden, über folgende Grundzüge als Basis des demnächst abzuschließenden Friedens übereingekommen sind.

Art. I. Der Territorialbestand der österreichischen Monarchie, mit Ausnahme des lombardisch-venetianischen Königreiches, bleibt unverändert. Seine Majestät der König von Preußen verpflichtet Sich, Seine Truppen aus den bisher von denselben occupirten österreichischen Territorien zurückzuziehen, sobald der Friede abgeschlossen sein wird, vorbehaltlich der im definitiven Friedensschlusse zu treffenden Maßregeln wegen einer Garantie der Zahlung der Kriegsentschädigung.

Art. II. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich erkennt die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an, und gibt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaates. Ebenso verspricht Seine Majestät das engere Bundesverhältniß anzuerkennen, welches Seine Majestät der König von Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt.

Art. III. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich überträgt auf Se. Majestät den König von Preußen alle Seine im Wiener Frieden vom 30. October 1864 erworbenen Rechte auf die Herzogthümer Holstein und Schleswig, mit der Maßgabe, daß die Bevölkerung der nördlichen Districte von Schleswig, wenn sie durch

freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen.

Art. IV. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich verpflichtet Sich, behufs Deckung eines Theiles der für Preußen aus dem Kriege erwachsenen Kosten an Se. Majestät den König von Preußen die Summe von 40 Millionen Thalern zu zahlen. Von dieser Summe soll jedoch der Betrag der Kriegskosten, welche Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich laut Art. 12 des gedachten Wiener Friedens vom 30. October 1864 noch an die Herzogthümer Schleswig und Holstein zu fordern hat, mit fünfzehn Millionen Thalern, und als Aequivalent der freien Verpflegung, welche die preußische Armee bis zum Friedensschlusse in den von ihr occupirten österreichischen Landestheilen haben wird, mit fünf Millionen in Abzug gebracht werden, so daß nur zwanzig Millionen bar zu zahlen bleiben.

Art. V. Auf den Wunsch Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich erklärt Se. Majestät der König von Preußen Sich bereit, bei den bevorstehenden Veränderungen in Deutschland den gegenwärtigen Territorial-Bestand des Königreichs Sachsen in seinem bisherigen Umfange bestehen zu lassen, indem Er Sich dagegen vorbehält, den Beitrag Sachsens zu den Kriegskosten und die künftige Stellung des Königreichs Sachsen innerhalb des norddeutschen Bundes durch einen mit Sr. Majestät dem König von Sachsen abzuschließenden besonderen Friedensvertrag näher zu regeln.

Dagegen verspricht Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich, die von Sr. Majestät dem Könige von Preußen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen, einschließlich der Territorial-Veränderungen, anzuerkennen.

Art. VI. Se. Majestät der König von Preußen macht sich anheischig, die Zustimmung Seines Verbündeten, Sr. Majestät des Königs oon Italien, zu den Friedens-Prälminarien und zu dem auf dieselben zu begründenden Waffenstillstande zu beschaffen, sobald das venetianische Königreich durch Erklärung Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen zur Disposition Sr. Majestät des Königs von Italien gestellt sein wird.

Art. VII. Die Ratificationen der gegenwärtigen Uebereinkunft werden binnen längstens zwei Tagen in Nikolsburg ausgetauscht werden.

Art. VIII. Gleich nach erfolgter und ausgetauschter Ratification der gegenwärtigen Uebereinkunft werden Ihre beiden Majestäten Bevollmächtigte ernennen, um an einem noch näher zu bestimmenden Orte zusammenzukommen, und auf der Basis des gegenwärtigen Präliminar-Vertrages den Frieden abzuschließen und über die Detail-Bedingungen desselben zu verhandeln.

Art. IX. Zu diesem Zwecke werden die contrahirenden Staaten, nach Feststellung dieser Präliminarien, einen Waffenstillstand für die kaiserlich österreichischen und königlich sächsischen Streitkräfte einerseits, und die königlich preußischen andererseits abschließen, dessen nähere Bedingungen in militärischer Hinsicht sofort geregelt werden sollen. Dieser Waffenstillstand wird am 2. August beginnen, und die im Augenblicke bestehende Waffenruhe bis dahin verlängert.

Der Waffenstillstand wird gleichzeitig mit Baiern hier abgeschlossen, und der General Freiherr von Manteuffel beauftragt werden, mit Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt einen am 2. August beginnenden Waffenstillstand auf der Grundlage des militärischen Besitzstandes abzuschließen, sobald die genannten Staaten es beantragen.

Zu Urkund des Gegenwärtigen haben die gedachten Bevollmächtigten diese Uebereinkunft unterzeichnet und ihr Siegel beigedrückt.

Nikolsburg, den 26. Juli 1866.

Sobald das Protocoll mit den Verabredungen übereinstimmend gefunden worden war, setzten die Bevollmächtigten darunter ihre Namen mit dem üblichen m. p. dahinter, und der Krieg war beendigt, denn der Waffenstillstand, in den die Waffenruhe überging, war trotz seiner vielen Artikel nur eine Sache der Form, und mit voller Wahrheit konnte unmittelbar nach der Unterzeichnung des Vertrages der harrenden Welt verkündet werden:

„Es ist Friede!“

Eine unheimliche Geisterstimme schien aber die Luft dabei mit der Frage zu durchbeben:

„Auf wie lange?“

Ende des dritten und letzten Theiles.



Inhalts-Verzeichniß

des dritten Bandes.

Seite

Druck von R. v. Waldheim.

[redacted]

DATE DUE			

